

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + Make non-commercial use of the files We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + Refrain from automated querying Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + Maintain attribution The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + Keep it legal Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + Keine automatisierten Abfragen Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + Beibehaltung von Google-Markenelementen Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com/durchsuchen.

GENERAL LIBRARY UNIVERSITY OF MICHIGAN.

THE

Hagerman Collection

OF BOOKS RELATING TO

HISTORY AND POLITICAL SCIENCE

DOUGHT WITH MONEY PLACED BY

JAMES J. HAGERMAN OF CLASS OF '61

IN THE HANDS OF

Professor Charles Kendall Adams

IN THE YEAR

1883.





Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

nod

H. v. Treitschke und 28. Wehrenpfennig.



Zweiundzwanzigster Band.

Berlin, 1868.

Druck und Berlag von Georg Reimer.



In halt.

Erstes Heft.

Der Bonapartismus. V. (Heinrich von Treitschke.)	Seite 1
Die Literatur bes Krieges vom Jahre 1866	
Michelangelo's Gebichte. (W. Lang.)	
Die zweite Session bes Reichstages. (W.)	
Eine Reliquie von Friedrich bem Großen. (D. Hartwig.)	
Zweites Heft.	
Die Reorganisation ber Staats- und ber Selbstverwaltung in Preußen.	
(Dr. Lette.)	— 139
Die Schlacht von Königgrätz. I	
Zur neueren Geschichte Italiens. (W. Lang.)	- 245
Altpreußen und die deutschernssischen Oftseeprovinzen. (Beinrich v. Treitschke.)	- 254
Correspondenz aus Süddeutschland	— 260
Notizen	— 273
	•
Drittes Heft.	
Die Berwaltung ber Stadt Paris. (Dr. E. Löning.)	— 275
Die Bundescivilprozegordnung und die Organisation ber Justiz	— 296
Wallenstein und die Spanier. I. (C. Wittich.)	
Sesterreich und Preußen gegenüber dem französischen Revolutionskrieg. (23.	
Wehrenpfennig.)	
Die Stiftungsseier ber rheinischen Friedrich Wilhelms Universität	
Notizen	— 396
Biertes Heft.	
Aus Italien. I. (H. Reuchlin.)	— 399
Wallenstein und die Spanier. II. (C. Wittich.)	
Iwan Turgénjew. (Julian Schmidt.)	
Aus ben Papieren eines Sachsen	
Mittheilungen aus Otto Ludwig's literarischem Nachlaß. (Hermann Lucke.) .	
Politische Rundschau. (W.)	
Rotizen.	

Fünftes Heft.

Muchlick auf die Geschichte ber Leibeigenschaft. (F.	Thudichum.)		•	Seite 543
Aus Italien. II. (H. Reuchlin.)			•	— 563
Erkmann - Chatrian. (Julian Schmidt.)			• .	– 586
Die Einheit bes oberften Gerichtshofs in Preußen.	(D. Bähr.) .			— 621
Politische Correspondenz. (W.)				— 639
Notizen				
Eathar Call				
Sechstes Heft.				
Die Schlacht von Königgrätz. II. 1				655
Rudblid auf die Geschichte ber Leibeigenschaft. (Sch	luß.) (F. Th	ubichui	n.) .	— 698
Spanien und die preußische Politik. (1814-1825.)	(3 3.)			— 731
Aus Desterreich. Ein Blick auf Wege und Ziele be	8 Herrn von L	Beust.	• •	-748
Schleswig-Holstein landschaftlich und volkswirthschaft	lich. (Mority	Busch.)	١	— 762
Motizen			• •	— 786

. Der Bonapartismus.

V. Das zweite Kaiserreich.

Ständische Selbstsucht war jederzeit die unveräußerliche Gesinnung aller herrschenden Klassen; sie erscheint dem Ange der Nachwelt dann am Häflichsten, wenn sie ben Herrschenden zur anderen Natur geworden ist und sich naiv und unbewußt ausspricht. Jebermann hört jetzt aus ben Schriften des Alterthums ben geistigen Hochmuth jener Massenaristokratien heraus, welche über die Sklaven und Banausen wie über die leere Luft hinwegsahen. Die Wenigsten ahnen, wie sehr wir selber in verwand= ten Gesinnungen befangen sind. Der Mittelstand, welcher heute die öffent= liche Meinung in Deutschland bestimmt, erkennt in dem schrankenlosen Wettbewerbe das Wesen der socialen, in der ungehemmten Discussion die erste, unentbehrliche Voranssetzung der politischen Freiheit, er ist in unvergeflichen Kämpfen dem urtheilslosen Kirchenglauben entwachsen. chem Geiste banken wir die Emancipation bes Landvolkes; durch ihn sind unsere gebildeten Stände die freieste und gerechteste von allen regierenden Rlassen ber Geschichte geworden. Strenge Selbstprüfung sagt uns jedoch, baß auch wir, indem wir für biese reinen politischen Ideale arbeiten, nur wie aus Fesseln heraus reben. Ein stolzer Ebelmann bes achtzehnten Jahrhunderts vermochte leichter die Ideen des heranwachsenden Bürgerthumes zu verstehen, als wir, uns einzuleben in den Gedankenkreis des vierten Stanbes.

Die Gesinnung der arbeitenden Klassen ist von Aristoteles mit dem klassischen Ausspruche gezeichnet worden: xalqovoer kar tes ka node tolle idioes oxolaser — einem Worte, das in den freieren modernen Tagen wohl gemildert, aber nie widerlegt werden kann. Das Privatleben, Schweiß und Sorge der Wirthschaft, ist diesen Schtchten der Gesellschaft der Kern des Daseins; sie mögen mit vollem Rechte danach trachten Einfluß zu gewinnen auf die Leitung des Staates, zu dauernder regelmäßiger Arbeit für den Staat sind sie nicht im Stande. Sie werden selten warm für jenen lebendigen Kampf der Geister, der dem gebildeten Manne das Brot

bes Lebens ist, und sind sehr geneigt, die Freiheit des Gedankens tahin= zugeben für eine wohlwollende Staatsgewalt, welche fraftvoll das Wohl= sein der Vielen fördert; unter allen geistigen Mächten ist es noch immer bie Kirche, welche auf diese Gemüther den stärksten Zauber übt. Hier liegt ber Grund, ber bem Gelehrten ein sicheres Urtheil über die jüngste Entwickelungsstufe des Bonapartismus erschwert. Die Bedeutung des vierten Standes war niemals in der modernen Welt so gewaltig wie un= ter dem zweiten Kaiserreiche. In den Tagen des Conventes beherrschten bie Massen von Paris die Staatsgewalt und entlehnten einen Theil ihrer Macht ber sicher arbeitenden Verwaltungsmaschine. Heute stehen sie außerhalb ber Regierung, und doch bilbet ber vierte Stand die wichtigste Klasse des Staates, beständige Rücksicht auf die Zufriedenheit der klei= nen Leute bleibt der leitende Gedanke des neuen Bonapartismus. Um bas Verbienst eines solchen Shstems aus einer Fülle von Heuchelei und Unsittlichkeit heraus zu erkennen, muß ber gebildete Mann manche der theuersten und edelsten Anschauungen seines Standes gewaltsam zurückbrängen.

Das zweite Kaiserreich fällt in die beiden politischen reichsten Jahr= zehnte ber Gegenwart; und wenn wir gedenken, wie rasch in tollen Sprungen bas Urtheil der Welt über den dritten Napoleon gewechselt hat, so empfinden wir lebhaft, wie alt wir wurden in kurzen Tagen, aber auch, wie turzsichtig die Meinung der Vielen stets von dem Eindruck der letzten Stunde sich bestimmen läßt. Das leibhaftige Gegentheil des unthätigen Bürgerkönigthums hat der neue Bonapartismus tiefer, gewaltsamer als irgend eine Regierung der Gegenwart die socialen Zustände feines Landes umgestaltet; die Kühnheit seines absoluten Willens magte manche tief ein= schneibende Reformen, wozu ein Parlament weder den Muth noch die Unbefangenheit gefunden hätte. Aber dies vielgeschäftige Shitem bestätigt nochmals die Regel, daß eine Regierung um so weniger fest steht, je wei= ter sie ihre Thätigkeit ausdehnt. Die Ahnung, auch dieses prunkende Raiserthum werbe sich am Ende nur als ein neues Provisorium erweisen, hat allen Urtheilen der Feinde wie der Frennde einen leidenschaftlichen Zug der Uebertreibung aufgeprägt. Jedes Wort der Anerkennung vertrocknet uns in der Feder, wenn wir hören, mit wie schamloser Marktschreierei ber Bonapartismus seinen eigenen Ruhm zu singen weiß; an die Größe jenes Rouher'schen Ausspruches: "nein, nein, es ist niemals ein Fehler begangen worden" wird unser bescheidenes deutsches Lob ja doch nie heranreichen. Auch ruhiger Tabel erscheint trivial gegenüber einem Shsteme, dem selbst gemäßigte Gegner als einem gigantischen Abenteuer schon längst in scierlichster Form ben Grabstein gesetzt haben.

Wenn wir bennoch barzustellen versuchen, was die noch unfertigen Bilbungen des neuen Bonapartismus bisher bebeutet und geleistet haben, so geht ber Deutsche an solches Wagniß zum Minbesten mit dem stolzen Gefühle ber Ruhe. Nicht als ob wir uns in thörichter Sicherheit wieg-Seit ben Tagen Ludwig's XIV. werben bekanntlich alle Völker, beren Politik bas Unglück hat ben Franzosen zu mißfallen, von maßlosem Ehrgeize gepeinigt; und anch wir Preußen sind heute, wenn wir ben Ba= riser Blättern glauben wollen, von biesem Laster angefressen, wir haben längst verbient durch einen französischen Zuchtmeister zu sanfteren Empfindungen bekehrt zu werden. Sollte solcher Bekehrungseifer jemals zur That ichreiten, so würde gang Norddeutschland bitter einen Krieg beklagen, ber zwei große Bölker auf Jahrzehnte hinaus zu entfremden broht. Kriegspartei giebt es nicht in Deutschland. Wir wissen auch, daß Frankreich ein ganz anders furchtbarer Gegner ist als weiland Desterreich, wir boffen nicht, daß uns zum zweiten Male das Glück so ungetrübt lächeln werte wie im Sommer 1866. Aber ber Norden würde den Handschuh aufnehmen mit der gelassenen Zuversicht, daß der Einbruch in das Hausrecht unseres Volkes heutzutage mit einer Nieberlage des fremden Uebermuthes enden muß. Auch den Parteien Frankreichs steht der Deutsche ohne Haß und ohne Vorliebe gegenüber, benn wir können nicht finden, daß die Haltung unserer Nachbarn gegen uns seit den Wiener Verträgen sich wesentlich verändert hätte. Wir suchen den Grund dieser bald aufreizenden bald brobenden Staatskunst nicht in irgend welchem politischen Spsteme, sondern einestheils in dem Nationalcharakter, ber sich nicht anbern wird, so lange die Volkserziehung der Franzosen darauf ausgeht, den äußerlichen Ehrgeiz statt bes sittlichen Kernes der Menschenseele zu erweden — zum anderen Theile in uns selber. Wenn Frankreich noch heute in der großen Politik eine Bedeutung behauptet, welche weit über seine wirkliche Macht hinausgeht, wenn die Entscheidung über Krieg und Frieben noch immer in Paris — nicht, wie die Gesittung des Jahrhunderts forbert, in den Hauptstädten aller Großmächte zugleich — liegt, so fällt die Schuld an diesem ungesunden Zustande auf unsere Rheinbundsstaaten, beren unvaterländischer Geist den Franzosen erlaubt auf unsere Zersplitterung zu zählen. Erst wenn bas neue Deutschland vollendet ist, wird bauerhafte, ungetrübte Freundschaft und Achtung die beiben Nachbarvölker verbinden. Wer aber die Nothwendigkeit dieser Vollendung klar und sicher voraussieht, der darf schon jett mit einiger Unbefangenheit über den neuen Bonapartismus sprechen; nur bag er sich hüte vor jenem Scheine der Anmaßung, der scharfen Urtheilen über fremde Leiden so leicht anhaftet. — —

Wir erinnern zuvörberst bas kurze Gebächtniß ber Gegenwart an die Hauptstadien, welche das zweite Kaiserreich durchmessen hat. Staatsstreich folgt zuerst ein Jahr bes lleberganges, die Blüthezeit ber Unsittlichkeit des neuen Systemes. Während die verlogenen Reden bes Präsidenten aus der Zeit der Nationalversammlung in der politischen Lage ihre Erklärung finden, erscheint bas republikanische Gaukelspiel des Jahres 1852 schlechthin frivol und gemein. Hielt ber Präsident eine dritte Volks= abstimmung für nöthig um seine Macht zu befestigen? Ober meinte ber Fatalist, nur auf drei Stufen gleich bem Obeim zur höchsten Gewalt emporsteigen zu können? Entscheidend war wohl, daß der Prinz am 2. De= cember den Schein behaupten mußte, als gelte der Staatsstreich der Rettung ber Republik. Genug, bas officielle Frankreich spielte noch zehn Monate lang mit den gleißnerischen Phrasen republikanischer Treue, ob= gleich ber Staatsstreich nichts anders bedeuten konnte als die Aufrichtung bes Thrones. Noch im September 1852 rersicherte ber Präsident auf seiner Rundfahrt durch bas Land: er sehe in dem wiederholten Anf: "es lebe ber Kalser" mehr eine rührende Erinnerung als eine Hoffnung; ber Minister bes Innern aber ließ sich bie Namen aller Personen melben, welche auf dieser Kaiserreise mit dem Prinzen in Berührung kamen, "bamit sie ber Geschichte nicht verloren geben." Einige Wochen barauf schien ber Wunsch bes Landes nach ber Herstellung des Kaiserreichs un= widerstehlich; die Nation verlangte, wie der Maire von Sebres schwung= voll sich ausbrückte, die Vermählung Frankreichs mit dem Abgesandten Gottes. Run folgt jener Senatsbericht aus Troplong's Feber, ben wir getrost als das Meisterstück bes modernen Bhzantinerthums bezeichnen dür= Warum follte auch bie Sprache bes getreuen Senates sich nicht zu bithprambischer Kühnheit steigern? Troplong gesteht ja selbst: es giebt Au= genblicke, wo der Enthusiasmus auch bas Recht hat Fragen zu lösen! Die Nation frönt nur sich selber, indem sie Napoleon III. front, sie nimmt baburch eine edle und friedliche Rache für die Verträge von 1815. Republik liegt bem Wesen nach in ber burch bas souveräne Volk übertra= genen Kaiserwürde, und ber große Schatten in ben Wolken schaut befriebigt ber Erhebung des Neffen zu! —

Utachte bem Schutze bes neuen Thrones entfalten sich gewaltig alle Mächte ber Arbeit und bes Schwindels; tiefe Stille lagert über dem geisstigen und politischen Leben. Die Meinung der Völker haßt den Kaiser als den Hort der europäischen Reaction, der überall bis in die Asple freier Länder die Kämpfer der Republik verfolgt; sie zittert vor der Stunde, da er unschlbar in die Wege des Oheims einlenken wird. Die Höfe schwanken zwischen dem Widerwillen gegen den Emporkömmling und der

Berehrung für ben Retter ber Gesellschaft. Rußland giebt ben Ausschlag in ben europäischen Händeln, und gerade bieser Hof steht bem Napoleo= niden mit starrem Tegitimistischen Hochmuthe gegenüber. Da bieten die orientalischen Wirren ben Anlaß, Frankreichs Macht und bas Talent sei= nes Führers zu erproben. Es erfolgt eine durchgreifende Berschiebung der Allianzen und Machtverhältnisse, die lebhaft an jene glänzende Zeit bes Consulats erinnert, ba Bonaparte, kanm erst von einer übermächtigen Cealition bedroht, nach wenigen Monaten bie Staaten bes Sübens und tes Nordens zum Bunde gegen das englische Scerecht vereinigte. Zwar bie Ergebnisse des Krimfeldzuges für die orientalische Welt mußten dürftig, fast nichtig bleiben; aber der Waffenruhm ber kaiserlichen Abler wurde bewährt; tie Hülfsquellen tes Landes schienen unerschöpslich, ba die Haupt= stadt mitten im Kriege bas nen=napoleonische Prasserleben weiter führte und dem Gewerbfleiße Europa's eine prunkende Ausstellung bereitete. Dem Napoleoniten ward die Genugthnung, daß am Jahrestage ber Eroberung von Paris ein europäischer Congreß an der Seine unter dem Vorsitze bes französischen Gesandten ben Friedensschluß unterzeichnete. Rußlands lleber= gewicht war gebrochen, Frankreich nannte sich wieder die große Nation. Balb barauf wurde ber kaiserliche Prinz geboren, bas nationale System war verewigt, wie die Behörden im Stile des ersten Raiserreichs sagten. 3m Februar 1857 konnte ber Kaiser ben ergebenen gesetzgebenden Körper entlassen mit der Zuversicht, bald werde man von dem zweiten Kaiser= reiche sprechen wie einst von dem Consulate: "die Befriedigung war überall, und wer nicht schlechte Leidenschaften im Herzen hegte, freute sich an bem Glücke bes Landes."

Dann trat ein kurzer Rückschlag ein: bas Attentat Orsini's brachte Napoleon III. für eine Weile außer Fassung, bas kaum erst gemilberte Spsiem ber Bedrückung ward durch das Sicherheitsgesetz auß Nene angespannt. Die überschwänglichen Glückwünsche aber, welche dem Kaiser nach seiner Errettung zuströmten, bewiesen der Welt, wie sehr die Massen dieses Mannes bedurften; aus ihnen redete unzweiselhaft ein eben solches Gemisch von ehrlichen Empfindungen und Liebedienerei, wie aus jener Obe divis orte donis, die einst Horaz in verwandter Zeit dem Augustus zusang. Den idealen Grund solcher Anhänglichkeit hat Niemand so treffend bezeichnet, wie das enkant terrible der Bonapartisten, der Marquis von Boiss, mit den Worten: "wir lieben Alle den Kaiser; denn Jeder sagt sich: in welchen Sumpf würden wir gerathen, wenn Napoleon stürbe!" Sben in diesen Tagen, da die liberale öffentliche Meinung an dem Kaiser wieder irre ward, traf er zu Plombières mit Cavonr zusammen und brachte den kühnsten und segensreichsten Gedanken seiner europäischen Politik zur

Reife. Denn was auch ber Kaiser später an Italien gesündigt hat, und wie sehr auch ber Verlauf ber Bewegung ben Erwartungen bes Napoleoniden widersprechen mochte — der Ruhm wird dem britten Napoleon bleiben, daß ohne seine Hilse die Erhebung Italiens vielleicht nie begonnen, sicherlich niemals triumphirt hatte. In jenen Stunden ba ber Kaiser unter bem jubelnden Zurufe ber Arbeiter von Paris sich in bas Feldlager begab, galt er wirklich als ein volksthümlicher Herrscher, als ber Vertreter ber Revolution. Nach bem Siege von Solferino schien Frankreichs Hegemonie unter den romanischen Bölkern gesichert; auch besonnene Liberale beugten sich vor dem Befreier Italiens, in weiten Kreisen wiederholte man das überschwängliche Lob: Napoleon ber Kleine ruht bei den Invaliden, der große Napoleon herrscht in den Tuilerien. Es war die Zeit, da der Welttheil an jedem Neujahrsfeste mit der Angst des gebrannten Kindes nach Paris hinüber horchte. Im Bewußtsein seiner Macht wagt jetzt ber Raiser die große handelspolitische Reform; ber stolze Gedanke, ganz West= europa zu einem freien Marktgebiete zu vereinigen, geht ber Erfüllung entgegen. Ungleich bedachtsamer schritt man an den Ansbau ber Ber= fassung; immerhin erweckte bas Decret vom 24. November 1860 bei Leichtblütigen die Hoffnung, es werbe die bemokratische Tyrannis mit ben constitutionellen Ideen sich versöhnen, und aus der Auflösung der alten Parteien eine neue Mittelpartei, liberal und bynastisch zugleich, her= vorgehen.

Alle Welt weiß, wie graufam diese Hoffnung betrogen ward. Gleich= wie einst bald nach dem Jahre 1840 die Meinung sich bildete, das Ge= stirn der Orleans sei im Niedergeben, so steht heute schon längst das nicht minder berechtigte Urtheil fest, daß das zweite Kaiserreich seit sechs ober acht Jahren seinen Höhepunkt überschritten hat. Das Sinken begann, seit die Geschichte überall neue Berwickelungen hervorrief, welche dem An= spruche Frankreichs, ber Lehrmeister aller Welt zu sein, schlechterdings nicht entsprachen. Schon die Gründung des Königreichs Italien war bem Ansehen der napoleonischen Krone zum Mindesten nicht förderlich. Dann bewies die unvermeidliche Unthätigkeit des Cabincts während des polnischen Aufstandes, daß Frankreich nicht stark genug war seine sogenannten Alliir= ten zu schützen. Vergeblich versuchte ber Kaiser nochmals als ber Schirm= herr des curopäischen Friedens aufzutreten; er lud die Großmächte in fast brohender Sprache zu einem Congresse: jede Weigerung verrathe geheime Plane, welche das licht des Tages scheuten! Gerade als diese hochtraben= den Worte in die Welt hinausgingen, begann der schleswig=holsteinische Arieg und mit ihm der große Gang ber deutschen Politik. Die staat8= mannische Haltung bes Raisers während ber Kämpfe um Düppel und

Alsen erwarb ihm bei ben Dentschen Anerkennung und oftmals llebersschung, bei seinem Bolse nur Spott und Tadel. Unterdessen hatte das zweite Kaiserreich in Mexico sein Spanken gefunden. Eine Kette grober Fehlgriffe, ein unbegreisliches Verkennen der Lebenstraft der Vereinigten Staaten führte zu beschämenden Niederlagen, gefährdete die Würde und den Ruf der Krone, zerrüttete Finanzen und Heer dergestalt, daß der Staat beim Ausbruch des großen deutschen Krieges zum bewaffneten Einstreten nicht im Stande war. So vollzog sich die Gründung des deutsschen Staates, ein surchtbarer Schlag für alle theuersten Vorurtheile unsserer Nachbarn, und zugleich wurde die von Frankreich begonnene Einigung Italiens durch Preußens Siege weiter geführt.

Unterressen war der Kaiser gealtert, und von den fräftigen Gehilfen, bie seine Krone stütten, Einer nach bem Anbern bahingegangen: St. Arnaub und Magnan, Pietri und Mocquart, Billault und Fould, Persigny und ror Allen Morny; ber Despotismus aber hatte sich hier wie überall unfähig erwiesen neue staatsmännische Talente großzuziehen. Jest ist ber Widerstand ber gebildeten Klassen zu neuem Eifer erwacht, bas Frondiren wieber eine modische Kunft geworben, und seit bem Rückzuge aus Mexico ertont unter ben Gegnern immer zuversichtlicher ber Ruf l'empire est Der erneute Aulauf zur Reformpolitik, den die Regierung im Januar 1867 magte, hat nur zu tastenden Versuchen, zu wiederholten Rückfällen geführt, und nicht entfernt jenes Bertrauen gefunden, wie weiland das Decret vom November 1860. Durch den Bankbruch des Cretit = Mobilier und die fortschreitende Ueberschuldung der Staatsfinanzen, durch die Entvölkerung des flachen Landes und den endlosen Umbau ber Städte ist der Zweifel an der Gesundheit der neuen wirthschaftlichen Blüthe erregt, durch den Tag von Königgrätz der Blick geschärft worden für bie Schäben bes heimischen Staates. Auch das Vertrauen ber Nachbarrölker ist seit dem häßlichen Luxemburger Handel und der Wiederbesetzung Roms bis auf ben Grund zerstört. Die Umgestaltung bes Heeres und vornehmlich die großartigen Versuche zur Hebung der Volksbildung beweisen freilich, daß ber Bonapartismus nicht gesonnen ist den Gefahren ber Zeit nach der Weise ber Orleans nur eine unfruchtbare Politik bes Widerstandes entgegenzustellen. Aber die Mahnung "Krieg oder Freiheit," tie heute selbst von verständigen Franzosen erhoben wird, giebt ein trauriges Zeugniß zugleich für jenen Uebermuth, der das Recht der Nachbarn mit Füßen zu treten gewohnt ist, wie für die Verzweiflung einer Nation, welche die Unwürdigkeit ihrer Lage empfindet, ohne die nachhaltige Kraft zur Erhebung in sich zu fühlen. Wer die Gewalt bes Gegensatzes ber Parteien und ber Stände in dem neuen Frankreich kennt, den nimmt es nicht Wunder, daß die Ohnastie nicht auf die Zukunst zählen kann, und der Kaiser soeben für nöthig hielt, der Nation wieder einmal die Rechtstitel seines Hauses vorzurechnen; trauriger ist, daß nach sechzehnjährigem Bestande des Kaiserreichs noch immer die Frage aufgeworfen werden muß: ob diese große Nation überhaupt eine Versassung besitze?

Die wiederholten gewaltsamen Thronwechsel der neuen französischen Geschichte, die rücksichtslose Selbstsucht, womit bert jede herrschende Klasse ihre Gewalt ausbeutete, haben schließlich bie Monarchie in bem alten, ein= fachen Sinne bes Worts vernichtet. Das neue bonapartistische Shitem ist weber ein aufgeklärter Despotismus im Stile bes achtzehnten Jahr= hunderts, noch schlechtweg eine Erneuerung bes napoleonischen Soldaten= kaiserthums, sondern eine selbständige, durchaus moderne Staatsform: eine persönliche Thrannis, gewählt burch die Massen und regierend zum Besten biefes zu seinem Selbstbewußtsein gelangten vierten Standes. in dem gesetzlichen Königthume, auch unter einer absoluten Krone, alle Institutionen und Staatssitten barauf ausgehen bie Person bes Monarchen bem Rampfe ber Parteien zu entziehen und selbst unter einem unfähigen Fürsten ben geregelten Gang bes Gemeinwesens zu sichern, trägt umgekehrt in dem neuen Frankreich bie Person bes Monarchen grundsätz= lich die Berantwortung für das Schicksal bes Staates, und Niemand bezweifelt, daß sogar ein genialer Minister unter einem talentlosen ober verhaßten Kaiser nicht im Stande wäre bas System auf die Dauer zu erhalten. Der Doctrinär bes zweiten Kaiserreiche, ber Herzog von Persigny, pflegt den Erwählten des Volkes den homme-peuple zu nennen; der Ausbruck enthält in schmeichterischer Wendung ben richtigen Ginn, daß bies Kaiserthum eine höchst persönliche Würde ist, die durch täglich erneute Sorge für bas Wohl ber Bielen behauptet werden muß. Es ist mahr, die Mehrzahl der Wähler hat den dritten Napoleon erhoben um seines Namens willen; aber kein Unbefangener wird aus biefer Macht ber na= poleonischen Erinnerungen ben Schluß ziehen, baß die Masse ber Franzosen mit berselben Treue an ben Bonapartes hänge wie bie Preußen an ben legitimen Hohenzollern ober weiland die Hollander an dem Thrannenhanse ber Dranier. Jedes Band ber Pietät zwischen Volk und Fürsten= haus ist in Frankreich durch die Stürme zweier Menschenalter zerstört; bas Juteresse bildet hier die einzig mögliche Verbindung der Negierenden mit ben Regierten, und in ber That hat kein Staat ber neuesten Geschichte so unbefangen wie bas zweite Kaiserreich die Selbstsucht seiner Bürger verwerthet. Der neue Bonapartismus ist wirklich, wie Freund und Feind ihn oftmals nannten, ein gouvernement indiscutable: nicht bles wegen Jeines unheimlichen Ursprunges, sondern vornehmlich, weil der Geist die=

ses Spstemes materialistisch sein und bleiben muß, also rückhaltslose Prüsfung nicht verträgt.

Es leuchtet ein, daß das Oberhaupt eines solchen Gemeinwesens verantwortlich sein muß. Wenn Laboulahe und antere Liberale gegen biese Thatsache zu Felde ziehen mit ben befannten constitutionellen Sätzen, baß Regieren und Berantwortlich sein, gleichzeitig gedacht, einen Widerspruch bildet, und mithin seit ber Einführung bes Erbkaiserthums bie Verantwortlichkeit bes Staatsoberhauptes hinweggefallen sei, so erwidern wir: die Rechtslehren bes parlamentarischen Königthums lassen sich auf eine bemofratische Thrannis nicht anwenden. Die Gründung bes Kaiserthums war lediglich ein Namenwechsel, ber an der rechtlichen Natur ber Präsidentenwürde nichts Wesentliches änderte. Die Erblichkeit dieser Krone ist vorrerhand noch eine unsichere Anweisung auf die Zukunft, die Berantwortlichkeit bes Raisers bagegen ein Grundsatz, bessen unwandelbare Fortbauer noch heute von den Würdenträgern bes Raiserreichs Rouher und Troplong ausbrücklich behauptet wird und bessen praktische Durchführung burch bie Verfassung selber ermöglicht ist. Glaubt ber Kaiser ber Massen sicher zu sein, so barf er nach Artikel 5 an bas souverane Bolk appelliren eine gewaltige Waffe bes Despotismus, welche, zur rechten Stunde und mit napoleonischer Sittlichkeit gebraucht, die Vollgewalt ber Krone jederzeit vermehren kann, und auch unbenutt jede Hoffnung auf ein par= lamentarisches Regiment ausschließt.

Finden bagegen die Massen, daß ber Erwählte ihre Interessen nicht mehr vertritt, so weist das Vorwort der Verfassung den Weg, um den Kaiser zur Verantwortung zu ziehen. Ein französisches Staatsoberhaupt für unverantwortlich erklären, heißt es bort, "bas bedeutet: bas öffentliche Gefühl belügen, bas bedeutet: eine Fiction aufstellen, welche breimal unter bem Lärm ber Revolutionen zerstoben ist." Deutlicher läßt sich boch nicht sagen, daß der Kaiser seine Krone trägt und tragen will auf die Gefahr bin durch eine vierte Revolution vertrieben zu werden. Man mag betrauern, daß das Grundgesetz einer gesitteten Nation mit chnischer Unbefangenheit gesteht: unfer Regiment ist ein va-banque-Spiel; aber es frommt nicht, mit gutherziger Selbsttäuschung in diese Verfassung eine Festigkeit des Rechtes hineinzubeuteln, welche in bem modernen Frankreich unmöglich ist. Die napoleonische Krone besitzt nicht die Sicherheit bes Erbkönigthums, eben barum ist sie ausgerüstet mit einer Machtfülle, welche ein legitimer Monarch nie erreicht: "ba bas Staatsoberhaupt verantwort= lich ift, fagt jenes Vorwort, so muß seine Thätigkeit frei und ohne Hemmniffe fein."

Kein Zweifel, der neue Bonapartismus hegt die Absicht, gleich dem

ersten Kaiserreiche, einen neutralen Boben zu bilben, darauf die Trümmer der alten Parteien sich zusammenfinden sollen. Er kümmert sich nicht um die Vergangenheit seiner Helfer und nimmt Alle in seinen Dienst, welche bie neue Ordnung anerkennen. Er hat nach einigen Jahren des Druckes jebem verbannten Gegner, ber sich zum Gehorsam verpflichtet, die Rückkehr gestattet, er kommt immer wieder zurück auf die Mahnung, die Größe des Vaterlandes über die Parteien zu stellen. Wer kennt nicht jenes pa= thetisch-großherzige Schreiben des Kaisers, das die Freilassung des gefähr= lichen Verschwörers Barbes befahl, weil dieser seine patriotische Begei= sterung für den Krimfrieg ausgesprochen hatte? Das Kaiserthum will auch nicht einem Stande allein dienen; es weiß den Chrgeiz und die Erwerbslust der Bourgeoisie zu befriedigen und hat sogar den Adel hergestellt — ein vortreffliches Mittel, tausend Familien durch ben gemeinen Ehr= geiz sowie durch die Angst vor der Beseitigung erschlichener Abelstltel an die Kronc zu binden, aber auch ein Beweis, daß man Neigungen und Vorurtheile der höheren Stände schonen will. Ja, Herr v. Persigny preist in Tischreben und Proclamationen als den eigenthümlichen Vorzug "ben eminent socialen Gebauken" bes neuen Systemes, baß jede frühere Regie= rung nur eine der drei Klassen der Gesellschaft vertreten habe, bas Rai= ferreich dagegen alle zugleich. Solches Selbstlob trägt einigen Auschein ber Wahrheit. Der vierte Stand beherrscht allerdings das Gemeinwesen nicht mehr durch Straßentumulte, wie in den ersten Tagen der Republik; er ist überhaupt in geordneten Zuständen niemals im Stande sich so un= mittelbar ber Staatsgewalt zu bemächtigen, wie dies einst der Abel und die Bourgeoisie vermochten, und er hat heute scheinbar gleich ben anderen Ständen lediglich die Aufgabe zu gehorchen und zu arbeiten.

Richtsbestoweniger bilbet der vierte Stand die politische Klasse in Frankreich und wird von dem Beamtenthume mit unablässigen Schmeichelsreden verherrlicht. "Dieser zahlreichsten und interessantesten Klasse der Gesellschaft hat Gott zuerst den Retter offenbart," so versichern die Rundschreiben der Präsecten; und vor den Bahlen von 1857 erklärte der Misnister Billault amtlich: "die Feldarbeiter und Handwerser haben das Kaisserthum geschafsen, jene Massen kleißiger Menschen, welche die breite Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes bilden." Darum ermahnte Herr v. Mornh die Bähler, statt der sogenannten politischen Männer, Geschäftsseute aus dem Kreise ihres eigenen Gewerdes in den gesetzgebenden Körsper zu senden; und noch derber versicherte Herr Granier aus Cassanac: die Bauerschaft, der Kern der Nation, fragt bereits: warum regiert der Kaiser nicht allein? Napoleon III. selber bezeichnet sein System stets als das gouvernement du grande nombre, und wenn er in einem oft wies

berholten Ausspruche erklärt, seine Regierung rube "auf tem Bolke, bem Quell aller Staatsgewalt, auf bem Heere, bem Quell aller Macht, unb auf der Religion, dem Quell aller Gerechtigkeit," so sagt er in dreifacher Umschreibung lediglich bas Gine, daß bieses Regiment bes vierten Stanbes sich wesentlich auf jene Mächte stützt, welche die Haltung der Massen bestimmen. Daher erscheint auch die seltsam gemischte Gesellschaft des neuen Hofes, dies harmlose Nebeneinander von Hofpfaffen, Hofdemagogen und Hofsoldaten, durchaus zweckmäßig. Erwägen wir die Entstehung des Shstemes und sein langjähriges Dasein, bas ungleich friedlicher verlief als die rastlos angeseindete Regierung der Bourbonen und der Orleans, so läßt sich nicht rerkennen, baß biese Staatsform sich nothwendig aus ben socialen Zuständen des Landes entwickelt hat. Die zur Herrschaft gelangte Masse, empfänglich für die einfachen allgemeinen Ideen der Gleichheit und ber einen, allmächtigen Staatsgewalt, neigt jederzeit zur gleichmäßigen Unterwerfung Aller unter einen volksthümlichen Thrannen. Selbst in ben ungleich gefünderen Verhältnissen Nordamerika's ist, zur Zeit Jackson's und Abraham Lincoln's, dem souveränen Volke biese Versuchung nahe getreten. Vollends bie ber Selbstregierung ungewohnte Masse in Frankreich besitzt, nach bem Geständnisse des Socialisten Duvehrier, "im höchsten Grabe bas Gefühl ber Hierarchie," sie hat über bem Fanatismus der Gleichheit das Verständniß der Freiheit so vollständig verloren, daß Tausenbe in gutem Glauben jenem bis zum Ekel wiederholten Selbstlobe bes Bonapartismus beistimmen: "ber britte Napoleon ist ber wahre Grünber ber Freiheit, benn seit bem zweiten Kaiserreiche giebt es keine politi= schen Heloten mehr."

Das allgemeine Stimmrecht besteht, nicht mehr abgeschwächt durch Listenwahlen, wie unter bem ersten Napoleon, sondern vollständig und einst von dem Arbeiterparlamente in regelmäßiger Wirksamfeit. Die im Luxemburgpalaste ausgesprochene Forderung, daß die Ueberlegen= heit ber Bildung fortan ebenso wenig ein Recht begründen solle wie die Ueberlegenheit der Muskelkraft, ist in Erfüllung gegangen. Das suffrage universel bilbet bie Grundlage bes neuen Staatsrechts, es tritt in Kraft bei jeder Wahl, bei jeder Aenderung der Hauptgrundsätze ber Verfassung und hat in kurzer Zeit so feste Wurzeln geschlagen, daß keine Partei mehr ernstlich an seine Beseitigung denkt. An den Wahlen bes Jahres 1863 betheiligten sich 73,9 %, an ben Plebisciten, welche die Berfassung und das Kaiserthum gründeten, sogar 75 bis 84 % aller erwach-Aus solchen Thatsachen ziehen gewandte fenen männlichen Franzosen. Werkzeuge der Regierung, wie Thuillier, den Schluß: "das Kaiserreich ist die größte, die glücklichste Demokratie, welche die Welt, von dem Ruhme und der Freiheit gekrönt, je geschen hat;" der Unbefangene aber erblickt gerade in dieser massenhaften Betheiligung des Volkes den Beweis für die schrankenlose Gewalt des demokratischen Despotismus.

Die Geschichte der meisten Staaten hat in den Tagen bes Ueber= ganges vom Mittelalter zur neuen Zeit "Könige ber armen leute" gese= ben, welche, wie ber erste Tudor in England, gestützt auf die Massen, ben Trot ber kleinen Herren brachen. Bon anderem Schlage ist ber neufranzösische Despotismus. Er findet bas gemeine Recht längst gesichert vor und fühlt sich berufen, den großen Juteressenkampf ber modernen Volkswirthschaft durch positive Leistungen einer allmächtigen Staatsgewalt auszugleichen. Er will, wie Napoleon III. sagt, "die Thätigkeit dieser athem= losen, unruhigen, heischenden Gesellschaft, welche Alles von ber Regierung erwartet, nähren und befriedigen" - mit anderen Worten, bas Shitem ist ein monarchischer Socialismus. Sehr treffend faßte fürzlich St. Beuve im Senate die Aufgabe bieses socialisme autoritaire, bessen Spuren wir schon in ben ersten Schriften Ludwig Bonaparte's erkannt haben, bahin aufammen.: "er will das Gute aus ben socialistischen Ideen nehmen, um es ber Revolution zu entziehen und in die regelmäßige Ordnung ber Ge= fellschaft einzufügen." Nicht blos die allen Socialisten eigenthümsliche Gleichgiltigkeit gegen Verfassungsfragen, sondern bas Bewußtsein der Wahlverwandtschaft hat Biele, die einst ben Schulen ber Socialisten nahe stan= ben, die Bixio, Chevalier, Duvehrier in das Lager ber Bonapartes geführt. Auch jene Socialisten, welche jahrelang die Börsenwelt des Bonapartis= mus beherrschten, die beiden Pereire, Gichthal u. A., haben keineswegs ihren Glauben abgeschworen.

Jebes bespotische Regiment ist mit einem mhstischen Zuge behaftet: ber Mhsticismus bes zweiten Kaiserreichs offenbart sich in ber religiösen Andacht, womit die Majestät des Belkswillens, die Weihe des hommepeuple verherrlicht wird. Daß diese Weihe angenblicklich hinfällig wird, so-bald der Volkswille sich ändert, darf natürlich nicht gesagt werden. Sicherslich, der Bonapartismus hegt keine Vorurtheile, er will nicht, wie einst die Bourbonen, die Vergangenheit streichen, sondern erkennt sich als solidarisch verbunden mit allen früheren Regierungen; er preist die Iden von 89 als die Grundlage, die Lebensslamme seiner Verfassung und bekennt sich mit beredtem Munde zu den Grundsähen der Freiheit, auch wenn er sie durch die That unterdrückt. Der Kaiser versichert: "ich betrachte, tren meinem Ursprunge, die Prärogative der Krone weder als ein geheiligtes unantastsbares Pfand, noch als ein Erbe meiner Väter, das ich vor Allem unverssehrt meinem Sohne übergeben müßte." Aber wenn legitimistische Grillen den Vonapartismus nicht berühren können, so krankt er dasür an dem

Erbleiden der Thrannis, an dem Hasse gegen jede feste gesetzliche Beschränkung der Staatsgewalt.

Der Kaiser mag bem Liberalismus Zugeständnisse gewähren, und er hat sie gewährt, aber ber Erwählte bes Bolks kann nie eine wahrhafte Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten zwischen sich und bem gesetzgebenben Körper, nie eine wirkliche Verfassung anerkennen. Ein Gesetz barf freilich nur durch die llebereinstimmung des Raisers, des Scnates und bes gesetzgebenten Körpers zu Stanbe kommen; indeß ber Raiser allein erläßt die zur Ausführung der Gesetze nöthigen Decrete, und jene weise Berfügung bes ersten Napoleon, welche bem Senate bie Regelung aller in der Verfassung nicht vorgesehenen Verhältnisse überträgt, ist auch auf das zweite Kaiserreich übergegangen. Da außer dem Raiser keine Gewalt besteht, welche diese schwierigen staatsrechtlichen Begriffe auseinanderzuhalten vermöchte, so sind thatsächlich alle großen gesetzgeberischen Acte bes Raiferreichs bisher allein von dem Kaiser ausgegangen. Ein kaiserliches Decret ordnete die Thronfolge; ein Decret gründete im Jahre 1858 ben geheimen Rath — ein Collegium von persönlichen Vertrauten, bem ber Monarch Alles was ihm beliebt zur Berathung vorlegt — und doch sollte ber mit ber Vorberathung aller Gesetzentwürfe beauftragte Staatsrath nach dem Grundgesetze "das wichtigste Rad unserer neuen Organisation" bil-Ein kaiserliches Decret gab bem gesetzgebenben Körper bas Recht ber Abresberathung, ein anderes Decret nahm dies Recht wieder und gewährte als Ersat die Erlaubniß, die Regierung zu interpelliren. Kaiser barf jederzeit ben Belagerungszustand verhängen und ist nur verpflichtet nachträglich bie Genehmigung bes Senates einzuholen. tas furchtbare napoleonische Schlagwert le pouvoir reprend ses droits tann jeben Augenblick in Kraft treten; feine rechtliche Schranke verhindert, daß morgen abermals wie im Jahre 1858 durch ein Sicherheitsgeset ganze Rlassen von Staatsbürgern angerhalb bes Gesetzes gestellt werden.

Die eiserne Hand im weißen Handschuh, jenes beliebte Heilmittel ber Absolutisten für unsere franke Zeit, ist dem neuen Frankreich in der That zu Theil geworden. Nur fünf Hauptgrundlagen der Versasssung können allein mit Zustimmung des souveränen Volkes beseitigt werden: das verantwortliche Staatsoberhaupt, die von dem Kaiser allein abhängigen Minister, der vorderathende Staatsrath, der die Gesetze beschließende gesetzgebende Körper und der Senat als pouvoir ponderateur. Zu deutsch; die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt, der lebergang zum parlamentarischen Spstem ist ohne die Genehmigung der Nation unmöglich; dagegen steht dem Kaiser ohne Weiteres frei seine Macht auszudehnen, nur darf er nicht den gesetzgebenden Körper selber ausheben. Wie einst der erste Nasnicht den gesetzgebenden Körper selber ausheben. Wie einst der erste Nasnicht

poleon fagte: "ber Verfassungsplan von Siehes enthielt nur Schatten, wir brauchen aber eine Substanz, und ich habe diese Substanz in die Regierung gelegt" — so barf auch ber neue Bonapartismus sich rühmen, daß die executive Gewalt die einzige lebendige Kraft seines Staatsrechtes bildet. Gewiß, die neue Verfassung hat nicht gleich ber Consularverfassung zu immer gewaltsamerer Steigerung bes Despotismus geführt. Der Kaiser hat bas Bedürfniß freierer Zustände oft anerkannt. Er beklagte, nach ber Versicherung des Herzogs von Morny, im Jahre 1861 vor dem Geheimen Rathe ben Mangel an Deffentlichkeit und Controle als den Krebs= schaben des Systemes, er erklärte im Februar 1866 bem Senate: "meine Regierung ist nicht stationär, sie schreitet fort, sie will fortschreiten." Er ließ vor drei Jahren die wichtigsten Kundgebungen seiner Regierung in bem Sammelwerke la politique impériale bem Publikum vorlegen, in ber sicheren Erwartung, daß das öffentliche Urtheil die Verdienste des Regiments nicht verkennen werbe. Auch bie grollenden alten Parteien beginnen sich zu bekehren zu ber hausbackenen Klugheitsregel, daß die beste Verfassung die bestehende ist — wenn man sie nur zu benuten weiß und sind bei den Wahlen von 1863 zahlreich unter den Wählern und Candidaten erschienen. Die allzeit hoffnungsvollen Mitglieder der bhua= stisch-liberalen Mittelpartei erklären sogar zuversichtlich, von ber Verfassung bes Januars 1852 sei heute fast nichts mehr übrig. Wir können blese sanguinische Auffassung nicht theilen. Die erste Borbebingung ber politischen Freiheit, die Sicherheit des öffentlichen Rechtes, welche mehr bedeutet als einzelne Zugeständnisse an den Liberalismus, ist in dem kaiserlichen Frankreich ein für allemal unmöglich.

Das zweite Kaiserreich ist bis zur Stunde eine Gewaltherrschaft ge= blieben, und Napoleon III. hat den letzten Grund bieses rechtlosen Zu= standes aufgebeckt in den allbekannten Worten seiner Thronrede vom 14. Februar 1853: "die Freiheit hat nie geholfen ein danerhaftes politi= sches Gebäude zu gründen, aber sie front es, wenn die Zeit es befestigt Spotte man immerhin über die flache, geistlose Auffassung bes bat." Wesens der Freiheit, die sich in dieser echt=napoleonischen Halbwahrheit verräth; ganz unsinnig ist die berüchtigte Theorie von der Krönung des Gebäudes mit nichten. Das von den Bonapartisten tausendmal angeführte Beispiel bes englischen Staates läßt sich nicht abweisen. England trat erst bann in ben vollen Genuß ber parlamentarischen Freibeit, als die Stuart'schen Prätendenten nicht mehr gefährlich waren, und boch wurde das Haus Hannover nur in einzelnen Theilen des Reiches ernstlich bebroht. In Frankreich bagegen liegen regelmäßig brei Biertheile der Bolkstraft für die Staatsgewalt brach, da drei Parteien stets

die vierte herrschende bekämpfen. Die Regierung muß, wie im Grunde alle ihre Vorgänger seit 1815, täglich um ihr Dasein kämpfen, und sie hat das lebendige Bewußtsein ihrer Lage, sie glaubt selber nicht an die baldige Ersüllung jener pomphaften Prophezeiung ihrer Thronreden: "die feindseligen Leidenschaften, das einzige Hinderniß der Ausdehnung unserer Freiheiten, werden untergehen in der Unermeflichkeit des allgemeinen Stimmrechts." Weit klarer ist bes Raisers wirkliche Meinung ausgesprochen in bem Sate ber vie de César: "bie politischen Parteien entwaffnen niemals, nicht einmal vor dem nationalen Ruhme." Darum fällt das Kaiserthum immer aufs Neue in die Angstlehren der Thrannis zurück: hat das Land im Sinne der Regierung gewählt, so ist die Nation befriedigt und bedarf keiner Reformen; fallen die Wahlen zu Gunsten der Opposition aus, so leben die alten Parteien noch und jedes Zugeständniß bringt Gefahr. So lange die Zukunft der Dynastie nicht einigermaßen fest steht, wird nicht blos was wir Freiheit nennen ben Franzosen versagt, sondern auch die Unsicherheit des öffentlichen Rechtes unheilbar bleiben. Die Regierung besorgt nach ihrem eigenen Geständniß mehr Unheil von dem Migbrauch der Freiheit als von dem Migbrauch der Staatsgewalt, sie giebt nie ein Recht endgiltig aus ber Hand.

Durch die Massen erhoben fürchtet der Kaiser auch nichts mehr als die Unzufriedenheit der Massen. Der Ruf: silence aux pauvres!, den einst Lamennais als das Feldgeschrei der Bourgeoisie bezeichnete, gilt поф heute, aber in einem neuen Sinne: man darf in dem neuen Frantreich Alles sagen, nur nicht zu bem Volke. Daher die furchtbare, selbst von dem ersten Kaiser kaum überbotene Anebelung des Gedankens, welche von den Massen selber nicht unmittelbar als ein Druck empfunden und boch nur um ihretwillen aufrecht erhalten wird. Von "jenem schuldvollen und unvorsichtigen Gehenlassen, das man manchmal mit dem Namen der Freiheit ziert," hat sich ber Bonapartismus unleugbar fern gehalten. Seiner väterlichen Sorgfalt bot der Bücherhausirhandel ein dankbares Feld: schon in den ersten zwei Jahren des Kaiserreichs wurden 6000 Schriften als unsittlich von den Listen ber Hausirer gestrichen. Selbst das beschei= benste der politischen Rechte, das Recht der Bitte, ist verkümmert. Petitionen dürfen nur an den Senat gerichtet werden, der sie nach Belieben unerörtert läßt, zwischen dem gesetzgebenden Körper und den Massen soll schlechthin keine Beziehung bestehen. Daß das Recht der politischen Versammlungen, das zu der allgemeinen Abstimmung gehört wie der Anker zum Schiff, durch das Kaiserreich geradezu vernichtet wurde, mag befremdlich erscheinen, wenn wir erwägen, wie rasch und unfehlbar, bei dem Zufammenströmen aller Talente in ber Hauptstadt, neue oppositionelle Ge-

danken durch die freie Unterhaltung sich in der gesammten gebildeten Gesellschaft verbreiten. Aber bie Stimmung der Gebildeten kommt für ben Bonapartismus wenig in Betracht. Auch die Arbeiter mögen unter sich ihre socialen Wünsche besprechen. Nur die politische Einwirkung ber Gebildeten auf die Massen muß verhindert werden, die tiefe Unzufrieden= heit ber Denkenden barf nimmermehr in ben vierten Stand hinüberbringen. Daher die von dem Minister Pinard aufgestellte tiefsinnige Unterschei= dung zwischen dem angeborenen Geselligkeitstriebe und dem blos relativen Versammlungsrechte. Daher bildete bisher der deutsche Turnverein zu Paris, Dank ber Gunst bes Hauses Rothschild, ben einzigen Berein in Frankreich, ber politischen Gedanken nicht ganz fremd war, und bie stolze Nation, welche das Versammlungsrecht dem Festlande erobert hat, war noch vor Aurzem in ihren Hoffnungen so tief gesunken, daß selbst Liberale sich nur bis zu bem Wunsche erhoben, es möchten öffentliche Versamm= lungen mindestens in den letzten zwanzig Tagen vor den Wahlen gestattet sein! Auch bas neneste Vereinsgesetz giebt Kunde von dem wachen Mißtrauen des Despotismus: keine Versammlung, wenn nicht alle Theilnehmer zu= vor über Person, Stand, Wohnsit sich ausgewiesen haben; für ten Prä= fecten unbedingte Befugniß zur Vertagung, sobald er Gefahr für die öffentliche Ruhe fürchtet. Daß in der Stille kein Unheil gebrütet werbe, dafür forgt die geheime Polizei, die pflichteifrige Schülerin der Maupas, Pietri, Lespinasse. Auch ein schwarzes Cabinet besteht, soweit der ungeheure Aufschwung des modernen Briefverkehres die armseligen Künste ei= ner überwundenen Epoche noch gestattet. Napoleon III. beim Einzuge in Mailand, mit Jubel begrüßt von einem Volke, bem er bie Freiheit brinat. und auf Schritt und Tritt verfolgt von einer Wolfe von Mouchards, beren mobibekannte italienische Banditengesichter das lächeln ber Wälschen erregen — bas ist eine Scene, bie ben Charakter dieser populären Th= rannis in vollem Lichte erscheinen läßt.

Aus ähnlichen Gründen erklärt sich auch, daß die Ungleichheit des Rechtes für die dauernden und für die flüchtigen Erzeugnisse der Presse, welche in einem unsertigen Staate allerdings unvermeidlich ist, in dem Kaiserreiche über jedes Maß hinaus gesteigert wird. Die Ideen von 89 degründen nach Herrn Rouher nur ein Recht des Einzelnen seine Meisnung zu veröffentlichen, nicht aber ein Recht zu collectiver Mittheilung. Bücher, die der kleine Mann nicht liest, genießen einer fast vollständigen Preßfreiheit, und Herr Prévost-Paradol pslegt noch jetzt, wie einst unssere Liberalen unter der Karlsbader Censur, nachträglich in seinen Büschern jene Aeußerungen bekannt zu machen, welche die Polizei seiner Zeitsschrift nicht gestatten wollte. Für die Zeitungen gilt der Orakelspruch

Granier's aus Cassagnac: die Presse verbittert die Streitfragen, ohne sie ju lösen, die Regierung löst sie, ohne sie zu verbittern. Ein Rüstzeug weitaus genügend zur Zähmung ber Presse lag bereits in den Gesetzen der Republik vor; das Kaiserreich fügte im Februar 1852 noch die poli= zeillchen Verwarnungen hinzu. Durch einundneunzig Verwarnungen, die binnen 15 Monaten auf die längst eingeschüchterten Zeitungen herabreg= neten, schuf Herr v. Persigny in ber öffentlichen Discussion "jene gemäkigte Temperatur, in welcher allein die Freiheit gebeiht." Wichtiger für bas Spstem ist der hohe Zeitungsstempel; er verwickelt viele Blätter in Geltverlegenheiten, bringt sie in unsaubere Beziehungen zu den Mächten ber Borse, und vor Allem er verschließt die gebildete Presse den Massen. Der kleine Mann mag sich aus bem billigen kleinen Moniteur von bem Glanze bes Kaiserreichs überzeugen ober an ber vollenbeten Albernheit und den Zoten des petit journal und verwandter Klatschblätter seine sittliche Bildung kräftigen. Das Prefgeset von 1868 ist allerdings ein dankenswerther Fortschritt, den nur der Parteihaß verkennen kann; es sett das Urtheil der Zuchtpolizeigerichte an die Stelle der Willkür poli= zeilicher Verwarnungen und gewährt durch die Herabsetzung des Stempels den großen Blättern die Möglichkeit finanzieller Ordnung und Unabhän= gigkeit. Aber bas Eindringen ber gebilbeten Presse in den vierten Stand, worauf Alles ankommt, wird burch die geringe Ermäßigung bes Stem= pels nicht erleichtert werben. Die auswärtige Presse unterliegt nach wie vor einer schlechthin russischen Brutalität; nicht einmal auf Umwegen soll dem Volke die Kunde werden, daß irgendwo Thoren leben, welche das Raiserreich nicht für ben freiesten und glücklichsten Staat ber Welt halten. Nehmen wir hinzu eine Theatercensur, beren hochkomische Seelenangst oft an die Zeiten des alten Kaisers Franz erinnert, so mussen wir gestehen, daß die Gewalt für die politische Unschuld der Massen gethan hat, was bie Gewalt vermag.

Bu biesem jebe ernstliche Aenderung des Shstemes verhindernden Gesühle der Unsicherheit gesellt sich noch der sittliche Masel, der an dem Staatsstreiche haftet und wohl vergessen, doch nicht verziehen werden kann. Napoleon III. bekennt in dem Leben Caesar's, die schwerste Aufgabe einer durch Gewalt entstandenen Regierung sei: die ehrlichen Männer zu verssöhnen. Auch der 2. December brachte freilich wieder nur eine Thronzevolution, er änderte nur Weniges an den wichtigsten Institutionen der Berwaltung, desto mehr an ihrem Geiste: für den gebildeten Mann, der ohne die Freiheit des Gedankens nicht wahrhaft zu leben vermag, begann mit jenem Tage in Wahrheit ein neues Zeitalter. Deshalb konnte selbst der maßvolle Tocqueville sich nie entschließen, dem Kaiserthum den Eid zu

leisten. Für ben tiefen sittlichen Ekel bes geistigen Abels ber Nation bietet die Ergebenheit gewandterer Geister keinen Ersatz. Wenn der alte Dupin ein hohes Umt des Bonapartismus übernahm, weil der Unglückliche bereits babin gelangt war, " bie Zinsen seines Bermögens angreifen zu milffen," wenn ber Pring Napoleon, ben am 2. December Niemand finden konnte, nach bem Siege in das lager seines glücklichen Betters eilte, und so weiter in's Unendliche — so mögen biese Männer sich selber mit dem hehren Worte Dupin's trösten: "ich habe immer Frankreich angehört, niemals einer Partei." Dem klugen Selbstherrscher aber wird oft der Zweifel sich regen, ob dies die sittlichen Kräfte sind, worauf ein Reich sich stüten kann. Ein Würdenträger bes Raiserreichs predigte einst: "Für die Massen wie für die Einzelnen gilt die Regel, daß wer Gunst erbittet und erhält sich bem Gewährenden zue Dank verpflichtet. Also will es das öffentliche Schamgefühl." Die Wahrheit dieser Worte, deren cr= habener Tugendstolz an Guizot erinnert, wird jedem Unbefangenen ein= leuchten, aber schwerlich einem Beamtenthume, bas schon so viele Throne fallen sah. Und diese Büreaukratie hegt bei aller Dienstheflissenheit boch eine sehr bestimmte Standesgesinnung; sie ist emporgekommen im Namen ber "Ordnung," sie will ber herrschende Stand bleiben und benkt barum, vom Präfecten bis zum Flurschützen herab, reactionär. Auch bie Regierungspartei, welche burch die sanfte Beihilfe biefer Präfecten in ben ge= setzebenden Körper gelangte, besteht aus Fanatikern ber Ordnung. Kaiser ist ber freieste Kopf seiner Regierung, und bennoch, so lange die Dynastie von den Liberalen nicht rückhaltslos anerkannt wird, sieht er sich gezwungen seine Reformen burchzuführen burch Männer, welche jeden Fortschritt verabscheuen. So gelangen wir von allen Seiten her zu bem Ergebniß, daß das Kaiserreich in der nächsten Zukunft ein demokratischer Despotismus bleiben muß.

Solcher Zustand wäre erträglich, wenn der Bonapartismus wirklich dem politischen Genius der Nation entspräche und ein in sich solgerechtes Shstem errichtet hätte. Auf den ersten Blick scheint die Consequenz dieser Staatssorm unzweiselhaft. Die Phramide der altnapoleonischen Berwaltung, durch und sür den Despotismus geschaffen, gegründet auf den Gedanken der Allmacht des Staats, hat ihre naturgemäße Spize gesunden in dem erwählten Selbstherrscher, der die Staatsgewalt zum Besten der Massen verwendet und im äußersten Falle der Revolution gewärtig ist. Auch der Staatsrath, dessen Mitgliederzahl namhaft verstärkt wurde, bildet wieder wie unter dem ersten Kaiser das Haupt und die hohe Schule der Berwaltung. Er schützt die Beamten vor gerichtlicher Verfolgung und verhandelt so sörmlich und umständlich über die Gesegentwürse, daß eine

weitere Berathung in einem Parlamente bem großen Haufen als überflüssig erscheint. Das Beamtenthum ist burch die massenhafte Vermehrung ber Aemter und die Erhöhung der Gehälter an das Shstem gebun= ben, die Entfernung unbequemer Charaktere ohne viele Umstände burch vie neu errichteten cadres de non-activité erseichtert. Auch vie Unab= bangigkeit bes Richterstandes erscheint kaum noch als eine Schutwehr gegen den Absolutismus. Beförderungen der Richter erfolgen grundsätlich nur zur Belohnung bynastischer Gesinnung; die Einweisung der Mitglie= ber ber Gerichtshöfe in die Gerichtscommissionen geschieht nicht mehr wie sonst durch den Gerichtspräsidenten und die ältesten Räthe, sondern durch ten Präsidenten und den Generalprocurator. Neben dieser Hierarchie ber Autorität steht als ein kluges Zugeständniß an die Ideen vergangener Tage die von Persigny so genannte Hierarchie der Freiheit ter gesetzgebende Körper, die General =, Bezirks = und Gemeinderäthe ohne wirklichen Antheil an der Staatsgewalt, aber berechtigt der Büreautratie zu Zeiten im Namen der Besitzenden Rath zu ertheilen. lange es nun, bas Heer burch kurze glückliche Kriege, die Massen burch Spiele und öffentliche Arbeiten in guter Stimmung zu erhalten, bie Gebildeten ganz und gar mit dem strebsamen Anechtssinne der konctionnomanie und der Lust am Golbe zu erfüllen, so bestände ein Gemeinwesen, allerbings ohne sittlichen Inhalt, aber sehr wohl fähig die Ordnung und die Arbeit im Innern, die Staatsmacht nach Außen aufrecht zu erhalten — ein modernes Gegenbild bes byzantinischen Reichs. Auch bort konnte ber Kaiser, einmal von den Parteien der Rennbahn anerkannt, auf eine leidlich ruhige Regierung zählen. Eine stramme Büreaukratie zog alle Talente an sich, sicherte bem Staate ein tausendjähriges Dasein, ber Ge= sellschaft schwunghaften Verkehr. Ein technisch vortreffliches Heer errang bie Jahrhunderte hindurch Triumphe über Oftgothen und Bandalen, Kan= dioten und Sprer, Armenier und Bulgaren — und wenn wir Carlhle und anderen starken Geistern ber Gegenwart glauben, so sind die Freiheits= ibeale unseres Jahrhunderts überhaupt nur als eine Art Hautfrankheit der Neuzeit zu betrachten.

Aber Gott sei Dank, die eiserne Consequenz des napoleonischen Staatsbaues ist nur ein Schein. Der tiese innere Widerspruch, der den französischen Staat seit zwei Menschenaltern erfüllt, ist auch durch das Kaiserreich keineswegs gelöst worden. Wenn die Habgier und Herrschsucht der Franzosen den demokratischen Despotismus begünstigen, so sind doch in dem hochbegabten Volke selbst während dieser Spoche der Ermattung ideale Kräfte lebendig, die nach freieren Staatssormen drängen. Die Nation sühlt noch immer das Bedürsniß von einer starken Gewalt regiert

1

zu werben und bann bie Regierung anzugreifen. Wenn bas parlamentari= sche Shstem auf biesem Boben eine Unwahrheit war und ben Verwaltungs= bespotismus für die Zwecke seiner Parteien mißbrauchte, so ist boch das Rai= serthum nicht minder eine Unwahrheit. Die Erinnerungen an die großen Tage ber Revolution und an jene Zeit, da der Welttheil auf die Redner= bühne bes palais Bourbon lauschte, leben unausrottbar fort; die Macht dieser Traditionen hat verhindert, daß die verspottete "Hierarchie der Frei= heit" zu einem unschädlichen Beiwerke des Staates werte. Die Noth= wendigkeit constitutioneller Ordnung wird heute leise auklopfend sogar in Rufland hörbar; die Sünten ber europäischen Reaction haben bas Ge= fühl ber Gemeinsamfeit unter ben Völkern gefräftigt. Die Gesittung bes Jahrhunderts zwingt dem Despotismus überall eine liberale Maste auf, sie nöthigt die Bonapartisten, ben Soldatenkaiser als einen Helben ber Freiheit und des Friedens zu feiern. Sie hat sogar dem traurigen ge= setzebenden Körper des Kaiserreichs eine unverkennbare Bedeutung gege= ben. Wie lebhaft bie Regierung selber biesen Widerspruch empfindet, bas bezeugen ihre stets vergeblichen und stets erneuten Versuche eine haltbare Mittelstellung zwischen bem sogenannten système consultatif und bem parlamentarischen Regimente zu gewinnen.

Der Kaiser hat sicher in ben zuversichtlichen Jahren seiner Herrschaft sich nicht träumen lassen, daß die Natur ber Dinge ihn zu schüchterner Annäherung an bas parlamentarische Shitem zwingen würde; denn gerade dieser Staatsform galten die gehässigsten Angriffe seiner älteren Schriften, und noch auf bem Throne sprach er gern seine Verachtung aus über diese "absonderlichen Doctrinen der Theoretiker, diese übergeist= reichen Spsteme, biese leeren Abstractionen." Bollends die Wertzeuge bes Kaisers befleißigen sich in ihren Reben eine grenzenlose Verachtung gegen ben Parlamentarismus zur Schau zu tragen. Da eifert St. Arnand über biese alten kothigen Geleise, darin man erbärmlich fällt, Baroche wider die pedantischen Strupel der constitutionellen Juristen, Troplong wider das hemmende und verwirrende Räberwerk der parlamentarischen Maschine. Persigny und ber Prinz Napoleon kommen unaufhörlich auf ben alten Glaubenssatz bes Bonapartismus zurück, daß das parlamenta= rische Shitem oligarchisch sei, tem Wohl ber Vielen verberblich, nur schmei= celhaft für die Eitelkeit Einzelner. Ja Herr v. Morny beklagt sogar das theatralische Wesen parlamentarischer Verhandlungen — ein seltsamer Vor= wurf im Munde des Bonapartismus, der in den Künsten der Marktschreierei niemals seinen Meister fand. Solcher Widerwille, dem Instincte bes Despotismus entsprungen, wird genährt durch bie aufregende Erinnerung an bie Orleans. Sie sind dem zweiten Kaiser was die Bourbonen dem er-

sten waren, ein Gegenstand unablässiger Sorge und Verfolgung. Wir verweisen nicht auf die berufene Einziehung der Güter des Hauses; benn ter Kenner ter französischen Domänengeschichte barf nicht leugnen, daß biese That, wie gehässig sie scheinen mag, ben Traditionen ber Krone vollstän= tig entsprach. Wohl aber bezeugen die boshaften Ausfälle und Seiten= hiebe gegen bas Julikönigthum, bie in ben kaiserlichen Reben immer wieberkehren, ben unversöhnlichen Groll bes Gefangenen von Ham. unfürstlich war jene Rebe bes Prasibenten im Schlosse von Amboise, ba er ben gefangenen Abbelkaber entließ und bie Großmuth seiner eigenen mit bem Kleinsinne ber gestürzten Regierung verglich. Sogar bas Anstandsgefühl kommt dem nachtragenden Manne abhanden, wenn er der Orleans gebenkt: als er ben hohen Staatskörperschaften seine Verlobung anzeigte, versagte er sich's nicht über bie kleine mecklenburgische Prinzessin, mit welcher der Thronerbe Ludwig Philipp's sich begnügen mußte, zu spot= Und als ber Herzog von Aumale den Prinzen Napoleon burch sei= nen anzüglichen Brief über bie Geschichte Frankreichs geärgert hatte, ba erging sogar ein allgemeines Verbot witer alle Schriften ber verbannten Dynastic - von bemselben Fürsten, ber einst im Kerker bes Julikönig= thums vollständige Preffreiheit genossen hatte.

Von diesem Hasse gegen bas Julikönigthum giebt auch die Versassung bes Kaiserreichs ein Zeugniß; die Begriffe ber parlamentarischen Zeit sind hier bis auf die letzte Spur zerstört, von einer Bolksvertretung kann nur in figürlichem Sinne geredet werben. Auch wir Deutschen kennen ben Mißbrauch der Amtsgewalt bei den Parlamentswahlen, wir haben vornehmlich seit den jüngsten Vorfällen in Würtemberg kein Recht mit un= ferer Wahlfreiheit zu prahlen; immerhin dürfen wir dreist behaupten, daß tie schimpflichsten Fälle beutscher Wahlcorruption, wegen ber Unabhängig= teit unferer Gemeinden, ber Bildung unserer Massen, kaum an die Beispiele der Tage Gnizot's heranreichen. Dem Bonapartismus blieb vor= bebalten, alle seine Borgänger zu verdunkeln und bie zweischneibige Wirkung bes allgemeinen Stimmrechts ber Demokratie so furchtbar beutlich zu maden, bag ber republikanische Minister Carnot jüngst gestehen mußte: "bie allgemeine Abstimmung ist ohne Bolksbildung eine Gefahr, ohne Freiheit eine Lüge." Das lob ber Offenheit, bas bie satissaits dem Wahlshsteme des Bonapartismus zu spenden lieben, ist in der That wohl begründet. "Die Zeit der kleinen, der geheimen Mittel ist vorüber," sagte ber Minister Persigny in seinem ersten Wahlrundschreiben vom Februar 1852. "Welche Verlegenheit für die Wähler, wenn die Regierung nicht felber die Männer ihres Bertrauens bezeichnete!" - und, fügten dienstwillige Präfecten hinzu, "da es der Würde ber Regierung nicht entspricht etwas halb

zu thun, so wird sie die Gegencandidaten bekämpsen." In jedem Bezirke wird ein officieller Candidat aufgestellt. Jeder andere Candidat ist desavoue d'avance. Denn entweder er ist ein Gegner, dann wäre es eine thörichte Hossung, jetzt noch, unter dem verantwortlichen Kaiser, rezierungsseindliche Tendenzen durchsehen zu wollen; oder er ist ein Freund, dann soll nicht um eines kleinlichen persönlichen Interesses willen das öffentliche Wohl gefährdet werden! Man ging so weit selbst bonapartistische Candidaten zu bekämpfen, wenn sie sich nicht um den Schutz des Präsecten bewarben; wer seinen Sitz allein sich selber verdankt, kann ja dem Laster der Unabhängigkeit versallen. Die Kriecherei der also gebildeten Regierungspartei ward allmählig so bedenklich, daß Herr Rouher vor drei Jahren ihr herablassend erklären mußte: "wir gestehen der Regierungspartei das Recht zu unsere Fehler zu verbessen wenn wir Unrecht haben."

Auch die Heimlichkeit gewährt keine Bürgschaft für die Freiheit der Wah= len. Die Abstimmung erfolgt gemeindeweise, und die kleinen Communen bes flachen Landes gehorchen unfehlbar bem Befehle ihrer Maires, beren Amts= eifer sich noch gehoben hat, seit Herr v. Persigny auf den glücklichen Gin= fall kam, auch dem Dorfschulzen bie ihm bisher verschlossene Aussicht auf das rothe Band zu eröffnen. In den ersten Jahren baute der Kaiser so fest auf bas Ansehen seiner Beamten, daß ber Minister Billault ben Maires verbot persönlich bei ben Gemeindewahlen zu erscheinen. Wahlbezirke werden von der Regierung nach Belieben verändert, bei der Bildung der Wählerlisten verfährt das Beamtenthum mit souveräner Freiheit, dergestalt daß die unermeßlich gestiegene Bevölkerung von Paris im Jahre 1863 weniger Wähler zählte als sechs Jahre früher. Seit bei ben zweiten Wahlen bes Kaiferreichs einzelne Gibverweigerer sich wählen ließen, muß jeder Candidat im Boraus den Eid auf die Verfassung leisten. Wahlcomités fielen bisher unter bas Verbot bes code Napoléon, die Freiheit ber Wahl erfordert — so erklärte Herr Thuillier amtlich im Jahre 1865 daß die Wähler nicht durch Ausschüsse terrorisirt werden. Ein gütiger Zufall fügt es gemeinhin, daß am Morgen des Wahltags Plakate an den Straßenecken von neuen Eisenbahnen und neuen Canälen, die ber Staat dem Departement schenken will, erzählen. Mit dieser Wahlcorruption von oben hat sich allmählig ein Shstem der privaten Bestechung verbunden, gleich als gälte es alle Sünden tes englischen und des altfranzösischen Parlamentarismus in das Kaiserreich aufzunehmen. Die Kosten ber Wahl — ohnehin, bei ber großen Ausbehnung ber ländlichen Bezirke, sehr erheblich selbst für den officiellen Candidaten, dem der Staat einen Theil der Ausgaben abnimmt — werden dem Unbemittelten fast unerschwinglich, seit die Candidaten sich gewöhnen der Wählerschaft gemeinnützige Stiftungen zu versprechen, Denkmäler und Brunnen zu bauen u. s. f.

Ein gesetzgebender Körper von solchem Ursprunge darf folgerecht nicht Herr sein im eigenen Hause; ber Kaiser ernennt die Präsidenten und Quästoren, und die Welt weiß, wie parteiisch das Amt des Vorsitzenden gehandhabt wird. Ein Meisterstück bes bemofratischen Despotismus ist auch die hohe Besoldung der Abgeordneten. Frankreich besitzt die kostspie= ligste Volksvertretung in Europa; das Budget für beide Häuser, das unter Ludwig Philipp 2,2 Mill. betrug, stellt sich in dem Kaiserreich auf 12 Mill. Francs. Diese Einrichtung, die bem Nachdenken unserer deutschen Diäten= schwärmer entgangen zu sein scheint, entspricht, wie bas Gesetz sagt, "ber demokratischen Grundlage unserer Verfassung," sie nährt jene Abneigung gegen unentgeltlichen Bürgerdienst, welche ber büreaufratische Staat be= gunstigen muß, und sie schmälert unzweifelhaft bas sittliche Ansehen ber Bolksvertretung. Ob wir die Nichtwählbarkeit ber Beamten beklagen sol= len, ist schwer zu fagen. Von einem napoleonischen Beamten läßt sich eine halbwegs unabhängige Haltung im gesetzebenden Körper nicht er= warten; aber in diesem bureaufratischen Gemeinwesen wird mit bem Beamtenthum auch bie Sachkenntniß bem Parlamente entzogen; die große Mehrheit des Hauses besteht aus Dilettanten. Der folgenreichste Satz der Verfassung über den gesetzebenden Körper war jedoch die Vorschrift, daß die Presse nur eine amtliche Inhaltsübersicht über den Verlauf der Sitzungen veröffentlichen dürfe. Damit war ber Sache nach die Heimlichkeit des Parlaments und der Wille der Regierung, diese Versammlung niemals erstarken zu lassen, unzweidentig ausgesprochen. Der gesetzebende Körper genehmigt oder verwirft bie Gesetzentwürfe im Ganzen; über Ber= besserungsanträge, "welche so oft die Dekonomie eines Gesetzes stören," barf nur berathen werden, wenn ber Staatsrath sie im Voraus für zu= lässig erklärt hat. Der Grundsatz ber Abhängigkeit ber Minister von dem Raiser allein war in der Verfassung so hartnäckig festgehalten, daß nur Mitglieder bes Staatsrathes, nicht die Minister als solche, vor dem gesetz= gebenden Körper die Regierung vertreten durften. Der Vorschlag einer Dotation für den berüchtigten Grafen von Palikao — welche in anderer Form boch burchgesett wurde — und der unsinnige Plan einer umfassen= ben Entwaldung sind fast die beiden einzigen namhaften Gesetzentwürfe, die vor dem Widerspruche der Abgeordneten zurückgezogen wurden. zweifelhaften Fällen spricht die rechtliche Vermuthung natürlich gegen den gesetzgebenden Körper; da der Kaiser allein berechtigt ist Handelsverträge zu schließen, so ward auch die jüngste durchgreifende Umgestaltung des Zolltarifes allein burch die Krone vollzogen.

.

Nicht minder kläglich steht es um die finanziellen Rechte des Hauses. Jene Tage der Siegesgewißheit sind freilich vorüber, da der Minister Binean die harmlose Theorie aufstellen konnte: die Bolksvertretung be= stimmt, welche Summe für die Staatsverwaltung ausgegeben werden soll, über die Verwendung im Einzelnen entscheidet die Regierung allein. Aber es bestehen fünf Budgets, das budget general, extraordinaire, supplémentaire, rectificatif und bas budget de l'amortissement, welche sammts lich in provisorischer ober befinitiver Form erscheinen können. Die pro= visorischen Butgets brauchen oft drei, ja fünf Jahre, bis sie ihre befinitive Gestalt erlangen. Stets liegen brei ober vier Jahresbubgets gleichzeitig unabgeschlossen vor. Das Senatusconfult vom 31. December 1861, wonach kein Supplementarcredit ohne Genehmigung des gesetzgebenden Körpers aufgenommen werben soll, hat burchans nichts gebessert; benn bie Regierung besitzt die rücksichtslos migbrauchte Befugniß ber virements, bes beliebigen llebertragens ber bewilligten Gelber auf andere Posten, innerhalb der 59 Sectionen des Budgets. Kurz, vor einem so chaotischen Finanzwesen, dessen wirkliche Lage selbst bem Kennerblicke Achille Fould's felten klar wurde, muß jede wirksame parlamentarische Controle verstummen.

Noch nichtiger sogar als der gesetzebende Körper ist der napoleonische Ein Oberhaus, welches Sachkunde und Unabhängigkeit in sich vereinigte, läßt sich in bieser bemokratischen Gesellschaft wohl nur burch Wahlen aus ben Generalräthen ber Departements bilben — ein Gebanke, der neuerdings in liberalen Kreisen viel besprochen wird. hat die ausschließliche Ernennung durch die Krone vorgezogen. Senat bilbet ben Sammelplat für bie Würbenträger und Vertrauten bes Kaiserreichs und vornehmlich die Versorgungsanstalt für alle verbrauchten Werkzeuge, welche ber Kaiser zur Seite wirft. Die Verhanblungen bes Senats sind allerdings, nach bem Wunsche bes Gründers, nicht mehr wie jene der orleanistischen Pairskammer "blos ein schwacher Widerschein ber Debatten ber zweiten Kammer"; sie bedeuten einfach nichts und erregen nur dann und wann eine flüchtige Aufmerksamkeit, sobald der Fanatismus der Ordnung unter diesen Glückstindern des Kaiserreichs in drastischen Auftritten sich entladet. Der Senat ist "ber Hüter bes Grundvertrages ber Nation" und wacht nach unten eifersüchtig über seine Rechte. Er wies eine Petition, welche die Einreichung von Petitionen auch bei bem gesetzgebenden Körper erbat, mit Entrüstung zurück und verbot noch im Jahre 1865 jebe Discussion außerhalb bes Senats, welche bie Veränderung ober die Kritik ber Verfassung bezwecke. Gebuldiger zeigte er sich nach oben. Gegen bas Sicherheitsgesetz von 1858 erhob sich bie Stimme

eines Senators, bes Marschalls M'Mahon. Die kaiserliche Decrete, welche bie Verfassung umgestalteten, nahm ber Hüter bes Grundvertrages stets kummervoll aber gesaßt entgegen, ohne zu protestiren. Bon seinem Rechte der Initiative hat der Senat unseres Wissens nur zweimal Gebrauch gemacht: als er einen Bericht über die Findelkinder erstattete und das erste Buch eines code rural berieth. Solche Bescheidenheit entspricht den büreaustratischen Staatssitten, sie hat auch ihren Lohn gefunden: nach der Berssassung stand dem Staatsoberhaupte frei einzelne Senatoren für ihr Wohlsverhalten zu belohnen, heute werden alle Senatoren besolbet.

Die parlamentarischen Schöpfungen des Bonapartismus sind mit umsichtiger Berechnung für ein Scheinleben geschaffen und bennoch von bem liberalen Geiste ber Epoche nicht verschont geblieben. Auf die Tot= tenstille der Wahlen von 1852 folgte der heftige Wahlkampf von 1857. Bergeblich prahlte die Thronrede, nur einige örtliche Meinungsverschiedenheiten hätten die allgemeine Befriedigung gestört. Die Opposition war erwacht, sie errang bei den Wahlen von 1863 und mehr noch bei ben Nachwahlen fowie bei der Wiederbesetzung der Gemeinderäthe einige Erfolge, in ber mächtigen Hauptstadt entschied eine bedeutende Diehrheit gegen die Regierung. Die Aussichten für die Wahlen von 1869 stehen so bedeuklich, daß Emil Girardin, der Augur der Revolutionen, schon den Anfang bes Endes zu schauen glaubt und selbst am Hofe die Frage laut wird, ob man nicht die Aufstellung officieller Candidaten unterlassen solle. Solchen Banblungen der Zeitstimmung ist der Kaiser mit Vorsicht gefolgt. Decret vom November 1860, von dem Marquis von Boissp le décret Bauveur genannt, gestattete bie Beröffentlichung ber Kammerbebatten. Dadurch war mit einem Schlage das Wesen des gesetzgebenden Körpers geantert, aus einem großen Generalrathe eine Art von Volksvertretung geworden. Das neu erworbene Recht der Abregberathung offenbarte aber anch sofort die Unhaltbarkeit eines Parlamentes, das die Nation befriedi= gen soll ohne die Regierung zu beschränken. Die Abrestebatten erregten bas Volk durch eine heiße und im Grunde ziellose Rhetorik, quälten den denkenden Hörer burch die ewige Wiederholung der längstbekannten Ele= mentarbegriffe der constitutionellen Doctrin; ihr praktisches Ergebniß war lediglich die Verzögerung der Geschäfte um einige Monate.

Seitdem hat jedes Jahr dem gesetzgebenden Körper neue Nechte gesbracht — die Einsicht in die Actenstücke der Diplomatie u. d. . — bis endslich sogar die Rednerbühne, ein Gränelbild für den correcten Bonapartismus, in dem schönen Halbrunde des Palastes Bourbon wieder aufgestellt wurde. Im Januar 1867 wurde dann die Adrestdebatte, nach dem Wunsche des sterbenden Morny, durch das Recht der Interpellation ersett. Doch auch

diese verständige Neuerung enthüllte abermals nur den Widersinn des Der Staatsminister, der seit dem November=Decrete seine schweigenden Collegen als platonischer Vertheidiger vertreten hatte, ift jett in Wahrheit der Chef des Ministeriums. Er vertritt die Regierungspolitik im Ganzen, jeder Fachminister vertheidigt Kraft besonderen Auftrags die Verwaltung seines Departements. Darans ergiebt sich unabweisbar die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Politik bes Ministeriums, wenn nicht bie schon mehrmals eingetretenen Fälle schreienden Widerspruchs zwischen ben Ministern noch häßlicher sich erneuern sollen. Und doch weist ber bemotratische Despotismus jede Solidarität zwischen den Ministern beharrlich zurück. Noch mehr, je reicher an Inhalt und Leben die Debatten werben, um so empfindlicher stellt sich heraus, daß die constitutionelle Fiction der königlichen Unfehlbarkeit nichts Anderes ist, als eine Umschreibung des Begriffes: Herrschaft bes Gesetzes. Weil die Aufforderung zur Empörung in einem Parlamente gar nicht gebacht werben barf, barum müssen verantwortliche Beamte auf jede Beschwerde Rede stehen. Darum ist bie verantwortliche Thrannis mit der Redefreiheit einer ernsthaften parlamentarischen Verhandlung unvereinbar; jeder Vorwurf trifft hier den Kaiser, erschüttert das Ansehen der Arone oder — wird von der Präsidentenglocke übertäubt.

Der für jebe unsichere Regierung verhängnisvolle Augenblick, da sie sich zu reformiren beginnt, währt in dem Kaiserreiche schon jahrelang. Bereits im März 1865 rief Ollivier warnend: "der Augenblick die Freisheit zu geben ist gekommen." Ein neues Geschlecht, das die Schrecken der Februartage nicht mit Bewußtsein durchledte, ist herangewachsen; und wenn die Massen, gewöhnt, jedes Unheil, auch Miswachs und Hungersnoth, dem Kaiser zur Last zu legen, in einem Augenblicke wirthschaftlicher Noth sich mit den längst grollenden Gebildeten verbinden, so mag kein Mensch und kein Gott für den Ausgang bürgen.

Soll damit gesagt sein, daß nur ein entschlossenes Einlenken in die Bahn des parlamentarischen Shstems das Kaiserreich retten könne? Nein, dreimal nein. Wenn der gegenwärtige Zustand des Schwankens vom Uebel ist, so wäre der parlamentarische Bonapartismus die Lüge aller Lügen — ein rohes Parteiregiment, reactionär dis zur Unvernunft gerade in den Fragen der wirthschaftlichen und der europäischen Politik, welche für die nächste Zukunft entscheidend sind. Ein einziger Blick auf die Leiter des gesetzgebenden Körpers, welche voraussichtlich auch nach 1869 über eine wenngleich geschwächte Mehrheit gebieten werden, nuß jedem Unbefangenen

zeigen, baß ber Uebergang zur Parlamentsregierung in dem heutigen Frankreich ein Rückschritt sein würde. Ein zweiter Blick auf die Bedeutung ber Massen lehrt, daß jene doctrinären Wünsche den faulen Fleck in dem neufranzösischen Staate gar nicht berühren, ja daß ihre Erfüllung von bem politisch bedeutsamsten Stande mit Kälte wo nicht gar mit Grimm aufgenommen werden müßte. Mag die unbelehrte Eitelkeit der Guizot und Thiers von der Ruckfehr eines durch eigene Schuld gefallenen Spstemes träumen — die Männer ber Zufunft, der denkende Theil des jungen Geschlechts, stehen nicht blos, wie jene Grauföpfe wähnen, steptisch, zweifelnb bem parlamentarischen Systeme gegenüber; sie wissen, daß Frankreichs Un= freiheit durch Parlamente gegründet wurde. Sie verlangen nicht Theilung ber Gewalten, sondern Beschränkung ber Staatsgewalt. Wen die Zwecklosigkeit ber Revolution von 1848 noch nicht zum Nachdenken gebracht, bem mußte die gegenwärtige Verfassung die Augen öffnen. Heute besitzt ber Bürger gegenüber einer allmächtigen Verwaltung, die sich selber ihr Recht giebt, nur noch eine Waffe: bas nichtige Recht ber Petitionen an ben Senat. Angesichts solcher Zustände reifte die Einsicht, daß ber Staat sich bisher im Areise bewegt und die Reform von unten zu beginnen habe: Tocqueville's Lehre von der Selbstverwaltung ist nach dem Tode des Meisters eine Macht geworben unter ben Denkenben.

Der Gedanke der Selbstverwaltung wurde noch unter dem Julikönig= thum als eine Chimare verlacht, heute bilbet die Decentralisation das Schlagwort einer großen Publicistenschule. Obilon Barrot und Laboulape, Raubot und Desmarets, Regnault und der Bonapartist Baudrillart, Män= ner der verschiedensten Richtungen, haben über diese Frage eine Literatur geschaffen, welche burch sittlichen Ernst und freudigen Glauben an die Butunft die Fortdauer des alten schönen Idealismus der Franzosen bekundet, während ihre liebenswürdige Frische beweist, wie nen solche Gebanken auf Frankreichs Boben sind. Man beginnt die unhistorische geistlose Willfür ber Departementseintheilung einzusehen. Derweil in der Bretagne, ber Normandie, unter Basken und Gascognern das alte provinzielle Selbst= gefühl noch immer besteht — allerdings ein Provinzialstolz ohne poli= tische Kraft — und ber Elfasser bei allem Patriotismus auf die "wäl= schen Franzosen" wie auf ein halbfrembes Volk herabschaut, sind die Departements reine Verwaltungsförper geblieben. Es war unmöglich, baß Orte wie Spinal und Besoul zu Mittelpunkten eines eigenthümlichen Provinzialgeistes werben sollten wie Borbeaux ober Lhon. Die Departements tonnten noch immer mit Nummern bezeichnet werben, wie einst Siehes in seinem Hasse gegen alle historische Bildung vorschlug; so schablonenhaft und farblos erscheinen sie nach siebzigjährigem Bestande. Die alten Uebel=

stände der Präfectenregierung werden unleidlicher denn je, seit die neuen Generalinspectoren ber Polizei als Sittenwächter hinter ben Präfecten ste= ben und seit die grundsätlich raschen Versetzungen alle Beamten gewöhnt haben sich als heimathlose Menschen zu betrachten. Die Generalräthe werden jest freilich durch allgemeine Abstimmung gewählt, doch ihr Wirkungsfreis ist unverändert geblieben; ja, mancher unabhängige Mann hat sich von ihnen zurückgezogen, nachdem die Regierung das Recht erlangt bat, die Präsidenten und Secretäre zu ernennen und die Wahlen allein zu prüfen. So gewiß ein Kreis nur bas selber verwalten kann, was er selber bezahlt — ebenso gewiß ist die Selbstverwaltung erstorben in diesem Staate, dessen Generalräthe seit dem ersten Kaiser nur bas kümmerliche Recht haben, 4 % für die Zwecke des Departements zu den Staatssteuern hinzuzuschlagen. Ein großer Theil dieser 4 centimes facultatifs wird überdies für allgemeine Staatszwecke, für die Unterhaltung ber Präfecturgebäude u. bergl. Noch härter lauten bie Anklagen gegen die Arrondissements; Napoleon III. gesteht in seinem Briefe über Algerien, die Beseitigung ber überflüssigen Unterpräfecten sei ein fast allgemeiner Wunsch.

Die Stellung ber Gemeinden ist durch ben Art. 57 der Berfassung noch abhängiger geworben, ba bie Regierung ben Maire nach Belieben aus den Gliedern des Gemeinderathes ernennt oder auch einen der Gemeindeverwaltung ganz fremden Einwohner zu ber herrschenden Stelle beruft. Jener Art. 57 gilt mit Recht als einer ber wichtigsten ber Verfassung, ba die Maires ben Ausfall ber Wahlen auf dem flachen Lande bestimmen. Der Gemeinderath tagt geheim, darf von der Regierung jederzeit aufgelöst ober suspendirt werden. Die stolzesten Communen stehen nicht selbständiger als jene winzigen, zu jedem eigenthümlichen Leben unfähigen Gemeinden, welche auf bem flachen Lande in Frankreich die Regel bilden. Ja die beiben größten Städte Paris und Lyon sind sogar ber Wohlthat des Gesetzes beraubt; ihr Gemeinderath wird alle fünf Jahre vom Kaiser er= nannt und entbehrt barum jedes Anschens - trot der Lobeserhebungen, welche Napoleon III. bei der Eröffnung des boulevard de Sébastopol und oftmals später seinem getreuen Haußmann gespendet hat. Schon im Jahre 1857 wurden von 2379 Mill. Staatseinnahmen 877 Mill. im Departement der Seine ausgegeben. Die Bevorzugung der Hauptstadt macht sich längst sogar in den Geschäften des täglichen Lebens sichtbar; ist doch bas gesammte Eisenbahnnet bes Reiches wesentlich für Paris geschaffen. Die Vorstellung, es könne Jemand nicht von ober nach Paris fahren, scheint ber Büreaufratie ganz unfagbar; das weiß Jeder, der einmal versucht hat von Lyon nach Borbeaux zu reisen.

Die erstannlichsten Proben von seiner Unfähigkeit zu schöpferischem

Wirken hat bas Shstem ber büreaufratischen Centralisation in Algier abge= Diese Colonie, die nur durch freieste Entfaltung der perfönlichen Kräfte erstarten kann, ist bas gelobte land ber büreaukratischen Experi= mente, die Caricatur der heimischen Verwaltung geworden. Hier winkt tem Beamten bas Glück einer zweifachen Centralisation, ba alle Geschäfte zuerst in ber Colonialhauptstadt, sodann in Paris entschieden werben. Fünfzehn Spsteme ber Organisation sind in einem Menschenalter versucht und verworfen worden. 192,000 Europäer in 71 Gemeinden (die Sälfte der Durchschnittsbevölkerung eines Departements) leben hier unter 3 Prä= fecten, 13 Unterpräfecten und 15 Civilcommissären, und selbstverständlich bleibt die Regierung in Paris ohne jede Kenntniß von den wirklichen Zuständen Algeriens, trot ber unendlichen Berichte, welche bies Beamtenheer schreibt. Der Kaiser hatte befohlen die einheimischen Gerichte, medjles, aufrechtzuerhalten und den Eingeborenen zwischen den arabischen und den französischen Gerichtshöfen die Wahl zu lassen. Alle Behörden meldeten, daß die Araber, beseelt von einem wunderbaren Vertrauen auf die Ge= rechtigkeit der Franken, die fremden Gerichtshöfe stets den heimischen vorzögen — und als ber Kaiser die Colonie besuchte, stellte es sich heraus, daß die medjles gar nicht vorhanden waren! Die Einwanderung stockt, da ein unsicheres Dasein unter bem Segen büreaufratischer Magregelung keinen kräftigen Mann reizen fann. Gin Heer von 76,000 Mann genügt faum die Colonisten zu behüten. Die zum Schutze ber Eingeborenen bestimmten arabischen Büreaux erweisen sich unfähig fremdes Volksthum zu verstehen. Napoleon III. spricht in seinem Briefe an den Marschall M'Mahon die Hoffnung aus, Frankreich möge burch eine Musterverwal= tung in Afrika ein Uebergewicht erlangen unter allen Völkern bis zum Cuphrat, und aus der Befreundung der Eingeborenen mit französischer Sitte werbe eine neue "mächtige Individualität," ein gallisirtes Semiten= thum hervorgehen. Aber dieser Wunsch wird an der Zähigkeit orientalischer Religion und Sitte, jener an ber gebankenlosen Starrheit ber französischen Büreaufratie zu Schanden werden.

Jener Brief über Algerien beweist, daß der Kaiser seiner alten Vorsliebe für die Selbstverwaltung keineswegs entsagt hat. Das Schlagwort favoriser l'initiative individuelle kehrt in seinen Reden sast so häusig wieder wie einst in den Schriften Cavour's. Er muß wünschen, die Bauernschaft der Provinzen, die Stütze seiner Herrschaft, von dem Einsstusse ber seinblichen Hauptstadt zu befreien. Er weiß ebensowohl wie sein Freund Persigny, daß die Centralisation das Bewußtsein der persönslichen Verantwortung in den Beamten zuletzt ersticken muß; und sein staatssmännischer Blick erkennt ohne Zweisel, wie viel köstliche Kräfte, die heute

ber politischen Opposition dienen, durch ein freies Gemeindeleben in mindergefährliche Bahnen geleitet werden können. Aber die Furcht vor jeder Schwächung ber Staatsgewalt und bie Rücksicht auf ben büreaukratischen Kastengeist halten solcher Einsicht die Wage; daher sind die vielgerühmten Decentralisationsversuche des Raisers bisher inhaltlos geblieben, sie trafen nur die Form, nicht bas Wesen ber Verwaltung. Schon am 25. März 1852 legte ein Decret eine Reihe von Geschäften, die bisher dem Minister oblag, in die Hände der Präfecten; denn "man kann wohl aus der Ferne regieren, aber nur aus ber Nähe verwalten." Natürlich berichtete später ber Minister, welche herrliche Früchte bies Decret getragen habe. Minter leichtblütig als seine Räthe beauftragte ber Kaiser am 24. Juni 1863 ben Staatsrath, abermals Bericht zu erstatten über bie Vereinfachung bes Geschäftsganges: welche Verzögerung, wenn bie einfachsten Verwaltungsfragen burch elf Justanzen zu gehen haben! Auch wünscht er die Generalein= nehmer zu beseitigen, die Steuereinnahmen der Departements in birecte Verbindung mit der Hauptstaatskasse zu setzen. Man sieht, durch solche Reformen gewinnt wohl die Verwaltung an Zeit, doch nicht das Volk an Freiheit. Nur einmal hat das Kaiserreich einen Versuch zur Begründung wirklicher Selbstverwaltung gewagt: als Persigny im Jahre 1852 ben Gemeinden und Departements bas Recht zugestand, sich ohne Staatsgenehmigung einige Zuschlagscentimen aufzulegen; aber die Reform warb schon nach einem Jahre burch ben Widerstand ber Präfecten binfällig.

Derber gehen die Parteien bem Wesen ber Streitfrage zu Leibe. Das Programm von Nanch vom Jahre 1865 faßte die dringenbsten Wünsche ber Anhänger ber Selbstverwaltung in folgenden Sätzen zusammen: die Generalräthe erwählen ihre Präsidenten selbst; der Maire wird allein aus ben Mitgliedern bes Gemeinderathes ernannt (eine Erwählung bes Maires magte man nicht zu fordern); bem Präfecten steht ein bleibender Ausschuß bes Generalrathes zur Seite. Die Frucht eines Compromisses zwischen Liberalen und Legitimisten ist dieser unreife und unklare Plan bennoch ein Prüfstein geworden für die Parteien. An dem gehässigen Wiberspruche, welchen bas Siècle und die Opinion nationale gegen die Männer von Nanch erhoben, läßt sich ber bespotische Terrorismus ber unbelehrbaren alten Demokratie, ber democratie autoritaire, an ber beredten Bertheidigung im Temps und im Journal des débats die reifere Einsicht bes gebildeten Liberalismus erkennen. Leider fehlt viel, daß biefe Ibeen durch die Presse bereits so geklärt und gesichtet wären wie die Theorie des freien Handels. Unter den Wortführern der Selbstverwaltung werden unleugbar oft staatsfeindliche Ansichten laut: aus Haß gegen die Büreaufratie befämpft man ben Staat. Wir reben nicht von Emil

Girardin, der abwechslungshalber jett den Etat federe vertheidigt und dem Staate die Aufgaben einer Versicherungsanstalt zuweist. Aber auch bessere Männer wie Ch. Dollfus fallen in die flachen Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts zurück, indem sie die Regierung auffassen als ein Spstem von Garantien für die Freiheit der Personen. Wenn die Descentralisationskämpen des Temps in der deutschen Kleinstaaterei ein Ideal sehen, so können solche Verirrungen das Selbstgefühl der Vüreaukratie nur kräftigen. Laboulahe wünscht sogar Veseitigung der Verwaltungszustiz, und dech bildet diese für alle Staaten des Festlandes ein unentbehrliches Glied, ihre großartige technische Ausbildung einen Ruhm für Frankreich. Wenn er vollends um die Unabhängigkeit der Richter zu sichern ihnen das Avancement verschließen möchte, so verkennt er gänzlich das Wesen einer demofratischen Gefellschaft.

Nüchterne Prüfung führt zu ber Einsicht, daß die Selbstverwaltung in Frankreich nur sehr bescheidene Ansprüche erheben barf. Eine besoldete Büreaufratie mit dem Beirath gewählter Collegien — bas bleibt noch auf lange hinaus die nationale Form der Berwaltung. Es kann sich für jetzt nur darum handeln, die Befugnisse dieser Collegien zu erweitern und dem Bürger außer ber Beschwerbe an ben Staatsrath auch den Rechtsweg gegen Beamtenwillfür zu eröffnen. Nicht als wollten wir dem Charafter der Franzosen die Fähigkeit zu freiem Gemeindeleben schlechthin absprechen. Haben boch bie nächsten Blutsverwandten gerade ber friegsluftigsten Stämme des landes, Wallonen und Wadtländer, die Selbstverwaltung mit großer Begabung bei sich ausgebildet; haben doch die französischen Generalräthe selbst — minbestens in ber Zeit, da sie ihre Präsidenten noch wählen burften — oftmals rühmliche Proben werkthätigen Gemeinsinnes gegeben. Aber büreaufratische Gewohnheiten und Vorstellungen sind durch eine ur= alte politische Verbildung und vornehmlich seit der Revolution so tief in bas Bolk eingebrungen, daß eine gänzliche Umkehr nicht möglich scheint. Das glänzende Beispiel ber ständischen Selbstverwaltung in der alten Provinz Languedoc beweist gar nichts; benn jene Zeiten sind gewesen.

Man mag den geistlosen Mechanismus der Departementaleintheilung beklagen; ihn zu beseitigen wird schwerlich gelingen. Jeder Versuch die alten Provinzen und ihre Stände herzustellen muß, wie einst unter der Restauration, den Haß des Beamtenthums und der Masse gegen das alte Regime, die unauslöschliche Angst des Haufens vor der Wiederkehr der Zehnten und Frohnden wachrusen. Der Gedanke, mehrere Departements zu einer Region mit einer beherrschenden großen Stadt zu verbinden, besticht auf den ersten Blick. Aber fragen wir: ist es heute noch an der Zeit, jenen malten historischen Werdegang, welcher das Mark des Landes in Paris vers

einigt hat, ruckgängig zu machen? und wie viele felbständige geistige Kräfte besitzt benn Lyon, außer ben Standesinteressen seiner Clerisei und seiner Handelswelt? — so finden wir keine ermuthigende Antwort. In den De= partements kann sich schon beshalb eine kräftige Selbstverwaltung nicht entwickeln, weil diese Amtskörper kein namhaftes eigenes Bermögen besitzen; fo bedeutende lokale Stiftungen, wie die Kreisarmenhäuser und Provinzial=Frrenanstalten in Preußen ober die unzähligen Grafschaftsstif= tungen in England, sind nur ausnahmsweise möglich in einem Lande, wo zehn Revolutionen allen alten Corporationsbesitz vernichtet haben. besteht wenig Hoffnung solche lokale Vermögen neu zu bilben. Die natürlichste der Communalsteuern bleibt in alle Wege die Grundsteuer; die Erhöhung dieser Abgabe aber würde bei dem überschuldeten Landvolke auf unbesieglichen Widerstand stoßen. Herr Thiers liebt mit der neuen Aristofratie zu prahlen, welche, nach ber Revolution erwachsen, ein Unterpfand sei für die Zukunft der Freiheit — als ob nicht eine sociale Aristokratie in jeder hochentwickelten Volkswirthschaft nothwendig entstehen müßte! Solchen Sophistereien zum Trot bleibt bie Thatsache aufrecht, daß eine politische Aristokratie von festem Ansehen im Bolke nicht vorhanden ist. In der Mehrzahl der Mittelklassen lebt kein ernsthafter Wille für die Selbstverwaltung. Man berufe sich nicht auf die zahlreichen industriellen Associationen, worin die Selbstthätigkeit dieser Stände sich glanzend bewährt hat. Solche Unternehmungen, welche dem Beutel der Unternehmer birect ober indirect zu gute kommen, beweisen nichts für die Kraft bes politischen Gemeingeistes; ist boch die englische Manchesterschule, Meisterin in allen wirthschaftlichen Genossenschaften, zugleich die erklärte Feindin der "Arbeitsverschwendung" des selfgovernment. In dem französischen Mittelstande, bessen hand für barmherzige Werke immer offen ist, drängt bennoch Alles um die Ehrenlegion und die besoldeten Staatsämter, Alles flieht vor dem Chrendienste des Schwurgerichts, der Nationalgarde, der Gemeinden.

Das allerstärkste Hinderniß für die Selbstverwaltung liegt jedoch in der Herrschaft des vierten Standes. Demokratisirte Massen zeigen selten viel Verständniß für den Werth einer Gemeindefreiheit, an welcher sie sich doch nur vorübergehend, zur Zeit der Wahlen, betheiligen können; ja sie gehorchen gemeinhin lieber einem Soldbeamten, der außerhalb der stänzdischen Gegensätz zu stehen scheint, als einem Ehrenbeamten aus den des sitzenden Klassen. Die Begründung einer wahrhaften Selbstverwaltung setzt eine seltene Krast der Entsagung auf Seiten der Staatsgewalt voraus; aber läßt sich solche Selbstverleugnung von dem Absolutismus erwarten, wenn nicht eine furchtbare Katastrophe, wie der Frieden von Tils

sit, sie ihm auszwingt? Jede Selbstverwaltung belastet den Besitzenden mit schweren Opfern, sie kann also nur eingeführt werden durch Zwang und Besehl der Staatsgewalt. Doch was die legitime Monarchie in Preussen 1808 einem ruhigen, an strengen Gehorsam gewöhnten Volke auserzlegen konnte, das wird die demokratische Thrannis schwerlich wagen gegenzüber einer aufgeregten Nation, welche sich berechtigt meint vom Staate das Größte zu fordern und das Mindeste für ihn zu leisten.

Darum steht die Vernichtung bes büreaufratischen Verwaltungsstiftems nicht zu hoffen; nur eine Ermäßigung seiner Allgewalt bleibt denkbar. Und von dem Gelingen dieser bescheidenen Reform hängt die Zukunft der poli= tischen Freiheit vornehmlich ab. Es ist wahr, die Heilung eines siechenden Staates kann von unten wie von oben, bei ber Verwaltung wie bei ber Berfassung begonnen werden. In Frankreich indeß sind alle erdenklichen Berfassungserperimente längst vernutt. Die Hoffnung auf eine neue Re= volution, wie sie sich ausspricht in dem landläufigen Troste: "Frankreich bat die Freiheit weggeborgt," wird einen ernsten Mann nicht bethören. Die Reform der Verwaltung bleibt der einzige noch offene Weg zur poli= tischen Freiheit. So lange bie Gemeinten nicht in einiger Selbständigkeit ber Büreankratie gegenüberstehen, führt die Freiheit der Presse und ber Bereine unfehlbar zur Anarchie, die Erweiterung der Rochte der Volks. vertretung zum Parteibespotismus. Nur eine freiere Stellung ber Ge= meinden — bergestalt, daß ihnen zum allermindesten ihre Bürgermeister nicht mehr aufgezwungen werben — kann vielleicht die besitzenden Klassen babin führen, die Ehrenämter ber Commune als eine Ehre zu betrachten. Rur die thätige Theilnahme der Gebildeten an den Arbeiten der Verwaltung wird die Büreaufratie zwingen, die Rathschläge der Presse nicht mehr als eine Anmaßung ber hommes sans mandat zu misachten. Und vor Allem, nur ein lebendiges Gemeindewesen kann jene ungeheure Gefahr beseitigen, welche darin liegt, daß ein leidenschaftliches geistreiches Bolt sich feit zwei Jahrzehnten des öffentlichen Lebens gänzlich entwöhnt bat. Gin unbeimlicher Anblick, in ber That, diese Bernichtung bes öffentlichen Lebens! Selbst ber fröhliche Straßenlärm des Faschings ist unter der kaiserlichen Polizei nahezu verschwunden. Wenn wir gedenken, welcher Wahnsinn nach ben Februarstürmen zu Tage kam, nachdem die Nation doch während eines Menschenalters aus einer freien Presse Belehrung geschöpft hatte, so können wir nicht ohne Schrecken die Frage erwägen: wie nun, wenn jetzt abermals bie Stränge bes Regimentes reißen, wenn eine Nation, welche Die Mannszucht ber Freiheit nicht mehr geübt und von den Geschäften des Staates keine Renntniß hat, sich führerlos dem Toben der Leidenschaften überläßt!

Die Hoffnung auf Selbstverwaltung und Beschränkung ber Staatsgewalt erscheint noch unsicherer, sobalb wir die Leistungen des zweiten Raiserreichs betrachten und alsbald entdecken: es ist der Staat und immer nur ber Staat, ber die großen socialen Umgestaltungen ber jüngsten zwei Jahrzehnte geleitet und vollendet hat. Auf dem wirthschaftlichen Gebiete liegen die größten Verdienste des neuen Vonapartismus, hier auch die schwersten Gefahren für den Staat. Gewiß, nur die Liebedienerei kann ben Kaiser kurzweg als ben Schöpfer ber neuen Volkswirthschaft betrachten. Lesen wir die Hymnen der Präfecten auf die baguette magique bes Bonapartismus, so scheint es fast, ber Raiser habe nur an seinem Zauberringe gedreht, und alsbald sei ber schwunghafte Verkehr erwacht — ganz wie einst die deutschen Hofblätter der fünfziger Jahre bas naturgemäße Anwachsen unseres Handels und Wandels ans ber unergründlichen Weisheit ber Bruck und Beuft herleiteten. Indeg Napoleon III. hat allerdings begriffen, daß bei der Selbstsucht der Reichen, bem Groll und Neide der Leidenden das Spstem des Gehenlassens nicht ausreicht, daß unmittelbare Staatshülfe für die Hebung bes vierten Staubes unumgänglich ist. Durch die Verwöhnung dieser sechzehn Jahre sind die Ansprüche der arbeitenden Klassen an den Staat unermeßlich gesteigert worden, und in Zukunft wird keine französische Regierung ben monarchischen Socialismus entbehren können. Der Ursprung ber neuen Staatsgewalt, das Bedürfniß der Sicherheit, die Thrannenlust an prahlerischem Glanze und nicht am wenigsten der gutmüthige, menschenfreund= liche Sinn des Kaiscrs, dem das Helfen eine Freude ist, haben zusammengewirft, um bem zweiten Kaiserreich die Ibeen ber socialistischen fraternite Nicht umsonst steht über bem Thore des neuen Louvrepalastes die Bildfäule der Arbeit mit dem Füllhorne, nicht umsonst wird in allen napoleonischen Manifesten die Ordnung als die erste Quelle ber Arbeit gepriesen. Das Jeal bes Raisers ist, den Sieg der Demokratie in der Gesellschaft zu vollenden durch die Beseitigung der Massenarmuth, burch bie Wohlthaten der Erziehung, des Credits und der öffentlichen Ar= 3ch will, sagte er einst, für die Religion, die Sittlichkeit, ben beiten. Wohlstand jenen noch so zahlreichen Theil ber Bevölkerung erobern, ber taum ben Namen Christi kennt, kaum die nothwendigen Lebensbedürfnisse genießen fann."

Wir Deutschen bekennen uns zu der altväterischen Meinung, daß die brüderliche Thätigkeit des Staates nur aushelfend und ausnahmsweise in das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte eingreisen dürfe. Der Staats= gewalt Frankreichs sind nach dem Verlaufe ihrer Geschichte weitere Gren= zen gesteckt, und unleugbar hat der monarchische Socialismus neben vie=

len hastigen unreifen Experimenten auch manche Werke von dauerhaftem Segen geschaffen. Die sociétés de secours mutuels fesseln Tausenbe an bas Spstem. Eine solche Sparkasse wird gebildet in jeder Gemeinde, wo ber Präfect es für nöthig hält; ben Präsidenten ernennt ber Kaiser. Ihre Zahl wuchs von 2000 im Jahre 1852 binnen 7 Jahren auf 4118 mit 534,233 Mitgliebern und 23 Millionen France Vermögen. Die alten Bohlthätigkeitsanstalten, von jeher zahlreich in dem katholischen Lande, find fast durchgängig neu geordnet, sie werden unter Staatsaufsicht verwaltet von Commissionen, die der Präfect ernennt. Dazu eine Unmasse neuer Stiftungen: Arippen für die Arbeiterkinder; neue Hospitäler und Anstalten zur Verpflegung ber Kranken im Hause; Asple sur die verstüm= melten und genesenden Arbeiter, "damit die Invaliden der Werkstatt den Invaliden des Schlachtfeldes gleichgestellt werden." Die fourneaux des taiferlichen Prinzen gewähren dem Arbeiter billiges Effen; die Handwer= tertassen sollen "bas Vorurtheil widerlegen, als ob nur tem Reichen ge= lieben werde, und die Wahrheit erhärten, daß ein guter Ruf ein wirkliches Eigenthum ist." Die Hauptstadt bietet unentgeltliche Baber, die Gemeinben ber Departements erhalten Staatszuschüsse, um dem Arbeiter wohl= feile Waschungen zu ermöglichen. Für bequemen Ginkauf der Lebensmit= tel sorgen die großen Pariser Markthallen. Die Bäckerkasse von Paris erhebt einen Centime von jedem Kilogramm Getreide und giebt ben Bäckern Zuschüsse, sobald der Preis des Kilogramms Brot auf den un= überschreitbaren Sat von 50 Centimes gestiegen ist; so erhält der Arbeiter billiges Brot, und der Bäcker speculirt auf niedrige Preise. Freigebung des Bäcker = und Schlächtergewerbes soll ben Berzehrern aus dem vierten Stande zu Gute kommen, nur daß sie bisher bei dem Widerstande der Privilegirten fast wirkungslos blieb. Selbst baares Geld wird in Tagen ber Noth, wie zur Zeit bes amerikanischen Krieges, von Staats= wegen unter die Arbeiter vertheilt. Einen weiteren Schritt auf diesem Wege wagt ber neueste Plan einer großen Staatsversicherungskasse sur die Arbeiter. Bei allen solchen Wohlthaten ist die persönliche Verbindung bes Kaiserhauses mit ben Arbeitern ein wesentlicher Zweck. Napoleon III. erklärte am Tage nach seiner Arönung: "mein erster Besuch als Kaiser foll den Leidenden gelten," und feitdem sind fast alle Bereine zum Besten der arbeitenden Klassen unter das Protectorat des Kaisers, der Kaiserin oder des Kronprinzen gestellt worden.

Schon als Präsident ließ Napoleon III. das Buch von Henry Rosberts über die Arbeiterwohnungen übersetzen, er selber entwirft Modelle für die Häuser der eites ouvrieres. Den Deutschen überkommt wohl eine bittere Empfindung, wenn er Abends aus den Thoren von Mühlhaus

fen die dichten Schaaren fräftiger Männer hinausströmen sieht nach ben fauberen Gartenhäuschen ber Arbeiterstadt — benn ce sind zumeist unsere Landsleute, die bort bem beutschen Leben verloren gehen. Das barf uns nicht hindern die menschenfreundlichen Verdienste der société industrielle de Mulhouse anzuerkennen, ihre sehrreichen Bulletins tantbar zu lesen. Hier in der That ist eine sociale Reform, die in die Tiefe gräbt; der Arbeiter, ber in jenen freundlichen Wohnungen an häusliche Sitten sich gewöhnt und durch mäßige Rentenzahlungen binnen wenigen Jahren das Eigenthum seines Hauses erwirbt, wird nicht blos wirthschaftlich gehoben, sondern sittlich gebildet. Während bort sowie in dem benachbarten Gebwiler und Beaucourt der alte reichsstädtische Geist, die Thatkraft trefflicher beutscher Bürger wie J. Dollfus das gute Werk leitet und der Staat nur mäßige Zuschüsse gewährt, sind dagegen andere Arbeiterstädte allein ober überwiegend aus Staatsmitteln erbaut: so die bereits 9000 Einwoh= ner zählende eite Napoleon in Lille und die neuen Arbeiterwohnungen in der Pariser Antonsvorstadt. Von den unter der Republik gestifteten Arbeitergenossenschaften haben sich wenige erhalten; rabikalen Bestrebungen entsprungen hatten sie mit dem Unwillen der Regierung zu kämpfen, sie waren zudem meist Productiv-Associationen, bewegten sich mithin auf dem schwierigsten und undankbarsten Gebiete tes genossenschaftlichen Lebens. Neuerdings wird auch diesen Arbeitervereinen die Gunst des Staates zu= gewendet; das gute Recht der Arbeitseinstellung ist endlich anerkannt, das wichtige Gesetz vom 25. Mai 1864 giebt ben Arbeitergenossenschaften volle Freiheit.

Ist bergestalt für bas Brot bes vierten Stanbes gesorgt, so bürfen auch die Circusspiele nicht fehlen: Paraden und Ausstellungen das ganze Jahr hindurch, Spektakelstücke jeder Art unter dem Segen ber neuen Theaterfreiheit, Illuminationen und Freibühnen am Napoleonstage. Martinsthore, wo die alten Boulevards an die Arbeiterviertel grenzen, ließ ber Kaiser bas grand casé Parisien errichten, wo ber Ouvrier für wenige Sous unter strahlenden Kronleuchtern auf sammtenem Divan sein petit verre trinken mag. Desgleichen ber Segnungen ber Staatsschulb soll der vierte Stand theilhaftig werden, auch sein Beutel soll mit haften für ben Kaiserthron. Nachdem die Appoints der Staatsrentenbriefe auf eine ganz geringe Summe herabgesetzt wurden, ist die Zahl der Renten= besitzer von 292,000 (1848) auf 1,095,683 (1867) gestiegen. Demofratisirung ber Rente bem Spsteme einige Anhänger geworben hat, ist freilich klar, noch klarer aber die schäbliche Einwirkung auf die Sicherheit bes Staatscredits, ba ber kleine Mann für panischen Schrecken besonders empfänglich zu sein pflegt. Seit der Rentenconversion, die Billele

unter ben Bourbonen unternahm, und seit der Wiederholung dieser Maßeregel durch Bineau und Fould bilden die dreiprocentigen Papiere die Resgel in der französischen, wie in der englischen Staatsschuld. Bon 341 Willionen Renten sind 303 Millionen dreiprocentig; sie sind die Lieblinge der Speculanten, da ihre niedrige Verzinsung zwar Sicherheit gegen weitere Zinsreduction gewährt, aber dem Geschäftsmanne nicht genügen kann. Wie surchtbar wird die Spielwuth genährt, die Festigkeit des Wohlstandes gefährdet durch die massenhafte Verbreitung solcher Papiere, die in den Kämpfen der Börse unablässig auf- und niedergeschleubert werden! Mustern wir nochmals dies vielgestaltige Rüstzeng der demokratischen Therannis, so müssen wir gestehen, das eine so unmittelbare Verdindung der niederen Stände mit der Person des Staatsoberhauptes höchstens in dem römischen Imperatorenreiche, in der neueren Geschichte niemals bestanden hat.

Eines ber wichtigften unter jenen socialistischen Machtmitteln, welche bie Arbeiter zugleich bändigen und befriedigen sollen, ist der berufene Umbau ber Städte. Der Kaiser wollte sich in den Stand setzen jeden Strafenaufruhr niederzukartätschen — und er erfüllte nur seine monarchische Bflicht, wenn er der Wiederkehr so unseliger Ueberraschungen, wie die Februarrevolution gewesen, vorzubengen versuchte. Die breite Rivolistraße verbindet heute die Tuilerien mit dem Stadthause, dem alten Mittelpunkte bes Anfruhrs; ber Boulevard von Sebastopol ist mitten hineingelegt zwischen bie Straßen von St. Martin und St. Denys, die Schauplätze so vieler Rämpse unter bem Bourgeoisregimente. Die Macabamisirung ber Boulevards hat den Barrikabenhelben den gewohnten Baustoff entzogen. Raiserschloß bildet mit dem Louvre eine kleine Feste, die durch die mäch= tigen Gitterthore des Carrouselplazes rasch abgeschlossen werden kann. Gewaltige unterirdische Gänge bienen zur Ableitung des Unrathes wie zur unvermutheten Beförderung der Truppen an bedrohte Punkte. Kasernen an allen strategisch wichtigen Stellen; grüne Squares an den Anotenpunkten ber Straßen — bem Ange und ben Lungen erfreulich, aber anch leicht abzusperren beim Ausbruche der Straßenschlacht. Rurz, gegen einen roben Handstreich scheint das Kaiserthum leidlich gesichert. Als wieder einmal eine Kartätschenstraße durch ein unruhiges Arbeiterviertel ge= zogen wurde, da wies der Kaiser den vorgeschlagenen Namen boulevard de la reine Hortense mit rührenben Worten zurück und wählte ben Na= men bes burch eigene Kraft zum Reichthum aufgestiegenen Arbeiters Ridarb Lenoir; er wollte bem Abel ber Arbeit seine Hochachtung aussprechen und — nebenbei ben Duvrier daran erinnern, daß das Kaiserreich die Peit= sche wie bas Zuckerbrot zu handhaben wisse.

Nicht blos für die Sicherheit, auch für die Schönheit und Gesundheit der Städte, für die Erleichterung des Verkehres gedachte der Staat zu sorgen. Wer Rouen vor drei bis vier Jahren gesehen hat, als die neuen sauberen Strafenlinien soeben durch bas dumpfige alte Gassenge= wirr hindurchbrachen, der wird zugeben, daß manchen Städten allerdings Luft und Licht und freier Athem fehlten. Aber die Unternehmung, wohl= berechtigt in ihren Anfängen, wuchs bald über alle Grenzen der Bernunft hinaus, sie wurde zu einer gewaltsamen socialen Umwälzung, welche so nur in unfreien Staaten möglich ist. Das Colossale ist ein Vorrecht ber Despoten; die riesigen Demolirungen und Neubauten des Bonapartismus gemahnen in Wahrheit an jene grandiosen Bauwerke des Morgenlandes, welche Kunde geben nicht von der Größe des Bolkes, das sie schuf, sondern lediglich von der Tiefe seiner Anechtschaft, von der Macht seiner Zwingherren. Paris und Lyon, Bordeaux und Marseille, alle großen und schließlich auch viele Mittelstädte des Reiches wetteifern in solcher Bauwuth. Straßen und Wasserleitungen, Kathedralen und Börsenpaläste wachsen aus der Erde; neben dem mächtigen Kriegshafen von Cherbourg, der Lieblingsschöpfung des ersten Kaisers, die der Neffe natürlich in grofem Stile zu Ende führt, entstehen in allen Seeplagen neue Docks und Häfen. Ein kaiserliches Decret gewährt ben Gemeinden das Recht ber Expropriation, und der autoritäre Socialismus wüthet mit erstaunlicher Unbefangenheit gegen das Privateigenthum, läßt auch bei ber Entschädi= gungsfrage die politische Gesinnung der vertriebenen Eigenthümer nicht ganz außer Acht. In Paris, wo der Seinepräfect Haußmann sich selber zur Expropriation ermächtigen barf, bringt jeder Sommer neue Wunder. 1222 Millionen waren bereits im Januar 1865 binnen zwölf Jahren für den Umbau ausgegeben, 1500 Millionen werden nach der mäßigsten Rechnung im Jahre 1869 für die Neugestaltung ber Hauptstadt verwendet Kleinigkeiten wie jene zwölf prächtigen Boulevards, die gleich den Strahlen eines Sternes von dem arc de l'étoile ausgehen, finden kaum noch Beachtung. Die schrankenlose Gewalt jenes einen Mannes in der stolzen Hauptstadt steht einzig da in der modernen Geschichte. Wo ist es jemals erhört worden, daß einer mächtigen Commune von Amtswegen erflärt wird, ihre Bevölkerung bestehe aus Nomaden, sie gehöre nicht sich felber an, sondern bem Staate?

Für die Beschaffung der Mittel bot zunächst die ungesunde Steuerversassung der Städte eine bequeme Handhabe. Da die wichtigste Einnahmequelle der Städte aus den Octrois fließt, so entschließt sich hier
ein Gemeinderath weit leichter zur Verschwendung als in Ländern, wo
die Gemeindeausgaben durch Grund- und Miethsteuern bestritten werden.

Als auch dies Mittel nicht mehr ausreichte, da wurde jene alte Jrrlehre, raß es möglich sei die Lasten ber Gegenwart den Schultern der Zukunft aufzubürden — jene Theorie, die einst von Gent mit so viel unfruchtbarem Scharfsinn vertheibigt ward und heute in dem Kaiserreiche amtliches Ansehen genießt — auch auf die Gemeinden angewendet. Ein kaiserliches Decret genügt, um die Gemeinden zu Anleihen zu ermächtigen. Die Kasse ter Depots gewährt Credit für lange Perioden und zu niedrigen Zinsen, noch williger zeigt sich ber mit Herrn Haußmann befreundete credit foncier, der die schwebende Schuld von Paris consolidirt hat. Wo es gelungen ist die aufgewendeten Werthe wirklich in werbende fixe Capitalien zu verwandeln, da mag selbst eine so frampshaft gesteigerte Speculation beilfam wirken: in Ihon stieg die Schuldenlast in 9 Jahren (1854-63) von 10 auf 54 Mill., aber bei ber mächtigen Zunahme ber Bevölkerung und bes Wohlstandes hoben sich gleichzeitig die für Schuldentilgung und außerordentlichen Aufwand bestimmten Ginnahme-Ueberschüsse von 620,000 Francs auf 31/2 Mill. -- offenbar ein günstiges Ergebniß. Wenn bage= gen zu Marseille in 18 Jahren (1847-65) die Schulden von 17 auf 91 Mill., die Ginnahmen nur von 51/2 auf 20,9 Mill. stiegen, so werden ernste Bebenken wach. Vollends in Paris hat sich die Schuldenlast seit 1850 verzwanzigfacht (sie stieg von 49 auf 984 Mill.), das Ausgabebud= get für 1868 stellt sich auf 245 Mill. — um die Hälfte mehr als das Königreich Belgien für seinen Staatshaushalt braucht! Solchen Zahlen gegenüber finden wir in der That nur dann eine Beruhigung, wenn wir uns erheben zu der von den bonapartistischen Blättern mit gerechtem Selbstgefühle verkündigten Lehre: ein Staat, eine Gemeinde ist um so reicher, je schwerer ihre Schuldenlast. Auch darin liegt wenig Trost, daß der Seinepräfect jene ungeheuren Summen nicht blos für die orientalische Pracht seiner Stadthaussesse, sondern auch für nütliche Zwecke verwendet, und die Ausgaben der Hauptstadt für den Volksunterricht von 1,1 Mill. (1847) auf 6,5 Mill. (1867) gestiegen sind.

Die Hoffnung des Kaisers, der Anblick der städtischen Prachtbauten werde den Schönheitssinn der Provinzbewohner wecken, mußte schon an der sieberischen Hast der Unternehmung zu Schanden werden. Hat der Fremde den ersten blendenden Eindruck überwunden — und namentlich auf einzelnen neuen Plätzen in Lyon ist der Anblick der prächtigen Springsbrunnen unter grünen Büschen mitten im Marktgewühle wahrhaft bezausbernd: — hat das Auge des Nordländers sich erst gewöhnt an den schönen hellen Haustein, der in der milden Luft des Landes sich so klar und rein erhält, so empfinden wir bald die geistlose Armseligkeit des neuen Baustiles. Rable Kasernenbauten, mit einigen anspruchsvollen Roccoos

schnörkeln überhangen, das ist Alles — das Ganze ein getreues Abbild bieser Epoche der Mathematik und des höfischen Prunkes, der Centralisa= tion und militärischen Uniformirung. Witerwärtig berührt vornehmlich bie knechtische Nachahmung ber Parifer Beuten; es ist, als ob ben Provinzen jeder selbständige Gebanke abhanden gekommen sei. Jedermann kennt ben pont neuf mit dem Standbilde Heinrich's IV. auf der Seine= Insel; Jebermann ben alten Thurm St. Jacques de la Boucherie, welcher als ein Markstein des alten Paris, eingefriedigt von einem grünen Square, in die neuen grablinigen Prachtstraßen hineinschaut — eines ber anmuthigsten Effectstücke ber modernen Bauzauberei. Auf der Brücke von Rouen begegnet uns genau auf berfelben Stelle bie Bilbfäule Corneille's; und der Gemeinderath der Normannenstadt ruhte nicht, bis ein alter stumpfer gothischer Thurm aufgetrieben mar, ber, genau wie St. Jacques, von Buschwerk umgeben, die Grenze des alten und des neuen Rouen bezeichnet u. s. m. Was Wunder, daß dies ewige Einerlei die Gebildeten ermütet, daß heftige Klagen laut werden über den lieblosen Neuerungs= geist, ber die ehrwürdigsten historischen Denkmäler der alten Städte vernichtet und selbst vor dem Frieden des Montmartre=Rirchhofes, vor den herrlichen Baunigängen des Luxemburg-Gartens nicht zurückschrickt.

Schwerer als das Murren der Kunstfreunde und Historiker wiegen bie Bedenken der Volkswirthe. Ein wesentlicher Zweck dieser Massenbauten war, ben Arbeitern Beschäftigung und reichlichen Berbienst zu gewähren. In der That sind Hunderttausende von Arbeitern ben Städten zugeströmt, und ihre Lage ist vorberhand erfreulich, ba der Arbeitslohn hoch steht, die schweren Octrois für den Arbeiter durch den niedrigen Brotpreis ausgeglichen werben, und Wohnungen, welche nicht über 250 Francs Miethe abwerfen, keine Miethsteuer bezahlen. Aber es bleibt das Ver= hängniß bes monarchischen Socialismus, daß er neue Bewegungen in ber Gesellschaft wohl zu beginnen, anzuregen, nicht sie auf die Dauer zu er= halten vermag. Einmal muß tiese frankhafte Bauwuth doch ihr Ziel erreichen. Die rohe, unserer banausischen Zeit längst geläufige Ansicht, daß ber Staat die Kunft fördern muffe um den Künftlern Brot zu geben, wirkt auf das zweite Kaiserreich bereits mit der ganzen Wucht eines socialen Problems. Ein Heer von Unternehmern und Gehülfen verlangt dauernte Beschäftigung von dem Staate, der sie von Beruf und Heimath hinweggelockt hat — benn es war ber Staat, ber bie Städte durch Befehl und Gunst zu dem Umbau verführte. Dergestalt sind die öffentlichen Arbeiten des Kaiserreichs nach und nach zu Nationalwerkstätten im Sinne Louis Blanc's geworben: man baut um zu bauen, und Niemand weiß, was aus dieser Schraube ohne Ende werden soll.

Bei so unmäßiger Begünstigung ber städtischen Arbeiter hat die Ent= völkerung des flachen landes in hochbedenklicher Weise zugenommen. Der Raifer sagte einst zu den von der Londoner Ausstellung heimkehrenden Bewerbtreibenden, sie hätten sich um Frankreich wohl verdient gemacht, benn jebe glänzende wirthschaftliche Leistung eines Volkes lasse die Höhe seiner gesammten Civilisation erkennen. Dies prahlerische tous les progrès marchent de front war nur eine ber vielen Selbsttäuschungen ber Staatstunst des Materialismus. Der ernste Historiker wird grade durch die Geschichte bes zweiten Kaiserreichs abermals die triviale Wahrheit, raß ber Mensch nicht vom Brote allein lebt, bestätigt finden. Ja, er soll bies Sprüchwort vertiefen und erkennen: einem Gemeinwesen, bas nur nach materiellen Gütern trachtet, kommt schließlich mit bem sittlichen Ernste auch die Kraft des wirthschaftlichen Fortschrittes abhanden. Der Kaiser hoffte, die aus den Städten heimkehrenden Bauernsöhne würden baheim tie Gewohnheit fräftiger Fleischnahrung verbreiten; aber Niemand kehrt zurück. Die fleißigen Landschaften der Creuse, ber Marche, des Limousin schickten auch vormals ihre jungen Männer als Maurer auf die Wander= schaft; heute beginnen sie zu veröden, da ber. Arbeiter sich nicht mehr von ben Genüssen ber großen Stäbte trennen will. Während ber Jahre 1851—56 verminberte sich die Bevölkerung von 20 Departements, in dem Departement Haute Saone sogar um ein volles Zehntel; die Einwohnerzahl bes ganzen Reiches nahm nur um 256,000 Köpfe zu, die ber Hauptstadt um 305,000. Die folgenden Jahre zeigen zwar eine etwas raschere Zunahme, aber selbst officiöse Schriften wissen diese krankhaften Zustande nur mit dem wohlsautenden Ausdrucke: "die Bevölkerung bleibt stationär" zu bezeichnen.

Die Bolkszahl bes Reiches wuchs in ben ersten 60 Jahren bes Jahrhunderts um 0,57 %, jährlich, sie braucht mithin um sich zu vers doppeln 150 Jahre — Deutschland nach den bisherigen Ersahrungen etwa 55 Jahre. Jenen Mammonspriestern, die in einer zahlreichen Kinderschaar nur unnütze Consumenten erblicken, geben wir zu erwäsgen, welche Berschiedung der Machtverhältnisse durch die geringe Fruchtsbarkeit der Bevölkerung Frankreichs herbeigeführt wurde. Im Jahre 1816 lebten in Frankreich auf der Geviertmeile 500 Menschen mehr als in Deutschland (ohne Desterreich), im Jahre 1861 war umgekehrt die Geviertmeile in Deutschland um 300 Köpfe dichter bevölkert als in Frankreich — und heute wird Frankreich bereits an absoluter Bolkszahl von Breußen und den verbündeten Staaten Nord- und Süddeutschlands übertroffen! Zwar daß die kleinen Städte unter 3000 Einwohnern in dem neuen napoleonischen Zeitalter um 12—14 % herabgekommen sind, wird

keinen Kundigen befremben; ähnliche Erscheinungen hat die Epoche bes centralisirenten Eisenbahnverkehres überall in Europa gesehen. Aber das anhaltende Sinken der Bauernschaft, derweil Paris und Lille, St. Etienne und andere Fabrifplätze unaufhaltsam wachsen, ist unleugbar ein Zeichen socialer Krankheit. Wir beklagen auch nicht, gleich vielen patriotischen Franzosen, daß die gallische Rasse nicht mehr dieselbe Fruchtbarkeit zeigt wie im siebzehnten Jahrhundert oder noch heute in Canada; langsamere Bolksvermehrung, Erschwerung ber Chen pflegt ja in der Regel mit bochgesteigerter Cultur Hand in Hand zu gehen. Erwägen wir aber, baß Frankreich —- Dank seiner Niederlassungsfreiheit und trot des Zwangs-Coelibates seiner Solbaten sowie ber 25,000 Geistlichen — weniger Hagestolze zählt als irgend ein europäisches Land, so erscheint bas Still= stehen ber Bevölkerung in einem sehr trüben Lichte. Die anhaltende Abnahme der Zahl ber Kinder (beren unter dem ersten Raiser 4,1, unter dem zweiten 3,14 auf eine Che kamen) läßt sich, bei der nervösen Sinn= lichkeit ber mobernen Menschen, im Durchschnitte schlechterdings nicht aus besonnener Alugheit erklären. Sie hängt zusammen entweder mit der sittlichen Verwüstung bes Lasters oder mit der förperlichen Schwäche — und in der That hat die Chelosigkeit des Heeres, die abermalige Vernichtung von 200,000 fräftigen Männerleben durch die Kriege des zweiten Raiserreichs den Krüppeln und Schwächlingen die Cheschließung wesentlich er-Auch bas Verbot der Vaterschaftsklage, das der rohe Lanzleichtert. knechtsgeist des ersten Napoleon erließ, hat freilich die Zahl der unehelichen Geburten verringert und darum oft den Beisall der Manchestermänner gefunden; ernsteren Männern regt sich heute doch die Frage, ob nicht jenes drakonische Gesetz Verirrungen gesördert hat, welche der Leibeskraft und Sittlichfeit ungleich verderblicher sind?

Die französische Nation ist nicht mehr in der Lage sich als die unsbestritten erste Macht des Festlandes zu gebährden, sie muß sich wohl oder übel in den Zustand eines ernsthaft gemeinten europäischen Gleichzgewichts sinden. Wenn diese Thatsache der friedlichen Gesittung der Welt nur zum Segen gereichen kann, so erregt dagegen eine andere Folge der stockenden Volksvermehrung Frankreichs die Trauer jedes Denkenden. Die europäische Geschichte hebt an mit der Massenristokratie der hellenischen Bürger, sie wird dereinst ihren Höhepunkt erreichen, wenn die Massenzaistokratie der weißen Rasse die Länder jenseits des Weltmeeres beherrscht. In dem grandiosen Wettkampse, der um diese schicksichweren Fragen sich erhebt, ist dem angelsächsischen Stamme das glücklichste Loos gefallen. Auch der Deutsche soll mit Vertrauen in diese große Zukunft blicken. Dafür ist längst gesorgt, daß deutscher Fleiß und deutsche Thatkrast am Mississisppi

und Nangtsekiang, in Chili wie in Japan würdige Vertreter finden; und seit dem Tage von Königgrät dürfen wir auch hoffen, daß Deutschlands Bolksthum und Sprache in den transatlantischen Ländern aufrecht bleiben werben. Der Franzose aber wird an diesem Wettstreite nur einen fehr untergeordneten Antheil nehmen. Frankreich kennt keine Auswan-200,000 Köpfe, die binnen 10 Jahren das Land verließen, bebenten wenig; sie bedeuten fast nichts, wenn wir bebenken, daß die guten Köpfe der Mittelklassen sich schier sämmtlich zu den Beamtenstellen brangen und Frankreich nicht wie Deutschland ober England gesunde Jünglingsfräfte, sondern zumeist verdorbene Subjecte in die Contore der transatlantischen Häfen schickt. Wer den vielgestaltigen Reichthum der euro= päischen Gesittung vollauf zu schätzen weiß, der wird schmerzlich beklagen, daß dies Versiegen der französischen Volkstraft eine unausfüllbare Lücke in der Cultur der Welt zu reißen broht. Aber die Würfel liegen bereits, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so muß Frankreich eine europäische Macht bleiben in jener gewaltigen Zukunft, da es eine Weltgeschichte geben wird, da Deutsche und Russen, Angelsachsen und Creolen dem Welt= handel neue Bahnen, der Menschenbildung neue Formen finden werden.

Hat jene Berwöhnung ber städtischen Arbeiter, die das Gleichgewicht der wirthschaftlichen Kräfte so schwer gefährdet, dem Kaiserthume minde= stens die treue Anhänglichkeit der verzogenen Kinder erworben? Wir zwei= feln daran. Die Vortheile, welche das Kaiserreich den Duvriers gewährte, lassen sich boch nicht vergleichen mit jener Erlösung aus namenlosem Drucke, die einst die Caesaren Roms den Provinzbewohnern brachten. Der Arbei= ter steht dem Bonapartismus minder feindlich gegenüber als weiland den Bourgeois und ben Legitimisten, sein alter Haß gegen die Transporteurs bes parlamentarischen Systemes ist noch nicht ganz verflogen. Auch das neuerdings von den Radikalen gepriesene Ziel der directen Volksherrschaft findet wenig Anhänger; für Theorien und Ideale ist in dieser Welt der business überhaupt kein Boben mehr. Ein Theil der Arbeiter begreift wirklich, was die Bonapartisten ihnen unablässig einschärfen, "daß allein eine starke und feste Regierung ihnen die Berbesserung bringen kann, welche die Wühler vergeblich versprechen." Aber von herzlicher Dankbarkeit gegen den kaiserlichen Wohlthäter ist nichts zu spüren. Wenn die Gewaltigen des Raiserreichs die schwieligen Fäuste liebkosen, wenn ber Hofpoet Merh den Arbeitern der Centraldruckerei der Gisenbahnen zusingt:

sachez bien que le jour viendra où de vos mains jaillira la lumière —

so zieht der vierte Stand daraus die Lehre, daß er das Kaiserreich regiert, daß der Hof ihn fürchtet.

Die Verhandlungen bes Genfer Arbeitercongresses vom Jahre 1866 geben ein lehrreiches Bilb von ber veränderten Gefinnung biefer Alassen. Reine Rebe mehr von ber communistischen Schwärmerei vergangener Tage. Geschäftsmäßig, mit prattischem Geschick und brobenbem Ernste wirb verhandelt: die Arbeiter wollen selber Capitalisten werden, sie betrachten die Armuth und ben Arbeitslohn als eine Schande und verlangen zum Allerminbesten die Herabsetzung der Arbeitszeit auf acht Stunden — während die Massen in der Februarrevolution noch zehn Stunden bewilligten. Wenn die demi-monde von den Rennen von Vincennes nach dem eleganten Biertel von Notre Dame de Lorette heimkehrt - ein glänzendes Durcheinander von Cabs und Broughams und Chaisen, von englischen Raffepferten und schweren Percherons, von Livreedienern und grünen Postillo= nen — bann bilbet das Sonntagspublicum Spalier die breiten Boulevards entlang, wirft brohende Blide und Schimpfreben auf ben Zug, und es geschieht wohl, daß einzelne Blousenmänner durch die Reihen brechen, um eine geputte Dame aus dem Wagen zu reifen. Wer eine solche Scene gesehen, ber muß sehr kindlich sein um zu wähnen, bas Gewissen bes Boltes erhebe sich gegen das prahlente Laster. Es ist die alte unsterbliche Scheelsucht gegen den Reichthum, und auch ber Prunk des Hofes entgeht diesem Neide nicht. "Ich will mit Euren Händen arbeiten und Ihr follt mit meinem Magen verdauen" — so sautet nach ben propos de Labienus ter Grundvertrag, ben Napoleon III. mit seinem Bolke geschlossen, und Tausende theilen Rogcard's Meinung. Bei solcher Gesin= nung bleibt die politische Haltung der Arbeiter unberechenbar. Bor den letten Gemeindewahlen in Marseille brohten die officiösen Blätter: wenn die Wahl gegen die Regierung ausfiele, so würden die öffentlichen Bauten ber Stadt, die gegen 50,000 Menschen beschäftigten, aufhören — ein Bersprechen, zu bessen Bewährung nachher natürlich ber Muth fehlte. Arbeiter stimmten trotzem für die Opposition, nicht weil sie die Rhetoren der parlamentarischen Partci lieben, sondern weil ihnen die Regierung noch immer nicht genug gethan hat. Kurz, Arbeit und Capital zu versöhnen ist auch ben Zauberkünsten des monarchischen Socialismus nicht gelungen. —

Die Bevorzugung der städtischen Arbeiter vor dem Landvolke scheint auf den ersten Blick räthselhaft, da ja der Kaiser seinen Thron der Bauernschaft verdankt. Er hat sich oft mit Stolz einen Bauernkaiser genannt, oft versichert, daß er, gerechter als das Julikönigthum, die Hebung des Ackerdanes vollführen wolle vor der Resorm der Handelspolitik. Er erstärt die Besserung der Landwirthschaft für wichtiger als den Umbau der Städte und verlangt von seinen Präsecten, daß sie dem Landbaue "den ihm gebührenden Rang unter den großen Interessen des Landes wieder

verschaffen," worauf die Minister — da ein kaiserlicher Befehl bekanntlich immer ausgeführt wird — pflichtschuldigst versichern, die erleuchteten Absichten Seiner Majestät seien längst erfüllt, die Landwirthschaft sei nie populärer und geachteter gewesen denn heute. Der Herzog v. Persignh pflegt biese bukolischen Neigungen bes Kaiserreichs mit besonderem Eifer; regelmäßig erscheint er auf ben landwirthschaftlichen Festen seiner Heimath, in ber landschaft Forez, um die Unschuld, die Treue, die Genügsamkeit bes Bauern zu preisen gegenüber ber Unruhe und bem Ständehasse ber Stabte. Auch die Präfecten haben längst gelernt die Weisen dieses bo= napartischen Theofrit nachzusingen. Warum ist bennoch ber Landbau das Stieffind des Kaiserreichs geblieben? Die Vauern bilden die sicherste Stute des Kaiserthums, ihre bonapartistische Gesinnung ist so leidenschaftlich, daß sich im Nothfalle grade in den rohesten Strichen des Reiches eine Jacquerie für ben Raiser hervorrufen ließe. Eben barum bürfen bie Bauern leichter vernachlässigt werden als die Duvriers, von denen eine . unmittelbare Gefahr broht. Auch bietet die Bescheidenheit und Langsam= feit ber ländlichen Arbeit wenig Raum für jene glänzenden Paradestücke, teren die Thrannis bedarf. Die Landwirthschaft ist das freieste Gewerbe, sie kann ohne einige Selbständigkeit der Landgemeinden nie zu nachhalti= ger Blüthe gelangen und leidet daher unter dem instinctiven Widerwillen der Büreaukratie. Das Beamtenthum, durch und durch städtisch gebildet, steht dem Acerban mit vollendeter Unwissenheit gegenüber. Seit unvorbenklicher Zeit gab es keinen Präfecten, ber selbstthätiger Landwirth war; jene Verbindung der Verwaltungsstellen mit dem großen Grundbesitze, die in dem preußischen Landrathsamte sich so trefflich bewährt, ist bei den socialen Berhältnissen Frankreichs unbenkbar. Seit ber Julirevolution steht ber große Grundbesit in dem Verdachte legitimistischer Gesinnung; bas Bürgerkönigthum erwies bem Centralcongresse ber Ackerbauer, welchem der alte bourbonische Minister Decazes vorstand, ein unverhohlenes Wisswollen, das sich seitbem in der Büreaukratie erhalten hat. Da überdies dem großen Grundeigenthume ein aristokratischer Zug anhaftet und nam= hafte technische Fortschritte des Landbaues in der Regel von diesen länd= lichen Aristokraten ausgehen müssen, so gewährt auch bie Presse in ihrem Gleichheitseifer ben Resormbestrebungen ber Landwirthschaft nur geringe Unterstützung.

In solcher Lage konnten die Beglückungsversuche des Raisers nur geringen Erfolg haben, obgleich Napoleon III. für den Landbau immerhin tausendmal mehr geleistet hat als das Julikönigthum. Eine Menge land-wirthschaftlicher Bereine wurden gegründet, zahllose Ausstellungen veransstaltet, wobei der Präfect dem strebsamen Bauersmanne Ehrenzeichen an

blauen Bändchen anheftet, auch wohl in feierlichen Augenblicken mannlicher Rührung einen keuschen Kuß auf die Lippen einer niusterhaften Kuhmagb brückt. Großartige Creditanstalten sollten bem Capitalmangel ber Bauern abhelfen, seit 1859 besteht auch eine reich ausgestattete Bersicherungsan= stalt für das flache lant. Den Elementarschulen wurde die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse zur Pflicht gemacht, im Jahre 1866 unter großem Lärmen eine Staatsuntersuchung über alle erdenklichen Berhältnisse bee landbaues veranstaltet. Die öben Landes bes Südwestens hat ber Staat mit ungeheuren Kosten urbar gemacht und an kleine Besitzer ausgetheilt, bergestalt, daß die Gascogne heute nur noch 9500 Hectaren unbebauten Landes (vor 11 Jahren 283,000) besitzt. In ben verwahrlosten Strichen der Sologne und des Berry legte der Kaiser selbst Muster= güter an, deren mit unverhältnismäßigem Aufwande erzielte technische Erfolge freilich bem armen Bauern kein Borbild geben. Das größte Berdienst indessen, das sich der Kaiser um die Landwirthschaft erwarb, liegt in sei= ner Hantelspolitik. Als Napoleon III. unter dem gehässigen Widerstreben der Grundbesitzer zuerst den Zoll auf Leinwand und Bieh herabsetzte, bann alle landwirthschaftlichen Schutzölle aufhob und die Wandelscala gänzlich beseitigte, da vollführte er eine heilsame Reform, die ein unbefangeneres Geschlecht ihm bereinst banken wird.

Doch leider werden die wohlmeinenden Absichten des Monarchen stets durch büreaufratische Afterweisheit durchfreuzt. Die landwirthschaftlichen Vereine stehen unter ber Aufsicht der Präfecten und gedeihen darum nur fümmerlich. Ihre Vereinigung unter einem gemeinsamen Mittelpunkte gilt . für gefährlich; noch vor Kurzem wurde ein Congreß der Weinbauer verboten. Während der Handelsstand seine Handelskammern selbst mählt, ernennt ber Präfect das conseil, das ihm in landwirthschaftlichen Fragen technische Gutachten giebt. So fügt es sich oft, daß in dem landwirthschaftlichen Rathe fein einziger großer Grundbesitzer tagt; ber Präfect sührt ben Vorsitz und ernennt ben Secretär. Die büreaufratische Allwissenheit erdreistet sich nicht selten die Ernte zu verbieten, wenn das Getreide nach ter Ansicht bes Präfecten noch nicht reif ist, sie verbietet bas Aufharken bes Strobes, weil die socialistische Thrannis auch für die Aehrenleser sorgen muß — und was der Abderitenstreiche mehr sind, die Herr von Esterno in seiner lehr= reichen Parteischrift les privilégiés de l'ancien régime et les privilégiés du nouveau geschildert hat. Wenn das Shstem der Vicinalwege, allen Mahnungen bes Raisers zum Trotz, sich nicht entwickeln will und einige Striche von Mittelfrankreich an bas römische Gallien erinnern, ba präch= tige Raiserstraßen burch ein unwegsames Land zogen, so liegt bie Schuld wiederum an der büreaufratischen Berwaltung. Nur selbständige Gemeinten schaffen Vicinalwege; besgleichen nur selbständige Gemeinden gewäheren Abhülfe für den Mißstand, daß der Bauerbursch die elementaren Bezariffe ber Theorie seines Gewerbes niemals kennen lernt.

Die mit so vielem Pomp in Scene gesetzten Creditanstalten sind, ergriffen von bem Schwindelgeiste ber Epoche, bem anspruchslosen Gewerbe tes Landmanns fast gar nicht zu Gute gekommen. Die Gefellschaft bes crédit foncier verwendete in 13 Jahren (1852-65) 714 Millionen, die Hälfte raron für den Umban von Paris, für das flache Land nur die lächerlich geringe Summe von 57 Millionen. Auch die cités ouvrières haben bald auf ben Beistand dieser Gesellschaft verzichtet, ba ein wahrhaft gemeinnütiges Unternehmen die hoben Zinsen, welche ter Speculant verlangt, nicht erschwingen kann. Ebenso unfruchtbar für den Landbau blieb ber sogenannte crédit agricole. Noch mehr: die Steuereinnehmer, die amtlichen Agenten des crédit foncier, erhalten Prämien für jedes Capital, bas sie ber Gesellschaft zuführen, sie bemühen sich also bie Ersparnisse bes Bauern nach Paris zu locken, statt die Capitalien der Hauptstadt im Sandbau anzulegen. Bedeutende landwirthschaftliche Genoffenschaften jum Schute gegen Hochwasser u. bgl. sind nirgends vorhanden; das Borsenspiel, die hobe Dividende der Pariser Creditgesellschaften erscheint locken= ber. Sobald aber ber Bauer ber Speculation verfällt, entfremdet er sich seinem bescheibenen Gewerbe. So leibet ber Landmann zwiefach unter bem monarchischen Socialismus: Die Capitalien des flachen Landes fliefen nach der Hauptstadt, und zugleich steigt der ländliche Arbeitslohn, ba der Umbau der Städte die Tagelöhner hinwegführt.

Der büreaufratische Schlendrian hat selbst bies ruhelose Regiment verhindert, an die alten fehlerhaften Gefete, die den Landmann drücken, tie bessernte Hand zu legen. Der code rural, baran seit dem Jahre 1808 fünf Systeme arbeiteten, harrt noch immer ber Vollendung. segensreiche Grundsatz ber freien Theilbarkeit bes Bobens wirkt offenbar verderblich, wenn nicht die Zusammenlegung der Grundstücke erleichtert wird. Aber die hohe Besteuerung ber Aeckervertauschung, welche bie Bourbonen nach dem Muster Preußens und Englands abschafften, wurde burch bie Orleans wieder eingeführt und besteht noch heute, dergestalt daß Zusammenlegungen ber weit zerstreuten Parcellen kaum jemals vorkommen. Die Abgaben für den Verkauf von Grundstücken und die damit verbunbenen Gerichtskosten belaufen sich auf 10 % des Werthes: im Jahre 1862 wurden für 2 Milliarden Grundstücke verkauft mit einem Aufwande von 214 Millionen an Kosten und Steuern. Nicht minder lästig wirkt die noch immer unveränderte Hypothekenordnung mit ihren leidigen Kosten und Formlichkeiten. Nicht bie birecten Steuern erbruden ben Bauern,

wie die Oppositionsredner behaupten; auch nicht die unvernünftige Thürund Fenstersteuer — denn jene fensterlosen Höhlen, welche dem Nordlänster so widerwärtig in die Augen stechen, sind bei den Lebensgewohnheiten der Südländer keineswegs unerträglich. Aber die Creditlosigkeit, gefördert durch schlechte Gesetze und durch die Speculationswuth des Kaiserreichs, lastet schwer auf dem Landmanne. Von 7,846 Millionen Grundeigenthüsmern waren im Jahre 1850 3 Millionen steuerfrei wegen Zahlungsunsfähigkeit. Die Unterwerfung des flachen Landes unter die Macht des städtischen Capitals, dies alte Leiden Italiens, beginnt auch in Frankreich einzureißen: sehr häusig wird der kleine Bauer in den parcellirten Küstensstrichen des Canales von den Fabrikanten von Rouen und Elbeuf ausgekaust.

Das wunderbar reiche Land, deffen unermegliche Hülfsmittel nicht leicht überschätzt werden können, hat im Anfange des Kaiserreichs brei Mißernten hintereinander, die Cholera, wiederholte Kriege und Ueber-. schwemnungen ohne sonderliche Beschwerden überstanden. Der Landbau zog, wie billig, von dem neu erwachten volkswirthschaftlichen Eifer einigen Vortheil. Wir erinnern nur an die Zucht der Pferde, deren Zahl und Werth trot der Eisenbahnen sich namhaft gehoben hat. Die Aussuhr ber Percherons nimmt jährlich zu, und französische Renner haben wiederholt auf den Bahnen von Baden und Paris deutsche und englische Rosse aus bem Felde geschlagen. Auch sind wir keineswegs der Ansicht vieler conservativer Politiker, daß der Uebergang zum englischen Pachtspfteme dem französischen Landbaue noth thue. Hier handelt es sich um feststehende sittliche Begriffe ber Nation, welche mächtiger sind als Parteidoctrinen. Mag der englische Pächter technisch glänzendere Erfolge erzielen — in seinen Millionen freier Bauern besitzt Frankreich einen sittlichen Schat, bessen politischer Werth leicht bei einem europäischen Kriege ben Zweiflern sich erhärten kann. Aber die goldenen Berge, welche das Kaiserreich ben Bauern versprach, sind doch ein Traum geblieben. Noch immer kennt ber unwissende capitallose kleine Landwirth die Düngerbenutzung sehr wenig, die Drainage fast gar nicht, noch immer ertönt die alte Klage der Fach= männer, daß die Landwirthschaft sich einseitig auf den Getreidebau richte, Viehzucht und Wiesenbau vernachlässige. Der Landbau ist auch unter bem Bauernfaiser das unscheinbarfte Gewerbe geblieben, unvergleichlich weniger ehrenvoll und einträglich als Beamtenthum und Barreau, Industrie und Börse. —

Während die Landwirthschaft ihr altes Siechthum nicht verwinden konnte, ward dagegen für den Handel und Gewerbsleiß eine neue glück-lichere Zeit heraufgeführt durch eine That des Kaisers, welche, schon halb

vergessen von den undankbaren Zeitgenossen, allein genügt dem Namen Rapoleon's III. unvergängliche Dauer zu sichern. Um die Freiheit des Handels zu gründen, mußte ber Raiser brechen mit einigen Glaubensfätzen ber napoleonischen Religion, mit ben büreaukratischen Gewohnheiten und volksthümlichen Vorurtheilen, ja geradezu mit der historischen Ueberliefe= rung seines Staates. Er hatte einst die schutzöllnerischen Gebanken bes Dheims gläubig verehrt, bann ward er ein Augenzeuge ber kiihnen Schwen= tung Robert Peel's und lernte später von Cavour, von Michel Chevalier und jenen Fortschrittsconservativen des Julikönigthums, ben Mornt und Girardin, welche längst burch ihre freihandlerischen Wünsche die Bour= geoisie erbittert hatten. Aber selbst Girardin erwartete erst in einer fer= nen Zukunft den Abfall der Regierung von der uralten Gewohnheit des Brohibitivspstems. Der Kaiser hatte inzwischen die veränderten Lebens= bedingungen bes Welthandels verstanden; und daß er es wagte sich in die hohe Fluth des modernen Verkehrslebens zu stürzen, daß er zu lernen vermochte von der wachsenden Zeit, daß er einmal doch der Selbstsucht ber Stände eine monarchische That gleichaustheilender Gerechtigkeit entgegenstellte, barin liegt ber beste Ruhm seiner Regierung. Er sah voraus, baß eine Reform der unhaltbaren Tarife von Frankreich und England unvermeidlich bevorstand, eine Reform, welche ohne gegenseitige Verständigung die Gewerbsinteressen beider Länder zu verwirren brohte. Er benutt nun den günstigen Zeitpunkt, da das Ansehen des Kaiserreichs nach den ita= lienischen Erfolgen auf ber Höhe stand, um mit Fachmannern beiber Staa= ten, vornehmlich mit Cobben und Chevalier, die bei der großen Verschie= benheit ber zwei Tarife überaus schwierige Ausgleichung ber gegenseitigen Ansprüche zu versuchen. Am 23. Januar 1860 wird dann der Handels= vertrag geschlossen. Mit Fug und Recht steht heute die Bildsäule Richard Cobben's im Schlosse von Versailles unter Frankreichs Größen. Wenn die Summe ber gesammten Aus- und Einfuhr bes Staates im Jahre 1850 nur 2500, 1865 aber 7614 Millionen Francs betrug, wenn die Aussuhr, namentlich ber articles de Paris und jener feineren Waaren, an benen der geschmackvolle Schönheitssinn der Franzosen zur Geltung gelangt, ganz unverhältnismäßig gestiegen ist: so müssen solche Zahlen jebem Unbefangenen ben Segen bes freien Handels erhärten — trot ber anerkannten Kunstfertigkeit ber kaiserlichen Statistik, welche stets beweist, was sie beweisen will.

Politische und wirthschaftliche Rücksichten zwangen den Kaiser, die Handelsfreiheit auf dem Wege der Differentialzölle und Handelsverträge merstreben. Es galt die Zustimmung des gesetzgebenden Körpers zu umsehen, welche bei einer allgemeinen gesetzlichen Tarisveränderung sich nicht

vermeiben ließ. Es galt ferner die anderen Nachbarstaaten durch die Furcht vor dem Verluste bes französischen Marktes gleichfalls in die Bahn des freien Handels zu treiben und doch dem Gewerbfleiße Frankreichs einige Entschädigung zu sichern. Vornehmlich lag dem Erwählten des Volkes am Herzen, als der Friedensbringer und Bahnbrecher eines europäischen Fortschrittes zu erscheinen. Er mußte zu der Handelskammer von Ihon sagen können: "Frankreich giebt in Europa den Anstoß zu allen großen und hochherzigen Gedanken," und bergestalt durch die Beschwichtigung ber nationalen Eitelkeit viele verlette Klasseninteressen verföhnen. Nun brängten sich in rascher Folge die Verhandlungen mit Belgien, Ita= lien, Deutschland. Die Diplomatie schien, gemäß bem holben Traume ber Friedensapostel, gänzlich in der Handelspolitif aufzugehen, und es entstand jene neue menschlichste Form ber Handelsverträge, welche nicht mehr banach trachtet den Verhandelnden Vorzugsrechte zu sichern, sondern lediglich verhindern will, daß Dritten ein Vorrecht eingeräumt werbe. Durch diese Kette von Handelsverträgen, durch den Pagvertrag mit England u. s. w. ist der freie Markt Westeuropas gegründet, das von dem Oheim mit argliftiger Herrschsucht erstrebte europäische Föderativspstem in einem gerech= ten und verständigen Sinne verwirklicht worden. Mit Genugthuung konnte der Kaiser verkünden: "da ist sie endlich vollzogen, jene so lange vorher= gesagte schreckliche Invasion auf ben englischen Boden" — und seine Na= tion auffordern "muthig ein neues Zeitalter des Friedens einzuweihen."

Wohl erregt solche despotische Bölkerbeglückung nicht eine so ungetrübte Befriedigung wie einst jenes erhebende Schauspiel der Klärung ber Geister im freien Kampfe, welches der Abschaffung der englischen Korn= gesetze vorausging. Frankreichs Freihändler klagten vormals, daß ihnen die Verbreitung ihrer Grundsätze burch bas freie Wort versagt sei, jetzt aber nahmen sie ben coup d'autorité mit Frende, ja mit Stolz hin. cherlich ein trauriger Beweis für die Unfertigkeit der politischen Bildung. Doch bas harte Wort muß gesagt werden, ohne jenen kaiserlichen Machtbeschl würbe Frankreich noch jahrzehntelang ber Segnungen ber Handelsfreiheit Die erschreckende Unwissenheit und Selbstsucht der meisten entbehren. Mitglieber des gesetzgebenden Körpers, die in tausend Gewerbs = und Schwindelgeschäfte verflochten sind, gestattet baran keinen Zweifel, daß eine parlamentarische Reform der Handelspolitik unmöglich war. Der monarcische Wille hat in diesem einen Falle nicht blos die Gesetze verbessert, sondern auch die Erziehung der Nation zur Freiheit gefördert — wenn anders wir die Freiheit nicht allein in Kammerdebatten suchen. Der politisch günstige Zeitpunkt der Reform war volkswirthschaftlich sehr un= glücklich gewählt. Das Land litt unter der Mißernte von 1861, das

Baumwollengeschäft unter bem amerikanischen Kriege; einzelne Zweige ber Industrie waren der englischen Concurrenz in der That nicht gewachsen. Dennoch gewinnt die freihändlerische Gesinnung des Südens und Westens langfam das Uebergewicht über die schutzöllnerische Seelenangst des Norbens. Wenn in Frankreich im vergangenen Jahrzehnt nur 10 Pfd. Kaffee und 3 Pfb. Zucker, in bem von ber Natur ungleich weniger begünstigten Rollvereine 101/2 Pfd. Kaffee und 4 Pfd. Zucker auf den Kopf der Bevölkerung verzehrt wurden, so mag man immerhin die verschiedenen Con= sumtionsgewohnheiten der Mordländer und der Südländer berücksichtigen; so viel erhellt boch aus biesen und ähnlichen Zahlen, daß die Volkswirth= schaft des gesegneten Landes noch nicht leistet was sie vermag. In der Presse vornehmlich wird die Ueberzeugung immer lebendiger, daß nur die Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte die Machtmittel des Landes ganz verwerthen kann; ein Rückfall in bas Prohibitivshstem scheint nach ber praktischen Schule ber letten Jahre unmöglich. Der freie Handel aber giebt bem modernen Menschen erst bas volle Bewußtsein seiner perfon= lichen Kraft. Seltfam genug, ein Gewaltstreich ber büreaufratischen Regierung hat die erste breite Bresche in das Shitem bureaufratischer Bevor= mundung gelegt. Das Wort Napoleon's III.: "je reicher und glücklicher ein Bolk ist, besto mehr trägt es bei zu bem Reichthume und bem Glücke ber anderen," ist bereits zu einem Gemeinplatze in Frankreich geworben. -Es steht zu hoffen, daß man lernen wird diese humane Grundwahrheit ber modernen Staatskunst auch auf das Verhältniß der Stände und auf bie auswärtige Politif anzuwenden.

Der berufene Ausspruch: "Frankreich ist reich genug seinen Ruhm zu bezahlen" entbehrt nicht jedes Grundes; die ungeheure Kraft der Arbeit und bes Sparens in der modernen Volkswirthschaft übertrifft jede Voranssicht. Vielleicht niemals hat das Festland ein so gewaltiges wirth= schaftliches Schaffen gesehen, wie in ben beiben großen Speculationsepo= chen des Kaiserreichs, nach dem Staatsstreiche und nach dem Krimkriege. Es war die Zeit, da Girardin sagte: il n'y a plus rien à faire aujourd'hui que de se faire millionaire. Selbst bies unermüdliche kaiserliche Regi= ment vermag den colossalen Fortschritten des Verkehres nicht zu folgen. Die Postreform, die Ausdehnung ber Telegraphenlinien, nach bem Staats= streiche vielbewundert, genügen längst nicht mehr. Zu dem alten Gisenbahnnetze der sechs großen Gesellschaften ist ein zweites hinzugetreten, neuerdings noch ein brittes; während im Jahre 1857 1330 Kilometer Eisenbahnen vollenbet waren, sind gegenwärtig 21,050 Kilometer fertig ober im Bau, und jeder Tag bringt neue Bauplane. Die Leistungen des Kaiserthums auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik stellen die Thaten

ber Bourbonen und Orleans gänzlich in Schatten, doch sie kranken vornehmlich an zwei Gebrechen, welche wiederum auf die politischen Grund= schäden des Systemes zurückführen. Die überspannte Centralisation lastet auch auf dem Verkehre; das Monopol der Bank steht noch immer aufrecht, ja die Bank von Frankreich ist thatsächlich nur die Bank von Paris, ihr Credit kommt überwiegend der Hauptstadt zu Gute. Und jener Geist prahlerischen Schwindels, der im Wesen der demokratischen Thrannis liegt, hat gerade in dem industriellen Leben eine furchtbare Höhe erreicht: ein golbener Regen soll die um ihre idealen Güter betrogene Bourgeoisie trösten. Das Börsenspiel ist freilich alt auf bem Boben von Paris, ja es wirkte in einer Zeit unentwickelter Volkswirthschaft, in den Tagen Law's, offenbar weit verderblicher als heute, da ein Theil der Börsenspeculanten doch das Amt der Pioniere versieht für ernste Geschäfte. Aber jene 9928 Millionen fremder Anleihen, welche in den zehn Jahren nach 1855 an der Pariser Börse negociirt wurden (im Jahre 1863 allein 1205 Millionen), deuten boch auf einen Zustand des Fiebers, um so mehr, da die schwindelhaften Anleihen ber allerverrufensten Staaten, Desterreichs und Mexicos, Italiens und Spaniens, Rußlands und der Türkei, sich der absonderlichen Gunst der Pariser Börsengrößen erfreuten. Wenn schwermüthige Gelehrte die Schlemmer des zweiten Kaiserreiches an das alte -Rom erinnern, so lautet die Antwort: der moderne Reichthum ist erar= beitet, ber ber Römer war zusammengeraubt. Indeß Angesichts der Firmen Mires und Solar, Péreire u. Co. und so vieler anderer neu entstandener schimpflicher Vermögen erscheint auch dieser lette Trost von zweifelhafter Kraft.

Die Regierung selber leidet längst unter der künstlich aufgeschwellten Uebermacht der Börse, sie ist gezwungen in ihren politischen Planen eine höchst unziemliche Rücksicht auf die Baisse zu nehmen — und sie erntet bamit nur die Früchte ihres Thuns. Jedermann weiß, wie viel parteiische Gunft ber Staat ben neuen Creditanstalten geschenkt hat, wie schamlos die Gesellschaft des Credit Mobilier die wichtigsten Berkehrsinteressen des Lanbes zur Bereicherung ihrer leitenben Firmen ausbeuten durfte. Gebanke einer Creditgesellschaft, welche nur dazu dienen soll, neue An= lageplätze für das Capital zu finden, nene Actienunternehmungen hervor= zurufen, entspricht offenbar bem Charafter eines büreaufratischen Staates, wo Jedermann gewöhnt ist dem Antriebe von Oben zu folgen; er hat barum in den Ländern selbständigster Geschäftsübung, in England und Nordamerika, niemals ernsthaften Anklang gefunden. Die Gesell= schaft erlebte einige Jahre blendenden Glanzes, welche selbst den Loudoner Economist zu vorzeitigem Lobe verführten; nachher in jener Epoche

Wiftranens, die seit dem Jahre 1864 auf dem Verkehre lastet, ward offendar, daß die Bereinigung so massenhafter und grundverschiede=
ner Unternehmungen in einer Hand über das Maß menschlicher Geistes=
kraft hinauszeht. Die glänzende Unternehmung eilt dem Untergange zu;
das Shstem wußte auch hier nur Kräfte zu wecken, nicht sie fortzuleiten
und zu erhalten. Erwägen wir solche Ersahrungen, so wird verständlich,
warum einer unserer ersten deutschen Geschäftsmänner, ein rechter Ver=
treter des alten Bürgerthumes, traurig zu sagen pslegte: "solche Zeiten
wie unter Ludwig Philipp werden wir doch nie wiedersehen!" Die Ausbehnung der Geschäfte ist unermeßlich gestiegen seit dem Bürgerkönigthume,
aber die sieberische Lielgeschäftigkeit des socialistischen Staates, die rohe
Genußsucht der Epoche lassen auch die wirthschaftliche Thätigkeit wie ein
Abenteuer, ein vermessens Spiel erscheinen. Zudem wird die Capitalbildung immer von Neuem durch Hosprunt und Kriege, durch die unerhörte Leichtsertigkeit der Finanzverwaltung gestört. —

Wenn irgend eine der Versprechungen des Prätendenten nicht erfüllt ward, so sind es sicher die Verheißungen napoleonischer Sparsamkeit, welche in ben Schriften Ludwig Bonaparte's, unter heftigen Ausfällen gegen bie Verschwendung des Parlamentarismus, immer wiederkehren. tann weder wie der Oheim durch die Tribute unterjochter Länder den eigenen Staat entlasten, noch besitzt er bas finanzielle Talent, den solbatischen Ordnungssinn des Ahnherrn. Das beliebte Schlagwort der Unzufriedenen "Freiheit oder Bankerott" ist freilich eine Phrase, genau so leer und frivol wie die andere "Freiheit oder Krieg." Die Finanzen des Raiserreichs stehen noch keineswegs so rettungslos, wie einst das Budget bes alten Regimes vor der Revolution; wir können auch mit nichten zugeben, daß der Staatshaushalt in der parlamentarischen Epoche sich durch Ordnung und Sparsamkeit ausgezeichnet habe. Nur die Restauration hat bie Finanzen musterhaft verwaltet — burch Büreaufraten wie Villele und Louis, welche der constitutionellen Doctrin keineswegs nahe standen. In ber Blüthezeit des Parlamentarismus dagegen stieg die Verschuldung des Staates unaufhaltsam, obgleich das Julikönigthum für das Wohlsein der Bielen und die Macht bes Reiches nur Geringes leistete. Auch die Un= klarheit und Unsicherheit bes Budgets ist ein Vermächtniß der parlamen= tarischen Zeit. Schon im Januar 1848 erhob Lastehrie die berechtigte Rlage: "bas Schaugerüste unseres Bubgets ist angefüllt mit Täuschungen und Fictionen." Die lette Anleihe des Julikönigthums, 1847, wurde abzeschlossen zu dem Eurse von 75 Francs 15 Centimes; aber die Renten wurden sofort in das große Buch eingetragen, während das Capital erst in zwei Jahren allmählich eingezahlt wurde; baraus ergiebt sich ein Curs, nur wenig günstiger als jener, den das Kaiserreich heute, nach ungleich größeren Leistungen für das Gemeinwohl, zu erreichen vermag. Der bestannte kurz vor dem Februar geschriebene Brief des Herzogs von Join-ville giebt über die Bedrängniß der Staatswirthschaft der Bourgeoisie unzweideutigen Aufschluß.

Die socialistische Tyrannis will Großes schaffen und darf darum vor erhöhten Ausgaben und neuen Schulden nicht zurückschrecken; sie hat sogar die Amortisation der Schuld mehrmals ausgesetzt oder beschränkt, und allerdings mußte schon unter dem Julikönigthume der versständige Zweisel laut werden: wozu dies verlustvolle Amortisiren, wenn gleichzeitig neue größere Schulden ausgenommen werden? Das Kaiserzeich will die nothwendig steigenden Staatsausgaben durch ein noch rasscheres Fortschreiten der Volkswirthschaft ausgleichen. Ein solches Spestem wird nicht verurtheilt durch die Ausstäusgaben wirklich schneller gewachsen als die Belastung des Staates? und sind die ungeheuren Staatsausgaben in Wahrheit productiv gewesen? Die Antwort auf die erste Frage ist zweiselhaft, auf die zweite kann nur ein bestimmtes Nein erwidert werden, und hierin liegt die Gesahr für den Staat.

Die Schuldenlast ist an sich mit nichten unerschwinglich; wenn Groß= britannien seine 19 Millarben mit Leichtigkeit erträgt, so wird Frankreich unter einer Last von 12 Milliarden und 133 Millionen nicht verbluten. Auch an Steuern kann bas reiche Land bei einem rationellen Steuersh= steme noch weit mehr aufbringen als heute — sicherlich 21/2 Milliarden. Die Behauptung bes verbienten Statistikers Horn, daß jeder Franzose ein Viertel seines Einkommens an den Staat entrichte, muß Unbefangenen als eine Uebertreibung des Parteihasses erscheinen. Aber die mangelhafte Vertheilung der Steuerlast, die durch den Staat selbst verschulbete Bedrängniß des Landmannes machen eine Erhöhung der directen Steuern unausführbar; ber Staat sieht sich bei jedem neuen Bedarf auf die indirecten Abgaben und auf Anleihen angewiesen. Und in welcher rasenden Steigerung sind Ausgaben und Schulben gewachsen! Das Ausgabebudget hat längst die britte Milliarde angebrochen und wird selbst= verständlich nie wieder auf 2 Milliarden herabgehen; sehr treffend rief einst Thiers, als das Budget über die erste Milliarde hinausschritt: saluez ce milliard, vous ne le reverrez plus! Das Kaiserreich verzehrt im Jahre durchschnittlich 800 Millionen mehr als das Bürgerkönigthum; ber Staat hat 5 Milliarben — und soeben wieber 440 Millionen die Gemeinden und Departements 2 Milliarden neuer Schulden aufge-Wenngleich in derselben Zeit der Güterverkehr auf den Eisen= nommen.

bahnen sich verzwölfsachte, die Zahl der Dampsmaschinen von 7779 auf 25,027 stieg, die Kohlengruben eine Ausbeute von 11 Millionen Tonnen i. J. 1864 lieserten — erheblich mehr als der Betrag der gesammten europäischen Rohlenproduction, den Villesosse für das Jahr 1808 berech= nete — so bleibt trop alledem bei dem schwindelhaften Wesen des neuen Geschäftslebens schwer zu sagen, ob der Volkswohlstand mit den gewalti= gen Sprüngen des Budgets auch nur gleichen Schritt gehalten hat.

Und wozu wurden jene colossalen Summen verwendet? Wir faben oben, daß von den für öffentliche Arbeiten verbrauchten Capitalien ein Theil, aber auch nur ein Theil als productiv gelten kann. Auch die 1348 Millionen, welche ber Krimfrieg verschlang, und die Kosten des italienischen Feldzugs muß ber Politiker als productiv ansehen — bie Manchesterschule mag uns solche Reterei verzeihen. Aber wie furchtbar ist die alte Verschwendung und Unredlichkeit ber Büreaufratie unter ber materialistischen Gelstlosigkeit dieses Spstemes gestiegen. Wie viele Millionen wandern bei jeder großen · Staatsunternehmung in die Taschen unsauberer Bauherren und Börsenschmintler. Der Hof, die Rammern und die höchsten Staatsbehörden ver= langten unter Ludwig Philipp 31,5 Millionen jährlich; das Kaiserreich muß seinen Getreuen anderen Lohn bieten und bedarf für diese Zwecke 58,5 Millionen, für den Hof allein 26,5 Millionen, während der Bürger= könig sich mit 13,3 Millionen begnügte. Selbst diese Ausgaben rechnet die Hofpresse dem Kaiser zum Ruhme an; sie stellt wie eine neue wissenschaftliche Entbedung ben Sat auf, daß der Luxus, der doch nur als ein Spmptom gesteigerten Volkswohlstandes berechtigt und erfreulich ist, gerabezu neue Werthe schaffe — jene alte kindische Lehre vom "Gelb unter tie leute bringen," welche einst in Deutschland zur Zeit ber polnischen Auguste und ber schwäbischen Karle von ergebenen Febern gepredigt warb. Aber wird ein Ammenmährchen, bas vor hundert Jahren felbst die ge= dulbigen Bolfchen am Resembach und an der Oberelbe kaum beschwichtigte, heute bei einer stolzen unbotmäßigen Nation auf die Dauer Glauben finden?

Vor einigen Jahren wähnte der Bonapartismus das Mittel zu tostenfreier Befriedigung der nationalen Ruhmsucht gefunden: überseeische Feersahrten in halbbarbarische Länder sollten durch Bente und Tribute ihre Auslagen selber decen. Doch schon die Züge nach China und Cochinchina brachten ein zweiselhaftes sinanzielles Ergebniß; dann beschwerte vollends die unbegreisliche Thorheit der mexicanischen Expedition den Staat zwecklos und ruhmsos mit der Last einer neuen Milliarde, und seitdem sind die Heeresausgaben — la grosse affaire du budget — unermeßlich gestiegen. Es ist nur der natürliche Gang der Politik, wenn der

Staat jest alte Unterlassungssünden sühnt und auf den Ruhm der ersten Militärmacht nicht verzichten will; ja wir fürchten, unter einem Ministerium Thiers würde das Militärbudget sich noch höher stellen, ein sinnloser Krieg gegen bas neue Deutschland längst begonnen sein. Dennoch steht das Kaiserreich den Zornreden der Opposition mit schlechtem Gewissen gegenüber; benn allein seine eigene Schuld, bas unselige Unternehmen gegen Mexico, hat die heutigen Rüstungen zur Nothwendigkeit gemacht. Der tüchtigste Finanzmann bes Bonapartismus, Fould, erschöpfte sich in Warnungen und Mahnungen; seit seinem Tobe besitzt bas Kaiserreich nur zwei Männer, welche einiges Ansehen an ber Börse genießen, Germint und Buitry. Die Staatsgläubiger, längst besorgt, verlangen um ihrer Sicherheit willen schärfere parlamentarische Controle über die Finanzen. Die bebeutenden Zeichnungen für die jüngste Anleihe können keineswegs als ein Anzeichen festen Staatscredits gelten, da bie Handelsstockung zahl= reiche unbeschäftigte Capitalien auf ben Markt wirft und ber Speculant nach bösen Erfahrungen sich vor anderen Börsenpapieren fürchtet. ernste Politiker aber barf sich nicht begnügen mit bem Witworte bes Herrn Thiers: "wenn es gefährlich ist, wie man fagt, die Freiheit zu besitzen, so ist es boch sehr kostspielig, sie zu entbehren;" er soll vielmehr den schweren principiellen Widerspruch in diesem seltsamen Staatshaushalte erkennen. Die Staatsausgaben sind durch den monarchischen Socialismus von Grund aus verändert worden, aber das Spstem der Staatseinnahmen hat sich nicht wesentlich umgestaltet; ein schöpferischer staatswirthschaftlicher Gedanke, der die Mittel der Nation für die Politik der Volksbeglückung von oben flüssig machte, ist nirgends aufgetaucht. —

Wie oft ward in der allgemeinen Verdummung der Gesellschaft unster der Republik die Sehnsucht ansgesprochen: gewährt uns das Recht auf Ruhe, und der französische Genius wird sich zu neuem Fluge erheben! Die Ruhe kam, Ruhe im Ueberschwang, doch die ersehnte Blüthe des geisstigen Lebens blied aus; sie mußte ausbleiben, bewies doch jene Klage selber, daß die Welt sich gewöhnt hatte das Denken als einen Luxus, als eine Beschäftigung sür Mußestunden zu betrachten. Das aristokratische Königthum der alten Zeit mochte in den bevorzugten Ständen bedeutende Persönlichkeiten ertragen; unter einem Despotismus, der sich auf der vollendeten socialen Gleichheit auserbaut, kann die Kraft der Geister und der Herzen nicht hoch stehen. Mag der Bonapartismus immerhin die Trachsten und Ceremonien von Versailles sich zum Vorbilde wählen — die Tage Racine's und Molière's sind dahin, und auch die seine Sitte Ludwig's XIV.

ist nicht wiedergekehrt. Der neue Hof bleibt doch eine Gesellschaft von Emporkömmlingen und Abenteurern; die Morny, Walewski und Prosper Mérimée werden durch ihre sonderbaren Beziehungen zu dem Kaiserhause noch nicht zu vornehmen Männern. Nicht nur die Charaktere sind selten in biefem Gewirr des Spieles und des Scheines, darin der tadellose Pa= triotismus Thouvenel's fehr einsam stand; auch ber Glaube an die selbstlose Treue, an das gute Gewissen der Mächtigen ist fast verschwunden. Schamloser noch als unter bem Bürgerkönige wird bem Mammon geopfert; bie Gier nach Gold und Genuß, die Furcht, lächerlich zu erscheinen burch irgend welche idealistische Schwachheit, bilden die herrschende Gesimming in weiten Kreisen der blasirten Jugend. Als vor einiger Zeit ein vom Hofe geschätzter Speculant nach unglücklichem Börsenspiele sich erhenkte, da ging ben Journalen die Weisung zu, man solle die Familie schonen, ben Vermögensverluft verschweigen und andeuten, daß der Mann wegen ber Untreue seiner Fran seinem Leben ein Ende gemacht habe. Solche kleine Züge offenbaren beutlicher als lange Schilderungen, mit welchem Maße biese Gesellschaft bie Güter bes Lebens mißt.

Paris bildet wieder wie unter der Regentschaft die hohe Schule für das Laster aller Welt; Frankreichs Civilisation — jenes der ersten Revolution noch unbekannte Zauberwort, bas heute die Köpfe ber Franzosen berauscht — zeigt sich vornehmlich in der Propaganda der Unsittlichkeit. Längst leiten benkenbe Engländer die unweibliche Recheit, die zunehmende Rohheit ihrer Damen von dem Pariser Muster her; und wir Deutschen machen in jenen Spielhöllen, die von unserer kleinbürgerlichen Schwachbergigkeit den Fremden geöffnet und darum von dem echten Pariser zu Frankreich gerechnet werden, alltäglich die Erfahrung, daß die vollendete Frechheit von selber nach der französischen Sprache greift: bann erregt sie keinen Anstoß mehr. Wir überlassen ben Philistern sich zu ereifern über jene wüsten Orgien, wo der Cancan, ermäßigt durch den Stadtser= geanten, die Herrschaft behauptet; solcher Schmut wird von den beweg= len Wellen des großstädtischen Lebens überall emporgewirbelt. Die eigen= thümliche Fäulniß der Pariser Sitten liegt vielmehr darin, daß die Grenzen zwischen der guten und der verworfenen Gesellschaft sich mehr und mehr verwischen, daß Niemand mehr zu sagen weiß, wo ber Kreis ber Tuilerien anfängt und jener ber Cora Pearl aufhört. Die geistreich spielende Unter= haltung ber alten Salons ist verschwunden — ein unschätzbarer Verlust für die Gesittung des ganzen Welttheils. Die schamlose und doch affectirte Tracht ber demi-monde, ihre männische Frechheit, ihr Rauchen und Fluchen, das Rothwälsch ihrer langue verte bürgert sich ein in den höch= sten Ständen. Die Heldin der cafés chantants Theresa findet mit ihren

unfläthigen Liedern Gehör beim Kaiser und in der Fürstin Metternich eine begabte Schülerin; in den Gemächern der Prinzessin Mathilde spielt man Lanzknecht und betitelt sich mit dem vertraulichen Schmeichelnamen animal. Die leichte Annuth der altfranzösischen Galanterie verfliegt; denn wer mag von Liebe reden zu einer semme entretenue und wer fände die Zeit dazu in dieser athemlosen Welt, welcher Ponsard also den Spiegel vorhält:

cette aimable jeunesse

donne aux femmes le temps que la Bourse lui laisse.

Nur wenige gebildete Familien bleiben dem rohen Prasserleben sern, hüsten am stillen Heerde die gute Sitte. Die Zahl der Nütter, die ihres Berusch warten, ist gering. Die Erziehung der Kinder außer dem Hause bildet unter den Reichen durchaus die Regel. Der Frau wird jede Freisheit gestattet, das Nädchen wächst auf in klösterlicher Strenge.

Einer solchen Welt bes Genusses und ber Habgier hat die Kunst längst den Rücken gewendet. Es ist herzerreißend in den Briefen Tocqueville's zu lesen, wie ber geistvolle Mann sich in ber Heimath frember fühlt als im Auslande, wie er sein Vaterland zu überleben meint und vergeblich nach Worten sucht, um die Kellerfinsterniß der verödeten Provinzen zu schildern. Noch immer besitzt ber französische Dichter vor dem Deutschen ein köstliches Gut voraus: ein wirkliches Publicum, bas jedem Talente gewaltige Wirkung erlaubt und noch jüngst durch die Sammlung für Lamartine seine Dankbarkeit gegen die nationale Dichtung bewährt Noch ist die alte Schaulust so lebendig, daß in diesem Lande der Büreaufratie die volle Hälfte ber 297 Theater burch die Stadtgemeinden unterhalten wird. Doch leiber, welche Kost wird in diesen Tempeln ge= boten! Wo sind sie hin jene bacchantischen Klänge gallischer Lebensluft, die einst Rabelais zu Ehren der Dame Bouteille ertönen ließ? Wo jener köstliche Ucbermuth, der in jedem Worte von Molière's Celimene lacht? Wo auch nur jene letten Funken bes Schönheitssinnes, bie noch aus ben wollüstigen Gedichten der Tage Ludwig Philipp's hervorsprühen? Wer singt noch einmat: ah qu'elle est belle en son désordre quand elle tombe les seins nus? Es gab eine Zeit, da die Buhlerin, welche liebt ober Liebe heuchelt, schon als eine bebenkliche Heldin ber Poesie galt. Hente wird die Dirne, die nie geliebt hat und gelassen ihre Rechnung macht, ungescheut auf die Bühne geführt. Die liederlichen Söhne strenger Bäter — dies uralte natürliche Lustspielmotiv — gelten für vernutt; der moderne Poet zeichnet mit Vorliebe tugendhafte Söhne lasterhafter Väter — einen schlechthin ekelhaften Stoff, der heute nicht einmal das traurige Verdienst besitzt, im prosaischen Sinne wahr zu sein. Man vergleiche bie nüchterne Langeweile ber Dramen bes jüngeren Dumas, welcher ber Unzucht auch den letzten Schimmer einer Ilusion zu rauben weiß, mit ben Romanen Dumas' des Baters, die boch noch unterhalten — es ist ein furchtbarer Verfall. Auch in den ungleich lustigeren und lebensvolle= ren bouffes von Offenbach tritt uns nicht mehr das Kokettiren des La= sters, die Niedlickfeit der Sünde — diese alte französische Unart — ent= gegen, die Unsittlichkeit erscheint anmaßend mit einer unerhört schamlosen Frechheit. Daneben wird der patriotische Stolz der Hörer befriedigt durch eine Unzahl friegerischer Spektakelstücke, wobei die elektrische Sonne von Austerlit und eine angemessene Abwechslung ter Reime Français — succès, laurier — guerrier, gloire — victoire bas Beste thut. Vollends bis zu dem Aberwiße der Puppenkomödie sinken die neuerdings beliebten Feenmahrchen herab: decolletirte Radieschen und Mohrrüben in Tricots schlagen ihre Pirouetten, jedes ästhetische Gefühl erstickt in einem Schwalle schlechter Musik und pomphafter Tableaux. Die alte Herrschaft fester atabemischer Regeln ist ber zerfahrenen Unsicherheit des Geschmacks ge= wichen; ber blafirte Weltmann und der naive kleine Bourgeois erbauen sich einträchtig an ber obscönen Gemeinheit.

Rapoleon III. hat trotz seiner prosaischen Rüchternheit mit dem Instincte des Staatsmannes erkannt, welche Gefahr für die Gesellschaft in einer so verwilderten Kunst liegt. Er schrieb Preise aus für moralische Dramen, welche tugendhafte Beispiele und "gesunde Ideen" dem Bolke vorführen sollten, er begünstigte jenes hausbackene Ponsard'sche Schauspiel "die Börse," das der Welt die geistreiche Wahrheit zurief

l'argent est un bonheur, mais ce n'est pas un titre. Er mußte jedoch erfahren, daß die künstlerische Begeisterung ein Kind ihrer Zeit ist: so wenig unter Alexander ein Sophokles erstehen konnte, ebensowenig vermag in der unreinen Luft des neuen Paris eine sittliche Dra= matik zu gedeihen. Einige feine Lustspiele von Augier, einige Werke von Ponsard — so vornehmlich bas von einem eblen und tapferen vaterlän= dischen Geiste durchwehte Schwanenlied dieses Poeten, le lion amoureux — ragen einsam aus bem allgemeinen Schwachsinne ber neuesten Dichtung empor. Auch in ben bilbenben Künsten — welch ein Sinken in jenen turzen Jahrzehnten, seit Paul Delaroche die herrliche Rotunde in der école des beaux arts malte! Noch schenkt ber Pariser wie in besseren Tagen ber Kunstausstellung des Salons eifrige Theilnahme, noch ist das tech= nische Geschick rirtuoser Farbengebung ber Malerei unverloren, noch wis= fen einzelne Künftler, wie Gérome in seinem Gladiatorenbilbe, auch häß= lichen Stoffen eine packenbe Wirkung zu geben. Aber der geistige Gehalt der Kunst ist im Versiegen, und dem Betrachter der neuesten historischen

Malerei brängt sich stets die Frage auf, ob nackte Weiber und rothhosige Soldaten wirklich den ganzen Tiefsinn des Menschenlebens darstellen. Der echte Künstlersleiß erliegt fast unter dem Ueberwuchern der Dilettanten, die an dem Director der kaiserlichen Museen, dem Grafen Nieuwesterke, einen Genossen und natürlichen Beschützer sinden.

Wer solche unzweideutige Zeichen des fünstlerischen Verfalls betrachtet, ist gemeinhin rasch bei ber Hand mit der Behauptung, der Bonapar= tismus habe unter bem Neffen wie unter tem Oheim den Geist erstickt. Dem ruhigen Urtheile offenbart sich jedoch auch auf diesem Gebiete der weite Abstand zwischen bem zweiten und dem ersten Kaiserreiche. Die Kunft bildet in unserem prosaischen Jahrhundert nicht mehr einen untrüglichen Maßstab für das geistige Leben. Das Italien Cavour's und Manin's verwahrt sich mit Recht bagegen, daß man seine Geisteskraft nach den Opern Berbi's schätze, und auch wir Deutschen — wie viele bramatische Dichter, die sich neben Ponsard und Angier stellen durften, besaßen wir denn in jenen für unsere Entwickelung so fruchtbaren fünfziger Jahren? Am wenigsten kann heute die dramatische Kunst als ein getreuer Spiegel ber Volksbildung gelten. Der anfgespeicherte Schatz älterer Dramen befreit die Bühne von der schrankenlosen Herrschaft der neuesten Poesie: während die zeitgenössische Bühnendichtung verfällt, führt das theatre français noch immer in meisterhafter Darstellung die Gestalten Corneille's und Moliere's Die Wissenschaft gewährt einen festeren Anhalt zur über die Bretter. Schätzung ber mobernen Cultur, und schauen wir hierhin, so erscheint nicht nur jeder Vergleich des zweiten Kaiserreichs mit dem geistigen Tode des ersten als lächerlich, sondern es erhebt sich sogar die Frage, ob nicht die bescheidene Tüchtigkeit der neuesten französischen Wissenschaft der Welt mehr gefunde und dauernde Gedanken geschenkt hat, als weiland die an= maßlich lärmende Literatur des Julikönigthums.

Auf ben 2. December folgte eine trostlose Zeit der Erstarrung, da nach Tocqueville's Schilderung die Künste des Lesens und Schreibens fast verloren schienen. Aber bald wurden gerade durch die freche Prahlerei der Sünde ernstere Geister zur Einkehr in sich selbst getrieben, und es entstand in den politischen und socialen Wissenschaften eine neue Literatur, arm an Werken ersten Ranges, desto reicher an sachlicher Forschung und ernstem sittlichen Sinne. Der unästhetische Geschäftsmann Napoleon III. ist freilich für das Medicäerthum verdorben. Der schöne Katalog der Pariser historischen Bibliothek, die Sammlung der Napoleonischen Briese und die Geschichte des Wiener Congresses von dem Grasen Angerberg mögen sast die einzigen wissenschaftlichen Werke sein, welche auf die Anregung des Kaisers entstanden. Doch das Verständniß für den Werth strenger Wisse

senschaft fehlt ihm keineswegs. Je schwerer ber Druck des Despotismus auf der Tagespresse lastete, je seltener bedeutende Köpse sich jenen Zei= tungen zuwandten, die nicht mehr den Weg zur Macht erschließen, um so lieber las man am Hofe ernste Werke über socialpolitische Probleme, um so mehr war der Gelehrte gezwungen seine Gedanken ausführlich zu ent= wickeln, nicht mehr wie unter dem Julikönigthume sie in Leitartikeln und Fenilletons zu zerstreuen. Von der talentreichen liberalen Publicistenschule, bie Tocqueville's Spuren folgt, bis hinüber zu dem hochconservativen gedankenvollen Werke Le Play's über die sociale Reform ist kaum eine Par= teifärbung unvertreten in der neuen Staatswissenschaft. Die orientalische, die italienische Frage rief publicistische Arbeiten hervor, wie die trefflichen Schriften R. Rey's über Italien, beren gründliche Sorgfalt in der politischen Literatur bes Julikönigthums nirgends ihres Gleichen findet. Ein oppositioneller Geist waltet wie billig auch in der Mehrzahl dieser Werke, aber keineswegs eine spstematische Opposition: sie verlangen zumeist nur Ausbildung ber bestehenden Institutionen, Verwendung ber - Staatsgewalt für die Veredlung der Massen. Solche männliche Resignation steht sitt= lich und politisch höher als jener grillige Trotz, ben die vierzig Unsterblichen der Akademie dem Raiserreiche erweisen. Nach einem thörichten Bersuche, die Unabhängigkeit der Akademie zu brechen, hat der Kaiser sich gewöhnt die alten Herren in den palmengestickten Fracks gewähren zu las-Mögen sie immerhin die Helden der weißen und der rothen Oppo= sition in ihren Kreis aufnehmen — akademische Prunkscenen und geistreiche Revue - Artikel werfen ben Kaiserthron nicht um, und die Klage Guizot's: "wir stehen unter lauter Ruinen," ist nur ber Stoffeufzer eines Greises, der die Welt versinken sieht, weil seine Welt vergeht. — Zum ersten Male seit Jahrzehnten griff die deutsche Wissenschaft tief ein in das fran= zösische Leben. Dollfus und Taine, Renan und Laboulahe traten auf als Apostel bes germanischen Geistes, bas Elsaß spielte mit Glück die Rolle bes Vermittlers zwischen ben beiben großen Völkern. Leider beruhte tiese Annäherung, die in der revue germanique ein Organ fand, auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Deutschen sich immerdar mit dem Reiche bes Gebankens begnügen würden; sie ist daher etwas in's Stocken gerathen, feit wir einen Staat mit selbständigem Willen besitzen.

Immerhin hat der deutsche Krieg die alte Selbstgefälligkeit unscrer Nachbarn ein wenig erschüttert. Vor vier Jahren noch erregte J. Simon im gesetzgebenden Körper allgemeines Hohngelächter, als er an das preusische Schulwesen erinnerte; "nichts, gar nichts haben wir von Preußen zu lernen," tönte es von allen Seiten. Heute finden die Versuche des Kaisers und seines trefflichen protestantischen Ministers Duruh, die Volks-

bildung nach deutschem Muster zu heben, weithin verdiente Anerkennung. Gerade auf diesem Gebiete hat der Kaiser unter schweren Kämpfen sehr Tüchtiges geschaffen; hier hielt ber Fürst, was ber Prätendent versprach. Bei der Conscription von 1857 stellte sich heraus, daß ein volles Drittel ber Refruten nicht zu lesen verstand; nur in 11 Departements — zumeist in den halbbeutschen Ostprovinzen — sinkt die Zahl der gänzlich ohne Schulbildung Aufgewachsenen auf 2-6 %, in den meisten anderen steigt sie weit höher, in einigen Strichen bes Inneren und ber Bretagne sogar auf 58-65 %. So ernste Wahrnehmungen zwangen ben Staat, burch Prämien und directes Eingreifen überall im Lande Schulen für Erwachsene hervorzurufen: bereits im Winter 1865/66 ertheilten 30,000 Lehrer Un= terricht an 600,000 Erwachsene. Die conférences, freie wissenschaftliche Vorträge, vor wenigen Jahren noch in Paris verboten wegen der Con= currenz mit ber Universität, erfreuen sich heute amtlicher Begünstigung und zahlreichen Besuchs; ben Professoren der collèges ist anbefohlen, in ben benachbarten Provinzialstädten Vorlesungen zu halten. Seit Kurzem sind auch Realschulen gegründet, die für die exacten Wissenschaften leisten sollen, was die Lyceen für die classische Bildung. Dazu jene Volks= bibliotheken, welche die Gemeinden im Elfaß mit rühmlicher Sorgfalt pfle= gen. — Ueberall eine höchst ehrenwerthe Thätigkeit, die mit französischer Energie fortgeführt, schon bei den letzten Conscriptionen leidliche Ergebnisse geliefert hat und bald noch reichere Früchte bringen wird. Schwäche bieser Bewegung liegt nur barin, baß ber Despotismus ein Hinüberwirken ber Wissenschaft auf ben Staat nicht bulben kann; und während die eine Hand dem Arbeiter die Elemente der Bildung reicht, ertöbtet ihm die andere die sittliche Spannkraft durch die obscone Nie= dertracht jener halbamtlichen Winkelpresse, darin die haute bicherie ihr Wesen treibt. Volksunterricht auf ber einen, Herr Trimm mit seinem petit journal und die himmelschreiende Dummheit der Provinzialpresse, des courier de la Moselle und verwandter Blätter, auf der anderen Seite — wahrhaftig ber Contrast wäre lustig, wenn er nicht so traurig märe!

Die tiefe Stille der ersten Jahre des Kaiserthums gab allen geschlasgenen Parteien den Aulaß, die Summe ihres Wirkens zu ziehen. Dus vergier de Hauranne begann die Geschichte der parlamentarischen Zeit, Guizot schried seine Memoiren, Garnier-Pages und Andere Beiträge zur Geschichte der Februar-Revolution. Wenngleich diese Werke die Einseitigsteit der Parteigesinnung nicht verleugnen, so wird doch ihr Werth dem Deutschen sehr sichlbar, wenn wir die Gleichgiltigkeit unseres eigenen Volkes gegen seine jüngste Geschichte daneben halten: noch ist bei uns

nicht einmal eine tüchtige Parteischrift über die deutsche Revolution erschienen.

Als die amtliche Welt sich in den Staub warf vor dem Abgott bes Bonapartismus, als ber Imperator wieder im kaiserlichen Prachtge= wande, wie er gewünscht, auf der Bendomesäule erschien, da fiel der Libe= ralismus wie ein Mann vor dem napoleonischen Glauben ab, und selbst Thiers begann in ben letten Bänden seines Werkes mit gedämpfter Stimme zu reben. Beranger's Kränze verwelften, und seit bas Kaiserreich ben nationalen Poeten mit amtlichen Ehren bestattete, sind seine Gebichte aus ter guten Gesellschaft fast verschwunden. Gine ernsthafte historische Kritik warf sich auf das napoleonische Zeitalter; sie schlägt oftmals über den Strang und bringt ben Deutschen zuweilen in die seltsame Lage, unseren großen Feind vertheidigen zu mussen gegen die Charras, Barni, Chauffour= Restner. Von breiterer Wirkung als diese ernsten Schriften sind die "na= tionalen Romane" des Elsassers Erckmann und des Lothringers Chatrian — freilich eine poetische Zwittergattung im Stile ber Dlühlbach'schen Probucte, boch mit ungleich größerem Talente, stellenweise mit echter poetischer Kraft geschrieben, noch keineswegs frei von Vorurtheilen — benn natür= lich können erst fünf Preußen einen Franzosen bezwingen — aber burchweht von bem humanen Geist gesunder Bildung, eine draftische Schilderung der Leiden und Frevel ungerechter Kriege, eine Friedenspredigt von hohem Werthe für das friegslustigste der Völker. Sogar die vergötterte große Revolution ist in dieser Epoche der Selbstbesinnung von der nüchternen Kritik ereilt worden: das Buch von Ebgar Quinet über die Revolution bleibt weit zurück hinter der glänzenden Arbeit Tocqueville's über das alte Regime; aber welch' ein Fortschritt der wissenschaftlichen und mehr noch der sittlichen Bildung seit Lamartine's Geschichte der Gironde! Es steht toch nicht ganz so traurig, wie ber schwarzsichtige Renan annimmt: bie Nation wird nicht schlechthin nichtig und gemein, wenn man sie zur Mittel= mäßigkeit zwingen will. Jene schlichten Werke voll sachlichen Wahrheits= finnes mit ihrem herzhaften Hasse gegen jeden, auch den jacobinischen, Despotismus vollziehen in der Stille die schwere Arbeit der Sammlung und Selbstprüfung, die einem unfreien Volke heilsamer ist als eine classische Literatur. Freilich die politische Klasse des Bonapartismus ist von dieser Wiedergeburt der Wissenschaft noch kann berührt worden.

Der Kaiser selbst hat einmal wider Willen das Erwachen der historischen Kritik gefördert durch seine Geschichte Caesar's. Lohnt es heute, da die erste Neugierde längst verflogen, noch der Mühe ein Wort zu verlieren über dies wunderliche Buch, dem die Nachrede gebührt, daß niemals mit größeren Kosten geringere wissenschaftliche Ergebnisse erzielt worden

sind? Wenn es erstaunlich bleibt, wie der Kaiser Arbeitskraft und Muße für solche Thätigkeit fand, so ist boch noch räthselhafter, daß er der Bersuchung nicht widerstehen konnte, jenen heißen Boden ber Geschichte wieber zu betreten, ber schon bem Prätendenten wenig freundlich war. Nur ein Petant wird sich verwundern über die mangelhafte Forschung des kaiser= lichen Dilettanten: neben forgfältigen Untersuchungen ungenannter Genossen über die Lage von Bibracte, neben fleißigen Mittheilungen aus ben Arbeiten deutscher Wissenschaft, sogar aus der Netrologie unseres emsigen Hultsch, geht eine unschuldige Kritik einher, welche mit voller Unbefangenheit die von Sallust gedichteten Reden des Caesar und Memmius als Geschichtsquellen benutzt. Der Eindruck wird vollends hochkomisch, wenn ber Verfasser sich an die schwierigste Aufgabe des Geschichtsschreibers wagt und eine ganze Culturwelt in zusammenfassender Uebersicht zu schil= bern versucht: hier gilt es sehr viel zu wissen, um sehr wenig zu fagen, hier kann auch der andächtigste Leser die heitere Erinnerung an die gol= benen Tage der Untertertia nicht bewältigen, wenn ihm erzählt wird, daß Athen eine sehr schöne Stadt war mit einem Hafen bes Namens Piraus, mit einer Bilbfäule ber Pallas aus Gold und Elfenbein. Ueberraschenber als solche unvermeibliche Schwächen des Dilettantismus erscheint die na= menlose Flachheit des historischen wie des politischen Urtheils, dies Schwelgen in nichtigen Gemeinpläten. Ucberall ein feichter Pragmatismus, eine willfürliche Weise die Thatsachen zu construiren, welche durch die Futural= formen der französischen Sprache — durch dies ewige ainsi tomberont, les Romains tourneront — auch noch die feierliche Gespreiztheit bes Orakeltones empfängt. Jener Fatalismus, welcher bem Kaiser im Leben zu den höchsten Wagnissen befähigte, erscheint in der Wissenschaft weder klar noch tiefsinnig, er ist im Grunde nur die blinde Unterwerfung unter ben Erfolg: der Werth einer Justitution gilt als erwiesen durch ihre Dauer. Und der Mann, der selber die Kunft des Herrschens versteht, finkt vor seinem Helben geblendet nieder wie nur ein verschüchterter Stubengelehrter vor einem grimmigen Kriegsmanne. Alles, Alles wird an Caesar bewundert, sogar seine Berse; es ist eine plumpe Parteilichkeit der Vertheidigung, wofür unsere ehrliche Sprache den Namen Weißbrennen gebraucht.

Da nur wenige Leser die weite Kluft zwischen dem Worte und der That ganz ermessen, so mußte eine so versehlte Schrift das Urtheil der Welt über die geistigen Kräfte des Verfassers verwirren. Wenn der Held des zweiten Decembers heroische Heilmittel und einen Retter für Roms frankende Gesellsschaft verlangt, wenn er den Geist des Vertrauens preist, der die Vollzgewalt des Imperiums gründete, und scheele Blicke wirst auf den Sinn

des Mißtrauens in unseren constitutionellen Gewohnheiten — so erscheint ber Staatsstreich nicht mehr als eine Thatsache, sondern als ein Princip der Rechtsverletzung. Der Widerspruch aller freien Köpfe, der schon nach den Caesarenreben bes getreuen Troplong nicht geschwiegen, war jetzt gewalt= sam herausgeforbert, um so mehr, da das kaiserliche Geschichtswerk von unterthänigen Beamten in die Schulen eingeführt wurde. Die Opposition ergriff mit Eifer die bequeme Gelegenheit durch Angriffe auf Caesar und Augustus ihrem Grolle wider den Bonapartismus Luft zu machen. wissenschaftlichen Ergebnisse dieser opposition d'allusion blieben bürftig; ber heilige Ernst ber Geschichte straft grausam jeden tendenziösen Mißbrauch. Dagegen hat die politische Bildung bei dem seltsamen literarischen Kampfe unzweifelhaft gewonnen; benn jetzt zum ersten Male nach langer Zeit wurde das Idol des die Nation personificirenden Heroenthums in Trümmer geschlagen, die tiefe Unsittlichkeit ber Gewaltherrschaft, die Nothwendigkeit fester rechtlicher Schranken für jede Staatsgewalt mit leiden= schaftlicher Beredtsamkeit geschildert. —

Das in so mannichfachen Formen wiederauferstehende geistige Leben ber Nation findet indeß einen furchtbaren Feind in der ultramontanen Partei. Napoleon III. bekennt sich zu der Lehre von der Solidarität der conservativen Interessen, er sieht in der Kirche eine Stütze der Thrannis und zugleich die einzige ideale Macht, welche die bildungslose Masse vor der Unzucht materialistischer Begehrlichkeit bewahren kann. "Meine Regierung — so sprach er im September 1852, als er den Grundstein legte zu der Kathedrale von Marseille — meine Regierung, ich sage es mit Stolz, ist vielleicht die einzige, welche die Religion um ihrer selbst willen unter= stütt hat; sie hält sie aufrecht nicht als ein politisches Werkzeug, nicht um einer Partei zu gefallen, sondern allein aus Ueberzeugung." feierliches Tedeum ward am Neujahrstage nach bem Staatsstreiche zum Danke für die Rettung ber Gesellschaft abgehalten, das Pantheon wieder als Genovevenkirche bem Cultus zurückgegeben, die Bildung neuer Frauen= orden durch einfachen Regierungsbefehl sogleich gestattet. Noch fester schloß sich in den ersten Jahren des Kaiserreichs der Bund zwischen dem welt= lichen und geistlichen Despotismus. Der Clerus huldigte "dem Abgesand= ten des Herrn, dem Erwählten seiner Gnade, dem Werkzeuge der gött= lichen Rathschläge" mit Schmeichelreben, die so knechtisch kaum unter bem ersten Kaiser erklangen. Die Wahlverwandtschaft der streitbaren Kirche und des ruhmreichen Heeres, jener beiden großen Körper, die von dem Geiste der Ordnung und des Gehorsams beseelt sind, bildete ein Lieblingsthema unterwürfiger Kanzelreden. Der ganze Zorn des Mannes und des Christen über solche Entwürdigung des Heiligsten liegt ausgesprochen in einem schönen Briefe, ben bamals Tocqueville an einen jener ergebenen Bischöfe richtete. Als die orientalischen Wirren begannen und fanatische Popen die rechtgländigen Russen zum Kriege gegen den Halbmond entstammten, da seierten französische Priester den Kampf der katholischen Kirche gegen die schismatischen Moskowiter, und ein Cürassierregiment stieg auf dem Durchmarsche durch Lyon zu der Bergkirche Notre Dame de Fourvieres empor, um den Segen der Kirche in den heiligen Krieg mitzunehmen.

Wie die Gunst ber Regierung so bot auch die Stimmung ber besitzen= ben Klassen einen dankbaren Boden für die Macht der Kirche. Die reli= giöse Gleichgiltigkeit ber Franzosen hat die Herrschaft der Ultramontanen begründet. Jener protestantische Gewissensernst, der die Glaubenswahr= heiten durch schwere Erfahrungen, durch Seelenkämpfe erringt und erlebt, fand in dieser weltlichen Bildung nur selten eine Stätte. Die Religion galt ben Meisten nur als ein Factor in ber politischen Rechnung, ein Religionswechsel um des Gewissens willen als eine Narrheit. Der un= gläubige Adel der Bourbonen ward durch die politischen Erfahrungen der Revolutionszeit zu ber alleinseligmachenben Kirche zurückgeführt; und aus ben Aengsten der Februartage, aus dem wüthenden Religionshasse der Radicalen schöpfte die Bourgeoisie die politische Ueberzeugung, daß die Kirche für die Ruhe der Gesellschaft unentbehrlich sei. Einzelne tiefere Gemüther mögen in jenen Tagen bes Sturmes sich wirklich zu bem alten Glauben bekehrt haben: die große Mehrheit der gebildeten Bourgeois hat im vertrauten Kreise dessen gar kein Hehl, daß man die Kirche ehre wegen der Frauen und Kinder, doch vornehmlich wegen der Massen und des socialen Friedens. Der liberale Durchschnittsmensch übergiebt, auf den Wunsch ber von dem Beichtvater geleiteten Frau, seine Kinder den clericalen Schulen, und jene mögen heranwachsend benselben Kreislauf wie bie Bater beginnen. Kurz, man spottet und unterwirft sich, gleich ben Italienern bes Zeitalters der Renaissance. Dies beharrliche Absinken des sittlichen Muthes läßt sich schrittweis verfolgen: zur Zeit ber Julirevolution forderte der gesammte Liberalismus einstimmig die Freiheit der Chescheidung zurück, nachher mäßigt sich der Eifer, und heute ist von der Frage kaum noch die Rede. Eine solche aus wirthschaftlicher Angst und Denkfaulheit entsprungene Kirchlichkeit ber Gebilbeten muß in einem Gemeinwesen, bas auf den blindgläubigen Massen ruht, unfehlbar jener Partei in die Hände arbeiten, welche bas Wesen ber Kirche in ihrer Herrschaft sucht.

Wir sahen früher, wie die voltairianischen Aengsterlinge mit den Clericalen vereint das ultramontane Unterrichtsgesetz von 1850 schusen; seitdem ist die Macht der Kirche in unaufhaltsamem Wachsthum geblieben. Die Zahl der Weltgeistlichen, die unter der Restauration und dem Juli-

königthum mit der langsam wachsenden Bevölkerung nicht gleichen Schritt hielt, stieg in 14 Jahren (1847-61) von 37,600 auf 44,600, die ihnen vom Staate gezahlte Dotation von 36 auf 45 Mill. — wobei 2 Mill. für bie Herstellung kirchlicher Gebäude nicht mitgerechnet sind. Noch weit rascher hob sich ber Reichthum ber tobten Hand: überall entstehen neue Rirchen, Rlöster, geistliche Schulen. Die Kirche ist auf dem sicheren Wege, um in wenigen Jahrzehnten jene sämmtlichen Güter zurück zu gewinnen, welche sie einst in ebenso viel Jahrhunderten erwarb. In allen Ländern französischer Zunge vollzieht sich biese mächtige Restauration: schon längst ward Genf, bas calvinistische Rom, eine überwiegend katholische Stabt, Belgien das gelobte Land der Clerisei. Das Mönchthum aber bildet den herrschenden Stand der wiederhergestellten Hierarchie; in der Unfreiheit des Klofterlebens wird der Geist des neuen Roms am getreuesten gehütet. Unzählige alte und neue Orben haben unter dem Kaiserreiche wieder festen Fuß gefaßt — nicht blos bie wackeren und gelehrten Bäter bes Orato= riums, fondern auch andere von zweifelhaftem sittlichen Werthe. Staat kommt ihnen willig entgegen und fällt nur selten in die alten Ge= wohnheiten des büreaufratischen Mißtrauens zurück, so vor Kurzem, da er den Generalrath der Conferenzen von St. Vincent de Paula unterbrückte. Selbst der Herzog von Persigny bemerkt mit Befremben, wie der römische Stuhl die Ordensgeistlichen auszeichnet, und sie bereits in papstlichen Rundschreiben über die Weltgeistlichen stellt; von Lacordaire wird versichert, daß er Monch ward, um freier und einflußreicher dazustehen denn als ein= facher Cleriker.

Demselben Geiste entspringt der neu erwachte Eifer für den Bilderund Reliquiendienst, für alle jene Dogmen und Ceremonien, welche dem Protestantismus am schroffsten gegenüberstehen. Der Mariencultus wird in dem kaiserlichen Frankreich gepflegt mit einer weichlichen Sentimen= talität, die oft sogar unter deutschen Ultramontanen herzhaften Unwillen Das ganze Rhonethal, die alte gesegnete Heimath ber französierregt. schen Reterei, ist heute ber Madonna geweiht. Notre Dame de Fourvières über Lyon beginnt, Notre Dame de la Garde über bem Ha= fen von Marseille schließt ben Reihen: fast in jeder Rhonestadt, in Bienne, Avignon, Biviers steht auf beherrschender Höhe bas Thal überschauend ein mächtiges Marienbild, sie alle unter bem zweiten Kaiserreiche gegründet. Noch prahlerischer erscheint die colossale Madonnenstatue auf ber steilen Wand inmitten des Kessels von le Pup. Eine ähnliche Oftenta= tion des Katholicismus ist uns auf deutschem Boden nur einmal begegnet: auf bem rothen Felsen an ber Mosel, bem heiligen Trier gegenüber. absolute Gewalt des Papstthums erscheint so gesichert, die Centralisation so scharf burchgeführt in ber mobernen Kirche, daß eine Kirchenspaltung in bem nächsten Menschenalter höchstens für den Fall einer streitigen Papst-wahl bentbar bleibt. Das römische Wesen triumphirt überall, selbst in unwesentlichen Förmlichkeiten: das breviatium Romanum, die römischen Meßgewänder verdrängen den alten örtlichen Kirchenbrauch. Der unsehledare Papst schuf durch die Bulle inessabilis deus das neue Dogma der unbesteckten Empfängniß, und dieser in der älteren Kirchengeschichte unershörte Gewaltstreich ward von der katholischen Welt ohne nennenswerthen Widerstand, von der Mehrheit des französischen Clerus mit Jubel ausgenommen. Die gallikanischen Ideen des Episcopalspstems sinden nur noch in wenigen Blättern muthige Vertheidiger, während die Ultramontanen sast in jeder größeren Provinzialstadt eine Zeitung besitzen. Die herrschssichtige Rohheit der Schriften Beuillot's wäre noch unter der Restauration unmöglich gewesen.

Der ultramontane Eifer tritt um so gehässiger auf, je lebhafter man empfindet, daß die neue Macht der Kirche keineswegs auf einer Erstarkung des Glaubens beruht. Daher die ängstlichen Versuche, die Werke Voltaire's und Rousseau's den Volksbibliotheken zu rauben, daher die schreckhafte Wirkung jenes Buches von Renan, bas mit all seinen wissenschaftlichen Schwächen boch einem tief religiösen Geiste entsprungen ist. In bem Senate des ersten Kaisers saßen Laplace und Volney, Cabanis, Trach und Siepes; in dem Senate von heute wagt der einzige St. Beuve bas Recht der freien Forschung zu verfechten. Mit welcher Wuth stürzten sich die Maupas, Canrobert, Segur auf den Vertheidiger Renan's, und wie unbefangen bekannte Graf Chapuis-Montlaville bie weltlichen Gründe bieses Glaubenseifers: "es ist hier nicht erlaubt, diese Menschen zu vertheidigen, welche den Feuerbrand in die Gesellschaft tragen!" Wie weit die ultramontone Richtung in den niederen Clerus eingedrungen, ist schwer nachzuweisen. Aber in dem Episcopate herrscht durchaus ber Geist ber Dupanloup und Bonnechose; und dies genügt. Denn da die 18 Erzbischöfe und 67 Bischöfe die Pfarrer ernennen und nach Belieben inner= halb ber Diöcese versetzen, so vermag der nationale Geist, welcher vielen Pfarrern noch den Glauben vergiftet, sich nicht zu äußern. Ueberdies finden die Ansprüche des neuen Papstthums am Hofe selbst eine mächtige Stütze. Der Kaiser sagte einst zu dem Cardinal Bonnechose über seine Gemahlin: "es ist das glückliche Vorrecht der Frau, der Staatsraison und ben kalten Rechnungen der Politik fremd zu bleiben und sich allein den hochherzigen Eingebungen des Gemüthes zu überlassen." Er sollte inzwi= schen an seiner Eugenie erfahren, daß jene hochherzigen Inspirationen ber Frauenseele auch in die kalten Rechnungen der Politik eingreifen können.

Hispanische Tendenzen, hochfahrend und herrisch, Ideen, welche seit der Medicaerin Katharina sich nicht mehr auf dem französischen Throne beshaupten konnten, beherrschen die Umgebung der Kaiserin; schwesterliche Freundschaft verbindet die Tuilerien mit jenem bornirtesten der Höse, der sich um die Königin Isabella und die Nonne Patrocinio schaart.

Die spanische Partei hat neuerdings mit feiner Witterung errathen, daß der Charafter der modernen Volksbildung am letzten Ende durch die boben Schulen bestimmt wird. Die kaiserlichen Lyceen erscheinen ungefährlich, so lange die Kirche sich mit dem Staate in die Oberaufsicht theilt und in ihnen selber ber Geist ber priesterlich-militärischen Uniformirung so fröhlich waltet, daß in Perpignan und Lille zur selben Stunde diesel= ben Fragen gestellt werden. Bebenklicher schon ist der von dem rastlosen Minister Durup erstrebte obligatorische Elementarunterricht. Da die Kirche sich ihrer alten Güter wieder erfreut, so würde sie nichts einwenden, wenn ber Staat auch fürberhin 480 Millionen für bas Heer und 23—29 Mil= lionen für den Unterricht ausgäbe. Indeß auch der Schulzwang ließe sich ertragen, da der Pfarrer die Volksschule sorgsam behütet. Aber schlecht= hin verderblich wirkt die der Kirche gänzlich entzogene akademische Bildung. Es genügt nicht, daß bereits neben jeder theologischen Facultät des Staates ein Priesterseminar besteht; in den anderen Facultäten treiben die geborenen Feinde des Wunderglaubens, Historiker und Naturforscher, ungestört ihr Unwesen. Die Besetzung der Lehrstellen durch Concurs erschwert freilich bas Emporkommen erklärter Reger; bennoch bleibt bei einem neuen Aufschwunge der weltlichen Wissenschaft die unheilvolle Wendung möglich, daß die Vorträge der Sorbonne wieder so stark und aufregend wirken könnten, wie zur Zeit Cousin's und Guizot's, daß die herrlichen Codices der taiserlichen Bibliothek auch von französischen, nicht wie heute fast nur von fremben Gelehrten burchforscht würden. Daher erhebt sich jetzt, auf eine Beisung aus Rom, ringsum im clericalen Lager die Forderung, daß auch der höchste Unterricht der Kirche unterstellt werde; im Hintergrunde steht bann die Hoffnung auf eine sogenannte freie katholische Universität wie die Löwener. Dieser centralisirte Beamtenstaat ist aber nicht in der lage, gleich der neutralen Provinz Belgien, den unablässigen Kampf zweier gleich starker Parteien um die Grundlagen des socialen Lebens zu ertragen; seine weltliche Wissenschaft ist nicht wahrhaft frei und kann nicht frei werben, so lange die büreaukratische Centralisation dauert. Gine katholische Uni= versität Toulouse fände also gar keine lebendige Gegenkraft vor; die Träume ber Clericalen werben nur bann in's Leben treten, wenn Staat und Bildung der Kirche sich unterwerfen. Wenn die Kirche bescheiden bem Berufe ber Seelsorge lebte, so könnte sie in dieser Epoche des Mammonsbienstes und der Sinnenlust für tausend gedrückte Gemüther ein Quell des Heiles werden; und wirklich bildet sie noch jetzt in manchen verwahrlosten Departements die einzige Hüterin des Jbealismus, sie bessitzt noch immer einzelne treffliche Priesterseminarien, die durch wissenschaftlichen Eifer und Sittenstrenge ihren alten Ruhm zu behaupten wissen — so die Schule von St. Sulpice. Aber ihre leitenden Gewalten sind dem Jesuitismus verfallen, sie sind, trotz aller modischen Askese, verweltlicht im ärgsten Sinne, sie bekämpfen auf den Tod jede freie Sittlichkeit, jeden Grundgedanken des modernen Lebens.

Wir zählen uns nicht zu jenen Kleingläubigen, welche, erschreckt burch bies gewaltige Anschwellen ber ultramontanen Mächte, an ber Zukunft ber freien Menschenbildung verzweifeln. Wir wissen wohl, die Kirche ber Autorität wird nicht allein durch die Waffen des Geistes geschlagen. Wir bauen darum nicht allzu sest auf die Ersahrung, daß die Kirche an den befreienden Thaten der modernen Gesittung, vornehmlich an der Emancipation der niederen Stände, gar kein Verdienst hat und noch immer über ungleich geringere geistige Kräfte gebietet als der Staat oder die Wissenschaft. Aber auch die materielle Macht des Protestantismus ist der römischen Kirche ebenbürtig. Die neue Welt gehört dem edangelischen Glauben. Wo immer ein Squatter Axt und Büchse in den Urwald trägt, da ist es in neun Fällen unter zehn ein Protestant, der die Wildniß der Gesittung erschließt. Und vor der majestätischen Aussicht, welche sich dem Protestantismus dort im Westen eröffnet, schrumpfen die europäischen Triumphe der alten Kirche Gott sei Dank zusammen.

Selbst in Frankreich ist ber Sieg ber spanisch-römischen Partei noch keineswegs gesichert. Wir legen geringen Werth auf den Anklang, den die Schriften Renan's und anderer Freibenker in weiten Kreisen fanden; folche oppositionelle Stimmungen, die in der guten Gesellschaft Frankreichs niemals fehlten, führen noch nicht zur Befreiung ber Geister. Auch der Protestantismus bildet auf französischem Boben kein genügendes Gegengewicht den ultramontanen Mächten gegenüber. Wohl kann ein Protestant nur mit herzlicher Freude betrachten, wie diese glorreiche Märthrerkirche des evangelischen Glaubens in ben letzten Jahrzehnten zu neuem Leben erwacht ist. Sie stiftete unter bem Drucke ber Restauration ihre Bibelgesellschaften und hat seitbem mit rüstigem Eifer an allen Kämpfen der deutschen Theologie Es sind die freiesten, die gesundesten Lehren des modertheilgenommen. nen Protestantismus, welche in den selbständigen Gemeinden des evange= lischen Frankreichs die Oberhand behaupten; jene krhptokatholischen Be= strebungen einer geistlosen Orthodoxie, die der alte Guizot mit gewohnter Unfehlbarkeit vertritt, finden wenig Genossen. Und dies kräftige evangelische Kirchenleben dient zugleich als die letzte Stütze beutscher Sprache und Sitte im Elsaß. Auch dem kalten Politiker, ber längst verlernt hat unerfüllbare Hoffnungen zu hegen, schnürt sich doch das Herz zusammen, so oft er den herrlichen Gau, ber uns verloren ist, betritt. Jenes Rappoltsweiler, wo einft die Sänger und fahrenden Leute des deutschen Reides alljährlich ihre ernst=fröhlichen Pfeiferlandtage hielten, heißt heute Ribeauvillé; auf dem Markte preist eine französische Inschrift die großen Gewerbtreibenden der Stadt, die Jacques Müller und Etienne Meher, ober wie soust die verwälschten deutschen Namen lauten. Eine Welt von dusteren Erinnerungen tritt hier überwältigend bem Deutschen entgegen, und ihm bleibt nur ber eine Trost, daß die nationale Gemeinschaft, zerriffen in bem politischen Leben, in der Welt des Denkens und des Glaubens noch fortbesteht: die rührigen Theologen des Landes, die Scherer und Reuß, sind die Vorposten beutscher Geistesfreiheit in dem Heimathslande Spener's. Doch weil der Protestantismus in Frankreich sich wesentlich aus deutschen Quellen nährt, ebendeshalb wird er stets nur eine provinzielle Bedeutung behaupten. Die Hoffnung einzelner Beißsporne, es werbe gelingen d'évangeliser la France, erscheint jedem Nüchternen als ein Traum. Politische Gründe haben bas Wiederaufleben bes ultramontanen Priesterthums verschuldet, und politische Verhältnisse bilben auch bie Schranken seiner Herrschaft.

Selbst das gläubige Landvolk wird durch politische Erinnerungen verhindert, sich der Kirche gänzlich zu unterwerfen. Der Bauer folgt dem Priester, doch er hat die argen Tage des Kirchenzehnten und der Herren= lasten noch nicht vergessen: sobald die geistliche Herrschlucht die Grenzen ber Vorsicht überschreitet, kann die Gluth von 89, der alte Todhaß gegen die Priester und Ebelleute, leicht wieder aufflammen. Vollends in den gebildeten Klassen wird die Angst vor den glaubensfeindlichen Rothen reichlich aufgewogen burch die Macht ber revolutionären Traditionen. Der vaterländische Stolz, die energische Staatsgesinnung der benkenden Franzosen wird nie eine Unterwerfung bes Staates unter die Kirche bulben. Wenn sogar im sechzehnten Jahrhundert die spanischen Gedanken ber Medicäerin nicht auf die Dauer sich behaupten konnten, so würde heute der vollständige Sieg der spanischen Kirchenpartei unsehlbar den Untergang bes Raiserreichs herbeiführen. Die weltliche Bildung bes Jahrhun= berts scheut zurück vor jeder extremen religiösen Richtung, wie vor jeder einschneibenben Lösung kirchlicher Fragen. Die Mehrzahl ber Franzosen will nicht, daß der Papst die Herrschaft über Rom verliere, aber sie will noch weniger, daß er Frankreich beherrsche.

Hier, in dieser halben, unsicheren Stimmung der Nation, in ihrer

Unfähigkeit, religiöse Fragen nach religiösen Gesichtspunkten zu beurtheilen, liegt der Schlüssel für die schwankende Kirchenpolitik des Kaiserreichs. Napoleon III. hat die Kirche mit Gunst überhäuft, wie kein anderer französischer Monarch, boch er mußte balb bie Gefahren eines Weges erken= nen, dessen Klippen von dem Scharfblicke Carour's schon im Jahre 1853 aus der Ferne bemerkt wurden. Der Kaiser fühlte, wie die ultramon= tane Herrschsucht ihm über den Kopf wuchs, er warnte die Prälaten oft= mals: seit Ludwig dem Heiligen habe ber Staat nie auf sein Recht ber Oberaufsicht verzichtet. Da ward endlich durch den italienischen Krieg ber Gegensatz ber ultramontanen und ber nationalen Interessen offenbar. Abermals bewährte sich die alte Erfahrung, daß die Kirche im Leiden am furchtbarsten ist. Mit einer Kühnheit, die ber offenen Auflehnung sehr nahe kam, erhoben die Bischöfe ihre Stimme für die weltliche Herrschaft bes Papstes — so bei der Rückfehr ber Prälaten von der pomphaften Heilig= sprechung ber japanesischen Märthrer, so wieber nach ter Septembercon= Sie entsannen sich wieber, baß ein Napoleonibe nie ein zuverlässiger Sohn der Kirche sein kann. Seitdem schwankt der Hof haltlos zwischen seinen revolutionären lleberlieferungen und ben neuen spanischen Tenbenzen — gleichwie bas Pantheon, bem Kirchenbienste zurückgegeben, boch noch immer die weltliche Inschrift trägt: aux grands hommes la patrie reconnaissante. Die Kirchenpolitik des neuen Bonapartismus hat an der Bildung des landes, die der Kaiser boch fördern will, unvergeßlich gefrevelt, sie hat zu der furchtbaren Corruption der Sitten noch die Laster der Heuchelei und des pfäffischen Hochmuths hinzugebracht, und mit Alledem bennoch bas Ziel nicht erreicht, dem Hause der Napoleon's in dem Clerus eine feste Stütze zu schaffen.

Für die ausgreifenden Pläne auswärtiger Politik, die Jedermann dem Napoleoniden zutraute, fand der neue Herrscher ein trefsliches Werkzeng vor, das beste Erbstück aus dem Nachlasse des Julikönigthums. Der Armee waren die afrikanischen Siege zugleich eine Schule und ein Stachel der Ruhmsucht geworden. Die gesammte Organisation des Heeres ist auf den Angrisskrieg berechnet. In diesen heimathlosen Regimentern, die aus allen Provinzen zusammengewürfelt, von unverheiratheten Offizieren gesührt, häusig ihre Garnison wechseln, kann jener Lanzknechtsgeist niemals aussterden, der sich schlagen will um zu sehen wer der Stärkere sei. In keinem andern Heer hätte ein General zu seinem Kriegsherrn sagen dürsen, was Marschall Castellane dem Kaiser zurief: "Sire, die Armee langweilt sich; will man sich schlagen, so muß man zu zweit sein; auf wen sollen

wir loshauen?" Der Kaiser hiltet sorgsam diese Säule seiner Herrschaft, er sieht in der Armee "den wahren Abel unseres Volkes," in ihrer Gesschichte seine eigene. Jedermann weiß, wie Bedeutendes in den ersten Jahren des Kaiserreichs geschah, um die Schlagkraft des Heeres zu erschöhen, welches Aufsehen die neuen gezogenen Kanonen auf den Schlachtsseldern der Lombardei erregten, wie das Lager von Mourmelon lange als die hohe Schule der Taktik bewundert ward, wie der Kaiser selbst das Stieskind dieser Armee, die Reiterei, durch die Einsührung der kleinen seurigen Hengste aus Algier zu heben verstand. Zu den verstärkten Zuavenseimentern trat die neue Bardarentruppe der Turcos hinzu, und die unssicheren völkerrechtlichen Begriffe der Gegenwart erlaubten dem Kaiser, diese Wilden gegen europäische Soldaten zu verwenden. Auch die Flotte kam endlich nach ungeheuren Anstrengungen in der Zahl der Schiffe und Geschütze der englischen gleich, obschon sie niemals wie in England eine nationale, stets zu neuer Verstärkung sähige Wasse bilden wird.

Die vielverspottete Versicherung bes Kaisers l'empire c'est la paix war von Haus aus ernst gemeint. Alle Schöpfungen bes monarchischen Socialismus verlangen ben Frieden, auch die ernste gebankenreiche europaische Politik Napoleon's III. hat mit roher Schlaglust nichts gemein. Und doch bedarf er der freudigen Hingebung seiner Soldaten, und doch verbankt das Kaiserreich dem Cultus des Kriegsruhmes sein Dasein. Man pflegt von Amtswegen die chauvinistischen Gebanken. In allen bedenklichen Zeiten müffen die halbamtlichen Blätter die Rheinfrage anregen, um die unruhigen Köpfe in Volk und Heer zu beschäftigen — so unmittelbar nach bem Staatsstreiche, so nach bem Tage von Königgrätz. In der Militär= schule von St. Chr trägt Herr Lavallée die Lehre von den inatürlichen Grenzen mit erstaunlicher Plumpheit vor. Sogar der Minister Duruh, ber Beschützer der friedlichen Aufklärung, kommt in seiner Einleitung zur französischen Geschichte immer wieder mit leidenschaftlicher Entrustung zu= rud auf "jene ungeheure Lücke in unseren Grenzen," die sich von lauter= burg bis Dünkirchen ausbehnt. Die beutsche Sprache im Elsaß ist ihm nur ein unberechtigtes robes Patois; und allein bem perfönlichen Billig= keitsgefühle des Kaisers verdanken die Elsasser, daß ihre Sprache aus den Soulen nicht verschwunden ist.

Die militärischen Spektakelstücke des Kaiserreichs werden aufgeführt mit einer theatralischen Prahlerei, einer Rohheit des Gefühles, die an das alte Rom erinnert. Als die von Sebastopol heimkehrenden Truppen an der Bendomesäule vorbei defilirten, da schritten die barmherzigen Schwestern, die Jammergestalten der Verwundeten vor den Regimentern einher; die Soldaten alle im schmuzigen Feldanzuge, auf daß die wilde

Majestät bes Krieges, die Glorie des Soldatenstandes den blasirten Hauptstädtern recht anschaulich werde. Mit besserem Ersolge als das Julikönigthum weiß das Kaiserreich den dynastischen Sinn im Heere zu pflegen. Die wenigen liberalen Offiziere, welche einst um die afrikanischen Generale sich schaarten, sind längst beseitigt oder bekehrt. Ein Garbecorps von 50,000 Mann, wohl gedrillt und hoch besoldet, trägt die Unisormen der alten Kaisergarde, lebt und webt in napoleonischen Erinnerungen; in den Reihen der Kinder der Garde exercirt der kaiserliche Prinz. Der ausgezeichneten Offiziere wartet eine glänzende Stellung; die Besoldung der Generalität beansprucht die ungeheure Summe von 21 Willionen jährlich. Das Kreuz der Ehrenlegion ist auch dem gemeinen Soldaten erreichdar, geringe Verdienste werden durch die neue Wilitärmedaille belohnt. Für jeden Feldzug ward eine Denkmünze gestistet, auch an die militärische Promenade nach Peking erinnert die Medaille mit dem Drachenbilde.

Vor Allem galt es einen Stamm von alten Berufssolbaten zu bilben, benen die Fahne Haus und Heimath sei. Die Exonerationskasse wurde gegründet, sie verlockte burch hohe Einstandsgelber und Pensionen die ausgebienten Solbaten, als Capitulanten weiter zu bienen; selbst ber Gemeine erhielt die Aussicht, nach fünfundzwanzigjährigem Dienste 500 Francs jährlich, und war er becorirt noch weit mehr, zu beziehen. So entstand rasch eine Kerntruppe von 170,000 Berufssolbaten. Daß der Betrag der Militärpensionen in 10 Jahren um 20 Millionen sich vermehrte, kam für die kaiserliche Finanzwirthschaft nicht in Betracht. Auch die Lanzknechtsrohheit ber alten Soldaten, die in vielen von der Presse verschwiegenen Excessen sich äußerte, erregte wenig Anstoß; schien doch die napoleonische Gefinnung der Prätorianer gesichert. Erst der italienische Krieg offenbarte die Schattenseiten dieses Verfahrens. Je stärker ber Stamm ber Berufssolbaten anwuchs, besto weniger junge Mannschaften wurden ausgehoben — zulett wohl nur gegen 23,000 Mann im Jahre — besto geringer also war die Zahl der ausgebildeten Reservetruppen. Man versuchte zu helfen, indem man einen Theil der Rekruten nothdürftig als Krümper ausexercirte. Nun zwang der mexicanische Krieg zu unerwarteten schweren Opfern; die Effectivstärke der Truppen im Lande ward verringert, die Vorräthe, die Bespannung vernachlässigt, und als jett mitten in solche Berwirrung die Königgräßer Schreckenskunde hereinschmetterte, Aller Blicke auf das Heer wendete, da mußte die Regierung die Verkehrtheit ihrer Militärpolitik einsehen. Sie lenkte ein auf den entgegengesetzten Weg und wagte den Vorschlag der allgemeinen Wehrpflicht.

Warum mußte dieser Gebanke auf so heftigen Widerspruch stoßen in

einem Lande, wo die Gleichheit vergöttert wird und der vierte Stand berrscht? Die Heeresverfassung ändern heißt die Grundlagen der Staats= verfassung umgestalten. Die allgemeine Wehrpflicht ist unmöglich in einem büreaufratischen Gemeinwesen; ihr Gebeihen allein schon beweist, wie tief die Staatssitten der Selbstverwaltung in Preußen eingewurzelt sind. Frankreich haßt nicht blos der Reiche die persönliche Dienstleistung für ben Staat; auch die Arbeiter, die lohalen Bauern wurden auffässig, als ber Ruf il n'y aura plus de bons numéros! burch bas Land ging. Nie= mand will verzichten auf die Hoffnung, durch das Glück des Loofes seiner Bürgerpflicht enthoben zu werden. Die allgemeine Wehrpflicht ist unaus= führbar ohne Provinzial-Armeecorps; sie wird zur unerträglichen Härte, sobald man die Gebilbeten zwingt, auch zu Friedenszeiten fern von der Hei= math in nomabischen Regimentern zu bienen. Da ber Bonapartismus die Mittel besitzt jederzeit eine sogenannte öffentliche Meinung zu schaffen, den Anschein eines allgemeinen friegerischen Enthusiasmus zu erweden, so kann bas Shstem Scharnhorst's in Frankreich nicht jene segensreich friedliche Bebeutung entfalten wie bei uns. Die allgemeine Wehrpflicht wäre hier nur ein Werkzeug ber Anechtschaft, sie würde alle jugenblichen Köpfe ber Kasernenzucht unterwerfen, alle Kräfte ber Nation einer unberechenbaren auswärtigen Politik verpfänden. Darum wurden die ersten Plane bes Marschalls Niel fast allein in dem kriegsluftigen Lothringen mit Freuden aufgenommen, überall sonst mit Schrecken.

Bei den Debatten des gesetzgebenden Körpers über das Wehrgesetz bewährte sich abermals ber oberflächliche Dilettantismus der Opposition: hoble Prunkreben feierten bas unsittliche und unmögliche Ibeal bes allgemeinen Friedens, priesen das schweizerische Milizspstem, dem ie Frankreich jeder Boben fehlt, versicherten, nur die Freiheit mache die Heere unüber= windlich. Das Compromiß, das die Regierung endlich mit der Selbstsucht ber Besitzenden abgeschlossen hat, ändert nichts an den Grundlagen des alt=napoleonischen Heerwesens. Nur die jährliche Aushebung wird ver= stärkt, eine gewaltige Reservearmee gebildet, die Ausrustung mit Einsicht und Eifer verbessert. Aber es bleibt die Stellvertretung und die lange Dienstzeit, die Zertheilung der Armee in vereinzelte heimathlose Regimen= ter — kurz die Organisation bes Heeres für den Angriff. Der Geist der Truppen wird nach wir vor bestimmt durch die Berufssoldaten, deren Gesinnung der General Changarnier vor Aurzem drastisch ausgesprochen hat in seinem wegwerfenden Urtheile über die preußischen Milizen. in Zukunft wird ber französische Rekrut mit Schreck und Zagen bie Kaferne betreten und unter ber Fahne rasch ben rastlosen militärischen Chrgeiz ber Beteranen sich aneignen. In diesem Heere und in dem Geiste

ter Nation — hierin allein liegt die von den französischen Friedensapo= steln so schwer beklagte Gefährbung des Weltfriedens. —

Napoleon III. hat einen sehr maßrollen Gebrauch gemacht von ber gewaltigen Angriffswaffe, bie in seinen Händen ruht. Der Kaiser ist seit Heinrich IV. ber erste Regent Frankreichs, ber bie europäischen Fragen mit verständiger Sorge für bas Wohl des Welttheils, nicht mit ben Borurtheilen französischer ober persönlicher Herrschsucht behandelt. einst durch schöpferische europäische Gedanken die orleanistische Politik bes Neibes verbrängt. Dieselben Höfe, welche ben Staatsstreich mit Freude begrüßten, sahen ber europäischen Politik bes neuen Gewalthabers mit begreiflichem Mißtrauen entgegen. Der Kaisername konnte für einen fran= zösischen Herrscher niemals ein so harmloser Schmuck sein wie ber Titel imperial crown für die Krone von Großbritannien. Der Napoleonide war der geborene Feind jener Verträge von 1815, welche, da und dort zerstört, im Wesentlichen noch immer die Gestalt der Landkarte Mitteleuropas bestimmten. Er durfte sein Reich nicht in ber bescheibenen Stellung belassen, die ihm seit dem Wiener Congresse zugetheilt war. Stiftung der Helenamebaille — wahrlich, eine unkluge Provocation bewies, daß der Neffe die militärischen Ueberlieferungen seines Hauses nicht vergessen hatte. Auf persönliches Vertrauen konnte ber Mann nicht zählen, ber durch verschlagenes Ränkespiel ben Thron erobert hatte. Napoleon lügt immer, und wenn er schweigt, so verschwört er sich — also bezeichnete später Lord Cowley die damals an den Höfen vorherrschende Ansicht. Zwei entgegengesetzte Versuchungen lagen bem Napoleoniben nabe. Er mochte entweder auftreten als der Erbe des Oheims und jenen Rache= frieg gegen England unternehmen, ben vorlaute Prahler tausendmal begehrt hatten. Bei ber kunftvollen Ausbildung des englischen Creditwesens, bessen Fäben alle in ber Hauptstadt zusammenlaufen, schien es keineswegs undenkbar, daß eine kurze Herrschaft fremder Truppen in London bas gesammte Reich verwirren und das überraschte Handelsvolk zu einem demüthigenden Frieden bestimmen könne. Ober ber Kaifer konnte ben Plä= nen bes rothen Bonapartismus sich hingeben, ben tollfühnen Gedanken, welche ber Prinz Napoleon im Mai 1865 in seiner berüchtigten Rebe zu Ajaccio so unverblümt aussprach. Der Prinz geht aus von dem dema= gogischen Kraftworte bes Gefangenen von St. Helena: "mein Name wird für die Völker immer ber Polarstern ihrer Rechte sein." Er verlangt eine Tendenzpolitik des Radicalismus, die ihren Träger — nach der Weis= sagung des Oheims — an die Spitze Europas stellen wird, er will die Dieberherstellung Polens, Kampf gegen das reactionäre Desterreich u. s. f. Es ist ein noch nicht genugsam anerkanntes Verbienst bes Kaisers,

baß folche frivole Plane die Nüchternheit seines Urtheils nie beirrten, daß er ben Haß und das Nachtragen stets verworfen hat als "Empfindungen, bie nicht mehr in unsere Zeit passen." Er griff zurück zu ber alten na= tionalen Politik ber großen bourbonischen Zeit. Er wollte Frankreich wieber zur leitenden Macht des Festlandes erheben und dies Uebergewicht stützen auf die romanischen Bölker. Aber das alte Ziel sollte erreicht werben durch moderne Mittel. Napoleon III. erkannte, wie Persigny und Cavour, in dem festen Bunde der beiden Westmächte die Gewähr der europäischen Gesittung, und biese Ansicht, wie peinlich auch für ben beut= schen Stolz, war nicht ungegründet in jenen Jahren, da Rußlands Gin= fluß auf unserem Baterlande lastete. Mochte er glauben oder nur zu glauben vorgeben, daß der Welteroberer überall "die Keime neuer Natio= nalitäten " ausgestreut habe - gleichviel, er selber würdigte die beherr= schende Bedeutung ber nationalen Ibeen für unser Jahrhundert. Er sah voraus, die Wiener Verträge würden an dem erwachenden Gemeingefühle willfürlich zertheilter Bölker ihren furchtbarsten Feind finden, und er wollte bas Nothwendige fördern. Er schätzte den Einfluß der öffentlichen Mei= nung, er erkannte, daß sie heute durch den Liberalismus bestimmt wird, pries sie oft als die sechste Großmacht, die in unseren Tagen allein bauernde Erfolge verleihe, und war entschlossen, kein großes Unternehmen zu beginnen ohne den Beistand ber liberalen Ideen. Solche verständige und moderne Gebanken lagen ber auswärtigen Politik der ersten Jahre bes Raiserreichs zu Grunde; nur bürfen wir selbstverständlich einen festen vorgefaßten Plan bei einem praktischen Staatsmanne nicht suchen. Gunst des Glückes warf den Kaiser in eine reiche Zeit, da die Zustände Europas reif wurden für große Entscheidungen; dann pflegte er jedesmal als ein spstematischer Kopf die auftauchende "Frage" umsichtig zu er= gründen und durfte mit Recht sagen: étudier une question n'est pas la créer.

Der neue Gewalthaber vermochte Anfangs nicht ber Schwachheit ber Emporkömmlinge zu widerstehen: er versuchte in den Familienkreis der legitimen Höse einzutreten. Als sein Verlangen abgewiesen ward, schloß er rasch eine unebenbürtige She und erklärte pathetisch: ich trage mit Stolz den glorreichen Titel des Emporkömmlings. Bald sollte sich ihm die Geslegenheit bieten Vergeltung zu üben an der übermüthigsten der legitimen Ohnastien. Wir dürsen heute als unzweiselhaft ansehen, daß Czar Nicoslans nicht als ein Eroberer auf türkischem Gebiete schalten-wollte; aber er erstrebte die Schirmherrschaft über die gesammte orthodore Kirche—oder, wie sein Cabinet bezeichnend sagte, über den griechisch-russischen Sulstus. Das hieß die Oberhoheit Rußlands über die Rajah begründen, die

orientalische Frage zu Gunsten Rußlands entscheiben. Auch wer nicht ben Ibeen David Urquhart's huldigt, muß heute dankbar anerkennen, wie scharf und sicher Napoleon III., früher als England, den Sinn der russischen Pläne zu würdigen wußte. Der Pariser Hof war sehr weit entsernt von übermüthiger Ariegslust. Er trat zwar Anfangs, um den Ultramontanen zu schmeicheln, in dem Streite über die heiligen Stätten ziemlich heraussordernd auf, doch lenkte er bald ein — in der Uhnung, daß der kranke türkische Staat eine kriegerische Erschütterung kaum noch ertragen könne. Erst als der Czar, mit gewohntem Hochmuthe gegen die öffentliche Meinung, die Pläne seiner Herrschsucht rücksichtslos enthüllte, da erst erkannte man in den Tuilerien, daß die Zeit gekommen sei nicht blos die Türkei anfrecht zu erhalten, sondern die Uebermacht Rußlands zu brechen. Die von dem Pariser Cadinet veröffentlichten Actenstücke gaben der Welt zuerst das Bewußtsein von dem schweren Ernste der Lage.

Der Augenblick ber Entscheidung schien für Rußland sehr glücklich Der Czar hatte ein Menschenalter hindurch mit Erfolg die Maske des großen Mannes getragen, er trat den unsicheren Höfen des Westens überwältigend entgegen mit jener zweifellosen Sicherheit, welche bei einem Gustav Abolf oder Friedrich ein Vorrecht bes Genius, bei ihm nur ein Zeichen der Gedankenarmuth und Beschränktheit war. Kein Fürst Europas, der sich ihm nicht gebeugt hätte. Die deutschen und italienischen Höfe schmeichelten bem Feinde der Revolution, Desterreich schien für immer verpflichtet burch die Unterwerfung Ungarns. Die beiben Westmächte waren einander entfremdet durch die losen Reden der Chauvinisten und durch den Streit über die Flüchtlinge. So laut und drohend erklang in bem englischen Parlamente die Sprache des Hasses gegen Frankreich, daß im März 1853 funfzehnhundert Londoner Firmen für nöthig hielten, dem Kaiser ihre Anhänglichkeit zu versichern. Der Wetteifer bes Handels und Wandels nahm hier im Westen die Geister so gänzlich in Anspruch, daß ein populärer Krieg kaum noch möglich schien. In ber That ging die französische Nation in den orientalischen Krieg mit demselben Widerwillen wie einst die Engländer in die napoleonischen Kämpfe: erst während des Krieges gewann der militärische Chrgeiz die Oberhand über die Friedensliebe einer industriellen Epoche. Kurz, ber Czar durfte hoffen, im Frieden die Herrschaft über die orientalischen Christen zu erlangen. Es war Napoleon III., der die Schwäche der russischen Macht und die Hohlheit der persönlichen Größe bes Czaren zuerst burchschaute. Er schloß ben segensreichen Bund mit England. Verbrüberungsfeste und höfische Besuche besiegelten das neue herzliche Einverständniß, zum ersten Male in der Geschichte nahm eine englische Flotte französische Truppen an Borb.

Mit lärmender Prahlerei feierten sich die beiden Westmächte gegenseitig als die Wächter der Civilisation. Der Kaiser fand, sie seien "noch stärker durch die Ibeen, die sie vertreten, als durch die Macht ihrer Schiffe und Bataillone." Droupn de Chups und Moustier-erregten burch ben anmaßenden Schulmeisterton, den sie gegen Deutschland anschligen den stolzen Widerspruch des Herrn v. Bismarck; Napoleon III. selber erlanbte sich in seiner Thronrede vom Jahre 1854 die unverschämte Bemerkung: "Deutschland, das vielleicht zu viele Beweise von unterthäniger Rachgiebigkeit (deference) gegen Rußland gegeben hat, gewinnt die Unabhängigkeit seiner Haltung wieber." Kein Deutscher kann heute ohne Scham gebenken, wie gelassen die gegen Rußland erbitterte liberale Presse Deutschlands solche Hoffahrt bes Westens ertrug. Auch die gehässigen Vorwürfe, welche damals die liberale Welt gegen die Neutralitätspolitik Preußens erhob, sind längst einem ruhigeren Urtheile gewichen. Es war nicht an Preußen, ben Westmächten Dienste zu leisten, die zuletzt allein für Desterreich Früchte tragen konnten; und nur das Eine bleibt zu be= Nagen, daß man in Berlin den Muth nicht fand, die orientalischen Wirren für die Befreiung Schleswig-Holsteins zu verwerthen. Und doch ent= sprang die leidenschaftliche Parteinahme der liberalen Welt für die Westmachte einem gesunden Instincte. Es war die Zeit, da die reactionare Partei in Preußen den weißen Czaren als den zweiten Vater unseres Staates verherrlichte. Diese Herrscherstellung des halbasiatischen Reiches lastete so brückend auf bem beutschen Leben, sie widersprach so sehr dem Wesen unserer Gesittung, daß jede Veränderung der europäischen Macht= verhältnisse als ein Fortschritt erscheinen mußte.

Der Kaiser erkannte in bem alten Herrschersitze des Pontus die einzige verwundbare Stelle des russischen Reichs, da ein Einfall in Bessardien ohne Desterreichs Hülfe nicht möglich war; aber schon jetzt in seinen kräftigsten Tagen zeigte er, wie seitbem oftmals, ein unberechendares Schwanken zwisschen eigener Einsicht und fremden Einslüsterungen. Er wollte zuerst die Berbindung zwischen der Krim und dem Festlande unterbrechen, dann gab er nach und gestattete jene seltsame Belagerung einer Festung, die aus dem Hinterlande stets neue Kräfte an sich zog. Dem Despoten wurde die Genugthung, daß sein Heer sich trefslich bewährte, während an der englischen Armee alle Gebrechen parlamentarischer Heeresverwaltung sich offenbarten. Als die siegreichen Truppen heimsehrten, durste er ihnen nachrühmen, sie hätten ihrem Lande den gebührenden Rang in Europa wiedererobert, und Troplong jubelte: Europa erkennt den Namen der großen Nation wieder an. Frankreich erschien im Krieg und Frieden als die leitende Macht Europas. Der Laiser zog bereits nach der Weise des ersten Consuls die

Mittelstaaten des Südens und des Nordens in die große Allianz, er bestonte geflissentlich den liberalen Charakter seiner answärtigen Politik und sorderte noch im November 1855 die öffentliche Meinung auf, einen Druck zu üben auf die Cabinette.

Gewiß, die von den Federn des Bonapartismus verkündete Lösung ber orientalischen Frage ist auch burch ben Pariser Frieden mit nichten erreicht worden. Von den Donaumündungen vertrieben hat Rußland in= zwischen die Unterwerfung bes Kaukasus, die Umklammerung des neutra= lisirten schwarzen Meeres vollendet; ungeheure Eroberungen in Inner= asien bereiten neue Katastrophen am Bosporus vor. Die Westmächte felber mußten gestehen, daß ber Frieden nur ein Waffenstillstand sei; sie verbürgten noch nach dem Frieden durch einen Vertrag mit Desterreich die Unabhängigkeit der Pforte. Die Türkei gewann durch den Krimkrieg nur eine neue Sicherung: ein verstärktes Vertrauen auf ihr tapferes Heer. Die Reform bes Staates, die jest unter französischem Schutze begann, ist im Sande verlaufen. Nur Kinder bewundern das türkische Toleranzedict, ben Hat-Humahun, dies glänzende Schaustud napoleonisch=ottomanischer Civilisation. Nicht burch abendländische Rechtsbegriffe kann ein orienta= lisches Reich gesunden. Nach dem Staatsrechte des Islam darf wohl der Gläubige Dulbung gewähren, boch nie ber Ungläubige Dulbung forbern. Ist die Verjüngung des Staates überhaupt noch möglich, so wird sie nur erfolgen, wenn jede Nation und jede Kirche der Balkanhalbinsel als ein selbständiger Körper unter eigener Verwaltung organisirt ist; und für diese Ideen 2. v. Ranke's und Lamarche's fehlt bem napoleonischen Neutürken= thume jedes Verständniß. Trotz alledem blieb es doch eine bedeutende That, daß endlich einmal jener Bann der Trägheit gebrochen war, der die Westmächte so lange gelähmt. Die Türkei wurde aufgenommen in die europäische Staatengesellschaft, Rußland empfing die Lehre, daß ber Welttheil eine einseitige Lösung der orientalischen Frage nicht dulden werde. Unterbessen wurden die äghptischen Plane des Oheims in humanem Sinne erneuert, das großartige Werk bes Suez-Canales der Vollendung entgegengeführt. Weit stärker als ber Orient spürte Europa die Folgen des Krimfrieges. Napoleon III. benutte die neugewonnene Machtstellung, um einen Lieblingsgedanken seines Ahnherrn zu verwirklichen. Auch er fühlt sich als den Beschützer der Freiheit des Meeres und der Marinen zweiten Ranges; er bewirkte, daß der Pariser Congreß die Grundsätze eines menschlicheren Seerechts verfündigte. Zum ersten Male seit den Wiener Verträgen war Frankreich in ber Lage, positive Plane einer Neugestaltung Europas zu verfolgen, und der italienische Arieg bewährte, daß ein hochsinniger Wille ben übermächtigen Staat leitete. —

Bollendete große Umwälzungen erscheinen dem Rückschauenden einfach und selbstverständlich, ihre dauernden Ergebnisse geringfügig neben den unerfüllten Hoffnungen für ben nächsten Tag. Die Unbilligen, welche heute mit den Ideen von 1868 auf das gewaltige Jahr 1859 herab= schauen, können nicht ernst genug baran erinnert werben, wie bankbar bie weisesten und kundigsten Patrioten Italiens, die Cavour und d'Azeglio, tas Berbienst Napoleon's III. um ihr Baterland gewürdigt haben. Der Kaifer rühmte sich: "wenn es Männer giebt, welche ihre Zeit nicht verstehen, so gehöre ich nicht zu ihnen;" er fand den seltenen Muth, euro= päische Plane zu verfolgen, welche der Mehrzahl der Zeitgenossen und fast allen Cabinetten als utopistisch galten. Die unerschütterliche Festigkeit bes österreichischen Säbelregimentes schien ber öffentlichen Meinung ebenso zweifellos wie die politische Unfähigkeit der Italiener. Die große Mehr= beit der Nation, welche sich la nation initiative zu nennen liebt, lebte in den alten Jeen des politischen Neides. Nicht blos die Ultramonta= nen fürchteten die Wiedergeburt Italiens als eine Gefahr für das Papst= thum und saben befriedigt, daß Frankreich seit der Eroberung Roms von ber reactionären Partei ber Halbinsel als eine feste Stütze betrachtet Auch die rothen Radicalen glaubten noch fest an den uralten Grundsatz ber italienischen Politik ber Franzosen: keine selbständige Macht, weder eine fremde, noch eine italienische, darf auf der Halbinsel gedul= bet werben. Die höheren Stände gewöhnten sich nur mit Widerstreben an den Gedanken, daß Frankreich für den König der Murmelthiere bas Schwert ziehen solle. Selbst unter den höchsten Räthen des Kaisers stan= den mehrere der spanischen Damenpartei sehr nahe: den Grafen Walewski bezeichnete ber neapolitanische Gesandte Carini zur Zeit bes Pariser Congresses als den Besten "unter der Canaille, die den Kaiser umgiebt." Napoleon III. aber gelangte im Berkehre mit Cavour zu dem Entschlusse, das Princip der Nichtintervention, das unter Ludwig Philipp's schwachen Händen zur Frate warb, mit thatkräftigem Geifte wieder aufzunehmen: er wollte Desterreichs Herrschaft im Süben brechen, wie er die Uebermacht Ruglands im Often zu zerstören versucht, und ben Italienern freie Hand gewähren ihr Schicksal selber zu bestimmen — freilich unter Frankreichs Leitung.

Mögen die Geheimnißfrämer untersuchen, ob ein schwerer Eid den Carbonaro band: die leitenden Gedanken der napoleonischen Staatskunst sind aus einfacheren Beweggründen zu erklären. Der Bandenführer der Romagna hatte die Ideale seiner Jugend geläutert, nicht vergessen; das bewies sein Brief an Edgar Ney. Die alten Berbindungen seiner Dhenastie mit den Patrioten Italiens währten fort: die Pepoli's waren mit

ben Murat's verschwägert, Graf Arese befreundet mit dem piemontesischen und dem französischen Monarchen, Farini hatte in den Jahren der Bersbannung dem Hause Jerome's nahe gestanden. Der Kaiser kannte Itastien; durch scharfe Beodachtung und zuverlässige Nachrichten bildete sich ihm die Ansicht, die er in seinem Kriegsmaniseste mit den Worten zusammensaste: "die Dinge sind durch Desterreich so sehr auf die Spize getrieben, daß Desterreich entweder dis zu den Seealpen herrschen oder Italien bis zur Adria frei sein muß." Er kannte die enge Verwandtschaft der beiden Völker, er wußte, daß die Staatsmänner Piemont's durchaus erstillt waren mit französischer Bildung und selbst Caesar Balbo, der idea-listische Patriot, zu versichern pflegte: "ich bin in erster Linie Italiener, in zweiter Franzose." Er sah voraus, die für hochherzige Impulse immer empfänglichen Massen Frankreichs würden dem Befreiungskriege für das stammverwandte Land zujubeln.

Auf dem Pariser Congresse trat ihm Cavour näher, der beredteste Anwalt seines mißhandelten Bolkes, zugleich das Ideal eines "positiven Geistes," erfüllt von jenem sicheren Instincte für das Mögliche, den der Prätendent stets als die höchste Gabe des Staatsmannes gepriesen hatte. Der große Italiener durfte unter stillschweigender Billigung des Kaisers die Klagen Italiens vor dem versammelten Europa aussprechen; Desterreich, von allen Mächten verlassen, erntete jett die Früchte seines Hochmuths und jener Politik der Halbheit, welche Rußland tödtlich beleidigte ohne den Westmächten zu genügen. Cavour kehrte beim mit dem festen Glauben, daß der Raiser ben Krieg wolle, und handelte fortan mit einer herausfordernden Kühnheit, welche die nicht eingeweihte Diplomatie bes Kaisers selber erschreckte. Während die Westmächte in den nächsten Jahren die von dem Krimfriege geschlagenen Wunden ausheilten, bewiesen bie Aufstände und Verschwörungen zu Genua und Livorne, in Neapel und Sicilien, wie richtig Cavour die unhaltbaren Zustände seines Baterlandes geschildert hatte; dann mahnte bas Attentat Orsini's furchtbar an bie uneingelöfte Schulb.

Noch immer hielt sich ber Kaiser nach seiner vorsichtigen Weise zwei Wege offen. Er gab dem Wiener Hose beruhigende Zusicherungen, und derweil er in Plombières mit Cavour die große Verschwörung schürzte, sprachen seine Hosblätter mit eisiger Kälte über Italiens Hoffnungen. Napoleon III. selbst ward überrascht durch die schreckhafte Wirkung seines bitteren Neusahrsgrußes an den österreichischen Gesandten. Einige Wochen darauf wurde die Heirath des Prinzen Napoleon geschlossen, die dynassische Sorge des Emporkömmlings auch in diesen Tagen schöpferischer-Entwürfe nicht vergessen. Im Februar verkündet die Throurede, "daß

Frankreichs Interesse überall ist, wo es einer Sache ber Gerechtigkeit und ber Civilisation zu helfen gilt." Zur selben Zeit erscheint Laguerronière's Flugschrift; ber Spstematiker auf bem Throne pflegte fortan immer die Thesen des politischen Kampses der öffentlichen Meinung vorzulegen. Nun solgt jenes meisterhafte Spiel der gallo-sardischen Diplomatie, wodurch der Gegner in's Unrecht gesetzt ward, der Angegriffene als Angreiser erschien. Desterreich taumelte in blindem Uebermuthe in den Krieg, die tollsten Träume der Restaurationspolitik waren erwacht an dem Wiener Hose, als Napoleon III., zum zweiten Male von den Liberalen des Westens mit Beisall begrüßt, den Kamps aufnahm. Es waren doch glorreiche Tage, da das neue italienische Heer der Sieger von Lodi und Arcole sich würzbig zeigte und bei dem Einzuge in das befreite Mailand die freudetrunstenen Massen sich um die Mähne des kaiserlichen Rosses drüngten. Der italienische Feldzug eröffnete eine neue Epoche; der Kaiser legte unwissentlich den Grundstein für die Sinheit Italiens — und Deutschlands.

Mit dem Frieden von Villafranca verflog jener Rausch der Dankbarkeit, das Bild Orsini's verdrängte wieder das Bild Napoleon's. "Bei einer Fortsetzung bes Krieges hätte ich wagen mussen, was ein Fürst nur für die Unabhängigkeit des eigenen Landes wagen darf" — so rechtfertigte der Kaiser ben Friedensschluß vor seinem Senate, und das Urtheil ber Nachwelt wird diesem durchschlagenden Worte dereinst nichts hinzuzu= fügen wissen. Nicht ber gräßliche Anblick des Schlachtfeldes von Solferino, nicht die Furcht vor der Fieberluft der terra ferma, nicht das Drän= gen der kaiserlichen Umgebung zur Rückkehr entschied den Frieden, sondern die brobende Haltung Preußens, das, fortgerissen von der verblendeten Kriegswuth Sübbeutschlands, soeben im Begriff war einen ungeheuren politischen Fehler zu begehen. Der Kaiser verstand, in raschem Zwiegespräche durch die Macht perföulicher Ueberlegenheit dem verwirrten Geg= ner den übereilten Friedensschluß abzudringen. Wenn die Zusammenkunft von Villafranca das Ansehen Napoleon's III. in der diplomatischen Welt erhöhte, ben Ruf seiner undurchbringlichen Berschlagenheit abermals fraf- . tigte, so war doch mit jenem Tage die Führerrolle Frankreichs ausgespielt.

Die Naturgewalten der nationalen Leidenschaft waren entfesselt, däsmonische Mächte, jeder diplomatischen Kunst überlegen. Der Kaiser wollte Italien der Herrschaft Desterreichs entreißen, nicht den Einheitsstaat grünsden; stand doch selbst dem größeren Geiste Cavour's beim Beginne des Kriezges der Einheitsstaat noch nicht als ein festes unverrückbares Ziel vor Augen. Der Plan, die Haldinsel an napoleonische Unterkönige auszutheilen, hat den modernen Geist Napoleon's III. sicherlich nie bethört; höchstens mag er für die Murats auf Neapel gehofft haben, da er als echter Bonaparte

an die unheilbare Erbärmlichkeit des Bourbonenblutes glaubte. Fest stand ihm dagegen der Gedanke eines italienischen Bundes, den ein starkes subalpinisches Königreich unter Frankreichs Bormundschaft leiten sollte. War ein solcher Zustand möglich, so wurde die Abhängigkeit Italiens von dem französischen Nachdarn vielleicht minder drückend als heute. Er war unmöglich. Mit all seiner Kenntniß Italiens hatte der Despot doch keine Ahnung von der Krast des nationalen Stolzes, von der Unversöhnlichkeit des Hasses gegen die alten Thnastien; entwachsen den engherzigen Trabitionen seiner Krone sonnte der Beherrscher Frankreichs sich doch nicht zu dem Gedanken erheben, daß ein durchaus selbständiger nationaler Staat im Mittelmeere begründet werde. Es war ihm Ernst, als er noch im October Victor Emanuel ermahnte, alle Täuschungen auszugeben und den italienischen Bund anzuerkennen, für welchen Frankreich sich verpflichtet habe.

Cavour hat vielleicht niemals Bebeutenderes geleistet, als in biesen Herbstmonaten, da er von seinem stillen leri aus die föderalistischen Plane der kaiserlichen Diplomatie durchkreuzte. Aber auch Napoleon III. fand bald ben großen Sinn des Staatsmannes wieder; er begriff, daß keine Macht der Welt die unitarische Bewegung in Mittelitalien zu hemmen vermöge — am wenigsten er selber, ber soeben für den Grundsatz ber Nichtintervention bas Schwert gezogen hatte. Gegen den Ausgang bes Jahres 1859 vollzog sich bie entscheibende Wendung. Thouvenel, ber hoch= herzige Freund Italiens, übernahm bas auswärtige Amt, der Handelsvertrag mit England bewährte den Sieg der liberalen Ibeen am Tuilerienhofe. Am 31. December 1859 schrieb der Kaiser den berühmten Brief an den Papst: "die Thatsachen haben eine unerbittliche Logik," die Ab= tretung der Legationen ist zur Nothwendigkeit geworden — und gleichzeitig erschien die Flugschrift: der Papst und der Congreß. Es war der zweite große Dienst, den Napoleon den Italienern erwies, nach Cavour's Urtheile ebenso bebeutsam wie die Schlacht von Solferino.

Der Brief berührte das schwerste Problem der italienischen Frage, jenen Punkt, wo die innere und die auswärtige Politik des Kaiserreichs sich mit einander verketten. Drei Jahre zuvor hatte Pius IX. bei dem Kinde von Frankreich Pathenstelle versehen, und es war keineswegs die Meinung des ältesten Sohnes der Kirche, dies gute Einvernehmen mit dem Papste zu zerstören. Alle Briefe und Maniseste des Kaisers verkünsten die Absicht, Freiheit und Religion zu versöhnen, den heiligen Vater zu befreien von fremdem Druck, weder die Italiener dem Papste noch den Papst den Italienern zu opfern. Die Thatsachen lehrten, wie gern der Batican jenen fremden Druck ertrug. Mit dem ganzen Jugrimm des

pontificalen Fanatismus verwarf die Curie den für sie vortheilhaften Frieden von Villafranca. Der Sieger von Solferino wurde babeim von einem Sturm ultramontaner Entriftung empfangen und sah sich gezwungen bem Clerus von Borbeaux beschwichtigend zu erklären: "bereinst wird alle Welt meine Ueberzeugung theilen, daß die weltliche Gewalt des Papstes mit der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens nicht unvereinbar ist." Dann schickte er sich an, in jener Flugschrift "als aufrichtiger Katholik die römische Frage zu studiren." Man mag nach Gebühr spotten über bas ibhlische Bild, das der kaiserliche Pamphletist von dem Kirchenstaate der Zukunft entwirft: über dies geduldige Bolk unter einem frommen Bater, bas nur bem Gemeinteleben und seinen großen Erinnerungen, ber Betrachtung und den Künsten, dem Cultus und dem Gebete leben soll. Ein Denkmal ber Heuchelei, wie der erzürnte Papst sie nannte, war jene Flugschrift wahrhaftig nicht; sie verkündete unzweidenlig ben leitenden Gebanken ber neuesten kaiserlichen Politik, die Absilt, die weltliche Gewalt des Papstes auf einem beschränkten Gebiete aufrechtzuerhalten. Der Rath die legationen abzutreten brachte bie in's Stocken gerathene italienische Bewegung wieber in Fluß, vollendete die Einheit Mittelitaliens.

Die Folgen dieser staatsmännischen That wurden aufgewogen durch einen schweren Mißgriff: ber Kaiser forberte Savopen und Nizza, den in Plombières für die Freiheit der Adria ausbedungenen Preis, als Entschäbigung für bie Annexionen in Mittelitalien. Das war allerbings kein willfürlicher länderraub. Die Macht der französisch gesinnten ultramontanen Partei in Savopen sowie die reißenden Fortschritte französischer Sprace und Sitte in bem halbitalienischen Nizzardenlande beweisen, daß ber Grundsatz ber Nationalität hier nicht wesentlich verletzt ward. einen Bonaparte schien die Gelegenheit, zum mindesten die Grenzen von 1814 zurückzuerlangen, fast unabweisbar. Die Nation, die aus dem großmuthigen Rausche bes Sommers 1859 längst wieder in die alte Selbst= sucht zurückgesunken war, verlangte den Lohn für die Opfer des Krieges. Aber der Kaiser sollte jett selber die Wahrheit jenes Wortes erproben, bas er einst als Triumphator in Mailand ausgesprochen: "heutzutage ist man stärker durch moralischen Einfluß als durch unfruchtbare Eroberun= Sein Verhältniß zu ben Patrioten Italiens ward burch biese un= eble Politif unbeilbar verborben, wie Cavour längst flarblickend voraussah. Die Volksabstimmung in den neuen Provinzen gab der Welt noch einmal eine Probe von der furchtbaren Entsittlichung des Kaiserreichs. Die plumpe Unwahrheit der Bersicherung, daß Frankreich der Abhänge der Alpen bedürfe um seine Grenzen zu sichern, der gewaltthätige Uebermuth, der sich bei der Einverleibung auch des neutralen Theiles von Savohen bekundete,

brachte alle Cabinette in Bewegung. Preußens Versuch, eine Coalition gegen Frankreich zu bilden, scheiterte zwar an Englands Schwäche, aber das Mißtrauen der weiten Welt lastete wieder auf dem Kaiserhofe.

Die Wogen der italienischen Revolution hatten den Raiser, der ihnen bie Schleusen geöffnet, längst zur Seite geworfen; und er trat vollends in den Hintergrund, als Garibaldi seinen kühnen Zug gen Süden unternahm. Wir wissen jest aus ben Gefandtschaftsberichten bes Neapolitaners Martino, wie schwer und widerstrebend der Kaiser den Fortschritten der Einheit Italiens folgte. Wie hätte er auch einen Garibaldi verstehen sollen — der Despot den Freischaarenführer, der Kaiser der Franzosen ben Patrioten von Nizza? Die Feindschaft und die Schicksalsverwandtschaft ber beiden Männer zählt zu den wunderbarften Erscheinungen bieser rei= den Epoche. Zu gleicher Zeit hatten Beibe ihre Wünsche mit einem Inabenhaften Aufstandsversuche begonnen, Beibe ein Aspl gefunden jenseits bes Oceans, fast zur felben Stunde erlangten sie bie Dictatur inmitten der Stürme der Revolution. Nun follten sie fünfmal in unversöhnlichem Kampfe auf einanderstoßen, die erhabene Kinderseele des Demagogen und ber kalt rechnende Geist des Realpolitikers. Der Kaiser wünschte die Marken für den papstlichen Stuhl zu retten, doch die Verblendung der Curie wies seine Hilse zurück. Den Bourbonen zu Hilse zu eilen war unmöglich; Napoleon III. war nicht nur gebunden durch seine eigene Thas ten, er wußte auch, daß die Italiener ihn für gebunden hielten — "et voilà ma faiblesse!" — Zögernt, nach wiederholten Rückfällen, ließ er entlich tas Unabwentbare geschehen. Erst im Januar 1862 wurde bas Königreich Italien von Frankreich anerkannt. Erst barch ben Brief vom 20. Mai 1862 begann der Kaiser sich der neuen Macht wieder zu nähern: er sprach die Erwartung aus, daß der Papft seinen Unterthanen munici= pale Freiheiten gewähren, Italien die Grenzen des Kirchenstaates anerkennen werde. Es war der erste Schritt zu dem Septembervertrage. Die Unterwürfigkeit des italienischen Cabinets, die Ratastrophe von Aspromonte führte endlich zur Verständigung.

Wer um jene Zeit die liberale Presse Frankreichs musterte vom Journal des débats dis zum Siècle, dem mochte leicht der Wahn entstehen, die Nation wünsche die Vernichtung des Rirchenstaates. Der Kaiser würschigte besser die Stimmung seines Volkes. Während die Einheit Italiens bei den vormals seinblichen Nationen warme Anhänger sand, erstanden ihr in dem verbündeten Frankreich täglich neue Gegner; die Mehrzahl der Franzosen verlangte die Fortbauer der weltlichen Macht des Papstes, die Einen aus Eisersucht gegen Italien, die Anderen aus clericaler Gessinnung. Diese Einsicht sührte den Kaiser zu dem Septembervertrage,

ber die Räumung Roms versprach und den Italieuern die Beschützung bes päpftlichen Staates anvertraute. Ist es heute nicht endlich an ber Zeit billig zu urtheilen über dies verständige Abkommen? Wir erörtern bier nicht die Frage, ob Rom eine geeignete Hauptstadt sein würde für den jungen Staat, und ob die Römer selbst des Papstkönigs entledigt sein wollen? — Fragen, die wir vorberhand verneinen muffen. Wir be= trachten bas europäische Interesse. Ein Problem von welthistorischer Bedeutung wird nicht gelöst durch die Versicherung kannegießender Rationa= listen, das Papstthum habe sich überlebt — auch nicht durch das gellende Schlagwort des rothen Prinzen Napoleon, die letzte Festung des Mittel= alters musse fallen. Rom kann, wenn jemals, nur bann ohne schwere Gefährdung des Weltfriedens die Hauptstadt Italiens werben, wenn Frantreich zustimmt und die katholische Christenheit sich babei beruhigt. war die Meinung des Größten der Italiener. So lange die katholische Welt sich zu einer sittlicheren Auffassung ber Würde bes Papstthums noch nicht erhoben hat — und wer darf behaupten, daß bies heute schon ber Fall sei? — ebenso lange bildete die von dem Septembervertrage geschaf= fene Ordnung das leiblichste Auskunftsmittel in einer widerspruchsvollen Lage.

Der Bertrag war nur ein Nothbehelf, da beide Theile sich freie Hand vorbehielten für den Fall einer Empörung der Römer; boch er war darauf berechnet, daß er dauere und — daß er gehalten werbe. Darum warb er in Oberitalien mit Zorn und Entrüstung aufgenommen; dieser politisch bestgeschulte Theil der Italiener empfand, daß der Staat mit ber Berlegung der Hanptstadt für immer ober für lange Zeit auf Rom verzichte. Nur die phantastische Unklarheit des Südens jubelte laut; sie wähnte, ber Bertrag sei nicht ernsthaft gemeint.*) Als nun ber Radicalismus einen uureifen Eroberungszug gegen Rom begann und bas Cabi= net von Florenz seine Bertragspflicht mißachtete, da erhob die spanische Partei am Tuilerienhofe ihr Haupt, der Hohepriester der Religion der Liebe ließ seine Heerbe durch die Chassepots zusammenschießen; und die Franzosen begrüßten den Tag von Mentana mit einer höhnischen Freude, die ihnen zur Schmach gereicht. Bei solchem Anblicke wallt freilich jedes protestantische Herz hoch auf und überzeugt sich auf's Reue von der unfäglichen Nichtswürdigkeit jeder Theokratie. Aber nicht den Kaiser allein trifft die Schuld des greuelvollen Hergangs. War es verderblich für den Sieger von Solferino die Italiener zu bekämpfen, so blieb es doch auch unmöglich für den Raiser ber Franzosen, ben offenbaren Bruch eines mit

^{*)} Diese Thatsache wird mit Recht hervorgehoben in der Schrift des Ministers Stofano Jacini, due anni di politica italiana (Milano 1868).

Frankreich geschlossen Vertrages schweigend zu ertragen. Der letzte Grund dieses unhaltbaren Zustandes liegt in den inneren Verhältnissen des Kalserreichs, in jenem Bunde mit den Ultramontanen, der einmal geschlossen sich nicht wieder lösen läßt.

So ist die glanzvoll begonnene italienische Politik des Bonapartismus jämmerlich verlaufen. Der Vefreier der Lombardei gilt als der Todseind der Italiener. Schon während des deutschen Krieges begegnete sein Einstreten kalter Abweisung; nicht aus seiner Hand wollte Italien das Festungsviered empfangen. Seitdem ist auch der letzte Vertrag zwischen ihm und der Heimath seines Hauses zerrissen. Sein einziger Bundesgenosse scheint der römische Stuhl und ihm bleibt nur die ungewisse Hoffnung, ob vielleicht einem Papste Vonaparte gelingen werde, die Eurie mit ihrer Zeit und ihrem Volke zu versöhnen.

Napoleon III. hatte einige positive schöpferische Ibeen in die Wirren Italiens und des Orientes hineingeworsen; auch in den überseeischen Expeditionen jener Zeit ist ein bedeutender Gedanke unverkenndar. Sie sollten nicht blos dem Heere bequeme und wohlseile Triumphe bereiten, dem Kaiserreiche das Selbstlob gestatten, daß seine Armeen in vier Welttheilen gesiegt hätten, sondern auch dem Handel neue Bahnen erschließen. Die Häsen von China öffneten sich den Schiffen der rothhaarigen Barbaren, Gesandte von Siam und Japan bereisten die Höse des Abendlandes. Ueber solchen Wohlthaten vergaß das nachsichtige Europa gern, daß die hunnischen Plünderer des großen Tempels der Chinesen ein neues Reis hinzugefügt hatten zu jenem Lorbeertranze, dessen Blätter die Namen Speher, Freidurg, Worms und Heidelberga deleta tragen. Der Kaiser war offendar zu der Meinung Persignh's bekehrt: "die kriegerische Rolle Frankreichs in Europa ist ausgespielt:" er hosste durch die Segnungen friedlicher Handelsblüthe die Zukunst seines Hauses zu siedern.

Da trieb die gewaltige Zeit neue Bewegungen empor, welche der Leitung des Bonapartismus nicht gehorchten. Zuvörderst die polnische Empörung. Der überkluge Argwohn, als ob der Dictator Langiewicz im Dienste Napoleon's III. gestanden, ist heute längst dem verdienten Geslächter versallen. "Ich mußte, sagte der Kaiser selbst, die Sache Polens sür sehr volksthümlich in Frankreich halten, wenn ich um ihretwillen das gute Einvernehmen mit Rußland auf das Spiel setze." Diese Freundschaft des Czarenreiches, auf dem Pariser Congresse gefestigt, gewährte in der That dem napoleonischen Staate den einzigen auswärtigen Beistand. Doch nachdem die Frage ausgeworfen, die phantastische Begeisterung der Nation sür den alten Bundesgenossen der Bonapartes wieder erwacht war, konnte der Napoleonide zudringlicher Sinmischung sich nicht enthalten. Er

mußte die schnödeste Zurückweisung erfahren, die Vernichtung Polens ersleben und versuchte am 4. November 1863 die Niederlage zu sühnen, insdem er die Fürsten Europas zu einem Congresse an die Seine berief. "Zwei Wege, rief er aus, stehen offen: der eine führt zum Fortschritt durch Versöhnung und Frieden, der andere sührt unvermeidlich zum Kriege durch jenen Eigensinn, der eine zusammenbrechende Vergangenheit aufrecht halten will." Wir glauben nicht, daß ein staatsmännischer Kopf im Ernst hossen konnte, die surchtbaren ungelösten Fragen der europäischen Politik durch eine Diplomatenversammlung zu beseitigen. Ein Spektakelstück, ein glänzendes Gegenbild des Wiener Congresses sollte das erschütterte Ansehen bes Kaiserreichs von Neuem besestigen.

Derweil ber Raiser also prahlerische Worte in die leere Luft hinaussprach, hatte er bereits das unseligste Unternehmen seines Lebens begonnen, ben Zug gegen Mexico. Schon in einer dilettantischen Schrift des Prätendenten war die große Zukunft Mittelamerikas besprochen worden; nun ließ sich die zähe Natur des Mannes durch die Lügen mexicanischer Flüchtlinge und die Einflüsterungen der spanischen Hospartei wieder zu den Träumen der Jugend zurücksühren. Schlagender konnte nicht bewiesen werden, daß das kaiserliche Frankreich ein versassungsloses Reich ist. Während der Raiser sonst sin alle seine kriegerischen Unternehmungen sich des Beistandes des Liberalismus versicherte, entsprang diese allein dem perssönlichen Herrscherwillen. Die Nation blied Anfangs kalt, dann sprach sie einstimmig ihr Verdammungsurtheil. Selbst die Armee verlangte nicht nach den Triumphen in dem Fieberlande; ja, man wollte den Rus: "es lebe die Republik!" dann und wann unter den Mexicosahrern vernommen haben.

Der Despotismus darf leichter als ein Parlament begangene Fehler eingestehen und sühnen; hier aber bewies der Selbstherrscher eine unsbelehrbare Hartnäckigkeit. Selbst nachdem im Mai 1863 die Ehre der französischen Fahnen hergestellt war, währte das aussichtslose Beginnen durch sechs Jahre fort dis zur vollständigen Niederlage. Die öffentliche Meinung in Deutschland, die sich neuerdings oftmals über auswärtige Berhältnisse gröblich getäuscht hat, stand dem nordamerikanischen Kriege von Haus aus mit klarem Urtheile gegenüber: unser Idealismus wird niemals an die Lebenskraft civilisierter Sklavenstaaten glauben. Unders in England und Frankreich; man entsinnt sich noch der Standreden der englischen Presse wider "den blutigen Thrannen Lincoln, der nicht einmal ein Gentleman ist," und der Klageruse, welche der gesetzgebende Körper des Kaiserreichs über den Fall von Richmond erschallen ließ. Es war das Berhängnis des Kaisers, daß er, der so oft mit seiner selbständigen Aussalzung der großen Politik über seinem Bolke gestanden hatte, diesmal

die Durchschnittsmeinung theilte. Der Despot vermochte die sittlichen Kräfte in bem ungeheuren Ringen nicht zu schätzen. Er glaubte an ben Zerfall ber Union, beleidigte ben alten Bundesgenoffen Frankreichs, ohne ben Gegner wirksam zu unterstützen. Der Obeim hatte einst mit Monroe den Vertrag über Luisiana geschlossen. An dem Hofe des Neffen galt das stolze "Amerika für die Amerikaner" als eine Phrase; die Herr= scherstellung unter ben romanischen Stämmen, schon halb verscherzt in den italienischen Kämpfen, sollte in der neuen Welt wieder erobert werden. Die Union aber hielt mitten im Kriege bie Monroe-Doctrin mit gewaltigen Armen aufrecht. Ein Erbkaiserthum und bie wohlbekannte Hierar= chie ber Staatsräthe, Präfecten und Unterpräfecten sollte begründet wer= ben inmitten jener Peonenwirthschaft ber Tropen, für welche ein heiterer Wechsel von Anarchie und Dictatur vorberhand bie einzig mögliche Staatsform bildet. Unbegreifliche politische Thorheiten, noch überboten durch die grundtiefe Unsittlichkeit des Unternehmens. Das erschütternde Trauerspiel, das unter den Cedern des Kaiserparkes von Chatapultepec begann und vor den Wällen von Queretaro endete, gemahnt an jene Tage von Bahonne, da der Oheim die teuflische Bosheit seiner treulosen Natur offenbarte. —

So flossen köstliche Kräfte bes Heeres und der Finanzen für eine Despotensaune dahin. Da begann die Erhebung Deutschlands — und traf die Lieblingsgevanken der Franzosen mitten in's Herz. Rur auf den Trümmern deutscher Macht hatte das Bourbonenreich seine herrische Stellung gegründet, nur wenn tie Mitte bes Festlandes gespalten blieb, konnte das unnatürliche Uebergewicht der Peripherie fortwähren. Daher waren alle Parteien, auch Persigny und die nächsten Vertrauten bes Kaisers, barin einig, daß Deutschlands Genius ter Einheit feindlich, unsere Zersplitterung die Bürgschaft sei für den Frieden der Welt. Das allgemeine Urtheil über Deutschland hatte sich in den dreißiger Jahren gebildet: Preußen galt als der despotische Millitärstaat, die Glieder des Rheinbunbes als die Heimath beutscher Freiheit. Die verwickelten Parteikampfe der folgenden Epoche konnte der Fremde kaum verstehen — am wenigsten der liberale Franzose, denn er wollte die Uebermacht seiner Regierung beschränken, wir die Ohnmacht unseres Gemeinwesens durch eine starke Centralgewalt heilen. Hüben wie drüben lebte die gereizte Stimmung alter Tage in einzelnen grillenhaften Naturen fort: wie wir Deutschen noch fürzlich aus dem Munde eines geistreichen Aesthetikers die Versicherung, Frankreich besitze keine wirkliche Sprache, und ähnlichen urteutonischen Unsinn hören mußten, so besaß auch Frankreich seine Deutschenfresser, die Desbarolles und Genossen. Doch blieb eine herablassende Freundlichkeit gegen Deutschland unter den gebildeten Franzosen vorherrschend: noch spenstete Niemand unserer unergründlichen Schlauheit, der neu entdeckten prévoyance usuelle de l'Allemagne, sauersüße Lobsprücke. Auf Dubuse's glänzendem Bilde von dem Pariser Congresse stehen die Herren v. Mansteuffel und Hatzseldt verdientermaßen armselig und gedrückt im Hintergrunde. Das war die Stellung, die, nach der Meinung der Franzosen, den Deutschen in der großen Politik geziemte. Solcher Gesinnung der Nation entsprach die Haltung des Kaisers dei den Neuenburger Wirren: er bewies dem klaren entschlossenen Willen seine Hochachtung und entschied zu Preußens Nachtheil.

Welch' eine Entrüftung nun, als die schleswig-holsteinische Bewegung abermals begann! Die seit funfzehn Jahren gehegten Gesühle des Mitleibs für den alten Alliirten der Napoleons, le pauvre petit roi de Danemarc, erwachten von Neuem; es schien wie ein unerhörter Frevel, daß Dentschland ben höhnischen Uebermuth eines ohnmächtigen Feindes nicht mehr dulden wollte. Die unbelehrbaren alten Parteien wußten sich die besonnene Haltung bes Kaisers nur zu erklären aus der Stumpsheit des friedensseligen Alters ober aus der Rachsucht gegen jenes England, bas in ben polnischen Händeln dem Kaiser jede ernstliche Mithilfe verweigert batte und jett burch robes Kriegsgeschrei sein politisches Ansehen zu Grunde richtete. Der verwickelte Gang des Kampfes, der Wahnsinn des Preußenhasses in dem liberalen Lager der Deutschen selber war nicht geeignet, die voreingenommenen Nachbarn aufzuklären. Der Kaiser aber hat wohl niemals seine überlegene Weisheit glänzender gezeigt. Nicht vergeblich hatte er oftmals mit bem Gesandten v. Bismarck verkehrt. Er würdigte die Macht bes nationalen Gebankens auch für Deutschland, er wollte, um Schlimmeres zu verhüten, bem ehrgeizigen Preußen einen bescheidenen Erfolg gestatten und bewahrte eine verständige, wohlwollende Rentralität.

In Dentschland hat diese Mäßigung Napoleon's III. nicht nur die verdiente Anerkennung gefunden; man hat daraus sogar den Schluß gezogen, daß der Kaiser auch unseren großen Entscheidungskamps mit freundlichen Angen betrachtet habe und erst im August 1866, in einem Augenblicke nervöser Aufregung, zu dem berusenen Entschädigungsverlangen versührt worden sei. Wer das jüngste französische Gelbbuch und das treffstiche Geschichtswert des großen Generalstabs über den deutschen Krieg mit einigem Scharssinne liest, wird dieser günstigen Meinung nicht beistimmen. Rach Allem, was von älteren Aeußerungen Napoleon's III. bekannt ward, ist er nicht ohne gemüthliche Vorliebe für das Land seiner Kindhelt, ma bonne vieille Allemagne, er achtet beutsche Tapferkeit und Treue und

giebt unbefangen unserer Wissenschaft ben Preis vor der frangösischen. Aber von unserem politischen Talente hat er offenbar früherhin sehr niedrig gedacht. Sein durchdringendes Auge sah, wie wenig nachhaltige populare Leidenschaft hinter ben lärmenden Resolutionen und Null- und Nichtigkeitserklärungen unferer Volksversammlungen sich verbarg. Und so genau kannte er Deutschland boch nicht um zu ahnen, was bamals selbst bei uns die Wenigsten erkannten — bag die bis in das Mark der Knochen verfaulte Kleinstaaterei, auch ohne ein Auflodern der Leidenschaft der Masse, beim ersten Stoße zusammenstürzen mußte. Ein Feldherr konnte bei bem ersten Blide auf die Landkarte sich nicht verhehlen, daß bas sidericianische corriger la figure de la Prusse unfehlbar noch einmal versucht werben würde. Einem Bonaparte mußte eine abermalige Durchlöcherung der Ber= träge von 1815 nicht unwillkommen erscheinen. Der Feind bes Parlamentarismus hat sich auch sicherlich niemals befannt zu der liberalen Meinung, daß Preußen durch seinen Verfassungsstreit unheilbar erkrankt Aber eine klare Vorstellung von Preußens wirklicher Macht, ein rüchaltloses Verständniß für die Nothwendigkeit der deutschen Einheit war im Frühling jenes gesegneten Jahres am französischen Bofe mit nichten zu finden.

Der Kaiser gab zuerst seiner nach Frieden rusenden Nation ein Probstück seine Sanstmuth, er berief nach Baris eine Conserenz, an deren Erfolg er unmöglich glauben konnte. Am 11. Juni, als der Krieg entschieden war, verkündete ein Brief an den Minister des Auswärtigen die Hoffnungen des Kaisers für Deutschlands Zukunft. Napoleon III. wünscht eine Gedietserweiterung nur, wenn die Karte Europas zum ausschließlichen Bortheile einer Macht geändert werden sollte. Der Napoleonide betont und behauptet Frankreichs Recht, die Pläne der deutschen Bundesresorm zu prüsen — dies Recht, das Fürst Metternich in den von allen Bonapartes versluchten Wiener Berträgen dem Auslande eingeräumt hatte! Aber er läßt das Recht vorderhand ruhen und begnügt sich zu wünschen: sür die Mittelstaaten einen engeren Bund, eine sestere Organisation und bedeutendere Rolle; sür Preußen größere Gleichartigkeit und Macht im Norden; für Desterreich die Erhaltung seiner großen Stellung in Deutschsland. —

War dieser Brief ein Gaukelspiel? Die überschlane Unart hinter jedem Worte der Mächtigen Lügen zu wittern ist gerade gegenüber dem Kaiser der Franzosen oft zu Schanden geworden. Zwecklose Unwahrheiten, dem diabolischen Wesen des Oheims geläufig, sind in dem Leben des Neffen nicht aufzuweisen. Und welcher denkbare Zweck konnte ihn verleiten, Weinungen die er nicht hegte öffentlich kundzugeben, in einem Zeitpunkte,

da jeder nächste Tag sie widerlegen mochte? Nein, das Schreiben vom 11. Juni sagte die Wahrheit. Sein Verfasser war in jenem Augenblicke noch befangen in der altfranzösischen Auffassung der deutschen Politik; er wünschte kurz und gut die Trias, das will sagen: den Rheinbund in mobernerer Gestalt und ein ostwärts zurückgeschobenes Preußen. Das aufstrebende Preugen mochte im Norden und Often sein Gebiet erweitern, boch es sollte an "Gleichartigkeit" gewinnen, und bekanntlich gilt bas Rheinland in Frankreich nicht als ein gleichartiger Bestandtheil unseres Staates. Indeß der ruhige Rechner war weit entfernt solche Wünsche als einen unverbrüchlichen Plan festzuhalten. Er wußte, wie unberechenbar die deutschen Dinge seien, ber Anwalt bes Rechtes ber Nationalitäten konnte schlechterbings nicht sogleich für die Zwingherren Benetiens auftreten und vor Allem, er kannte den verwahrlosten Zustand seiner Militärmagazine. Frankreich war nicht in der Lage, wie der Prahler Girardin verlangte, schon vor dem Kriege ein il faut en finir zu rufen. Der Kaiser wollte warten, bis ein unabsehbares Ringen die Kämpfenden erschöpft hätte, und dann mit entscheidendem Worte dazwischentreten. Erst die Zukunft wird erfahren, welche geheime Zusicherungen bas Berliner Cabinet vor bem Ausbruche des Krieges aus den Tuilerien empfangen hat; der Verdacht, als ob Graf Bismarc und Napoleon III. unter einer Decke gespielt, kann schon jest als widerlegt gelten. Allem Anschein nach war unser General= stab von den Wirkungen des mexicanischen Zuges unterrichtet; jedenfalls wußte die preußische Regierung, daß der Kaiser vorerst neutral bleiben werbe. Dies genügte, ba man in Berlin auf durchschlagende Erfolge zählte; ohne ernstliche Sorge für die Sicherheit der Rheinlande wurde ber kühne Zug auf Wien begonnen.

Rur diese Auffassung erklärt des Kaisers späteres Versahren. Ausgendlickich nach der Königgräger Schlacht war Frankreich auf dem Platze mit einem Vermittlungsversuche, der sosort, unziemlich genug, an die Deffentlichkeit gebracht ward. Paris jubelte, als das verzweiselte Haus Lothringen seinen italienischen Besitz an Napoleon III. abtrat; Frankreich spielte wieder seine Rolle als pacificateur naturel de l'Europe. Untersessen versolgte Preußen seinen Sieg. Am 13. Juli, da die Hauptstadt des Feindes schon als sichere Beute vor unserem Heere lag, überreichte Frankreich seine Borschläge für die Friedenspräliminarien: Desterreich scheidet aus dem Bunde, Benedig fällt an die Italiener, Preußen erhält den militärischen Oberbesehl in einem nordbeutschen Bunde, Ersatz für einen Theil der Kriegskosten und — Schleswig-Holstein ohne die nördlichen Bezirke. Dies sollte der Lohn sein für strahlende Siege, dies die Bergeltung an Jenen unversöhnlichen Feinden, welche die Improvisation

Friedrich's des Großen zu vernichten gedachten! Währendbem ermunterte Frankreich die Südstaaten unablässig zum Kampse; noch als Herr v. Barubüler auf dem Sprunge stand nach Nikolsburg zu reisen, konnte er seinen Kammern eine aufreizende französische Depesche mittheilen. Nach dem Mainfeldzuge slehten alle Höse des Südens außer Baden um die Hülse des Kaisers; er verwendete sich warm für die Nationen des Rheinbundes, zweimal für Baiern.

Preußen hatte auf jene Vorschläge vom 13. Juli nicht ablehnenb geantwortet, doch gefordert, daß der Frieden unter den kriegführenden Theilen allein verhandelt werde. Am 16. Juli meldete Herr Benedetti aus dem Hauptquartiere, Preußen verlange von Desterreich die Zusicherung "einiger" für den Zusammenhang seines Gebietes nothwendiger Lanberwerbungen im Norden. Aus den solgenden Ereignissen ergiebt sich unzweifelhaft, daß entweder der Botschafter selbst oder doch sicherlich der Tuilerienhof im Unklaren war über den Umfang dieser Gebiets- . erweiterung. Man fah ben alten Rheinbundsgenoffen Sachsen gerettet, man hatte ber nationalen Vorliebe für bas arme kleine Danemark Genüge geleistet und hoffte offenbar, Preußen werte sich mit einem Streifen Lanbes zwischen seinen sächsischen und westphälischen Grenzen begnügen. Als statt bessen die Einverleibung der Mittelstaaten des Nordens erfolgte, da sentete Droupn de Lhups einen Vertragsentwurf nach Berlin, welcher bie Abtretung von Mainz ausbebang. Die Antwort war — die schleunige Absendung unserer schweren Artillerie an den Rhein. Jest endlich lenkte ber Raiser ein. Am 12. August schrieb er an Lavalette, er bedauere, daß jener Entwurf nicht geheim geblieben, daß übertriebene Gerüchte von den Entschädigungen, "worauf wir ein Recht haben können," auf den Markt gelangt seien; er sei durch Benedetti belehrt worden, daß Deutschland jede Abtretung verwerfe, und wolle uns fortan uneigennützig bei ber Reugestaltung unseres Staates helsen. Nun frage ich, war bas die Haltung eines Freundes? Muß es dem Nichtdiplomaten nicht gestattet sein, dies gesammte Verfahren des Tuilerienhofes als eine Rette von unverschämten Ueberhebungen zu bezeichnen? Trügt nicht Alles, so wird bas Urtheil ber Nachwelt einst dahin lauten, daß Napoleon III. während des beutschen Krieges in die armseligen Anschauungen ber Orleans zurückfiel.

Aber die Logif der Thatsachen übte auch diesmal ihren Zauber auf den nüchternen Sinn des Staatsmannes. Er sah den neuen deutschen Staat stolz und sicher emporwachsen und ließ am 16. September das berühmte Rundschreiben Lavalette's ausgehen. Eine großartige Ansicht der Zukunft wird hier entwickelt: Frankreich erkennt die Nothwendigkeit mächtiger nastionaler Staaten, die dereinst den Riesenkörpern Rußlands und der Union

Deutschlands wie einen Schlag in's eigene Angesicht empfunden. Sie war nicht bernhigt worden, als Lothringen während des Krieges sein Jubelsest feierte und pathetische Festreden das Glück der befriedeten französsischen Provinz mit dem wirrenreichen Zustande Deutschlands verglichen. Auch manche sadenscheinige Beschwichtigungsgründe jener Denkschrift bliesben wirkungslos; Niemand glaubte, daß der alte deutsche Bund mit seinen angeblichen 80 Millionen mächtiger gewesen als das neue Deutschland; Riemand, daß die Coalition der nordischen Mächte jetzt erst gesprengt sei. Stichhaltiger war der trostvolle Hinweis auf die neuen Seemächte zweiten Ranges, die in Deutschland und Italien entständen; und eine ernste Lehre sür den nationalen Uedermuth lag in den Worten, "der Kaiser glaubt nicht, daß die Größe eines Boltes von der Schwächung seiner Nachbarn abhänge, er sieht ein wirkliches europäisches Gleichgewicht nur in der Befriedigung der Wünsche der Bölter."

Die neue Einsicht, durch schwere Selbstüberwindung errungen, hat auch nicht ohne klägliche Schwankungen und Rückfälle vorgehalten. Der Luxemburger Handel wird immer einer ber häßlichsten Flecken in der Geschichte des neuen Kaiserreichs bleiben. In der That, was ist erstaunlicher, das schmuzige Geschäft mit dem entarteten Bankhause ber Dranier selber ober jene perfide französische Depesche vom 28. Februar 1867, welche harmlos meinte, Preußen werbe sicherlich die Luxemburger Festung lieber an Frankreich als an die Niederlande abtreten? Die Wirren endeten trot ber parteiischen Gunst, welche die Großmächte bem französischen Hochmuthe erwiesen — mit einer neuen Niederlage des Kaisers. verzichtete zwar auf sein Besatzungsrecht, doch Napoleon III. mußte die gehoffte Bergeltung für Königgrätz und seinen staatsmännischen Ruf dazu preiszeben. Das gute Zutrauen ber Deutschen wird sich nicht wieder berftellen, so lange die ungeschleiften Wälle Luxemburgs die Bertragstreue des Hauses Oranien bezeugen. Wir verstehen sie nicht, jene Freigebigkeit auf Kosten des Baterlandes, welche den Verlust des alten Felsennestes mit Leichtigkeit verschmerzt, aber wir halten einen Krieg zwischen ben beiden Nachbarvölkern für das schwerste Unglück, das der modernen Cultur widerfahren könnte. Ein dauerhafter Frieden scheint uns selbst um solchen Preis nicht zu theuer erfauft.

Daß dieser gesicherte Frieden heute bestehe — wer darf ce behanpsten? Frankreich leidet unter dem unmöglichen Versuche, alle Ueppigkeit des Friedens und zu gleicher Zeit das furchtbare Rüstzeug der Eroberungsspolitik aufrecht zu erhalten. In Deutschland steigt und steigt seit der Salzburger Zusammenkunft der Unwillen über die Hemmuisse, welche das

geheime Ränkespiel ber französischen Diplomatie unserem Staate bereitet. Wir vermuthen nicht mehr, nein, wir haben seit dem Sommer 1866 die aktenmäßige Gewißheit, daß die Höfe des Rheinbundes nach der ersten Nieberlage Preußens augenblicklich bereit sein werden, abermals bas Joch ber Fremben zu tragen; und das Volk im Süben besitzt weber die Macht noch ben festen Willen sie daran zu hindern. Auch von Desterreich ist sicher, daß die Hofburg, trot ihrer unveräußerlichen legitimistischen Sympathien, jederzeit geneigt bleibt sich unter die Raben zu mischen, welche sich auf den verendenden preußischen Adler stürzen möchten. Wir bezweis feln nur, ob dieser Abler seinem letten Stündlein so nahe steht, und Napoleon III. theilt offenbar diesen Zweifel. Die Mäßigung und Weisheit bes Raisers ist noch immer der beste Berbündete, den wir in Frankreich Was auch der diplomatische Klatsch sich zuraunen mag von der Schlummersucht bes Raisers, bie nur durch einen Schlag von mächtiger Hand auf Augenblicke gestört werden könne — so tief ist ber bedeutende Mann boch nicht gesunken, daß er die furchtbaren Gefahren eines Krieges mit Deutschland nicht sehen sollte. Seine Freunde wahrlich sind es nicht, die das Kriegsgeschrei am Lautesten erheben; nicht bei den Thiers und Jules Favre und den anderen falschen Götzen einer urtheilslosen öffentlichen Meinung ist der Rath zu finden, der Frankreich frommen mag. Der Kaiser hat in den lombardischen Ebenen gelernt, daß er selber einen zweiten Feldzug schwerlich wird leiten können; für bas Haus Bonaparte aber ist ein vom Rheine siegreich heimkehrender französischer Marschall kaum minder gefährlich als ein zum britten Male in Paris einziehender preußischer Feldherr. Go stehen wir heute: jeder neue Tag friedlicher Gewöhnung befestigt freilich die Sicherheit Europas, doch zulett hängt die Ruhe der Welt noch immer an dem unberechenbaren Spiele der politischen Aräfte im Innern Frankreichs. Wie der Kaiser ben Ultramontanen zu Lieb' bas Schwert ziehen mußte gegen die Italiener, so können ihn auch jett steigende Verlegenheiten ber inneren Politik in die Arme der Chauvinisten, zu einem ruchlosen Raubzuge gegen Deutschland treiben. sechzehn Jahren ungeheurer Arbeit ist er bahin gelangt, daß sein Regiment diesseits wie jenseits der Grenzen wieder einem ebenso allgemeinen Mißwollen begegnet, wie einst nach dem 2. December. Die Krankheit bes französischen Staates hat für ben ganzen Welttheil einen Zustanb banger Spannung geschaffen, ber bieses hochgesitteten Jahrhunderts nicht Noch einige Schritte weiter, und ber Name Napoleon III. kann bei der Nachwelt einem Rufe verfallen, den er nicht verdient. —

Nach Alledem wird es Manchen befremden, wenn wir zum Schlusse dieses unerhörten Attentates auf die Geduld unserer Leser die Ansicht aussprechen, daß ber politische Verstand die Vortdauer der napoleonischen Dynastie wünschen muß — wahrhaftig nicht um ber Bonapartes, sondern um ber Freiheit willen. Wenn bas Herrscherhaus sich befestigt, so bleibt ein Fortschreiten zu freieren Staatsformen immerhin deukbar; bricht es zusammen, so steht zu fürchten, baß ber alte unselige Kreislauf von ber Anarchie zur Dictatur auf's Neue beginne. Welche Wirren — Kämpfe, bie wir unfern Nachbarn nicht wünschen mögen — müßten sich abspielen, um den Bonapartismus aus diesem Heere anszutreiben! llebersehe man nicht, daß die Napoleons ganz anders gefährliche Prätendenten find als die Orleans ober die Bourbonen waren! Freilich, der Fortbestand der Dynastie sett bas Außerordentliche voraus, daß ein von frühauf zu allen Barabestücken des Bonapartismus migbrauchter Anabe ein bedeutender Mann Der Glaube an die Zukunft der Bonapartes ist tief gesunken, seit die verblendete Majorität von 1849 wieder das Land beherrscht und ber Raifer sich abermals anklammert an jene herrschsüchtige Kirche, welche sehr wohl weiß, daß der Bonapartismus ihrer Hilfe mehr bedarf als sie jeines Schutes. Noch reben die Bonapartisten mit Zuversicht, ja sie ver= suchen sogar oft den gemüthlichen Ton des patriarchalischen Königthums Aus Béron's Memoiren, aus Guettrot's annales de la anzuschlagen. paix und ähnlichen Producten redet eine kindische Ergebenheit, die an bas "Büchlein vom König Johann von Sachsen" und verwandte Werke bentscher kleinstaatlicher Servilität erinnert. Aber der Ton ist gesucht und erkünstelt; die einst modische Parallele zwischen Augustus und dem dritten Napoleon beginnt in der Welt ausgepfiffen zu werden.

Und boch seben wir keinen Mann und keine Partei, welche im Stande wären den Kaiser zu ersetzen. Die herbe Geringschätzung bes Selbstherrschers gegen seine Feinde, gegen ben Schaumwein der Oppositionsreden ist nur zu begreiflich. Die alten Parteien scheinen vernutzt, neue sind nicht entstanden. Die Monarchie der Vourbonen und der Orleans bildete Republikaner; die Republik erzog ein Geschlecht von Reactionären, unter dem Raiserreiche hat der Geist des Widerspruches zwar der Unzufriedenen Biele, doch nicht eine starke liberale Partei mit festen Zielen geschaffen. Die Herrschaft der Legitimisten ist in dem neuen Frankreich unmöglich wenn anders wir das gefährliche Wort auf die unberechenbaren Zustände dieses Reiches anwenden dürsen. Die Orleanisten haben wenig gelernt. Richt blos ihre Flüchtlinge verzehren sich in unfruchtbarem Hasse — wie jener einst so besonnene Dunoper, ber in seinem Werke über bas zweite Raiserreich nur sinnlose Zornreden und das ewige quiconque est loup agisse en loup zu sagen weiß. Auch die baheim geblieben, sind ben Ideen verschollener Tage nicht entwachsen: verantwortliche Minister und eine

feinbselige Haltung gegen Deutschland wurden ihnen genügen. Die gemäßigten Republikaner zählen noch immer wie vor zwanzig Jahren viele hochachtbare mannhafte Namen, aber bie Masse steht nicht hinter ihnen, und auch sie leben weniger in neuen Gebanken als in dem alten Hasse gegen den zweiten December, "der kein Datum, sondern ein Verbrechen Von den Radicalen sind die Einen übergelaufen zu dem rothen Prinzen, die Anderen berauschen sich an Traumbilbern, die jeden Staat, jede Ordnung der Gesellschaft zerstören müssen. Welch ein Abgrund gotteslästerlicher Zuchtlosigkeit that sich auf, als auf bem Lütticher Studentencongresse der Löwe des lateinischen Viertels brüllte! Und welch eine zitternde schäumende Buth in ten Flugschriften jener Flüchtlingsliteratur, welche die Fenster der Buchläden von Genf und Brüssel bedeckt! Die Pamphlete ber Rothen über Caesar's Frau zeigen die alte unheimliche Verwandtschaft ber Blutleckerei und der Wollust; und die Drohungen der Boichot und Phat gegen ben weißen Soulouque, ber einst im Jardin des Plantes neben ben wilben Thieren in einen Käfig gesperrt werben muß — sie werben schwerlich die Ruhefeligkeit bes zitternben Philisters ermäßigen. Mit begreiflicher Theilnahme sieht der Deutsche auf die napoleonische Mittelpartei unter Ollivier's und Darimon's Führung. Sie bringt ben Neubildungen in Mitteleuropa ein offence Verständniß entgegen, doch sie zählt wenig Anhänger, und wir bezweifeln, ob ber sittliche Ernst ber leiter ihrem Talente entspricht. Der uralte unvergessene Parteihaß verhindert noch immer eine Verschmelzung aller besonnenen Elemente, wie sie heute in Deutschland beginnt und einst burch Manin unter ben Patrioten Italiens zu Stande kam. Wohin wir schauen — nirgents ein erreichbares Ziel, nirgents auch nur ein falsches Ideal, das von einer mächtigen selbstbewußten Partei erstrebt würde.

Während dieser Zersetzung der Parteien wirkt und webt die Wissensschaft, der Volksunterricht an der Vildung einer glücklicheren Zeit. Aber dies Erstarken der Geister bedarf der Jahrzehnte um Früchte zu tragen, und eine so lange Frist der Sammlung wird dem Staate schwerlich versönnt sein. Wir sürchten neue Leiden, neue bürgerliche Kämpse, deren Abschluß das lebende Geschlecht nicht schauen wird. Jenes historische Gesetz, das alle Völker Europas in repräsentative Staatssormen zwingt, gilt auch für Frankreich. Die Nation hat nur die Wahl ihren Staat also umzugestalten, daß er eine Volksvertretung ertragen kann, oder — zu verwelken, zu erstarren wie das weiland weltherrschende Spanien. Und welcher freie Mann darf denn verzweiseln an der Lebenskraft des Volskes, das die Vastille stürmte? Wer darf den Versall Frankreichs, dies namenlose Unglück für die Gesittung der Welt, auch nur zu denken was gen? —

Wir schreiten durch den Lärm der Boulevards, verwirrt widerspruchsvollen Eindrücken, die bort auf Schritt und Tritt bei Bon's berer bestürmen, und suchen nach einer stillen Stätte, wo wir aufathmen und uns ein Herz fassen können zu der Zukunft dieses Reiches. Wir geben vorüber an der Bendomefäule, die so oft auf die zum Kriege ausziehenden Batailsone niederschaute; das vive l'empereur, das dort erklang, gemahnt uns traurig an ben Stlavengruß der sterbenden Gladiatoren. Wir geben vorbei an dem Tuileriengarten, an jener Bilbfäule des Spartacus, die einst Borne's Bewunderung erregte. Nicht in bem Stlaven, der seine Fesseln bricht, sehen wir das Bild des freien Bürgers, nicht dieser robe Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft erschöpft uns den Tiefsinn des staatlichen lebens. Wir ziehen weiter über ben Eintrachtsplat; da zeigt ber Obelist von Luçon seine kindisch greisenhaften Formen — ein beredtes Denkmal für ein Volk, das danach trachten muß seiner selbst zu vergessen. Zu gräuelvoll sind die Schatten, die hier aus dem Boden steis gen; nur ein Bildwerk, bas an Nichts erinnert, durfte biefe Stätte zieren. Wir treten endlich in die schöne Vorhalle des Palastes Bourbon, wo die Größen des parlamentarischen Frankreichs versammelt sind. General Foh, der makellose Patriot, der in den verklungenen Zeiten der Jugend und der Zuversicht mit dem einen Worte la France seine Hörer zu begeistern wußte. Hier Casimir Perier, ber stolze Verächter ber Gunst bes Haufens. Hier schreitet er mächtig aus ber gelben Wand, ber Größte der Tribunen und schleubert mit erhobenem Arm den Donner seiner Rede herab auf die schweigende Versammlung. War es ein Narrentraum, der tiese Männer beseelte? Wir wissen, warum Mirabeau's Hoffnungen ge= scheitert sind und scheitern mußten, aber — mag man uns immerhin Doc= trinare schelten — wir glauben nicht, daß er vergeblich lebte.

Die Gebanken des Repräsentativspstems sind durch den Bonapartissmus nicht überwunden. Wir dürsen nicht lassen von der Hossenung, daß sich für ihren unverwüstlichen Kern eine moderne Form sinden werde, die zu leben vermag. Auch Frankreich wird das Ende seiner Leiden dann erst sehen, wenn eine Volksvertretung, eine die es ist, rathend und thatend der Staatsgewalt zur Seite steht.

18. Juni.

Heinrich von Treitschke.

Die Literatur des Krieges vom Jahre 1866.

Längst liegen jene Zeiten hinter uns, in benen sich bes kaum Geschehenen Sage und Lied bemächtigten und ber Sänger für solchen Rach= klang großer Thaten Wiederhall suchte in der Halle der Edlen, unter der Linde bes Dorfs ober in ber Zunftstube ber lauschenden Stadt. — Die combinirende Phantasie des Volks und die harmonische Gestaltungsfraft bes Dichters — wenn sie auch nicht entschlafen sind, regen sich boch nicht mehr mit alter Macht und haben das Necht verloren, ben Reigen ber modernen Anschauungen vom Geschehenen zu führen. Wie die Bildnisse unserer berühmten Zeitgenossen viel weniger verbreitet sind in stilvoll und ibeal gehobener Auffassung eines Künstlers, als in den kleinen, von der Sonne so unbestreitbar genan, aber boch Gran in Gran gemalten Photographien, so strebt meist auch ber Erzähler heut nach möglichst sonnen= klarer und möglichst farbloser Darstellung der Ereignisse; und in derselben Massenhaftigkeit wie jene Lichtbilder zu Tausenden und Abertausenden den Markt überschwemmen, so geht auch ber Strom ber Tagesliteratur in unabsehbare Breite. Die Hochfluth der Erscheinungen verwirrt, und es bedarf festen Blicks und sachkundiger Aufmerksamkeit, um zu erkennen, worauf man eigentlich zu achten hat, und was man dagegen in Gottes Namen sich "verzetteln" lassen kann.

Kaum irgend ein Weltereigniß aber hat in so schneller Folge eine so große Fülle literarischer Productionen hervorgerusen als der Krieg von 1866: ein vollgültiges Zeugniß für das tiefgehende und mächtige Juteresse au dieser völkerbewegenden Katastrophe. Schon ein am 1. Juli 1867 von D. Mühlbrecht zu Prag veröffentlichtes Verzeichniß der "Literatur des deutschen und italienischen Krieges" enthielt die Titel von fast 1500 Publicationen, und jest nach Jahressrist ist die Zahl derselben, auch wenn man aus jenem Verzeichniß einen starken Prozentsatz als nicht völlig hineingehörig ausscheiden wollte, gewiß auf 2000 anzuschlagen.

Es ist lehrreich zu sehen, in welcher Weise sich ungefähr die Masse dieser Schriften vertheilt, und für diese Feststellung der allgemeinen Verhältnisse kann wohl auch heut noch der Mühlbrecht'sche Katalog als Grundlage angenommen werden. — Da ergeben sich z. B. folgende Gruppen.

Zu jener, wie oben bemerkt, im Zurückweichen begriffenen Kategorie ber Sage und Dichtung, ber wir aber hier noch einmal ausnahmsweise ben Chrenvortritt gönnen wollen, sind etwa 90 Schriften zu rechnen, ron benen sich 22 als Prophezeiungen ankündigen, 52 aber als eigent liche Dichtungen und 16 als moderne Epopöen, d. h. als Romane auftreten. — Sehr vergrößern ließen sich freilich diese Zahlen, wenn man die Masse jener Schriften hieher ziehen wollte, welche sich in Folge unstreiwilliger, oft aber auch absichtlicher Täuschung des Verfassers als reine Märchenbücher, als Sammlungen von Unwahrscheinlichkeiten und Unmögslichkeiten, von Entstellungen und Verlenmbungen ergeben, und welche, von Irrthum oder Parteivorurtheil ausgehend, seltsamste Kartenhäuser aufbanten, die schon der Windstoß der nächsten ernsthaften Publication niederriß. Die "Grenzboten" haben neulich eine solche Sage, den "Mythus vom Tressen von Langensalza," sachgemäß secirt.

Die in geschlossener Form auftretenden poetischen Wiederspiegelungen der Zeit wurden, wie allbefannt, umflattert von Wespen- und Schmetter- lings-Schwärmen, von einer zum Theil sehr galligen Polemit und von jenen Flugschriften sathrischer und humoristischer deorum minimorum gentium, deren Zahl Legion war; während mehr als 100 Predigten und Reden der ernsten, religiös oder philosophisch vertiesten Empfindung der Berusenen seierlichen Ausdruck gaben. Karakteristisch ist für dies Geseiet, daß preußischerseits der bedenkliche Boden polemischer Kritik, auf welschem sich Desterreicher und Süddeutsche nur allzu übereifrig tummeln und gegenseitig in den Sumpf stoßen, geradezu gar nicht betreten wurde, während dafür die lustigen Seisenblasen des Humors desto reichlicher im preußischen Lager emporgestiegen sind.

Von solchen vorwiegend subjectiven Erzengnissen aus bilden eine Brücke zur objectiven Betrachtung der Thatsachen diejenigen Schriften, welche sich speziell mit den hervorragenden Persönlichkeiten beschäftigen. Deren sind 47. Von diesen kommen 16 auf König Wilhelm, 15 auf Graf Bissmarck, auf Benedek 3, auf den Admiral Persano, den Fürsten Hohenlohe und den General von Zoller je 2; die Generale Vogel v. Falckenstein, Erzherzog Albrecht, v. d. Tann, Graf Clam-Gallas, Prinz Alexander von Hessen und Garibaldi, sowie Herrn v. Beust betrifft je eine Publication. Es ist interessant zu sehen, um wieviel Grade das Interesse-Thermometer plöstlich zwischen Bismarck und Benedek fällt.

Auch die Zahl dieser Schriften ist aber, wie man sieht, eine verhält= nismäßig geringe. Unsere Zeit richtet ihre Theilnahme wentzer auf die in der einzelnen Persönlichteit lebenden und treibenden Mächte, als viel= mehr auf die politischen Gesammtverwicklungen, die oftmals große Alehn= lichteit mit complicirtem Börsenspiel haben und leider nicht selten auf ziemlich zweideutige Differenzgeschäfte hinausgelausen sind. — Der Be= trachtung dieser Dinge widmet die Literatur den Löwenantheil ihrer Erzeugnisse.

Wenn man nämlich die Staaten in's Auge faßt, welche entweder als Kämpfer in der Arena standen, oder als mehr oder minder nah bestheiligte Zuschauer bei jenem großen Schauspiel zugegen waren, so sindet man, daß sich mit ihrem Thun und Lassen, mit den politischen Zeitfragen vor, während und nach dem Kriege, gegen 700 Schriften beschäftigen. Davon betreffen Preußen 135, Italien 129, Desterreich 74, Frankreich 41, den Nordbeutschen Bund und Bahern je 36, Pannover 30, Sachsen 28, Schleswig-Holstein 23, Benetien 18, Süd-Deutschland und Holland je 15, Luxemburg 12, Baden 11, Ungarn, Franksurt, Dänemark und den alten Bundestag je 9, Mecklenburg 7, Kurhessen und Würtemberg je 5, Hamsburg und Nassau je 4, Belgien und Tirol je 3, die Schweiz, Hessens Darmstadt und Lübeck je 2 und eine endlich Coburg.

Unnähernd ebenso ausgedehnt ist die Literatur, welche sich mit bem eigentlichen Kriege selbst beschäftigt und die bei Mühlbrecht 403 Nummern, jetzt gewiß schon über 500 zählt. Von den hier einschlagenden selbständigen Schriften sind 205 beutschen, 33 italienischen, 29 französischen, 8 holländischen, 6 englischen, 3 czechischen, 2 belgischen und 1 bänischen Ursprungs. Seitdem haben auch die andern Nationen, namentlich Rugland, ja selbst Spanien Beisteuern geliefert, und eine ber beutschen Schriften, noch bazu bie eines preußischen Hauptmanns, behandelt unter bem Titel: "Centurionis cuiusdam Borussorum de bello Germanico anni MDCCCLXVI libellus" den Gegenstand sogar in der klassi= schen Sprache bes Cicero. — Unter ber großen Zahl beutscher Werke sind übrigens mehr als 20, welche speziell die Krankenpflege und Seel= forge des Krieges behandeln. Den Rest von der genannten Zahl von über 400 Arbeiten bilden die vielen, zum Theil sehr ausführlich und gut geschriebenen Aufsätze ber großen Zeitschriften, wobei von gewöhnlichen "Zeitungsartikeln" natürlich gänzlich abgesehen ift.

Un diese eigentliche Kriegsliteratur nun schließen sich die Karten und Pläne, die meist zum Berständniß der Kriegsoperationen, zum Theil aber auch zur Erläuterung der Territorialveränderungen herausgegeben wurden und deren Zahl 100 übersteigt. Ferner treten hier hinzu etwa 40 Sammelwerke von Lithographien und Photographien, welche Dertlichkeiten, Persönlichkeiten und Seenen des Krieges darstellen — ganz ungerechnet die ungeheure Menge von Einzelpublicationen auf diesem Gebiet, oder die zahlreichen Illustrationen in schon anderweit aufgeführten Werken. Endlich reihen sich hier auch noch über 70 Schriften an, welche bie bedeutungsvollen militärischen Fragen ventiliren, die unmittelbar nach

Beendigung des Krieges wegen der Organisation und Bewaffnung ber Heere erhoben wurden.

Angesichts der Massenhaftigkeit dieser somit ihren allgemeinsten Be= ziehungen nach karakterisirten Literatur wird man es wol nothwendig fin= ben, wenn wir uns bei einer näheren Besprechung einzelner Werke gang ausschließlich auf eine einzige und zwar auf die kriegsgeschichtliche Abtheilung einlassen und auch aus dieser nur diejenigen Arbeiten hervorheben, welche sich auf den beutschen Krieg beziehn und zugleich selbständige, positive Bedeutung haben. Lettere Anforderung schließt ron vornherein alle jene Bücher aus, welche, so zu fagen mit ben Er= eignissen selbst entstanden, im Grunde nichts sind, als oft sehr ungeschickte Conglomerate von Zeitungsnotizen, telegraphischen Tepeschen und haftigen Correspondenzen, die sich nicht selten absolut widersprechen. Solche Bücher gewinnen auch badurch nicht an Bebeutung, daß sie — wie 3. B. Carl Winterfeld's sogenannte "Vollständige Geschichte des preußischen Krieges von 1866" — zwanzig Auflagen erleben; benn ein derartiger Erfolg beweist nur, daß bas Publicum seinen Seißhunger unter allen Bedingungen stillt, auch mit ungenießbarer Kost.

Unter den sehr früh erschienenen, den ganzen Krieg behandelnden Werken ragen indessen zwei außerordentlich hervor, welche, in späteren Auflagen kritisch gesichtet, bereichert und vertieft, noch auf längere Zeit werthvoll bleiben werden für das Studium des Krieges: die Arbeiten von Borbstaedt und Rüstow.

Das Borbstaebt'sche Buch*) vor allen hat das unbestreitbare Berstienst, dem großen Publicum, militärischem wie unmilitärischem, zuerst sortgeholsen zu haben über das gränzenlose Chaos, in welches es die unszusammenhängenden Zeitungsberichte gestürzt hatten. Würdig und klar gehalten, übersichtlich und einsach angeordnet, zeigte dies Werk zuerst "den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht," vermied mit Weisheit und Enthaltsamkeit jeden Versuch, das darzustellen, wosür die Materialien nicht vorlagen und noch nicht vorliegen konnten, und verlor auch bei Besurtheilung des Feindes niemals den Maßstab ritterlicher Villigkeit. Das Buch erfreute sich lebhaften Veisalls und wurde bei der 5. Auflage zeitzgemäß umgearbeitet. Schnell in's Französische überset, soll es die erste zusammenhängende Lecture des Kaisers Napoleon über den Krieg gewesen sein und wurde wol überhaupt die frühste und vornehmste Quelle der

^{*)} Preußens Feldzüge gegen Desterreich und bessen Berbündete i. J. 1866 mit Berücksichtigung bes Krieges in Italien. Nach dem inneren Zusammenhange bargesstellt von A. Borbstaedt, Oberst z. D. — Der Ertrag ist für die preußischen Berwundeten bestimmt. Berlin. Mittler und Sohn. 1866. (Preis 15 Sgr.)

Kenntnisse, welche unsere eifersüchtigen Nachbarn vom deutschen Krieg erwarben; wobei nur zu bedauern ist, daß der schlichte und gerechte Geist des Buches spursos an ihnen vorübergegangen zu sein scheint.

Eine andere Physiognomie hat Rüstow's Werk.*) Sehr weitschichtig angelegt, erschien die 1. Lieferung: "Vorstudien" noch während des Krieges. Sie hatte einen vorwiegend bidaktischen Karakter und ließ in ihrer Breite auf ein bandereiches Werk schließen. Zu einem solchen ist es aber nicht gekommen; benn die folgenden drei Lieferungen waren viel conciser gehalten. Was bei Rüstow's früherer Neigung, gegen alles Preuhische leibenschaftliche Tehbe zu führen, in biesem Buche angenehm auffiel, das war ein unverkennbares Streben nach Ruhe und Objectivität. Weltgewitter hat ja an so manchem schwülen Kopfe seine reinigende Kraft bewährt. Der Wunsch Rüstow's, möglichst reiche Details zu geben, hat übrigens zu großen Ungleichheiten in ber Behandlung und zu vielen Irrthümern geführt, namentlich bei ber Darstellung bes beutschen Krieges: Irrthumer, die ihm von österreichischer Seite sehr bitter vorgerechnet sind. Die Darstellung ber Kämpfe in Italien ist reichhaltiger, gleichmäßiger, aber, wie man wol benten fann, durchglüht von Haß und Hohn gegen Lamarmora und Persano. Von bedeutendem Interesse ift ber Schlingartifel des Buches: "Ueber ben Einfluß der preußischen Erfolge auf bie europäischen Heere." Nimmt man bas Buch im Ganzen, so ist es schon daburch eine respectable Erscheinung, daß cs, aus einheitlichen und geschlossenen Anschauungen geflossen, aller Fehler ungeachtet, Karakter hat. Es wurde in's Französische und Hollandische übersett.

Neben biesen beiden hervorragenden Werken sind aus jener frühen Zeit der Publicationen noch hervorzuheben der Artikel über den "Krieg in Italien und Deutschland," den der österreichische "Kamerad," der Militärstalender für 1867, brachte und der "Feldzug der Nordarmee."**) — Beide Schriften haben, mit Ausnahme der politischen Einleitung, durchaus Anspruch undefangen genannt zu werden und dürsten als Denkmal des Sichselbstbesinnens um so mehr dauernden Werth behalten, als die militärische Tagesliteratur Desterreichs seitdem längst wieder den Ton der Rodomontade und der Herabsehung aller preußischen Leistungen mit wahrer Naivetät angestimmt hat.

Waren die besprochenen Werke Totalübersichten des ganzen Krieges,

^{*)} Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien, politisch, militärisch beschrieben von W. Rüstow, Oberst Brigadier. Zürich. Schultheß.

^{**)} Der Feldzug der Nord-Armee. Mit einer vollständigen Ordre de Bataille, unter Mitwirkung eines Fachmannes nach allen vorhandenen Quellen bearbeitet. Wien. 1866. (12 Sgr.)

gewiffermaßen hiftorische Generalkarten gewesen, so begann nun bie Zeit, in welcher Mithandelnde von ihrem mehr ober weniger umfassenden Gesichts= punkte aus Spezialdarstellungen gaben. Die Reihe dieser wird er= effnet durch eine höchst werthvolle kleine Schrift *) des Majors von Berby bu Bernois, zur Zeit Chef ber friegsgeschichtlichen Abtheilung tes großen Generalstabs, während bes Krieges Offizier im Generalstabe der schlesischen Armee. Hier werden in übersichtlicher, logisch und chronologisch trefflich gruppirter und babei ungemein fnapper Form bie Grund= linien gezogen, auf benen sich eine allgemeine offizielle Geschichte bes Krieges entwickeln konnte und in der That ja später auch entwickelt hat, und ba= bei pulsirt boch in dem Schriftchen, welches seines positiven Inhalts wegen in den Kreisen der Kenner ungemein geschätzt wurde, ein so warmer Herzschlag, daß man die etwas conventionelle Form gar nicht empfindet und dem Leser namentlich die Gestalt des Kronprinzen in der erfreulichsten und erhebenbsten Weise empormächst. Es ist zu bebauern, daß ron Seiten der anderen preußischen Armeen zu jener Zeit nicht ähnliche übersichtliche Darstellungen erschienen; sie hätten manchen Brrthum erspart, manche thörichte Kritik früh, ebe sie sich festfraß in den Massen nachbetender Köpfe, getöbtet.

Ebenfalls Darstellung der Thätigkeit eines großen Hecrestheiles, wenn auch keines so gewaltigen wie die II. Armee, gibt die Schrift über die Theilnahme der Königl. sächsischen Armee am Kriege von 1866.**) Leider beschränkt sich diese Publication nicht genügend, greift in ihrer politischen Einleitung dis auf die Kriege 1848—1850 in Holstein zurück, und gewährt nachher keinesweges ausreichende Anhaltepunkte sür das wirklich militärische Urtheil, so auschaulich auch manche Einzelheisten gegeben sind. Am interessantesten ist die Darstellung der Käumung Sachsens, namentlich der famosen Locomotivenjagd, die vortrefflich geschilzbert ist.

Konnten die Sachsen, auch wenn sie zum besiegten Theil der Kämspfenden gehörten, doch mit gerechtem Stolz sowohl auf ihre Haltung, als auf ihre Leistungen zurücksehen, so sah das bei den verschiedenen Corps der "Reichsarmee" und auch in vielen österreichischen Kreisen ganz anders aus. Die ersten Schriften über die Thätigkeit ihrer großen Heesrestörper sind daher auch nicht eigentlich historischen, vielmehr ganz vors

^{*)} Die Theilnahme der zweiten Armee unter dem Ober-Commando S. K. H. Des Kronprinzen von Preußen am Feldzuge von 1866. Mit 2 Plänen. Zum Besten der Nationalinvalidenstiftung. Berlin. A. Bath. (7½ Sgr.)

Die Königl. sächsische Armee im beutschen Feldzuge v. 1866. Erlebnisse dem beutschen Bolle wahrheitsgetreu erzählt von mehreren Offizieren. Leipz. C. Minde.

wiegend polemischen Inhalts. — Grimmiger Preusenhaß, heftige Selbstanklagen, fantastische Arkana für die Zukunft,*) Vorwürse der Bapern gegen die Oesterreicher, Hannoveraner, Hessen und Vadener und von diesen wieder gegen jene, Rechtsertigungsschriften **) und Schwurgerichtsverhandlungen über die Thätigkeit von Generalen ***) — alles das wirbelte hier den noch losen historischen Stoff in einer so peinlichen und ätzenden Art empor, daß es an den Kanups des Reinecke mit Isegrimm erinnerte —

man jagte bes Staubes

Biel in die Augen der anderen, die sich mit Reiben und Wischen Hastig und übel benahmen und ihre Schmerzen vermehrten.

Dennoch sind die so entstandenen polemischen Schriften zum Theil von wesentlichem geschichtlichen Werth. Wersen sie auch nur auf einzelne Partien Schlaglichter, sie erleuchten diese dafür besto schärfer, lassen mit guten Gründen auch auf das im Schatten Gebliebene schließen und gewähren endlich die nicht hoch genug anzuschlagende Vernhigung, daß auch bei der Heersührung der sürdentschen Staaten weder von Verrath, noch von Veschränktheit, noch von Nuthlosigkeit die Rede sein kann, daß vielmehr in der Hamptsache die unglückseige Militärversassung und der bedauernswerthe Zustand der Armee-Einrichtungen sich mit den gegenseitigen Eiserssückteleien und dem Halbwillen der Regierungen zu theilen haben in die Schuld so großer und — Gott gebe es! — so heilsamer Fehlschläge.

So ungefähr war der Stand der Akten, als der kriegsgeschichtliche Theil einer Arbeit zu erscheinen begann, die nicht nur sammelnd und sich= tend, sondern auch mit selbständiger und tiefer gehender Kritik den gro=

^{*) &}quot;Officieller Bericht über die Kriegs Ereignisse zwischen Hannover und Preußen im Juni 1866 und Relation ber Schlacht bei Langensfalza. Mit Uebersichtstarte und Aulagen. Wien 1866—67"— eine vom Geiste Onno Klopp's beseelte Schrift. — "Der Bundesseldzug ber Bavern i. J. 1866" und "Wirkungen und Ursachen ber preuß. Erfolge in Bavern 1866." Vom Vers. der vorgenannten Schrift. Wenigen Jena. Hochbausen. 1866. — Ferner: Attenmäßige interessante Enthüllung über den badischen Versrath an den Bundestruppen. 1.—8. Aust. Stuttgart 1866. Aue. — Desterreichs System als die einzig wahre Ursache seiner Riederlagen vom militär. Standpunkte aus betrachtet und dargestellt von einem österreichischen Soldaten. Leipzig. Engelmann. — Der Nebel von Chlum. Militärischer Beitrag als Schlaglicht auf die offizielle österreichische wie preußische Darstellung des Feldzugs 1866. Prag. Steinhauser. U. s. w. u. s. w.

^{**)} Ursachen und Wirkungen ber baprischen Kriegführung im Feldzuge 1866. München. Manz. 1866. — Zur Beurtheilung bes Berhaltens ber babischen Feldbivision i. 3. 1866 nach authentischen Duellen. Darmstadt 1866. Zernin. — Feldzugsjournal des Oberbesehlshabers des 8. deutschen Bundescorps im Feldzuge 1866. Darmst. 1866. Zernin. u. s. w.

^{***)} Die baprische Heerführung und ber Chef bes Generalstabes, Generalsteutnant v. b. Tann, vor ben Geschworenen gegen ben Redacteur bes Bolls-boten Ernst Zander wegen Amtsehrenbeleidigung. München 1866. Manz.

gen Ariegs-Ereignissen gegenübertrat und entschieden noch heut zu den bebentendsten aller einschlagenden Schriften zählt: bas Werk von Heinrich Blankenburg, einem früher dem Generalstabe angehörigen preußischen Stabsoffiziere außer Dienst. Das Buch (benn als solches liegt diese Ar= beit jett vor*) besteht aus einer Reihe von Essays, die ursprünglich in "Unfere Zeit" anonym erschienen waren. Die Aufsätze begannen mit ei= ner vortrefflichen Abhandlung über "Preußen in Waffen," welche mit Sachkenntniß und Klarheit die Entwickelung unserer Heeresverfassung barlegt und die Kräfte Preußens wägt. Diese Abhandlung ist dem Buche jetzt als Anhang beigegeben. Eingeleitet wird basselbe burch bie politische Ent= widelungsgeschichte, brei ausgezeichnete Essays: "Preußen und Oesterreich bis zur Convention von Gastein," "die Schleswig-Holstein'sche Frage im entscheidenden Stadium und ihre Verknüpfung mit der großen deutschen Frage," und "die Krisis in Deutschland und der Appell an die Waffen." — Die zweite Abtheilung des Buches besteht aus ber "Geschichte des Arieges und der gleichzeitigen diplomatischen Aktion." Auf die Fassung bieses Titels ist Gewicht zu legen; benn ber Inhalt entspricht ihr voll-Die Darstellung ist, wie auch der Verfasser im Vorwort aus= brudlich fagt, vorwiegend barauf berechnet, ben historischen Standpunkt zur Geltung zu bringen und besondere Beachtung ist ber Wechselwirkung ber militärischen und biplomatischen Situation zugewendet. Die zweite Abtheilung zerfällt in 5 Abschnitte. Ganz vortrefflich ist von diesen namentlich ber erste: "Gestaltung der friegerischen Situation vom Beginn ber Rüstungen bis zum Eintritt ber faktischen Entscheidungen." Die Wägung der Kräfte, die Karakteristik der Truppen wie der hervorragendsten Führer, endlich die strategischen Betrachtungen über die ursprüngliche Lage und über die Operationspläne werden für jeden leser zu jeder Zeit be= beutungsvoll und interessant sein und bleiben. Nicht ganz basselbe gilt, so gut sie auch geschrieben sind und so sehr sie sich auch durch Anschau= lichkeit und Deutlichkeit auszeichnen, von den folgenden Abschnitten: "Die Ariegs-Ereignisse in Böhmen bis zur Schlacht von Königgrät; ",Die Schlacht von Königgrät;" "Bon Königgrät bis zur Donau" und "Die Ariege = Ereignisse in Mittel = und West = Deutschland." Diese Aufsätze, welche doch, mehr ober weniger reichlich, taktisches Detail bringen, standen zu der Zeit, wo sie geschrieben wurden, durchaus auf der Höhe ter damaligen Keuntnisse; seitdem haben die offiziellen Publicationen und

^{*)} Der beutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und kriegsgeschichtlich bargestellt von Heinrich Blankenburg. Mit Karten und Plänen. Leipzig. Brockhaus. 1868. (Die Aufsätze in "Unsere Zeit" erschienen nach und nach schon von August 1866 an.)

mehrere andere weiter unten anzuführende Arbeiten so viel neues Material geliefert, daß hier eine bereichernde und oft auch berichtigende Bearbeitung wünschenswerth ist, wie sie bei einer hoffentlich bevorstehenden Neu-Ausgabe des trefflichen Buches ja gewiß auch eintreten wird.

Ungefähr gleichzeitig mit der Vollendung dieser popularen und doch zugleich dem wissenschaftlichen Interesse in hohem Maße gerecht werdenben Schrift schlossen die Lieferungen breier Publicationen von vorwiegend gemeinverständlichem Karakter ab, welche sich als solche auch äußerlich durch reichen Vilberschmuck kennzeichneten. Besonderes Interesse gewährt unter diesen die "Illustrirte Kriegschronik"*) durch den freilich noch etwas verfrühten Versuch, alle Parteien selbstredend zu Wort kommen zu lassen und durch die große Menge oft vorzüglicher Jlustrationen. Nicht minder reich an Zeichnungen von wahrem Kunstwerth ist übrigens auch Hiltl's "Böhmischer Krieg." **) Der warme Herzenston des innig theilnehmenden Augenzeugen macht biefe Schrift zu einem wahren Volksbuche. folches kündigte sich auch bas ebenfalls mit trefflichen Zeichnungen geschmückte Buch: "Von ber Elbe bis zur Tauber" ***) an, und es enthält Partien, welche bem burchaus entsprechen. Nicht selten aber tritt das perfönlichste "Wissen und Vermuthen" des Verfassers so fehr in den Vordergrund, daß darunter die Einfachheit, die eines Volksbuchs vornehmste Eigenschaft ist, verloren geht und daß die in militärischer Beziehung hän= fig doch schiefen Urtheile doppelt bedenklich werden. Bei alledem bleibt das Buch, der Personalquellen wegen, die der Verfasser anzubohren ver= standen hat, interessant und nütlich.

Sind diese Werke der popularen Darstellungsweise und des Bildersschmuckes wegen nennenswerth, so verdient in anderer, nämlich in politischer Beziehung Menzel's "Deutscher Arieg" †) Aufmerksamkeit. Es ist höchst interessant zu sehen, wie sich die Ereignisse des großen Jahres in der Seele dieses oft angegriffenen, ja verspotteten und selten richtig geswürdigten Greises wiederspiegeln und wie er, der sich sein Lebelang so

^{*)} Illustrirte Kriegschronik. Gebenkbuch an den Feldzug von 1866 in Deutschland und Italien. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen. Leipzig. Weber. (3 Thlr. 15 Sgr.)

^{**)} Der Böhmische Krieg. Nach den besten Quellen, persönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebnissen geschildert von Georg Hill. Ilustrirt von Fikentscher u. A. Mit Karten. Bieleseld und Leipzig. Belhagen und Clasing. 1867. (3 Thlr.)

^{***)} Bon der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußischen Main-Armee im Sommer 1866. Bom Berichterstatter des Daheim. Illustrirt von Hünten, Fikentscher u. A. Bieleseld und Leipzig. Belhagen und Clasing.

^{†)} Der beutsche Krieg i. J. 1866 in seinen Ursachen, seinem Berlauf und seinen nächsten Folgen. Dargestellt von Wolfgang Menzel. In zwei Bänden. Stuttgart. Krabbe.

viel abzulehnen und zu warnen aufgefordert fühlte, hier in freudiger Bescisterung anerkennt, hofft, fordert und treibt. Da der eigentlich kriegssgeschichtliche Theil des Buches Achillesferse ist, haben wir an dieser Stelle nicht näher darauf einzugehen.

Die ersten detaillirten Nachrichten, welche österreichischer= seits über die Rämpfe gegen die schlesische Armee und über die Schlacht von Königgrät publicirt wurden, erschienen im "Kamerad" unter bem Titel "Rückblicke auf ben Krieg von 1866." Sie erregten, ihres reichen und klar gegliederten Inhalts wegen, großes Aufsehen, riefen aber auch sofort eine Menge von Entgegnungen hervor und gaben badurch Anlaß zu neuen Feststellungen und Erklärungen, die den Kenntnissen militärischer Forscher sehr zu gute kamen. Die Artikel im "Kamerad" rissen bann plöglich ab; jest liegen sie wieder, neubearbeitet, zunächst aber auf die Schlacht von Königgrät beschränkt, als I. Theil eines besonderen Werkes vor uns. *) Dieser Theil enthält "die Taktik und Moral des Krieges von 1866 im Norden," nämlich erstens eine Schilderung der Schlacht, dann Betrachtungen über dieselbe und endlich einen Essay über die Moral ber österreichischen und preußischen Armee. — Bei der Schlachtschilderung wird ganz vorzugsweise die Thätigkeit des IV. Corps, bemnächst der Kampf bes Centrums und bas Eingreifen ber Reserven bargestellt und zwar in einer Beise, die deutlich erkennen läßt, daß der Berfasser mit entschiedener Boreingenommenheit speziell für bas IV. Corps an die Betrachtung heran= gegangen ist. Wenn dies zu den erwähnten Controversen im österreichischen lager führte, so hätte man preußischerseits ein Buch zu schreiben, um alle die Entstellungen und Uebertreibungen, all' die Verschiebungen und Unrichtigkeiten zu rectificiren, von benen die "Rückblicke" bei ber Be= urtheilung der preußischen Thaten wimmeln. Diese Dinge richten sich aber durch sich selbst. Denn wenn wirklich die österreichische Artillerie genügte, "unter geringer Mithilfe ber Infanterie die ganze I. Armee zu schlagen," wenn ferner die österreichische Kavallerie "überall und zu jeder Zeit siegreich war" — wie ging es benn zu, daß tropbem zu einer Stunde, in der die Elb=Armee noch nicht einmal völlig eingetroffen war auf dem Schlachtfelde, in der bas I. und V. Armee = Corps noch weit zurück waren, in einem Augenblick, in welchem der Verfasser des Prinzen Friedrich Karl Armee "zerschmettert und zerstört", die 1. Garde Division aber "total geworfen, zerstreut und kampfunsähig" nennt — wie ging es zu, muß man fragen — daß zu eben dieser Zeit die Schlacht von Röniggrät verloren gegeben werden mußte!?

^{*)} Rudblide auf ben Krieg 1866. Bon J. N. 1. Bb. Wien. Aner. 1868. (2 Thir.)

Es ist bedauerlich und befremdend, die Desterreicher so bald wieder in einen Ton fallen zu hören, dessen betäubende und täuschende Macht nicht wenig dazu beigetragen hat, ihnen vor dem Kriege jene weltkundige und so verhängnisvolle Selbstüberschätzung einzuslößen.

Ein ähnlicher Ton wie in diesem, von österreichischen Dingen übrigens meist gut unterrichteten kritischen Werke herrscht in einem französischen Buche, das seinerzeit, freilich wol nur weil es aus Frankreich kam, ebensalls Aufsehen machte. Lullier's "Verite sur la campagne de Boheme"*) ist ein Beweis von großer Leichtfertigkeit und großer Unwissenheit. Die Daten sind gewöhnlich unrichtig, die Prämissen salsch und die Schlußfolsgerungen ungenau.

Wie anders ist bagegen der Geist, der in dem gediegenen Werke des russischen Obersten Dragomirow weht,**) der den Feldzug im Hauptquartier des V. Armee-Corps mitgemacht hat. Dieser Abrif zerfällt in 8 Abschnitte: Aufänge und Urfachen des Arieges, die Streitfräfte der Gegner, kurze Beschreibung bes Kriegsschauplates, die beiderseitigen Operationspläne, der Vormarsch der Preußen von Osten her, Stellung der Gegner vor der Schlacht von Königgrät, von Königgrät vor Wien und Schluß. — Was dies Buch so interessant macht, das ist die höchst unbefangene und originelle Art zu urtheilen, die den in spezifisch deutschem Leben Großgeworbenen oft ganz befremblich ansieht, ohne daß er bas wolbegründete Urtheil abzulehnen vermag. Am entschiedensten und am lehrreichsten tritt bieser Zug bei ben politischen Besprechungen ber Einleitung und bei der Karakterisirung der Armeen und ihrer nationalen Eigenthüm= lichkeiten hervor. — Lehrreich und bedeutend ist aber auch die Beurtheis lung der eigentlichen Ariegshandlungen, weil sie durch die Bestimmtheit ihrer Fassung und durch die tiefinnerliche Neutralität des Verfassers höheren Werth erhält, als alles vorher auf biesem Gebiet Geschriebene; so daß das Dragomirow'sche Werk, tropbem es an thatsächlichen Mit= theilungen kaum etwas Neues brachte, ohne Frage von bauernder Bebeutung bleibt.

Die Feststellung des Wirklich=Geschehenen und -Gewollten fiel das gegen den jenigen Publicationen anheim, die in den Generalstabsbureaus der Armeen vorbereitet wurden und von denen zuerst im September 1867

^{*)} La vérité sur la Campagne de Bohème en 1866, ou les quatre grandes fautes militaires des Prussiens. Par Ch. Ern. Lullier. Paris. Tanera 1867.

^{**)} Abris des österreichisch preußischen Krieges i. J. 1866 von Dragomirow, Oberst im Kaiserl. russischen Generalstabe und Professor an der Nitolaus Militär Atas demie. — Bom Verfasser autorisirte Uebersetzung. — Berlin. A. Bath. 1868.

velches in 3 Abschnitten "die diplomatischen Berhandlungen und die Rüstungen," "Concentration und Aufstellung der Armeen" sowie "die Ope-rationen gegen Hannover und Kurhessen" brachte und dis inclusive des Gesechtes von langenfalza führte. Die Erwartungen waren ungemein boch gespannt und die Gränzen, innerhalb welcher dieselben befriedigt und außerhalb derer sie getäuscht wurden, sind so karakteristisch für die Ansforderung von Zeitgenossen an ein solches Buch und für die Möglichkeit ober Unmöglichkeit, ihnen gerocht zu werden, daß wir dem eine kurze Betrachtung schenken müssen.

Man hatte erwartet, in das innerste Getriebe der diplomatischen wie ber militärischen Kriegsleitung eingeführt zu werben und empfing boch gar nicht eben viele wirklich neue Daten, die außerdem um so weniger in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt wurden, als sie über den Einfluß ber leiten= ten Persönlichkeiten kaum Streiflichter warfen. Die Darstellung war überdies zurückhaltend, gemessen, und so fühlte sich benn die Masse bes großen Publicums getäuscht. Was den wahren Werth einer solchen Arbeit ausmacht, nämlich die Construction eines festen, wolgefügten historischen Stelettes, bas lag ben Meisten fern ober hatte ihnen nur untergeordneten Werth; was ihnen aber begehrenswerth war, bas lag grabe ganz außer= halb ber Richtung einer offiziellen Fachschrift. Denn weber "Enthüllungen," noch "Angriffe," noch "Vertheidigungen" sei es von Thatsachen ober von Bersonen können in einem amtlichen Werke irgend welche Stätte finden. Der Text eines solchen hat nur zu geben erstens: was unter ber unge= heuren Menge vorhandenen und schon veröffentlichten Materials als ächt und richtig anerkannt wird; zweitens das, was die leitenden Kreise des Staates ber Redaktion zu bem Zwecke zukommen lassen, es durch die Aufnahme in ihr Werk bekannt zu machen, um dadurch ben Zeitgenossen gegen= über, so weit es ihnen angemessen scheint, ihr Wirken in historischen Zusammenhang zu setzen, und drittens endlich bleibt die Masse terjenigen Berichte und Memoriale zu verwerthen, welche von den Truppentheilen als dienstliche Eingaben vorliegen. Die directe Verwerthung rieser Berichte ist aber sowol durch beren sich nicht selten total wider= sprechenden, fast immer aber sich untereinander kreuzenden und modifizirenben Inhalt, als auch burch eine Menge von Personalrücksichten unmöglich. Es tritt daher hier eine ausgleichende Bearbeitung der schwierigsten Art ein, wobei es denn allerdings nicht zu vermeiben ist, daß das immer neue

^{*)} Der Feldzug von 1866 in Deutschland. Redigirt von der friegsgeschichtlichen Abtheilung bes Großen Generalstabs. Berlin 1867. E. S. Mittler u. Sohn.

Fortschleisen von Pointen so manche Beziehung, so manches Urtheil, ja selbst stilistisch genommen, so manchen Satz abstumpft und farblos macht. Das ist unvermeiblich. Ein Buch, das Hundertundersten, der sich, und vielzleicht mit Recht, würdig sühlte, so gut wie mancher Andere genannt zu sein; es ist also schon die anerkennende Erwähnung nicht ohne jedes Bezbenken. Um wieviel bedenklicher die verurtheilende oder rügende Kritik! Sin Buch, das in der ganzen Armee verdreitet und von vielen, minder Einsichtigen wie eine großartige Censur über die Leistungen des Heeres betrachtet wird, muß sich sehr hüten, zu tadeln. Selbst der ausgezeichnet Begabte begeht Fehler; man kennt sie entscheidenden Orts, aber man schweigt über sie in einem offiziellen Werke mit Recht; man zerstört sonst gar zu leicht jenen Nimbus, dessen der Befehlshaber bedarf; denn die geringer Gebildeten überheben sich gern oder verlieren das Vertrauen, wenn sie den Vorgesetzten offiziell gerügter Mißgriffe zeihen können.

Alles dies ift bei Beurtheilung einer solchen Schrift zu erwägen und zu berücksichtigen, und wenn man nun noch hinzunimmt, daß die von einer militärischen Behörde herausgegebenen Werke hergebrachtermaßen auf alles das zu verzichten pflegen, womit andere Schriftsteller ihre Arbeiten schmücken und würzen: Glanz der Schilderungen, spannende Anordnung, anschauliche und blendende Epitheta u. s w., so begreift man, daß das große Publicum offizielle Geschichtsdarstellungen selten gebührend würdigen wird.

Ein Bierteljahr später etwa als das 1. Heft der preußischen Ariegsdarstellung erschien der 1. Band der österreichischen Bearbeitung der Feldzüge von 1866,*) welcher genau denselben Zeitraum wie jenes Heft
umfaßt. Schon die Bezeichnungen "Heft" und "Band" deuten die Verschiedenheit der Behandlung an. Die österreichische Arbeit bringt sehr
viel mehr Detail als die unsrige, sie kritisirt auch und oft sogar recht
bitter, namentlich die auswärtige Politik des Staates. Sie kann das;
denn Desterreich hat ja seitdem mit seiner Vergangenheit gebrochen. Die
große Fülle des Details ist übrigens nur ein zweiselhafter Borzug; denn
es will uns scheinen, daß die Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit vielsach
unter ihr getitten habe und als wenn die preußische Darstellung der österreichischen in dem überlegen sei, was über dem Stosslichen schwebt, in
der anschaulichen Gruppirung der Massen.

Der 1. Band des österreichischen Werkes zerfällt in 7 Abschnitte, nämlich: "die politischen Vorgänge vor Ausbruch des Krieges;" "Organisation

^{*)} Desterreichs Kämpse im Jahre 1866. Nach den Feldakten bearbeitet burch bas t. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte. I. Band. Mit Karten und Schlachtplänen. Wien. In Commission bei C. Gerolbs Sohn. 1867. (23 Thlr.)

ber friegführenden Mächte;" "die Rüftungen Desterreichs zum Kriege;" "Aufmarsch der k. t. Nord-Armee in Nähren und Böhmen;" "die militärischen Verhältnisse bei den Verbündeten Oesterreichs;" "Rüstungen und Ausmarsch des preußischen Heeres," und endlich "die Occupation von Hannover und Kurhessen." — Der Raum verbietet an dieser Stelle näher auf das interessante Wert einzugehen; nur dies sei erwähnt, daß der Theil, welcher die Rüstungen Oesterreichs behandelt, nunmehr endlich die Aften jenes langen Zeitungsprozesses betresse der Priorität der Rüstungen schließt, indem er in klaren geschäftsmäßigen Zissern nachweist, wie außerordentlich große Vorbereitungen und Dislocirungen zu einer Zeit in Oesterreich stattsanden, wo in Preußen noch kein Mann marschirt war.

Der II. Band des breit angelegten Wertes behandelt den Krieg in Italien, fällt also außerhalb des Kreises der vorliegenden Besprechung. Die weitere Schilderung des deutschen Krieges ist österreichischerseits noch nicht erschienen. Das Werk des preußischen Generalstabs dagegen liegt vollendet vor. Sein 2. Heft behandelt das Einrücken in Sachsen und Böhmen, sowie die Gesechte in Böhmen dis zur Schlacht von Königgrät. Das starte 3. Heft ist dieser Schlacht allein gewidmet; das 4. führt die an die Donau und die zur Wassenruhe vom 22. Juli; das 5. schildert den Feldzug in Westdeutschland*) und bringt endlich auch eine interessante Darlegung der Friedensverhandlungen von Nickolsburg.

Auch baherischer Seits ist neuerdings ein offizielles Werk über den Krieg in West-Deutschland erschienen, **) das den Ton großer Aufrichtig- keit und Unbefangenheit anschlägt. Sachsen dürste auf die Herausgabe einer besonderen amtlichen Schrift verzichten. Das sächsische Armee-Corps des Norddeutschen Bundes wird sich in der seitens des preußischen Generalstabs abgesaßten Schrift, wenn auch als Gegner, doch sicherlich nach ganzem Verdienst gewürdigt sinden und ist ehrenvoller Anerkennung bei Freund und Feind gewiß.

Mit der Betrachtung der offiziellen Werke haben wir der Zeitfolge und dem Wesen nach die Höhe der Literatur von 1866 erreicht und es regt sich die Frage: sind diese offiziellen Werke nicht abschließende? und werden die Militärschriftsteller nun nicht gut thun, zu schweigen? Wir sagen nein! Grade jetzt erst sollen, ja können sie etwas sagen; so

^{*)} Die Kämpfe im Westen erfreuen sich übrigens außer dieser ofsiziellen Darstellung auch einer sehr guten monographischen Behandlung: "Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süd-Deutschland." Nach authentischen Quellen bearbeitet von Emil Knorr, Premier-Lieutenant. Dit Karten und Beilagen. Hamburg. D. Meißner.

^{**)} Antheil ber königl. baprischen Armee an ben Kriegsereignissen im Jahre 1866. München 1868.

etwas nämlich, was Hand und Fuß hat; benn jett erst gebieten sie über wirklich sicheres Material. Erst jett hat die Kritik die Möglichkeit begründeter Urtheile; und auch ber, welcher biese zu üben sich nicht berufen fühlt, der Darsteller: erst jest steht ihm das Fachwerk des großen Baues fest, ben auszubauen und auszuschmücken in jedem Augenblicke neue Dlaterialien herangeführt werben. In allen biefen, man kann sagen, wöchentlich auftauchenten Spezialschriften: Regimentsgeschichten, Erlebnisse eines Einzelnen u. f. w. — in jeder von ihnen ist ein Fund für den Darsteller, und sei es nur eine Zeile, eine Wendung; benn so wie ber Eine hat ber Andere eben nicht gesehen, und nur der, welcher einen Gegenstand ron möglichst vielen Punkten angeschant, kennt ihn und vermag ihn wirklich barzustellen. Da giebt's also noch viel für ihn zu thun! Und tausend interessante, karakteristische, bas erhabene Ganze erläuternde und erleuchtende Einzelheiten, die jetzt noch zu haben sind, einst aber — und in unserer schnelllebenden Zeit nur allzubald — vermodern werden, sei es in treuer Menschenbruft ober in Archiven und Bibliotheken, die soll er sammeln und sichten, soll sie als ebensoviele Farben und Tone auf seine Palette setzen und große Bilder malen, figurenreich und boch klar, allgemein verständlich und boch ächt wissenschaftlich, begeisternd und erhebend und babei wahr und tren soviel er es vermag. — Also frisch an die Arbeit!

Michelangelo's Gebichte.

Michelangelo's und Rafael's Gedichte. Bon Bermann Barrys. Bannover 1868.

Eine erste beutsche Uebersetzung der Gedichte Michelangelo's erschien im Jahre 1842 von G. Regis. Sie scheint wenig Verbreitung gefunden zu haben. Für den der italienischen Sprache Untundigen war es auch eine ziemlich mangelhafte Brücke zum Verständniß des Dichters, ihr Verdienst beschränkt sich im Wesentlichen darauf ein erster Versuch der Nachtildung gewesen zu sein. Allein wenn auch dieser Versuch glücklicher gewesen wäre, durfte man erwarten, daß die Gegenwart sich an neue Bearbeitungen wagen werde. Sehn in den letzten Jahren ist, vornehmlich durch Hermann Grimm's Verdienst, in weiten Areisen das Juteresse an dem Leben des Künstlers verbreitet worden, das nach Inhalt und vielseitigen Beziehungen weit über eine gewöhnliche Künstlergeschichte sich erhebt. Damit mußte sich aber auch den Gedichten eine vermehrte Theilnahme zuwenden. Man fand, daß erst mit ihnen das Bild der Persönlichkeit sich vollende. Sie schlossen erst das innere Leben des Künstlers auf, sie zeigten die Ideale die ihn erfüllten und über die er sich klar zu werden versuchte, eine leis

Bie Michelangelo über bas Schöne und die Kunst dachte, wie sein Glaube an das afthetische Ideal, das er sich wesentlich aus platonischen Principien aufgezebaut hatte, in späteren Tagen in Widerstreit kam mit dem religiösen Ideal, aber ebenso manche Seiten seines persönlichen Lebens, insbesondere sein Bershältniß zu Vittoria Colonna, deren Einfluß eben die religiöse Wendung vollens dete, für all' das waren die zahlreichen Sonette und Madrigale Michelangelo's die vornehmste Quelle.

Run waren aber diese Gedichte bis vor wenigen Jahren der Welt gar nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt bekannt. Sie waren in einer Ausgabe verbreitet, die erst nach dem Tode des Künstlers dessen Großnesse besorgt hatte, und die im Jahr 1623 erstmals gedruckt wurde. Dieser jüngere Michelangelo hatte zu seiner Arbeit die zerstreuten handschriftlichen Schätze gesammelt, und wie er selbst bemerkte nach Vergleichung derselben überall die geeignetsten und sichersten Lesarten ausgewählt. Aber die Handschriften selbst blieben größtenstheils in dem Familienarchiv der Casa Buonarroti zu Florenz verschlossen, Niesmand durfte sie benutzen, Niemand konnte an ihnen den überlieserten Text controliren. Erst der Tod des Staatsraths Cosimo Buonarroti im Jahr 1858, durch dessen Bermächtniß das Haus der Familie mit dem ganzen Inhalt in den Besitz der Stadt Florenz überging, ermöglichte die Benutzung jener Schätze. Was darunter die Gedichte anging, wurde dem Atademiker der Crusca, Prosesso Cesare Guasti, für eine neue authentische Ausgade zur Verstigung gestellt, die im Jahre 1863 in einem Prachtband zu Florenz erschien.*)

Jett erst besagen wir den echten Michelangelo. Nun die Gedichte zum Borfchein tamen, wie er sie entweder selbst niedergeschrieben, oder wie sie in Abschriften unter ben Freunden umliefen, zeigte sich, daß ber erste Berausgeber sie fast ohne Ausnahme überarbeitet hatte. Bei den einen hatte er mehr, bei den anderen weniger nachzubessern gefunden. Das vielfach Dunkle, Schwerfällige in ben ursprünglichen Gebichten hatte er tem Geschmad bes Zeitalters gemäß in fliegendere und leichtere Formen gebracht. Unvollständige Stude hatte er erganzt, aber auch in andere eigene Sate und Gedanken hineingetragen. Und nicht auf diese formellen Aenderungen hatte er sein Berfahren beschränkt, es war von ihm zugleich eine purifizirende Rritik geübt worden, wie die Zeit= verhältnisse sie räthlich machten. Unter ber Regierung Cosimo's waren republitanische Aeußerungen ein gefährliches Ding, der Machthaber liebte nicht an die Beiten des Freistaats erinnert zu werden, bei dessen Todeskampf im Jahr 1530 Michelangelo mitgekämpft hatte. Auch im Punkt ber Rechtgläubigkeit und Moral begann man heiteliger zu werben als in früheren Zeiten, und ber Druck erfolgte con licenza dei superiori. So fand man benn jett, daß der Neffe

^{*)} Le Rime di Michelangelo Buonarroti, cavate dagli autografi e pubblicate da Cesare Guasti, Accademico della Crusca. Firenze 1863. — Aussührsliche Anzeigen dieser Ausgabe sinden sich in H. Grimm's "Ueber Künstler und Kunstwerke" 1865, und in den Grenzboten 1866, III. Guasti antwortete auf diese beiden Kritiken in dem römischen Journal "Buonarroti," Januar 1868.

Manches abgeändert hitte, was ihm bedenklich erschienen war, und eine Anzahl bisher ganz unbekannter Gedichte kam zum Vorschein, in welchen gerade die patriotischen Gesinnungen Michelangelo's am lebendigsten und theilweise am bittersten zum Ausdruck kamen, oder in welchen seine kirchliche Denkart nicht ganz mit den Ansprüchen des Tridentiner Konzils übereinzustimmen schien.

Endlich aber gewährte der verdienstvolle Herausgeber durch die Beröffent= lichung des ganzen fritischen Apparats (beren philologische Mängel nur wenig in's Gewicht fallen) Einblid in Die geistige Werkstätte, in welcher Diefe Dichtungen entstanden. In der spröden Form der authentischen Lesarten glaubte man zu erkennen, wie der Dichter sich abmühte in einem Element, das ihm nicht ebenso vertraut war wie die Marmorblode von Serraveiza. Un den zahlreichen Barianten fab man, wie er beständig am Ausdruck feilte, wie er wiederholt die Bebichte umarbeitete, Die er nicht selten auch ben Freunden zur letten Blättung Er liebte es einen Gedanken in immer neuen Bariationen zu erschöpfen, und zuweilen geschah es, daß er unter bem Eindruck verschiedener Stimmungen einem und demselben Gedicht eine ganz andere Pointe gab. Auch von persönlichen Bezügen erfuhr man manches Neue. Gelegentliche Notizen, Die sich auf den handschriftlichen Blättern fanden, gaben über die Zeit der Entstehung Aufschluß ober über Die Personen, an die sie gerichtet murben. Bertrauliche Büge illuftrirten felbst das häusliche Leben des Rünstlers mährend sei= nes römischen Aufenthaltes vom Jahr 1534 an, man gewann eine deutlichere Borstellung von dem Berkehr bes Alten mit seinen jungeren Freunden, die zum Theil gleichfalls zu den ausgewanderten Florentinern gehörten und in Michel= angelo eine ehrwürdige Reliquie aus der republikanischen Zeit verehrten.

Dies alles giebt der neuen florentiner Ausgabe einen unvergleichlichen Werth, und ce war ein sehr verdienstliches Unternehmen, tiese Schätze auch der beutschen Lesewelt zugänglich zu machen. Harrys selbst fagt von seiner Nachbildung, sie mage den Versuch, "bei treuester Bewahrung des Gedankeninhalts, doch in nicht allzu ängstlichem Anschluß an die Wortfassung, auch in der fremden Sprache den dichterischen Eindruck bes Originals möglichst wieder zu erzeugen, den die vorzugsweise reflectirende Richtung biefer Poesien keineswegs ausschließt." Man tann bie Geschicklichkeit und ben Geschmad, mit bem er diesen Bersuch burchgeführt hat, nur loben. Es war bem Uebersetzer, wie er mit Recht bemerkt, bier eine ungewöhnliche Aufgabe gestellt. Schon eine reimlose Uebertragung, die blos den Rythmus des Textes beibehielte, wie z. B. Carl Kraft sie in gelungener Weise an Dante's lyrischen Gedichten durchführte, hätte bei der Eigenthumlich= keit unseres Dichters manche harte Ruß zu knacken gehabt. Aber Harrys stellte sich die höhere Forderung einer gereimten Wiedergabe, und er durfte es, sie ist im Allgemeinen trefflich gelungen. Es ist wirklich oft überraschend, wie scheinbar leicht er einen entsprechenten Austruck im Deutschen findet, wie treu er einen verwickelten und dunkeln Gedankengang wiederzugeben versteht. Es wäre nicht schwer eine Anzahl von Gedichten aufzuzählen, deren Uebertragung nach Form und Inhalt kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Natürlich ist nicht Alles im gleichen Grade gelungen. Zuweilen hat sich der Uebersetzer doch eine

starke Freiheit erlauben müssen, oder es macht sich der Zwang des unerbittlichen Reims fühlbar. Aber es wäre unbillig an Einzelnem mäkeln zu wollen, wo das Meiste als wohlgelungen erfreut.

Manche der Nachbildungen zeigen eine hohe Formvollendung, manche sogar eine größere als mit ber Treue gegen bas Original eigentlich vereinbar ist. Rur die Minderzahl der Dichtungen Michelangelo's zeigt jene Reife und Boll= endung, welche die Mühe des Schaffens vergessen läßt und die Anforderungen erfüllt, die er selbst an ein Runstwert zu stellen pflegte. Gerade die Barte ber Form gehört mit zu den Eigenthümlichkeiten seiner Muse, und die Flussigfeit und Eleganz, mit welcher Harrys zum Theil die Gedichte wiedergegeben hat, entsprechen insofern nicht ganz bem wirklichen Gindruck ber Driginale, beren Stil durchweg so gedankenreich und zugleich so knapp ist, daß Guasti selbst sur tie Italiener eine durchgängige Paraphrase ber Gerichte in Prosa angefertigt hat, die, um ja nichts vom Sinn zu verlieren, sehr wortreich ausgefallen ist. Etwas von jener ursprünglichen Kraft ist nun unvermeidlich in der Uebersetzung verloren gegangen. Indessen war bei dem vorherrschend gedanklichen Inhalt Die Wiedergabe der Ideen die Hauptsache, und wir wollen nicht tadeln, daß die deutsche Bearbeitung sie oft verständlicher und annuthiger wiedergiebt als bas Driginal. Damit hängt zusammen, daß viele Gedichte offenbar schon vor dem Erscheinen der neuen Ausgabe nach dem traditionellen Text übersetzt sind, was gerate für die Uebersetzung weniger zu sagen hat, sofern jene Reproduction in fremter Bunge im Grunde Dieselben sprachlichen Freiheiten sich gestatten muß, Die der jüngere Michelangelo allerdings ohne Noth bei seinen stilistischen Abanberungen sich nahm.

Der Uebersetzer hat nicht Alles wiedergegeben, mas Guafti aus ben Hand= schriften zusammengestellt hat. Manches war gar zu fragmentarisch, einzelne intereffante Stude (wie z. B. Son. XXI. bei Guafti) schienen für die Uebertragung allzu spröd, die Terzinen, welche halb launig, halb bitter Wohnung und Lebensweise des Alten schildern, enthalten allzu abstoßende Einzelheiten, von den Madrigalen durfte ein guter Theil wegbleiben, da Bieles nur die Wie= berholung öfters variirter Themata ist. Doch ist, was Harrys bietet, niehr als nur eine Auswahl. Bon ber Bahl ber Sonette, unter welchen sich die formell vollendeisten Gedichte befinden, sehlen nur vier, man wird nichts Wesentliches vermissen. Der deutsche Leser erhält einen vollständigen Ueberblick über ben mannigfaltigen Rreis von Ideen, welche Michelangelo bichterisch zu gestalten und, wie man bei seiner Art zu schaffen wohl sagen barf, zu bewältigen bemüht war. Interessant ware es gewesen, wenn von Madrigal XL. (bei Harrys 34) auch tiejenige Bariante in Uebersetzung mitgetheilt worden wäre, welche dasselbe Thema in ganz entgegengesetztem Sinn, aus einer veränderten Geistesrichtung heraus bearbeitet. Das Gebicht schildert ben Widerstreit ber Seele, welche hälftig sich jum himmel hingezogen, hälftig der irdischen Geliebten sich hingegeben fühlt und somit bes vollen ungetheilten Glud's entbehrt. Burbe die Geliebte ihm Suld gewähren, so würde ber Dichter in ihr bas volle Glud finden und sich trösten darüber, daß der einen Bälfte der Himmel versagt ist. So die frühere Lesart, vie Harrys wiedergegeben hat. Eine andere offenbar spätere und wie der Großeneffe mit Recht bemerkt "frömmere" Bariation zieht den umgekehrten Schluß: fährt die Geliebte in ihrer Sprödigkeit fort, so werden sich die Gedanken des Dichters ganz auf den Himmel concentriren und er dort das ungetheilte Glücksinden. Das Gedicht ist charakteristisch für die Umwandlung, die in Michelangelo in seinen späteren Jahren vorging, und zugleich für die Art, wie er liebsgewordene Gedanken und Probleme nicht los wird, sondern unter veränderten Stimmungen wieder vornimmt und in anderem Sinne löst.

Nicht ber geringste Reiz tiefer Gedichtsammlung besteht ja überhaupt darin, daß sie uns nicht einen fertigen Birtuofen zeigen, sondern bas treue Spiegelbild ber Entwidelung eines innerlich Fortschreitenden, seine Ideale verändernden Menschen geben. Obwohl die große Diehrzahl der erhaltenen Gedichte offenbar ben späteren Jahren angehört, ohne baß sich bie Zeitfolge im Einzelnen noch bestimmen ließe, ist boch ber Gang bieser Entwidelung unverkennbar. nimmt gewöhnlich bie Gedichtsammlungen ber italienischen Lyriker nicht ohne ein geheimes Grauen in die Hand. Petrarca ift vom ersten bis zum letten feiner Sonette ftets berfelbe Virtuos, mit einem ziemlich beschränkten Rreis von Motiven, selbst bei Dante, obwohl er ungleich lebenswahrer und lebensfrischer ist, wird man ben Eindruck einer gewissen Einförmigkeit nicht los, und mas dann bafür bei ben Driginalen entschädigt, die Eleganz ber Sprache, welche sich immer neuen Wendungen berselben Gedanken willig anschmiegt, muß in beutscher Uebertragung nothwendig großentheils verloren geben. Dagegen haben nun Michelangelo's Gedichte ein fehr bedeutentes biographisches Interesse. Konnen sie sich an fünstlerischer Vollendung nicht mit benen ber Borganger messen, so haben sie bafür weit mehr persönlich Eigenthumliches. Sie lassen erkennen, wie der Künstler zu verschiedenen Zeiten verschieden über die höchsten Dinge gedacht hat, wie er mit den fortschreitenden Jahren innerlich ein anderer geworben ist, und sie geben geradezu den documentarischen Nachweis ber Zwischenstufen, in welchen sich dieser Lebensprozeß des einstigen Platonikers, der schließlich ottimo cristiano war, wie sein Biograph bemerkt, vollendet hat. Auch wo ter Dichter am sichtbarften in den Spuren seiner Borganger wandelt, in ben liebesliedern, erfreut die häufige Herbeiziehung von Bildern und Gleichnissen, bie er seiner Runftthätigkeit entnimmt. Bang eigenthumlich ift ibm ferner, wie er das Wesen der Runft selbst zum Gegenstand von begeisterten ober auch von spitsfindig grübelnden Gedichten macht, ober wie er bie echten Gebanken ber platonischen Schönheitsphilosophie dichterisch zu gestalten sich bemüht. Und wiederum nen und aus seinem Innersten geschöpft sind die Schilderungen der ethischen Macht der Liebe, wie sie namentlich in den an Bittoria Colonna gerichteten oder ihrem Andenken gewidnieten Gedichten enthalten sind. sonst ist es ein reicher Rranz von Motiven, welche biesen Gedichten zu Grunde liegen, benn Alles, was ihn innerlich beschäftigte, scheint er dem Lied anvertraut zu haben. Die Sonette an Dante, deren schärfere, ursprüngliche Fassung auch erst die neue Ausgabe gebracht hat, die Gedichte, die den unversöhnlichen Republikaner ber um die verlorene Freiheit ber Baterstadt trauert, oder die ihn

im Konflikt mit den Päpsten, seinen launigen Auftraggebern zeigen, die tiefsinnigen Hymnen an die Nacht, die wenigen Lieder, die ein volles Liedesglück zu verrathen scheinen, während die meisten nur die erdrückende llebermacht der Liede aussprechen, die begeisterten Ausbrüche, zu welchen ihn auch die männliche Schönheit hinreißt, dazwischen wieder harmlose Spielereien, die der Alte zum Dank für übersandte Leckerdissen und andere Geschenke für seinen Haushalt den Freunden zuschätt, endlich die ernsten christlichen Gesänge, die voll Reue und Schmerz über ein verlorenes Leben schließlich in ein heißes Gebet um die Gnade tes Höchsten ausklingen — das Alles bildet einen so reichen und mannigfaltigen Inhalt, daß schon das biographische Interesse die vielfältigste Befriedigung sinzbet, während andererseits die Bersuchung sich ausdrängt und immer wieder reizt, auch solchen Gedichten, deren persönliche Bezüge sich nicht mehr nachweisen lassen, in dem Lebensgang des Dichters ihre Stelle anzuweisen.

Man kann aber von Michelangelo nicht reben, ohne es immer wieder auf's Reue zu beklagen, daß der größte Theil seines Nachlasses noch immer in Florenz unter Schloß und Riegel liegt und ber Deffentlichkeit vorenthalten wird. Es ist auch in deutschen Blättern wiederholt von diesen noch ungehobenen Schätzen die Rede gewesen. Die Gedichte bilden nämlich nur den kleineren Theil des handschriftlichen Nachlasses, der durch das Bermächtniß des Cosimo Buonarroti vor 10 Jahren in den Besitz der Stadt überging. Die Bahl der aufgefundenen Briefe von Michelangelo's Sand beträgt allein 300, und unenblich größer ist, andere Documente ungerechnet, Die Bahl ber an ihn gerichteten Schreiben. Und zwar befinden sich unter den Briefstellern die berühmtesten Namen ber Zeit, wie Franz I., Cosimo I. von Medici, Catharina von Medici, Pietro Soderini, Benedetto Barchi, Vittoria Colonna, dann eine große Zahl von Künstlern, wie Basari, Sebastian del Piombo, A. Bronzino, Baccio d'Agnelo, Andrea und Jacopo Sansovino, Giovanni da Udine und viele Andere — Schätze, teren Bedeutung nicht blos für das Leben Michelangelo's, sondern für die Zeitund Kunstgeschichte überhaupt leicht sich vermuthen läßt und im Voraus auch von den florentiner Gelehrten, denen die Bearbeitung des Nachlasses seiner Zeit anvertraut wurde, angekündigt worden ist. Seit dem Jahre 1859 waren 3. C. Cavallucci, der vor Aurzem verstorbene Archivdirektor Gaetano Milanesi, und Carlo Pini, Inspettor ber Museen, mit ber Sichtung bes Materials beschäftigt, und schon im Anfang des Jahrs 1861 konnte ein Aufsatz von Carlo Milanesi im Archivio Storico anzeigen, daß Alles druckfertig vorliege. Warum ist bie Publication noch immer nicht erfolgt? Freilich enthält bas Testament bes Cosimo Buonarroti die Klausel, daß weder von den Documenten noch von den vorhandenen Zeichnungen irgend etwas in die Deffentlichkeit gebracht werden solle. Aber man hat sich boch bereits in Betreff ber Gedichte über bie sinnlose Maufel hinwegzuseten gewußt. Gin Gleiches ift endlich von dem übrigen Rachlaß zu wünschen, der längst ein Gemeingut der gebildeten Welt sein sollte.

W. Lang.

Die zweite Session bes Reichstages.

Unser diesmaliger politischer Bericht setzt fich das bescheidene Ziel, einen Ueberblick zu geben über die Arbeiten der Reichstagssession, bie am 23. März begann und, unterbrochen burch bas bazwischen tretenbe Zollparlament, bis zum 20. Juni dauerte. Bon den drei Parlamenten, welche unmittelbar aufeinander folgend seit dem Winter in Berlin in Thätigkeit waren, hat sich ber Reichstag als das kräftigste und leistungsfähigste Organ erwiesen. Dem Zollparlament fehlt die einheitliche staatliche Basis, dem preußischen Landtag tie Harmonie seiner Glieder und die Anregung durch eine schöpferische innere Politik. Reichstag ruht auf jener Basis und er wird sammt der neben ihm stehenden Regierungsgewalt durch das Bedürfniß vorwärts gedrängt, den noch im Entstehen begriffenen Staat zu befestigen und auszubauen. So ist hier die verhältnißmäßig regste Bewegung und trot einzelner Reibungen ein fruchtbares Zusammenwirken der gesetzgebenden Faktoren. Freilich sind auch in dieser Sefsion viele Wünsche unbefriedigt geblieben; die Organisation der Bundesregierung ist nicht erheblich von der Stelle gerlickt; die vorgelegten Gefetentwürfe maren jum Theil nur Stückarbeit; manche Liide murbe nur proviforisch ausgefüllt und die Bereinbarung über die definitive Institution ber Zukunft vorbehalten. Einer Frage trat eine ernstliche Differenz hervor und drohte Regierung und libe= rale Partei dauernd auseinander zu reißen. Indessen man fand sich boch wieder zusammen und das Gesammtergebniß der Session war, daß ber nordbeutsche Staat, der soeben sein erstes Lebensjahr zurückgelegt hat, seine gewaltige Ent= widelungstraft abermals bewährte. Die Parteien, welche im vorigen Jahr bie Reichsverfassung bekämpften, sind ihr seitbem näher geruckt oder sie sind verstummt. Die preußische Demokratie ist an ihrem Widerstand gegen die neue Schöpfung zu Grunde gegangen; sie hat sich in socialistische und kosmopolitische Träumereien verloren. Der gemäßigte Rest, die Fortschrittspartei bes Reichstages, steht auf dem Boden der vollendeten Thatsachen. Sie hat in die lette Session zwar noch bie alte Freude am Conflift, aber nicht mehr bie unnatürliche Feindschaft gegen bie neue Macht und Größe bes Baterlandes hinüber genommen. Ihre Aftivität im Reichstag war nicht groß; von politischer Bedeutung war nur der Antrag, den sie auf Wiedereinführung der Diäten stellte. Sie rechnete gewiß nicht barauf, tag bie Bundesregierung die Reichsverfassung an einem Punkte abändern werde, auf den jene als Gegengewicht gegen die Gefahren bes allgemeinen Stimmrechtes fo großen Werth gelegt hatte. ber Antrag ist in weiten Kreisen populär und es ließ sich voraussehen, daß er tie nationalliberale Partei in zwei Theile spalten werde. Darin bestand wohl sein eigentlicher praktischer Zweck und ber wurde erreicht. —

Die Thätigkeit des Reichstages hat sich auch in dieser Session am fruchtbarsten auf dem wirthschaftlichen Gebiete erwiesen. Bon den Gruppen der berathenen Gesetze ist die am reichhaltigsten, welche sich auf die Befreiung des Berkehrs und der Arbeit bezieht. Eine zweite Gruppe betrifft die Leistungen sür die Armee und ist theilweise bedingt durch die Ausdehnung der preußischen Militärgesetze über ten ganzen Norden. Eine dritte ordnet provisorisch das Rechnungs- und Schuldenwesen des Bundes. Einzelne Anträge und Beschlüsse sügen sich nicht in diese leicht hingeworfene Eintheilung und werden ihre besonstere Stelle sinden. Ein Gegenstand für sich ist die Berathung des Etats, dese seränderungen zugleich den Fortschritt abspiegeln, welchen der Bund in seiner allgemeinen Organisation gemacht hat.

Es hat seinen tieferen geschichtlichen Grund, daß innerhalb des Nordbeutschen Bundes die wirthschaftlichen Fragen sich am leichtesten lösen. Hier liegt bie starke Seite des Staates, der für sich allein vier Fünftheile des Bundes umichließt. Er hat sich zuerst unter ben teutschen Staaten zur Gewerbe= und Bandelsfreiheit bekannt, er ist wie in seinem Wehrsnstem, so in seinen Berkehrs= anstalten vorbiltlich geworden; dagegen hat er in seinen politischen und Rechts= institutionen viele Hemmungen erlitten. Auf diesem Gebiet muß bas Neue vielfach aus bem Chaos herausgearbeitet, muß jeder Fortschritt dem Borurtheil ber Büreautratie und bem Wiberstand ber privilegirten Klassen abgerungen werten, während auf jenem andern Terrain bie Traditionen eines halben Jahr= bunberts uns zu Gülfe kommen und vortreffliche Ginrichtungen vorhanden sind, die sich leicht über einen weiteren Raum ausbehnen lassen. Go ist der internationale Postverkehr bes Nordbentschen Bundes seit dem vorigen Jahr mit angerordentlicher Raschheit entwickelt worden. Auf der Grundlage bes im Oftober publizirten Postgesetzes und ber ermäßigten einstufigen Portotage sind schon im November Berträge mit den süddeutschen Staaten und sodann seitens des gesammten Deutschland mit Desterreich und Luxemburg geschlossen und diese Bertrage find bereits seit bem 1. Januar 1868 in Wirksamkeit getreten. bier aus hat man weitere Bereinbarungen mit Nordamerika und Norwegen, mit Belgien, Dänemark und ber Schweiz getroffen, Bereinbarungen, die burch ben billigen Tarif, durch die Bereinsachung des Berfahrens mächtig bazu bei= tragen werden, den materiellen und ideellen Austausch zwischen den Nationen ju beleben. Wir können von der Königsau bis zu den Grenzen Rumäniens und Serbiens, von bem Breisgau bis Memel einen einfachen Brief für bas Porto von 1 Silbergroschen, einen schwereren bis zum Gewicht von 15 Loth für bas toppelte Porto schicken. Wir können nach ber Schweiz für 2, nach Rorwegen für 31/2, nach Amerika über Hamburg und Bremen für 4 Silber= groschen unsere Correspondenz führen. Das sind Erleichterungen, die wir augenblicklich zwar mit einem jährlichen Ginnahmeausfall von einer Million ober mehr bezahlen muffen, die uns aber für bas Wachsthum der Beziehungen zwi= ichen ben verschiedenen deutschen Bolksstämmen und für unsere Stellung im gesammten Bölkerverkehr einen unschätzbaren Gewinn bringen.

Wie diese internationalen Berträge sich aus den Postreformen des vorisgen Jahres entwickelten, so führte auch die fociale Gesetzgebung der früheren

Session Consequenzen berbei, Die Diesmal gezogen werden mußten. Man hatte die persönliche Zugfreiheit decretirt; aber dieses Recht bedurfte, um praktisch nutbar zu werben, nach verschiebenen Seiten ber Ergänzung. Was half es dem Arbeiter, daß er sich an dem Ort seiner Wahl niederlassen durfte, wenn die Gemeinde, die Gutsherrschaft ober die Staatspolizei ihn hindern konnte, sich an diesem Ort zu verheirathen und ein Hauswefen zu gründen? Die Aufhebung ber polizeilichen Beschränkungen ber Befugniß zur Cheschließung war also ein Schritt, welcher burch bas Freizugigkeitsgesetz gefordert murbe. Freilich nicht hierdurch allein. Es war an sich durch die Bernunft geboten, diese altfränkischen Bestimmungen aufzuheben, nachdem die vergleichende Statistik ben Beweis geliefert hatte, daß mit all ben Eingriffen in bie natürlichen Rechte bes Menschen nicht bas Proletariat, nicht bie Zahl ber Geburten, sondern nur die Zahl ber ehelich Gebornen vermindert, nur das Concubinat und bie sittliche Berwilderung an die Stelle der Che gesetzt werde. Dieses unheilvolle System, das in ben süddeutschen Staaten und in Deutsch-Desterreich noch heute herrscht und das in den neupreußischen Provinzen und ben meisten kleineren Territorien Nordbeutschlands erft durch das jett beschlossene Geset hinweggeschafft wird, ift in dieser Zeitschrift bereits von sachkundigster Feber bargestellt worden. Wir dürfen also zu den weiteren legislativen Aufgaben übergehen, welche sich bei ber Berathung dieses Gegenstandes herausstellten. Seitdem der moderne Berkehr die Entfernungen soviel geringer, die Welt soviel kleiner gemacht hat, seitbem er die Scheidewände eingerissen hat, welche in ber alten seghaften Beit die einzelnen Gemeinden und Landschaften von einander absperrten, kann auch die Berschiedenheit in dem Heimatherecht, in den Bestimmungen über die Armenunterstützungspflicht ber Gemeinden nicht mehr banern. Diese bunte Mannichfaltigkeit war vor einem Jahrhundert ziemlich unschädlich, heute stiftet fie die außerfte Berwirrung. Während in tem alten Preußen ter Gemeinde obliegt, eine herangezogene Familie, welche verarmt, nach einjährigem ober doch nach dreifährigem Aufenthalt zu unterstützen, tritt in Hannover biese Pflicht gegen Auswärtige selbst nach zwanzigjährigem Aufenthalt nicht ein. Verlust und Erwerb des Heimatherechtes stehen unter ganz verschiedenen Bedingungen. Bereits in dem preußischen Abgeordnetenhaus trat baber bie Forberung auf, diese Berschiedenheiten auf gesetzlichem Wege auszugleichen. Aber ber Kreis bieser Ginheit würde nicht weit genug reichen; bie Gleichmäßigkeit muß nicht nur zwischen ben preu-Bischen Provinzen sonbern zwischen allen Bundesterritorien hergestellt werben. Auch für das künftige allgemeine Heimathsgesetz bildet das preußische Spstem die geeignetste Grundlage. Der alterthümliche Begriff der unbeweglichen Gemeinde, welche ihre eingebornen Glieber festhält, selbst wenn sie längst in alle Welt gezogen sind, und welche die Fremden möglichst von sich ausschließt, obwohl die neuen Arbeitsfräfte zu ihrem Gedeihen beitragen, wird dem modernen, der größeren Beweglichkeit der Menschen entsprechenden Begriffe weichen mussen. Das Bundestanzleramt erklärte bem Bause, daß die Vorbereitungen für biefe Gesetgebung bereits im Gange seien.

Die zweite Ergänzung ber persönlichen Freizugigkeit ift die Freiheit bes Gewerbebetriebes. Schon im vorjährigen Reichstag wurde ber Berfuch gemacht, das Freizügigkeitsgesetz nach dieser Seite bin zu erweitern. Der Bersuch scheiterte, weil die Regierungen sich weigerten, bie Frage der Gewerbefreiheit so beiläufig zu lösen. Sie versprachen auf Grund einer eingehenden Prüfung der partitularen Gefetgebungen in der folgenden Gession eine Gewerbeordnung vorzulegen. Diese Borlage erfolgte, aber es gelang nicht, ihre 172 Paragraphen anch nur in der Commission durchzuberathen. Der Entwurf schloß sich ziemlich eng an die preußischen Bestimmungen von 1845 an, er ließ das Concessionswesen 3. B. ungefähr in bem Umfang bestehen, wie man es in Preußen bisher gewohnt mar. Es tam baber zu prineipiellen und zeitraubenden Debatten und bald wurde flar, daß die Materie in all ihren Einzelheiten in Diesem Jahr nicht regulirt werden könne. Und boch lag auf dem Zustandekommen eines Gesetzes, welches die wesentlichen Grundsätze der Gewerbefreiheit legalisirte, bas Schwergewicht ber ganzen Session. Gin solches Gesetz war verheißen, die Hoffnung eines großen Theils der Nation war darauf gerichtet. Ucber seinen allgemeinen Inhalt hatten die Regierungsverordnungen und die Reichstagsbeschlüsse von 1867 bereits entschieden, es lag also um so weniger ein Grund vor, nun plötlich Balt zu machen und das Chaos von Bunftverfassung, von theilweiser ober völliger Gewerbefreiheit, welches heute in tem Norddeutschen Bunde besteht, abermale ein Jahr fortdauern zu lassen. Es ist ein Widerspruch gegen den Begriff eines flaatlichen Gemeinwesens und eine Berletzung der einfachsten Forderungen des Rechtsgefühls, daß für die gleiche Sache an dem einen Orte des Bundes bie Freiheit, an dem anderen die Gebundenheit herrschen foll; daß in einigen Territorien noch die Zünfte ihr Berbietungsrecht ausüben dürfen, mährend sie in anderen dieses Privilegium längst verloren haben, daß in den alten preußi= ichen Provinzen bas Prüfungswesen noch gelten soll, mahrend bie neuen Provinzen von diesem Zwang und der aus ihm folgenden Abgrenzung der Gewerbe feit einem Jahr befreit sind. Die Fortdauer solcher Ungleichheiten erwedt ben Schein, als fehle es der Bundesgewalt an Sicherheit und Energie, als habe sie nicht die Macht, die krausen Verhältnisse den Geboten der Einheit zu unterwerfen. Aus diesen Ermägungen ging bas Laster-Miquelsche Nothgewerbegeset hervor. Es beschränkt sich auf den Betrieb der stehenden Gewerbe, läßt alle streitigen Fragen bei Seite und faßt nur die Hauptpunkte zusammen, über welche Regierung und Reichstag einig sind: nämlich die Aufhebung des Berbietungs= rechts der Bunfte, die Aufhebung bes Prüfungswesens und des Unterschiedes von Stadt und gand in Bezug auf die Gewerbe, endlich die Freiheit des gleich= zeitigen Betriebes mehrerer Gewerbe und die Freiheit der Arbeitgeber oder Arbeitnehmer in der Zahl und Wahl ihrer Meister oder ihrer Gehülfen und Lehr= linge. Der Reichstag hat diesen Entwurf sich angeeignet und ben einzigen Punkt, welcher bei ben Regierungen Anstand fand, den Artikel über die Zwangs- und Bannrechte, barans entfernt. Einen gewichtigen sachlichen Grund, bem Entwurf die Zustimmung zu versagen, giebt es für den Bundesrath also nicht. Fiele bie Entscheidung, was wir indeß nicht glauben können, gleichwohl verneinend aus,*) so würde die öffentliche Meinung hierin den Einfluß der Kreuzzeitungspartei erkennen und an den Intentionen der Regierung vollkommen irre werden. Denn die Borliebe jener Partei für das Prüfungswesen, dem sie einen magischen Einfluß auf Zucht und Sitte zuschreibt, während es thatsächlich nichts ist als ein Zopf, ein trügerischer und darum unsittlicher Schein, ein Mittel den jungen Anfänger zu hemmen und ihm das Geld aus der Tasche zu locken, jene Bor-liebe, der eigentliche Grund des Geschreis gegen das Nothgewerbegesetz, steht im schrofisten Widerspruch zu allen bisherigen Handlungen der Bundesregierung. Der Nordbeutsche Bund ist zwar "kein Kind von constitutionellen Ettern," aber auch die Kreuzzeitungspartei steht außer jedem Berdacht seiner Baterschaft. Und sollte ihr je eine Mitwirkung bei seiner Erziehung eingeräumt werden, so sürchen würde, daß seine kräftige Natur einem solchen Experiment nicht gewachsen sein würde.

Im inneren Zusammenhang mit ber 1867 beschlossenen Aufhebung ber Buchergesetze steht die Beseitigung ber Schuldhaft. Da der Gläubiger jett. legaler Beise jeden Zinsfuß nehmen fann, der ihm als Prämie für bas Risito seiner Rapitalanlage erforderlich scheint, so ist es um so weniger gerechtfertigt ihm zur Sicherung seiner Ansprüche über die persönliche Freiheit des Schuldners Gewalt zu geben. Die böheren Zinsen sind das Aequivalent für die mögliche Einbuße an Rapital. Die Schuldhaft ist mit einigen Einschränkungen auch in England und Amerika und neuerdings in Frankreich und Desterreich aufgehoben. Bei dem Ineinandergreifen des wechselrechtlichen Berkehrs konnte das Beispiel dieser Staaten nicht ohne Wirkung auf den Nordbeutschen Bund bleiben. Reform war von den verschiedensten Seiten, von den deutschen Bolkswirthen, von der conservativen und ber liberalen Partei befürwortet, und im vorigen Oftober hatte ein Beschluß bes Reichstages sie beantragt. Die Statistik sprach für ihre Einführung, indem sie nachwick, daß die von den Schuldgefangenen geleisteten Zahlungen in vielen Fällen kaum ben Kosten gleich kamen, welche die Einsperrung veranlagte, während es wenigstens unbestimmt blieb, ob die blos angedrohten aber nicht vollzogenen Arrestmandate einen bessern Erfolg gehabt hatten. Es ist ein ideales und ein wirthschaftliches Moment, weldes bei der Frage der Schulthaft entscheidet: das ideale ist die Würde der menschlichen Persönlichkeit, Die kein Anhängsel von Sachen, tein Gegenstand vermögensrechtlicher Berpflichtungen ist, das wirthschaftliche ist der falsche und ungesunde Kredit, welcher durch die Schuldhaft gefördert wird. Es ist eine Wohlthat für ben kleinen Mann, wenn man bas leichtsinnige Kreditnehmen und Kreditgeben beschränkt, wenn man ihn zwingt, seine Bedürfniffe baar zu bezahlen und von seinen Kunden Baarzahlung zu verlangen. Uebrigens ist bas Princip der persönlichen Haftbarkeit nur theilweise aufgehoben. Die Befugniß

^{*)} Diese, durch die Haltung der officiösen Blätter eine Zeit lang gesteigerte Besorgniß ist jetzt bereits verscheucht. Die rationelle Bundespolitik hat über die Umtriebe und die Unvernunft einzelner preußischer Kreise gesiegt. A. d. R.

ben Schuldner burch Arrest zu Handlungen zu zwingen, die wie die Leistung bes Manifestationseides in seinem Willen liegen, ist beibehalten, und der Reichstaa bat mit Rücksicht auf ben Verkehr zwischen den östlichen Provinzen und Rukland noch ben Busatz beschlossen, daß gegen Ausländer die Borschriften fiber ten Sicherheitsarrest bestehen bleiben, somohl zu dem Zweck ben Gerichts= fand gegen sie zu begründen, als auch die Bollstreckung der Urtheile in ihr Bermögen zu sichern. Wir wagen über die Nothwendigkeit dieser Rautelen kein Urtbeil zu fällen; jedenfalls giebt es Nationen, die bei einem großartigen Bantelsverkehr auch ohne sie auskommen. — Noch zwei wichtige Anträge wurden im Interesse der arbeitenden Klassen an diesen Gegenstand angeschlossen. eine betraf die Borlegung eines Gesetzes, in welchem das unbedingte Verbot jeder Beschlagnahme noch nicht verdienter Arbeite und Dienst= löbne ausgesprochen werbe. Er war 1865 im preußischen Abgeordnetenhaus von den Conservativen und er wurde jett von der Fortschrittspartei angeregt. Seine Durchführung, die wir von bem Bundesrath erwarten durfen, wird auf das wohlthätigste wirken. Sie wird den Arbeiter den Händen wucherischer Bandler entreißen und dem leichtsinnigen Wirthschaften auf Rosten der Zukunft vorbeugen. Der zweite Antrag bezog sich auf bas preußische Genoffenschafts= gesetz, bas ber Reichstag in etwas veränderter Gestalt auf das Bundesgebiet auszudehnen wünschte. Dieser Wunsch ist bereits in Erfüllung gegangen. In der Theilnahme an den Borschuß=, Consum= und Rohstoff=Bereinen kann der Handwerker und Arbeiter auf gesunderer Grundlage den Kredit wiederfinden, ben die Gesetze ihm ba entziehen muffen, wo er zur Zerstörung seiner Zukunft ausschlägt.

Als bebeutende wirthschaftliche Reform haben wir noch das Gefetz über die Maß- und Gewichtsordnung zu nennen. Der Norddeutsche Bund hat hier mit rascher Hand eine Arbeit vollendet, an welcher die Frankfurter Bundesversammlung sich seit 1861 abgemüht hatte. Ueber die Richtung, welche einzu= schlagen war, konnte kein Zweifel niehr sein. Das Urtheil aller sachverständigen Rreise hatte sich für das metrische System entschieden, weil dasselbe die einfachsten Zusammenhänge zwischen Längen-, Flächen- und Gewichtsmaß bietet, weil es ferner auf streng becimaler Theilung beruht und weil es burch seine Berbreitung über den Westen und Guden Europas und einen Theil Amerikas am meiften geeignet ift, Weltmaß zu werben. Die wesentlichen Bestimmungen bes Gesetzes standen also im Boraus fest; es konnte sich bei ber Berathung nur barum handeln, für die neuen Mage soviel als möglich entsprechende beutsche Benennungen zu mählen, und biejenigen alten Größenbestimmungen, die auf prattischem Bedürfnisse beruhen und mit ben Gewohnheiten des Bolts besonbers eng verflochten sind, wenigstens dann festzuhalten, wenn sie sich zwanglos und mit unbedeutenden Beränderungen in bas neue System einordnen ließen. Bum Unglud bestand bie Commission, bie ben Gegenstand zu begutachten hatte, überwiegend aus metrischen Puristen, die mit einer staunenswerthen Gleichgültigteit gegen beutsche Sprache und beutsche Boltsbedürfnisse verfuhren, und benen

es nicht die mindeste Sorge machte, Größenbegriffe wie Scheffel, Pfund, Centner, Ruthe, Rlafter, Morgen und Meile aus dem deutschen Wörterbuch auszustrei= Bei ber Gile, mit welcher die Plenarberathungen vor sich gingen, ift es benn leiber nur theilweise gelungen, unsere guten beutschen Ramen an die Seite bes griechisch-lateinisch-französischen Kauberwelsch zu setzen, und besonders gebrauchliche und nütliche Magbestimmungen aus ber alten in die neue Ordnung binüberzuleiten. Der von der Commission gestrichene Artikel der Regierungsvorlage, ber die Ruthe als Längenmaß von 5 Metern, ben Morgen als 1/4 Hettar, bie Rlafter als einen Raum von 4 Rubit-Metern festfette, ift in Folge eines Diffverständnisses bei der Abstimmung völlig verloren gegangen. Und doch witrben sich diese metrischen Mage ziemlich genau mit ben Größenbegriffen gebect ba= ben, welche wir bisher mit jenen Namen verbanden. Bas hätte es bem internationalen Berkehr geschatet, wenn wir dem Landmann seinen Morgen, bem Forstmann seine Klafter als gesetzliches Maß gelassen hätten? Jest wird bas Bolt um so zäher an den alten unrectificirten Magen festhalten, die Berwirrung wird größer werben und länger bauern. Bis zur thatsächlichen Ginfilhrung des neuen Spstems bedarf es natürlich noch einer längeren Zeit; es wirb, sobald die Eichungsbehörden mit ihrer Arbeit so weit gediehen sind, vorerst facultativ, und mit bem Jahre 1872 obligatorisch zur Geltung kommen. Der Reichstag schloß an dieses Gesetz noch ben Antrag auf Einführung eines becimalen Münzspstems und forderte die Bundesregierungen auf, durch Theilnahme an internationalen Conferenzen für die Erhaltung ter Gleichheit in ben Magen und Gewichten unter ben verschiedenen Staaten Sorge zu tragen. — Wir bürfen an diesen Kreis der wirthschaftlichen Gesetzgebung noch einige Beschlüsse zur Beseitigung socialer lebelstände anknüpfen. Das Gesetz über bie Schließung und Beschränkung ber öffentlichen Spielbanken, welches von tem preußischen Landtag angenommen war, wurde auf bas ganze Gebiet bes Nordbeutschen Bundes ausgedehnt. Der Zwed dieses Beschlusses war, das Spiel in dem hessischen Bade Nauheim unter dieselben Schranken und Fristen zu stellen, wie in ben benachbarten preußischen Babern. — Ferner wandte sich die Ausmerksamkeit des Hauses ben traurigen Borfällen zu, welche sich auf einigen Hamburger Answanderer-Schiffen ereignet hatten, und welche bewiesen, daß entweder in den Gesetzen oder in der Ausführung der Gesetze über ben Seetransport und die Verpflegung ter Auswanderer arge Mängel sein mlißten. Die Erklärungen, welche das Bundestanzleramt über feine bisher getroffenen Magregeln gab, ließen bereits einen Fortschritt erkennen. Es war eine Commission nach den Hansestädten geschickt, um die Berhältnisse zu untersuchen. Schon dies gab dort Anlaß zu einigen gesetzlichen Aenderungen. Die Baupt= sache aber war die Einsetzung einer Aufsichtsbehörde seitens des Buntes. giebt Gebrechen in den Kleinstaaten, die bei allem guten Willen nicht von ihnen selbst, sondern nur durch die Controlle einer höheren Instanz geheilt werben können, weil nur tiese außerhalb aller näheren Beziehungen zu den Personen steht, die controllirt werden sollen. Die Auswanderer können, seitdem die Behörben des Bundes die Aufsicht führen, auf den Schutz der Gesetze rechnen. Eine Reform und gleichmäßige Regulirung dieser Gesetze selbst wird freilich ihre Schwierigkeiten haben, weil sie im Einverständniß mit den Staaten vorges nommen werden muß, wohin der Zug der deutschen Auswanderung sich haupts sächlich richtet. —

Bir tommen zu ber Gruppe von Gesetzen, welche auf militärische Berhaltniffe Bezug haben. Neben ber gebienten Reserve und Landwehr giebt es nach unserem Wehrspftem noch eine Ersatreserve, die aus solchen Personen besteht, welche im Allgemeinen für diensttauglich erklärt, aber nicht zur Ginstellung ge= langt find. In früherer Beit wurde auf biefe Klasse selten zurückgegriffen, ber rapide Berlauf der letten Kriege aber zwingt uns, einen möglichst großen Theil ber gedienten Mannschaften sofort auf ben Kampfplatz zu werfen und die sonst noch verfügbaren Wehrmänner in die Ersathataillone einzureihen. Durch eine Orbre vom vorigen Frühling sind aus ber Mannschaft, welche zur Ersatreserve jurudgestellt mar, die dienstlichtigsten zur sofortigen Ginftellung im Fall einer Mobilmachung besignirt worden. Gine Folge bieser Neuerung ist, daß die Pflich= ten, welche tie Rreise und die städtischen Communen gegen die einberufenen Reservisten und Landwehrmänner zu erfüllen haben, nun auch auf diesen The l ber Armee ausgebehnt werden muffen. Dies ist in dem Geset, betreffend Die Unterftütung ber bedürftigen Familien ber zum Dienft einberufenen Mannschaften ber Ersatreserve, geschehen. Ein zweites Gefet ordnet die Quartierleistungen im Frieden. Es erhöht die bisher gewährte Entschädigung und vertheilt die Lasten gleichmäßiger als es früher gefchehen war. Freilich ließen diese Gesetze ben Wunsch übrig, daß die Leistun= gen ber Bürger für die Armee einer allgemeinen Revision unterzogen würden. Es ist nicht die Größe der Last, sondern die gleiche Bertheilung, um die es sich handelt. Es muß dafür gesorgt werden, bag im Kriege einzelne überbürdete Rreise bei bem größeren Berbande ter Proving Bulfe finden können, und es muß im Frieden die sehr verschiedene Art, wie Stadt und Land und die einzel= nen Städte bisher in Anspruch genommen wurden, durch möglichst allgemeines Rafernement beseitigt werben. Durch ein brittes Gefet wurden ten Ungebo= rigen ber ehemaligen Schleswig-Holfteinischen Armee Benfionen und Unterstützungen bewilligt und damit die letten Spuren der Ollmützer Bolitik ausgelöscht. Die Bedingungen sind weit günstiger, als sie Preußen ben Angehörigen seiner eigenen Armee gewährt. Man hat nicht nur von ter funf= jehnjährigen Dienstzeit und ber Invalidität abgesehen, sondern auch die zeitweise Benfionsberechtigung in eine lebenslängliche verwandelt und die Gage für die niedrigen Chargen, sowie auf den Antrag des Reichstages auch die für die mittleren, bedeutend erhöht. Da die Schleewig-Holsteiner so lange Zeit die verzogenen Rinder der Nation waren, so wundert es uns freilich nicht, daß selbst bieses Dag von Noblesse einzelnen Abgeordneten noch nicht genügte. — Ends lich haben wir an diefer Stelle noch eines internationalen Bertrages zu gebenlen, ber mit Rudficht auf die Anforderungen ber preußischen allgemeinen Wehr-

pflicht geschlossen worden ist. Es ist der Vertrag zwischen der deutschen und ber nordamerikanischen Union über die Staatsangehörigkeit berjenigen Personen, welche aus dem Gebiet des einen Theils in das des andern einwanbern. Der Bertrag ist bedeutsam, weil er die Streitigkeiten beseitigt, welche nach den bisher geltenden Grundsätzen über Recht und Pflicht des amerikani= schen und des preußischen Bürgers in unzähligen Fällen entstanden und ent= stehen mußten. Der Preuße, welcher in Amerika naturalisirt war, hatte nach ben Begriffen ber Unionsregierung keine Berpflichtung mehr gegen sein Beimatheland, mabrend er nach preußischen Begriffen bei seiner Rückehr zum Di= litärdienst herangezogen und für die versäumte Pflicht bestraft werden konnte. Dieser Widerspruch mar unlösbar, so lange jeder Theil sich auf seine Autonomie berief und die Staatsangehörigkeit für eine unverlierbare oder erst spät verlöschende Eigenschaft erklärte. Er ist jest durch wechselseitiges Entgegenkom= men gelöst. Beide Staaten haben anerkannt, daß ein fünfjähriger Aufenthalt in Verbindung mit der Naturalisation ben Deutschen in einen amerikanischen, den Amerikaner in einen deutschen Bürger verwandeln und daß diese Verwand= lung wieder aufgehoben sein solle, wenn ber Ausgewanderte zwei Jahre in der ursprünglichen Beimath verweilt. Die süddeutschen Staaten werden, wie bas Beispiel Baverns zeigt, Diesen Bertrag sich aneignen; es verträgt sich mit ihrer Gelbständigkeit zwar nicht, daß sie die beutschen Gesetze mit berathen, aber fie burfen sie nachträglich copiren. Der tiefere Grund unserer Berständigung mit Nordamerika liegt in den aufrichtigen Gefühlen des Wohlwollens, womit jede ber beiden Nationen die wachsende Größe und Macht der anderen betrachtet. Beide fühlen, daß Europa und Amerika mehr und mehr in ein Staatenspftem verschmelzen und daß die Zeit nahe ist, wo sie aneinander einen Stütpunkt jum Schutz gemeinsamer Intereffen finden tonnen. -

Indem wir uns von den wirthschaftlichen und militärischen zu den mehr politischen Fragen wenten, mindert sich allerdings die Befriedigung über die Resultate der Session. Wir haben auf diesem Felde von fehlgeschlagenen Ber= suchen, von Stückarbeit ober von provisorischen Auskunftsmitteln zu berich-Der Versuch des Abgeordneten Laster, den endlosen Conflikt über die Redefreiheit der preußischen Volksvertretung auf dem Boden des Buntes zu lösen, scheiterte an der Weigerung des Bundesraths. Indeß gab Graf Bis= mark bas Bersprechen, sich innerhalb ber preußischen Sphäre, selbst im Wiberspruch mit Allem was er früher gesagt habe, für die Sache zu bemühen. "ben Preis des inneren Friedens in einem großen-Lande" erklärte er sich geneigt, den Antrag in den Kauf zu nehmen, und so dürfen wir erwarten, daß er in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident für eine Deklaration des Art. 84 etwa in dem Sinne wirken wird, wie sie früher von den Freicon= servativen des Abgeordnetenhauses vorgeschlagen wurde. — Es war die Absicht ber Bundesregierung gewesen, dem diesjährigen Reichstag ein umfassendes Ge= set über die Rechtsverhältnisse der Bundesbeamten vorzulegen. biefe Arbeit wurde nicht fertig; es tam nur zu einem Bruchstück, welches einige

äuserliche Fragen über bie Staatsangehörigkeit, die Steuerpflicht u. f. w. der Bundesbeamten ordnen sollte. Auch über diese wenigen Bestimmungen konnte man fich zuletzt nicht einigen, weil der Reichstag nicht zuließ, daß die Bundesbeamten gleich ben preußischen von den Gemeindesteuern theilweis oder ganz befreit wurden. Eine lediglich provisorische Aushlilfe murbe für die Revision bes Rechungswesens des Bundes getroffen. Man übertrug bas Geschäft, bie Rechnungen des Bundeshaushaltes zu prüfen und festzustellen, für die Jahre 1867-69 ber preußischen Oberrechnungstammer. Aber auch die Einrichtung diefer Behörde ift eine provisorische; ihre Stellung gegenüber ben Diniftern und bem Souveran ift noch dieselbe geblieben, wie sie zur Zeit des absoluten Staats war; ihre Instruktionen sind nur theilweise bekannt, ihre collegiale Berfaffung ift durch die Befugnisse erschüttert, welche spätere Berordnungen ihrem Präsidenten ertheilten. Ihre constitutionelle Umbildung, von der die ernftliche Controlle des Rechnungewesens seitens der Boltsvertretung abhängt, ift eine von ben vielen Aufgaben, welche in ber preußischen Berfassungsurtunde bingestellt aber bisher nicht gelöft sind. Wir stoßen hier auf einen jener Punkte, die uns daran erinnern, daß unser Staat erst am Anfang seiner parlamentarischen Entwidelung steht, und die den Gedanken nahe legen, daß die Beriobe ber Conflitte mit bem Jahre 1866 wohl schwerlich für immer geschlos= fen ift. Rur freilich ift nicht jede Zeit gleich geeignet zu jedem Geschäft, und das eben ift die ernste Frage, ob in der heutigen Lage des nordbeutschen Bunbes, wo die Gefahr eines großen Existenzkampfes sichtbar über uns schwebt, es nicht rathsam ift, jedes erträgliche Provisorium einem Conflikt seiner Staatsgewalten vorzuziehen.

Dit dieser Frage kommen wir auf die Verhandlungen über die Verwal= tung des Bundesschuldenwesens. Wir werden diesen Gegenstand, über ben bas Urtheil ber nächsten Freunde unserer Zeitschrift gespalten ift, mit ber sorgfältigsten Objektivität barftellen. Das Princip bes Miguel'schen § 17, daß bem Reichstag die direkte civilrechtliche Belangung ber Bundesschuldenbeamten zustehen folle, wird vom liberalen Standpunkte aus nicht bestritten werben konnen. Handelte es sich um ein Klagrecht gegen die Minister in Sachen ber hohen Politit, so konnte man einwenden, daß unsere Rreisrichter Beurtheilung verwidelter politischer Situationen nicht geeignet sind, und bag jur Ausführung bes Gebantens, einen Rampf zwischen ben oberften Staatsgewalten im Bege des Prozesses zu entscheiden, mindestens die Einrichtung eines mit höchstem Ansehen bekleideten Staatsgerichtshofes gehöre. Handelte es fich ferner um bas Rlagrecht gegen Berfonen, die im engeren Sinn politische Beamte, executive Organe ber Regierungsgrundfage bes jeweiligen Ministeriums find, so könnte man sagen, daß deren direkte Belangung die Disciplin, den Busammenhang innerhalb ber Regierung lodere, daß für ihre Handlungen nur ihre Chefe zur Berantwortung gezogen werden dürften. Beide Fälle trafen hier nicht zu; bas Berfolgungsrecht bes Reichstages sollte sich weber auf ben Bun= bestanzler, noch auf einen seiner politischen Beamten erftreden, es bezog sich vielmehr auf eine Behörde, beren Mitglieder eiblich geloben müssen, ihre Funttionen unabhängig von jeder Gewalt, auch von der des Ministers zu vollziehen, und deren Geschäfte so einfach, durch den Wortlaut des Gesetzes so unzweideutig vorgeschrieden sind, daß ein Bersuch ihres Chefs, sie aus politischen Gründen zu Gesetzesüberschreitungen zu bewegen, kaum denkbar, die Ueberschreitung selbst, aus andern Gründen als denen der Unrechtlichkeit und Nachlässisseit, kaum möglich ist. Zinsenzahlung und Amortisation, Ausgabe von Obligationen und Führung der Rechnungen — das sind Dinge, bei denen es nicht auf die Politik, sondern auf die Ehrlichkeit und Pünktlichkeit ankommt. Daraus folgt freilich auch, daß die Forderung des Reichstages praktisch sehr wenig Werth hatte; sie war nur wichtig wegen des Princips, daß die Volksvertretung selbsständig eine Rechtsverfolgung einleiten dürfe, daß die büreankratische Phalanx an irgend einer Stelle durchbrochen werden könne.

Und sie wird durchbrochen werden müssen, wenn überhaupt der Grundsat gelten soll, daß auch die Verwaltung unter festen Rechtsnormen steht. So lange die Auslegung der letzteren und ihre Anwendung wieder nur von der Verwaltung selbst abhängt, steht sie thatsächlich unter keinen Rechtsnormen. Go lange die niedere büreaukratische Instanz, ohne Unterschied der einzelnen Beamtenklassen, von der höheren gedeckt wird und die ganze Berantwortlichkeit auf das zweifelhafte Schauspiel einer Ministeranklage hinausläuft, ist die Berantwortung keine ernste. Die Einheit und Energie ber Berwaltung, die für einen großen Staat nothwendig ist, muß sich mit der Rechtssicherheit der Bürger und mit ber wirksamen Controlle der Volksvertretung doch noch anders vermitteln lassen, als es bisher bei uns geschehen ist. Die Thatkraft großer Staatsmänner wird darunter nicht leiden. Denn darin eben besteht ihre Größe, daß sie ihren Ruf und ihre Existenz an einen kühnen Entschluß setzen. Und um wie viel würde benn der gewaltige Ernst ber Berantwortlichkeit gegen König, Baterland und Volk, der auf dem Leiter der preußischen Politik im Mai 1866 lastete, burch ein formelles Ministerverantwortlichkeitsgesetz gesteigert worden sein?

Aber Graf Bismard und mit ihm der Bundesrath beharrten bei den trabitionellen Anschauungen unseres Beamtenthums. Von dem Zustandekommen
des Gesetzes über die Bundesschuldenverwaltung hing die Emission der Marineanleihe ab. Als der Reichstag am 22. April sein früheres Botum über, den
§ 17 wiederholte, zog Graf Bismard den Gesetzentwurf zurück und erließ sosort
die eingreisendsten Beschle zur Beschränkung der Marineausgaben. Es waren
auf Rechnung der erwarteten Anleihe bereits contractliche Verpslichtungen übernommen, das Extraordinarium, welches sür die Hasenbauten von Kiel und an
der Jahde bestimmt war, konnte nicht beschränkt werden, man sparte also an
dem Ordinarium sür den lausenden Dienst der Marine. Matrosen und Arbeiter wurden entlassen, Fahrzeuge außer Dienst gestellt, Schiffe, die zu handelspolitischen Zwecken in die ostasiatischen Gewässer geschickt werden sollten, zurück
gerusen; ein Kanonenboot zum Schutz der ostsriesischen Küste gegen die Käubereien englischer Fischer konnte erst auslausen, nachdem das sandwirthschaftliche

Ministerium die sehr geringen Kosten gebeckt hatte. Auf diese Weise sollten an dem Ordinarium des lausenden Jahres 300,000 Thaler erspart werden. Man nannte dies Birement streng constitutionell. Herr von Roon indeß, dem die Marine durch eine lange, ersolgreiche Verwaltung an's Herz gewachsen ist, gestand später im Reichstag, daß ihn weniger der Beschluß vom 22. April, als die Consequenz bedrängt habe, die daraus gezogen worden sei. Denn mit der Ausbilbung und Bermehrung des Flottenpersonals war es vorläusig vorbei; seit Jahren mühsam angesponnene Fäden waren durchschnitten. Der Spieß war wirklich umgekehrt; nicht die Regierung sondern der Reichstag und das Volk waren in Berlegenheit um die Flotte.

etat bewilligt zu erhalten, es war auch nicht unmöglich, den Betrag der Anleihe ratenweis durch Matricularbeiträge aufzubringen. Aber die Regierungen weisgerten sich, den einen wie den anderen Weg zu betreten. So stand der Reichstag vor der Alternative, entweder die Flotte Preis zu geben, oder eine Berständigung in der Frage der Bundesschuldenverwaltung zu suchen.

Er wählte das lettere. Die Regierung brachte ihm ein Compromiß entgegen; am 10. Juni schlug sie vor, bis zum Erlaß eines definitiven Bundesschuldensgesets, die Berwaltung der Anleihe vom 9. November 1867 der Hauptverwaltung der preußischen Staatsschulden zu übertragen. Das Berbot der Convertirung der preußischen Staatsschulden zu übertragen. Das Berbot der Convertirung dene Gesetz wurde aufrecht erhalten. Formell war keine der streitenden Parzteien unterlegen, jede beharrte bei ihrer Anschauung, der Austrag des Princips wurde vertagt. Der Neichstag beschließt nur, sagte Graf Bethusp-Huc, über § 17 heute nicht zu beschließen. Indeß der Umstand, daß der geldbewilligende Fastor in diesem ersten Fall auf die gestellten Bedingungen hatte verzichten müssen, sprach doch nicht gerade dafür, daß er im zweiten oder britten Fall glücklicher sein werde, wenigstens nicht so lange die inneren und äußeren polizischen Berhältnisse des Bundes die gleichen sind.

Die nationalliberale Partei, dies wird man nach dem Verlauf der Frage wohl zugestehen müssen, unterschätzte die Stärke und das Unabhängigkeitsgefühl einer Regierung, welche die Siege von 1866 errungen hatte. Sie stand im April unter dem Eindruck der ziemlich kläglichen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses. Sie fürchtete bei der Stagnation der inneren preußischen Politik den Boden unter den Füßen zu verlieren. Aus dieser Stimmung ging die Wiederaufnahme des vorjährigen Antrages hervor. Während des Zollparkamentes änderte sich die Stimmung. Da saßen dicht zusammengeschlossen die siddeutschen Consöderirten; sie stellten alle inneren Parteischattirungen hinter dem einen Hauptzweck zurück, den Norddeutschen Bundesstaat zu bekämpsen. Ihr Beispiel verdiente einige Nachahmung; ihr Fanatismus, ihre drohenden Hinsbeutungen auf das Ausland mahnten daran, daß wir Feinde ringsum haben. Die kolossalen Rüstungen Frankreichs gingen unablässig vorwärts; jeder wußte, daß sie uns allein gelten. War es Angesichts eines solchen, ganz Europa in Spannung haltenden Schauspiels erlaubt, das schwächste Stück unserer Rüstung

noch schwächer werben zu lassen? Durfte eine nationale Partei die Berantwortung, wenn auch nur zum Theil, dafür übernehmen, daß unsere Listen undefestigt blieben, daß selbst so schwache Staaten wie Dänemark ober Schweben sich beim Ausbruche des Krieges uns vielleicht auf dem Meere überlegen zeigten? Die Fortschrittspartei sagte: warum sollen wir patriotischer sein als die Regierung? Wenn diese es über sich gewinnt, um einer Doctrin willen die Flotte zu schädigen, so dürsen wir es auch. Das ist die Sesinnung, welche das Land im Jahre 1861 in den Militärconssist hineinsührte; jeder Theil berief sich auf sein Stück Recht, wie Scholod auf seinen Schein. Wir wissen, was der Parlamentarismus mit dieser sormellen, die Vertheidigungsbedürsnisse des Staates übersehenden Rechtsconsequenz gewonnen hat. Eine Partei, welche aus der Geschichte zu lernen versteht, wird sich vor dieser oberstächlichen Entschiedenheit in Acht nehmen.

Wir haben hiermit die legislative Thätigkeit des Reichstages nahezu erschöpft. Als wichtig heben wir noch ben Pland'ichen Antrag hervor, den Entwurf eines gemeinsamen Strafrechtes und Strafprozesses, so wie die badurch bebingten Borschriften ber Gerichtsorganisation vorbereiten zu lassen. Bundestanzleramt erklärte sich in der Sache völlig einverstanden, und so steht zu hoffen, daß an die Revision dieses Rechtsgebietes unverzüglich Band angelegt wird, und daß die Personen, welche man mit ber Aufgabe betraut, ihre Arbeit in Berbindung mit der Civilprozegcommission vollziehen werden. Denn zwischen ben beiben Gebieten ist ein enger Zusammenhang, und besonders die Frage ber Gerichtsorganisation muß mit Rücksicht auf beide angegriffen werden. Auch bier ist es die bloge Thatsache des Norddeutschen Bundes, welche uns zwingt, eine großartige Reform unferer gesammten Rechtsverhältniffe einzuleiten. Bei ber Lebhaftigkeit bes modernen Berkehrs ist es nicht zu ertragen, daß innerhalb eines einheitlichen Staatswesens fast jedes Einzelterritorium seine besondere Prozesordnung und Preußen allein vier verschiedene Formen bes Strafprozesses besitzen soll. Auch die Berschiedenheit des materiellen Strafrechtes zwischen Preugen und ben kleineren Staaten läßt sich ohne Störung des Rechtsgefühles nicht festhalten. Wie in dem wirthschaftlichen Leben so müssen wir in dem Rechtsleben die Folgerungen ziehen, die sich aus dem Begriff der Staatseinheit erge-Das absolute Bedürfniß verbürgt uns die Lösung dieser Fragen. — Dagegen hängen wir mit einem anderen, im Reichstag angeregten völkerrechtlichen Fortschritt, bem Antrag Aegibi's auf internationale Berhandlungen um bie Freiheit bes Privateigenthums zur See in Rriegszeiten zur Anerkennung zu bringen, von bem guten Willen anderer maritimer Staaten ab, unb besonders das Interesse Englands wird hier wohl noch längere Zeit im Wege stehen. — Auch die Beschlusse bes Reichstages in Betreff ber burgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ber Juben, die durch Beschwerben aus Medlenburg veranlaßt wurden, finden in Berlin augenblidlich teinen gunfti= gen Boben. — Schwer zugänglich erwies sich bas Bundestanzleramt für bie Uhterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen. Man muß ja zugestehen, daß

nach bem Wortlaut ber Reichsverfassung solche Zwede ben einzelnen Staaten tberlaffen bleiben, indessen wenn der Reichstag freigebig sein will, so sollte man nicht allzuängstlich sein in der Förderung der idealen Interessen der Ration. — Endlich hat ber Reichstag in ben Formen seiner Geschäftsordnung Berbefferungen eingeführt bie, wie wir überzeugt find, die gunstigsten Wirkungen für unser parlamentarisches leben haben werben. Die ermübenden Wahlprüfungen beim Beginn der Legislaturperiode find durch ein zweckmäßigeres Ber= sahren beseitigt. Es gelangen nur die Wahlen zur Entscheidung des Hauses, bei benen die Abtheilungen ein erhebliches Bebenken finden; die andern erhalten nach einer gewiffen, chne Ginsprache ber Babler verlaufenen Frist von selbst befinitive Gultigkeit. Zweitens ift für bie Gesetzentwürfe eine breifache Lesung eingeführt und zwar so, daß das Haus nach der ersten, die allgemeinen Prin= cipien bes Gesetzes betreffenden Berathung Beschluß barüber faßt, ob es bas ameite Stadium, die Discussion ber Details bes Enswurfes, in einer Commisfion ober im Plenum vornehmen will. Diese neue Methode beugt Uebereilungen in ber Beschlußfassung vor und gewährt der Specialdebatte einen freieren Raum. Drittens ift die Rednerliste, bas Spstem der Anmeldungen der Redner vor dem Beginn der Discussion und die Ordnung ihrer Reihenfolge durch das Loos, abgeschafft und an beren Stelle bie natürlich fortlaufende Debatte gesetzt. And in biefen Reformen brudt sich bas Streben bes beutschen Beistes aus, von ben französisch-belgischen Borbildern sich zu befreien, die leere Rhetorik an verbannen und eine ernste, tuchtige Behandlung ber Geschäfte einzuführen. Die üble Erfahrung, daß ber Reichstag mehrmals nicht beschlußfähig war, hat noch einige Borschläge zur Abhülfe hervorgerufen. Es sollte ben Provinzial= und Territoriallandtagen verboten werben, gleichzeitig mit bem Reichstag zu tagen, und von der anderen Seite wurde gefordert, gegen die fehlenden Mit= glieder eine ftrenge Disciplin, bis zur Caffation des Mandats, zu üben. Der lettere Borichlag ift indeg vor der Hand zurüdgezogen. Wenn das Etats= jahr erst geandert und für die Session des Reichstages eine bestimmte und medmäßigere Zeit festgesetzt ift, so werden die Mitglieder wohl in größerer Bahl erscheinen. Außerdem steht nichts im Wege, die zur Beschlußsähigkeit jett erforderliche Anzahl herabzusetzen. Das Recht des Hauses über eine Sache zu beschließen kann boch nicht blos von der äußerlichen Ropfzahl abhängen. tommt nicht darauf an, daß gerade die Hälfte der Abgeordneten da ist, sondern daß diejenigen da sind, welche Interesse für den Gegenstand haben und die Sache verstehen. —

Bir schließen unsere Uebersicht mit einigen Worten über den Bundes= haushalt. Die Einfachheit desselben erkennt man schon aus dem Umstand, daß es möglich war, ihn in zwei Wochen zu berathen. Für uns Liberale hat das Studium dieses Etats noch einen besonderen Nutzen. Wir sind zuweilen in Gesahr, mit unsern Idealen den Gang der Dinge zu übersliegen, den ein= heitlichen Norddeutschen Staat, der erst im Entstehen ist, als eine fertige Thatsache vorauszusezen und an diese singirte Wirklichkeit mit Ansorderungen heranzutreten, die nur der entwidelte Einheitsstaat befriedigen kann. Da ist es gut, die dünnen Hefte zur Hand zu nehmen, in denen die Einnahmen und Ausgaben des Bundes verzeichnet stehen, und dazu etwa die gewaltigen Quartanten hervorzuholen, welche den Haushalt des preußischen Staates darstellen. Dort sinden sich außer den Erträgen der Zölle und indirekten Steuern, die ungefähr zwei Drittheile der Ausgaben deden, nur die bescheidenen Einnahmequellen aus den Ueberschüssen der Post und Telegraphie; der ganze Rest, fast ein Drittheil des Haushaltes, wird durch Matricularumlagen aufgebracht, also durch eine Art der Besteuerung, welche an den alten Bund und das verfallende deutsche Reich, aber nicht an eine staatliche Gemeinschaft erinnert. Dort sind ferner, wenn wir von Armee und Marine absehen, nur Ausgadepositionen sür das Bundeskanzleramt nehst dem Bundesrath und Reichstag, sür die Consulate und sür jene zwei Verwaltungszweige, welche ihre Reinerträge an den Bund abgeben. Das ganze Budget schließt ab mit der sehr mäßigen Summe von 77%10 Wilslionen.

Je nachdem wir den Etat mit dem Auge des Finanzmanns ober des Politikers betrachten, ruden die schwarzen Punkte, die auch ihm nicht fehlen, an verschiedene Stellen. Seine Zolleinnahmen find durch die Lähmung des Berkehrs und die Tarifreduktionen, seine Posterträge durch die neue Portotaxe und die Erhöhung der Beamtengehälter geschmälert. Daher haben die Matricularbeiträge für 1869 um 31/4 Millionen hinaufgesetzt werben muffen, und für 1868 erwartet uns eine Nachforderung, die dieser Summe ziemlich nahe kom= men wird. Nur allmählig können jene Ausfälle sich ausgleichen und kann bie gute Seite ber Tarif = und Berkehrsreformen auch für die Bundesfinanzen zu Tage treten. Indeß der Nordbeutsche Bund wird von Finanzschwierigkeiten nicht eben gebrudt. Er ist in dieser Hinsicht von den Großstaaten, in beren Reihe er eingerückt ist, so verschieden als möglich. Man sieht es ihm an, daß er von dem finanziell solidesten Staate herstammt, ben es auf bem Continent giebt. Im Interesse seiner festeren Berkittung mochte man ihm bas anwunschen, was die anderen zu viel haben -- Schulden und birette Steuern. Bahrend sonst die Bölker die Größe ihrer Staatsausgaben beklagen, müssen wir bedauern, daß der Bundeshaushalt nicht rascher wächst, da ja dieses Wachsthum nur die Uebertragung ber Ausgaben von ben Einzeletats auf ben Gesammtetat der Nation bedeutet.

Die Bewegung geht in dieser Richtung nur langsam vor sich. Einzig das Kapitel über das Consulatswesen zeigt eine erheblich höhere Ziffer, also eine fortzeschrittene Organisation. Im Uebrigen sind die Berwaltungsapparate des Bunz des noch von primitiver Einsachheit, ja dieser Urzustand würde es ihm geradezu unmöglich machen, in unserer verwickelten modernen Welt zu existiren, wenn nicht überall, wo es ihm sehlt, der preußische Staat mit seinen Organen ergänzend einträte.

Das Gemenge zwischen Preußisch und Nordbeutsch ist noch sehr groß. Wir haben seit Neujahr Gesandte bes Nordbeutschen Bundes, aber sie stehen

gleich dem Chef und den Räthen des auswärtigen Amtes nicht auf dem Bunsdesetat, sondern sie beziehen ihr Gehalt aus der Rasse des preußischen Staats, dessen diplomatische Organe sie gleichzeitig sind. Umgekehrt steht auf dem Bunsdesmilitäretat das Gehalt eines Kriegsministers, aber die Person, welche dieses Gehalt bezieht, ist nicht Bundesminister, sondern — wie Herr von Roon dies schwerverständliche Berhältniß erläuterte: die Geschäfte der Bundes-Armee und der Bundes-Marine werden mit Erfolg von den Personen wahrgenommen, welche Se. Maj. der König mit der Verwaltung der preußischen Armee und der preußischen Marine betraut hat. Wir haben einen Bundeskanzler, der aber nur als preußischer Premierminister Gehalt bezieht. Wir haben einen Etat von saft 78 Millionen, aber die Revision desseht wird von dem preußischen Fisnanzminister aus Gefälligkeit besorgt, und wir geben nur 1800 Thaler sür die Kosten der Kassenverwaltung aus.

Diese wenigen Büge mögen genügen, um uns die Unfertigkeit unserer Bustände vor Augen zu stellen. Es geschieht das ohne Klage und ohne Tadel. Denn ein großer Staat kann nicht in einem Jahr innerlich auswachsen; ein Bau, der Jahrhunderte überdauern soll, läßt sich nicht über Nacht errichten. In gemäßigter Sprache hat der Reichstag auf die augenfälligsten Lücken hingewiesen und ihre Bervollständigung gefordert. Bon freiconservativer wie von - liberaler Seite ift ber Wunsch ausgesprochen, daß das Gesandtschaftswesen auf ben Bundesetat übernommen werben möge. Das Wesentliche bieses Schrittes liegt nicht in ber verhältnismäßig geringen Entlastung Preußens, sondern in ber veränderten Stellung der Gesandten zu den Interessen der nichtpreußischen Unterthanen. Ferner wurde ernstlich auf die Ernennung von Bundesministern für Arieg, Marine und Finanzen angetragen. Es handelt sich dabei in erster Linie nicht um constitutionelle Ibeen, sondern um die sachkundige Führung der einzelnen Resforts und um die Befestigung des Bundes. Die heutige Leitung aller Bundesangelegenheiten durch eine einzelne Person ist nur denkbar, so lange Graf Biemard die Geschäfte versehen kann; es ist eine Einrichtung ad hoc ober vielmehr ad hunc. Aber ber Schöpfer bes Nordbeutschen Bundes wird nicht wollen, daß seinem Werke die Formen vorenthalten bleiben, durch welche es über die Zufälligkeiten personlicher Geschide hinausgehoben wird.

Berlin, Aufang Juli.

W.

Eine Reliquie von Friedrich dem Großen.

Ein Sammler von Hassiacis, der jetzt in Amerika lebt, ist auf eine im Räheren mir unbekannte Weise in den Besitz des Resumés der Rede gekommen, welche Friedrich der Große im Frühjahre 1756 an den katholisch gewordenen Erbprinzen Friedrich von Hessen=Cassel gehalten hat und das ich hiermit der

Deffentlichkeit übergebe. Denn wenn auch die in diesen Worten ausgesproche= nen Grundsätze Friedrich's sich aus seinen schon gedruckten Schriften sämmtlich belegen lassen, so dürfte doch kaum irgend wo ein so kurz zusammengefaßtes Eredo des großen Königs sich sinden.

Ueber die Erhaltung dieses Actenstlickes bemerke ich nach dem mir vorliegenden Material Folgendes. Es waren nur wenige vertraute Generale im Cabinete des Königs, als der Erbprinz eintrat und Friedrich denselben nach einer turzen, peinlichen Pause in französischer Sprache anrebete. Von Einem ber Anwesenden, einem der königlichen Generaladjutanten — "von Ingersleben" bekleidete damals diese hohe Charge — soll nun dieses Resume unmit= telbar nach der Audienz aufgezeichnet und in dem Familienarchive desselben aufbewahrt worden sein. Erst vor wenigen Jahren sei es bort wieder aufge= funden worden. Nach mir gewordenen Mittheilungen ist unter ben Keunern ber friedericianischen Literatur bisher Nichts von dieser Aufzeichnung bekannt gewesen. Da ber Inhalt berfelben aber an und für sich keinen Berbacht erregt, jener Sammler von Hasslacis sie gewiß nicht erfunden hat und wohl Niemand ein Interesse an einer solchen Fälschung haben kann, so halte ich dieselbe trot ihrer unvollständigen äußeren Bezeugung für ächt und authentisch. Wie weit dieselbe der Rede des Königs selbst genau entspricht, läßt sich natürlich nicht feststellen. — Der Pring, an welchen der große König die Ansprache hielt, war der Urgroßvater des letten Kurfürsten von Hessen. Derselbe war am 14. August 1720 als der zweite Sohn des Landgrafen Wilhelm VIII. geboren, hatte eine sorg= fältige Erziehung genossen und unter Andern auch in Genf studirt. Als ganz junger Prinz hatte er sich die Zuneigung des Königs Georg II. von England so zu erwerben gewußt, daß ihm dieser seine Tochter Maria 1740 zur Gemahlin gab. Als dieselbe verstorben war, verheirathete er sich 1773 zu Berlin mit der Prinzessin Philippine Auguste Amalie von Brandenburg = Schwedt. bei bieser Trauung ließ sich Friedrich der Große eine schriftliche Zusage von bem Bräutigam ausstellen, daß sämmtliche aus dieser Berbindung zu erwartenden Kinder in der evangelisch = reformirten Kirche erzogen werden sollten. (Preuß III. 183.)

Nachdem der Erbprinz von Heffen als hessischer Generalmajor seine Truppen nicht ohne Geschick in Bapern und Brabant gegen die Franzosen geführt hatte, stritt er auch in Schottland wider den Prätendenten Karl Ednard Stuart, und entschied die Schlacht von Culloden. Im Mai 1756 gab ihm Friedrich der Große ein Regiment zu Wesel und er machte darauf als Preußischer Generallieutenant die Feldzüge von 1757—59 mit. Im Jahre 1760 kam er dann zur Regierung als Landgraf und starb am 31. Oktober 1785.

Während eines längeren Aufenthaltes in Paris war der schwache junge Mann den Jesuiten in die Hände gefallen und 1749 war er förmlich zur kastholischen Kirche übergetreten. Ich unterlasse es hier auf die Details dieser Conversion einzugehen, da wir binnen Kurzem hoffentlich die erste, auf archivalischen Studien beruhende höchst interessante Geschichte derselben erhalten werden,

und bemerke nur noch, daß durch eine unter den Schutz des corpus Evangelicorum, der Könige von Preußen, Dänemark und England gestellte Asseturaztionsakte, die wegen ihrer Strenge vielsach getadelt worden ist, der llebertritt des Erbprinzen zur katholischen Nirche für das protestantische Glaubensbekenntnis Dessens unschädlich gemacht wurde. Landgraf Friedrich ist derselbe, der die Sömmering und Förster nach Cassel zog, aber auch derselbe, der die Hessen nach Amerika verkaufte, "comme on vend du bétail pour le faire égorger," um mit Friedrich dem Großen zu reden. So schrieb berselbe unter Anderm am 16. Juni 1776 über den Landgrafen. Was er ihm im April 1756 — Preuß III. 183 — sagte, ist nun Folgendes:

"Sie begreifen, mein Prinz, daß ich zu meinem großen Leid Ihren Reli= gionswechsel erfahren habe. Ach, die betrübenden Folgen, die daraus hervorgeben würden, waren nur zu leicht vorauszusehen. Man hat gewünscht, daß ich Ihnen darüber meine Ansicht ausspreche. Indessen weiß ich kaum, ob nach geschehenen Dingen es noch Heilmittel giebt. Mein Gott, welche Beranlaffung konnte Sie nur zu einem solchen Schritte bewegen? Welche es aber auch war, ich bin überzeugt, lieber Better, daß, wenn Sie vorher gewußt hatten, wie fehr Sie badurch Ihren Bater, Ihre würdige Gemahlin, Ihre fünftigen Unterthanen, ja bas gesammte protestantische Europa betrüben würden, Sie ihn ganz gewiß nicht gethan hatten. Nein, wahrlich, kein fühlend Berg, bas für Ehre und Bahrheit schlägt, ist im Stande, der Liebe seiner Angehörigen, dem Vertrauen seiner Unterthanen, der Achtung der Welt muthwillig zu entsagen. Zwar weiß ich recht gut, daß da, wo es sich um unser Seelenheil haudelt, man sich über alle weltlichen Rudsichten hinwegsett. Aber es ist unmöglich, daß Gott unsere ewige Seligkeit von unserm äußerlichen Kirchenglauben abhängig mache. Die Geistlichen streiten, bogmatisiren barüber, und feinden sich deghalb an. Der Christ zieht vor, Gott und seinen Nächsten zu lieben, ohne seine Bernunft der Entscheidung eines Kirchen-Oberhaupts oder einer Versammlung von Geistlichen zu unterwerfen. Die Ueberzeugung erkennt nur eine Behörde an: die Wahrheit; der Lohn der Glaubensfäße und Meinungen wird niemals die Seligkeit sein. Man braucht nur nachzubenken, um die Trugschlüffe ber katholischen Religion zu finden; sie sind so hervortretend, daß man selbst bann keinen Geschmad baran finden wirb, wenn es einem wirklich mehr barum zu thun ware, über Gott zu sprechen, als ihn zu lieben. Doch abgesehen von alle bem, so würde ich mir an Ihrer Stelle gefagt haben: es ist unmöglich Gottes Wille, daß ich mich auf einem Wege in Sicherheit bringe, ber babin führt, mit Hintausetzung meiner heiligsten Pflich= ten meine ganze Familie tief zu betrüben. Ich glaube indessen zu durchschauen, was Sie zu einem solchen Schritt hat verleiten können. Wenn man jung ist, begeht man gewöhnlich Thorheiten; ich selbst nehme mich nicht davon aus. Der Augenblick kommt, wo man sie bereut, bas bedrängte Gewissen trübt die Ruhe unserer Tage, man sucht seiner Vorwürfe los und ledig zu werden; nun nahen sich Menschen, welche betheuern: Gott wolle und könne die Lossprechung von allen Sünden durch die Auflegung einer Priesterhand auf das schuldige Haupt sofort bewirken; ein sehr bequemes Rettungsmittel, bas man freudig ergreift, bas zu anlockend ist, um daß man seine Gewißheit erst noch prüsen oder gar daran zweiseln sollte."

Hier unterbrach der Erbprinz sehr bewegt den König mit den Worten: daß es ihm gerade so ergangen sei. Der König suhr fort:

"Wohlan, so bebenken Sie aber auch jett, daß diese von Ihnen so sehr ersehnte Lossprechung, Die Ihr Herz erleichtert, Ihnen sehr theuer zu stehen tommen wird. Derfelbe Mund, ber ihr Seelenheil verkundete, wird auch sei= nen Bannstrahl über Sie ausstoßen, wenn Sie bas Schwert nicht für bie Berrschaft ber römisch-katholischen Kirche in die Pant nehmen, wenn Sie nicht ben Bewissenszwang gestatten, wenn Sie nicht Ihre weltliche Gewalt bazu auwenden, sich und Ihren Unterthanen schwere Retten zu schmieden. Dies ift leider eine viel zu ergiebige Quelle allen Unheils. Rur zu gut kennt man die Umtriebe ber katholischen Geistlichkeit; richten Sie bie offnen Augen auf bie geheimen Schlingen, Die man Ihnen legt, berathen Sie sich mit ber Wahrheit, hören Sie auf die Stimme Ihres Herzens und auf bas, mas Ihnen Ehre und Pflicht vorschreiben. Dann werden Sie sich über Ihren Bater auch nicht beklagen bürfen, ber die Wahrheit seines Volks zu mahren hat, nicht beklagen über den erangelischen Fürstenbund *) Deutschlands, der nach Ihrem Uebertritt weise Magregeln gegen die gefährlichen Grundsätze einer Briesterherrschaft zu treffen hatte, in beren Händen Sie von jest an leiber nur Fürst sein und bleiben werden, dem Niemand mehr traut. Denn Sie sind es nicht mehr, ber etwas bestimmt, soubern bas Pfaffengeschmeiß.

Man hat geglaubt, ben nachtheiligen Einflüssen baburch zu begegnen, baß man Ihnen, ich gestehe es, die Hände in etwas herabwürdigender Weise gebunden hat. Gar sehr hätte ich gewünscht, dies vermieden zu sehen; noch heute möchte ich, daß alle diese Vorsichtsmaßregeln unnöthig wären, und daß Sie die Fesseln zerrissen, die schon so vielen Fürsten und ganzen Völkern zum Verderben geworden sind. Denken Sie barüber nach, lieber Prinz, und wenn meine Offenheit zu weit gegangen wäre, so seien Sie überzeugt, daß meine Freundschaft einzig und allein die Veranlassung bazu war."

D. Hartwig.

^{*)} Das Corpus Evangelicorum ift gemeint.

Berantwortlicher Retacteur: W. Webrenpfennig. Drud und Berlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Reorganisation der Staats= und der Selbst= verwaltung in Preußen.

Die Sitzung vom 15. November 1867 bis 29. Februar 1868, im Besentlichen mit Finanzgesetzen vollauf beschäftigt, hat nichts besto wenisger, und zwar ohne jede Initiative der Staatsregierung, die ernsteste und gewichtigste Frage der inneren Politik — die Umsormung und fortschreistende Entwickelung der Staatss und der Selbstverwaltung — in den Vorsbergrund gedrängt.

Reue Landestheile mit verschiedenen Einrichtungen im Organismus der Staatsverwaltung wie der Kommunen und politischen Korporationen sind mit dem Staate vereinigt, während der Zeit der Dictatur dis 1. Oc= wer v. J. allerdings erhebliche Abänderungen jener Organismen durch Königliche Berordnungen bewirft, doch aber auch manche Disharmonien zwischen den Einrichtungen der alten und der neuen Landestheile verblie= den. Es war nicht blos Borliebe für bestehende Einrichtungen, sondern mehr die Ueberzeugung von deren Borzügen, welche einer noch allgemei= neren Uebertragung der Einrichtungen der älteren Provinzen widerstan= den hatte.

Die Berathungen über ben Staatshaushalt mußten von selbst zu els ner Bergleichung der Institutionen im Verwaltungsorganismus der alten und der neuen Provinzen und damit zu Debatten über eine Reform dies ser Institutionen im erweiterten Staatsgediet führen. Anträge und Ressolutionen wegen Gleichstellung der Beamtengehalte berührten zugleich die Staatssinanzen auf empfindliche Weise. Das Haus der Abgeordneten konnte deshalb statt der von der Staatsregierung verlangten speziellen Etatssätze in mehrsacher Beziehung nur Pauschquanta dewilligen, sonach derschiedene Staatsverwaltungs Dryane nur als Provisorien anerkennen. Im Uebrigen schien eine gelegentliche Debatte des Hauses über die Umsksaltung des Staatsverwaltungs Dryanismus durchaus ungeeignet, um dem Minister des Junern, wie er dies wünschte, definitive Vorschläge aus der Nitte des Hauses zu unterbreiten. Die Vordereitung und Einsachs

sofort bewirken; ein sehr bequemes Rettungsmittel, das man freudig ergreift, das zu anlockend ist, um daß man seine Gewißheit erst noch prüfen oder gar daran zweifeln sollte."

Hier unterbrach ber Erbprinz sehr bewegt den König mit den Worten:

daß es ihm gerade so ergangen sei. Der König fuhr fort:

"Wohlan, so bedenken Sie aber auch jett, daß diese von Ihnen so sehr ersehnte Lossprechung, die Ihr Herz erleichtert, Ihnen sehr theuer zu stehen kommen wird. Derfelbe Mund, ber ihr Seelenheil verkundete, wird auch sei= nen Bannstrahl über Sie ausstoßen, wenn Sie bas Schwert nicht für bie Herrschaft ber römisch=katholischen Kirche in die Hand nehmen, wenn Sie nicht ben Gewissenszwang gestatten, wenn Sie nicht Ihre weltliche Gewalt bazu an= wenden, sich und Ihren Unterthanen schwere Ketten zu schmieben. Dies ist leider eine viel zu ergiebige Quelle allen Unheils. Rur zu gut kennt man die Umtriebe ber katholischen Geistlichkeit; richten Sie bie offnen Augen auf bie geheimen Schlingen, die man Ihnen legt, berathen Sie sich mit ber Wahrheit, hören Sie auf die Stimme Ihres Herzens und auf das, was Ihnen Ehre und Bflicht vorschreiben. Dann werben Sie sich über Ihren Bater auch nicht beklagen dürfen, der die Wahrheit seines Volks zu wahren hat, nicht beklagen über den evangelischen Fürstenbund *) Deutschlands, ber nach Ihrem Uebertritt weise Magregeln gegen die gefährlichen Grundsätze einer Briesterherrschaft zu treffen hatte, in deren Händen Sie von jest an leider nur Fürst sein und bleiben werden, dem Niemand mehr traut. Denn Sie sind es nicht mehr, ber etwas bestimmt, sondern das Pfaffengeschmeiß.

Man hat geglaubt, ben nachtheiligen Einflüssen baburch zu begegnen, daß man Ihnen, ich gestehe es, die Hände in etwas herabwürdigender Weise gebunden hat. Gar sehr hätte ich gewünscht, dies vermieden zu sehen; noch heute möchte ich, daß alle diese Vorsichtsmaßregeln unnöthig wären, und daß Sie die Fesseln zerrissen, die schon so vielen Fürsten und ganzen Völkern zum Verderben geworden sind. Denken Sie darüber nach, lieber Prinz, und wenn meine Offenheit zu weit gegangen wäre, so seien Sie überzeugt, daß meine Freundschaft einzig und allein die Veranlassung dazu war."

D. Hartwig.

^{*)} Das Corpus Evangelicorum ist gemeint.

Berantwortlicher Rebacteur: W. Wehrenpfennig. Drud und Berlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Reorganisation der Staats= und der Selbst= verwaltung in Preußen.

Die Sitzung vom 15. November 1867 bis 29. Februar 1868, im Wesentlichen mit Finanzgesetzen vollauf beschäftigt, hat nichts besto wenisger, und zwar ohne jede Initiative der Staatsregierung, die ernsteste und gewichtigste Frage der inneren Politik — die Umsormung und fortschreistende Entwickelung der Staats und der Selbstverwaltung — in den Vorsbergrund gedrängt.

Reite Landestheile mit verschiedenen Einrichtungen im Organismus der Staatsverwaltung wie der Kommunen und politischen Korporationen sind mit dem Staate vereinigt, während der Zeit der Dictatur bis 1. Ocstoder v. J. allerdings erhebliche Abanderungen jener Organismen durch Königliche Verordnungen bewirkt, doch aber auch manche Disharmonien zwischen den Einrichtungen der alten und der neuen Landestheile verbliesden. Es war nicht blos Vorliebe für bestehende Einrichtungen, sondern mehr die Ueberzeugung von deren Vorzügen, welche einer noch allgemeisneren Uebertragung der Einrichtungen der älteren Provinzen widerstans den hatte.

Die Berathungen über den Staatshaushalt mußten von selbst zu einer Bergleichung der Institutionen im Berwaltungsorganismus der alten und der neuen Provinzen und damit zu Debatten über eine Resorm diesser Institutionen im erweiterten Staatsgediet führen. Anträge und Ressolutionen wegen Gleichstellung der Beamtengehalte berührten zugleich die Staatssinanzen auf empfindliche Weise. Das Haus der Abgeordneten konnte deshalb statt der von der Staatsregierung verlangten speziellen Etatssätze in mehrsacher Beziehung nur Pauschquanta dewilligen, sonach verschiedene Staatsverwaltungs-Organe nur als Provisorien anerkennen. Im Uedrigen schien eine gelegentliche Debatte des Hauses über die Umsgestaltung des Staatsverwaltungs-Organismus durchaus ungeeignet, um dem Minister des Junern, wie er dies wünschte, definitive Vorschläge aus der Mitte des Hauses zu unterbreiten. Die Vorbereitung und Eins

bringung solcher Entwürfe mußte von der eigenen Initiative der Staatsregierung ausgehen. Ohnehin hatte sie unter der Dictatur in den neuen Provinzen einzelne Einrichtungen getroffen, bei denen, z. B. in Betreff der Zusammensehung von Kreis-, Kommunal- und Provinzialständen, Berbesserungen nicht verkannt werden sollen. Auf ihren Antrag war auch die dauernde Gewährung eines Provinzialsonds für die Provinz Hannover von jährlich 500,000 Thaler zur Befestigung und Erweiterung der provinzialständischen Selbstverwaltung bewilligt worden; und dies in Aussicht auf ähnliche Zugeständnisse für die alten, wie für die anderen neuen Lanbestheile.

Nach einem fast zwei Jahrzehnte hindurch geführten parlamentarischen Kampfe schienen sich nunmehr alle im Abgeordnetenhause vertretene Parzteien im Allgemeinen zu der Ueberzeugung geeinigt zu haben, daß das Bedürfniß einer Reform auf dem kommunalen Gebiete des Staatslebens nicht länger zurückzuweisen sei. Dafür hatte sich selbst das neueste Programm der konservativen Partei vom 24. October v. J. ausgesprochen.

Allerdings kann und wird Preußen um seiner Existenz und um ber äußeren Macht Deutschlands willen zu keiner Zeit in eine Auflösung ober Lockerung seiner Provinzen bis zur Grenze selbständiger Föberativstaaten willigen bürfen. Es ist nicht blos die Einheit des Staates, sondern auch die für die Einheit nothwendige Centralisation und Kraft der Staatsverwaltung in den ihr eignenden Angelegenheiten festzuhalten. Andererseits verlangt aber bei solcher Zusammenfassung ber Staatsträfte in bem erweiterten Reich um so mehr auch die Decentralisation ihr Recht durch Uebertragung ber Selbstverwaltung an Gemeinden, Areise und Provinzen in allen den Angelegenheiten, welche ihnen ohne Gefährdung bes Staats= ganzen überlassen werden können. Aus ber Theilnahme ber Nation, nicht blos an der Gesetzgebung, sondern auch an der Berwaltung der öffentlichen Angelegenheiten erwächst allein die politische Einsicht und Erfahrung, die erhaltende Gesinnung und opferbereite Liebe für die Institutionen des Daburch werben bie neuen Landestheile mit tem alten Staate um so rascher und sicherer verschmolzen. Der Genius des beutschen Bolkes verwirft eine Centralisation nach französischem Muster und Vorbilde. Der deutsche Charakter empört sich auch heute, wie zu allen Zeiten, gegen ein Intendanten= und Präfectenthum, wie es in Frankreich das alte Regime, die Revolution und das Kaiserreich, nicht zum Segen und inneren Frieden des Landes, je länger je mehr einführten und befestigten. Vor allen anderen Verfassungsformen bedarf die konstitutionelle Monarchie, zu ihrer sicheren und danernden Fundamentirung, der auf Mit- und Selbstverwaltung der Nation beruhenden, durch Verfassung und Gesetz in fester

Glieberung ausgeprägten Institutionen. Das ist in Preußen auch an höchester Stelle anerkannt. Die Thronrede, mit welcher die Sitzung eröffenet wurde, erklärte: "daß die Regierung der Fortbildung der Kreise und Provinzial = Verfassungen ihre besondere Aufemerksamkeit zuwende und dem Landtage, sobald die erfordere lichen Vorbereitungen beendet sind, darauf bezügliche Gesesentwürfe zugehen lassen werde."

Bei einem Rücklick auf die seit dem Jahre 1850 fast unausgesetzt gepslogenen legislativen Berhandlungen über diesen Gegenstand, auf die seitdem so oft vorgelegten Gesehentwürfe, auf die wiederholten Petitionen, Anträge und Kommissionsberichte, endlich auf die unter der Dictatur erlassenen Kommunalgesetzebungen für die neuen Provinzen, durfte das Abseordnetenhaus sich nun freilich der Hoffnung hingeben, daß es fortan nicht mehr langaussehender Borbereitungen für desfallsige Reformen bedürfen werde. Der Kommissarius des Ministers des Innern versicherte denn auch, bei Gelegenheit der Berathung jener zahlreichen Petitionen aus den östlichen Provinzen in der Gemeinde Kommission, "daß die Staatsregierung mit der Ausarbeitung einer Kreiss-Ordnung für die älteren Provinzen des Staats fortgesetzt eifrig beschäftigt sei und sie den Entwurf dersels den dem Landtage möglicher Weise noch im Laufe dieser Session zur Besrathung vorlegen zu können hoffe." Indeß blied ein solcher Gesehents wurf aus.

Bei dieser Sachlage beschloß das Abgeordnetenhaus nach dem Anstrage seiner Gemeinde-Kommission in der Sitzung vom 11. December pr.: "die Petitionen der Staatsregierung mit der dringenden Aufssorderung zu überweisen, noch in dieser Session der Landessdertretung den Entwurf einer neuen Kreis-Ordnung und eisner Provinzial-Ordnung, sowie ein Gesetz wegen Auschebung der gutsherrlichen Polizei vorzulegen."

Zu umfassenderen Gesichtspunkten führten sobann die Budgetberathungen. Es trat dabei klarer hervor, daß die Erweiterung der Selbstverwaltung — ganz abgesehen von einer anderweiten Einrichtung und Zusammensetzung der Kommunal-Bertretungen — mit Nothwendigkeit eine Abanderung der Einrichtungen auch der Staatsverwaltungsbehörden und Beschränkungen des Wirkungskreises derselben im Gesolge haben müsse.

Darauf beruhte ber nunmehr ausgebehntere Beschluß des Abgeord= netenhauses (Antrag Solger): "die Staatsregierung aufzufordern, eine vollständige Reorganisation der gesammten inneren Berwaltung, insoweit sie gegenwärtig zum Geschäftstreis der Regierungen gehört, in Uebereinstimmung mit den für eine nene Ordnung der Gemeinde-, Kreis- und Provinzial-Berfassungen zu erlassenden und bereits theilweise in Aussicht gestellten Gesetzen bald möglichst herbeizuführen und in der nächsten Sitzungsperiode des Landtags die desfallsigen Gesetze vorzu-legen."

Diesem Beschluß setzte ber Minister bes Innern keinen erheblichen Widerspruch entgegen. Derselbe bildet fortan den Ausgangspunkt und das Ziel für die Reformen der inneren Politik und demzufolge voraussichtlich ben Hauptgegenstand der nächstbevorstehenden legislativen Berathungen der preußischen Landesvertretung. Denn die Königliche Thronrede am Schlusse der Sitzung verhieß: "daß in Betreff der vom Könige erstrebten Fortbildung ber Berwaltungseinrichtungen, — worüber innerhalb ber Lanbesvertretung nur vorläufige Erörterungen hatten stattsinden konnen - bie hierüber geäußerten Auffassungen und Wünsche bei ben im Gange befindlichen legislatorischen Vorarbeiten eingehende Beachtung finden würden." Und in Uebereinstimmung mit ben Erklärungen bes Ministerpräsidenten bei der bezüglichen Berathung, hieß es ferner in ber Thronrede: "daß durch Bewilligung des Provinzialfonds für Hannover thatsächlich ber Boden betreten fei, auf welchem nach der Absicht ber Staatsregierung auch für alle anderen Provinzen eine erfolgreiche Selbstverwaltung erwachsen solle."

So sind wir zu ber Erwartung berechtigt, daß für die lange zurucksgebliebene innere Politik bes preußischen Staats und den zeitgemäßen Ausbau seiner Justitutionen endlich eine fruchtbarere Epoche anbrechen werde.

Mit Rücksicht hierauf versuchen wir es, ohne die realen gegebenen Verhältnisse zu ignoriren, ohne die wesentlichen Grundlagen des bestehens den Staatsverwaltungsorganismus zu verändern, die Lineamente und Principien der Reorganisation der Staats- und Selbstverwaltung für eine bevorstehende Gesetzgebung zu zeichnen.

Dieser Versuch soll die in zwei früheren Schriften niedergelegten Vorschläge und Entwürse: "zur Reform der Areisordnung und ländlichen Polizeiversassung," ferner "der Landgemeinde-Ordnung für die sechs östsichen Provinzen" ergänzen und weiter entwickeln.

Wir werfen zunächst einen vergleichenben Blick auf den Entswickelungsgang der inneren Politik in den älteren Provinzen und in einigen der wichtigsten neuen Landestheile.

In bem alten Preußen ging eine selbständige consequente Gesetzgebung schon seit bem Jahre 1807 mit ber Grundlegung bes Selfgovern= ments vor. Wir erinnern an das Edikt vom 9. October 1807, welches nicht blos die Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit ohne Entschädigung, ionbern auch die durch Privilegien bes Güterbesites und Sonderung der Berufs - und Gewerbsthätigkeiten mehr wie anderwärts eingeführte Glieberung breier Stände in ihren Elementen auflöste und an deren Stelle die volle Freiheit des Güterverkehrs mit Grundbesitzungen, wie die freie Babl des Gewerbes und Lebensberufs setzte. Daran schloß sich alsbald die Städteordnung von 1808, ferner die Trennung von Justig und Berwaltung, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit Aufhebung aller Exemtionen, die Beseitigung ber Zwangs- und Bannrechte nebst unbedingter Gewerbefreiheit, die Verleihung eines vollen und freien, daher auch theilbaren Eigenthums an die bäuerlichen Wirthe, nebst dem Landkultur= Ebikt von 1811, später (1821) die Gemeinheitstheilungs-, bezüglich Servitutablösungs= wie die Ordnung wegen Ablösung von Diensten und von jeder Art von Naturalbelastungen der Grundstücke. Sehr abweichend von ber Gesetzgebung ber benachbarten beutschen Lande Hannover und Hessen-Sassel wurden durch die Gesetze vom 21. April 1825 die für das vor= malige Königreich Westfalen und Großherzogthum Berg und die vormals französisch-hanseatischen Departements unter ber Fremdherrschaft ergangenen Agrargesetze — in Uebereinstimmung mit den in den älteren Pro= vinzen der Monarchie seit dem Jahre 1807 erlassenen Vorschriften — in ihren wesentlichen Bestimmungen anerkannt.

An Beschränkungen der bürgerlichen und menschlichen Freiheit durch Untersagung der Ehe und Familiengründung, des humansten, sittlichsten, die Beredlung des Menschen am meisten fördernden Instituts — daher sogar eines Sakraments nach katholischer Vorstellung — durch ein Beto von Polizei= oder Gemeindebehörden (wie es bis heute in Württemberg, Baiern u. s. w. geltendes Recht ist oder doch kürzlich noch war) hat die Gesetzgebung Preußens niemals gedacht.

Ein Gesetz vom Jahre 1812 versügte die bürgerliche Emancipation der Juden, welche in manchen deutschen Staaten dis zur Neuzeit noch teine volle Anerkennung fand. Als eine der bedeutendsten, die deutsche Rission Preußens einleitenden Maßregeln aber ist das Zoll- und Finanzsisstem der Jahre 1818 und 1820 hervorzuheben, welches von dem im Jahre 1817 konstituirten Staatsrath unter Wilhelm v. Humboldt's Prässidium berathen wurde. Die im Ansange der zwanziger Jahre erlassenen Agrargesetze förderten Kultur und Wohlstand der Landbevölkerung und mittelbar die unter dem Regime der Gewerbesreiheit mehr und mehr ers

starkende Industrie. An der Ausführung aller jener freiheitlichen Maß. regeln arbeitete das im Geiste Stein's und seiner Instruktionen von 1808 gehobene preußische Beamtenthum mit Eifer und Pflichtbewußtsein. war eine historisch bemerkenswerthe Erscheinung, baß ber zur Begutachtung der Gesetze, darunter auch der von der Mehrzahl der Provinzial= stände ausgehenden rückläufigen Anträge auf Umkehr und Abanderung ber Stein - Harbenberg'schen Gesetzebung, berufene Staatsrath diese Antrage bis zu den vierziger Jahren beharrlich verwarf. So war in den älteren Provinzen die persönliche und wirthschaftliche Freiheit, diese öfter auch vom Konstitutionalismus zu wenig gewürdigte Voraussetzung aller echten, freien kommunalen und politischen Bildungen, in Preußen als absolute Grundlage der Gesellschaftsverfassung anerkannt. Und das vollzog sich zur Zeit des absoluten Staates! In der Mark tagten die alten Stände (Abel, Ritterschaft und Städte) 1654 zum letzten Mal. Schon König Friedrich Wilhelm I. hatte in der Verordnung von 1719 erwogen: "was für eine edle Sache es sei, wenn seine Domainen-Unterthanen statt ber Leibeigenschaft sich ber Freiheit rühmten und ihres Hauses und Heerdes, ihres Ackers und Eigenthums für sich und die Ihrigen, für Gegenwart und Zukunft gesichert seien," wogegen berselbe König 1713 ben märkischen Ständen auf deren Antrag wegen Konfirmation ber älteren Recesse zu erkennen gab: "baß er selbst für das Beste und die Wohlfahrt seiner Unterthanen, insbesondere bafür forgen werde, daß Gerechtigkeit in seinem Lande blühe, übrigens zuvor prüfen wolle, wieweit die alten Recesse noch anwendbar und ob nicht das eine ober andere, so zu des Landes Flor und Wachsthum bienen könne, barin zu verändern und zu verbeffern fei."

Von Streitigkeiten mit Ständen und von dynastischen Ansprüchen, wie sie in der Mehrzahl anderer deutscher Länder über die Domainensfrage vorkamen, sindet sich in der preußischsbrandenburgischen Geschichte und der Gesetzebung dieses Staates keine Spur. Die Domainen waren als Staatsgüter ausdrücklich anerkannt. Es bestimmte König Friedrich Wilhelm III. sosort nach dem beendigten Freiheits-Kriege die schon im allgemeinen Landrecht als Staatsgüter anerkannten Domainen und deren Ertrag zu den öffentlichen Ausgaben und durch allmähliche Beräußerung zur Abtragung der Kriegs und Staatsschulden. Er beschränkte sich dem-nächst in den berühmten Berordnungen wegen künstiger Behandlung des gesammten Staatsschuldenwesens und des Staatshaushalts vom 17. Ja-nuar 1820 auf eine mäßige Civilliste.

Anders und im Gegensatz zu der auf persönlicher und wirthschaftlicher Freiheit gegründeten Gesellschaftsverfassung verhielt es sich mit der Fortbildung der politischen und kommunalen Institutionen im alten

Preußen. Die dafür gewonnenen realen Fundamente wurden ignorirt und künstliche Gebäude nach ber Phantasie ständischer Gliederungen ge= schaffen. An die Stelle der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräsentation des Volkes traten die Gesetze von 1823 über die Einführung der Provinzialstände und die Kreis-Ordnungen von 1824 20., mit dem oft hervorgehobenen überwiegenden Vorrecht in der Vertretung des gleichwohl dem Erwerbe bürgerlicher Personen offenstehenden, babet in mehreren Provinzen bis 1861 überdies grundstenerfreien Rittergutsbesitzes. Und doch hatte schon das Edikt vom 30. Juli 1812 "die fort= banernde nach Einführung allgemeiner Gewerbefreiheit und bei gleichen Interessen ganz unbegründete Absonderung der kleinen städtischen Kommunen, der Städteeigenthümer, ber Domainenämter und ritterschaftlichen Societäten, in Betreff ber Kommunalangelegenheiten, wie ben Mangel ber Repräsentation bei einigen biefer Societäten und beren Einseitigkeit bei anderen," gerügt, ingleichen "das Uebergewicht, welches einzelne Rlasfen von Staatsbürgern durch ihren vorherrschenden Einfluß auf die öffentlichen Berwaltungen aller Art haben, da dieser Einfluß vielmehr gleich= mäßig vertheilt sein sollte;" es hatte selbständige Kreis-Gemeindeverbände, einstweilen mit gleichmäßiger Vertretung ber Städte, Rittergutsbesitzer und Bauern, vorbehaltlich des Erlasses einer neuen Kommunal=Ordnung, angeordnet. Obschon ferner eine ber oben erwähnten Königlichen Berordnungen vom 17. Januar 1820 bas Staatsministerium und ben Staats= rath wiederholt an die Bearbeitung der Schul= wie der Kommunal-Ordnung erinnerte, so ergingen boch erst weit später und zwar nur für die beiden westlichen Provinzen, für Westfalen am 31. October 1841 auch eine besondere Landgemeinde=Ordnung, für die Rheinprovinz unterm 23. Juli 1845 eine für Stadt und Land gemeinsame Gemeindeordnung.

In der Staatsregierung machte sich später eine gewisse System= und Ziellosigkeit geltend, welche sie zwischen den in Bewußtsein und Leben der Nation eingedrungenen Principien der Jahre 1807—1815 und den Gesgenströmungen schwanken ließ. Die Legislation war erschlafft, die Staatsentwickelung gehemmt. Das Institut der Provinzialstände hatte sich durchsans ungenügend erwiesen. Die Berusung des vereinigten Landtags nach dem Patent vom 3. Februar 1847 war zur dringenden politischen Nothswendigkeit geworden. Indeß sollte erst die Bewegung des Jahres 1848 zu einer weiteren Fortbildung der Verfassungszustände sühren. Die alssbald nach Publikation der preußischen Verfassungssustände sühren. Die alssnaar 1850, als Fundamente des konstitutionellen Staatslebens, aus der Initiative der damaligen Staatsregierung (Minister Frhr. v. Manteuffel) hervorgegangenen Gemeindes, Kreiss, Bezirkss und ProvinzialsOrdnungen

vom 11. März 1850 wurden jedoch nach wenigen Jahren wiederum aufsehoben und die älteren Verfassungen wieder hergestellt. Im Jahre 1856 wurde sogar die gutkobrigkeitliche Polizeigewalt über die Landgemeinden der östlichen Provinzen mit erweiterten neuen Bestimmungen restaurirt.

Durchaus abweichend von dem geschilderten Entwickelungsgang ber prenkischen Gesetzgebung versuhr man im vormaligen Königreich Hansnover und Kurfürstenthum Hessen nach Entsernung der Fremdherrschaft, 1814 und 1815.

"Die rückfehrenden Fürsten (sagt Häusser) hatten keine Ahnung davon, wieviel einst ihr eigenes Thun zum Sieg des fremden Drängers beigetragen hatte; in ungeduldiger Hast knüpsten sie da wieder an, wo sie vordem aufgehört und suchten eben den kranken Zustand, der die Schmach und das Verderben erzeugt, neu in's Leben zu rusen. In Hannover kam die alte Regierung so zurück, wie sie 1803 mit Schmach und Lächerlichkeit bedeckt gewichen war. Die Abels- und Beamten-Koterie ergriff von Neuem das Ruder. Die alte schleppende Rechtspslege, der privilegirte Gerichtsstand ze. war in Kurzem wieder da. Die Juden mußten wieder Leidzoll bezahlen; Stockprügel und Gassenlausen begann neu zu floriren, die Justiz war wieder mit der Polizei und Verwaltung der Domainen vereinigt u. s. w."

Die Reaction traf insbesondere auch die wohlthätige Agrar- und Gewerbe-Gesetzgebung der Fremtherrschaft.

In Bezug auf Kurhessen sagt Häusser: "Wahre Saturnalien ber Restaurationspolitik erlebte das schwer geprüfte Land, wo der vertriebene Lanbesherr schon 1814 mit begeistertem Jubel empfangen worden war. — Im Aricgswesen wurden die früher geltenden Befreiungen vom Militarbienste wieber eingeführt u. f. w.; es lebten brudenbe Steuern und Grunbbelastungen ans ber Zeit vor 1807 wieber auf, mabrend bie neuen Steuern blieben. Der Code Napoleon ward abgeschafft und es wurden die alten Vorschriften bes römischen, beutschen und kanonischen Rechtes mit allen partikularrechtlichen Verschiedenheiten wieder eingeführt. Der privilegirte Gerichtsstand kehrte zurück, Justiz und Verwaltung wurden wieder in einer Behörde verschmolzen. Mehr als breimonatliche Freiheitsstrafe erkannte ber Regent selbst; die Gerichte hatten babei nur ein Gutachten. — lleberhaupt aber wurde das Fendalwesen ganz so wieder hergestellt, wie es am 1. November 1806 bestanden hatte; ebenso die alte Gemeinde-Verfassung." Damit verschwanden auch die fremdländischen Agrar= und Gewerbe= Gesetzgebungen, sowie die persönliche und die wirthschaftliche Freiheit des Bauernstandes, diese dankenswertheste Octroirung der Fremdherrschaft, welche überdies in den von letzterer occupirten deutschen Ländern mit maßvollerer Berücksichtigung der Rechtszustände eingeführt war, als sie einst, im Tanmel urplötzlicher Begeisterung, in der Nacht des 4. August des Jahres 1789 von der französischen National=Versammlung decretirt worden.

Die wiederhergestellten Beschräntungen der Arbeit und der Gewerbe erwarteten zumeist ihre Befreiung — das Correlat der freien Agrarverssaffung — erst seit den jüngsten Annexionen. Nur die Banns und aussschließlichen Gewerberechte sind 1852 in Hannover abgeschafft. Dagegen tam es, wie den Verfassungszuständen, so vorzüglich der Agrargesetzgebung und namentlich der Befreiung des Bauernstandes von der Eigenbehörigkeit, von Diensten und Reallasten, zu statten, daß wieder von Frankreich aus, in Folge der dortigen Revolution vom Jahre 1830, sich die Bewegung auf mehrere deutsche Mittelstaaten sortpslanzte.

In Hannover, wo allerdings provinzielle Gemeinheits- und Markenstheilungs-Ordnungen schon im Anfang dieses Jahrhunderts erlassen waren, ergingen alsbald nach 1830 die Ordnungen vom 10. November 1831 und 23. Juli 1833 über Ablösung der Grund- und gutsherrlichen Lasten und Regulirung der bäuerlichen Berhältnisse, dabei über Lösung der Eigenbeshörigseit gegen Entschädigung. Im Kurfürstenthum Hessen erklärte die revidirte und vereindarte Versassungs-Urkunde vom 5. Januar 1831 die Leibeigenschaft sür aufgehoben, jedoch nur vorbehaltlich der daraus entspringenden unständigen Abgaben, auch der Sterbefälle, — und erginsen dann die Gesetze vom 29. Februar und 23. Juli 1832 über die Entschädigung der aufgehobenen Jagddienste 2c., wie über Ablösung von Grundzinsen, Zehnten, Diensten und anderen Reallasten.

In beiden Ländern verdankte man diese freiheitlichen und wirthschaftlichen Fortschritte nicht, wie in Preußen, der Staatsregierung, sondern vielmehr dem Andrängen der Stände, besonders der zweiten Kammern, im Kampfe mit dem Absolutismus und der Feudalität.

Dagegen aber ergingen, im Gegensatzur inneren Politik Prenßens und zu der hier seit 1852 eingetretenen Reaction, in Hannover in demsselben Jahre (unterm 4. Mai 1852) das Gesetz für die Landgemeinden, serner am 16. September 1852 die Amts-Ordnung, wodurch die selbstänzdige Berwaltung der Amtsbezirke und die kommunale Aussicht nehst der Polizei in die Hände Königlicher Beamten mit bestimmt abgegrenzten Besugnissen gelegt, die Gemeinden auch zur Wahl ihrer Vorsteher und zur Mitwirkung dei allen sie berührenden Angelegenheiten berusen wurden, woran sich unterm 28. April 1859 eine vollständigere Landgemeinde-Ordnung und ein zweckmäßiges Gesetz über die Amtsvertretung und deren Lompetenzen anschlossen.

Auch Anrhessen erhielt, in Vollziehung ber Bestimmungen seiner

Berfassungs-Urkunde von 1831, unterm 23. October 1834 die Gemeinde-Ordnung zugleich für Landgemeinden, welche, bei aller Unvollkommenheit in Betreff der Gemeindeangehörigkeit und des Erwerbes von Heimathsrechten, doch die Bildung größerer Bürgermeister- und Heimathsbezirke, wie die Einordnung der Ritter- und adligen Freigüter in den örtlichen Gemeindeverband zu fördern bestrebt ist, die Einsetzung größerer Gemeindeausschüsse zur Vertretung der Gemeinden anordnet und die Wahl des verwaltenden Ortsvorstandes, resp. des Gemeinderaths, wie des größeren Gemeindeausschusses, auch den Landgemeinden bewilligt.

Die nachfolgenden Vorschläge über Reorganisation ber Staats= und Selbstverwaltung beschränken sich auf bie Darlegung ber Prinzipien und . wesentlichen Grundzüge. Die Ausführung ber Details muß ber Initiative ber Regierung und ber langjährigen Praxis und Erfahrung ihrer Beamten überlassen werden. Desgleichen erstreckt sich unsere Erörterung nicht auf alle einzelnen Gegenstände, welche mehr ober minder von der Organisation betroffen werben. Noch weniger vermögen wir auf bas weite Gebiet ber materiellen Gesetzgebung einzugehen, mit ber es gegenwärtig noch die Behörden zu thun haben. Es mag hier nur angedeutet werden, daß die Vereinfachung und Berminderung der Geschäfte der Unter-, Mittel= und obersten Behörden großentheils davon abhängt, daß die büreaufratische Polypragmasie und damit verbundene Einmischung in persönliche, Familien = und Verkehrsverhältnisse der Bürger aufhört, oder doch mög= lichst beschränkt werde. Welche längst als unnütz und schäblich erkannte Masse von minutiösen Geschäften lag nicht ben Landrathen und Regierun= gen ob, als noch das Zunftwesen, die Zwangs= und Bannrechte, ber Wanberzwang, das sogenannte Judenwesen, die Trennung des Landes nach verschiedenen Zollschranken und Tarifen für die einzelnen Provinzen, der Paßzwang u. s. w. florirten, und wie viel Geschäfte der Art wird nicht ber Fortschritt in volkswirthschaftlicher Erkenntniß und bürgerlicher Freiheit, durch Aufhebung von vielen noch jetzt vorgeschriebenen Konzessionen, Dispensationen, Kontrol= und Aufsichtsrechten, noch aus der Welt schaffen!

Da sich die Vorschläge zur Reorganisation an gegebene reale Verhältnisse anknüpfen, so darf an den geeigneten Orten auch ein historischer Rückblick auf die Geschichte und Entwickelung der zur Zeit bestehenden Behörden, auf die Verordnungen über die Gegenstände und Bestandtheile ihres Wirkungskreises und zugleich auf die bei den Veränderungen leitend gewesenen Motive und Staatsmaximen nicht unterlassen werden.

Es wird sich ergeben, daß die in den Thronreden, bei Eröffnung

und beim Schluß des Landtages, ausgesprochene Königliche Willensmeinung in Betreff der Erweiterung der Selbstverwaltung und der Fort=bildung der Berwaltungseinrichtungen in die verschiedensten Ber-waltungsressorts vielseitiger und tiefer eingreift, als man meint. Es fann deswegen auch bei Erörterung eines einzelnen zu reformirenden Instituts nicht sofort der ganze Umtreis seiner Kompetenz abgeschlossen werden.

Indem wir vorzugsweise die Einrichtungen der älteren Provinzen, ber überwiegenden Hälfte des Staates, im Auge haben, dürfen doch die Institutionen ber neuen Provinzen nicht unberücksichtigt bleiben. soll zwedmäßige Einrichtungen ber letteren, soweit sie ben Gesammtorga= nismus des Staates nicht stören, z. B. die Aemterverfassung in Hannover, nicht austilgen. Es handelt sich nicht um Nivellirung und büreaufratische • Schablone, sondern um Gleichmäßigkeit ber Prinzipien im Gelfgovernment. Darum kann man auch nicht die Beseitigung aller seit 1853 erlassenen Rommunalgesetze und die Herstellung der Kommunal=, Kreis=, Bezirks= und Provinzial-Ordnungen vom 11. März 1850 verlangen. Die Rhein= länder find mit der Städte-Ordnung von 1856 zufrieden; nur ihre Land= gemeinde-Ordnung bedarf einer durchgreifenden Revision, gleich wie in unseren Städte=Ordnungen das Bestätigungsrecht einzuschränken resp. zu beseitigen ist. Wir wollen aus Liebhaberei für Uniformität der Kommunal= verfassungen nicht auch die mancherlei Mängel und Beschränkungen der Selbstverwaltung in ben Gesetzen von 1850 mit in ben Kauf nehmen. Hierüber haben wir uns bereits an andern Orten ausgesprochen. *)

I. Die Kreisverfassung.

Dieselbe ist, wie mehrseitig anerkannt, zum Theil für die Landges meindes Drdnungen maßgebend. In den 6 östlichen Provinzen beruht der Schwerpunkt der Selbstverwaltung auf den Kreisen. Die Selbstverwaltung, soweit sie zur Zeit besteht, hat sich meist aus der Kreisversassung heraus entwickelt. Die Provinzialstände entstanden als Bertretungen der Prosinzen in deren älterer Begrenzung erst seit 1823. Dagegen war und ist zum Theil noch jetzt in den westlichen Provinzen (wie auch in Hannos ver und früher in Nassau) die Aemterversassung Mittelpunkt der Adminisstration und in manchen Beziehungen des Kommunalwesens. Nur in Kurhessen bestand bereits die Kreiseinrichtung. In Schleswigsholstein, auch in Nassau, ist sie unter der Dictatur eingeführt, ohne eingelebten

^{*)} f. bie Brochure zur Reform ber Kreis Drbnung und ländlichen Polizeiverfaffung; ingl. die Landgemeinde-Ordnung für die 6 östlichen Provinzen. Berlin 1867.

besseren Einrichtungen in den Weg zu treten, während in Hannover durch die Königliche Verordnung vom 12. September 1867, nur mittelst Zusammenlegung der im Ucbrigen bestehen bleibenden Amtsbezirke und vermöge Ernennung eines ihrer Vorsteher (der Amtshauptleute) zum Kreishauptmann, Kreise und Kreiskorporationen mit eigener Vertretung und selbständigen Besugnissen, nach Analogie der Einrichtungen in den älteren Provinzen, gebildet worden sind.

Bei der Kreisverfassung kommen folgende Einrichtungen in Betracht:

- 1. Der Kreislandrath (oder Kreishauptmann).
- 2. ein neben demselben zur Theilnahme an der Verwaltung der Kreisangelegenheiten zu berufendes Organ aus Eingesessenen des Kreises (ein Kreisausschuß).
- 3. Die Kreisvertretung, theils mit legislativen, theils mit abmini-

(Zu 1.) Wir sind nicht gemeint, "die Regierungen zum Fenster hinauszuwerfen," ebenso wenig, beren sämmtliche Geschäfte ben Kreislandräthen zu übertragen. Das hieße kopfüber in das französische Präfectenwesen hineinrennen. Jedoch ist die Stellung des Landraths mit ihren umfassenden Funktionen als Staatsbeamten und wo möglich zugleich als Vorstehers und Beamten ber Kreiskommune zu erhalten und weiter auszubauen. Dazu bedarf es aber folgender Präliminarbedingungen: 1) Aufhebung des §. 87 No. 2 des Disciplinargesetzes vom 21. Juli 1852, wonach auch Landräthe durch Königl. Verordnung einstweilig in Ruhestand verset, mithin ihres Amtes enthoben werden dürfen. Durch diese Bestimmung wurden die Landräthe von dem jedesmaligen politischen Shstem des Ministeriums abhängig, zu politischen Beamten im eminenten (französischen) Sinne gestempelt. Es ist fast unvermeidlich, daß sie bem Mißtrauen ihrer Kreiseingesessen von einer dem jeweiligen Ministerium entgegengesetten politischen Partei verfallen. Mögen die Beschwerden gegen einzelne kandräthe wegen widergesetlicher Bedrückungen oppositioneller Wähler und Wahlmänner, wegen Maßregelungen gegen lettere ober mindestens einer weniger gleichmäßigen und wohlwollenden Behandlung derselben wahr sein ober nicht, — ber Landrath soll bei seiner Machtstellung, vermöge seines vielseitigen Einflusses in Militär=, Steuer= und Kommunalsachen, ber Mann des Vertrauens im Kreise sein und eine unbedingt neutrale, parteilose Stellung seinen Kreiseingesessenen gegenüber bewahren. teresse ber Staatsregierung selbst liegt es bezüglich ber an ber Spite ber Verwaltungen stehenden Beamten dem Grundsatz des größten römischen Staatsmannes zu hulbigen: "baß bie Seinen selbst vom Verbachte frei fein sollen."

Man hat bei dieser Präliminarbedingung mit dem, selbst von Mitgliedern der altliberalen und konstitutionellen Partei getheilten Vorurtheil zu kampfen, "daß die Abhängigkeit ber Beamten von den Ministern eine nothwendige Folge des konstitutionellen Shstems und der damit verbundenen Verantwortlichkeit ber obersten Chefs ber Verwaltung sei." Indeß ist diese, auch historisch burchaus undeutsche Vorstellung erst im Jahre 1848 mit einigen anderen Instituten bes französischen Konstitutionalismus (4. B. der Stellung des Staatsanwalts) aus Frankreich importirt. Da= gegen möge man sich vielmehr mit ben Gebanken unserer alten Staats= rechtslehrer, "daß der Beamte sein religiöses und politisches Gewissen nicht vor der Schwelle des Amts abzuthun habe," vor Allem mit denen des Ministers Freiherrn vom Stein erfüllen, wie sie in der ersten Geschäfts= instruttion für die Regierungen vom 26. Dezember 1808 niedergelegt sind, "daß die Regierung dem diensttreuen redlichen Beamten gegenüber das Dienstverhältniß nicht zu einem Miethskontrakt, ben öffentlichen Beamten nicht zu einem Miethling herabwürdigen, sondern daran benken solle, daß jeder Beamte nach Verhältniß bes ihm angewiesenen Berufs zur Erhal= tung und Beförderung des allgemeinen Wohls beitragen muß und barum nicht minder Mitglied ber Nation felbst ist."

Wie die preußischen Wehrmanner, — Freiwillige, Gemeine und Offiziere, — barunter Männer der konservativen, wie der liberalen, der Fortschritts- und selbst Zukunfts-Partei, — auf ben Schlachtfeldern Böhmens unter der glorreichen Führung unserer Generale und des Königs selbst, pflichtgetreu, tapfer und gehorsam gefämpft und gesiegt haben, so erfüllten und erfüllen auch die preußischen Beamten ihre Umtspflichten, ohne Unterschied der politischen Parteistandpunkte. Und wenn es der Herr Minister bes Innern für eine Art Blödsinn erklärte, die Organe der Berwaltung aus dem ihm entgegengesetzten Lager zu nehmen (stenographische Berichte vom 14. Januar c.), so wird es erlaubt sein es wenig= stens als nicht gerecht zu bezeichnen, wenn tüchtige pflichtgetreue Beamte um ihres politischen Standpunkts willen aus ihren Amtsstellungen entfernt werben. Uebrigens hatte es weit näher gelegen, die Ministerialrathe bem §. 87 des Disciplinargesetzes zu unterwerfen, da es einleuchtend für einen Minister unmöglich ist, mit Männern zu regieren und Gesetze zu machen, welche Gegner seines Spstems sind.

Wenn die unter der Dictatur erlassene Verordnung, betreffend die Ausdehnung der preußischen Disciplinargesetze auf die Beamten in den neu erwordenen Landestheilen vom 23. Dezember 1867, den ohne Versfahren, durch Königliche Verordnung absetzbaren Beamten sogar Oberskeiterungsräthe und Abtheilungsbirigenten, Direktoren der höheren Lehr=

anstalten, Borsteher von Ober-Postdirektionen nehst einer Zahl Anderer hinzufügt, so wird man diese Bestimmung doch nur als eine vorübergehende ansehen dürsen, es wäre denn daß das Shstem des Ministers des Innern in das französische Präfectenthum hineinlenken und das Kollegialsshstem bei den Regierungen überhaupt beseitigen wollte.

- 2) Fordern wir als Vorbedingung für den Wirkungsfreis des Landraths als Vorstehers der Kreiskommune, daß er nicht selbst als Wahlkandidat für Abgeordnetenhaus oder Reichstag in dem seinen Verwaltungs=Bezirk einschließenden Wahlfreise auftrete. Gebrauch oder Mißbrauch ber vielen Machtmittel seiner Stellung scheinen babei menschlich und liegen zu nahe. Jedenfalls wird daburch sein Amtsverhältniß zu ben politischen Gegnern getrübt. Der hervorragende volksthümliche Mann, welcher eine solche Wahl ambirt, wird auch in andern Kreisen gewählt werden. Wahlgesetze einiger beutschen Staaten, z. B. Babens, verbieten sogar die Wahl jedes Lokal- oder Distrikts-Beamten, selbst der Geistlichen, im eigenen Verwaltungs = Bezirk. Anderenfalls wäre die Bestimmung des Entwurfs ber neuerlichst von der Regierung vorgelegten Wahlordnung für bas ganze Land, wonach in ber Regel jeder Areis einen Abgeordneten wählen soll, doppelt bedenklich. Schwerlich dürfte ohne bie obige Präliminarbedingung auf Annahme jenes Entwurfs im Abgeordneten= hause zu rechnen sein, wollte man auch bavon absehen, daß dadurch die schon so bedeutende Zahl der preußischen Abgeordneten in unangemesse= ner Weise noch vermehrt und in Folge bessen ber kommunalen Selbstverwaltung noch mehr der tüchtigsten Kräfte periodisch entzogen werden.
- 3) Wäre die Wahl der Landräthe und zwar mit Uebertragung des Rechts dazu auf die ganze Kreisvertretung, nicht blos wie zur Zeit mit Beschränkung eines Vorschlages auf die Rittergutsbesitzer, wieder herzustellen, wenn auch mit Vorbehalt der Bestätigung dieser Wahl Seitens der Staatsregierung.

Nur unter den obigen Bedingungen erscheint es zulässig, daß der Landrath der Kreisversammlung präsidirt und dieselbe, sowie andere, die Kommunalaugelegenheiten des Kreises beforgende Kommissionen und Deputationen lettet. Bleibt er bloßer, überdies durch Königliche Berordnung absetzbarer Staatsbeamter, so würde seine Leitung und Einwirkung auf die Kreisvertretung und deren Kommissionen die Selbstverwaltung und deren Unabhängigkeit offendar illusorisch machen. In letzterem Falle müssen die Kreisvertretung und der Kreisausschuß befugt sein, eigene Vorssteher zu wählen und die Kreissommunalverwaltung unter diesen eigenen Vorstehern vom landräthlichen Amte unabhängig zu stellen.

Wenn es wünschenswerth erscheint, daß der Landrath im Kreise an=

Diese Bedingung ist mit Rücksicht auf die sogenannten Landrathsgüter von geringem Werth, und die hin und wieder vorgekommenen Scheinkontrakte auch seit Aushebung der Grundstenerexemtionen und mit Abschaffung der polizeiobrigkeitlichen Gewalt der Rittergüter, damit jedes reellen Untersschiedes zwischen letzteren und anderen Grundbesitzungen ganz unmotivirt.

Bon einer Seite wurde die Herstellung des alten landräthlichen Amztes, also vor 1807 und 1815, verlangt. Dabei ist übersehen, daß die Landräthe früher gleichzeitig Repräsentanten der adligen Rittergutsbesitzer waren, und allein von diesen und aus deren Mitte gewählt wurden, daß der Korporation der adligen Ritterschaft aber die von besonderen Königzlichen Beamten verwalteten Städte, wie auch die Domainen nicht angeshörten.

Man muß allerdings anerkennen, daß die gegenwärtige Stellung des Landraths eine unklare ist, namentlich bezüglich seiner Eigenschaft als Staatsbeamter. Am wenigsten aber ist jetzt noch von einer Duplicität, als eines gleichzeitig zur Vertretung der Interessen seines Kreises, gegenüber den Staatsbehörden, berufenen Kommunalbeamten, die Rede. Diese Vorsstellung beruht auf Tänschung.

Die Berordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörsben vom 30. April 1815 bezeichnete bei der neuen Eintheilung des Landes in Kreise, die Landräthe ausdrücklich als Organe der Regierungen. Ohnehin war deren Eigenschaft als Kreisvertreter schon früher — jedenfalls seit 1812 — beseitigt. Der Landrath ist seit 1815 wesentlich Commissarius perpetuus der Regierung für örtliche Geschäfte und für Berichterstattung.

In dieser Beziehung bedarf denn die Stellung des Kreislandraths, auch als Staatsbeamten, einer entschiedenen Reform dahin:

"baß das Amt des Landraths zu dem eines selbständigen Staats= beamten für den Kreis, mit eigenem festumgrenztem Berufs= treise (nach Analogie des Ressorts der Amtmänner in der Han= növerschen Amtsordnung vom 16. September 1852 und der revidirten vom 10. Mai 1859) in Betreff derjenigen Ange= legenheiten ausgeprägt werde, für welche keine besonderen Beamten und Behörden, mit eigenen von der allgemeinen Staatsverwaltung der Regierung abgesonderten Kompeten= zen bestehen oder noch hergestellt werden."

Dabei wären aber auch, ebenso wie im vormaligen Königreich Hans nover und bei Einführung von Amtshauptleuten für die örtliche Polizeis verwaltung in anderen Provinzen, deren selbständige Kompetenzen zu regeln und abzugrenzen. Anzubeuten ist fernerhin auch an diesem Orte, daß bei Bestimmung des Wirkungskreises der Kreisverwaltung demnächst zu unterscheiden ist zwischen den Staatsverwaltungs- und zwischen den Kreis-Kommunal-Angelegenheiten. Dieser Scheidung mit Rücksicht einerseits auf eine Theilnahme und Mitwirkung Kreiseingesessener dei den Staatsangelegenheiten, andererseits auf die Selbstverwaltung der Kommunalsachen durch die Kreisvertretungen und deren Organe — ist weiter unten zu erwähnen.

(Zu 2.) Soll ber Landrath zugleich Borsteher und Beamte der Kreiskommune sein und bleiben und soll seine Stellung mit einer erweiterten Selbstverwaltung der Kreis-Kommunalangelegenheiten vereinbar sein, so muß ihm ein von der Kreisvertretung aus den Kreis-eingesessennen gewählter Berwaltungsrath, ein Kreisausschuß, mit vollem Stimmrecht seiner Mitglieder, zur Seite stehen. Dessen Leitung und Präsidium steht dann dem Landrath zu.

Zur Verwaltung einzelner Kreisinstitute und Kreis-Kommunalangelegenheiten, sowie zur Mitwirkung bei den die Verhältnisse und Interessen des Kreises betreffenden Gegenständen der Staatsverwaltung sind außerdem, je nach dem Bedürfniß und Beschluß der Kreisvertretung, durch deren Wahl, einzelne ständige oder vorübergehende Kommissionen und Deputationen zu bestellen.

Bersuchen wir es wenigstens in den Hauptsachen, die Angelegensheiten zu bezeichnen, welche der Selbstverwaltung der Kreisaussschiffe resp. von Deputationen, unter Vorsitz des Landraths, anheimsfallen. Es wären das folgende: 1. die kommunalen Angelegenheiten der Landgemeinden und der dem Kreisverbande angehörigen städtischen Kommunen, darunter 2. das Armens und Wegebauwesen, 3. die Ansiedlungen, ingleichen die Fesischung der Abgabenvertheilungspläne (unter Zuziehung der Katasterbeamten des Kreises),*) 4. die Verwaltung von Kreisstiftunsgen und Fonds verschiedener Art, soweit dasür keine speziellen Vereine (wie z. B. die Zweigvereine der Victoria-National-InvalidensStiftung) oder eigene Administrationen eingesetzt sind, 5. die Landeskulturs und landswirthschaftlichen Meliorationssachen, insowelt diese nicht zum besonderen Ressort eigener Behörden, namentlich der General-Kommissionen gehören, 6. die Kreisstatistik, 7. Kreisbausachen und Feuerpolizei, 8. Gewerbepolizei,

^{*)} ad 3 ist nur zu bemerken, daß das Ges. v. 3. Januar 1845, noch mehr das dazu erlassene spätere Ges. v. 24. März 1853 (wie in Lette und von Rönne "die Lagbes-Kulturgesetzgebung des preuß. Staats Bd. II. Abth. 1. S. 153 ff. nachgewiesen), seit der Grundsteuerregulirung und beim Erlaß einer Landgemeinde-Ordnung entbehrlich und bedeutungslos werden wird.

insoweit sie bei der Gewerbefreiheit noch eintritt, 9. Gesundheitspolizei, unter näher zu bestimmender Mitwirfung von Medizinalpersonen des Kreisies, 10. die Anordnungen in Betreff der Sicherheits und Sittenpolizei im Kreise, 11. die äußeren Berhältnisse der Gemeindeschulen, unter Mitwirfung von hierzu designirten Schulmännern des Kreises (z. B. auch Schuldauten), 12. in gewissen Beziehungen auch die äußeren Berhältnisse selbst der Kirchenverbände oder Gemeinden — bezüglich der evangelischen Kirche unter Mitwirfung des nach den Berordnungen von 1861 ff. über die Einrichtung von Kreisspnoden bestellten Kreisschnodalvorstandes (z. B. Interimistica bei kirchlichen Bauten, Einrichtung und Veränderung von Begräbnisplätzen, desgleichen von Kirchengemeinden und Parochien).

Der Areisverwaltung werbe bei allen diesen Angelegenheiten die Aufssicht und Leitung, wie die Entscheidung bei Differenzen und Beschwerden überwiesen, insoweit dies, den zunächst zur Ordnung ihrer Angelegensheiten berufenen Gemeinden, Korporationen und Spezialverwaltungen gegenüber, von den Betheiligten beantragt und nöthig ist, bez. diese Ansgelegenheiten über die Grenzen des Wirkungskreises einzelner Gemeinden, resp. Korporationen hinausgehen.

Die Beschlußsassung über die wichtigeren Areis-Kommunalangelegenbeiten, z. B. die Errichtung von Areis-Chausseen, von Areis-Armenhäusern, die Besteuerung der Eingesessenn des Areises u. s. w., gehört dagegen vor die Areisversammlung. Die Aussührung der Beschlüsse dieser Bersammlung gebührt dem Areisausschuß oder besondern Kommissionen; insbesondere steht die Exetution innerhalb und nach Maßgabe der Gesetze dem Landrathe zu.

Die den Kreis betreffenden Staatsverwaltungssachen, für die teine eigenen abgesonderten Behörden bestehen, wären dem Landrath als selbständigem Staatsbeamten zu übertragen. Doch hat auch bei einer Mehrzahl von Sachen dieser Art, wie es zum Theil schon bisher der Fall ist, eine Mitwirkung von Organen der Kreisvertretung einzutreten. Wir erwähnen in dieser Beziehung nur der Militärsachen (des Geschäfts der Aushebung zum Dienst, wie der Anträge und
Beschwerden wegen Besreiung von demselben), ingleichen der Revision
der Beranlagung, wie der Begutachtung von Beschwerden gegen die Einkommen- und Klassensteuerlisten.

Zutreffend unterscheibet das österreichische Gesetz vom 5. März 1862, welches die grundsätlichen Bestimmungen zur Regelung des Gemeindewessens in allen Kronländern vorzeichnet, zwischen dem doppelten a. einem selbständigen, b. einem übertragenen Wirkungstreise der Gemeinden. Inserhalb des ersteren gebührt denselben die Anordnung und Verfügung

nach freier Selbstbestimmung, innerhalb bes letzteren haben sie die Berspslichtung zur Mitwirkung für die Zwecke der öffentlichen Verwaltung nach Maßgabe der allgemeinen Staatsgesetze.

Auch dem tüchtissten Beamten, der keine eingewurzelten autokratischen Neigungen hat, nuß eine solche Mitwirkung sachkundiger Männer willkom= men sein.

(Bu 3.) Beziehen wir uns wegen ber Zusammensetzung ber Kreis= vertretung auf die oben gebachte Schrift "zur Reform ber Kreisordnung und ländlichen Polizeiverfassung." Es bedarf kanm ber Bemerkung, baß es sich bei ber Eintheilung ber Wähler zur Kreisvertretung nach ben Alassen des großen Grundbesitzes, der Städte und der Landgemeinden, wie sie im Allgemeinen auch bei ben unter ber Dictatur für die neuen Landestheile erlassenen Kreisverfassungen angewendet wurde, keinesweges um Herstellung einer ständischen Gliederung und um eine Rehabilitirung ber Stände im feudalen Sinne handelt. Diese Klasseneintheilung entspricht vielmehr einerseits nur den wesentlich abministrativen Aufgaben der Kreis= vertretung, andererseits den gesellschaftlichen und Besitz-Zuständen der östlichen Provinzen, wo bas große Grundeigenthum, nicht wie in Hannover der Besitz der Ritterschaft nur 5-7 Prozent, sondern in den verschiede= nen Landestheilen durchschnittlich je die Hälfte, ein Drittel ober doch ein Viertel des gesammten Grundbesitzes umfaßt und dieser Großbesitz durch landwirthschaftliche Fabriken oder durch Meliorationsarbeiten einen sehr erheblichen, von ihm abhängigen Theil ber Bevölkerung beschäftigt und ernährt.

Das allgemeine und vorzugsweise bas birecte Wahlrecht hat und behält hingegen seine volle Bedeutung für die Volksvertretung. Die Anwendung desselben auf die Wahl von Repräsentanten ber kleineren und größeren Gemeindeverbände, etwa unter hinweisung auf die souverainen Kantonstaaten der Schweiz, könnte in der That nur von denjenigen empfohlen werden, die mit den Zuständen des Landes unbekannt sind und die eine Doctrin aufrechthalten möchten auf die Gefahr völliger Umkehr der bestehenden realen Verhältnisse von Besitz, Intelligenz, wirthschaftlicher und bürgerlicher Freiheit. Aehnliches gilt vom Dreiklassenwahlspstem ber Gemeinbegesetze vom 11. März 1850. Auch dies System ist mit unseren ländlichen Zuständen nicht vereinbar. Dabei muffen wir indeß die Beschränkung der passiven Wählbarkeit auf Mitglieder der einen ober andern Wählerklasse, gleichwie das an ständische Gliederungen erinnernde Recht einer Klasse zur itio in partes verwerfen. Darum soll den im Kreisverbande befindlichen Städten oder Grundbesitzern, gleichwie aber auch jedem Einzelnen, bei Verletzung von Sonderinteressen, z. B. durch einen

Beschluß über die Art und Weise der Ausbringung von Gemeinde= und Areisabgaben, der Richtung von Areisstraßen, wie in andern Angelegen= heiten, der Rekurs an eine höhere Instanz nicht verschränkt sein.

Bon dieser Rekursinstanz ist weiter unten die Rede.

Für eine lebendige Selbstverwaltung des Kreises, wie für die Mitwirkung bei den Staatsverwaltungs-Angelegenheiten ist ganz besonders auf die Bestellung von Kommissionen und Deputationen Werth zu legen. Nur dadurch wird — allenfalls in Verbindung mit bestehenden Vereinen, Nanches realisirt werden, was gegenwärtig zu den frommen Wünschen gehört, so unter andern auf den Gebieten der Landeskultur und Statistik.

Für die dringend nöthige neue Wegeordnung, deren von der Regiestung 1865 vorgelegten Entwurf das Abgeordnetenhaus bis zur Reform der kommunalen Verfassungen mit Recht verwarf, wird die Zeit nach oder mit der oben gedachten Reform gekommen sein.

Eine Entschäbigung der Kreisvertreter für den Besuch des Kreistages durch Diäten wäre unseres Erachtens nicht angemessen. Es ist nicht gestade nöthig, daß schlecht besoldete auf den Ersatz der Reisetosten angewiessene städtische Gemeindevorsteher gewählt werden. Ein vermögensloser Mann, den das Bertrauen seiner Mitbürger zum Kreistagsabgeordneten beruft, würde die kurze Reise zur Kreisstadt allenfalls auch zu Fuß machen können. Anders verhält sich das hinsichtlich der von den Kreisvertretunsgen für besondere zeitraubende Geschäfte bestellten Mitglieder der Depustationen oder Kommissionen.

II. Die landliche Polizei.

Leber die völlige Unhaltbarkeit der unter dem Minister v. Westphalen mittelst Geset vom 14. April 1856 nicht blos restaurirten, sondern im Widerspruch mit den preußischen Staatsmaximen des Jahres 1808 sos gar erweiterten polizeiobrigkeitlichen Gewalt der Rittergüter sind, wie es scheint, alle Parteien einverstanden. Wir lasen mit Befriedigung in der Beilage zu No. 85 der Neuen preußischen Zeitung vom 9. April 1868, daß unter den verschiedenen Formen des Ersates der bereits vom Ministerium Schwerin vorgeschlagenen Ausübung der ländlichen Polizei durch qualificirte Kreiseingesessen els unentgeltliches Schrenamt (Kreishauptslente) der Borzug zu geben sei. Wie wenig zusagend die Verwaltung der ländlichen Polizei, z. B. in der Provinz Posen durch Distriktsskommissarien, oder in den beiden Westprovinzen durch gering besoldete

Amtmänner und Bürgermeister — in ber That boch nur burch abhängige unselbständige Subalternbeamte bes Kreislandraths oder ber Regierung — ist, wurde schon oft bei den vielsachen Verhandlungen über den Gegenstand anerkannt. Eine Sammtgemeinde-Verfassung aber existirt in den östlichen Provinzen nicht. Deren Octroirung durch ein Gesetz würde hier dem Widerstreben eines großen Theils der ländlichen Vevölkerung begegnen. Man überlasse deren Einführung der sommunalverhältnisse. Sie wird sterung bei weiterer Entwickelung der Kommunalverhältnisse. Sie wird sich um so eher der Eintheitung des Kreises in Polizeibezirke anschließen. Dies zumal dann, wenn damit für verschiedene, den Einzelgemeinden und Gutsbezirken des Bezirks gemeinsame Interessen eine Vertretung derselben unter dem Vorsitz des Polizeidistriktsbeamten (des Amthauptmanns) versbunden wird.

Möchte sich hiernächst die Gesetzebung auch dazu entschließen, beim Ausbau der Gemeindeverfassung einem aus der Amtsvertretung zu bildens den Polizeigericht die Aburtheilung der Felds und anderen geringeren Polizeikontraventionen, allenfalls mit Vorbehalt eines Kassationsrekurses an das zuständige Kreisgericht, zu überweisen.

Zur Motivirung der oben vorgeschlagenen Reform der ländlichen Polizeiobrigkeiten ist daran zu erinnern, daß selbst die Gemeinde = Ordnung vom 11. März 1850 die Bereinigung mehrerer Einzelgemeinden mit benachbarten zu einer Sammtsemeinde lediglich der Fakultät der ersteren überließ und daß § 135 ber gedachten Gemeinde-Ordnung nur bestimmte, "daß den Vorstehern der sich bildenden Sammtgemeinden die näher bezeichneten polizeilichen Funktionen von ber Staatsregierung übertragen werden könnten und, wo Polizeibezirke gebildet werten müssen, für jene Geschäfte besondere Rreisamtmänner zu bestellen seien, beren Amt ein je auf 3 Jahre von der Staatsregierung aus den Eingesessenen bes Poli= zeibezirks zu besetzendes, unentgeltlich zu verwaltendes Chrenamt sein solle." Selbst die Landgemeinde-Ordnung für die Provinz Westfalen vom 19. März 1856 (§. 70) schreibt vor, "baß die Stelle bes Amtmanns als ein Ehren= amt, mit welchem eine feste Entschädigung lediglich für Dienstunkosten verbunden ist, einem angesehenen, vorzugsweise aus den größeren Grundbesitzern auszuwählenden Eingesessenen durch eine auf Befehl des Königs von dem Minister des Innern zu vollziehende Ernennungsurkunde zu übertragen sei."

Der Uebernahme eines solchen Ehrenamtes wird sich eine Mehrzahl geeigneter Männer dann nicht entziehen, wenn das Gesetz ihnen einen selbständigen verantwortlichen Geschäftsfreis und nicht blos eine subalterne, vom Landrath als vorgesetzter Instanz abhängige Stellung anweist.

Wir gestatten uns im Uebrigen auf die oben erwähnte Schrift "zur Resorm der Kreis-Ordnung und ländlichen Polizei-Versassung" Bezug zu nehmen und bemerken nur noch, daß nach unseren, sonst mit der Vorlage des Ministeriums Schwerin wesentlich übereinstimmenden Vorschlägen die Kreisvertretung zuvor über die, der Königlichen Ernennung zu empfehlen= den Personen gehört werden soll.

Wenn der Herr Minister bes Innern dem für die Selbstverwaltung ron Kommunen, Kreisen und Provinzen allerdings unerläßlichen Shstem ber Uebernahme unbesolbeter Chrenamter entgegensetzte, "bag bazu keine Reigung im Lande obzuwalten scheine," so liegt doch in der That die Berweisung auf die städtischen Kommunalverwaltungen nahe, in denen sich bie Absicht der Städteordnung vom 19. November 1808: "ber Bürgergemeinde eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung bes Gemeinwesens beizulegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten," erfahrungsmäßig auf das glänzendste erfüllt hat. haben sich sogar in ber kurzen Zeit, in welcher die Gemeinde-Ordnung vom 11. März 1850 sporadisch eingeführt war, für die in derselben be= stimmten Ehrenämter genügende Kräfte angeboten. Wenn der Herr Mi= nister ferner meinte, "daß, sofern einst das Shitem ber Ehrenämter in unserer Verwaltung im größeren Maße als jett Platz greifen solle, dies eine größere Reife unserer politischen Parteien voraussetze, als sie sich in den letzten Jahren gezeigt habe," so darf nur auf das durch Jahrhunderte bestehende Institut ber Friedensrichter in England verwiesen werden. Ein solches Institut würde noch heute nicht existiren, wenn man bort mit bessen Einführung auf die Bernhigung der Parteien hätte warten wollen. derer Ansicht war sogar der Minister v. Westphalen, wie die oben erwähnte westfälische Landgemeinde-Ordnung von 1856 beweist.

Und soll man etwa die Kollegien der Städte-Ordnung oder die Gerichte, deren Mitglieder doch auch verschiedenen Parteien angehören, einstweilen und so lange suspendiren, dis keine verschiedenen Parteistandpunkte
mehr existiren? Der redliche Mann erfüllt seine Amtspslicht ohne Rücksicht auf seine oder seiner Eingesessenen Politik. Ehrenämter aber sind
conditio sine qua non der Selbstverwaltung.

III. Die Landgemeindes Ordnung.

An einer solchen fehlt es in den östlichen Provinzen so gut wie ganz. Gegen deren baldigen Erlaß ist die Ansicht geltend gemacht, daß derselben die Resorm der Areisverfassung voransgehen müsse; die Areisvertretung

resp. der vorgeschlagene Kreisausschuß habe dabei mitzuwirken. Man wird sich jedoch der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß die Novelle vom 14. April 1856, welche sich an die betreffenden Bestimmungen bes allgemeinen Landrechts anschließt, den gegenwärtigen Verhältnissen unserer Landgemeinden in keiner Weise genügt. Man halte nur die meist durchaus antiquirten Vorschriften bes betreffenden Abschnitts im Landrecht mit den Ergebnissen und Wirkungen der Agrar= und Gewerbe=Gesetzgebung auf die Besitz- und Verkehrsverhältnisse unserer Landgemeinden zusammen. Möchte boch biese Vergleichung von benen angestellt werben, welchen es um die Sache ernstlich zu thun ist; möchten sie sich doch die Editte vom 9. October 1807 und vom 14. September 1811, die Dismembrations= gesete, die Gemeinheitstheilungs- und Ablösungs-Ordnung von 1821 u. s. w., ingleichen die Verordnungen vom 2. Januar 1849 vergegenwärtigen und sich über beren Wirkungen auf ben Zustand ber ländlichen Gemeinden in= formiren. Sie unterschätzen überdies gar sehr die moralischen und politischen Bedürfnisse, wie den Bildungszustand unserer seit einem halben Jahrhundert persönlich und dinglich frei gewordenen Bauern, beren Söhne burch bas so oft gepriesene preußische Schulwesen und, Dank unserer Militärverfassung und unseren Offizieren, durch den während der Militärdienstzeit fortgesetzten Unterricht sicher weiter vorgebildet sind als die Söhne derjenigen Bevölkerungen, welche sie auf ben Schlachtfeldern Böhmens besiegten. Und doch zögerte man 1862 und 1864 im österreichischen Raiserstaate nicht, sehr freisinnige Gemeinde-Ordnungen zu erlassen. Außerdem vergleiche man mit der Novelle von 1856 die hannöversche Landgemeinde-Ordnung vom 28. April 1859, welche die Wahl der Gemeindebeamten und zwar zugleich mit gesetzlichen Bestimmungen über beren Qualifikation und Bestätigung, ferner die Mitwirkung bei ber ländlichen Polizei ben Gemeinden zugesteht, die Einrichtung von Sammtgemeinden behufs Uebertragung der Armenlast auf leistungsfähige Berbände, wie bie Bestellung von Gemeinderäthen und Gemeindeausschüssen in größeren Gemeinden, desgleichen die Einverleibung ber Dominialgüter empfiehlt und befördert, überhaupt ausführliche Vorschriften über Rechte und Pflichten der Gemeinden und ihrer Mitglieder enthält. Auch im vormaligen Her= zogthum Nassau fehlt es für die landgemeinden an einer vollständigen Gemeinde= resp. Wahl=Ordnung nicht (f. Gesetze vom 12. Dezember 1848, 23. August 1851 und 12. August 1854 nebst Wahl-Ordnung).

Dagegen knüpft die preußische Novelle von 1856 die dringendsten und wichtigsten Gemeindeeinrichtungen, die Vereinigung der selbständigen Gutsbezirke mit den Gemeinden, besonders aber auch die Bildung einer gewählten Gemeindevertretung, dieses für die ordnungsmäßige Verwaltung vielfältige erschwerende und verzögernde Kautelen. Hierzu soll nach jener Novelle zuerst die Mitwirkung der gutsherrlichen Ortsobrigkeit, ferner das Gutachten des Landraths und Kreistags, sodann das Gutachten der Resgierung, außerdem das des Oberpräsidenten und zuletzt noch die Bestätizung des Ministers des Innern erforderlich sein.

Der meiner jüngsten Schrift: "die Landgemeindes Ordnung für die sechs östlichen Provinzen" beigedruckte Entwurf einer solchen Ordnung dürfte in den meisten Stücken dem zeitigen Bedürfniß unserer Landgemeinsten in den östlichen Provinzen genügen. Mit dem Erlaß eines solchen Gesetzes wäre sodann eine Revision der nassauischen, auch wohl der hans növerschen Landgemeindes Ordnung zu verbinden, in deren einzelne reforms bedürftige Bestimmungen spezieller einzugehen wir an diesem Orte unterslassen.

Die Staatsregierung kann sich unmöglich ber allgemein bekannten Erfahrung verschließen, wie schwer es hält, in den Gemeinden, zumal mit zahlreichen Mitgliedern, heilsame Beschlüsse im Kampf mit der Opposition engherziger Vorurtheile und egoistischer Interessen einzelner Mitglieder zu Stande zu bringen und wie hierunter das Gemeindeleben leidet. Welche Hindernisse sinden nicht gegenwärtig namentlich neue Schul= und Wege= einrichtungen.

Es ist hohe Zeit, daß unsere Landgemeinden eine geordnete Berfassung erhalten, wie sie selbst den kleineren Städten schon vor 60 Jahren zu Theil geworden ist und daselbst den Gemeinsinn schuf, durch den in kurzer Zeit so vielfache Berbesserungen in Gemeinde= und Schuleinrichtungen bervorgerufen wurden. Unsere ländlichen Zustände grenzen jett nicht sel= ten an Anarchie. Sie führen zur Alternative einerseits des Einflusses ber Demagogie, andererseits der unbedingten, nicht immer heilsamen Un= terwürfigkeit unter die Befehle von Unterbeamten oder Behörden. Man verhehle es sich nicht, es wurzelt sich beshalb in vielen ländlichen Gemein= ben Unzufriedenheit mit den Gesetzen und Einrichtungen des Staats und tiefe Mißstimmung gegen die. Staatsregierung mehr und mehr ein. Die Einführung einer zweckmäßigen Landgemeinde=Ordnung in den östlichen Provinzen ist aber um so weniger schwierig, als es in den Landestheilen zwischen Elbe und Memel, vermöge ber ursprünglichen Kolonisationen, auf bem platten lande an Korporationsvermögen fehlt, hingegen bas alte Band ber Wirthschaftsgemeinde durch Gemeinheitstheilungen, Servitutablösung und Dismembrationen fast überall aufgelöst ist. Auch wird sich hier die Einfügung mehrerer kleiner benachbarter, dabei gering bevölkerter Gemein= ben in einen größeren Berband um so leichter bewirken lassen.

folche Erweiterung des Gemeindeverbandes, möglichst mit Hineinziehung der Gutsbezirke, ist aber (wie 1834 der Vorgang in der Gesetzgebung Großbritaniens zeigte) auch in den östlichen preußischen Provinzen für das ländliche Armenwesen ein dringendes Bedürfniß, sosern man nicht die humanere preußische Gesetzgebung über Armenpslege mit der französischen vertauschen will, die keine öffentliche Armenpslege kennt.

Welche Hoffnungen aber soll das Land auf eine Reform der länd= lichen Polizei und auf den Erlaß einer Landgemeinde=Ordnung in den östlichen Provinzen fassen, wenn man auf die Erklärungen der Staatsregierung und ihrer Kommissarien bei Berathung der zahlreichen Petitionen in der Gemeindekommission zurücksieht.

"Die Staatsregierung sei (bemerkte einer ber Kommissarien bes Mi= nisters bes Innern) nicht abgeneigt, auf bem Gebiete bes Gemeinbelebens die Wünsche ber Volksvertretung in Erwägung zu ziehen, auch bereit die Gemeindererfassung, sobald hierzu ausreichendes Material vorliege, einer Revision zu unterwerfen und dabei biejenigen Abanderungen zu treffen, bie durch ein wirkliches Bedürfniß bedingt werden sollten; — indeß seien ber Staatsregierung bestimmte Angriffspunkte gegen die jett bestehende Gemeindeverfassung, abgesehen von der verlangten Wahl ihrer Borstände, nicht bekannt geworden. Dagegen scheine ihr keine Veranlassung vorzuliegen, mit einer Aufhebung oder Umgestaltung der gutsherrlichen Polizei vorzugehen." — Und gerade über die Reform der 1856 wiederhergestellten obrigkeitlichen Polizeigewalt und beren Wiederabschaffung wurde auf ben verschiedenen Seiten des Hauses kaum ein ernstlicher Widerspruch gehört. Wir können nicht denken, daß dieser für das Land wenig tröstliche Standpunkt auch nach ben Beschlüssen bes Abgeordnetenhauses und nach der Verheißung der Thronrede, im Ministerium des Innern noch festgehalten werbe. —

IV. Die Provinzialsandtage.

Allerdings waren in den östlichen Provinzen des Staates die Kreise und Kreisversammlungen die ältesten und wichtigsten Organe und Mittelpunkte der Selbstverwaltung. Die anderweite Eintheilung in Provinzen erfolgte erst im Jahre 1815 und es sind die Provinzialstände als repräsentative Körperschaften dieser Provinzen erst mit den Gesetzen vom 5. Juni resp. 1. Juli 1823 in's Leben getreten. Ihre ursprüngliche Bestimmung als gesetzmäßiges Organ der verschiedenen Stände der Unterthanen jeder Provinz bestand darin: "die Gesetzentwürse, welche allein die Provinz an-

gehen, zu berathen, ebenso Gesetzentwürfe allgemeinerer Art, welche Bersänderungen in Personen und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenstande haben, soweit sie die Provinz betreffen, ingleichen Bitten und Beschwerden, welche auf das spezielle Wohl und Interesse der ganzen Provinz oder eines Theils derselben Beziehung haben, anzunehmen und zu prüfen, endlich über die Kommunalangelegenheiten der Provinz unter Borbehalt Königlicher Genehmigung und Aufsicht zu beschließen.

Seit Publikation der Verfassungs=Urkunde vom 31. Januar 1850 haben wir es vorzugsweise mit dieser letztgedachten Kompetenz zu thun.

Diese Kompetenz hat sich im Lause ber Zeit zweckmäßig entwickelt und erweitert, verschieden indeß in den verschiedenen Provinzen. Sie umfaßt theils das Feuer-Bersicherungswesen, namentlich die Provinzial-Land-Feuersocietät, theils Straßenbau und Chaussen nebst Bezirksstraßen-Bausonds, desgleichen gemeinnützige Veranstaltungen und Einrichtungen mancherlei Art, Landarmen-Berwaltung nebst den Landarmenhäusern, Armen- und Invaliden-, ingleichen Stipendien-, Siechen- und Mcliorations- Fonds, Provinzial-Taubstummen- und Irren-Anstalten, Korrestionshäuser für jugendliche Verbrecher, Anstalten für unheilbare Kranke, Hebammen- institute und die Provinzial-Hülfs- und Spar-Kassen, außerdem die Mitwirtung und Kontrole bei den Rentenbankangelegenheiten der betreffenden Provinz, wie die Mitwirkung bei der Veranlagung der Staats-Einsommen- steuer durch Wahl der Mitglieder der Bezirks-Einschähungs-Kommissionen, serner bei Vertheilung des durch Landlieserung auszubringenden Militär- bedarfs auf die Kreise innerhalb der Provinz.

Einzelne Angelegenheiten dieser Art gehören auch den, neben den Provinzialständen, in einzelnen landestheilen nach deren früherer geogra= phischen Eintheilung bestehenden Kommunalständen. Dergleichen bestehen namentlich in der Altmark, in der Kurmark und in der Neumark, ferner in der Niederlausitz und in der Oberlausitz, sodann in Hinter= und Alt= vorpommern, wie in Neuvorpommern und Rügen. Dazu sind in ben neuerworbenen Landestheilen unter der Dictatur die Kommunallandtage im Gebiet bes Regierungsbezirks Kassel laut Gesetz vom 20. September v. J. und im Regierungsbezirk Wiesbaben, mit Ausschluß bes Stadt= treises von Frankfurt a. M., laut Gesetz vom 26. September hinzugetre= ten, wogegen für die Gebiete des vormaligen Königreichs Hannover und für die Herzogthümer Schleswig und Holstein Provinziallandtage mit ähn= lichen Kompetenzen, wie in den älteren Provinzen, eingerichtet sind, namentlich mit ber Befugniß, unter Mitwirkung und Aufsicht ber Staatsregierung, über die Kommunalangelegenheiten der Provinz, wie über die Berwaltung der provinzialständischen Institute und Vermögensrechte zu

beschließen, auch im Interesse ber Provinz Ausgaben und Leistungen zu übernehmen und über die Art und Weise der Aufbringung berselben Beschluß zu fassen.

In Folge bes der Propinz Hannover bewilligten Propinzialfonds und der von ihr dagegen übernommenen, im Gesetz speziell angegebenen Gegenleistungen ist nunmehr auch allen anderen Propinzen eine Erweiterung ihrer Selbstverwaltung in Aussicht gestellt. Indeß empschlen wir bei einer Reorganisation bes propinzialständischen Wirfungstreises keinenfalls eine überall gleichmäßige Einrichtung bezüglich der verschiedenen Gezgenstände bes propinzialständischen Kompetenzverhältnisses, auch am wenigsten schon jetzt eine Abänderung der erst neuerdings unter der Dictatur getroffenen propinzial= und kommunalständischen Organisationen in den neuen Landostheilen, da die Bevölkerungen und deren Bertreter sich hiermit befriedigt erklären, so sehr auch die durch Einsührung der itio in partos festgehaltene ständische Gliederung den zeitigen Berhältnissen widerspricht.

Gegner jeder schablonenmäßigen Nivellirung, begnügen wir uns mit der wesentlichen Uebereinstimmung in den Grundlagen der Selbstverwalztung. Die Provinziallandtage der neuen Provinzen sind zwar auch nach Ständen oder Klassen theils des großen Grundbesitzes, einschließlich einizger zu Birilstimmen berechtigter Mitglieder, theils der Städte und theils der Landgemeinden, indeß dergestalt zusammengesetzt, daß jede Klasse gleich viel Bertreter zählt, während auf den Kommunallandtagen der neuen Provinzen die Zahl der Abgeordneten einerseits der Städte, andererseits der Landgemeinden sür sich die Zahl der Bertreter des großen Grundbesitzes, einschließlich der Birilstimmen, überwiegt. Das Gegentheil ist bekanntlich nach den Berfassungen der Provinzialz und Kommunallandtage in den Alteren Provinzen (mit Ausnahme von Rheinland und Westfalen) der Fall und deshalb schon insoweit ein Resormbedürsniß anzuerkennen.

Sehen wir von den neuen Landestheilen ab und beschränken wir uns auf die älteren Provinzen, so liegt bei der mehr erwähnten Resorm und Zusammensetzung dieser Provinziallandtage, zumal seit Aushebung der Grundsteuerezemtionen, unseres Erachtens durchaus kein Motiv vor, an der ständischen oder klassenweisen Gliederung oder selbst an der Klassenseintheilung, wie sie bei den Kreisständen vorgeschlagen wurde, ebensowenig an einer unmittelbaren Wahl der Vertreter sernerhin sestzuhalten. Es empsiehlt sich vielmehr bei der Wahl der Provinzialvertretung auf die Bestimmungen im dritten Titel der Kreiss, Bezirks und Provinzial-Ordnung vom 11. März 1850 zurückzugehen, demgemäß die Abgeordneten zur Provinzialversammlung in den älteren Provinzen durch die Kreisversamms

lungen wählen zu lassen, ohne babei zwischen ben Wahlverbänden des großen Grundbesitzes, der Städte und der Landgemeinden zu unterscheiden. Denn es kommt bei den Geschäften der Provinzialvertretung wesentlich auf die tüchtige Kraft und Befähigung für eine gute Verwaltung an. Wögen im llebrigen dabei die Virklstimmen, besonders der vormals Reichsunmittelbaren, bestehen bleiben, um auch in dieser Beziehung die gegebenen Versassungszustände zu beachten.

Nur so lange, als keine allgemeine Volksvertretung existirte, schien es motivirt, bei der Wahl der Vertreter zu den Provinziallandtagen und namentlich der Bürger und Bauern, auf Urwähler und Wahlmänner zurückzugehen, wie dies nach den Provinzial-Ordnungen von 1823 angeordnet ist.

Hitglieder der Provinzial= und Kommunallandtage eine mittelbare Wahl durch die bezeichneten ständischen Korporationen angeordnet. So in Hansnover zufolge Berordnung vom 22. August 1867 (§§. 5. 6. 7.), in Schleswig-Holstein zufolge Verordnung vom 22. September ej. a. (§§. 7. 8.), wo die zeitigen Vertreter der Landgemeinden im Kreistage ihren Provinziallandtagsabgeordneten erwählen, ferner im Regierungsbezirk Wiessbaden zufolge Verordnung vom 26. September ej. a. (§. 5.), wo die kaden zufolge Verordnung vom 26. September ej. a. (§. 5.), wo die kommunalständischen Abgeordneten der Kreise von den betreffenden Witsgliedern der Kreisversammlung gewählt werden.

- Nachdem durch die Königliche Thronrede am Schlusse des landtags verkündet worden,

"baß durch die Bewilligung des Provinzialfonds für Han= noverzugleich thatsächlich der Boden betreten sei, auf wel= chem nach der Absicht der Staatsregierung auch für alle andere Provinzen eine erfolgreiche Selbstverwaltung er= wachsen solle,"

handelt es sich einerseits um die den übrigen Provinzen zu überweisensten Fonds, andererseits um die dagegen zu übernehmenden, von dem Ressort der Staatsverwaltung auszuscheidenden Geschäfte und Gegenleisstungen.

Professor Rubolph Gneist befinirt das Wesen des Selfgovernments (in England) dahin: "es heiße die Verwaltung der Kreise und Ortsgemein= ben nach den Gesetzen des Landes durch Ehrenämter der höheren und Mittelstände, mittelst Kommunal-Grundsteuern."

Wenn die Staatsbesteuerung in Preußen zu einer solchen Höhe ers wachsen ist, daß das Land für eine erfolgreiche und umfassende Selbstverswaltung keine erheblichen Ausgaben mehr würde ertragen können, so ist

die verheißene Abzweigung angemessener Fonds vom Staatsbudget unerläßlich.

Auch bei une bietet sich hierzu am zweckmäßigsten bie Grund= und eventuell die Gebäudesteuer an, sei es ganz oder theilweise je nach bem Mage ber Gegenleistungen, welche bie Provinzen zum Zweck einer erweiterten Gelbstverwaltung übernehmen. Gie ware bemnächst zur eigenen Einziehung und Verwaltung, babei zur fortschreitenden periodischen Revision und gleichmäßigen Vertheilung ben Provinziallandtagen zu über= Die Kontingentirung ber Grundsteuer giebt berselben schon an sich mehr den Charakter einer Kommunal= als einer Staatssteuer. Selbst= verständlich haben die Provinzen dagegen entsprechende Verbindlichkeiten zu übernehmen, wenn auch — wie schon oben erwähnt ist — nicht durchaus und unbedingt überall dieselben. Allgemein nur könnte man beispielsweise dahin rechnen: die Besoldung ber Kreis= und Provinzialbeamten, wie ter Gensdarmerie, Stragenbau=, Armenwesen, Wohlfahrtspolizei u. f. w. die Stelle der Rente von 500,000 Thaler für die Provinz Hannover hätte dann auch bort als Aequivalent die theilweise Ueberweisung jener Steuern Diese Fonds würden jedoch insbesondere in den älteren Provinzen zu einem entsprechenden Theile ben Kreisen mit zu überlassen sein, denen hier ein bedeutenderer Antheil der größeren Kommunallasten oblag und deren Selbstverwaltung der Erhaltung und Beförderung bedarf und werth ist.

Es entsteht die Frage: ob den Provinziallandtagen, außer der Kom= munalverwaltung der größeren die Provinz betreffenden Institute und Ansgelegenheiten, auch die Befugniß zur Rekursentscheidung auf Beschwerden in Sachen der Lokal= und Areisgemeinden, mit Ausschluß der Staatsbe= hörden, übertragen werden soll?

Die österreichischen Gemeinbegesetze, sowohl das schon oben gedachte allgemeinere vom 5. März 1862, als das Gesetz über die Bezirksvertretung für das Königreich Böhmen vom 25. Juli 1864 — unterscheiden einerseits zwischen dem selbständigen d. h. demjenigen Wirkungskreise der Gemeinden, in welchem dieselben mit Beodachtung der bestehenden Reichs- und Landes- gesetze, übrigens nach freier Selbstbestimmung anzuordnen und zu verfügen haben, und andererseits zwischen dem übertragenen Wirkungskreise der Gemeinden, innerhald dessen sie zur Nitwirkung bei der öffentlichen (Staats-) Berwaltung verpflichtet sind, wobei sie dann die Rekursentscheldungen über Beschwerden aus dem selbständigen Wirkungskreise, mit Ausschluß der Staatsbehörden, lediglich den bestehenden oder noch einzurichtenden höheren (Bezirks-, Gau- oder Kreis-) Vertretungen überweisen und bezüglich dieses- selbständigen Wirkungskreises der Staatsregierung ein Aussicht nur

insoweit auszuüben gestatten, daß die Gemeinden ihren Wirkungsfreis nicht überschreiten und nicht gegen die bestehenden Gesetze vorgehen.

Es ist unseres Erachtens bagegen angemessener, nach ber Analogie bes Gesetzes im Größerzogthum Baden, betreffend die Organisation ber inneren Verwaltung vom 5. October 1863, die Entscheidung über nicht zum Rechtswege gehörige Beschwerben, Streitigkeiten und Interessens Kollisionen innerhalb der verschiedenen Lokals, Amts oder Kreiss Gemeins beverbände, in Preußen also namentlich gegen desfallsige Veschlüsse oder Entscheidungen resp. der Kreisversammlungen, Kreisausschüsse oder der städteischen Behörden in den keinem Kreise einverleibten Städten, einem Verwaltungsgerichtshofe zu überweisen, von dessen Zuständigkeit und Einrichtung, sowie von der bei diesen Kekursentscheidungen, wie bei andern öffentlichen (ben Staatsverwaltungs) Angelegenheiten den Provinzialsandtagen beizulegenden Mitwirkung, weiter die Rede sein wird.

V. Die Bezirksregierungen und die Provinzialbehörden (Konsistorien, Schulkollegien und Ober-Präsidenten).

Den Vorschlägen wegen Reorganisation dieser Behörden muß ein Abrif der Geschichte und Gesetzebung in Betreff der Regierungen und der Veränderungen ihrer Kompetenzen vorausgeschickt werden.

Bublikandum vom 16. Dezember 1808 wegen veränderter Berfassung der obersten Verwaltungsbehörden der preußischen Monarchie in Beziehung auf die innere Landes und Finanzverwaltung, die im Anschluß daran ersgangenen Berordnungen wegen Einrichtung der Regierungen und Aussscheidung der Justizsachen von den früheren Kriegs und Domainenkamsmern vom 26. Dezember 1808, desgleichen die Geschäfts-Instruktion sür die Regierungen sämmtlicher Provinzen de eod.

Mit den Ressortveränderungen der Regierungen hängt die im Lause der Zeit erfolgte Errichtung besonderer Provinzial-Verwaltungsbehörden so- wohl für die kirchlichen Angelegenheiten, als für das Schulwesen, auch für das Medizinalwesen, wie der Wirkungskreis der Oberpräsidenten zu- sammen.

Die ergangenen, jenes Ressort abändernden Bestimmungen sinden sich in der Verordnung vom 30. April 1815 wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden, ferner in den vier besonderen Instruktionen vom 23. Oktober 1817 für die Oberpräsidenten, die Provinzial-Konsistorien, die Provinzial-Medizinal-Kollegien und für die Regierungen, hiernächst in der Instruktion für die Oberpräsidenten vom 31. Dezember 1825 und in

ber allerhöchsten Kabinets Drbre de eodem wegen Abänderung in der bisherigen Organisation der Provinzial-Verwaltungsbehörden, endlich in der Verordnung vom 27. Juni 1845 betreffend die Ressorben, endlich in der Provinzialbehörden für das evangelische Kirchenwesen. Dazu sind noch die Verordnung vom 28. Januar 1848 wegen Einrichtung eines erangelischen Ober-Konsistoriums und nach dessen alsbaldiger Wiederausschung die Allerhöchste Kabinets Ordre nehst Ressort Reglement vom 29. Juni 1850 über die Einsehung des Ober-Kirchenraths, ingleichen die seit 1861 ergangenen Erlasse über die Einrichtung von Kreisspnoden in den verschiebenen Provinzen, auch mehrsache Verordnungen über die in den neuen Provinzen einzurichtenden Provinzialbehörden aus der Zeit der-Dictatur, zu berücksichtigen.

Indeß können hier aus allen diesen Verordnungen nur diesenigen Kompetenz- und Ressortverhältnisse erwähnt werden, welche für die Resorganisation beachtenswerth sind und von derselben betroffen werden. Das bei darf man die Motive und die Richtung der Abänderungen nicht übersehen.

Zufolge der Verordnungen vom 26. Dezember 1808, welche für ben damals beschränkten Umfang der Monarchie die verschiedenen öffentlichen Geschäfte und die ihrer Bearbeitung gewidmeten Kräfte zusammenzufassen bestimmt sein mußten, ressortirten von den Regierungen, als Provinziale, Polizeie und Finanzbehörden, die Landeshoheitse, Landespolizeie, Domaisnene, Accise und Zolle, wie alle Finanze, desgleichen die geistlichen und Schule, die Nilitäre, Landeskulture, Meliorationse, auch Vergwerkse, Westiginale und Armene, ferner die Gewerbee und Judene Sachen, besonders die polizeilichen Aufsichtse Befugnisse über die Verwaltung der gesammten Kommunale, Societätse und Korporationse Angelegenheiten, diese letzteren jedoch bereits mit dem Vorbehalt,

"daß diese Angelegenheiten für die Folge den einzelnen Kommunen, Societäten, Korporationen und Stiftungen überlassen werden sollen."

Wenn man sich die damalige Zunftverfassung, die bürgerlichen und persönlichen Beschränkungen der Juden nehst den zulässigen Dispensationen, das die verschiedenen Provinzen scheidende Zoll- und Accisewesen u. s. w. u. s. w. vergegenwärtigt, so mag man die damalige Masse zahlloser mis nutiöser Geschäfte ermessen, von welcher späterhin, nach Herstellung der persönlichen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Freiheit, ein guter Theil wegsiel.

Ueberhaupt leuchtet ein, daß je mehr die mittleren und höchsten Berswaltungsbehörden, wie die Fortschritte der Gesetzgebung den preußischen

Staats= und Verwaltungsmaximen der so ruhmwürdigen, für den Wohlsstand des Landes so fruchtbaren Gesetzebung vom Jahre 1808 ff. hulsdigen, je mehr sich zum Segen der Nation die Regierungszeschäfte vereinfachen und vermindern, auch die Zahl der Beamten verringert werden kann.

Die Berwandlung in freies unwiderrufliches Privateigenthum ber Domainenbauern, der Borbehalt ber Gerichtsbarkeit und Polizei für den Staat bei der Beräußerung der Domainen, die Befreiung des Grund nnd Bodens, wie der bäuerlichen Höfe von Naturalprästationen und Sersvituten, die Begräumung aller Hindernisse in der Entwickelung der physischen und geistigen Kräfte der Nation und der Individuen, die Beledung und Berbesserung des Unterrichtswesens, die Besörderung der Religiösistät und Moral in Berbindung mit Duldung und voller Gewissens und Religionsfreiheit, die möglichste Annäherung unter den verschiedenen Glausbensverwandten, Beledung des Gemeins und Bürgersinns — das aber waren die großen leitenden Prinzipien der Jahre 1808 ff., welche die Staatsverwaltung auf allen Gebieten durchdringen und beherrschen sollten. Insbesondere sollte eine Aussicht über Religionssparteien nur soweit gesübt werden, "als es der Staatszweck erfordert und die Gewissensssseiheit gestattet."

Damals bilbeten die Regierungen den Mittelpunkt aller Staats-, Berwaltungs-, Finanz- und Vermögens-Angelegenheiten. Dennoch wurde als leitender Grundsatz für die Verwaltungs-Einrichtungen bereits hervor- gehoben: "daß der Geschäftsbetrieb in bestimmte, fest abgegrenzte Departements zu vertheilen sei."

Neben dem Plenum wurden deshalb bei den Regierungen besondere Polizei-, geistliche und Schul-, Accise- und Zoll- wie Militärdeputationen eingerichtet.

Weiterhin aber stellte die spätere Verordnung vom 30. April 1815 als Prinzip an die Spize, "daß jedem Hauptadministrationszweige durch eine richtig abgegrenzte kraftvollere Stellung der Behörden eine größere Thätigkeit zu geben sei."

Diesem Prinzip gemäß töste die Berordnung von 1815 zuerst die Bahrnehmung der Konsistorialbesugnisse vom Ressort der Ressierungen ab, indem für die Kirchen- und Schulsachen im Hauptort jeder Provinz Consistorien unter dem Präsidium der Oberspräsidenten errichtet und diesen Behörden, außer den Konsistorialrechten über Evangelische und dem landesherrlichen Rechte eiren sacra hinsichtlich der Römisch-Ratholischen, alle Unterrichts- und Bildungsanstalten, mit Ausnahme der dem Minister des Innern untergeordneten Universitäten,

überwiesen wurden, — wobei aber doch noch in jedem Regierungsbezirk, in welchem kein Konsistorium ist, eine besondere Kirchen= und Schul-Kommission von Geistlichen und Schulmännern bestehen sollte, welche unter
Leitung und nach Anweisung des Konsistoriums diejenigen Geschäfte besselben zu besorgen hatte, die einer näheren persönlichen Einwirkung bedürsen.
Und ebenso wurde für die Medizinal-Polizei im Hauptort jeder Provinz
ein Provinzial=Medizinal-Kollegium unter Leitung des Ober=
präsidenten, dabei indes ebensalls wiederum in jedem Regierungsbezirk,
in welchem kein Medizinal-Kollegium ist, Behuss näherer persönlicher Ein=
wirkung, eine besondere Sanitäts Kommission von Aerzten, Chirurgen und
Apothekern bestellt.

Dagegen aber wurden die bisherigen fünf Deputationen der Regie= rungen, gleich den seit 1808 eingeführten Landes Dekonomie-Kollegien, aufgehoben und die Regierungsgeschäfte der innern Verwaltung in zwei Hauptabtheilungen unter je besonderen Direktoren bearbeitet. Undererseits wurde das Ressort der Oberpräsidenten auf alle ständischen An= gelegenheiten, auf die öffentlichen Institute mehrerer Regierungsbezirke, auf Anordnung allgemeiner Sicherheits = Maßregeln in dringenden Fällen u. s. w. ausgebehnt. Und noch in größerem Maße erweiterte bie Instruktion vom 23. Oftober 1817 den Wirkungsfreis der Oberpräsidenten, indem ihnen die obere Leitung, Aufsicht und Kontrole über alle solche Verwaltungsgegenstände übertragen wurde, welche aus einem mehr erweiterten Standpunkt als bem eines Regierungs = Departements aufgefaßt werden müßten, — so für Anlegung von Chausseen, Kanälen, für größere Gewerbs= und Kommunikations-Anstalten, für bedeutende Landesmelierationen. Die Verordnung von 1817 verpflichtete die Oberpräsidenten überdies zu periodischen Bereisungen ber Provinz und zu einer mehr auf eigene Anschauung und örtliche Untersuchung gegründeten Thätigkeit. Ferner soll= ten sie unter Anderem auch in allen Kommunalangelegenheiten, mit Ausschluß der Besetzung der Oberbürgermeisterstellen in großen Städten wie der Frage: ob durch die von den Gemeinden beabsichtigte Aufbringungsweise der Gemeindebedürfnisse dem Steuerinteresse des Staats Nachtheil geschehe, Namens der Ministerien entscheiden.

Die Dienstinstruktion sodann für die Provinzial=Konsistorien von 1817 bezeichnete die in rein geistlicher und wissenschaftlicher Hinsicht diesen Behörden obliegende allgemeine Leitung des evangelischen Kirchen-wesens und der Schulangelegenheiten der Provinz genauer, als es früher geschehen, und dehnte ihre Kompetenz überdies auf alle Gelehrtenschulen der Provinz, vorbehaltlich allein der unmittelbar vom Kultus-Ministerium ressortirenden Universitäten und Atademien, aus.

Noch aber blieben den Regierungen, unter oberer Leitung res Konsistoriums in wissenschaftlicher Hinsicht, und zwar als integrirender Theil der einen (der ersten) Regierungs - Abtheilung und als Kirchen = und Schul=Kommission, sämmtliche Elementar= und Bürgerschulen, sowie die Privat-, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Zu einer durchgreifenberen Sonberung der Ressorts hatten sich die Verordnungen von 1817 noch nicht entschließen können. Denn nach §. 18 ber Instruktion sind jener Kirchen= und Schul=Kommission bei den Regierungen spezielle Gegenstände vorbehalten und zugewiesen, welche über blos äußere polizei= liche Anordnungen hinausgreifen und zum Theil mit der Kompetenz der Konsistorien zusammenfallen. Dahin gehören unter Anderen: die Besetzung ber bem landesherrlichen Patronatrecht unterworfenen geistlichen und Schul= lehrerstellen, die Bestätigung ber von Privatpersonen und Gemeinden bazu gewählten Subjekte, die Aufsicht über deren Amts- und moralische Führung, die Aufrechthaltung ber Kirchenzucht und Ordnung, die Direktion und Aufsicht über sämmtliche Kirchen, die Regulirung des Stolwesens und Schulgeldes, die gesammte Verwaltung des Kirchen=, Schul= und Stiftungs-Vermögens, soweit es nicht anderen Korporationen ober Personen gebührt, wie die Abnahme ber Kirchen-, Schul- und Instituts-Rechnungen, die Einrichtung von Schulsocietäten wie von Parochien.

Wiederum erlitt jedoch die im Jahre 1817 geschaffene Organisation durch die Verordnungen vom 31. Dezember 1825, gemäß dem Prinzip einer zweckmäßigeren Trennung der Verwaltungs = Ressorts, erhebliche Abanderungen.

Seit 1817 waren überdies für die Aussührung der Agrargesete, — der Regulirungen der gutsherrlich=bäuerlichen Verhältnisse, wie der 1821 erlassenen Gemeinheitstheilungs= und Ablösungs=Ordnung, — besondere General=Kommissionen, desgleichen für die indirekten Abgaben in einigen Landestheilen besondere Provinzial=Steuerdirektionen ein=gerichtet.

Nach den Berordnungen von 1825 aber sollten nunmehr die Konsistozien in zwei Abtheilungen getheilt werden, von denen die eine unter dem Namen: "Provinzial-Schul-Rollegium" die Unterrichts-Angelezgenheiten überwiesen erhielt; darunter den Borschlag der Direktoren von Schulen, die Aussicht und Leitung der Schullehrer-Seminarien und gezlehrten Schulen, die gesammte Vermögensverwaltung und das Rechnungs-und Kassenwesen der Spmnasien, gelehrten Schulen und Seminarien, sowie die mit vorgenannten Instituten in Verbindung stehenden Erziehungs-und Unterrichts-Anstalten, ingleichen die Verwaltung der bei diesen Inssituten befindlichen Stipendiensonds und des Königlichen Kollaturrechts.

Sodann ist daselbst anch in Betreff des Kompetenzkreises der Konsistorien bestimmt, "daß die Regierungen theils dessen Gutachsten, theils dessen Genehmigung bei wichtigeren Angelegenheiten, so bei Ersledigung von Superintendenturen, Einführung neuer Stolgebühren-Taxen, Zusammenziehung oder Vertheilung von Parochien einzuholen hätten."

Wiederum wurden aber auch bezüglich der Geschäftsorganisation der Regierungen statt zweier Abtheilungen deren mehrere und wesnigstens drei bei den größeren Kollegien eingeführt; — eine Abtheilung sür das Innere, eine für Kirchenverwaltung und Schulwesen, eine für Verwaltung der direkten Steuern, Domainen und Forsten und außerdem wo keine Provinzial-Steuer-Direktionen bestehen, eine vierte für die indirekten Steuern.

Dagegen sind, im Widerspruch mit dem Prinzip verschiedener abgesonderter Berwaltungs-Ressorts, später (1834) mit den Regierungen in der Provinz Preußen die General-Kommissionen, theils als bessondere landwirthschaftliche Abtheilungen, theils als integrirende Theile der Abtheilung des Innern vereinigt. Man war mit dem Geschästsbetrieb und den Personen nicht zufrieden, meinte auch wohl, durch die Bereinigung die Interessen der Domainen- und Forst-Verwaltung bei den Regulirungen und Ablösungen zu fördern. Die gleiche Vereinigung, aber als besondere und größere landwirthschaftliche Abtheilung, ersolgte auch noch später, im Jahre 1840, im Franksurter Regierungs-Bezirk. Seitdem hat die Staatsregierung von einem solchen, am wenigsten zweckmäßigen System einer Vereinigung der General-Kommissionen mit den Regierungen jedoch wieder Abstand genommen.

Die Organisation vom 31. Dezember 1825 griff indeß zugleich in die langjährige Kollegialversassung der Regierungen ein. Sie gestattet dem Ober-Regierungsrath als Vorsitzendem der Abtheilung, gegen einen Beschluß der Majorität derselben, die Suspension dieses Beschlusses durch Provosation auf den Präsidenten und überläßt es dem Ermessen des letzeren, nach der Ansicht des Abtheilungs-Dirigenten oder nach der Stimmenmehrheit der Abtheilungsmitzlieder zu versahren, sosern er die Sache nicht zur Entscheidung an das Plenum verweisen will.

Endlich grenzte abermals die unterm 27. Juni 1845 ergangene Verordnung gewisse Hauptzweige der Verwaltung noch schärfer ab. Vom Ressort der Regierungen löste sie bedeutende, dis dahin zu deren Geschäftstreis noch gehörige Angelegenheiten der evangelischen Kirche los und übertrug sie auf die Konsistorien, so daß den Regierungen nur verblieben: 1) die Regulirung des Interimistikums in streitigen Kirchens, Pfarrs und Küsters-Bausachen, 2) die Aufsicht über die Kirchenbücher,

3) die Sorge für die Anlegung und Unterhaltung der Kirchhöfe, 4) die Anordnung und Bollstreckung der zur Aufrechthaltung der änßeren tirchtichen Ordnung erforderlichen polizeilichen Vorschriften, 5) die Aufsicht über das Vermögen der dem landesherrlichen Patronat nicht unterworfenen Kirchen, tirchlichen Stiftungen und Institute, sowie die Ausübung der landesherrlichen Aufsichts und Verwaltungsrechte in Ansehung des Versmögens der dem landesherrlichen Patronat unterworfenen Kirchen 2.., 6) die Ernennung oder Vestätigung der für die Verwaltung des firchlichen Vermögens anzustellenden weltlichen Kirchenbedienten, sowie die Aufsicht über deren amtliche und sittliche Führung und die damit versassungsmäßig verdundenen Disciplinarbefugnisse. Hingegen sollten zum gesmeinschaftlichen Geschäftstreise der Konsistorien und der Regierungen auch sortan noch die Veränderung bestehender, sowie die Einsührung neuer Stolgebühren-Taren und die Veränderung bestehender, sowie die Vildung neuer Pfarrbezirte gehören.

Der vorstehende Abriß der Geschichte und des Wechsels der Kompetenzverhältnisse von Regierungen und aus ihrem Wirkungsfreise heraussgewachsenen, mehr und mehr gesonderten und schärfer abgegrenzten Provinzialbehörden bestätigt, gemäß den bisherigen und von der Staatsverwaltung selbst anerkannten Ersahrungen, wie es durchaus zweckmäßig ist, die Ressortverhältnisse der Provinzialverwaltung noch weiter auf einen einfacheren und deshalb kräftigeren und lesbendigeren Organismus zurückzusühren. Schon oben ist bemerkt, daß auch ein anderer Theil der Regierungs-Funktionen besser den Händen theils von Kreis- und Lokalbehörden, theils der betheiligten korporativen Berbände selbst überwiesen werde.

Wir unterlassen es, auf die in der Verfassung verheißene, dis jetzt noch unausgeführte selbständige eigene Ordnung und Verwaltung der evanzgelischen Kirche zurückzugehen. Wir beantragen an diesem Orte nur im Interesse einer angemesseneren Organisation der Verwaltungsbehörden und zur Vermeidung von Kollisionen und Hemmungen im Geschäftsbetriebe,

"bie den Regierungen in Bezug auf firchliche Angelegenheisten, laut Berordnung von 1845, noch vorbehaltenen Gegenstände einerseits, soweit sie die innern Angelegenheiten der Rirche betreffen, den firchlichen Behörden, d. h. den Prosvinzial=Ronsistorien, andererseits, soweit sie äußere Ansgelegenheiten zum Gegenstande haben und besser von pratztischen, den Berhältnissen und Betheiligten nahe stehenden Männern und Organen besorgt werden, theils der Kreissverwaltung, theils den Gemeinden selbst zu übergeben."

Es empfiehlt sich boch wahrlich nicht, daß nach der Berordnung von 1845 die Regierungen mit den Konsistorien über das Vorhandensein tirchslicher Bedürfnisse oder die Abmessung ihres Umfanges, wie über Berswendung der bei der Bermögensverwaltung einzelner Kirchen, kirchlicher Stiftungen und Institute sich ergebenden Ueberschüsse, weiter erst noch in näheres Einvernehmen treten sollen, ebenso wenig, daß bei Veränderung bestehender, sowie bei Einführung neuer Stolgebührens Taxen, ingleichen bei Veränderung oder Neubildung von Pfarrbezirken jede Behörde, Regiesrung wie Konsistorium, besugt sein solle, die dazu erforderlichen Einleitunsen und Vorbereitungen mit Hülfe ihrer Organe auf eigene Hand selbsständig zu treffen und dann nur gemeinschaftlich, wiederum aber noch zur Entscheidung des Kultus-Winisters, zu berichten.

Es liegt doch in der That nahe, daß alle firchlichen und geist= lichen Angelegenheiten von der Rompetenz der Regierungen ausgeschieden, und soweit sie kirchlicher Natur sind, den Provinzial-Kon= sistorien, daß dagegen die Regulirung ber Interimistiken in streitigen Baufachen, ferner die in das polizeiliche Gebiet der Gesundheitspolizei hinein= fallende Sorge für Aulegung und Unterhaltung von Kirchhöfen, ingleichen die polizeilichen Anordnungen und Vorschriften über die äußere kirchliche Ordnung, der Kreisverwaltung, — vorbehaltlich eines Rekurses der Betheiligten an die weiter unten zu erwähnende Instanz — den Verwal= tungs-Gerichtshof — überwiesen werden, wogegen die Ernennung ober Bestätigung ber für Verwaltung bes firchlichen Vermögens anzustellenden weltlichen Kirchenbedienten, wie die Aufsicht über bieselben offenbar ben Kirchengemeinden gebührt, deren Organ der Kirchenvorstand ist, allenfalls unter Aufsicht der durch die Erlasse von 1861 eingerichteten Kreisspnoden, resp. der Kreissynodalvorstände, wodurch zugleich auch deren Wirkungsfreis eine angemessene reale Erweiterung erhielte.

Dazu wäre es freilich eine bedeutende Bereinfachung und Berbesserung des Staatsverwaltungsorganismus, wenn an Stelle der Kirchendüscher Civilstandsregister mit Uebertragung der zu beglaubigenden Akte an die dürgerlichen Behörden träten, wenn sodann endlich auch zu der in der Bersassungs-Urkunde vorgeschriebenen Einführung der obligatorischen Civilsehe geschritten würde, — eines Instituts, das einst Ritter v. Bunsen mit Recht als eine der segensreichsten Bestimmungen napoleonischer Gesetzebung pries und für welches sich sogar dessen geneigt war, welches überdies den altpreußischen Staatsmaximen versassungsmäßig garantirter Religionsfreisheit entspricht.

Die Verordnungen von 1808 und 1817 beschränkten die Einwirkung

ver Regierungen resp. firchlichen Behörden: "soweit es der Staatszweck erfordert und die Gewissens= und Religionsfreiheit gestattet." Die Toleranz ist ein oberster preußischer Staatsgrundsatz. In demselben Grade, als sich die Geschäftspraxis der Konsistorien zu diesem Prinzip bekennt, vermindern sich ihre Arbeiten. So lange die Gemeinden mit ihren Geistlichen zufrieden sind, sollten sich die Konsistorien jeder hierarchischen Einmischung von oben her um konsessionell abweichender Glaubensmeinungen willen enthalten. Jede derartige Einmischung geschieht nur auf Kosten der Religion und der kirchlichen Gemeinschaft. Dafür giebt das Berhalten der Staatsbehörden gegen die Altlutheraner in den dreißiger Jahren,
später gegen die Dissidenten, ein beredtes Zeugniß.

Aus bem Reffort ber Regierungen find ferner alle Schul=
angelegenheiten, insbesondere die der Bolksschulen, der Ein=
richtung von Schulbezirken und Schulverbänden, wie der Herstellung von Schulhäusern u. s. w. auszuscheiden. Dazu
müssen aber gleichzeitig die Provinzial=Schulkollegien als selb=
ständige Provinzial=Behörden überall anerkannt und von der Ber=
bindung mit den Konsistorien losgelöst werden. Es ist dies ohnehin in
den neuerwordenen Landestheilen durch die Berordnung vom 22. Sep=
tember 1867, betreffend die Errichtung von Provinzial=Schulkollegien und
Medizinal=Kollegien, bereits geschehen. Die Bolksschule, wie die Bahl des
Lehrers aus den in den Seminarien vorgebildeten Kandidaten ist zunächst Sache und Recht der Gemeinden, denen man es auch überlassen kann,
wieweit, dem Art. 24 der Berfassungs=Urkunde gemäß, bei Einrichtung
ihrer öffentlichen Bolksschulen die konfessionellen Verhältnisse berücksichtigt
werden sollen.

Die selbständige Verwaltung des Schulwesens ist nach Gesschichte, Zusammenfügung und Mission des preußischen Staats ein unsabweisliches Bedürfniß. Dadurch wird am sichersten dem in Preusen bewährten, schon in den mehrerwähnten Verordnungen von 1808 hervorgehobenen Grundsatz entsprochen:

"daß die Ausbildung der Jugend unter den Aufgaben und Pflichten des Staats in erster Linie stehe, daß als deren Ziel die Beförderung von Religiosität und Moral, Duls dungsgeist und Annäherung zwischen den verschiedenen Slaubensverwandten, Bürgersinn und Theilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten, Anhänglichkeit an Baterland Berfassung und Landesherrn, Achtung und Uebung der Geste zu verfolgen sei." —

Die Aufsicht und Leitung ber Seminare wie aller Schulen und Un-

terrichts Anstalten, welche sich an die Bolksschule anschließen, gehören ja ohnehin bereits zum Ressort der Provinzial-Schulkollegien. Im Uebrigen aber überweise man die die Bolksschulen betreffenden äußeren Ansgelegenheiten der kirch= gelegenheiten, gleichwie die äußeren Angelegenheiten ber kirch= lichen Gemeinden einer den Berhältnissen und Betheiligten nahe ste-henden, daher mit den Bedürsnissen des Bolks vertrauteren Behörde, der Areisverwaltung, — je nach Bedürsniss unter Zuziehung, bei den evangelischen sirchlichen Angelegenheiten des Areisspnodalvorstandes, bei den Schulangelegenheiten einiger im Boraus bestimmter Schul-Direktoren und Lehrer, gleichwie bei denen der Gesundheitspolizei von Medizinalpersonen des Kreises.

An der Spitze der Kreisverwaltung soll der Landrath stehen, der in jenen Angelegenheiten zur Zeit meist nur als Organ und Kommissarius der vorgesetzten Behörden zu verhandeln und zu berichten hat.

Freilich würde außerdem die Verwaltung des Schulwesens erheblich vereinfacht werden, sobald endlich die bereits in den Gesetzen von 1808 und 1817 verheißene, in der Königlichen Verordnung von 1820 in Erinnerung gebrachte und in der Versassungs-Urfunde von 1850 wiederholt versprochene Schulordnung, — das Unterrichtsgesetz, — erlassen sein wird. Um so anwendbarer wird alsdann auch auf diesem Gediet, in Folge der Decentralisation und Selbständigkeit der Behörden, der 1808 und 1817 ausgesprochene Verwaltungsgrundsat:

"baß die Behörden in allen Fällen, wo klare und bestimmte Gesetze und Vorschriften vorhanden sind, aus eigener Macht das Nöthige zu verfügen und auszusühren haben und (wie §. 8 der Geschäfts-Instruktion vom 23. Oktober 1817 bestimmt) ihnen in dergleichen Fällen jede Anfrage sogar ausdrücklich untersagt werde."

Es soll hierbei nicht verschwiegen werden, daß im Lande besonders die geistlichen und Schul-Abtheilungen der Regierungen unpopulär sind, weil die Angelegenheiten, wie dies nicht sowohl in den Personen als in den Institutionen liegt, öfter sehr unpraktisch zum Nachtheil der Betheisligten behandelt und überaus verzögert werden.

Sodann scheibe man aus dem Geschäftstreise der Regierungen auch das ganze siskalische Finanz- und Steuerwesen aus. Dazu gehört, nächst den in mehreren Landestheilen schon bestehenden, auch in den neuen Provinzen für die indirekten Steuern hergestellten Provinzial=Steuer-Direktionen, die Abtrennung der Berwaltung der Domainen und Forsten wie der direkten Steuern, mit deren Ueberweisung entweder, nach dem Borgange in der Provinz Hannover, an eine selbständige Provinzialbehörde, ober an eine besondere Abtheilung der Provinzial-Steuer-Direktion.

Endlich trenne man wiederum die landwirthschaftlichen Abtheilungen von den Regierungen und stelle besondere General-Kommissionen her. Denselben wären zugleich diejenigen von den Regierungen besorgten Landes-Meliorations-Angelegen heiten zuzuweisen, welche vom Ministerium der landwirthschaftlichen Angelegenheiten ressortiren, namentlich die Ent- und Bewässerungssowie die Deichsachen. Von den Meliorationsangelegenheiten blieben den Regierungen alsdann diejenigen, welche, wie z. B. die Anlegung von Kanälen, die Erhaltung der Schiffbarkeit der Flüsse, gegenwärtig zum Theil der besonderen Aussicht und Leitung der Oberpräsidenten vorbehalten sind.

Daß bas Finanz- und Steuerwesen, insbesondere die Verwaltung ber Domainen und Forsten, mit den wesentlich landeshoheitlichen und landespolizeilichen Funktionen der Regierungen wenig Verwandtschaft hat, bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Auflösung der General=Kom= missionen und deren Verbindung mit den Regierungen ist schon deshalb teine naturgemäße, weil jene Behörden in Bezug auf die ihnen vertrauten Regulirungen, Ablösungen und Gemeinheitstheilungen als Gerichtshöfe fungiren und deren Mitglieber als richterliche Beamte anerkannt sind. Wenn schon die Verbindung der Domainen= und Forstverwaltung mit den Regierungen die Gefahr eines überwiegenden Ginflusses ber fiskalischen Interessen auf Kosten der Gerechtigkeit in Kollisionsfällen nahe legt, so ist dies bei einer Vereinigung der General-Kommissionen noch im höheren Grade der Fall. Die richterliche Unabhängigkeit der General-Kommissionen resp. landwirthschaftlichen Abtheilungen als Kollegien verlangt deren Besetzung mit einer hinreichenden Anzahl von Mitgliedern. Sie ist nicht gewahrt, wenn, wie bei einigen preußischen Regierungen, die landwirthschaftliche Verwaltung aus einem ober zweien Mitgliebern besteht und nur integrirender Theil einer Abtheilung der Regierung ist. Erweitert man das Ressort ber General-Kommissionen auf die oben bezeichneten Meliorationssachen, so ist es noch immer an ber Zeit, bei Abtrennung ber landwirth= schaftlichen Abtheilungen von den Regierungen, in der Provinz Preußen auch bort eine besondere General-Kommission, — selbstverständlich mit tüchtigen richterlich und ökonomisch-technisch ausgebildeten Mitgliedern — wiederherzustellen.

In der Rheinprovinz würde eine eigene Landeskultur=Be= hörde zu schaffen sein, der es daselbst an Arbeit, schon für Ent= und Bewässerungssachen, nicht fehlen würde. Nach Ausscheidung ber vorgedachten Geschäftszweige aus bem Ressort ber Regierungen, blieben ihnen demnächst:

I. Die obere Aufsicht über bas Kommunalwesen und die Korporationen, jedoch mit der Beschränkung, daß die Selbstverwaltung und damit verbundene Beschlußnahme den Gemeinden und Korporationen selbst, hingegen die Entscheidung auf Beschwerden, gleichviel übrigens ob von Abtheilungen und Klassen der Gemeinden, oder von deren einzelenen Mitgliedern, — soweit es sich dabei nicht um die größeren eximirten Städte oder die Kreisversammlungen selbst handelt, — den Kreisverswaltungen überwiesen, mithin die Kompetenz der Regierungen hinsichtlich der Kommunalsachen auf eine bloße Kekursinstanz beschränkt und zurückzesührt werde. Dasselbe gilt auch von Gewerdessachen, z. B. auch von Berleihung oder Versagung einer Schankzerechtigsteit ze., sosen dieserhalb polizeiliche Konzessionen fortbestehen sollten.

Schon vor 60 Jahren ist die unmittelbare Einwirkung der Regierunsgen in Kommunal= und Korporations-Angelegenheiten nur als ein provisorisches Uebergangsstadium bezeichnet, "für so lange, als den Gemeinden und Korporationen nicht die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten überlassen wird." Man darf annehmen, daß dieser Zeitpunkt endlich einsgetreten sei, nachdem die Städte-Ordnung und unsere Wehrverfassung von 1808, nachdem die Agrar= und Gewerbegesetzgebung seit 1810 und 1811 vorangegangen sind.

Die von den Regierungen in der Rekursinstanz auf vorgängisges Versahren erlassene Entscheidung muß demnächst aber eine end gülstige sein. Zu Administrations-Gerichtshöfen eignen sich unter gewissen Voraussetzungen vorzugsweise die Regierungen. Eine lange Zeit hindurch schien es Staatsmaxime, die Stellen der Präsidenten und Ober-Präsidenten, auch der Direktoren, mit richterlich ausgebildeten, dabei staats- und volkswirthschaftlich geschulten Beamten zu besetzen. Dergleichen sind freislich auch in den Verwaltungs-Gerichtshöfen nöthig und wo es daran sehlt, zuzuziehen.

Mit Einführung diese Instituts sielen denn fort 1) ein überwiegens der Theil der zahlreichen Petitionen an die Landesvertretung und die zeitz verschwendenden Verhandlungen und Konflikte darüber mit der Staatsrezgierung, 2) die Beschwerden und Remonstrationen an die Minister. Wenn diese Letzteren zur Zeit über Fragen des öffentlichen Rechts wie über Privatinteressen erkennen, so sind sie dafür einleuchtend eine durchaus ungeeignete Instanz. Was zur Kompetenz der Ministerien und besonders des Ministeriums des Innern gehört und zu verbleiben hat, wird weiter unten erwähnt werden.

Ge ist hier der Ort, auf die Errichtung von Abministrations= Gerichtshöfen näher einzugehen. Selbstverständlich bleiben von deren Kompetenz alle Angelegenheiten ausgeschlossen, welche schon gegenwärtig zum Rechtswege gehören, oder demselben noch später zugewiesen werden. Eine Erörterung über die Erweizterung des Rechtsweges liegt außerhalb der Grenzen und Aufgabe dieser Abhandlung.

Die Konstituirung ber Regierungen zu Verwaltungs-Gerichtshöfen hat bereits ein Präcedenz für sich in dem preußischen Gesetz vom 22. Juni 1861, betreffend die Abänderung einiger Bestimmungen der allgemeinen Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845, wegen Entziehung von Gewerbe-Konzessionen. Der Rekursentscheidung muß, wie nach dem Gesetz vom 22. Juni 1861 vorgeschrieben ist, ein mündliches öffentliches Versahren, bei ganz unbedeutenden und unwichtigen Sachen wenigstens ein Schriftwechsel vorausgehen. Auch empföhle sich, die Appellabilität gegen Entscheidungen der untern Instanz, des Kreisausschusses, augemessen zu beschränken.

Voraussetzung bei Bestellung der Regierung zum entgültig entscheibens den Verwaltungs-Gerichtshof in den Kommunalangelegenheiten (auch Geswerbes und ähnlichen Sachen) ist aber die Herstellung der alten Kolles gialverfassung dieser Behörden mit Abänderung des Disciplinargesetzes, insbesondere der Erweiterung desselben für die neuen Landestheile. Der wünschenswerthen Zuziehung von Mitgliedern der Provinziallandtage, besonders bei den Refursschicheidungen, ist weiter unten zu erwähnen.

Die gegenwärtige Art und Weise der entgültigen Erledigung von Beschwerben stellt, trot der vielen Instanzen vom Dorfschulzen und Amtsmann bis zum Minister hinauf, selten Jemand zufrieden. Die letzte Entscheidung gründet sich nur wieder auf den Bericht des unteren Beamsten und es kann das beim gegenwärtigen Versahren in Beschwerdesachen kanm anders sein. Würdigen wir dagegen auch bei obigem Reorganisations vorschlage den Grundsatz unserer Hohenzollernschen Fürsten: "justitia fundamentum regnorum," welcher gleich wichtig und beachtenswerth ist für das umfangreiche Gebiet der Verwaltung, wie für den beschränkteren Beseich der Justiz.

Zur Erlänterung über die Begrenzung der Kompetenzen der Verwaltungs-Gerichtshöfe, und die Bedeutung ihrer Entscheidungen mögen noch folgende Bemerkungen dienen:

Gegen Entscheidungen der Administrations=Gerichtshöse, durch welche die Prinzipien der Landesgesetze verletzt werden, wäre, wie gegen derartige endgültige Entscheidungen der ordentlichen Gerichtshöse, die Remedur nur im Wege ber Gesetzgebung zu treffen, nicht mehr burch Restripte ber Minister für den besonderen konkreten Fall.

Vor die Landesvertretung würden fortan nur solche Petitio- nen und Beschwerden gehören, welche in das legislative Gebiet hineinfallen.

Ueber Gegenstände der Legislation und die darauf gerichteten, dem Bereich der Gesetzebung anheimfallenden Anträge und Beschlüsse, insbesondere auch von Kreis- und Provinzial-Landtagen, haben allerdings nicht die Regierungs- und Provinzial-Behörden im Refurswege; sondern ist entweder im Verordnungswege durch den König oder im Wege der ordent-lichen Legislation durch die gesetzebenden Faktoren zu besinden und zu entscheiden, je nachdem die Angelegenheit versassungsmäßig in dem einen oder andern Wege ihre Erledigung zu erhalten hat.

Nach Ausscheidung der oben gedachten besonderen Verwaltungsgesschäfte aus dem Ressort der Regierungen, mit Ueberweisung derselben theils an die Kreisverwaltung, theils an die Konsistorien und Provinzialschulskollegien, würden den Regierungen außer der Aufsicht über die Kommunalangelegenheiten in obiger Beschränfung sernerhin:

II. Diejenigen öffentlichen, resp. Staatsverwaltungs=
sachen im engeren Sinne verbleiben, welche von ihrem Ressort nicht abgezweigt werden. Dahin gehören insbesondere Militärangelegenheiten, Eisenbahnwesen, Kanal= und Chausseebauten, auch Gewerbesachen, gleichwie diejenigen wichtigeren, nicht schon oben ausgeschiedenen Angelegenheiten anderer Art, welche in der Instruktion für die Oberpräsidenten vom 31. Dezember 1825 als zu deren Ressort gehörig bezeichnet sind und so lange als dahin gehörig betrachtet werden mußten, als in der Regel innerhalb desselben Provinzial= und Oberpräsidial=Bezirks mehrere Regierungen existiren.

Es würde nun aber bei ber Beschräntung des Geschäftstreises der Regierungen in der Regel eine Regierung für jede Provinz genüsgen, mit Ausnahme vielleicht einerseits von Ost- und andererseits von West- preußen, vielleicht auch vorerst von Nassau und Hessenkassel.

Auch bei diesen Staatsverwaltungssachen der Regierungen ist jedoch eine Mitwirkung ständischer Organe, wie sie zum Theil schon jetzt stattfindet, erwünscht.

Bereinigen sich in der oben bezeichneten Weise die verschiedenen Provinzial=Behörden der Regel nach in der Hauptstadt der Provinz, so wird die Leitung und das Präsidium des Oberpräsidenten bei den verschiedenen Provinzialbehörden (Regierungen, Konsistorien, Schulkollegien, Medizinalkollegien), bei denen ihm dasselbe nach der gegenwärtigen Bersassung zusteht, um so eher ermöglicht. Selbstverständlich wird derselbe bei diesen verschiedenen Behörden für Verhinderungsfälle einen Stellvertreter haben. Der Oberpräsident aber ist und bleibt so der lebendige Mittelpunkt der gesammten Provinzial=Verwaltung. Statt eines Oberpräsidial=Raths stehen ihm die Arbeitskräfte auch aller übrigen Mitglieder des Regierungs=Kollegiums zu Gebote. Daß der Ober=Präsident in unaufschiedbaren dringenden Fällen auf eigene Verantwortung Anordnungen treffen kann, bedarf nicht der Erwähnung.

Dem Oberpräsidenten persönlich bliebe aber die ihm nach der Berordnung vom 27. Juni 1845 übertragene Ausübung des sandesherrlichen
jus eiren sacra der römisch-katholischen Kirche.

Oben wurde die Erörterung theils bezüglich einer Theilnahme ständischer Organe an den Rekurs-Entscheidungen der Regierungen über Kommunal- und ähnliche Sachen, theils bezüglich einer geeigneten Mitwirkung bei den Staatsverwaltungssachen im engeren Sinne, vorbehalten.

Jene Theilnahme und diese Mitwirkung wird durch die Forderung ter Betheiligung der Nation nicht blos an der Gesetzgebung, sondern auch an der Berwaltung gerechtfertigt.

Demgemäß beantragen wir:

"die Zuziehung von den Provinzial=Landtagen gewählter landständischer Repräsentanten zu den wichtigeren Berasthungen, insbesondere zu den endgültigen Entscheidungen der Staatsverwaltungs=Behörden der Provinz."

Rur in Nassau und Hessenkassel wird die Wahl vorerst den Kommunalständen beizulegen sein. Wir gehen bei obigem Antrage auf den §. 93 der Geschäfts=Justruktion für die Regierungen und auf §. 18 ff. der Berordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial= 2c. Behörden, beide vom 26. Dezember 1808, zurück. Die damals vorgesschriedene Theilnahme landständischer Repräsentanten an den Geschäften der Regierungen war dazu bestimmt:

weie öffentliche Administration mit der Nation in nähere Berbindung zu setzen, den Geschäftsbetrieb mehr zu belesben und denselben durch Mittheilung von Sachs, Ortsund Personenkenntniß seitens der theilnehmenden ständischen Repräsentanten möglichst zu vereinsachen, die Mängel, welche sie in der öffentlichen Administration bemerkten, zur Sprache zu bringen und nach ihren aus dem praktischen Lesben geschöpften Ersahrungen und Ansichten Borschläge zu deren Berbesserung zu machen, sich selbst von der Rechtlichsteit und Ordnung der öffentlichen Staatsverwaltung näher

zu überzengen und diese Ueberzeugung in der Nation gleich= falls zu erwecken und zu befestigen."

Wenn diese Zuziehung ständischer Repräsentanten zu den Berathungen der Regierungen damals kein Leben gewann, so steht es damit jest anders. Es sind seitdem Repräsentationen korporativer Verbände, namentslich der Provinzen, überall konstituirt, seit länger als 40 Jahren wirksam gewesen und mit allgemeinen Verwaltungsgeschäften vertraut. Zum Theil haben schon jest resp. von den Kreisversammlungen und von den Provinzial=Landtagen ernannte Kommissionen über Veschwerden und Rekurse wegen Aushebung zum Militär und Unabkömmlichkeit, sodann wegen Uebersbürdung mit Einkommens, Klassens und Gewerbesteuer mitzuberathen.

Es bedarf nur einer weiteren Ergänzung dieser Einrichtung durch angemessene Ausbehnung jener Kompetenzen auf andere öffentliche Ber-waltungszweige und deren Abgrenzung gegenüber den Befugnissen der Kreisausschüsse.

VI. Ressort ber Ministerien; das Ministerium des Innern.

Die Reorganisation der Staatsverwaltung wird es endlich auch mit den ministeriellen Ressorts, vorzugsweise mit dem Kompetenzkreise des Misnisteriums des Innern zu thun haben.

Der Herr Minister des Innern hat in der Sitzung des Abgeordneztenhauses vom 15. Januar d. J. durch betaillirte Aufzählung der Gesschäfte seines Ministeriums die Beurtheilung wesentlich erleichtert. Diese unter 30 Nummern aufgezählten Geschäfte sind folgende:

- 1) die Generalien über die Organisation, den Geschäftskreis und die Geschäfts = Verwaltung der höheren Staatsbehörden, sowie über die Ver= hältnisse und Amtspflichten der Beamten;
- 2) die Personalien wie sich von selbst versteht des Ministeriums selbst;
- 3) aus dem Geschäftstreise des hiesigen Polizei-Präsidii das Etatsund Rechnungswesen, die Personalien, die Angelegenheiten des Nachtwachtwesens, der Schutzmänner und Wachtmeister, der Schutzmanns-Pensionskasse und ihrer Fonds und Grundstücke, die Angelegenheiten der Feuerwehr;
- 4) die Personalien der Provinzial=Verwaltungs=Behörden und der Kreis=Behörden, sowie der Oberämter in Hohenzollernschen Landen und der Amtshauptleute in Hannover;
- 5) die Landeshoheits-, Hof- und Lehnssachen, Majorate und Fideikommisse;
 - 6) die Orbenssachen;

- 7) die Angelegenheiten ber Damenstifter;
- 8) die Verfassungssachen, einschließlich der Angelegenheiten beiber Häuser des Landtages;
 - 9) die gesammten ständischen Angelegenheiten;
 - 10) die Hoch- und Domstifter;
- 11) die gesammte Kommunal=Verwaltung nebst den Angelegenheiten ber Schützen=Gilden;
 - 12) die Militär=Angelegenheiten;
- 13) bas Jubenwesen, Rehabilitationen, Belohnungen für Lebensretztungen;
 - 14) die Kollekten und Unterstützungesachen;
 - 15) die Armenpflege und Heimathssachen;
 - 16) die statistischen Angelegenheiten;
 - 17) das Kriegsschuldenwesen;
 - 18) die landschaftlichen Kredit-Institute;
 - 19) die Provinzial-Hülfs= so wie die Leih= und Spar-Kassen;
- 20) die Gesellschafts= und Korporations=Rechte der Privat=Vereine zu wohlthätigen Zwecken und milden Stiftungen;
- 21) die ständischen (Provinzial=) und städtischen Feuer-Versicherungs= Societäten;
 - 22) Gejetssammlungs- und Amteblattesachen;
- 23) die Reture- und Beschwerbesachen des hiesigen Königlichen Polizei-Präsidiums;
 - 24) die gesammte Landes= und Lokal=Polizei=Verwaltung und zwar:
 - a) die Sittenpolizei;
 - b) die Sicherheitspolizei im engeren Sinne;
 - c) die Kirchenpolizei;
- d) die Baupolizei, soweit das Ministerium des Innern dabei bethei= ligt ist;
 - e) die Feuerpolizei;
 - f) die Lebensmittelpolizei;
- g) die Gewerbepolizei, soweit das Ministerium des Junern dabei bestheiligt ist;
 - h) die Fremden= und Paspolizei;
 - i) das Versammlungs= .und Vereinswesen;
 - k) Theater, öffentliche Feste und Vergnügungen;
 - 1) die polizeiliche Beaufsichtigung der Presse;
- m) außerordentliche Ereignisse und Vorfälle aller Art von Wichtigteit als: ansteckende Krankheiten, Seuchen, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Theuerungen und Mangel, Nothstände;

- 25) die Polizei=Organisation im Allgemeinen und die Personalien ber Polizei=Beamten;
 - 26) die Land-Gendsbarmerie;
 - 27) die Straf-, Besserungs- und Gefangenen-Anstalten;
 - 28) die Ein= und Auswanderungen, Ansiedlungesachen;
 - 29) das Transport-Wesen der Verbrecher, Bettler und Vagabunden;
- 30) das Assekuranz-Wesen, Feuer-Versicherungs-Gesellschaften, Lebens-Versicherung und dergleichen.

Es scheint nun aber kaum bestreitbar, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Geschäfte den Regierungen und ihnen gleichstehenden Provinzial= Kollegien für ihre Ressorts zugewiesen werden kann und bei einem sest geregelten Organismus und Kompetenzkreise der Behörden überwiesen werden muß. Nicht blos im Jahre 1808 kam es nach dem Publikandum vom 16. Dezember darauf an:

"ber Geschäftsverwaltung in höchster Instanz die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in
einen obersten Punkt zusammenzufassen und die Geisteskräfte
der Nation und des Einzelnen auf die zweckmäßigste und
einfachste Art für solche in Anspruch zu nehmen, von einem
obersten Standpunkte aus aber das Ganze zu übersehen
und dennoch zugleich auf die Administration des Staates
belebend einzuwirken."

llnzweiselhaft ist das auch gegenwärtig noch die eigentliche und hauptssächlichste Aufgabe der höchsten Landes und Verwaltungs Behörden, der Ministerien. Sie ist seit dem Bestehen eines konstitutionellen Regimes um so unerläßlicher geworden. Ihre Ersüllung scheint aber sast unmögslich, wenn sich diese höchsten Behörden in die zahlreichen Detailgeschäfte und in die Ressorts der Mittels und Unterbehörden einmischen und ihnen diesenige Besugniß und Verantwortlichseit abnehmen, welche weit zwecksmäßiger, der That nach sogar allein, von diesen Behörden ausgefüllt wers den kann. Je mehr sich die Ministerien in einzelne, so überaus mannigsaltige Verwaltungs-Angelegenheiten versenken, je mehr muß ihnen der klare und umfassende Blick für das Ganze und das Verständniß für die geistigen, materiellen und politischen Bedürsnisse der Nation schwinden, wie dies vor 1807 und während der dem Jahre 1848 vorausgegangenen Periode der Fall war.

Von jenen 30 Gegenständen eignen dem ministeriellen Ressort unter anderen allerdings und jedenfalls die Generalien über die Organisation der Behörden, die Personalien des Ministeriums selbst, außerdem Verfassungsund ständische, Hoheits- und Ordenssachen. Im Wesentlichen und prinnern, wohl auf folgende Gegenstände zurückzuführen und zu beschränken:
1) die Borbereitung und Publikation der Gesetz, 2) desgleichen der Königlichen Berordnungen, 3) die Borbereitung und den Erlaß von allgemeinen Instruktionen und Anweisungen innerhalb der Grenzen der
gegebenen und bestehenden Gesetze, wie von umfassenden allgemeineren organisatorischen Maßregeln, soweit sie nicht — (der Regel nach) — der Legistation angehören, 4) diejenigen Personal- und sachlichen Angelegenheiten, über welche des Königs Majestät Allerhöchstelbst eine Entschließung
zu fassen, Ernennungen oder Bestätigungen zu vollziehen, Gesuche zu bewilligen oder abzulehnen und über Fonds zu verfügen hat.

Hiermit schließen wir unsere Vorschläge und übergeben dieselben der Brüfung. Wir machen wiederholt geltend, daß dieselben nicht von einer tabula rasa ausgehen, sich vielmehr überall an historische Zustände und gegebene Versassungs Verhältnisse anschließen und nur deren zeitgemäße Entwickelung fordern. Wir verlangen und setzen freilich aber voraus, daß sie unbefangen und parteilos, im vollen Verständniß preußischer Gesichte und Mission, geprüft und soweit sie richtig befunden, mit derjenisgen Vaterlandsliebe, Energie und Einsicht ausgeführt werden, welche die Staatsmänner beseelte, die einstmals in weit schwierigerer Lage, unter weniger glücklichen Verhältnissen, durch großartige politische Gedanken und Gesetz den preußischen Staat aus seinem damaligen Versall emporhoben unt zu dem Ende ein großes Herz, ein klares Verständniß und die geistige Ersbeung des Bolls hatten.

Berlin, ben 10. Mai 1868.

Dr. Lette.

Die Schlacht von Königgrätz.

"In der Geschichte ift vielleicht nichts schwerer, als die Beschreibung einer Schlacht, wenn sie für den Ariegsmann unterrichtend sein und das Betragen der freitenden Truppen in ein unparteitsches Licht sehen soll." v. Tempelboff.

" Beidichte bes flebenjahr. Rrieges. "

I.

Vorbereitung und Einleitung der Schlacht. Kämpfe der I. und der Elb-Armee bis 11 Uhr.

"Das lette Recht, bas höchste liegt im Schwerte!" — Wie unenblich viel war jahrzehntelang gesagt und gesungen von der heiligen Pflicht, von der Nothwendigkeit, Deutschlands Kräfte staatlich zu einigen. Es war das der Traum der Nation, der sie wachend und schlafend umfing. Wer aber nicht nur geträumt, sondern wirklich gewacht und gedacht hatte, ber wußte wohl, daß wenn man auch nur die ersten Schritte thun wollte je= nem politischen Ideal entgegen, so gälte es ein Umwälzen des Bestehen= den, gälte es ein Vernichten vieler "wohlerworbener Rechte." Denn jede bedeutende Entwickelung völkerumfassender Lebensformen erfolgt stoßweise und burch Gewaltthat. Nicht anders ist der Widerstand zu besiegen, den all' die ruhenden und innehabenden Dlächte entgegensetzen, denen das Ab= gestorbene und Verrottete theuer und ehrwürdig, weil es ihnen bequem und vortheilhaft ist. Noch nie wurde ein neuer Rechtszustand anders geschaffen, als mit bewaffneter Faust. Es frug sich in Deutschland nur, ob solche nothwendigen und unausbleiblichen Waffenthaten bald und von oben her geschehen würden durch die geordneten Ariegsgewalten des leben= bigen Staats, oder später durch die fürchterlich gährenden Neugebilde ber Revolution von unten. — Zum Heile Deutschlands und zur Ehre Preuhens war das Erstere unternommen worden, und nun standen, nach einer Reihe bedeutungsvoller und glänzender Anmarschkämpfe, die gewaltigen Heere Desterreichs und Preußens einander auf böhmischem Boben, in en= ger Concentrirung zur Hauptschlacht gesammelt, schlagfertig gegenüber.

Fassen wir die Aufstellung der preußischen Armee am Abende des 2. Juli in's Auge.*)

Das Centrum bildete die I. Armee, welche in und um Horitz stand, nördlich ausgedehnt bis Belohrad, südwestlich bis Liskowitz, mit dem

^{*)} Bergl., soweit der beigegebene Spezialplan nicht ausreicht, das Uebersichts-Kärtchen zu Seite 478 des 20. Bandes dieser Jahrbücher.

Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl in Kamenitz und mit zwei Avantsgarden bei Milowitz und Cerekwitz. — Rechts, d. h. sübssüdwestlich der I. Armee, cantonnirte die Elb-Armee des Generals Herwarth v. Bittenseld, deren Avantgarde mit der Front nach Süden bei Smidar stand. — Links, d. h. nordöstlich der I. Armee, befand sich die Armee des Kronsprinzen, die schlesische (II.) Armee. Von ihren großen Heerkörpern lagerte zunächst und diesselts, d. h. auf dem rechten (westlichen) User der Elbe, das I. Armeecorps, dessen Avantgarde dis nahe nördlich Miletin vorgeschoben war. Außer diesem einen Corps aber stand nur noch die Avantgarde der 1. Garde Division diesseits der Elbe und zwar zwischen Miletin und Königinhof. Alle anderen Truppen der II. Armee befanden sich dagegen noch östlich des Flusses, und zwar die Garde bei und nördlich Königinhof, das V. und VI. Armeecorps bei Gradlitz und — am weitessten zurück — die Cavallerie-Division Hartmann bei Neustadt a. d. Elbe.

Die Ausbehnung der gesammten preußischen Front, welche vor Kursem noch über 40 Meilen Länge hatte, betrug jetzt wenig mehr als 4 Meilen.

Ihr gegenüber war bie österreichische Nordarmee unter bem Oberbesehl des Feldzeugmeisters v. Benedek zwischen der Bistritz und ber Elbe, mit der Festung Königgrät im Rücken, in einer Ausdehnung von ungefähr 11/2 Meile concentrirt. Süblich ber großen Chauffee von Roniggrat nach Horit standen, Front nach Nordwesten, diejenigen Heerestheile, welche von der I. preußischen Armee und der Elb-Armee in ben Gefechten von Podol, Hünerwasser, Münchengrätz und Gitschin nach Often zurückgedrängt worden waren,*) und zwar bas I. Armeecorps und die 1. leichte Cavallerie-Division (Edelsheim) unmittelbar westlich der Prager Borstadt von Königgrätz, die Sachsen bagegen unter ihrem Krouprin= zen zwischen Neu-Prim und Lubno. — Das I. Corps wechselte am 2. Juli seinen Commandanten; benn da Benedek in seinen Meldungen an den Raiser ben bisherigen unglücklichen Verlauf des Feldzugs vorwiegend dem Berhalten bes Grafen Clam-Gallas jugeschrieben hatte, so mar bieser nach Wien berufen worben, um Rede zu stehen, und Generalmajor Graf Gondrecourt übernahm die Führung des I. Corps. — Ebenfalls mit der Front nach Nordwesten standen zwei Corps und zwei Reserve-Cavallerie-Divisionen zu beiden Seiten der Chaussee Sadowa-Röniggrätz. In erster Linie nämlich, unmittelbar bei Sadowa, das noch ganz intacte III. Corps (Erzherzog Ernst) nebst der 3. Reserve-Cavallerie-Division, 3/4 Meilen rudwärts hinter Wfestar bas bei Nachob geschlagene VI. Corps (Baron

^{*)} Bergl. Preuß. Jahrb. 20. Bb. S. 497. Preußische Jahrbücher. Bb. XXII. Heft 2.

Ramming) nebst der 2. Reserve-Cavallerie-Division. — Zwischen Sadowa und Wiestar, aber nicht rittlings, sondern unmittelbar nördlich ber Chausse lagerte bas X. Corps (Frhr. v. Gablenz), bas bei Trautenau gesiegt hatte, bei Soor geschlagen worden war.*) Dies Corps hatte Front nach Nor= den und dasselbe gilt von alle den noch nicht genannten österreichischen Hecrestheilen, welche sich unmittelbar westlich ber großen Straße Plotist=Jaromjer echellonirten. Zunächst am Feinde stand von diesen bie 2. leichte Cavallerie-Division nörblich ber Trotinka; bann folgte auf beiden Ufern dieses Flüschens das noch ganz unangerührte II. Armeecorps (Graf Thun). Weiter zurück biwakirte das IV. Corps (Graf Festetics), von welchem 3 Brigaden bei Schweinschädel, eine bei Königinhof gewor= fen worden, sowie rechts bavon die bei Nachod geschlagene 1. Reserve=Cavallerie = Division. Am weitesten zurud enblich, hinter Nedelist, lagerte bas VIII. Corps, welches, seitdem es bei Stalit unglücklich gefochten, an Erzherzog Leopold's Stelle vom Generalmajor Weber kommandirt wurde. — Ueberall sehen wir also, so viel wie möglich, die frischen Truppen vorgeschoben, die geschlagenen zurückgehalten, um ihnen Rube zur Herstellung ber inneren Ordnung und des vollen taktischen Zusammenhanges zu gewähren.

Das bei Sodowa stehende III. Corps hatte die Brigade Prohaska als Avantgarde über die Bistrit hinaus, das IV. Corps die Brigade Brandenstein dis Benatek vorgeschoben: beider Vorposten standen den preufischen auf nur eine halbe Meile Entfernung gegenüber. Trothem vermuthete keine der großen Armeen die so nahe und concentrirte Anwesens heit der anderen. Preußischerseits glaubte man vielmehr die Hauptmacht des Gegners in einer Stellung hinter der Elbe und mit den Festungen Josephstadt und Königgrätz auf den Flügeln.

Das war auch diejenige Ansicht, welche Prinz Friedrich Karl Sr. Mt. dem Könige vortrug, als er diesem am Vormittage des 2. Juli Bericht abstattete über die Lage der Dinge. In leichtem Jagdwagen war er seinem erhabenen Oheim, welcher in dem Rohan'schen Schlachtseld von ibernachtet hatte, entgegengesahren dis auf das Schlachtseld von Jicin, war dann in den Wagen des Königs gestiegen und geleitete ihn nun rapportirend zur Stadt. — Zu Jicin angekommen sand der König vor seiner Wohnung, dem Gasthose "zum goldenen Löwen" am Markte, eine Compagnie des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. als Ehrenwache ausgestellt. Es waren das die ersten im Feuer gewesenen Truppen dieses Feldzuges, welche der König sah, und ihre Erscheinung

^{*)} Bergl. hierüber und über die nächstfolgenden Beziehungen auf die Anmarschlämpfe der II. Armee den 20. Bb. dieser Jahrbücher S. 606 ff. und den 21. Bb. S. 1 ff.

sprach beutlich von der Theilnahme am Kampf. Abgeschossene Helmbeschläge, manche Bekleidungslizenzen, und vor allem jener Bronzeanflug, den Pulverdampf, Sonnenbrand und Regen mit sich bringen, sprachen zu den Ankommenden von der vollen ernsten Wirklichkeit, der man nun entgegentrat.*) — Se. Majestät ließ sich, kaum abgestiegen, einen ausssührlichen Bericht über die Details der eigenen Stellungen, über die Terzainbeschaffenheit und über die bisherige Fechtart des Feindes erstatten und trat dann sogleich in die Erwägungen betreffs der Dispositionen ein, welche für den solgenden Tag zu ertheilen wären.

Wenn die Desterreicher in der That die vermuthete Posistion hinter der Elbe inne hatten (und es war das in hohem Grade wahrscheinlich), so handelte es sich darum, ob man sie aus derselben heranssmandvriren, oder sie darin angreisen wollte. — Sollte das Erstere geschehen, so mußte die preußische Armee geschlossen nach Süden auf Parbubit marschieren, wo sie alle Berbindungen des Feindes bedroht und das mit seine vermuthete Stellung hinter der Elbe unhaltbar gemacht hätte. Zu einem solchen geschlossenen Marsche mußte dann die Armee des Kronsprinzen auf das westliche User der Elbe herübergezogen werden. — Wollte man dagegen den Feind in der vorausgesetzen Position angreisen, so mußte die II. Armee auf dem östlichen User der Elbe verbleiben; denn dann war sie, während die I. und die Elb-Armee die seindliche Front ansgriffen, in der Lage, Flanke ja Rücken des Gegners auf das Wirtsamste zu bedrohen.**)

Ehe der König sich indeß über das Für und Wider, über Manöver oder Angriff jener vermutheten Stellung definitiv entschied, beschloß er, die Lage erst noch mehr aufzuklären und den folgenden Tag daher im Allsgemeinen zur Ruhe der meist stark ermsideten Truppen, für einzelne, wesniger angegriffene Corps dagegen zu Recognoscirungen zu bestimmen.

Westen und Siden beobachten, sowie sich der Elb-Uebergänge bei Pardubit versichern solle, daß ferner die I. Armee gegen die Bistrit mit Recognoscirungen vorzugehen habe, während von der II. Armee das diessseits der Elbe stehende I. Armeecorps über Bürglit avanciren und Josephsstadt beobachten solle. Die anderen Corps der kronprinzlichen Armee wurden angewiesen, auf dem östlichen Ufer der Elbe zu verbleiben und dort gegen die Aupa und Metau zu recognosciren.***) Der König selbst wollte an

^{*)} Louis Schneiber, "König Wilhelm 1866." Berlin Schweigger.

Der Felding von 1866 in Deutschland." Redigirt von ber friegsgeschichtlichen Abtheilung bes großen Generalstabs. Berlin Mittler und Sohn.

^{***)} Bergl. die vorher bereits mit vollem Titel citirte Darftellung bes preußi-

folgenden Tage mit dem Kronprinzen zu einer Besprechung zusammentrefsen, und das militärische Gefolge wurde angewiesen, sich für den nächsten Worgen 9 Uhr zum Aufbruch bereit zu halten.

Nachdem dieser Besehl ausgegeben worden, suhr Prinz Friedrich Karl mittags wieder nach seinem Hauptquartiere Kamenitz zurück. Hier aber liesen gegen Abend Peldungen ein, welche die im Hauptquartier des Königs vorausgesetzte Sachlage vollständig änderten. Es waren die Früchte kleinerer, im Laufe des Vormittags angestellter Rescognoscirungen.

Schon in der Nacht vom 1. zum 2. Juli nämlich waren vom Obersten v. Zychlinski (von der Division Fransecki) österreichische Biwatseuer bei Lipa erkannt und dies nach Kamenitz gemeldet. In Folge dessen hatte Prinz Friedrich Karl den Major v. Unger von seinem Generalstade und einen seiner Ordonnanz-Offiziere, den Premier-Lieutenant v. Bülow, am Morgen des 2. Juli zur Aufklärung der Situation von Kamenitz auf Lipa vorgesendet, indeß gleichzeitig auch von der Division Fransecki der Premier-Lieutenant v. Heister zu demselden Zwecke von Cerekwitz aus vorgeganzen war.

Lt. v. Heister traf zwischen Benatek und Sabowa ein großes Biwak, erkannte westlich des erstgenannten Dorses eine Artillerie Position und brachte mehrere Gesangene ein, deren Aussagen nach dei Sadowa das III. österreichische Corps stand. Uebrigens glaubte v. Heister rückgängige Bewegungen auf Königgrätz bemerkt zu haben, eine Anschauung, welche ihre Bestätigung in des Obersten v. Ihchlinski Wahrnehmung zu sinden schien, daß zwei unabsehdare Wagencolounen in der Richtung auf Königgrätz zurückgesahren seien. Man glaubte also neue Gründe zu haben sür den schon früher bei der 7. Division gehegten Glauben, daß es sich bei dem Ausenthalte der Desterreicher westlich der Elbe nur um eine große Fouragirung und deren Deckung handle.

Genauer als die Nachrichten v. Heister's und von hoher Wichtigkeit waren die Früchte der Recognoscirung des Majors v. Unger. Dieser Offizier hatte sich außerordentlich weit vorgewagt und sogar den höchsten, eine weite Uebersicht bietenden Gipfel des Onber Hügels erreicht. Hier

schen Generalstabs, welche, dies sei hier ein sür allemal ausgesprochen, den that sächlichen Ansührungen überall da zu Grunde liegt, wo nicht ausdrücklich eine andere Quelle angegeben ist. Letzteres wird meist dei Angaben über specisisch österreichische Verhältnisse, namentlich aber auch bei Schilderungen der Fall sein, welche wir so viel als irgend möglich immer den Verichten von Ausgenzeugen entnehmen werden; denn es ist ein eigenthümlicher Vorzug, nicht nur unserer Zeit, sondern besonders auch unserer Armee, Originalberichte benutzen zu können von denen des königlichen Feldherrn an dis hinab zu denen eines Gefreisten und jedes Wort in seinem Kreise als schlichte lautere Quelle zu erkennen.

freilich wurde sein Häuflein Husaren von einer österreichischen Ulanen= schwadron überrascht und mit aller Macht fast eine halbe Meile weit ver= folgt, bis eine Escabron thüringischer Ulanen die Flüchtigen degagirte. Doch waren diese vorher zum Theil erreicht und verwundet worden und Major v. Unger selbst hatte einen, jedoch nur leichten Lanzenstich erhalten. — Die Resultate bieser Recognoscirung, theils auf persönlichen Beobachtungen v. Unger's, theils auf Anssagen angehaltener Landleute und gefangener Ulanen beruhend, ergaben, daß die Brigade Prohaska auf Vorposten bei Dub, der Rest des III. Corps bei Sadowa, bei Langenhof das X. Corps, weiter zurück gegen Königgrätz das I. Corps, bei Problus die Sachsen und hinter Lipa viel Artillerie und Kavallerie stehe. Zugleich erfuhr man, es sei ben österreichischen Truppen bekannt gemacht, baß sie sich mit Tagesanbruch gefechtsbereit halten sollten, ba sie einen Angriff ber Preußen zu erwarten hätten. Feldzeugmeister Benedek war persönlich bei Chlum gesehen worden. — Den ersten Theil dieser Nachrichten bestätigte auch die weiter nach Süden gerichtete Nebenrecognoscirung des Lts. v. Billow. — Das waren nun sehr bedeutende Resultate, und schon das mit eigenen Augen Erblickte: die Besetzung der Höhen von Dub durch eine ganze Avantgarbenbrigabe, ließ erkennen, baß hier nicht Beobachtung, sondern Widerstand ber Zweck sei; denn jene Höhen bildeten gleichsam ben stark besetzten Brückenkopf für die bei Sadowa hinter der Bistrit be= findlichen Corps. *)

Zum Hauptquartier zurückeilend, traf v. Unger in Milowit ben General-Lieutenant v. Horn. Diefer wollte sofort die Stellung von Dub angreifen, wurde jedoch barauf hingewiesen, daß nun wol für den folgenben Tag ein Angriff ber ganzen I. Armee zu erwarten sei. In ber That sollte es also werden! Um 7 Uhr Abends traf v. Unger in Kamenitz ein und meldete dem Prinzen Friedrich Rarl. Diefer zweifelte nunmehr keinen Augenblick baran, daß die Hauptmacht des Feindes westlich der Elbe und zwar zwischen bieser und ber Bistrit stehe, ja es erschien ihm nicht unmöglich, daß man es mit einer Concentrirung der österreichischen Nord= Armee zum Angriff zu thun habe. — Angesichts dieser Umstände entschloß sich ber Oberkommanbirende der I. Armee mit der eines Generals wahrhaft würdigen Selbständigkeit und mit kühner, bei allem Bewußtsein ber Berantwortlichkeit boch ganz freier Entschlossenheit, abweichend von der für den folgenden Tag befohlenen Recognoscirung, dem Feinde mit seiner ganzen Armee entgegenzugehen. — Um 9 Uhr Abends er= ging ber Befehl: "Die I. Armee formirt sich morgen früh bei

^{*) &}quot;Aus bem Kriegs-Archiv." Militär-Wochenblatt a. c. Nr. 11.

Tagesanbruch zum Gefecht gegen die Position an der Bistrit bei Sadowa, an der Straße Horitz-Königgrätz." Diese Ordre galt auch für die Elb-Armee, welche zur Zeit dem Prinzen Friedrich Karl unterstellt war. — Den näheren Aussührungen des Besehls zufolge sollten stehen:

um 2 Uhr früh: die Division Horn bei Milowitz.

- = = bie Division Fransech bei Cerekwit.
- = = bas II. Armee-Corps bei Psanec und Bristan.
- = 3 Uhr = das III. Armee = Corps in Reserve = Stellung bei Horitz.

bei Tagesanbruch: das Kavallerie-Corps gesattelt in seinen Biwacks bei Baschnitz.

- die Armee=Reserve-Artillerie bei Horit.
- bie Trains in 2 Meilen weitem Bogen 1¹/4 Mei=
 len hinter Horitz neben ben Straßen.

so früh wie möglich: die Elb=Armee bei Nechanit.

Aber nicht nur für die ihm unmittelbar untergebenen Heerestheile handelte der Prinz; er faßte vielmehr die Situation durchaus im Großen auf und sorgte schon seinerseits direct auch für das Eingreisen wenigstens eines Theiles der II. Armee. Zum Behuse dessen richtete er an den Kronprinzen ein Schreiben, in welchem er diesen von der veränderten Situation sowie den bereits getroffenen Neu-Anordnungen in Kenntniß setze und zugleich die Bitte aussprach, am folgenden Tage "mit dem Garde-Corps oder mehr zur Sicherung des linken Flügels der I. Armee in der Direction auf Josephstadt auf dem rechten (westl.) Elb-Ufer vorgehen zu wollen."

Unmittelbar nach Erlaß dieses Schreibens begab sich der Chef des Generalstabs der I. Armee, Gen.-Lieut. v. Boigts-Rhetz, nach Jicin, um Sr. M. dem Könige von dem Geschehenen Meldung zu machen und die nachträgliche Genehmigung desselben zu erbitten. Er traf um 11 Uhr Abends ein und wurde, obgleich der König sich nach dem überaus ansstrengenden Tage*) eben zur Ruhe begeben wollte, doch sogleich empfangen. Der hohe Herr ging mit Boigts-Rhetz auf der Karte die möglichen Stellungen des Feindes durch, soweit man diese aus den Recognoscirunsgen hatte heraussühlen können und besahl dann, die Generale v. Moltse, v. Roon, v. Alvensleben und v. Tressow zusammenzurusen. Die Herren, welche zum Theil schon das Lager ausgesucht hatten, erschienen schnell und

^{*)} Der König hatte schon auf ber Fahrt nach Gitschin und bann wieber in bieser Stadt eine Reihe ber schmerzlichsterregenden Lazarethbesuche gemacht, eine Deputation des heftig aufgeregten Magistrats empfangen u. s. w.

es begann nun jene berühmte Berathung, über welche sich ber König in bem bekannten herzlichen Briefe *) an seine erhabene Gemahlin so einfach und klar ausgesprochen hat. "Es wurde mir vorgeschlagen, den günsti= gen Umstand, daß die feindliche Armee sich biesseits der Elbe schlagen zu wollen scheine, zu benutzen und ihr bie Schlacht anzubieten. Zu bem Enbe sollte sich die Erste Armee im Centrum, Sadowa vor sich habend, auf= stellen, General Herwarth mit seinen 11/2 Corps über Nechanit in die linke Flanke, Frit mit ber Zweiten Armee, seinen linken Flügel längs ber Elbe, in die rechte Flanke des Feindes vorgehn. Erst um Mitternacht batte ich mit General Moltke alles festgestellt." — General v. Moltke hatte sich, übereinstimmend mit Voigts-Rhetz für sofortige Annahme ber Schlacht ausgesprochen; aber entgegen ber, wie es heißt, von mehreren Seiten vertretenen Anschauung, die kronprinzliche Armee nur mit ein ober zwei Corps eingreifen zu lassen, war es vor Allen der königliche Feldherr selbst, der für den (von ihm freilich immer noch bezweifelten) Fall, daß Benedek wirklich Stand hielte, es für nothwendig und richtig erkannte, bann auch alle Kräfte einzuseten, um das höchste Erreichbare auch wirklich zu erreichen. Es war der König selbst, ber in großem Sinne die Entscheidung gab. — Die Entscheidung, die weltgeschichtliche Entscheidung! Denn man war sich bewußt, daß von dem Entschlusse, ben man faßte, vielleicht das Schicksal Prengens, daß die Gestaltung Europas von ihm abhing. Wie schwer, wie wuchtig mußte da jede Erwägung werden; benn jedes Motiv wirkte ja an einem geistigen Hebelarm von ungeheurer Länge. "Irrte man in ben Boraussetzungen, griff man fehl in ben Dispositionen, überschätzte man die physischen Kräfte ber zur Zeit mehr als der Feind angegriffenen Truppen — wie gewaltig konnten und mußten die Folgen sein! Kein ver= antwortliches Ministerium, keine Landesvertretung, keine Kundgebung der öffentlichen Meinung nimmt in solchen Augenblicken einen Theil der Riesenlast ber Verantwortung auf sich. Einzig und allein ruht sie hier auf ben Schultern eines Einzigen. Sie lastet doppelt schwer, wenn dieser Eine zugleich Monarch und Feldherr ist. Es war ein Greis im sieben= zigsten Jahre seines Lebens, ber hier zum ersten Male einen so gewalti= gen Entschluß zu fassen hatte."**) Aber er ergriff ihn wie mit jugend= licher Hand; benn es war ein König, ein wahrer König, der ihn faßte.

Und warum faste man ihn? Warum erschien es benn nothwendig und vortheilhaft, dem Feinde sofort westlich der Elbe zu begegnen? — Zunächst deshalb, weil die Stellung der österreichischen Nordarmee bei

^{*)} d. d. Horit, 4. Juli 1866.

Seinrich Blankenburg, "Der beutsche Krieg von 1866." Historisch, politisch und kriegswiffenschaftlich dargestellt. Leipzig, Brockhaus. 1868.

Satowa ben Einbruck einer Concentrirung zum Angriff machte. Ausweichen aber konnte man einer Offensive Benedet's gegen Friedrich Karl nur burch rückgängige Bewegungen ber I. und der Elb-Armee. So lange indeß die Preußen auf bomischem Boben standen, war es ja immer nur vorwärts gegangen; sollte es ber König sein, ber ben ersten Schritt rückwärts that!? — Aus bieser Rücksicht war es nothwendig, sich so= gleich zu schlagen. Aber es war auch vortheilhaft. Erstlich, weil die Position hinter der Elbe durch den Strom in der Front und die Festun= gen Josephstadt und Königgrät auf den Flügeln wesentlich stärker gewesen wäre, als die jetige Stellung vor der Elbe, die außerdem den Nachtheil hatte, bem Geschlagenen burch ben Fluß im Rücken Schwierigkeiten beim Abzuge zu bereiten. Zweitens, weil man ja überhaupt nicht gewiß war, ob ber Feind gewillt sein werde, noch einmal in einem anderen Momente die Hauptschlacht anzunehmen in so verhängnißvoller strategischer Stellung wie die, in der er sich zur Zeit befand. Es war das nämlich eine soge= nannte Flankenstellung. — Die natürliche Rückzugslinie ber Desterreicher ging boch nach Süben, nach Wien; ihre natürliche Front war boch nach Norben, nach Berlin gerichtet. Jest aber standen sie mit ber Front nach Westen; ihre beiben Flügel und vor Allem ihre Rückzugslinie waren bedroht, rechts vom Kronprinzen, links von Herwarth. Wurden sie in die= fer Stellung geschlagen, so konnten sie wahrscheinlich ganz ober boch großentheils von ihrer Operationsbasis abgebrängt werden und die Schlacht konnte bas Schicksal des ganzen Feldzuges entscheiden, wie ihrerzeit die ebenfalls in Flankenstellungen angenommenen so verhängnißvollen Schlachten von Jena und Vittoria. Das waren also wol mächtige Gründe für ben Angriff sobald als möglich und vor der Elbe, *) ganz abgesehen bavon, daß schon seit dem vorigen Tage die Ankunft des fran= zösischen Botschafters im Hauptquartiere angekündigt war und es also galt, eine große fertige Thatsache hinzustellen, ehe diplomatische Berhandlungen beginnen konnten. — Solchen Erwägungen entsprang ber Entschluß. Nach Mitternacht schwang sich ber Flügelabjutant, Graf Finckenstein, in ben Sattel und begann den kühnen nächtlichen Ritt nach Königinhof.

^{*) &}quot;Wenn das Schickal die Möglichkeit bietet, über einen Feind herzusallen, der eine sehlerhafte Aufstellung genommen, so ist die erste Sorge, schnell zu schlasgen; selbst die Kunst zu schlagen erscheint dann erst als zweite Aufgabe." Bergl. Dragomirow, Oberst im t. russischen Generalstabe, "Abris des östr.-preuß. Krieges i. J. 1866." Berlin. Bath. — "Nachdem Erzherzog Carl v. Oesterreich in seinem militärischen Nachlaß erwähnt, daß die österreichischen Feldherren im Feldzuge 1800 durch die Beziehung von Flankenstellungen dreimal das Heil ihrer Armeen und mithin auch des Staates auf's Spiel setzen, kann man sich nicht genug über diese verhängnisvolle Spielmanie verwundern, da sie 66 Jahre später bei Königgrätz eine vierte Wiederholung crlebte." Bergl. "der Nebel von Chlum" von Einem der Nord-Armee. Prag 1867.

einem einzigen Reitknecht begleitet, eilte er in der Dunkelheit querfeldein und frug sich von Ort zu Ort weiter, um so schnell als irgend menschenmöglich dem Kronprinzen den schicksallsschweren Befehl zu bringen: "mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorzurücken und sobald als möglich einzugreifen." Eine directe Benachrichtigung an das schon diesseits der Elbe stehende I. Armeecorps (Bonin), dessen Borposten Finckenstein passiren mußte, nahm dieser so große Berantwortung tragende Offizier ebenfalls mit.*)

Während man so im Hauptquartier zu der Anschauung gekommen, baß ein feindlicher Vormarsch "voraussichtlich" sei, herrschte in den la= gernden Divisionen, burch welche Graf Findenstein seinen Weg nahm, eine ganz andere Ansicht. "Daß wir selbst nicht attackirt werden würden, erzählt ein Lagergenosse, darüber waren wir vollständig mit uns einig; benn bas Sieges- und Selbstvertrauen war bis zum Rekruten herunter schon so unerschütterlich festgewurzelt, daß man dem Feinde ein solches Unternehmen gar nicht mehr zutraute, und als wir uns in der frischen Nachtfühle zur Raft um's Feuer lagerten, hatte Niemand eine Ahnung, daß es der Vorabend eines großen Gedenktages unseres Vaterlandes sei." Oft hatten seit bem Ueberschreiten ber Gränze Gerüchte und Muthmaßungen von einer bevorstehenden Schlacht den Schlaf verbannt; heut war es anders; es herrschte die größte Seelenruhe; man erwog beim Geplauber vor bem Einschlafen, ob man sich nun wol zuerst gegen Josephstadt ober Königgrät wenden würde, und fürchtete am Ende gar in einem Belage= rungscorps verwandt zu werden.**) — Aber nicht lange währte der ruhige Schlaf. Hier früher, bort später, bei ber I. Armee schon um l Uhr, Mang auf einmal durch die stille Nachtluft der scharfe Ruf: "An die Gewehre!" Durch Biwaks und Kantonnements rasselten die Trommeln; Hörnerruf erweckte bie Schläfer, Trompetengeschmetter rief zum Satteln, und aus einem ungeheuren wirren Durcheinander nächtlicher, nur von unsicherem Feuerschein beleuchteter Geschäftigkeit entwickelten sich bald große stille wohlgeordnete und festgeschlossene Truppenkörper und aus diesen wieder bald barauf lange, ebenfalls schweigenbe, boch ohne Rast ostwärts ziehenbe Marschkolonnen. Es ging zur Schlacht!

Aber indeß es in den Lagern lebendig ward, wurde es gegen 2 Uhr Morgens in Jicin wieder still. — Ein Geisterseher mochte da wun=

⁴⁾ Ein Dublicat bes Befehls an ben Kronprinzen besorgte Boigts-Rhetz über Kamenit nach Königinhof. Beibe Exemplare gelangten an ihre Abbresse.

^{**)} Bergl. Frit Schulz "Ans bem Tagebuche eines Schlachtenmalers," Solbatenfreunb. 35. Jahrgang.

berbare Gestalten erblicken! War nicht jenes prachtvolle, nun langsam in Trümmer sinkende Schloß von Jicin die Schöpfung Wallenstein's, ber dort, königsgleich Hof haltend, geheime Plane wob, um die despotische Macht bes Hauses Desterreich zu brechen?! Aber diese Plane keimten in dunkler Seele, und an den Mitteln, die Wallenstein sich schuf, haftete ber Doppelfluch des Verrathes und der Verwilderung der Nation. — Und lagerte nicht in eben jenem Schloß das österreichische Hauptquartier vom Sommer 1813? War es nicht bort, wo Kaiser Franz so zäh und schlau um seinen Zutritt zum Bunde gegen Napoleon gemäkelt und gemarktet zu berselben Zeit, als Preußens Volk längst glorreich aufgestanden war und schon so helbenmüthig gerungen hatte. — Wenn die Schatten jener Männer herabschauen konnten aus den hohen Bogenfenstern des Schlosses auf bas simple Gasthaus am Markt, so mußten sie sich neigen vor dem Hohenzoller, der dort in stiller Nacht den Plan erwog zu einem Riesenkampfe, der nun wirklich Deutschland emancipiren sollte vom Hause Habsburg und ber nun endlich auch die vollen Früchte ber Freiheitskriege pflücken wollte, jene Früchte, die einst der alte König als Jüngling mitgesät, die Blücher damals, trot Desterreichs Hinterhaltigkeit, im Kriege gereift, boch deren Ernte die Wiener Politik in langer Friedenszeit immer neu zu hindern wußte.

Die ersten unsicheren Streiflichter ber Morgendämmerung zitterten im trüben Gewölk, als der König sich endlich zu kurzer Ruhe zurückzog. "Ob er sie gefunden? Wer möchte das behaupten! War doch der Tag schon angebrochen, an bem sich bas Schicksal seiner ganzen Regierung entscheiben und an bem ihr ber Stempel aufgedrückt werben sollte, ben sie bann Jahrhunderte lang tragen mußte. Preußen hatte Alles eingesetzt bei biefem vielleicht einzigen Wurfe im eisernen Würfelspiel bes Krieges. Der König selbst, sein Sohn und seine Brüber, bie Blüthe seines ganzen Volkes, alle Stände und Berufe hatten gegen einen erbitterten Feind im Feuer zu stehen, dem es schwerer Ernst war mit dem "avilir et puis anéantir la Prusse." *) Es werden sorgenvolle, gedankenbange Stunden gewesen sein, die dem edlen hohen Herrn verrannen, bis gegen 5 Uhr morgens die Wagen vorfuhren, um ihn und sein Gefolge hinauszuführen auf das Schlachtfeld. Er selbst sagt über biese Fahrt: "Ich hatte fast vier Mei= len zu fahren und glaubte immer noch nicht an die Richtigkeit ber Annahme, daß der Feind diesseits der Elbe stehn könne.... Bei den Truppen vorüberfahrend wurde ich fortwährend mit Hurrah begrüßt." **)

^{*)} L. Schneiber a. a. D.

^{**)} Brief an ber Königin Majestät. d. d. Horit, 4. Juli 1866.

Wir fassen nunmehr die Gesammtlage der österreichischen Nordarmee in Bezug auf die Absichten des Oberkommandos wie auf die Verfassung und Stimmung des Heeres in's Auge und vergegenwärtigen uns, wie der 2. Juli hier verwendet worden ist.

Schon am 30. Juni soll F. Z. M. Benedek, als die Nachricht von dem verlorenen Gefechte bei Jicin einging, den Entschluß gefaßt haben, die Armee über Königgrät nach Olmüt zu führen und burch eine geschlossene Aufstellung bei dieser Festung den von ihm am 1. Juli that= sächlich vorgeschlagenen. Friedensunterhandlungen Nachdruck zu ver-Die Concentrirung zwischen Elbe und Bistritz wäre also die erste Stappe auf bem Rückmarsche nach Olmütz gewesen. *) In Königgrätz aber scheint der Feldzeugmeister höhere Befehle vorgefunden zu haben, bie ihn mehr ober weniger bestimmt auf die Annahme ber Schlacht hinwiesen und ihn am Abend jenes Tages veranlaßten, für alle Fälle die Befestigung des Schlachtfelbes zu befehlen. Indeß dürfte damit keinesweges schon die Annahme der Schlacht auch von Seiten Benedet's definitiv entschieben gewesen sein; es hat vielmehr wahrscheinlich noch während bes Bormittags bes 2. Juli eine lebhafte telegraphische Correspondenz zwischen Königgrät und Wien stattgefunden, und der lette Entschluß, fich wirklich an ber Bistrit zu schlagen, ift sicherlich spät an biesem Tage gefaßt worden und fällt vermuthlich mit dem Erlaß der noch näher zu besprechenden Disposition zusammen.

Wie sehr besorgt man, namentlich im österreichischen Centrum, wegen eines plöslich überraschenden Angriffs seitens Friedrich Karl's war, besweist der Umstand, daß, als am 2. Juli morgens die oben erwähnten kleinen Recognoscirungen gegen die Bistrizlinie stattsanden, daß ganze III. Armeecorps (Erzherzog Ernst) unter Gewehr trat und in die Gesechtsausstellung rücke, aus der es dann freilich dald wieder zurückgenommen wurde.**) — Gleichzeitig begann auch die Anlage der abends vorher besohlenen Besestigungen des Schlachtseldes durch den Feldschies Director der Armee. Diese bestanden namentlich in der ausgedehnten Schanzenlinie: Chlum-Nedelist, sowie in vielen Jägergräben und Verhauen an der Bistrizlinie, an denen zum Theil noch am 3. Juli, sogar noch während des Gesechtes gearbeitet wurde. ***)

Indes so der reale Grund und Boden, auf dem die Schlacht geführt werden sollte, vom Ingenieur befestigt wurde, geschah im Haupt-

^{*)} J. N. "Mücklicke auf ben Krieg 1866." 1. Banb. Wien 1868.

^{**)} Ebenba.

[&]quot;Bioniere im Feldzuge 1866 gegen Preußen" Desterr. Militär-Zeitschrift (von Streffleur) Januar 1868.

quartier ein Schritt, der deutlich zeigte, wie wenig fest der geistige Boben sei, auf bem die Schlachtleitung der Desterreicher fußte, ein Schritt, der fast unerhört ist in der Kriegsgeschichte: Benedet entließ am Vorabend ber Schlacht sowol ben Chef seines Generalstabes, als ben seiner Operationskanzelei. Der Erstere, Baron Benikstein, verblieb zwar in der Umgebung des Feldherrn auch während der Schlacht, indeß nur als Volontair. An Stelle bes Generalmajor Krismanic aber trat der Ablatus des Erzherzog Ernst: Generalmajor Baumgarten und mit ihm eine ganz ungeübte Kraft, eine ganz neue und fremde Anschauung von den Dingen, ein Mann, von dem die Armee nichts wußte.***) — Gegen Mittag erging bann burch ben von Königgrätz zu ben Corpslagern und bis Chlum eingerichteten Feldtelegraphen eine Orbre an alle Corps-Commandanten ober beren Stellvertreter und Generalstabschefs, sich sofort im Armee=Hauptquartier (in ber Prager Vorstadt von Königgrät) zu einer Generalparole einzufinden. "Die hier zur Kenntniß genommenen Mit= theilungen beschränkten sich barauf, daß die Armee in der innehabenden Stellung einige Tage verbleiben dürfte, um ber ihr fo nothwendigen Rube zu pflegen und sich zu erholen. — Die bei biefer Generalparole (ein Kriege= rath war es in voller Bedeutung des Wortes nicht) fast von allen Corps= Commandanten übereinstimmend abgegebene Versicherung, daß die Truppen vom besten Geiste beseelt seien und nichts sehnlicher wünschten, als einen baldigen großen Kampf und daß ihr moralisch=phhsischer Zustand einen Sieg keineswegs ausschließe, sondern in sichere Aussicht stelle, soll den Feldherrn hauptsächlich bewogen haben, einer Schlacht bei Königgrät nicht aus bem Wege zu gehen, sondern sie anzunehmen, falls sie ihm angeboten Mit schwerem ahnungsvollen Herzen faßte ber General en chef einen so bedeutungsvollen Entschluß, der ihn von seinem früheren Vorsatze abbrachte und in seinem Calcul wankend machte . . . Der Befehl zum Rückzuge nach Wien sollte schon zu Papier gebracht werben, als jene Einstimmigkeit ber Unterbefehlshaber in ber niedergeschlagenen Seele Benedek's die Hoffnung des Sieges mit neuer unwiderstehlicher Kraft wieder durchschimmern ließ. Wie schwer fällt es nicht einem tapferen Soldaten, sich

Blankenburg meint, Henikkein hätte zwar das Amt, nicht aber die Geschäfte gesührt. Die "Rücklicke" beuten an, er habe "mittelst einer dem Krimkriege nachgebildeten secreten Ordre" die Position eines geheimen Ablatus und Auspassers Benedel's gehabt, als Generalstabschef aber nichts gethan. "Die eigentliche Leitung der Operationen lag in der Hand von Krismanic, eines Mannes von Intelligenz und eleganter Form, aber ohne jenen militärischen Blick, jene kurze Entschlossenheit; die sür eine solche Funktion erste Bedingung sind." Die "Rückblicke" sind der Meinung, das Krismanic, in Folge von Henistein's Unthätigkeit und in Ermangelung eines Souschess, zu viel mit Büreaugeschäften überhäuft gewesen wäre, um freie Bewegung und freien Blick zu behalten.

in solchen versührerischen Momenten selbst zu beherrschen!"*) — Bielleicht aber war auch die Versammlung der Generale für Benedek nur "ein Mittel das Gewissen zu entlasten, die Verantwortlichkeit zu verminbern und den blutigen Akt mit größerer Resignation in's Werk zu setzen." Bielleicht suchte er, mit dem Besehl zur Schlacht in der Tasche, im Anhören jener zuversichtlichen Behauptungen Trost, ja Betäubung gegen seine eigenen Zwelfel am Gelingen. — Dem sei wie ihm wolle: gewiß ist, die Schlacht wurde nach dieser Parole beschlossen.

Stand das nun einmal fest, und man war schon den ganzen Vormittag über auf eine solche Entscheidung vorbereitet gewesen, so ist es ber österreichischen Heeresleitung zum entschiedensten Vorwurfe zu machen, baß nicht ausgedehnte und umfassende Recognoscirungen vorgenommen wurden. Um "weißen Thurme" zu Königgrätz, einem der bochsten in Böhmen, steht der Wahlspruch Kaiser Mar' II. eingegraben: "Deus providebit, vigilandum tamen!" Gott wird sorgen; doch uns saßt wach= sam sein! **) — Der österreichische Generalstab scheint sich nur an bie erfte Halfte biefer trefflichen Devise gehalten zu haben; denn nicht allein, daß das Shstem der Vorposten viel zu eng und beschränkt eingerichtet war, so geschah auch weber von Seiten bes Armee-Generalstabs, noch von Sei= ten ber Corpsstäbe irgend etwas, um bas Terrain kennen zu lernen und sich über bie Aufstellung der preußischen Corps, namentlich aber über bie Möglichkeit und den Zeitpunkt ihrer etwaigen Erscheinung auf dem Schlachtfelde in's Klare zu setzen. In unverantwortlicher Weise wurde ein kostbarer Tag verloren und somit abermals das Wort Napoleon's I. bewahrheitet, daß "die Oesterreicher gewöhnlich den Werth der Zeit nicht zu schätzen wissen." — In Folge bessen rückten bie Corps, als ihnen in ber ersten Frühe des 3. Juli die Disposition des Generals en chef zu= ging, fast sämmtlich in ein ihnen gang frembes Gefechtsterrain, und aus gleichem Grunde konnte auch der Anmarsch des Kronprinzen so verbangnifvoll überraschen. Ja, ber Entschluß, bie Schlacht anzunehmen, war offenbar mit bedingt durch diese Mangelhaftigkeit der Nachrichten vom

Bergl. J. G. Sommer "Das Königreich Böhmen." Prag 1836 ff. 16 Bände. Es ist der Wahlspruch Friedrich's des Großen: "Toujours en vedette!" in's Mittelalterliche übersetzt.

^{*) &}quot;Rücklicke auf den Krieg 1866." Man muß lächeln, wenn man diese Stimmung im österreichischen Hauptquartier vergleicht mit den gränzenlosen Rodomontaden, in denen sich wenige Wochen vorher und auch noch gleichzeitig die österreichische Presse bewegte. Wie nimmt sich z. B. jenen schwankenden Entschließungen gegenüber folgender samoser Satz aus, mit dem die österreichische Militär-Zeitung am 9. Juni 1866 Staat gemacht: "Wir unterscheiden ein Bollblut der Auffassung und der Entwürfe von jenem unechten saublütigen Anschmiegen an das Werdende, das eisgentlich nur die willenlose Hingabe an das Unvermeidliche ist!" Wo war denn nun die Initiative? Wer gab denn nun das Geset?!

Vernuthung, daß die II. preußische Armee zu directer Vereinigung mit der I. auf Horit abmarschiert sei und daß man Friedrich Karl möglicherweise schlagen könne, während der Kronprinz jenen absurden Flankenmarsch ausssühre, abgesehen von dieser und ähnlichen Voraussetzungen, so spielte doch ohne Frage eine bedeutende Rolle in den letzten Erwägungen der Oesterreicher die strategische Rücksicht, daß zwischen den Armeen der beiden preußischen Prinzen zur Zeit immer noch die Elbe lag und daß somit ihr Zusammenwirken vor der Hand noch gehindert erschien. Diese scheinbare Verhinderung nun hat Benedek offenbar überschätzt und dis zum letzten Augenblick gewähnt, es nur mit geringen Theilen der II. Armee, keinesweges aber mit dem ganzen Heere des Kronprinzen zu thun zu bestommen.

Durchaus entsprechend diesem Wahne setzt benn auch die am Abende des 2. Juli noch vom G. M. Krismanic redigirte, aber meist erst am folzgenden Morgen den Truppen zugekommene Disposition voraus, daß in erster Linie nur die den linken Flügel der Nordarmee bildenden, bei Problus stehenden Sachsen bedroht seien und trifft zunächst Vorkehrungen zum Schutze dieses Flügels.*) Indeß faßt sie sodann auch die Möglichkeit in's Auge, daß der Angriff größere Dimensionen annehmen und auch gegen das Centrum, ja gegen den rechten Flügel gerichtet werden könnte. Für diesen Fall wurde folgende Aufstellung der ganzen Arzmee befohlen.

Von der Elbe an über Nebelist dis Shlum sollten das II. und IV. Armee-Corps, sowie unmitteldar hinter ihnen die 2. leichte Kavallerie-Division den rechten Flügel bilden. Im Centrum sollte bei Lipa das III., bei Langenhof das X. Corps stehen, während auf dem linken Flügel in erster Reihe die Sachsen auf der Höhe von Popowis, in zweiter Linie das VIII. Corps bei Problus an der großen Chaussee von Horis nach Königgräß Stellung nehmen und in dem Walde von Prim eine Anslehnung sinden sollten. Auch die 1. leichte Kavallerie-Division stand noch zur Verstärfung dieses Flügels dei Prim. — Rückwärts dieser wohl zussammenhängenden, ungefähr einen Orittelkreis bildenden Stellung sollten sich an der großen Chaussee von Horis nach Königgräß in dem Viereck

^{**)} Diese Ansicht herrschte in vielen österreichischen Kreisen auch noch beim Beginne ber Schlacht selbst. Ein Correspondent, der derselben auf dem Thurme des Prager Thores in Königgrätz beigewohnt, erzählt: "Es befanden sich mehrere österreischische Offiziere auf dem Thurme, welche der Meinung waren, daß die Preußen nur eine Demonstration gegen unseren rechten Flügel machten und jedenfalls, wenn sie seine Stärte erkannt hätten, sich zurückziehen würden. Sie wünschen dies und hatten in der That gute Ursache dazu."

Exeti, Wsestar, Rosnit, Briza bas I. und VI. Corps, sowie die beiden schweren Reserve-Kavallerie-Divisionen und die Armee-Geschütz-Reserve in concentrirter Formation zur unmittelbaren Verwendung des Feldherrn als Reserven massiren.

Ein etwaiger Rückzug sollte, an der Festung Königgrätz vorüber, suböstlich nach Hohenmauth, also in der Richtung auf Brünn oder Olmütz angetreten werden.

Faßt man die Terrainformation ber österreichischen Auf= stellung ins Auge, so muß man eingestehen, daß dieselbe taktisch viel Berführerisches hatte. Vor der Westfront die Bistritz, zum Theil mit sumpfigen Ufern und mit einem östlichen Thalrande, der, steil gegen den Bach abfallend, sich aus einer Reihe mehr oder weniger bedeutender Hügel ausammensett. Am hervorragendsten ist die nördliche, bewaldete Söbe ron Maslowed; ihr schließt sich, flacher ansteigend und nur auf einer Seite bewalbet, die von Chlum an; bann ziehen sich sanftere Rücken füdlich über Langenhof nach Lubno zu, in bessen Nähe die Höhen von Hrabet und Prim wieber stärker markirt erscheinen. — Dieser ganze östliche Thalrand der Bistritz war eine herrliche Position für die Artillerie Benedeks, welche, an und für sich vortrefflich, der preußischen wesentlich überlegen war in der Bewaffnung*) und auf welche man um so höheren Werth zu legen hatte, als ihre moralische Kraft noch völlig ungebrochen war. Gegenüber dieser Höhenstellung aber fand sich von Necha= nit bis Horzenowes auf preußischer Seite keine einzige günstige Artilleriestellung; benn die Breite bes Bistripthales betrug, vom oberen Rande ber Höhen gerechnet, fast durchweg 4 Meile und der Vortheil lag also durch= ans auf Seiten des Vertheidigers. Kein Wunder, wenn diese Westfront viele Desterreicher an die Aufstellung des Feldmarschalls Daun bei Kolin erinnerte und ihnen die Hoffnung weckte, daß auch hier sich ber gewaltige Strom preußischer Siegkraft brechen werbe. — Weniger natürliche Stärke entwickelte bie gegen Norben gerichtete Front (in ber Linie nämlich, die man zur Aufstellung bestimmt), und deshalb wurde sie, wie bereits erwähnt, bei Chlum und Nebelist durch eine Reihe von Berschanzungen verstärkt, die allerdings, bei vortrefflicher Ausführung im Detail, betreffs ihrer Lage Bieles zu wünschen übrig ließen. Bevorzugt war die Nordfront übrigens durch die gute Anlehnung des rechten Flügels an die Elbe und ben Trotinka-Bach. — Die Weiler und Dörfer bes Schlachtfeldes haben, obgleich sich grabe an ihre Namen die

^{*)} Denn diese bestand bei ben Desterreichern burchgängig aus gezogenen Geschützen, während ber britte Theil ber preußischen Artillerie noch glatte Kanonen führte.

Erinnerung so großer und herrlicher Kämpfe knüpft,*) an und für sich teinen hervorragenden Einfluß auf den Gang der Schlacht gehabt, weil sie zu unbedeutend, zu wenig widerstandsfähig und meist auch zu sehr von den Anhöhen dominirt waren. Selbst die Festung Königgrät, in welcher am Schlachttage kaum 100 Einwohner zurückgeblieden waren, spielte eigentlich eine negative Rolle. Sie ist ein Elbbrückenkopf, den man indeß nie zu forciren nöthig hat, wenn man von Norden her gegen Prag oder Wien operirt und der beshalb auch allmäligem Verfalle anheimgegeben war. Beim Herannahen des Krieges wurde die kleine Feste (sie faßt kaum 3000 Mann Besatung) dennoch nothdürftig hergestellt und armirt. Das eigensinnige Abschließen des Kommandanten nach der verlorenen Schlacht hat sie jedoch gradezn schällich werden lassen sür das Gesammtinteresse der österreichischen Armee. Viel wichtiger als die Ortschaften wurden sür den Gang des Kampses die Gehölze und Wälder des Schlachtseldes,

^{*)} Es dürfte für viele Leser wol von Interesse sein, hier Einiges über die Geschichte und die Etymologie der Namen der berühmtesten Orte des Schlachtfeldes zu finden.

Königgrätz, welches bie preußische Boltsetymologie so vortrefflich erklärt hat als "bem König geräth's!" beißt eigentlich "Königingrat," — böhmisch Kralowé Hrabec, früher aber nur Gradec und Grecz. Das böhmische Wort "Grab" kommt von graditi d. i. einschließen, heißt also "Schloß" und hat auch ganz dieselbe Entstehung wie bies beutsche Wort. Den Namen "Königingrate" erhielt bie alte, schon im X. Ihdt. genannte Chrowatenstadt, als sie um 1300 ber Sit von König Wenzel's II. Wittwe Elisabeth wurde. Seitdem blieb sie Leibgedingestadt ber Königinen. Streng hufsitisch, gehörte sie später zur Anhängerschaft von Georg Podiebrad und weigerte sich aus dieser Gesinnung heraus auch noch 1547 Theil zu nehmen an dem Kanipse gegen die protestantischen Schmalkalber, wofür sie von Ferdinand I. schwer gezüchtigt ward. 1631 wurde Königgrät vergeblich von den Sachsen belagert; 1639 wurden unter ihren Mauern die Schweben geschlagen. Leopold I. stiftete das Bisthum Königgrätz. Im siebenjährigen Kriege wurde die Stadt breimal (1758, 59 und 62) von preußischen Truppen besetzt, zuletzt auch von Kosaden geplündert und theilweis abgebrannt. Von 1766-1789 wurde die moderne Befestigung hergestellt. (Bergl. Sommer a. a. D.) — Sabowa, ber Ort, nach welchem bie romanischen Bölker bie große Schlacht zu nennen pflegen und nach welchem ber flegreiche König fein Schlachtroß getauft, ist ber Hauptort einer Harrach'schen Berrschaft. 1756 lagerte hier ein kaiserliches heer unter Piccolomini, bem gegenüber Schwerin, von Nachob her vordringend, bei Smirit ein Lager bezog. — Nach dem Dorfe Lipa führte bas einst so berühmte Geschlecht ber Trca von Lippa ben Namen, welchem auch Wallensteins Schwager, Graf Terzty, entstammte. — Chlum, "ber neue Reim auf Ruhm," ift ein flavischer Ausbruck für Hitgel, Berg. Bei ben Wenden und Polen hat sich bas Wort verloren, aber in Böhmen erscheint es überaus häufig (47 mal bei Huhn). Chlum (bimin. hlumet, hlumets) heißen Orte auf ober an hervorragenben Höhen. Die beutsche Sprache, ber bie Consonantenverbindung "chl" fremb ist, macht Kulm ober Golm baraus. Friedrich II. lag bei Chlum im Sommer 1745 mehrere Wochen im Lager und beobachtete bie bei Königgrät stehenden Desterreicher. Auch 1813 betraten preußische Truppen biese Gegenb. Das 2. Garbe-Regt. z. B. hatte am 16. Aug. Biwack und folgenden Tags Ruhetag bei Chlum auf bem Marsch zur großen böhmischen Armee. Damals stand ber Kommanbeur ber Elbarmee von 1866, Herwarth v. Bittenfeld, als junger Offizier bei jenem Regiment. (Bergl. Sommer a. a. D.; Buttmann "beutsche Ortsnamen" Berl. 1856; Das 2. Garbe-Regt. z. F. im Feldzug 1866. Berl. 1868.)

namlich die Fasanerie von Horzenowes, der Swipwald westlich Maslowed und das benachbarte Stalta-Gehölz an der Bistritz, serner das Baldchen zwischen Lipa und Chlum, der Hola-Wald bei Sadowa, Thiergarten und Forst bei Pradet und Neu-Prim, und endlich der Bald von Bor, welcher an den Abhängen der massigen Erhebung zwischen Rosnitz, Problus und Libcan liegt und also einen Theil der einzig möglichen Rückzugsstellung bildet, die sich den Desterreichern zwischen Bistritz und Elbe darbot.*)

Was die Wegbarkeit des Schlachtfeldes betrifft, so wird basselbe von drei Hauptstraßen durchzogen. Die eine ist die Raiserstraße von Jiein über Sadowa nach Königgrätz, die andere die große Chaussee, welche von Königinhof, Gradlit und Stalit her über Jaromer nach Plotist und so ebenfalls indirect nach Königgrätz führt; die britte endlich ist eine zwischen jenen großen Hauptstraßen gelegene Chaussee zweiter Rlasse, welche ron Miletin über Bürglitz und Maslowed nach Nebelist leitet und hier mit zwei Armen einerseits nach Lochenit, andrerseits nach Briza bin bie vorher genannten Hauptstraßen erreicht. Von letteren bezeichnet für ben Schlachtag die Raiserstraße Sabowa-Königgrät die Hauptmarschlinie ber I. Armee, die Straße Jaromer=Plotist ben äußersten linken Flügel ber avancirenden II. Armee, deren rechten Flügel die Chaussee Bürglit = Mas= lowed markirt. — Die in der Richtung von Nechanitz auf Briza vor= rudende Elbarmee fand in ihrer Marschlinie keine so bedeutende Straße vor; ber größere Theil der zu ihrer Verfügung stehenden Wege gehörte wie die meisten anderen des Schlachtfeldes nur in die Kategorie der unterhaltenen lanbstraßen, welche am Schlachttage, durch den Regen und die massenhafte Benutung aufgeweicht und zerwühlt, namentlich für Artillerie schwierige Passagen maren. — Faßt man bas innere Gelände bes Schlachtfeldes außerhalb ber Wege und mit Berücksichtigung für ben Gebrauch ber Waffengattungen in's Auge, so gestattete ber start coupirte Karafter besselben die ausgiebigste Benutung ber Infanterie. Der Berwendung größerer Reitermassen war es nicht günstig. Zwar verführten üppige hohe Getreidefelder, die oft die gefährlichsten Terrain= hindernisse verdeckten, zu der Annahme, uneingeschränkte Attakenfelder vor sich zu haben — bittere Täuschungen haben bas Gegentheil bewiesen. Nur füdlich Lipa in dem Viereck: Langenhof = Problus = Rosnitz = Rosberitz findet sich eine Fläche zum Tummeln von Kavallerie; **) aber ber Boben war

^{*)} Hoffmann, t. f. Hauptm., "Beitrag zur Kenntniß ber Schlachtfelber Böhmens." Streffleur's Zeitschrft. Dezbr. 1867.

^{**) &}quot;Die preußische Kavallerie in der Campagne 1866." Von L. v. Besser, igl. preuß. Oberst und Kommandeur der 9. Ravallerie Brigade. Berlin 1868.

lehmig und vom Regen durchaus erweicht. Dieser Zustand des Erdreichs, sowie die Masse verstreuter Ravins und Schluchten ließ auch für die Beswegungen der Artillerie das Innere eines Schlachtfeldes wenig geeigenet erscheinen, dessen Ränder ihr so ausgezeichnete Stellungen boten.

Die beiden Flüsse im Rücken ber Armee, Elbe und Abler, boten an und für sich bei dem damaligen Wasserstande keine großen Hindernisse dar, weil ihr Boden fest war und Fuhrten hatte. Im näheren Bereich der Festung jedoch, also grade an dem verhängnisvollsten Punkte, waren beide Flüsse, der Fortificationsanstauung wegen, nicht watdar. Flußauswärts von Königgräß standen über der Elbe vier Jochbrücken und wurden vier Kriegsbrücken geschlagen, flußabwärts dis Pardubitz standen zwei und wurden zwei geschlagen. Ueber der unteren Adler standen zwei brauchbare Brücken und wurden zwei geschlagen. Es lag also hinter der österreichischen Armee eine zwar nicht geringe, aber doch immer noch unzureichende Zahl von Brücken,*) der gegenüber es auffällt, daß die Brückenequipagen von vier ganzen Corps (dem III., VI., VIII. und X.) völlig unbenutzt geblieben sind. **)

Was bei einem Vergleich der Terrainbetrachtung mit der vorhin mit= getheilten Disposition Benedek's sofort auffällt, das ist der Umstand, daß die Höhe von Maslowed, obgleich die hervorragendste von allen und obgleich besonders wichtig dadurch, daß sie in dem Verbindungswinkel zwischen West = und Nord = Front lag, boch thatsächlich nicht in die eigent= liche Aufstellung gezogen war. Allerdings erlaubte sie, wegen ihrer voll= ständigen Bewaldung, nicht unmittelbar die Aufstellung von Batterien; aber wenn irgendwo, so war hier der Punkt, durch Sappeur=Vorberei= tungen, durch Ausholzen von Schußlinien, durch starke Verhaue, die unter Kartätschfeuer genommen werben konnten, diesen Angelpunkt bes Schlacht= feldes so fest und nutbar wie irgend möglich zu machen. fäumte man und so wurde die Höhe von Maslowed trot ihrer natürlichen Stärke zur Achillesferse ber österreichische Aufstellung. Unmittelbar hinter der Höhe von Maslowed erhebt sich nämlich tie von Chlum und diese Höhe hat eine Lage von fo hervorragender Bedeutung für bas Schlachtfeld, daß sie als der Schlüssel desselben bezeichnet werden muß; denn sie dominirt

^{*)} Am Schlachttage um 8 Uhr Abends wurde baber noch eine Kriegsbrücke neben ber verrammelten Innubationsbrücke von Königgrätz geschlagen, um bas Heilberströmen ber Fliebenden zu erleichtern.

^{**) &}quot;Bioniere im Feldzuge 1866 gegen Preußen." Streffleur's Zeitschrft. Januar 1868. Es ist befrembend, daß die sonst in Bezug auf österreichische Berhältnisse wol unterrichteten "Rückblicke" nichts wissen von der doch so bedeutungsvollen Anlage von Kriegsbrücken unterhalb der Festung und an das Fehlen berselben sogar verschiedene Tadel knüpsen.

Königgrätz. Aber während biese Höhe von Sadowa her nur schwierig zu ersteigen und sehr leicht zu vertheidigen ist, kann sie kaum gehalten werden gegen einen Feind, der sich im Besitz des Masloweder Hügelwals des befindet, dem damit also eine ganz außerordentliche Wichtigkeit erswächst.*)

Fassen wir nun die Ausbehnung der Stellung in's Auge. — Die Frontlänge ber ganzen österreichischen Schlachtstellung war etwa 20,000 Schritt, also zwei Meilen, falls man die Linie ber Bistritz und - ber Trotinka bei Racit, d. h. die äußerste Gränze der Aufstellung aller vorgeschobenen Detachements, in Rechnung stellt. Die Stärke ber Nordarmee betrug, incl. 22,000 Mann Sachsen, ungefähr 210,000 Mann. Es tamen also immer 10 Mann auf ben Schritt ber Frontlinie, eine auch nach den Forderungen der anspruchvollsten Theorie mehr als ausreichend starke Besetzung einer Defensivstellung. Noch viel günstiger stellt sich bas Berhältniß jedoch, wenn man, wie eigentlich richtig ist, nur die Ausbehnung ber in der Disposition angeordneten Hauptstellung auf den Höhen in's Auge faßt: dann haben wir es nur mit einer Frontlänge von kaum 12,000 Schritten zu thun und auf jeden Schritt kommen 17 Vertheidiger. Indeß der Werth diefer starken Besetzung wurde wesentlich beeinträchtigt burch bie zu geringe Tiefe des Schlachtfeldes, die sowohl bei Frontverstärkungen als namentlich beim Rückzuge zu verhängnißvollen Stockungen und Arenzungen führen konnte- und in der That auch wirklich unendliche Berwirrung und Unordnung zur Folge gehabt hat. Eine Hereinziehung von Maslowed in die eigentliche Hauptfront hätte auch diesen Uebelstand we= sentlich gemilbert. — Endlich erübrigt noch ein Blick auf die geometrische Gestalt der Position. Was die österreichische Aufstellung ganz besonders bedenklich erscheinen läßt, das ist nämlich die Kreistheilform derselben. Mit Recht verlangte Napoleon I. von befensiven Schlachtlinien, daß sie stets concave Form und eine burchaus beherrschende, von keinem Punkte dominirte Lage haben follten. Die Stellung vor Königgrät aber war grade im Gegensat bazu conver, und wenn sie an einer Stelle burchbrochen wurde, so waren ganz entschieden Flanken und Rücken der nicht durchbrochenen Truppenstellungen bedroht, namentlich wenn der Durchbruch an einem Punkte geschah, ber einen großen Theil des Schlachtfeldes beberrschte, wie etwa die Höhe von Chlum.

^{*) &}quot;Dieser Punkt, welcher so bebeutenbe taktische Bortheile barbot, war gleichzeitig auch in strategischer Beziehung wichtig; benn wenn man die Marschrichtung der kron-prinzlichen Armee grablinig gegen die Position auffaßt, so konnte ihre Bereinigung mit der I. Armee nur durch Besetzung der Höhe von Maslowed gesichert werden." Dragomirow a. a. D.

Alle biese Betrachtungen gelten aber selbstverständlich nur bann, wenn Benedek, wie es seine Disposition ausspricht, eine reine Defensivschlacht schlagen wollte; sie gelten nicht, wenigstens nicht in gleichem Umfang, sobald man annimmt, die Desterreicher hätten aus dieser Stellung heraus die Offensive ergreifen wollen. "War die ser Entschluß vorherrschend fagt eine kundige österreichische Stimme*) — bann, aber nur bann war diese Stellung gut gewählt." — "Und allerdings — meint derselbe Be= urtheiler — hätte diese Offensive noch Chancen für sich gehabt; denn die österreichische Armee stand auf Einem Punkte vereint, mahrend bie feindliche Armee in drei Heerhausen getheilt auf weitem Halbkreis vor uns stand. Wenn die Sachsen, wie es geschehen ist, bei Nechanit die Defensive hielten und das III. nebst dem X. Corps, wie es der Fall war, . die Linie bes Bistrit = Baches zwischen Popowitz und Benatek behaupteten, so konnte man mit bem VIII., I. und VI. Corps sowie drei Kavallerie= Divisionen von Prim über Tresowit und von Langenhof über Mokrovous vorbrechen, die Elbarmee von der I. Armee trennen, lettere in der rechten Flanke angreifen und so über biese Heerestheile ben Sieg erfechten, bevor der Kronprinz auf dem Schlachtfelde eintraf. Es versteht sich von felbst, daß dann auch bas X. Corps, bas III. Corps fowie die Sachsen im günstigen Momente ebenfalls aus ber Defensive heraustreten konnten. **) Selbst bis 11 Uhr wäre Zeit zu biesem Offensivstoß gewesen . . . und es hat auf bem Schlachtfelbe nicht an Stimmen gefehlt, welche biefe Wegen= offensive vorschlugen." — Wir lassen babin gestellt, ob die Stellung an ber Bistrit wirklich einem Gegenangriff günftig gewesen wäre; bagegen möchten wir behaupten, bag man in ber That schon bei bem Entschluß die Schlacht anzunehmen, trot ber entgegensett lautenden Disposition, Anwandlungen in jener Richtung hatte. Dafür sprechen vornehmlich zwei bedeutende Anzeichen. Erstens wurden bie zum Theil steinernen Uebergänge über Die Bistrit nicht zerstört, was ein entschiedener Fehler gewesen wäre, wenn ber Bach nur als Hindernismittel in der Front betrachtet wurde und man sich nicht vorbehielt ihn seiner Zeit selbst angriffsweise zu überfcreiten. - Zweitens blieben, wie bereits ermahnt, Die Brudentrains von vier Armeecorps völlig unbenutt auf bem Schlachtfelbe. Dies wäre, wenn man die reine Defensive im Auge hatte, in doppelter Hinsicht fehlerhaft gewesen. Zunächst weil man gar nicht genug Brücken über die im Rücken ber Stellung fließende Elbe haben konnte und ferner, weil jene Brückentrains den schon so knapp zugemessenen Raum bes Schlacht=

^{*) &}quot;Ueber bie Rüchlicke auf ben Krieg 1866." Streffleur's Zeitschrft. Juli 1867.

^{**)} Blieben noch immer zwei Corps (II. und IV.) und eine Kavallerie Division zur Beobachtung und Berzögerung bes Anmarsches ber II. Armee.

ibergehen, bann allerdings bedurfte man jener Brückenequipagen, um die Bistrit auf möglichst vielen Punkten überschreiten und dem Feinde in möglichst breiter Front entgegentreten zu können. — Diese Anzeichen sind es, welche für den Willen, oder vielmehr den Halbwillen des österreichischen Oberkommandes sprechen, unter Umständen die Offensive zu ergreifen.

Die Intentionen der Heercsleitung und die Terrainbeschaffenheit sind zwei Momente für die Entwickelung und das Wesen einer werdenden Schlacht. Als drittes, doch nicht als geringstes in der Reihe, erscheinen Stärke, Stimmung und Verfassung der Truppen.

Die Stärke ber österreichischen Armee läßt sich folgenberma= ben veranschlagen:

I. Armee=	Forps un	d 1. leich	te Di	vision	Ebe	løhei	m (1	nach	ben	
Verlusten	bei Jicin	u. s. w.)	• •	• •	•	• •	•	•	. 27,00	00 M.
II. Armee=	Corps (1	aut Rapp	ort.)		•	• •	•	•	. 28,5	20 =
III. Armee	=Corps	(intact.)		• •	•		•	•	. 28,50	oo =
IV. Armee	=Corps (nach ten	Verlu	sten r	en (Som	einsc	h ädo	el	
und König	ginhof, lau	t Rappor	t.) .		•		•	•	. 26,9	80 =
VI. Armee	-Corps (nach Nad	hot.)		•		•	•	. 22,0	00 =
VIII. Arme	e=Corps	(nach S	falit	und	unte	r Af	rech	nun	g	
der betach	irten Brig	ave Roth	firch.)		•	• •	•	•	. 15,50)O =
X. Armee=	Corps (1	iach Tran	itenau	und	So	or.)	•	•	. 18,0)() =
1. RejKa	vallerie=	Divisie	n (na	d N	acho	b.) .	•	•	. 3,60)0 =
2. =	*	=	•	• •	•		•	•	. 4,00	00 =
3. =	s	s .	•	• •	•		•	•	. 4,0)() =
1. leichte S	<i>tavalleri</i>	e-Divis	ion	• •	•		•	•	. 4,0)() =
2. =	s	5			•	• •	•	•	. 3,00	90 =
Armee=Ge	schütz-Re	serve.	• •		•	• •	•	•	. 3,00	00 =
Sachsen	•						•	•	. 22,0	
•	(Vibt die	chon	ermäl	hnte	Sur	nme	vor	1: 210,10	00 W.
· · · · · · · · · · · · · · · · · · ·	10 4 M		Y	-E11 6	4 444.0		.		matchan	suailide.

denen 220,984 Preußen gegenüber geführt wurden, von welchen freilich zunächst nur die 123,918 Mt. der I. und der Elb=Armee in den Kampf eintraten.

Sind diese Stärkeverhältnisse übersichtlich und klar, so muß man im Gegensatz dazu Stimmung und Verfassung der österreichischen Truppen als Imponderabilien betrachten, deren Beurtheilung überaus kritisch und unsicher bleiben muß, sogar dann noch, wenn der Berichtende mitten inne gestanden hat in den betreffenden Verhältnissen. Wir geben daher mehrere hier einschlagende Auslassungen von Augenzeugen, oder von Mitkampfern der österreichischen Armee. Ein anerkannt sehr obersläch=

licher Beobachter, ber Timescorrespondent im österreichischen Lager, meint, daß die Sonne des 3. Juli eine von froher Hoffnung und Zuversicht zu sich und ihrem Führer beseelte Armee beschien. Solch Urtheil kann bei einem wol aufgenommenen reisenden Engländer nicht überraschen. Wenn man sich selbst behaglich fühlt, setzt man leicht eine optimistische Brille auf. Befremben muß es bagegen, daß auch bie öster= reichischen Generale ganz ebenso cavalierement urtheilten. Wir haben bereits oben erwähnt, wie günstig sie sich bei der großen Parole über Berfassung und Stimmung ihrer Truppen ausgesprochen und wie verhängnisvoll diese Aussagen wurden für die Annahme der Schlacht. Es war noch immer ber alte Geist übermüthiger Selbsttäuschung, ber hier waltete, berselbe Geist, der in der österreichischen Presse vor wenigen Wochen in jenem allzustolzen Sate gipfelte: "Heer und Flotte harren bes Winkes, um mit Enthousiasmus ihre Schuldigkeit zu thun. Desterreich wird feinen Fuß borthin setzen, wo er hingehört: auf den Nachen feiner Feinbe!" — Anders als die aristokratische Sphäre der Genera= lität urtheilten unbefangene Augenzeugen und Fachleute in weni= ger hochstehenden Kreisen bes kaiserlichen Heeres. Der Gine fagt: "bie herrliche Nordarmee, Desterreichs Stolz und Hoffnung, hatte in ben planlos burchgeführten, äußerst aufreibenben Einzelfämpfen binnen 4 Tagen, ohne die Sachsen mit in Rechnung zu ziehen, 984 Offiziere, 32,000 Mann und 15 Geschütze eingebüßt. Hiedurch faum moralisch gehoben, stand nun unsere bedauernswerthe Armee mit einem Flusse im Rücken ba, wohin ein überall sieghafter Feind von zwei Seiten her sie gebrängt hatte. — Der Sinn ber kaiserlichen Krieger, hoch und niedrig, war bereits von bösen Ahnungen befangen; benn nirgends machte sich eine fräftige und einheitliche Führung des großen Heeresganzen bemertbar."*) — Ein anderer bemerkt: "Wer die Abmattung der österreichi= schen Truppen, das Herabsinken ihrer physischen Kräfte in diesen Tagen mit eigenen Augen beobachtet hat, wer die Folge davon am 3. Juli ge= sehen hat, an welchem Tage eben die höchste physische Kraft erforderlich gewesen wäre, um rasche Bewegungen ganzer Armee-Corps auf bem weichen Ackerboben auszuführen und Ausdauer im Kampf von früh Morgens bis spät Abends zu ermöglichen, der wird der Ansicht beipflichten, daß eine ansgeraftete Urmee, selbst unter ben ungünstigen Verhältnissen, bie über dem Schlachtfelbe von Königgrät schwebten, gewiß mehr geleistet hätte, keinenfalls aber ein so erschütternter Schlag und eine solche Auf-

^{*) &}quot;Bemerkungen über den Feldzug der k. k. Nordarmee. 1866." Streffleur's Zeitschrift. Mai 1867.

lösung ber Ordnung beim Rückzuge eingetreten wäre."*) — Auch ber t. k. Artilleriehauptmann Prinz Albrecht zu Solme=Braunfels nennt in einem Briefe an seinen Bruder die Oesterreicher am 2. Juli "burch das Zündnadelgewehr gelichtet und moralisch sehr erschüttert." — Der Berichterstatter ber "Illustrirten Kriegschronif" urtheilt günstiger: "Unter ben Truppen befanden sich sechs italiänische Regimen= ter, die als unzuverlässig betrachtet werden mußten, auch war bei mehreren ungarischen Regimentern auf ein feuriges Eingreifen in bas Gefecht nicht zu rechnen. Bei ben übrigen Truppen aber (also bei circa 190,000 Mann von 210,000 M.) herrschte ein guter Geist. Einige Tage ber Ruhe und die bessere Verpflegung, für die von Josephstadt und König= grät aus regelmäßig gesorgt wurde, hatten hingereicht, die Mannschaft zu fraftigen. Es äußerte sich bas lebhafte Verlangen, gegen ben Feind ge= führt zu werben und die Scharten auszuwegen, welche die Waffen Desterreichs in den seitherigen Gefechten, mit Ausnahme des von Trautenau, erlitten hatten." — Dragomirow, russischer Generalstabsoberst (ber II. preußischen Armee attachirt) findet dagegen die ja auch sonst so vielfach her= vortretende Aehnlichkeit der Schlacht von Königgrätz mit der von Waterloo ganz besonders barin, daß die Anlage zu schneller Demoralisation in ben österreichischen Truppen 1866 ganz bieselbe war wie in ben französi= schen 1815, wenn sie auch nicht auf derselben Ursache beruhte. — "Einer von ber Nordarmee" spricht sich in einem nicht uninteressanten, aber oft der Schmähschrift sehr nahe kommenden Pamphlet **) folgendermaßen aus: "Taktlose Drohungen mit außerordentlichen Befugnissen bes "General-Gewaltigen" hatten bei ten unteren Offiziersgraden jenes feinere Ehrgefühl und militärische Selbstbewußtsein empfindlich verlett, welches ihren ehrenvollen Stand charafterisiren soll ... Außerbem hatte man bei ben Truppen der Nordarmee durchweg die Ueberzeugung gewonnen, daß die Preußen besser zu manövriren verständen und daß die als ultima ratio militärischen Scharfsinns geltenden Massenangriffe mit dem Bajonnet zu Schanden würden gegenüber dem Schnellfeuer bes Zündnadelgewehrs. Die gelinde Desperation, welche man im österreichischen Hauptquartier über bas Bersagen dieses gepriesenen Auskunftsmittels gegen das Schnellfeuer empfand, theilte sich auch der Armee mit, als die Anordnung des Feldherrn an die Generale public ward: "Von nun an der Artillerie die Hauptangriffsrolle zu übertragen und die Infanterie nicht früher vorrücken zu lassen, bis nicht ber Feind vollkommen durch das Geschützfeuer erschüttert sei." . . .

^{*) &}quot;Ueber bie Rüchlick auf ben Krieg 1866 I." Streffleur's Zeitschrft. Juli 1867.

^{**) &}quot;Der Rebel von Chlum." Prag. Steinhauser 1867.

"Mit Grund fann man behaupten, bag nach bem Befanntwerben ber Niederlagen von 5 Armeecorps, das ist 1/2 der ganzen Armee, noch vor ber Entscheidungsschlacht, bas Bertrauen zur höheren Führung schon am 1. Juli erschüttert war und vollents verloren ging, als bie am 3. Juli Morgens getroffenen Anstalten Benebet's Absicht constatirten, die Schlacht am rechten Elbufer anzunehmen. Die sanguinischen Erwartungen von dem geheimen Plan des Feldherrn schwanden sofort dahin und machten einer bitteren Enttäuschung Plat." Denn bie ursprüngliche Aufstellung ber Armeccorps und Kavallerie-Divisionen ließ hoffen, daß man durch ci= nen mit großer Ueberlegenheit gegen Friedrich Karl gerichteten Offenstoßsiv bas Blatt wenden könne, während dem Kronprinzen durch die Kavallerie hinhaltende Gefechte geliefert würden. Die Aenberung der Stellung am Morgen des 3. Juli raubte jede folche Hoffnung "Diese that= fächliche Stimmung ber österreichischen Truppen vor ber Entscheidungs= schlacht muß als ein für den Ausgang berfelben negatives Moment regi= strirt werben Ungeachtet bessen aber war jeder Einzelne von bem Ernst ber lage burchbrungen und entschlossen, mit Aufbietung bes letten Blutstropfens ben alten Waffenruhm ber Armee zu erhalten. Bei ber Mannschaft wirkte zur moralischen Stärkung auch die endlich stattgefun= bene Austheilung ber Etappenportionen mit, so baß ber mährend bes achttägigen Flankenmarsches von Olmütz an die obere Elbe spstematisch betriebenen Aushungerung der Armee, welche die Truppen zu einer längeren Austauer im Gefechte beinahe untauglich machte, in ihren weiteren Folgeübeln Einhalt gethan wurde.*) — Die durch die Mantelbekleidung **) bei 35 Wärmegraben hervorgerufenen unnatürlichen Ausschwitzungen machten die Soldaten mumienartig vertrocken . . . Der Regen, welcher am Morgen des 3. Juli niederträufelte, erfrischte die welken Muskeln und unwillfürlich erinnerte man sich ber englischen Truppen im heißen Oftindien, welche unmittelbar vor dem Kampfe sich mit Wasser übergie= Ben lassen."

Der Regen, mit welchem der 3. Juli begann, wurde von Seiten der Preußen, die an die Ratbach und an Belle-Alliance bachten, als gute

^{*)} Daß bies bei manchen Truppentheilen übrigens erst ziemlich spät geschah, beweist eine Bemerkung bes k. k. Hen. Christofek vom Regt. Sachsen Meiningen Nr. 46 in einer Besprechung ber Theilnahme bieses Regts. am Feldzuge 1866. (Streffleur) Er sagt: "Nach bem überstandenen und durch gehungerten 2. Juli wurde bie Stimmung ber Mannschaft erst bann rosiger, als bieselbe Abends spät den Magen getröstet hatte."

^{**)} Die Truppen waren, wie viele Gefangene ausbrücklich versichert haben, mit bem Mantel bekleibet, um ben weißen Rock zu schonen — zum Einzuge in Berlin.

Vorbedeutung freudig begrüßt. — Es war etwa 5 Uhr, als Pring Fried= rich Karl die Division Horn (Thüringer) als Avantgarde des Centrums seiner Armee, tas 6. Manen=Regt. an ber Spite, von Milowit . auf Dub vorrücken ließ. "Schwer und burch ben Regen verwickelt lag bas Getreibe auf bem Boben; behend schlüpften bie Eclaireurs und Pa= tronillen hindurch; doch die in dichten Kolonnen ihnen folgenden Batail= lone hatten sich mühsam vorwärts zu arbeiten und die Artilleriepferde mußten angestrengt ziehen, um die Geschütze in dem sehmigen Boben weiter zu wühlen. Um 6 Uhr war Dub erreicht . . . Auf der vorgelegenen Anhöhe, welche ber Anmarsch bisher verbeckt, zeichneten sich gegen bas fahle Grau bes Himmels die Gestalten unserer Ravallerie-Bedetten, welche gegen Morgen soweit vorgeschoben worden. Ruhig hielten sie, als ob nichts Ungewöhnliches hinter ihnen vorgehe."*) — Die Avantgarde ber Division, General-Major v. Bose, stieg ben Abhang hinan. "Als wir bie Höhe erreichten, welche bisher die Fernsicht gesperrt" — so erzählt ein bamals bei ber äußersten Vorhut anwesender tapferer Künstler**) — "ba machten wir unwillfürlich Halt. Denn als ob im Theater ber Bor= hang steigt, so öffnete sich vor une, gran und tonlos in der Farbe, unheimlich wie bas Räthsel ber Sphing, ein weites Panorama war terrassenförmig. Die einzelnen Abstufungen unterschieden sich burch die Massen des bazwischen fallenden Regens wie die Silhouetten von Theaterkulissen, immer schwächer in ter Farbe werbend, je mehr dieselben sich dem fernen Horizonte näherten, der übrigens so hoch lag, daß er die letten Höhen von Wsestar und Problus noch dominirte . . Das Karakteristische war die unheimliche Stille und Debe. Die Aecker waren verlassen, aus den Dörfern stieg kein Rauch empor; in dem weiten Raume vor uns war nichts lebendes zu entbecken Da lag zunächst ein Dorf — in der Mitte einige Pappeln, rechts eine Ziegelei mit hohem Schornstein — bas war Sabowa, weiter rechts fabrifartige Gebände: eine Zuckersiederei; bahinter Schloß Dohalit; links von uns, noch biesseits der Bistritz, bas Dorf Sowetitz, vor ihm eine mäßige Anhöhe, der Rostosberg. Dies Alles war die erste Kulisse. Die zweite begann links mit einem etwas entfernter gelegenen Dorfe: Benatek, erstreckte sich alsbann mit einigen waldigen Unterbrechungen (Swipwald) zur Höhe von Chlum, bessen weißer Thurm über bem berüchtigten Birkenwäldchen emporragte; in der Ferne rechts waren die Schattenrisse zweier auf einander folgender Dörfer: Langenhof und Stresetit zu erkennen. Die lette Rulisse, nahe bem

^{*)} Bericht tes Mr. Hozier, Correspondenten ber Times im preußischen Lager.

^{**)} Fritz Schulz a. a. D.

buft'gen Horizont, bilbete ber Wald von Problus und das Dorf mit seiner hochgelegenen, weithin sichtbaren Kirche; tiefer lagen zur äußersten Rechten die Waldungen vor Nechanit.".... Dies große Amphitheater war die Arena der Schlacht.*) "Da löste sich — es war zehn Minuten nach 7 Uhr — unterhalb des weißen Thurms von Chlum ein Rauchball von dem dunklen Hintergrund des Waldes — vier Secunden — fast gleichzeitig mit dem herüberhallenden Donner des Geschützes, zischte heulend die Granate heran, um hundert Schritte rechts von uns, den weichen Boden hoch aufschleudernd, zu crepiren. Der Vortrupp begrüßte den eresten Schuß mit lautem Hurrah."

Es war die Batterie bei Cistowes, welche, bestimmt die Kaiserstraße unter Feuer zu halten, den Schlachttag eingeläutet hatte. Frelich welch' einen Schlachttag, das wußte Niemand, und obgleich Prinz Friedrich Karl beim Abreiten von Horitz den Offizieren seines Stades zugerusen hatte: "Meine Herren, heut bataille rangéo!" so konnte doch der Generalstad der I. Armee mit Recht noch im Zweisel darüber sein, ob man eine den Rückzug der Oesterreicher deckende Arrieregarde oder die Schlachtordnung der Nordarmee sich gegenüber habe. Denn einem Vorhang gleich hing der verhüllende Nebel über der Landschaft. Es galt, diesen Schleier zu lüsten. Die Division Horn zog sich zum Gesecht auseinander. In Kompagnies Kolonnen avancirten die Batailsone ihrer Avantgarde gegen die an der Chaussee diesseits Sadowa gelegene Ziegelei; das Schützenseuer begann; anch 3 Batterien der Division Horn suhren auf dem Roskosberge auf und es entwickelte sich ein zunächst noch langsam gesührter Artisseriesamps.

Fast gleichzeitig mit der Avantgarde des Centrums waren auch die Flügel der Armee Friedrich Karl's in den Kampf getreten und hatten sich bei der Elb-Armee wie bei der Division Fransecki Gesechte ansgesponnen, welche an geeigneter Stelle ihre besondere Darstellung sinden werden.

Unterbessen kamen die großen Massen der I. Armee langsam heran= gerückt. Es war ein unfreundlicher Vormarsch in diesem rieselnden Ne= belregen. Heftig blies kalter und ranher Wind den Truppen in's Gesicht,

^{*)} Ein österr. Benrtheiler (Hptm. Hoffmann) negirt diesen amphitheatralischen Karafter. Doch meint er: "wir müssen gestehen, daß, vom Rostosberg betrachtet, namentlich die Position von Chlum einen wahrhaft imposanten Anblick bietet und hiedurch im ersten Augenblick ganz vergessen macht, daß Chlum ja nur ein Theil des Schlachtseldes ist.... Je mehr man sich der Hauptstraße (der Höhe von Dub) nähert, um so mehr steigert sich der Eindruck, welchen die herrliche, dominirende, jeden Einblick in ihr Inneres versagende Höhenstellung Lipa-Popowitz macht, und es sällt schwer, sich des Berdachtes zu erwehren, von Icin kommende Generalstabsossiziere seien bei ihrer Auswahl vorzugsweise thätig gewesen. Denn nur von dieser Seite aus vermag sie zu täuschen — zu blenden. ("Beitrag zur Kenntniß der Schlachtselber Böhmens." Streffleur's Zeitschrft. Dezember. 1867.)

die nur wenig Gelegenheit gehabt, sich burch Schlaf und warme Nahrung zu erquicken.

Vom rechten Flügel anfangenb, wurden folgende Stel= lungen eingenommen: *)

Das Kavallerie-Corps marschierte um 8 Uhr bei Sucha auf: die Division Alvensleben rechts an diesen Ort gelehnt, die Division Hannelints der Höhe von Bor. — Zu gleicher Zeit näherte sich vom II. Armeescorps die Division Werder dem Weiler Zawadilka, während die Division Herwarth, mit der Tete ihrer Avantgarde aus Mzan debouchirend, seindsliches Artilleriesener von Sadowa her erhielt. Sie entwickelte sosort 3 Batterien südlich Mzan, worauf sich 4 feindliche, disher im Nebel nicht entdeckte Batterien bei Dohalicka demaskirten. — Das III. Armeecorps, hent unter den Besehlen des Generals v. Manstein vereinigt, marschierte seit 7 Uhr bei Klenitz auf: die 5. Division westlich, die 6. östlich der Chaussee. — Berfügbar waren, Alles in Allem, unter Abrechnung kleiner Detachirungen:

etacytrungen:	Inf	anterie u. Jäger Bataillons.	Kavallerie Escabrs.	Artillerie Battrn.	Pionier Kompgn.
Das II. Armee-Corps .	• .	$22\frac{1}{2}$	16	13	2
Das III. Armee-Corps	•	$24^{3}/_{4}$	-	8	2
Division Fransecki	•	. 111/4	4	4	2
Division Horn	•	. 10	4	4	1
Ravallerie-Corps	•	. —	41	5	
Kavallerie=Brigade Bisma	rđ .	•	9		
Armee=Reserve=Artillerie	•	• —		16	
Elb-Armee		$36^{3}/_{4}$	2 9	24	3
Sum	ıma	1053/4	103	74	10

Prinz Friedrich Karl recognoscirte auf dem rechten Flügel seiner Armee die seindliche Stellung, ohne klare Resultate zu gewinnen; denn der Wind peitschte den Beobachtern den Regen gerade in's Gesicht und die Luft war so kalt, daß die Gläser des Fernrohrs sich innen trübten. Nur das stets neue Auftauchen wol postirter seindlicher Artillerie, deren Feuer immer stärker anwuchs, ließ auf das Vorhandensein großer Kräste des Gegners schließen. Der Prinz befahl deshalb ein hinhaltendes Artil-lerie-Gesecht und untersagte vor der Hand, über die Bistrit hinaus vorzugehen.

Gegen 8 Uhr erscholl im Centrum von rückwärts her, immer näher kommend, jubelnder Hurrahruf. Auf der Höhe erschien in kurzem Galopp auf dunklem Roß ein einzelner Reiter, gleich darauf eine große Suite —

^{*)} Bergl. die allgemeine Orbre de Bataille der I. Armee im 20. Bde. dieser Jahrs bücher S. 485 ff.

es war der König. Der erlauchte Feldherr fam, um die Leitung der Schlacht zu übernehmen. Auf dem höchsten Punkt parirte er sein Pferd. General v. Horn seite über den Chaussee-Graben. In größter Erregung (man hörte es seiner Stimme an) rief der alte Degen: "Euer Najestät beschwöre ich, den Platz hier zu verlassen; denn der Feind ensilirt die Chaussee!" — Die Antwort des Königs muß wol kurz gewesen sein, denn der Wonarch blied ruhig halten, als ob sich das von selbst verstehe. Da krachte es drüben; heulend kam der eiserne Vote herüber, grub sich kaum zwanzig Schritt von der Suite in's Korn und crepirte, den Boden hoch auswersend. — Aller Augen waren besorgt auf den König gerichtet. Das unheimliche Sausen hatte die Pferde sämmtlich ausgeregt. Der König ritt zur Beruhigung des seinigen langsam eine Volte, klopste es auf den Hals und sagte, nach dem Ort deutend, wo die Granate crepirt war, halb scherzend zu den Nächsten seiner Umgebung: "das dause ich Ihnen, meine Herren!" — In der That hatte die große Anhäufung von Reitern*)

^{*)} Um bes Königs Person befanden sich während der Dauer der Schlacht: der Generalfeldzeuginstr. Prinz Karl von Preußen mit seinen Adjutanten, ben Majore v. Helden und Graf Waldersee nebst bem Kammerberrn, Rittmftr. Grafen Dönhof, der Großherzog Friedrich Franz von Medlenburg-Schwerin mit Gefolge, bemnächst bas große Sauptquartier, nämlich: ber Chef bes Generalstabe, G. b. 3. v. Moltke mit seinem Abjutanten, Major Wright, ber Generals quartiermstr., G. D. v. Porbieleti, ber General Inspecteur der Artillerie, G. Et. v. Hindersin, der General-Inspecteur des Ingenieur Corps, G. Lt. v. Wasserschle ben, die Generalstabsobersten v. Doering, v. Bergemann und Beith, ber Generalabjutant, G. At. v. Alvensleben und Die Generale & la suite Gr. Di. t. R.: Generalmajors v. Bopen und v. Trestow, letterer Chef bes Militar Cabinets. Biegu tamen bie Flügelabjutanten: Oberft v. Steinader, Oberft Lt. v. Loe, Graf v. Findenstein, Graf v. Canit und Major Graf Lehndorf, sowie ber Rommanteur bee reiteuren Felrjäger Corps, Oberst Graf zu Dohna und ber Kommandant bes Hauptquartiers Dberft ett. v. Krofigt. Ferner befanden sich im Gefolge ber Mis nister Präsident, Graf v. Bismard, Major im 7. schweren Landwehr-Rei ter-Regt., mit bem Legationerath v. Meubell, Lt. im 6. schw. Landwehr-Reiter Regt., und ber Kriegeminister G. d. J. v. Roon mit seinem Abjutanten, Major Bart-Bu diesem miltärisch biplomatischen Gefolge gesellte sich nun ber Sofftaat: Hosmarichall Major Graf Perponcher, Hosstallmstr. v. Ranch und ber Leibargt Des Könige, Generalarzt Dr. v. Lauer. Rechnet man bazu noch eine Anzahl kommanbirter Diffiziere, ferner für jeden ber Herren einen oder einige Reitknechte, wovon jeder noch mindestens ein Handpserd an der Seite hatte, sowie einen Theil ber berittenen Stabswache, so bilbete bas ein Reitergeschwaber, welches, ba es nicht geschloffen mar, einen großen Umfang einnahm und vom Feinde allenfalls für ein Ravallerie Regt. gehalten werden konnte. (Nach einer Beilage ber Gesch. bes Krieges redig. v. ber histor. Abtheilung bes Generalstabs und nach einem Berichte in ber "Bunftrirten Zeitung.") -- Was bie außere Erscheinung bes Rönigs angebt, fo trug er ben lleberrock mit Achselstücken, barüber ben Regenpaletot, ben Garbebelm und einen Zufilierfabel. Als er westl. bes Sugels von Dub bie "Beranda" tjo bieg bamale bie fpater "Sabowa" getaufte Rappftute) bestieg, bemeifte man, baß ter Mönig spornlos sei, weil zufällig bie - ursprünglich für bie Fahrt nach Röniginbof bestimmte und in ber Gile beibehaltene Fußbekleidung keine Epornvorrichtung batte. Ein in bie Schlacht reitenter König obne Sporen! Mer auf üble Vorzeiden hielt, bem mochte grauen. Aber ber König forberte bie Anschnallsporen eines Reitknechts, Die benn nach gewonnener Schlacht mabrlich eitterlichen Rang erworben!

bie dfterreichischen Kanoniere aufmerksam gemacht. Nach wenigen Secunben krachte es auf's Neue in ber feindlichen Batterie. Mit furchtbarer Präcision ging das Geschoß wenige Fuß über den König fort, um hinter die Suite zu fallen. Auf den Ruf des Flügeladjutanten du jour zerstreute sich nun das Gefolge etwas; aber indem dies auszeführt ward, kam schon die dritte Granate und schlug links von der Chaussee mit tödtlicher Wirkung in eine Schwadron der Thüringischen Ulanen.*)

Das Eintressen Sr. Majestät bes Königs war überhaupt wie bas Signal zu einem erbitterten Artillerie=Kampse auf der ganzen Linie, und jedenfalls bewies der dem königlichen Feldherren dargebrachte Morgengruß, daß die Oesterreicher, auf dieser Westfront wenigstens, aufmerksam und willens waren, jeglichen Vortheil entschieden wahrzunehmen.

Die ersten Kanonenschüsse hatten in der That fast fämmtliche Corps ber österreichischen Armee unter bie Waffen gerufen, und bald ließ die Ausdehnung der Kanonade nicht bezweifeln, daß man es mit einem allgemeinen Angriff zu thun und bemzufolge die in der Benedek'schen Disposition vorgeschriebenen Stellungen einzunehmen habe. Indeß trat merkwürdigerweise eine gang andere Aufstellung ein. Dabei wirkten verschiedene Umstände zusammen. Gewiß im Einzelnen vortheilhaft und außerbem unter nachträglicher Zustimmung bes Oberkommanbos ausgeführt, indeß doch schon wesentlich anders als ursprünglich beabsichtigt, war die Stellung, welche bie Sachsen einnahmen: statt auf ben Höhen von Popowit nahmen sie Position zwischen Problus und Prim. In Folge bessen mußten auch die zu ihrer Unterstützung bestimmten Truppen: bas VIII. österreichische Corps und die 1. leichte Kavallerie Division, weiter zurückgestellt werden. Sie kamen baburch bei Charbusitz, also in eine Höhe mit ten allgemeinen, bei Wsestar aufmarschierenten Armee-Reserven, zu stehen, und es hat gegen die Disposition also ein vollständiges Burücknehmen bes ganzen linken Flügels stattgefunden. -- Gerade im Gegensatz hierzu wurde ein Theil bes Centrums über die beabsichtigte Söhenlinie hinaus vorgeschoben. Das III. Corps zwar nahm die ihm zugewiesene Stellung bei Lipa und Chlum auch wirklich ein; das X. Corps aber ging in seiner ganzen Stärke bis an ble Bistritz vor und besetzte rieselbe von Sadowa an über Dohalica bis Mofrovous. — Wenn nun burch biese Abweichungen von der Disposition schon eine Lucke, ober boch eine tiefe Einbiegung zwischen bem linken Flü= gel und bem Centrum entstand, fo nahm die Aufstellung des rechten

^{*)} Fritz Schulz a. a. D.

Flügels eine total andere Gestaltung an, als befohlen und beabsichtigt war. Hier sollte, wie erwähnt, das IV. Corps zwischen Chlum und Nedelist aufmarschieren und von letterem Dorse dis zur Elbe das II. Corps sich anschließen. Statt dessen entwickelten sich beide Corps, einsach deshalb, weil ihnen die besohlene Stellung nicht recht geeignet schien,*) in der Linie Cistowes=Maslowed=Horenowes also 2000 Schritt vor der ihnen zugewiesenen Position und — mit einer ganz anderen Front, nämlich nicht mit dem Gesicht nach Norden, gegen die zu erwarten= den Truppen der II. Armee, sondern gegen Nordwesten, gegen den linken Flügel Friedrich Karl's, gegen die Division Fransecki. Nur eine einzige Brigade "Henriquez" blied bei Trotina an der Elbe zur Deckung stehen.

— Die österreichische Schlachtausstellung bildete somit nun statt des besabsichtigten Orittelkreises nur noch einen ganz flachen Bogen, der von Horenowes die Ober-Prim die Länge von 1½ Meilen hatte.

Wunderbar ist übrigens, daß dies Abweichen von der Disposition des Ober-Kommandos die Truppen gewissermaßen instinctartig gerade zur Verstärfung desjenigen Punktes führte, der, von Benedek in der Disposition vernachlässigt, derselben so dringend bedurfte: nach Maslowed. Aber nunmehr geschah es zu sehr auf Kosten der Gesammtausstellung, um anders wirken zu können als verderblich, wenn es sich auch eine Zeit lang noch so förderlich erweisen mochte.

Wir verlassen nunmehr das österreichische Lager und versetzen uns wieder auf das Westufer der Bistrit.

Nachdem der König die Meldung des Prinzen Friedrich Karl entsgegengenommen, befahl er, sofort zum Angriff vorzuschreiten, um sich in Besitz der Bistritzlinie zu setzen. Denn es war, obsgleich der Himmel heiterer geworden, über die Ausstellung des Feindes noch durchaus kein Urtheil zu fällen; die Massen der österreichischen Insfanterie standen in dem welligen Hügelterrain überall wolgedeckt, und es

^{*)} Die Rückblicke (allem Anschein nach von einem hervorragenden Angehörigen des IV. Corps geschrieben) sprechen sich hierüber folgendermaßen aus: "Die Umgebung des in der Tiefe gelegenen Ortes Redelist gewährte erst bei dem Dorfe Massowed die sür eine erfolgreiche Desensive nöthige Gelegenheit, und zwar sind die Terrainverhältnisse daselbst sür eine Ausstellung mit der Front sowohl gegen Westen als gegen Osten sehr günstig und die Bortheile derselben so in die Augen fallend, daß man auf den ersten Blick zur Ueberzeugung gelangt, daß der Besit dieser Höhen von wesentlichem Einstusse auf den Ausgang des Kampses sein müsse. — Man beschloß demnach, den rechten Flügel des IV. Corps auf die Höhe von Massowed zu stellen, und war dabei der Meinung nur im Sinne der Disposition des Armee Rommandos zu handeln. (!?).... Wenn nun der rechte Flügel des IV. Corps bei Massowed stand, so ergaben sich als Stellung für das II. Corps die Höhen sürl. Horenowes und Racit, die gleich jener von Massowed schon aus der Ferne als hiezu vorzüglich geeignet sich darstellen."

blieb ebenso möglich und wahrscheinlich, daß Benedek sich zu einem gesammelten Vorstoße gegen die I. Armee anschickte, als daß er, unter dem Schutz der Kanonade an ber Bistritz, einen Rückzug auf bas östliche Elb= Ufer ausführte, um sich ber vielleicht noch rechtzeitig erkannten Umarmung zu entziehen, mit der ihn die concentrische Bewegung ber preußischen Armeen bedrohte. Einer großen geschlossenen Offensive Benedet's aber konnte man unmöglich wirksamer entgegentreten, als baburch, daß man sich ber Bistritübergänge bemächtigte, die ihm beim Angriffe als Debouchées bienen mußten; ben Rückzug aber konnte man nur bann verhindern ober unschädlich machen, wenn man Fühlung suchte mit der Klinge des Feindes. — Die offizielle Darstellung des preußischen Generalstabs sagt in Bezug auf den Angriffsbefehl: "In Verbindung mit der Elb-Armee war man stark genug, um auch bann, wenn ber Gegner seinerseits mit allen Kräften offensiv vorging, diesen Abschnitt andauernd zu behaupten. Die 5. und 6. Division und bas Kavallerie-Corps blieben als Reserve verfügbar, und selbst, wenn das Centrum schließlich hätte weichen mussen, wurde das Eintreffen der II. Armee den Tag entschieden haben. — Allerdings konn= ten noch mehrere Stunden vergeben, ebe ber Kronprinz mit allen Kräften heran war; man glaubte aber auf ein balbiges Erscheinen bes frühzeitig benachrichtigten I. Urmeecorps rechnen zu dürfen."

Trot dieser gewiß sehr triftigen Gründe für den baldigen Angriff der Bistriplinie ist die frühe Stunde desselben bennoch wiederholt Gegen= stand einer zum Theil oberflächlichen und gehässigen Kritik geworden, na= mentlich in einem vielbesprochenen Artikel über ben Feldzug 1866, welchen die Edinburgh=Review im April 1867 veröffentlichte. Der Verfasser fagt: "Es bedurfte mehr Genie, als Prinz Friedrich Karl hat (sic!), um beim Anblick der Stellung Sadowa = Chlum in der Frühe des 3. Juli zu erkennen, daß es gefährlich sei, anzugreifen, ebe man sich des Anmarsches der Armee des Kronprinzen versichert hatte. Es war nichts wahrschein= licher, als daß die überwältigende Uebermacht Benedet's die I. Armee zu= rückschlug, ehe die II. Armee heran kam, wenn Prinz Friedrich Karl nicht den Angriff auf eine spätere Stunde verlegte. Kaum aber befand er sich eine Viertelstunde lang zu Milowit (?) als er zu vermuthen begann, daß ber Feind die Offensive aufgegeben habe. Obgleich er einen aufgefangenen Brief in der Tasche hatte, in welchem Benedek seine Absicht anssprach, eine der preußischen Armee zu vernichten vor Ankunft der anderen, so schien ihm boch altes so ruhig in der Richtung auf Dub, daß er an den Rückzug der Desterreicher glaubte und Befehl zum Ueberschreiten der Bist= rit gab, in der Besorgniß, daß die retirirende k. k. Armee ohne Schlacht entkommen könne."— Abgesehen davon, daß diese Betrachtung bes offenbar weit überschätzten Review-Artikels ben Anmarsch an die Bistritz mit bem Uebergange über dieselbe ohne Weiteres zusammen wirft, so glauben wir die erhobenen Vorwürfe schon durch unsere vorgeschickten Betrach= tungen entfräftet zu haben. — Heinrich Blankenburg weist in seinem mehrfach citirten Werke den wolfeilen Tadel, daß die I. Armee zu früh angegriffen habe, mit ber Frage zurück: "Wußte man benn, mit welcher Riesenmacht man in den Kampf trat!?".... "Aber freilich — fährt er fort — die frühe Stunde, in der Prinz Friedrich Karl den Kampf eröff= nete, wies seiner Armee eine furchtbare Aufgabe zu, eine Aufgabe, welche die Wellington's am Tage von Waterloo weit überragte. Der britische Feldherr verfügte über eine Macht, die, den Vortheil der Defensive in Anschlag gebracht, berjenigen Napoleons mehr als ebenbürtig war. Prinz Friedrich Karl trat mit seinen drei Corps dem größten Theil der ganzen österreichischen Armee (sechs Corps und der gesammten Reserve-Kavallerie und Mrtillerie) gegenüber*)..... Diese gewaltige Masse konnte 4 bis 5 Stunden lang ausschließlich gegen ihn verwendet werden. bies mit napoleonischem Geschick, so mußte Benebek wenigstens einen Theil= sieg bavontragen." — Dies ist nicht zu leugnen; aber selbst auf biese äußerste Gefahr hin, mußte ber Angriff unternommen werden; benn es war unerläßlich, ben Gegner auf allen Punkten seiner Front stark und andauernd zu beschäftigen, während sich die II. Armee im Anmarsch be= fant, um nicht nur seine Aufmerksamkeit, sondern auch seine Kräfte abzuziehen von den Flügeln, auf welchen die vernich= tenden Schläge erfolgen follten.

Die Absicht, sich ber Bistriplinie zu bemächtigen, verlangte zuvörderst, ein weiteres Vorgehen dessenigen Heerestheils, der bereits auf dem jenseitigen User stand. Das aber war der linke Flügel der I. Armee: die Division Fransecki, Altmärker und Magdeburger, welche sich in diessen Kämpsen unverwelklichen Lordeer um's Haupt schlingen sollten. — Bei der großen Wichtigkeit des heroischen Ringens, dem diese Division entgegenging, ist es nothwendig, die Ordres de Bataille der einander uns mittelbar gegenüber stehenden Truppenmassen anzusühren.

Ordre de Bataille der 7. preuß. Division. Rommandeur General Lieut. v. Fransecki.

> Avantgarbe. Gen. Maj. v. Gorbon.

2. Magbebg. Infanterie-Regt. Nr. 27.

^{*)} Denn Herwarth's Angriff lenkte birect nur die Sachsen und bas VIII. österr. Corps von Friedrich Karl ab.

Füsil.=Bat. bes Infanterie-Regts. Nr. 67.

Magbebg. Hufaren-Regt. Nr. 10.

1. 4pfündige Batterie Magdebg. Feld-Artill.-Regts. Nr. 4.

1/2 Comp. bes Magbebg. Pionier-Bats. Nr. 4.

Gros.

Gen.-Maj. Groß gen. v. Schwarzhoff.

- 3. Magbebg. Infanterie-Regt. Nr. 66.
- 1. Magbebg. Infanterie-Regt. Nr. 26.
- 1. 6pfündige Batterie Magdebg. Feld-Artill.-Regts. Nr. 4.

Referbe.

Oberst v. Bothmer.

- 2 Bataillone 4. Magbebg. Infanterie-Regts. Nr. 67.
- 2 Apfündige Batterien Magbebg. Feld-Artill.-Regts. Nr. 4.

11/2 Comp. Magbebg. Pionier-Bataillons.

Leichter Feld-Brüdentrain.

Leichtes Feld-Lazareth.

Dieser preußischen Division trat (wie wir sogleich ersehen werben) zunächst gegenüber das österreichische Corps Festetics, dessen Orbre de Bataille hier folgt.

Ordre de Bataille des IV. österr. Armeecorps.

Corps-Kommanbant: F.-M.-Lt. Graf Festetics.

Zugetheilt: F.-M.-Lt. v. Mollinary.

Generalstabschef: Oberst v. Görz.

Artillerie-Chef: Oberst Ruht.

Brigabe: Gen.-Maj. v. Branbenftein.

- 27. Jäger-Bat., Steiermärker.
- 12. Infant.-Regt. (Erzherzog Wilhelm) Ungarn.
- 26. Großfürst Michael) Benetier.

4pflindige Fußbatterie.

Brigabe: Gen. Daj. v. Fleischhader.

- 13. Jäger-Bat., Böhmen.
- 6. Infant. Regt. (Graf Coronini) Ungarn.
- 61. = = (Cäsarewitsch)

Apfündige Fußbatterie.

Brigabe: Dberft Boedh.

- 8. Jäger-Bat., Kärnthner.
- 37. Infant. Regt. (Erzherzog Joseph) Ungarn.
- 51. (Erzherzog Karl Ferdinand) Siebenbürger.

Apfündige Fußbatterie.

Brigabe: Gen.-Maj. Erzherzog Joseph.

- 30. Jäger Bat., Galizier.
- 67. Infant.-Regt. (F.-M.-Lt. Schmerling) Ungarn.
- 68. = (F.-M.-Lt. Steiniger)

Apfündige Fußbatterie.

4 Escabrons bes 7. hufaren-Regts. (Rönig v. Preußen) Ungarn.

Breußische Jahrbücher. Bb. XXII. Beft 2.

Corps: Beidut : Rejerve.

- 1 4pfündige Fußbatterie.
- 2 Kavalleriebatterien.
- 2 8pfunbige Batterien.
- 1 Rafeten-Batterie.

Sanitäts-Kompagnie. Pionier-Kompagnic. Brücken-Equipage

Schon um 1 Uhr in der Nacht war die Division Fransecki, der am weitesten vorgeschobene Heerestheil ber I. Armee, allarmirt worden, um sich zu concentriren. Der Mond schien wenig, da er immer wieder von Wolfen bereckt wurde. Still und lautlos, fast geisterhaft zogen tie Truppen vorwärts; benn sie waren von den Anstrengungen der letzten Tage ermüdet, hatten kaum zwei Stunden geschlafen, und bie nach ber großen Hitze ber vorangegangenen Tage toppelt empfindliche Ranheit ber Nachtluft durchfröstelte die Nüchternen.*) Gegen 3 Uhr stellte sich die Division zwischen Cereswitz und Groß-Jerit auf. General v. Fransecki hatte keinen anderen Besehl als ben: nach Umständen in das Gesecht ber 8. Division (bei Sadowa) einzugreifen. Wie die Zeit, so war ihm auch bie Direction bes Vorgehens überlassen; aber als ihm biese Besugniß er= theilt worden, hatte Franseckt sofort geäußert: "Wenn ber Ranonendonner bei Satowa lodgeht, so marschieren wir auf Benatek!"**) — Daher er= wartete er denn bei Cerefwitz mit Ungeduld den Ranonenruf im Süd= westen. — Tiefe Ruhe herrschte . . . ba endlich hörte man dumpf wie fer= nen Donner ben ersten Schuß. Die Bewegung, bie daburch bei ber Manuschaft entstand, ist unbeschreiblich; benn in den Meisten tauchte nun doch eine bestimmtere Ahnung der großen Ereignisse auf, zu deren Entscheidung sie heut so viel beitragen sollten. ***)

Vor dem Aufbruch schickte der General Fransecki einen Husaren-Offizier zur Avantgarte des Garde-Corps nach Danbrawiß, um den Rommandeur derselben zu benachrichtigen, "daß bei Sadowa das Gesecht beseinne und daß die 7. Division auf Benatek marschiere, und um zu bitten, daß Alles, was in und um Danbrawiß stände und erreichbar sei, heraneilen möge, um die 7. Division zu unterstützen und namentlich deren linke Flanke zu decken."†) Dann ging's in Gottes Namen vorwärts.

^{*)} Rogge, Königl. Hof- und Garnisonprediget. "Die evangelischen Geistlichen im Feldzuge 1866." Berlin. Rauh. 1867.

^{**) &}quot;Notizen über die Theilnahme der 7. Division an dem Feldzuge 1866." (Dem Bernehmen nach vom Gen. Lt. v. Fransecki.) Militärische Blätter 15. Bd. 9. Heft.

^{***) &}quot;Meine Erlebnisse im Feldzuge 1866 als Landwehr Unterosfizier im 4. Magdebg. Infant. Regt. Ur. 67" von Heinrich Frhrr. v. Gablentz. Berlin. 1867. Stilke n. van Minvoen.

^{†) &}quot;Notizen über bie Theilnahme ber 7. Divifion" u. f. w.

Die Vorhut ber Avantgarte (Oberst v. Zholinsti) entwickelte sich gegen 1/28 Uhr à cheval des Weges von Cerekwitz nach Benatek und nahm starke Schüßenschwärme vor. Lautlos und ohne einen Schuß zu thun, avancirten die Tirailleur-Linien in Nebel und Regen durch das hohe Getreide, in dem sie sast verschwanden. Bald war Benatek erreicht und zugleich stieß man auf den Feind, nämlich auf die Borposten des IV. österreichischen Armeecorps. Es war die Brigade Brandenstein, welche mit ihrem Gros (4 Bataillonen und 6 Geschüßen) südöstlich Maslowed im Biwak stand, 3 Bataillone, 1/2 Schwadren und 2 Geschüße aber in die Feldwachtlinie von der Bistritz über Benatek und Horenowes dis Racitz vorgeschoben hatte. In Benatek selbst stand ein Theil des 26. österreichischen Infanterie-Regiments. Sehr schnell bemächtigte man sich, trotz des heftigen, aber ziemlich wirkungslosen seindlichen Feuers, des brennenden Dorfes mit dem Bajonnet, wobei sich in den dortigen Obstgärten das erste Handgemenge des blutigen Schlachttages entspann.

Jest begann die Batterie auf der Höhe zwischen Lipa und Chlum zu spielen. Sausend flogen die ersten Granaten über die Bataillone, wobei der größte Theil der Mannschaft nicht versäumte, durch ehrfurchtsvolles, allerdings unwillfürliches Verbeugen den Oesterreichern für den guten Morgen Dank zu sagen.*)

Der Divisionskommandeur befahl, stehen zu bleiben, bis er das Gros links (östlich) in die Verlängerung gezogen haben würde. — Während dies geschah, ließ Oberst v. Zhchlinski, der Führer der Vorhut, das Skalkage-hölz durch eine Kompagnie besetzen, um von da aus den ferneren Angriff zu unterstützen.**)

Alls bessen nächstes Object ergab sich sofort ber steil abfallenbe tief burchschluchtete Hügelwald westlich von Masloweb. — Dies Gehölz, welches man gewöhnlich mit dem Namen bes Swip-Waldes bezeichnet, wird von Benatek durch eine etwa fünshundert Schritt breite Wiese gertrennt, die mit einzelnen hohen Bäumen bestanden ist. Hinter dieser steigt der Wald mit scharsbegrenzten Rändern stark bergan, bildet einen Rücken, dann eine buschige Schlicht, steigt wieder an und endigt mit seiner größeten Breite auf dem Höhenrande ungefähr fünshundert Schritt vor dem Dorf Cistowes, welches tieser im Grunde liegt. Den Bestand des Gehölzzes bildet theils Hochwald mit und ohne Unterholz, theils Eichenschonungen, in welchen damals Alasterholz geschichtet lag. Um Cistowes ist das

^{*)} Frhrr. v. Gablent a. a. D.

^{**) &}quot;Antheil des 2. Magdebg. Infant.-Regts. Nr. 27 an dem Gefecht bei Münchengrätz und an der Schlacht von Königgrätz." Von Franz v. Zochlinsti, Oberst und Kommandeur. Halle. Fricke. 1866.

Gelände, einige Obstplantagen ausgenommen, freier Acker, steigt aber gleich wieder und zum Theil stark bewaldet, südlich zu den Höhen von Lipa und Chlum, welche, wie erwähnt, etagenförmig mit Batterien gefrönt waren, die das ganze Vorterrain beherrschten. Dies war die Gestalt des Gesechtsseldes der 7. Division.

Es war 1/29 Uhr, als General=Major v. Gordon mit den 4 Ba= taillonen ber Avantgarde gegen ben Swip=Wald vorging, welcher mit 3 venetianischen Bataillonen und 1 Bataillon steierischer Jäger (sämmt= lich von der Brigade Brandenstein) besetzt war. In einem Anlauf nahm die Avantgarde die Lisiere mit dem Bajonnet, und nicht ohne namhafte Verluste. Die Offiziere mit hochgeschwungenem Degen voran, die wackeren Füsiliere unter lautem Hurrah unerschrocken nach, so drangen sie ein trotz des wolgezielten Massenfeuers des gleich starken Gegners, der gedockt hinter Bäumen und Hecken lag. Die Steiermärker wichen in ben Wald zurück, die Infanterie=Bataillone größtentheils in der Richtung auf Cistowes. Gordon folgte beshalb in den Wald; sobald er ihn indes= fen betrat, eröffnete ber Feind ein Granatfeuer von unerhörter Heftigkeit. Es waren 2 Kavallerie-, 1 Fuß- und 1 Raketenbatterie ber Corpsgeschützreferve des IV. österreichischen Corps, welche von Maslowed aus den nördlichen Theil des Swip-Waldes mit Geschossen überschütteten, und ihnen sekundirte ein Theil der in den Emplacements von Lipa und Chlum aufgefahrenen Batterien bes III. Armeecorps. Blit auf Blit zuckte im weiten Umtreise drohend auf, unaufhörlich rollte der Donner und Geschoß auf Geschoß sauste in mächtigem Bogen mit fürchterlicher Präzision baber. Vergeblich versuchten die Vatterien der Division Fransecki (welche nach und nach östlich und südlich von Benatek auffuhren) dies Feuer von der Infanterie abzuziehen; die Entfernung war zu groß und die Witterung so trübe, daß nur nach bem Pulverblick gezielt werden konnte, und man nicht viel ausrichtete.

Das zerstreute Gesecht im Walbe läßt sich schwer beschreiben. Die Uebersicht hörte auf. Beim Ersteigen ber mit Gestrüpp bedeckten steilen Abhänge locerten sich die Compagnie-Soutiens zu Schützenlinien auf, und es ward den Offizieren kann möglich, ihre Züge oder selbst kleinere Abtheilungen zusammenzuhalten. Granatsprengstücke, Aeste und Baumsplitter schlingen vereint mit den Büchsenkugeln der steherischen Jäger wie ein verderblicher Regen peitschend und knatternd durch Gezweig und Unterholz. Die vorgeschobenen Bataillone bildeten einen wirren Knäul, den seindliche Schwärme und Hateten umwickelten. Wenn ihn in jedem Augenblicke Granaten und Raketen anseinander rissen, so wirbelten ihn Gewehrkugeln sogleich wieder zusammen, da sie, auf die Front, in die Flanke, ja gegen

ben Rücken geschleubert, ben Zusammenhang mit bem Kern herzustellen nöthigten.*) Anfangs konnte man bes Feindes fast gar nicht gewahr werben in dem Regen und bichten Nebel; wie von unsichtbaren Händen schienen die Augeln gesendet, die herüber pfiffen; endlich in der etwas offeneren Schlucht sah man bem Gegner in's Auge. Wie graue Gespenster huschten ba die feindlichen Jäger einzeln und in Gruppen von Baum zu Baum, springend und friechend, hinter jeder Deckung feuernd und dann wieder ver= schwindend. Nun begann aber bas Zündnadelgewehr zu zeigen, was es zu leisten vermochte. Bald lagen die Feinde dicht und immer dichter am Bo= ben; ihr Weichen beschlennigte sich und ward ordnungsloser trot aller Signale, die schauerlich monoton burch die Stämme hallten, und trotzem, baß die "Führer" auf ihren langen blechernen Pfeifen beständig "Avanciren" bliefen.**) Wieberholentlich murben bie öfterreichischen Soutiens, bie sich binter ben Holzklafterreihen festsetzten, mit Hurrahruf und Trommelschlag attaquirt und geworfen, und es drängte auch Jedermann instinctiv nach vorwärts, schon um bem fürchterlichen Granatfeuer zu entgehen. Go gelangte man, zu= mal vom Gros der Division noch 2 Bataillone des 66. Regts. nachgeschoben wurden, sehr bald in den Besitz des größten Theils des Swip-Waldes, freilich ohne im Stande zu sein, bei seiner großen Ausbehnung und bei ber stellenweisen Fortbauer bes Kampfes im Innern bie ganze Lisiere zu besetzen. — Zum Theil indeß ging man sogar über dieselbe hinaus, und ein Bataillon des 27. Regiments, welches zuerst südlich in's Freie gelangte, bemächtigte sich in stürmischem Anlauf bes Dorfes Cistowes.

Dies jedoch vermochte man, einige ber nordwestlichen Gehöfte auszenommen, nicht zu halten; benn die Besatung besselben (ungarische Bataillone vom Regiment Erzherzog Heinrich, die zum III. Corps gehörzten) erhielten, kaum geworfen, eine gewaltige Verstärkung durch die sechs Infanterie Bataillone der Brigade Fleischhacker vom IV. Corps. Wit ihnen gingen die Geworfenen wieder vor, und der Stoß dieser überlegenen Wassen traf die sinke Flanke und im Walde sogar den Rücken der am meisten vorgedrungenen Compagnien des 27. Regiments und nöthigte sie, zumal auch noch gleichzeitig das Jäger-Bataillon der Brigade Fleischhacker in den südwesstlichen Theil des Waldes eindrang, in verschiedenen Richtungen zurück.

Nun begann ein hartnäckiges und blutiges Gefecht am Waldrande und im Walde. Ruhmwürdig standen die höchsten Führer im Vordertreffen. Der Kommandant des IV. Corps, F.=M.=Lt. Graf Festetics, ein tapferer

^{*)} v. Zychlinski und v. Gablenz a. a. D.

^{**) &}quot;Stizzen aus bem Feldzuge 1866." Potsbam. Döring. 1868.

welterfahrener Cavalier von natürlichem Talent,*) wurde schwer vermun= bet, indem ihm eine explodirende Granate den linken Fuß wegriß, so daß F.= M.= Et. Mollinary das Kommando übernahm. — General=Lt. v. Fransecki, dem bas Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, entging, ba er sich zuweit vorgewagt, nur burch einen glücklichen Zufall ber Gefangenschaft. General v. Schwarzhoff hielt, fortwährend in ber äußersten Lebensgefahr, oft von Offizieren und Solbaten vergebens gebeten, sich weniger zu exponiren, auf seinem Buchshengst in ber Schützenlinie und führte, ruhig die Cigarre rauchend, immer von neuem seine beiden Regimenter gegen ben brangenten Teind vor, bie Tapferen burch sein Beispiel stärkend und stählend. Diörderisch wogte der Rampf hin und her und ließ gräßliche Spuren zurück. Zu Hunderten, zu Tausenden lagen balb die Todten und Verwundeten im Moofe und in wenigen Stunden wurden hier Heldenthaten von den jungen Truppen und ihren Führern vollbracht, wol werth, um für immer im Liebe zu leben! — Dem 26. Regimente kostete bieser Morgen von Königgrät 26 Offiziere, bem 27. Regimente 19 Offiziere und beiden fast ein Drittel ihrer Manuschaft.**)

So etwa stand um 1/210 Uhr das Gesecht, als nun auch die beiden letten Brigaden des IV. Corps — Poech und Erzherzog Joseph — auf den Kampsplatz traten. Die Brigade Poech wurde — das 8. Jäsger=Bataillon an der Tete — sosort unmittelbar in den Wald vorgeschosben, die Brigade Erzherzog Joseph in zweiter Linie am Wege von Maslowed nach Chlum als Reserve formirt und gleichzeitig auch die Spfünzdigen Batterien der Corpsgeschützeserve neben Maslowed in's Feuer gesetz, so daß nunmehr 18 preußische gezogene Geschütze 96 seindlichen gegenüber standen.

So große Dimensionen hatte ber Kampf bes linken Flügels ber I. preußischen Armee angenommen, als in nächster Nähe 19 Bataillone bes II. österreichischen Corps eintrasen, welche, ihrer selbstgeänderten Disposition zusolge, zwischen Naslowed und Horenowes Posto saßten. Es geschah dies in der Art, daß die Brigade Thun Horenowes und die südlich dieses Orts gelegene Fasanerie besetze, die Brigade Würstemberg zwischen der letzteren und Maslowed tressenweise aufmarschierte, sowie an der Besetzung dieses Ortes Theil nahm und die Brigade Saffran sich südlich rückwärts als Reserve formirte.

^{*) &}quot;Der Krieg im Jahre 1866. Kritische Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen, Italien und am Main." Leipzig. Wiegand 1866. Der Berfasser, allem Anschein nach österreichischer Offizier, urtheilt sonst sehr scharf.

^{**) &}quot;Stizzen aus dem Feldzuge 1866" und "der Antheil des 1. Magdebg. Infanterie-Regts. Nr. 26 an der Kampagne von 1866 gegen Desterreich." Im Auftrage des Regts. bearbeitet von Fritsch, optm. u. Kompagniechef. Magdeburg. Baensch. 1867.

Fünf frische öfterreichische Batterien vereinigten, sobald biese Aufstellung eingenommen war, mit ben schon in Thätigkeit befindlichen 96 Geschützen ihr Feuer gegen ben Wald von Maslowed. — Diesen zu halten bedurfte es also ter äußersten Anstrengungen von Seiten Franseci's, und so entschloß er sich, die letten 4 Batailsone des Gros (das Regi= ment No. 26 und bas 2. Bataillon 66. Regiments) ebenfalls in biesen fürchterlichen Feuerofen nachzuschieben. Das Vorgehen biefer 4 Bataillone erfolgte unter ben schwierigsten Verhältnissen, namentlich unter ber vollen Wirkung ber österreichischen Artillerie, welche ganze Züge niederschmetterte. Aber mit nie genug zu rühmender Scelengröße hielten die wackeren Mag-Wie sie bachten und handelten, bas zeigt mit rührenber beburger aus. Einfachheit und Größe bas Benehmen bes trefflichen Majors v. Gilfa. Wiederholt verwundet trat er, auf einen Hornisten gestützt, an ber Spite dreier Compagnien einem bedrohlichen Flankenangriff entgegen und schied erft, als ihm die letten Rräfte versagten, von seinen Leuten mit Ausbrücken innigsten Dankes und nachbem er bem Hauptmann Fritsch bas Rommando mit den Worten übertragen hatte: "Nun will ich gerne ster= ben, da ich gesehn, wie tapfer sich mein Batailson geschlagen!" Er starb in der That wenige Tage darauf.*)

Trot bes Nachschubs dieser 4 tapferen Bataillone wurde aber die Lage der Division Fransecki immer precärer. Um 9 Uhr hatte man auch die beiden Bataillone der Reserve in's Gesecht eingreisen lassen müssen. Damit aber hatte man die letzten eigenen Truppen aus der Hand gegeben, so daß es als ein großes Glück zu betrachten war, daß die in ihrem Rücken an der Bistritz entlang marschierende 8. Division in der Lage war, das Magkeburger Jäger-Bataillon und ein Bataillon des Regiments No. 72 abgeben zu können. Diese Truppen traten um 10 Uhr auf den Kampsplatz und brachten das schon langsam weichende, aber dabei immer heftiger lodernde Gesecht aus's Neue zum Stehen.

Unterdessen aber war vom Feldmarschall-Lieutenant Mollinary die Hülfe des II. österreichischen Armeecorps nachgesucht und der Kommandant des letzteren, Graf Thun, aufgefordert worden, während

^{*)} Hauptm. Fritsch a. a. D. — Zur Charakteristik der Situation dieser blutigen Etunden diene auch folgende Stelle aus dem Briefe Zychlinski's. — "Ach! sie sielen um mich herum meine Ofsiziere und Manuschaften wie gemäht, todt und verwundet: Fähnrich Hellmuth, der hoffnungsvolle Jüngling, nahm mit einem unvergeslichen Blick voll Schmerz, daß er eine ruhmvolle Lausbahn verlassen müsse, von mir Abschied; Lt. v. Zedtwitz wurde in der Schulter schwer verwundet; Hotm. v. Westernbagen wurde in das Dickicht des Waldes, wohin ich nicht solgen kounte, an mir vorübergetragen; Hotm. Josseph ließ sich die schwerverletzte Hand verbinden, um sosort seine Kompagnie weiter zu sühren, mit ritterlichem Beispiel, mit väterlichem Zuspruch voran die zuletzt; der unermüdliche Dr. Köppe machte sich allgegenwärtig."

das IV. Corps einen neuen Angriff versuchte, auch seinerseits eine Offensstwegung gegen den linken preußischen Flügel auszuführen, um die im Walde kämpfenden Truppen zu degagiren und diesen selbst endlich wiester zu nehmen. In der That wurden zu diesem Zwecke zwei Brigaden des II. Corps (Prinz Würtemberg und v. Saffran) bereitgestellt.

Mit dieser Hülfe von 14 frischen Bataillonen erfolgte nunmehr ein neuer, umfassender Angriff auf den Swip-Wald. — Die Brigade Poech, welche großentheils heransgezogen und rallirt worden war, richtet ihren Stoß mit voller Wucht gegen den Ostrand desselben. Das 1. Tressen wurde zwar abgeschlagen und fast sämmtliche Stabsofsiziere desselben außer Gesecht gesetht; das 2. Tressen aber drang durch, und ein großer Theil der den Wald haltenden preußischen Abtheilungen wurde hinaus gedrängt und mußte in den vor Cistowes liegenden Gehöften und in den offenen zur Bistrit hinabsührenden Wiesengründen mit großer Schwierigsteit und in entsetzlichem Feuer neue Positionen suchen.

Der Angriff der Brigaden Saffran (Steherische Jäger, Siesbenbürgers und Benetianer-Infanterie) und Würtemberg (Steherische Jäger, Steherische und Galizische Jusanterie) vom II. Corps richtete sich gegen die Nordausläuser des Gehölzes. Er geschah unter dem Feuer der bei Benatek stehenden preußischen Divisions-Artillerie; er scheiterte vollsständig und unter großen Verlusten. Veständiges Ziel der seindlichen Büchsenkugeln ritt General Fransecki die Reihen entlang. "Haltet aus, Leute!" rief er, "haltet aus! der Kronprinz kommt!" Und "Keine Noth, Excellenz, wir halten schon aus!" antworteten die blutenden zusammengesschmolzenen Bataislone. "Hier müssen wir stehen oder sterben!" "Keine Noth; wir stehen oder sterben!"*)

Der nördliche Theil, wie auch der westliche Vorsprung des Swip= Waldes blieb in preußischen Händen.

Fürchterlich sah es indeß unten im Dorfe Benatek aus. Hier etablirten sich, noch im Bereich des gegenseitigen Feuers, die ersten Verbandplätze, hierher wurden die zerschossenen Tapferen zurückgeschleppt mit zerschmetterten Gliedern, durchbohrter Brust. Keine Feder vermag zu schildern, über welchen herzzerreißenden blutigen Auftritten hier die kleinen weißen Fahnen mit dem rothen Kreuze flatterten. Alle Häuser, alle Ställe, alle Höße, alle Straßen lagen voll von Verwundeten, welche Oesterreicher und Preußen gleichmäßig hierher trugen. Die sich noch eben die Todeswunde beigebracht, leisteten sich jetz Hilfe so gut es ging. Mancher Oesterreicher bot hier dem Preußen seine Feldslasche dar; mancher Altmärker verband

^{*) &}quot;Stizzen a. b. Feldzuge 1866."

bem Steiermärker hier die Wunde; sie hatten ja jetzt nur noch einerlei Gebanken — daß sie arme zerschossene Krüppel seien! — *)

So standen die Dinge auf dem linken Flügel der prenßischen Armee um 11 Uhr Bormittags. — Mit 14 Bataillonen und 24 Geschützen hielt General Fransecki noch immer gegen 50 bis 60 österreichische Lataillone**) und 128 seindliche Geschütze einen Theil des mit Blut gedüngten und mit so unvergleichlicher Hingebung vertheidigten Hügelwaldes von Maslowed. — Freilich konnte die 7. Division hier, falls ihr nicht endlich Hülfe kam, vernichtet werden, zumal von der genannten Stärke des Feindes 11 Bastaillone und 24 Geschütze noch völlig intact; aber eins war dech schon in diesem Augenblick erreicht: nämlich daß die Standhaftigkeit dieser einen Division zwei seindlichen Armeecarps auf sich und von ihrer eigentlichen Bestimmung, den Corps des Kronprinzen entgegen zu treten, abgezogen hatte. "Die 7. Division — sagt einer ihrer Mitstreiter — hielt bei Benatek die Desterreicher sest, wie der Bullenbeißer, der den Feind sast und zersseicht, ohne darauf zu achten, ob er selbst dabei zu Grunde geht."***)

Wir müssen uns nun zum Centrum ber preußischen I. Armee wenden. Als Avantgarde besselben kann man die Division Horn betrachten, welche unter dem Schute ihrer gegenüber von Sadowa aufsgestellten Vorhut und verdeckt von den Höhen von Dub sich auf Sowetitz birigirte und auf der Höhe südlich dieses Dorses drei Batterien etablirte, welche bis 9 Uhr die gegenüberstehenden, ungünstig situirten Batterien der Brigaden Prohazka und Applano des III. österreichischen Corps zum Absahren nöthigten. — Nunmehr schlug die Division neben zwei schon vorshandenen und — wie bereits erwähnt — nicht abgebrochenen Brücken über die Bistritz unmittelbar nördlich von Sadowa noch zwei Laufbrücken, um, sobald es beschlen würde, gegen das letztgenannte Dorf, sowie gegen den südlich dahinter gelegenen wichtigen Wald zu avanciren.

Als Gros des Centrums der I. Armee konnte man das II. Arsmeecorps: die pommerschen Divisionen Herwarth und Werder, betrachten. Batterien dieses Armeccorps standen seit 8 Uhr im Feuer gegen die allerbings übermächtige österreichische Artillerse bei Dohalicka; zu gleicher Zeit aber, wo die Division Horn ihre Brücken schlug, marschierte das Armees

^{*) &}quot;Stizzen a. b. Felbzuge 1866."

^{**)} Es haben an diesem Kampse außer den Truppen des II. und IV. österreichischen Corps nämlich auch noch Bataillone anderer Corps in unbestimmter Zahl Theil genommen. Eine Potiz in den "Rücklicken" weist auf Truppen des VIII. Corps, eine eroberte Fahne auf solche des I. Corps her, und das Eingreisen von Batail-lonen des III. Corps, namentlich bei Cistowes, steht akkenmäßig fest.

^{***) &}quot;Stizzen a. b. Feldzuge 1866."

corps selbst in der Linie Mzan=Johanneshof in Schlachtordnung auf. Die dem Armeecorps zugetheilte 3. schwere Kavallerie=Brigade schloß sich dem großen Kavallerie=Corps der I. Armee an, welches hinter Sucha eine vorläufige Aufstellung nahm.

Die Reserve der I. Armee bildeten die Divisionen des III. Ar= meccorps unter den Befehlen des Generals v. Manstein. Beide Divisio= nen befanden sich um diese Zeit etwa in der Höhe von Gr.-Jeris.

So stand der Anmarsch der I. Armee, als die Meldung einlief, daß der General Fransecki Benatek genommen habe und in den Wald von Maslowed vordringe; und da nun auch auf dem rechten Flügel, jenseits des brennenden Nechanitz, der vorschreitende Pulverdampf das Avanciren der Elb-Armee verkündete, so befahl Prinz Friedrich Karl der Division Horn und demnächst dem II. Armeecorps die Bistritz zu überschreiten, ohne sich jedoch jenseits zu tief zu engagiren.

Der Angriff dieser 3 Divisionen der I. Armee mußte, wie wir wissen, auf das Centrum der Stellung Benedek's, auf das III. und X. Corps, treffen.

Die Brigaden des Gros beider Corps waren in ihren, Tags zuvor eingenommenen Biwaks noch im Abkochen begriffen, als bei der Vorpostensbrigade Prohazka der erste Kanonenschuß fiel, welcher bei einigen Truppenstheilen Kampsmuth und Ungeduld augenblicklich so lebhaft weckte, daß sie die Rochkessel umstürzten und das halb gesottene Fleisch wegwarfen, um sosort gesechtsbereit zu stehen.*)

Der Kommandant des III. Corps, Erzherzog Ernst, disponirte solgendermaßen über sein Corps: Die Avantgarden brigade Prohazka, mit den Terrainverhältnissen an der Bistrit vertrant, sollte zunächst am Feinde bleiben. Lant Corpsbesehl wurde sie angewiesen, daß sie sich an der Bistrit möglichst gut einzurichten habe, um ein nachhaltiges Arrieregars begesecht liesern zu können, ohne jedoch überlegenen seindlichen Streitkräften einen entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen. Eine sonderbare Insstruction, die nachher mündlich dahin interpretirt wurde, daß Prohazka die Bistritzlinie so lange zu halten habe, dis das Gros des Corps seine Aufsstellung bei Lipa vollendet habe. — Diese Aufstellung fand in der Weise statt, daß die Brigade Benedet, als die erste, auf der Höhe Lipa-Chlum ausmarschierte, die Brigade Appiano aus ihren Biwass zwischen dem Stalka- und dem Swischen kied über Cistowes nach Chlum zurückzog und zwischen Chlum und Rosberit Stellung nahm, während die Brigade Kirchberg sich in der Höhe von Lipa a cheval der großen Straße in

^{*) &}quot;Rücklicke auf ben Krieg 1866."

zwei Treffen zum Gefecht formirte. Die Corpsgeschützeserve fuhr theils westlich von Lipa, theils in den von der Nordwestkuppe der Höhe von Chlum aufgeworfenen Geschütz-Emplacements in Batterie.

An diese Gesechtsposition des III. Corps schloß sich links und südsöstlich jene des X. Corps unmittelbar an. In erster Reihe stand die Brigade Knebel, welche mit dem 28. Jäger-Bat. und zwei Bats. der Regtr. 1 und 3 die auf dem westlichen User der Listriz gelegene Zuckersadrik besetzt und den zu ihr gehörigen Gebäudecomplex sorgsättig zur Bertheidigung eingerichtet hatte. Die übrigen 4 Bataillone derselben Brigade standen theils im Hola-Wälchen, theils im Dorse Unter Dohalit. Die Brigade Fabry (früher Grivicie), nur noch aus drei combinirten Bataillonen bestehend, hielt mit der Corpszeschützeserve und dem zum Corps gehörigen 9. Utanenregt. dei Dehalica, die Brigade Wimpssen bei Mosrovous, und die Brigade Mondel bei Langenhes in Reserve. Der größte Theil des Corps stand also, wie bereits erwähnt, gegen die Disposition Benedet's, nicht auf der Höhe, sondern im Bistrizthale, ja zum Theil auf dem rechten User ves Flüschens.*)

Die Chanssee bildet bei Sadowa, indem sie das sumpsige mit Erlen und niederem Gebüsch bewachsene Flußthal durchschneidet, einen Damm, welcher zu beiden Seiten an 12 Fuß tief steil abfällt und gleich der solid gebauten Bistripdrücke ein der Vertheidigung außerordentlich günstiges Dessilee darstellt. Sadowa selbst besteht, wie die meisten böhmischen Ortschaften, aus tannenhölzernen, mit mehreren Wassermühlen untermischten Vauernhäusern. Es ist von Baumgärten umgeben, und die auf dem Westsufer gelegene schon genannte Urbaneckische Zuckersadrik ist ein natürliches Außenwerk der Stellung von Sadowa.

Gegen diese Stellung nun richtete sich der Stoß der Division Horn in nachstehender Ordre de Bataille.

Ordre de Bataille der 8. preuß. Division.

Kommanbeur General-Lt. v. Horn.

Avantgarde.

Oberst-Lt. v. Balentini.

Füsil. Bat. bes 1. Thuring. Infant. Regts. Nr. 31.

3. 2 Nr. 7

4. Escabr. vom Thuring. Ulanen Regts. Nr. 6.

Apfündige Fußbatterie des Magdebg. F.-A.-Regts. Nr. 4.

3. Comp. bes Magbebg. Pion.-Bats. Nr. 4.

^{*)} Die speziellen Ordres de Bataille dieser österreichischen Corps sind ohne hervorragendes Interesse für den Gang des Gesechts. Betresse ihrer allgemeinen Anordnung vgl. "Preuß. Jahrbücher" Bd. 20. S. 480 und 481.

Gros.

Gen.-Maj. v. Bofe.

- 2 Musketier-Bats. bes 3. Thüring. Infant.-Regts. Nr. 71.
- 2 1. Mr. 31.
- 3 Escabrons vom Thüring. Manen-Regt. Nr. 6.
- 2 4pfündige Fußbatterien bes Magdebg. F.-A.-Regts. Nr. 4.

Referve.

Gen.=Maj. v. Schmibt.

4. Thuring. Infant. Regt. Nr. 72.

Magbebg. Jäger=Bat. Nr. 4.

12pfündige Fußbatterie bes Magbebg. F.-A.-Regts. Nr. 4.

General Horn ordnete an, daß tas Gros seiner Division die Bistritz überschreiten und, nach Aufsuchen der Verbindung mit der Division Fransecki,*) sich gegen die Königgrätzer Chanssee wenden solle. Die Reserve nehst den Batterien des Gros sollte folgen und die Avantgarde, versbeckt durch den Rossosberg, zuletzt nachrücken.

Auf diesem Rostosberge etablirten sich zur Stunde die beiden großen Hauptquartiere bes Königs und bes Prinzen Friedrich Karl. ihrem Kriegsherrn vorüber zogen die Bataillone des preußischen Centrums in den Rampf; ihr Hurrahruf begrüßte den König; ihr Herz begeisterte sich an dem ruhigen ernstfreundlichen Blicke des erhabenen Feldherrn. Das war ber rechte Plat für einen Heerführer! Das war ber Plat, ben ein ausgezeichneter französischer Schriftsteller**) im Ange hat, wenn er sagt: "Lorsque la troupe arrive à cette zone, où le sifflement des premiers boulets lancés de loin et encore inoffensifs ou à peu près, l'avertit que le péril est proche, ses impressions ne se manifestent que par un silence profond. C'est le moment pour les hommes qui commandent, d'agir sur l'esprit des troupes, aux quelles il faut montrer un visage screin et faire entendre des paroles enflammées, que leur porte une voix vibrante. C'est à ce moment que l'empereur Napoléon trouvait des mots, qui électrisaient le soldat: "En avant, la France vous regarde!" Ja, das ist der Moment! Aber der König von Preußen bedurfte keiner voix vibrante. Er war ba und sein Anblick weckte in jeder Brust einen tonenden Widerhall: "Mit Gott für König und Vaterland."

Um diese selbe Zeit kam Benedek erst an auf dem Schlachtfelde. Erst um 8 Uhr war er zu Pferde gestiegen; dann traf er unter-

^{*)} Daß biese Verbindung erreicht wurde und die Division Horn sogar 2 Bataillone an Fransecki abgab, haben wir bereits erwähnt.

^{**)} General Trochu: "L'armée française en 1867."

wegs abändernde Versügungen über die Anfstellung der Referven, *) und erst nach I Uhr erreichte er, trotz scharfen Trades, die Höhe Lipa-Chlum, die zuerst das Schlachtseld überblicken ließ. Er war nahezu 1½ Stunde später zur Stelle als König Wilhelm. Diesem späten Eintressen des Oberstommandirenden ist es beizumessen, daß die gegen seine Disposition eingenommenen Stellungen des X., II. und IV. Corps nicht rechtzeitig geändert worden sind; denn um diese Stunde hatte der Massenangriff des preußischen Centrums auf die Bistriztinie schon begonnen; der starke Artilleriestamps selselte die Ausmerksamkeit Benedet's und seines Generalstabs, der sich nun erst nachträglich in die Situation hincinzudenken hatte, und es so versäumte, zu rechter Zeit das Schlachtseld abzureiten und sich von der Ausstellung der Armeecorps zu überzeugen und zu unterrichten.

In der That hatte der Artilleriekampf gerade in dem Augenblicke, wo Benedek eintraf, etwas höchst Großartiges, bas alle Sinne ge= fangen nahm, die Spannung der Nerven außerordentlich steigerte und Blick und Gebor in angestrengteste Thätigkeit versetzte. Die Erde bebte unter bem Donner so vieler Batterien, ber bem Rollen eines Gewitters glich, und der Pulverdampf wogte, mit den Nebeln des trüben Tages gemischt, in ungeheuren Wolfen über bem Bistritthal. Doch standen die Resultate mit den aufgewendeten Mitteln nicht im Einklang, obgleich die vorgehende preußische Infanterie namhafte Einbußen hatte. Wenn auch nicht — wie der Timescorrespondent sagt — "der Erdboden mit Verwundeten fast gepflastert war," so zeigten doch die Ambulancen schon traurige Regsamteit. "Immer mehr Arankenträger wurden hinabgeschickt und kehrten mit Verwundeten zurück, die sie auf ihren Bahren trugen. Die Wunden waren unter dem Feuer eilig verbunden worden und die Patienten schie= nen für den Augenblick so betäubt zu sein, daß der Schmerz sich nicht sehr fühlbar machte." -- Aber trotz solcher häufigen Verluste bewerkstel= ligte die Division Horn sehr bald auf den von ihr geschlagenen Brücken und in der bezeichneten Reihenfolge den Uebergang. Die Brigade Prohazka

^{*)} Benedek dirigirte nämlich die Reserven (I. und VI. Corps, 1. und 3. schwere Kavallerie-Division) aus der ursprünglich besohlenen und kann von ihnen eingenommenen Aufstellung bei Wsestar bedeutend weiter vorwärts, so daß nun zu stehen kamen:

Das I. Corps unmittelbar füböftlich Langen hof.

Das VI. Corps in gleicher Höhe am Südausgang von Rosberit.

Die 1. Res. Ravallerie Division auf dem Sidabhang von Chlum. Die 3. hinter dem linken Flügel d. A. Corps. Dies Borziehn der Reserven sindet seine Erklärung in dem allem Anschein nach bei Benedet immer sester werdenden Entschlusse, über den Prinzen Friedrich Karl sobald als möglich und jedenfalls vor dem Eintressen des Kronprinzen alle die Bortheile zu gewinnen, zu denen ihn seine große Uebermacht zu berechtigen schien. Es ist eine unverkennbare Offensivbewegung. Vergl. "Rücklicke a. d. Krieg 1866." Von J. N.

hielt sich an bem vortrefflich verbarrikadirten Skalkawäldchen keinen Augenblick auf und trat, obzleich die "Rücklicke" ihr Verhalten an der Bistritz als einen "heroischen Widerstand" bezeichnen, unter dem Schutz der Artillerie ohne Weiteres den Rückzug nach Lipa an. Hier marschierte sie hinter der Brigade Kirchberg als Reserve auf, bereit, je nach Umsständen Lipa, Chlum oder den äußersten linken Flügel des Corps zu unsterstützen.

Sobald sich Horn Sadowa's bemächtigt, ging er, die Brigade Bose an der Tete, vorwärts gegen den Holawald. Die ganze Lisiere dieses wichtigen Waldes war dis etwa 10 Fuß über dem Boden umgeschlagen; die abgelösten Aeste hatte man zu Verhauen verbunden und so eine natürliche Verschanzung von großer Stärke hergestellt.*) — Diese Vorbereitungen ließen auf die Absicht einer sehr hartnäckigen Vertheidigung schließen, aber der Widerstand, welcher thatsächlich geleistet wurde, verdient diesen Namen kaum. Gerade die Lisiere wurde überaus schnell genomemen, und bald gelangten die wackeren Thüringer, erst durch hochstämmiges lichtes Laubholz schreitend, dann sich mühsam durch dichtes Unterholz weiter arbeitend, in leichtem Gescht an den Süd- und Ostrand des Gehölzes.

Ein weiteres Vorgehen aber war hier zur Zeit unmöglich. Denn faum pralten einige Compagnien über die Lisiere hinaus und zeig= sen, daß ber Wald in preußischen Händen sei, so concentrirte die impo= tante Reihe von Batterien, welche bas III. Corps auf dem Höhenzuge von Lipa nach Langenhof in äußerst vortheilhafter Position etablirt hatte, ein gewaltiges Granatfener gegen bas Gehölz. Es blieb nichts übrig, als sich in biesem einzunisten, und um 10 Uhr waren bort bie 8 Bataillone der Division vereinigt, nicht ohne, trot aller Deckungsversuche, empfindlich zu leiden von dem feindlichen Arkilleriefeuer, welches die 3 gezogenen Batterien ber Division, die zwischen Sabowa und Cistowes auffuhren, vergebens auf sich abzulenken strebten. Die Lage war unvermeidlich; benn es schien burchaus nothwendig, festen Fuß zu fassen auf dem linken Bist= ritufer; aber sie war peinlich von Anfang an und sollte es stundenlang Zwischen den Bäumen und Aesten des Waldes hing wie ein bicker blauer Nebel ber Pulverbampf; mit ben Geschossen prasselten bie Zweige nieder, und immer mehr und mehr Verwundete wurden zurück getragen aus bem verberblichen Gehölz zur Försterei von Sabowa, auf beren Dache bas Johanniterkrenz lag und von beren Giebel die weiße Fahne mit dem rothen Arenze wehte.

^{*, &}quot;Rückblicke auf ben Krieg 1866."

Rur kurze Zeit nach ber Division Horn begann, wie schon erwähnt, auch das II. Armeecorps seinen Vormarsch gegen die Bistrix.

Ordre de Bataille des preuß. II. Armeecorps.

Kommanbirenber General: Ben.-Lt. v. Schmibt.

Chef bes Generalstabs: Gen.-Maj. v. Ramede.

Kommandr. ber Artillerie: Gen.-Maj. v. Hurrelbrink.

A. 3. Infanterie-Division. Kommanbeur: Gen.-Lt. v. Werber.

Avantgarbe.

Oberft-Lt. Baron v. Bubbenbrod.

Füsil.=Bat. bes 7. Pommerich. Infant.=Regts. Dr. 54.

= 5. • Nr. 42.

2 Compagnien bes Bommersch. Jäger.-Bats. Nr. 2.

Das Blücher'sche (Pommersche) Husaren-Agt.

Gros.

- 6. Infant. Brigade: Gen.-Maj. v. Winterfelb.
- 2 Mustetier=Bats. bes 7. Pommersch. Infant.=Regts. Nr. 54.

Das 3. Pommersch. Infant. Regt. Nr. 14.

- 1 6pfündige u. 1 12pfündige Batt. Pom. F.-A.-Regts. Nr. 2.
 - 5. Infant. Brigabe: Gen. Maj. v. Januschowsty.
- 2 Mustetier-Bats. bes 5. Pommerich. Infant.-Regts. Nr. 42.
- Das Grenabier-Regt. König Fr. 23. IV. (1. Pommersch.) Nr. 2.
- 2 Compagnien bes Pommersch. Jäger-Bats. Nr. 2.
- 2 = Bionier-Bats. Nr. 2.
- 2 Apfündige Batterien bes Pommersch. F.-A.-Regts. Nr. 2.

B. 4. Infanterie-Division.

Kommanbeur: Gen. At. Herwarth v. Bittenfeld.

Avantgarbe.

Oberft v. Wietersheim.

Das 6. Pommersch. Infant-Regt. Nr. 49.

Das 1. Pommersch. Ulanen-Regt Nr. 4.

1 Apfündige Batterie des Pommersch. F.-A.-Regts. Nr. 2.

Gros.

Gen. Maj. v. Sanneten.

Das 8. Pommersch. Infant. Regt. Nr. 61.

Das 4. - 98r. 21.

Reserve.

Gen. Maj. v. Schlabrenborff.

- 2 Bats. vom 2. Pommersch. Grenadier-Rgt. (Colberg) Nr. 9.
- 1. 6pfündige u. 1. 12pfündige Batt. Pom. F.-A.-Regts. Nr. 2.

C. Reserve=Kavallerie.

- 3. schw. Kavallerie-Brig.: Gen. Maj. Baron v. b. Goly.
- Das Küraffier-Regt. Königin (Pommersch.) Nr. 2.
- Das 2. Pommersch. Ulanen-Regt. Nr. 9.
- 1 reit. Batterie Pommersch. F.-A.-Regts. Nr. 2.

D. Reserve-Artillerie. Oberst Freiherr v. Buttkamer.

2 6pfündige u. 2 4pfündige Batt. Pom. F.-A.-Regts. Nr. 2.

Die Division Herwarth trat zuerst an und wendete sich von Man aus mit ihrer Avantgarde gegen Unter-Dohalit, mit bem Gros gegen bas bedeutungsvolle Sadowa. Aus einer trefflich gewählten Posi= tion zwischen Man und ber Sadowa = Ziegelei unterstützten zwei Batte= rien der Reserve-Artillerie den Vormarsch sehr wirksam, da es ihnen gelang, die Geschütpositionen bes Gegners etwas zu flankiren. In Folge dessen sah sich der Kommandant des X. österreichischen Armeecorps, F.= Ml.=Lt. v. Gablent, veranlagt, bas III. Armeecorps um eine Unterstützung an Artillerie zu ersuchen, was jedoch abgelehnt wurde. Dieser Umstand, sowie die Unmöglichkeit, den Hauptstützpunkt im Bistritthal, die Zucker= fabrit, zu halten, seitdem Sadowa vom III. Corps aufgegeben worden, endlich aber auch wol die Erwägung, daß es, ber Armee-Disposition nach, auf einen Kampf in ber Niederung gar nicht abgesehen war, veranlaßten Gablent seine vorgezogenen Brigaden zurückzunehmen in die ihm ursprüng= lich angewiesene Hanptstellung auf dem Thalrande der Bistritz. marschierte das Corps in der Art auf, daß die Brigade Anebel den rechten Flügel, Wimpffen bas Centrum und Mondel den linken Flü= gel der neuen Schlachtordnung bilbete. Die Dörfer Langenhof und Stresetitz wurden zu Stützunkten ber Flanken bestimmt, und 8 Batterien des Corps, zu welchen später noch 2 Batterien ber 3. Referve-Ravallerie-Division hinzukamen, fuhren vor der Front in zusammenhängender Linie und vortheilhafter Placirung auf. Uebrigens fand ber Rückgang in diese Stel= lung nicht plöglich statt, sondern je nachdem die Pommern vordraugen, so baß es noch zu manchen Zusammenstößen kam.

Die Division Herwarth nahm bemnächst mit Groß und Reserve zwischen der Bistritz und dem Walde von Sadowa Stellung und gewährte also der im letzteren stehenden Division Horn eine Reserve von 12 Bastaillonen, um einem etwaigen Offensivstoß des Feindes gegen diesen hochwichtigen Punkt begegnen zu können. Die Avantgarde partizipirte zum Theil an der Besetzung des Waldes, zum Theil übernahm sie es, die Versbindung herzustellen mit der 3. Division.

Diese nämlich, die Division Werder, ging von Kopanina gegen Dohalicka und von Johanneshof gegen Mokrovous vor, nahm beide Orte und richtete sich daselbst zur Vertheidigung ein. Es geschah das mit genringem Verlust, da das seindliche Artilleriesener keine besondere Wirkung hatte und die Brigade Wimpssen, die bereits Rückzugsordre empfangen, freiwillig wich, so daß es nur noch zu einem gewissermaßen zufälligen Gesechte bei Mokrovous kam.

Die Reserve=Artillerie bes II. Armeecorps überschritt bei Un= ter-Dohalit die Bistritz.

Die 3. schwere Kavallerie-Brigade nahm neben bem Blüchersschen Husaren-Regt. bei Dohalica Stellung; boch wurde ihre Anwesensheit dem Generalkommando nicht bekannt. War schon dieser Umstand zu bedauern, so schwebte ein noch bedeutungsvollerer Unstern über dem grossen Kavallerie-Corps, das während des ganzen Anmarsches, oft mit namhaften Opsern, concentrirt gehalten worden und das nun am Tage der Entscheidung durch ein Misverständniß getrennt wurde. — Um 1/211 Uhr besand sich das Corps noch in seiner ursprünglichen Ausstellung bei Sucha. Um diese Zeit erbat Prinz Albrecht die Erlaubniß zur Uebersschwa. Um diese Zeit erbat Prinz Albrecht die Erlaubniß zur Uebersschweitung der Bistrig; bald darauf aber ging ihm eine irrthümliche Aufsforderung zu, die Elb-Armee zu unterstützen. Der Prinz solgte ihr und betachirte die Division Alvensleben nach Süden, was um so mehr zu beklagen war, als sie der, wie wir gleich sehen werden, noch mit dem Ueberschreiten der Bistrig beschäftigten Elb-Armee keinerlei Nutzen gewähzen konnte.

So war denn die I. Armee um 11 Uhr auf dem bisher vom Feinde besetzten Terrain jenseits der Bistritz dis an die ursprünglich von Benes det als Schlachtlinie bezeichnete Höhenfront avancirt und stand mit vorgenommenem linken Flügel vier Divisionen stark in der Position: Wald von Maslowed Posawald Mokrovous. — Die Armee Artisserie Reserve marschierte zwischen Dub und Sadowa auf; das langsam solgende III. Armeecorps erhielt Besehl, zwischen Ober-Cernutek und Sowetiz Halt zu machen.

Wir haben hiemit die Kämpfe der Armee des Prinzen Friedrich Karl bis 11 Uhr Vormittags bei denjenigen Corps kennen gelernt, welche den linken Flügel und das Centrum seines Heeres bildeten. Es bleibt uns nun noch die Darstellung des Gesechtes des rechten Flügels unter dem General Herwarth v. Bittenfeld bis zur selben Stunde übrig.

Die verfügbaren Truppen Herwarth's, die Elb-Armee, ca. 39,000 Mann, theilten sich in folgende große Hauptkörper:

Infanterie- u. Jäg Bataillone.	er• R avallerie= Escadrs.	Artillerie≠ Battern.	Pionier- Kompgn.
Avantgarbe 7	10	3	1/2
14. Infanterie-Division 10	4	3	2
15. = 9	4	3	
Reserve=Kavallerie=Brig. —	7		
Kombin. Reserve-Artill. 1		12	
16. Infanterie-Division. 93/4	4	. 3	1
Total: 363/4	29	24	31/2

17

Preußische Jahrbücher. Bb. XXII. Beft 2.

Von diesen Truppen stand, und zwar mit der Front nach Süden, nach Pardubit, am 2. Juli die Avantgarde bei Smidar (am Westrande bes beigegebenen Planes). Staffelförmig nach Nordwesten zu hinterein= ander gereiht, solgten bann die 14. Division bei Chotelit, das Hauptquartier und die 16. Division bei Hochwesely, die 15. bei Lhotawe= selska, die Reserve-Artillerie bei Welhost (sämmtlich außerhalb unseres Planes): eine rückwärtige Ausbehnung von ungefähr 11/2 Meilen. In Betracht zu ziehen ist hier endlich auch noch die Garbe=Landwehr=Di= vision des Reserve-Armeecorps, welche auf dem Marsche begriffen war, um sich mit der Elb-Armee zu vereinigen und welche am 2. Juli bei Ropiblno stand. Dies Städtchen liegt an der großen Straße von Jicin nach Podiebrad und ist von Smidar in gerader Linie nach Westnordwest zwei Meilen entfernt. Kommandeur dieser Division war der Generallieut. v. Rosenberg und ihre Stärke betrug nach Abrechnung einiger Detachirungen 111/2 Bataillone Infanterie, 3 Escabrons und 2 Batterien. Unter den Combattanten der Elb-Armee bei Königgrätz ist diese Division jedoch nicht mit aufzuzählen, ba sie bas Schlachtfeld nicht mehr während bes Rampfes erreichte.

Wie wir bereits erwähnt haben, hatte Prinz Friedrich Karl dem General v. Herwarth den Befehl gegeben, "mit allen Truppen, die er disponibel machen könne, nach Nechanitz zu rücken und daselbst so früh wie möglich einzutreffen." — Diesen Befehl erhielt der General um 12½ Uhr Nachts in Hochweselh und disponirte sosort wie folgt:

Die Avantgarde Schoeler marschiert über Kralik und Kobilitz auf Nechanitz.

Die Division Canstein (15.) über Neu-Bidsow und Prasek auf Nechanitz. Sie behält Neu-Bidsow bis zum Eintressen der Division Rosenberg besetzt und sichert die rechte Flanke.

Die Division Münster (14.) marschiert über Smidar auf Lodin und wird je nach Umständen gegen Sucha oder Nechanitz verwendet werden.

Die Division Exel (16.) folgt von Smidar dem Wege der Avantsgarbe Schoeler.

Der Division Exel, oder, wenn die Wege es gestatten, der Division Münster folgt die Reserve-Artillerie.

Die Division Rosenberg (Garde-Landwehr) marschiert von Kopidlno nach Nen-Vidsow.

Durch verschiedene Vorpostenscharmützel*) am Nachmittage und am

^{*)} Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß bei einem dieser Scharmlitzel Abtheilungen von Husaren-Regimentern auf einander stießen, welche beide König Wilhelm zum Regimentschef hatten: Rheinische Königs-Husaren Nr. 7

Abend des 2. Juli war sestgestellt, daß Fühlung mit dem Feinde vorhans den sei, und es war im Allgemeinen keine Ueberraschung, als mit Anbruch des erwarteten Ruhetages den Truppen die veränderte Disposition durch die langgezogenen Töne des Generalmarsches kund wurden.*) Um 2½ Uhr Morgens erhielten die entserntesten Divisionen des Generals v. Herwarth Beschl, und um 3 Uhr wurde ausgebrochen. Die einzuschlagens den Dorfs und Feldwege hatte der Regen sast ungangdar gemacht; die Dunkelheit des bewölkten Himmels erschwerte überdies den Marsch, und ungeachtet der äußersten Anstrengung bewegten sich die Kolonnen nur langsam vorwärts, so daß die Avantgarde erst um 7½ Uhr Morgens aus dem Walde von Kobilit debouchirte.

Ordre de Bataille der Avantgarde der Elb=Armee.

Rommanbr.: Gen.-Maj. v. Schoeler.

Infanterie: Dberft v. Gerftein = Sobenftein.

2. Bataillon Oftpreuß. Füsilier-Regts. Nr. 33.

Füsilier-Bataillon 2. Rheinischen Infanterie-Regts. Rr. 28.

- 4. Westfälischen Infanterie-Regts. Nr. 17.
- 7. Rheinischen Infanterie-Regts. Nr. 69.
- 2. = 7. Westfälischen Infanterie-Regts. Dr. 56.
- 1. Hohenzollernschen Fusilier-Regts. Nr. 40.

Rheinisches Jäger-Bataillon Dr. 8.

2 Apfündige Batterien Rheinischen Feld-Artillerie-Regts. Nr. 8.

Detachement vom Rheinischen Pionier-Bataillon Nr. 8.

Ravallerie-Brigade: Gen.-Maj. Graf v. b. Golz II.

Königs-Husaren-Regt. (1. Rheinisches) Dr. 7.

2. Westfälisches Husaren Regt. Nr. 11.

Reitende Batterie Rheinischen Felb-Artillerie-Regts. Nr. 8.

Auf dem von der anmarschierenden Elb-Armee bedrohten linken Flügel der österreichischen Position stand, wie berichtet, schon seit dem 1. Juli in erster Linic das königlich sächsische Armeecorps mit einer Stärke von 20 Bataillonen, 16 Escadrons und 58 Geschützen in Biwaks bei Nieder-Prim und Lubno.

Orbre de Bataille des königlich sächsischen Armeecorps. Kommandirender General: Kronprinz Albert von Sachsen K. H. Reiter-Division: Gen.-Lt. Frhrr. v. Fritzsch.

- 1. Reiter=Brigabe: Gen.-Maj. Prinz Georg R. H. Garbe-Reiter=Regt.
 - 1. Reiter-Regt,

und ungarische Husaren "König v. Preußen" Nr. 10. Die Rheinländer nahmen ben Magparen 1 Offizier und 6 Mann als Gefangene ab.

^{*) &}quot;Ein Beitrag zur Geschichte bes 7. Westfälischen Infanterie-Regts Nr. 56." (bem Bernehmen nach vom Hauptın. Michaelis.) Beiheft zum Militärwochenblatt. Hersausgegeben v. Oberst Borbstaedt. 1867. 3. Heft.

- 2. Reiter=Brigabe: Gen. Maj. Frhrr. v. Biebermann.
 - 2. Reiter-Regt.
 - 3. = =

Reitende Batterie.

- 1. Armee-Division: Gen.-Lt. v. Schimpff.
- 2. Infanterie Brigabe: Dberft v. Bate.
 - 7. und 8. Infanterie-Bataillon; 2. Jäger-Bataillon.
- 3. Infanterie Brigabe: Gen. Maj. v. Carlowit.
 - 9., 10. und 11. Infanterie-Bataillon; 3. Jäger-Bataillon.

Artillerie Brigabe: Dberft-Lt. Beigel.

Bezogene und Granatkanonen Batterie.

Divisions : Reiterei von zwei Escabrons.

2. Armee-Division: Gen. St. v. Stieglit.

Leibbrigabe: Oberst Frhrr. v. Hausen.

13., 14., 15. und 16. Infanterie-Bataillon; 4. Jäger-Bataillon.

1. Infanterie-Brigabe: Oberst Frhrr. v. Wagner.

1., 2., 3. und 4. Infanterie-Bataillon; 1. Jäger-Bataillon.

Artillerie-Brigabe: Oberst-Lt. v. Grünenwald.

Bezogene und Granatkanonen-Batterie.

Divisions-Reiterei von zwei Escabrons.

Bionier Detachement.

Reserve-Artillerie: Oberft Röhler.

Artillerie Brigabe: Major v. Batborf.

Bwei gezogene Batterien.

Artillerie-Brigabe: Major Albrecht.

Granatkanonen- und reitende Batterie.

Gegen Mitte ber Nacht vom 2. zum 3. Juli war ber Befehl Besnebet's eingegangen, für ben Fall eines feinblichen Angriffs, dem man mit der ganzen Armee entgegenzutreten bereit sei, als linker Flügel dieser letteren in eine Stellung hinter der Bistritz auf dem Höhenzug östlich der Dörser Popowitz und Tresowitz zu rücken; rechts an das sächsische Corps anschließend sollte das f. f. X. Corps bei Lipa und rückwärts des ersteren und zu dessen eventueller Unterstützung das f. f. VIII. Corps Stellung nehmen.*) Es ist sicher, daß diese Stellung nur auf dem Papier ausgesucht war; denn zwischen Tresowitz und Popowitz machte ein breiter und langer Waldzürtel jede Ausstellung unmöglich. Von der Sicherung des wichtigen Punktes Frades auf dem linken Flügel war gar nicht die Rede. Eine am 3. Juli früh in der Morgendämmerung zwischen 2 und 5 Uhr vorgenommene Recognoscirung ergab die Unmöglichkeit einer solchen Ausstellung, und ward daher vom sächsischen Armeecorps-Kommando selbständig die Position Problus und Ober-Prim aboptirt

^{*) &}quot;Ueber ben Antheil bes königl. sächsischen Armeecorps an ber Schlacht bei Königgrät." Streffleur's Zeitschrift. September 1866.

und die Bistritslinie (auf ausbrücklichen Befehl Benedet's) nur mit Vortruppen gehalten.*)

Aronprinz Albert bisponirte bemnach: Die Division Stieglit nebst ber Reserve-Artillerie in die Hauptaufstellung zwischen Nieder-Prim und Problus. — Die 3. Brigade der Division Schimpff zur Besetzung dieser beiden Dörfer selbst, — die 2. Brigade auf den nur als vorgeschobene Stellung beizubehaltenden Höhenzug hinter Lubno, Popowitz und Tresowitz. — Die Reiter-Division östlich Nechanitz, um die Vortruppen auszunehmen, welche bis Kuncitz und Alt-Nechanitz vorgesschoben waren. Die Munitionskolonnen, Parks u. s. w. blieben in ihren Biwaks bei Charbusitz und Stößer stehen.

Nur ungern trennte man sich von dem anfänglich gehegten Plan, Nechanitz und die weithin dominirende Anhöhe von Hradek stark und namentlich mit Artillerie zu besetzen, wozu schon am 2. Juli Abends Geschützeinschnitte hergestellt worden waren; allein die speziellen Anordnuns gen des Armee-Ober-Rommandos gestatteten nicht, den linken Flügel der Schlachtlinie so weit auszudehnen.

Noch während der Ausführung der disponirten Anordnungen vernahm man bereits Kanonendonner von Sadowa her, und bald ging auch die Wieldung ein, daß die Vorposten bei Alt-Nechanitz und Kuncitz von starken preußischen Abtheilungen angegriffen würden. **)

Die Avantgarbe ber Elb-Armee war in der Höhe von Prasset auf die ersten seindlichen Kavallerie-Bedetten gestoßen. Es waren ungarische Husaren, von denen einige gesangen wurden und aussagten, daß ihnen sächsische Kompagnien bei Nechanitz als Soutien dienten. An jenen Desileen war also der Gegner zu erwarten. In der That traf man, sobald man aus dem Walde von Kobilitz debouchirte, auf die Vorsposten der Division Schimpff und zwar zunächst auf die Feldwachen des 8. sächsischen Bataillons, welches Alt-Nechanitz besetzt hatte und welschem das 7. Vataillon in Stadt-Nechanitz als Repli diente. Gegen diese

^{*)} Handschriftliche Mittheilung seitens bes königl. sächsischen Generalstabs an ben Oberst Borbstaebt, Verfasser von "Preußens Feldzüge i. J. 1866." — Die "Rüchlicke" tadeln Benedet's freiwilliges Ausgeben der Bistriplinie bei Nechanitz sehr entschieden, aber sie tadeln auch die Veränderung der vorgeschriedenen Stellung seitens der Sachsen. "Verblieden das sächsische und das österreichische VIII. Armeecorps in der denselben durch die Schlachtdisposition vorgezeichneten Bertheidigungsstellung auf den Höhen von Popowitz und Tresowitz, nachdem ihnen nicht gestattet worden war, dei Nechanitz sich sestzusetzen, so standen sie in unmittelbarer Verbindung mit dem X. Corps und hatten sowol an diesem als an den bei Langenhof und Stresetitz stehenden Reserven eine natürliche Ansehnung." Ja wohl! Aber sie hatten auch gleichzeitig einer Umgehung über Hradet Thür und Thor geöffnet.

^{**) &}quot;Ueber ben Antheil bes t. s. Armeecorps an ber Schlacht bei Königgrät," a. a. D.

Stellung gingen in der Front das Füsilier=Bataillon Nr. 28, rechts das 2. Bataillon Nr. 33 und links das Füsilier=Bataillon Nr. 17 zu einem umfassenden Angriffe vor, den eine Batterie der Avantgarde unterstützte. Das 8. sächsische Bataillon zog sich in Folge dessen auf das Städtchen Nechanitz zurück, nachdem es die Brücke über den Mühlgraben zerstört und die vorliegenden Gehöfte in Brand gesteckt. Es war nothwendig, dies Feuer zu löschen und die Brücke herzustellen; aber eine reitende Batterie der Sachsen überschüttete den Heerd desselben derart mit Granaten, daß man ihm nicht nahen konnte, und erst nachdem jene Batterie durch die preußische Artillerie zum Absahren genöthigt worden, war die Herstellung der Brücke möglich.

Das Thal der Bistritz besteht bei Nechanitz aus sumpsigem Wiesensland, das für Artillerie und Kavallerie ungangbar ist, von Infanterie aber in aufgelöster Ordnung und auf kurze Zeit allenfalls passirt werden kann. Westlich wird das Sumpsterrain von einem Mühlgraben begränzt, der bei Komurow abgezweigt ist und für Infanterie kein Hinderniß bildet. Das letztere gilt unter gewöhnlichen Umständen auch von der 10 bis 20 Fuß breiten Bistritz; am Schlachttage aber war sie wie der Mühlgraben aufgestaut und dadurch auch für Insanterie kaum durchschreitbar, das ganze Userterrain aber, namentlich zwischen Alt-Nechanitz und Nechanitz übershaupt so stark versuppt, daß man, ganz abgesehen von Artillerie und Kavallerie, auch zur Ueberführung von Insanterie-Kolonnen der Herstellung der Brücke durchaus bedurfte.*)

Wurde hierdurch für das Gros der Avantgarde ein Aufenthalt geschaffen, so blieben doch die drei zuerst vorgegangenen Bataillone im Avanciren und suchten Uebergänge und Pfade durch die versumpsten Wiesen, um sich des wichtigen Städtchens zu bemächtigen. In erster Reihe befand sich das Füsilier-Bataillon 28. Regts. An die Bistritz gelangt, fand es die Brücke durch Entsernung des Belugs ungangdar gemacht und die Streckbalten in Brand. Aber die wackeren Rheinländer hielt das nicht auf. Des Granats und Gewehrfeners ungeachtet, schöpften sie mit ihren Feldkesseln Wasser aus dem Flüschen und löschten die Balten, wähsend sie den Belag durch herbeigeschlepptes Holzwert: Sparren, Zaunspfähle und namentlich Hofthore nothdürftig ergänzten und so den Uebersgang ermöglichten. Unter ihrem Schutz wurde die Brücke dann vom Avantgarden-Train des 8. Pionier-Bataillons sachgemäßer reparirt, wähs

^{*) &}quot;Betheiligung ber Elb-Armee an der Schlacht von Königgrät." Noch ungedruckter Vortrag, welcher für die vorliegende Arbeit durch die Gute seines Versassers, des Hauptm. Chevalier (während des Krieges zweiter Ingenieur-Offizier der Elb-Armee), zur Disposition gestellt wurde.

rend sich bas 7. und 8. Bataillon ber Sachsen in guter Ordnung nach bem Höhenwalte hinter Popowitz zurückzogen.

Zwei Kompagnien bes Füsilier-Bataillons Nr. 28 (bie 11. und 12.) wendeten sich nunmehr nach Lubno, wohin sich auch bas Füsilier=Ba= taillon 17. Regts. dirigirt hatte, nachdem es sächsische Abtheilungen aus Komurow herausgeworfen und bei biesem Orte mit dem Rheinischen Jäger-Bataillon zusammengetroffen war. In Lubno stand bas 9. sächsische Bataillon von der 3. Brigade (v. Carlowitz), deren Gros bereits in die Hauptstellung bei Problus zurückgegangen war. Jenes Bataillon hatte die Aufgabe, das Dorf zu vertheidigen, bis der Rückzug der in Nechankt gestandenen Truppen vollendet wäre. Indirect wurde das Dorf auch noch durch zwei Batterien (gezogene 6Pfünder und Granatkanonen) vertheidigt, welche auf der Höhe östlich von Lubno in Position standen. In Folge dessen war der Angriff der sechs rheinisch westfälischen Füsilier-Kompagnien (bie Jäger waren zurückgehalten) schwierig und verlustreich; aber er gelang; die Sachsen räumten Lubno, zogen unter dem Feuer der bis Nechanitz vorgegangenen preußischen Avantgarden=Batterien ab und wurden von der 2. Brigade (v. Hake) aufgenommen, welche, wie wir wifsen, bisher bei Tresowit und Popowit gestanden und nun in eine Reservestellung nordöstlich von Problus abrückte.

Indeß so im Centrum Nechanit, auf dem linken Flügel Endno in die Hände der Avantgarde siel, hatte sich das dritte der zuerst vorgegangenen Bataillone, ostpreußische Füsiliere, rechts auf Steiskal gewendet. Die dortigen Brücken aber waren abgebrochen, das Gestüt besetzt und die angeschwollenen Gräben ohne vordereitete Hülssmittel nicht zu überschreiten. Das Bataillon setzte deshald seinen Marsch die Kuncit sort, vertried die dorthin detachirten Kompagnien des 11. sächsischen Bataillons und stellte die nur hald zerstörte Brücke wieder her. Die Sachsen zogen sich sechtend durch den Thiergarten nach Neu-Prim ab; die Ostpreußen dagegen wandten sich nach Schloß Hradel, wohin der Kommandeur der Avantgarde, General v. Schoeler, das 2. Bataillon 56. Regts. zur Unterstützung nachsandte.

Das Haupt quartier ber Elb-Armee hielt während dieser Borgange auf dem Hügel nördlich Alt-Nechanitz und erwartete nunmehr, daß das Defiliren des Restes der Avantgarde (2 Bataillone und die Husarensbrigade) durch Nechanitz unter dem Feuer der Batterie zu erfolgen haben werde, die man auf der Höhe nördlich Hradek vermuthen mußte. Denn diese Höhe schien wie geschaffen zur Bekämpfung des Debonchees, und überdies erblickte man dort Geschütz-Emplacements, welche entschieden auf jene Absicht deuteten. Es geschah nicht. Statt dessen wurde der Stab

selbst burch einige gut gezielte Schüsse einer anderen Batterie in bas Wäldchen nördlich Alt-Nechanitz genöthigt und wendete sich dann von dort aus nach Komurow.*)

Jene Geschütz-Etablissements aber waren, wie wir bereits wissen, leer gelassen. Um $10\frac{1}{4}$ Uhr wurden sie durch die 9. und 10. Komp. 28. Regts. ohne Weiteres besetzt, und um diese wichtige Höhe festzuhalten, dirigirte General v. Herwarth ebendorthin das Füsilier-Bataillon des Regts. Nr. 69 und das 1. Bataillon der Hohenzolleruschen Füsiliere.

Die sächsische Reiter=Division v. Fritsch war bis zu dieser Zeit gegenüber ben östlichen Ausgängen von Nechanitz geblieben, um bas De= bouchiren bes Feindes von dort möglichst zu hindern. Dieser Zweck wurde indeß gänzlich verfehlt; die Reiterei dagegen Verlusten ausgesetzt, die trop alles Manövrirens und Stellungswechselns immer größer wurden und entschieden hätten erspart werden können. Jett ging sie endlich mit der reitenben Batterie in geschlossenen Kolonnen auf Nieder-Prim zurück. Sie erhielt aber dabei auf's Neue verderbliches Feuer zunächst von den 28er Füsilieren; bann von einer Batterie der Avantgarde (Wolf), welcher es trot bes aufgeweichten Botens schnell gelungen war, die Geschütz-Emplacements zu erreichen. "Die Wirfung ihres Feuers in die geschlossenen Kolonnen war sichtbar, aber keine Unruhe in den sächsischen Truppen zu Fest geschlossen und bie durch das Einschlagen der Granaten entstehenden Lücken sofort füllend, marschierten sie in die Reserve-Stellung östlich Nieder=Prim." Die Husaren=Brigade Graf v. d. Golt wurde zwar durch Nechanitz herangezogen, um zu attakiren, vermochte aber nicht mehr, rechtzeitig einzutreffen.

Um 11 Uhr hatte die Avantgarde der Elb-Armee folgende Stellung: Auf dem rechten Flügel bei Hradef: zwei Bataillone der Regimenter 33 und 56; im Centrum auf der von Hradef nach Lubno streichenden Höhe: die 9. und 10. Kompagnie 28. Regts., das 1. Bataillon Regts. Nr. 40, das Füsilier=Bataillon Regts. Nr. 69, die Hufaren=Brisgade Goltz und die drei Batterien der Avantgarde; auf dem linken Flüsgel in und bei Lubno: die 11. und 12 Kompagnie 28. Regts., das Füssilier=Bataillon Regts. Nr. 17 und das Jäger=Bataillon Nr. 8. — Die Batterien der Avantgarde unterhielten ein lebhaftes Feuer gegen die von den Sachsen eingenommene starke ArtilleriesPosition bei Nieder=Prim, in welcher drei gezogene Batterien arbeiteten. — Unter dem Schutz dieser Kanonade begann das Defiliren des Groß der Elb-Armec. Und zwar entwickelte sich um diese Zeit die Division Canstein östlich von Nes

^{*)} Manuscript bes Hauptm. Chevalier.

chanitz, von wo aus sie alsbald zwei Batterien zur Verstärfung der Arztillerie der Avantgarde vorsendete. Die Division Münster, die Reserves Kavallerie und die Division Etzel standen noch jenseits des Defilees oder waren noch im Anmarsch an dasselbe begriffen.

Während und zum Theil in Folge dieser einleitenden Gefechte nahm das sächsische Armeecorps die gewählte Hauptstellung Problus= Prim ein. Diese beiden Dörfer selbst wurden mit höchster Anstrengung und in fliegender Haft von sächsischen und von österreichischen Bionieren des VIII. Corps in nothbürftigen Vertheibigungszustand gesetzt und baran sogar noch fortgearbeitet, als schon Granaten aus ben Geschütz-Stablissements bei Hrabet herüber zu fliegen begannen. — Die Besetzung beiber Dör= fer fiel ber Brigate Carlowitz zu; die Division Stieglitz (Leibbrigade und Brigade Kronprinz) nahm eine concentrirte verdeckte Aufstellung nahe hinter tem Kamm der Höhe zwischen Problus und Niebet-Prim. Destlich des letzteren Ortes marschierte die Reiter-Division auf und etwas nördlicher die Reserve-Artillerie und die Brigabe Hake, so daß das Armeecorps ganz außerordentlich eng massirt war.*) Die in der Ordre de Bataille den Infanterie=Divisionen zuge= theilten Schwadronen stellten die Berbindung her mit dem rechts nebenstehenden X. österreichischen Armeecorps Baron Gablent.

Den Sachsen als Soutien diente das VIII. österreichische Urmeecorps unter General-Major Weber, welches durch starke Detachirun= gen und in Folge der Verluste von Stalitz so geschwächt mar, baß es. nur noch 15,500 Mann in 18 Bataillonen und 5 Schwadronen mit 58 Geschützen zählte. Das Corps war unter ben Oberbefehl des Kronprin= zen von Sachsen gestellt und dieser behielt sich vor, "ben Zeitpunkt für bas Eingreifen von Fall zu Fall zu bestimmen." Von den Truppen We= ber's standen die Brigaden Schultz und Roth in und nächst dem Walde, der östlich von Ober=Prim und Problus liegt und zwar jene auf bem rechten, diese auf dem linken Flügel. Auch Ober=Prim selbst war von kaiserlichen Truppen besetzt und die beiden Spfündigen Batterien bahin vordisponirt, so daß hier eine Artillerie-Linie von 34 Geschützen ent= stand. Die nur vier Bataillone starke Brigade Weber stand hinter ber Mitte jener zwei Brigaten, die Corps = Geschütz=Reserve und das 3. Ulanen=Regiment rechts ruchwärts von Weber. **) — Die 1. leichte Ravallerie = Division Edelsheim stand noch weiter ruchwärts zwi=

^{*) &}quot;Ueber ben Antheil des königl. sächs. Armeecorps an der Schlacht bei Königgrätz" a. a. D.

^{**)} Mittheilungen. des Oberst-Lts. Mainone in Streffleur's Zeitschrift. Nov. 1866.

schen Klacow und Briza. Sie zählte 4000 Mann in 30 Schwadronen mit 24 Geschützen.*)

Erwägt man die Gesammtlage bes bisherigen Rampfeszwi= schen Prinz Friedrich Karl und Benedek, so sieht man überall bie Anstro-Sachsen aus bem Vorterrain an ber Bistrit in bie ursprünglich beabsichtigte Stellung auf ben Thalrandshöhen zurückgegangen. Auf bem rechten Flügel, ber Division Fransecki gegenüber, folgte diesem Zurückgeben sofort ein hartes und von mächtigen Offensivstößen unterbrochenes Ringen um den Wald von Massowed, die Schwelle jener Höhenstellung, ein Ringen, bas jene tapfere Division allerdings in die äußerste Bedrängniß gebracht, aber zugleich die Approchen zur Kernstellung des Feindes geöffnet hatte. Auf dem linken Flügel, bei den Sachsen, war die Höhenposition noch intact, und unter dem Schutze einer Avantgarbenstellung, die einem großen Brückenkopfe glich, zog sich bie Elb-Armee zu entscheidendem Stoße über die Bistrit hernber. Im Centrum waltete ein ähnliches Verhältniß ob; doch lag hier für ben Augenblick ein weiteres Vorgehen der Preußen, welche erst 42 gezogene Geschütze über die Bistritz gebracht, gegenüber der gewaltigen mit 250 gezogenen Geschützen gekrönten Höhenreihe freilich kaum in der Möglich= keit. Aber es lag anch nicht in der Absicht. Denn es schien der Zeit= punkt gekommen, an welchem man auf bas Eingreifen wenigstens eines Theiles der II. Armee rechnen zu können glaubte.

Auch wir wenden uns daher, wie das vieler tausend braver Krieger sehnsuchtsrolle Blicke um jene Stunde thaten, dem Anmarsche der Arsmee des Kronprinzen zu.

^{*)} J. N. "Rücklicke auf ben Krieg 1866."

Zur neueren Geschichte Italiens.

Ruggiero Bonghi, la Vita e i tempi di Valentino Pasini. Firenze 1867.

Noch für längere Zeit wird uns Deutschen die Wiedergeburt Italiens ein mehr denn nur geschichtliches Interesse abgewinnen. Immer auf's neue anziehend ist es, die enge Verwandtschaft und wieder die tiese Verschiedenheit in dem Entwicklungsgang der beiden Völker zu beobachten. Wenn unser Odensänger vor hundert Jahren "Deutschlands Muse in Streitlauf mit der britannischen heiß zu den krönenden Zielen sliegen" sah, ungewiß, wer von den beiden zuerst die Krone erreiche, so liegt es nahe, heute das Bild auf den gleichzeitigen Lauf Deutschlands und Italiens nach ihrer staatlichen Einheit zu übertragen.

> Zwei Ziele gränzten, wo sich ber Blick verlor, Dort an die Laufbahn. Eichen beschatteten Des Hains bas eine; nach dem andern Weheten Palmen im Abendscheine.

Noch find beide nicht am Ziel, und wechselnd schien bis jest bald das eine bald das andere voraus zu sein. In den vierziger Jahren war zum erstenmal von der Gleichartigkeit der Stellungen Preußens und Piemonts öffentlich die Rede. Damals galt Preußen mit der Führerrolle, die es durch den Zollverein in Deutschland erlangt hatte, als Borbild, dem Piemont durch ähnliche Mittel, die freilich Projecte blieben, nacheifern sollte. Das Jahr 1848 schien hüben wie drüben die Erfüllung im Sturme zu bringen, hier wie dort sollte die Enttäusschung eine gleich gründliche sein. Beiderseits sehlte, als der Anstoß von außen kam, die tiefere Borbereitung der öffentlichen Meinung für das, was eigentlich geschehen sollte, und erst aus dem Schiffbruch heraus bildeten sich politische Parteien mit klaren Zielen, beiderseits wieder unter ähnlichen Bedingungen, mit ähnlichen Nuancen, zum Theil bis in's Einzelnste.

Aber die Lehrjahre schienen für das Bolk des feurigeren Temperaments und der rascheren Entschlüsse ungleich kürzer. Schneller bildete sich unter den Partrioten eine durchschlagende Meinung, früher zeigte sich äußere Gunst des Gesschick, und als nun wie durch ein Bunder eine Provinz um die andere begeisstert zum Ganzen sich schloß, da schien Italien und ein glänzendes Borbild, die Deutschen riesen nach einem Cavour und Garibaldi und die ermuthigende Kunde von jenseits der Berge schuf rascheren Pulsschlag auch unseren Hoffnungen. Es wird immer eine schöne — durch Broschüren verdrieslicher Staatsmänner nicht auszulöschende — Erinnerung beider Bölker sein, wie die innere Berwandtschaft ihrer Geschicke schließlich ihre Besieglung erhielt durch die Wassengemeinschaft des Jahres 1866. Einen Augenblick verschlangen sich ihre Bahnen, die bisher neben einander liesen. Freilich von dem Augenblick, da auch wir ansingen, eine Geschichte zu haben, begannen wir zugleich unbesangener zu benten über den Borsprung, den Italien vor uns voraus hatte. Unser Urtheil ward jest freier, Licht und Schatten drüben zu unterscheiben. War doch auch dort wenig

mehr übrig von dem Sonnenschein der ersten Begeisterung. Die Schwierigkeiten der Unisitation traten jetzt erst scharf hervor, man begann zu zweiseln, ob das, was man bewundert hatte, die Raschheit der freiwilligen Annexionen, ein Glück gewesen, und man gewahrte das andauernde Bleigewicht der fremden Hülfe. Umgekehrt durften wir nun selbst eines Staatsmanns uns rühmen, ebenblirtig dem Grafen Cavour. Bon Nachahmung war nicht mehr die Rede, wir gingen unseren eigenen Weg. Was bei uns die Frucht des Jahres 1866 war, stellte sich freilich nicht fertig und glänzend dar, aber Jedermann sühlte, daß es um so sestren Grund hatte. Keine Begeisterung ward ihm entgegengetragen, aber es ward uns damit auch diejenige Stimmung erspart, die unausbleiblich jeder Begeisterung folgt. Neußerlich schien es ein Stückwert, aber die Einheit war in der Tiese doch stärker gemauert. Man konnte jest aus dem Mund von Italienern vertrauliche Aeußerungen vernehmen, daß sie uns um den Gang unserer Geschicke beneiden, der langsamer, aber stetiger, geschützter gegen Rücksälle und unser eigenes Werk ist.

Ein so eigenthümliches Verhältniß ber beiben Bölfer rechtfertigt ben Untheil, ben wir an der Geschichte der italienischen Bewegung nehmen. Unter den neuesten Arbeiten, die zu ihrer Aufhellung bienen, nimmt bas genannte umfang= reiche Werk von Ruggiero Bonghi einen hervorragenden Plat ein. Der Berfasser, ein Sicilianer, ist gegenwärtig zugleich Professor ber klassischen Philologie an der Akademie zu Mailand und politischer Direktor der Perseveranza. Von gründlicher Bildung, einer ber ersten Publizisten bes heutigen Italiens, bewegt er sich heute mit gleicher Sachkenntniß auf dem Gebiet der italienischen Finan= zen, wie vordem auf dem der griechischen Philosophie. Er schildert in diesem Buch bas Leben eines Mannes, ber zwar nicht in vorderster Reihe gestanden ist, ber aber als politischer und volkswirthschaftlicher Schriftsteller und zeitweise als Diplomat vielseitigen Antheil an ben Ereignissen genonimen hat. Go er= weitert sich bie Biographie von selbst zu einem beträchtlichen Stück italienischer Geschichte. Wir werben zuerst in die Zustände Oberitaliens zur Zeit ber österreichischen Herrschaft eingeführt, aus ber Revolutionszeit werden umständlich die Versuche zur Befreiung Benetiens dargestellt, eine Spisode des Jahres 1848 wird durch ein reiches bisher unveröffentlichtes handschriftliches Material völlig aufgehellt, endlich folgen wir dem Faden dieser Lebensbeschreibung bis in die Zeit bes constituirten Königreiche Italien.

Balentino Pasini war am 23. September 1806 zu Schio im Benetianischen, nördlich von Vicenza, geboren, als der Sohn eines reichen und angesehenen Tuchsabrikanten. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte in Padua Ju-rispundenz und bildete sich daneben in den staatswirthschaftlichen Fächern aus. Letzteres durch Privatarbeit; denn die Desterreicher hatten nach der Restauration den Lehrstuhl der Staatswirthschaft aufgehoben und dasür Prosessoren des ka-nonischen Rechts, der Statistik und des Rechnungswesens eingesetzt. Die Ju-gend sollte an die Sammlung von Thatsachen, nicht an Speculationen, die unvermeidlich zu Neuerungen sühren, gewöhnt werden. Vom Jahr 1827 trat er

als Schriftsteller in verschiedenen Zeitschriften Oberitaliens auf. Gleich die ersten Aufsätze zeigen ihn als Anhänger der Handelsfreiheit. Seine Schreibart zeichnete sich schon damals durch Lebendigkeit, Schärfe und sachliche Kürze aus. Er war ein wesentlich exacter Geist, und immer beschäftigte er sich mit Aufgaben, die eben praktisch waren. So schrieb er in dieser Zeit, in Romagnosi's Fußtapsen tretend, für die Einsührung der Dessentlichkeit im Strasversahren, die damals lebhaft im österreichischen Italien debattirt wurde.

Im Jahr 1836 wurde er Advokat beim Provinzialgerichte von Vicenza, und sein juristischer Scharssinn wie bie Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit verschafften ihm bald eine bedeutende Praxis und eine angesehene Stellung. Geschicklichkeit, die er beim Abwickeln einer schwierigen Streitfrage bewährte, gewann ihm so viel Vertrauen, daß er seitbem Bertreter bes Fiscus für alle finanziellen Angelegenheiten vor dem Vicentiner Gericht war. Dagegen maren feine wiederholten Verfuche eine Professur zu erlangen vergeblich. Er mußte sich begnügen, seit 1833 einen Privatcursus über juristische Materien zu halten. Außerdem entwickelte er eine stannenswerthe Fruchtbarkeit als nationalökonomis scher Schriftsteller. Er schrieb gegen Die Malthus'sche Lehre von der Bevolterung, gegen die Beschränfung ber Professionen von Staatswegen - eine prattische Frage, da die Beschränkung der Advokaten zum österreichischen System gehörte --; er untersuchte die Mängel des Hypothekarsustems im Benetianischen, nahm an dem Streite über die Reform des Gefängnismesens, die um 1840 auch in Italien lebhaft verhandelt wurde, und endlich in hervorragender Weise an der großen Debatte über die oberitalienischen Gisenbahnen Theil, die von 1836 bis 1846 bauerte. Damals knüpfte sich auch seine Freundschaft mit Daniel Manin. Beide waren tie Seele des Unternehmens auf italienischer Seite, Beide von ter nationalen Bedeutung dieses Streits durchdrungen, der bereits ein Borspiel des späteren politischen Rampfes war.. Auch seine diplomatische Befähigung zeigte hier Pasini in wiederholten Sendungen nach Wien, obwohl schließlich die Sache zu Gunften der Wiener Bankiers entschieden wurde und zu Ungunsten der Italiener, an deren Patriotismus Manin vergebens die gluhendsten Mahnungen gerichtet hatte. Gleichzeitig las Pasini im Instituto Beneto eine Reihe von Abhandlungen, die alle die Grundrente betrafen und ben praktischen Zweck hatten die Ungerechtigkeit Desterreichs in der Belastung seiner italienischen Provinzen aufzudeden und zum öffentlichen Bewußtsein zu bringen.

Was die Ereignisse des Jahres 1848 betrifft, so geht Bonghi vornehmlich darauf aus, die Bewegung der öffentlichen Meinung, die Haltung der verschiesenen Parteien und die daraus entspringenden Folgen kritisch zu beleuchten. In der Lombardei hatten sich zuvor schon zwei Parteien zu bilden begonnen, eine gemäßigtere, welche Reformen mit Desterreich anstrebte, und eine radikalere, welche zum Bruch drängte. Indem Desterreich die kurzsichtige Politik befolgte, die unteren Klassen gegen den Adel aufzuhetzen, bewirkte es nur, daß beide Parteien sich zusammenschlossen unter dem Ruf nach nationaler Unabhängigkeit. Dagegen gingen sie bald über eine andere Frage wieder aus einander. Mailand

erwartete ungebuldig Hülfe von Carl Albert. Dieser zögerte und konnte sich erst in dem Augenblick entschließen, als Mailand seine Befreiung selbst vollbracht hatte. Dies war verhängnisvoll, Bielen schien jetzt die Hülfe Piemonts übershaupt überstüffig und werthlos, und während die höheren Klassen weiterblickend die Union mit Piemont anstrebten, wollten die anderen, den raschen Triumph überschätzend und durch Frankreichs Beispiel geblendet, die Republik. Borläusig einigte man sich zu einem Compromiß, in der provisorischen Regierung waren beide Parteien vertreten, die Entscheidung der Hauptfrage sollte die nach dem Krieg verschoben werden. Die nächste Folge war Lähmung und Berwirrung der Berwaltung und ein heimlicher innerer Krieg.

Fast gleichzeitig mit Mailand erhob sich Benedig, und nach diesem die Städte des Festlands. Pasini war Mitglied der provisorischen Regierung, die sich für die Provinz Bicenza bildete. Aber schon am 31. März übernahm die provisorische Regierung von Benedig, Manin an der Spitze, die Berwaltung der ganzen venetianischen Provinz, und begnügte sich, Abgeordnete aus den and deren Städten zu einer Consulta zu vereinigen. Pasini war sür Bicenza Mitzglied dieser Consulta und gehörte in derselben zur Finanzabtheilung.

Ruth in seiner Geschichte Italiens nennt die Proklamirung der Republik "bas Unbesonnenste und Berkehrteste, was Manin thun konnte." Die Darstellung Bonghi's zeigt, bag die Italiener heute mit diesem Urtheil durchaus übereinstimmen. Vor Allem trat sofort der Fehler hervor, daß man meinte, Alles sei fer= tig. Man spannte nicht die Saiten an zu einem ernsten Werk, sondern täuschte sich in oberflächlichem Enthusiasmus über die Schwierigkeiten hinweg, gefiel sich in wohlfeilen politischen Speculationen, zerstreute sich in unzählige Gelüste. Die republikanische Form war im Widerspruch mit dem seitherigen Gang ber Dinge in Italien, und vornehmlich mit dem Eintritt Carl Albert's in ben Krieg. Bon keinem italienischen Fürsten konnte Bulfe für eine Republik erwartet werden. So war sie in Italien isolirt und empfand es vom ersten Tage. Es blieb für sie keine Unterstützung möglich als bie ber französischen Schwesterrepublik. Zudem hatten sich die Provinzen nur mit großem Widerstreben mit Benedig vereinigt — lauter Fehler, die Pasini wohl erkannte. Er sah die Conflicte voraus, die das Borgeben Manin's hervorrufen mußte. Nur war es seine Art nicht, rudsichtslos und willensfräftig eine Meinung durchzuführen. Er wollte die noch frische Eintracht der Gemüther nicht von vornherein stören. Sein Bemühen war, brohenden Conflicten vorzubeugen und die üblen Folgen von dem, was er nicht hindern konnte, abzuwenden. Er war eine wesentlich vermittelnbe, diplomatische Natur.

Inzwischen gewann, zum Theil durch die Haltung Benedigs, in Mailand die monarchische Strömung mehr und mehr Boden. Der Abel neigte von Ansfang an auf diese Seite, Gioberti wirkte in diesem Sinn auf die Massen, und das Meiste bewirkte die Thatsache, daß. Carl Albert im Felde stand; das Bestürfniß einer Concentration aller Kräfte war augenscheinlich. So wurde die provisorische Regierung der Lombardei in monarchischem Sinn vorwärts getries

ben, und dies blieb auch wieder auf Benedig nicht ohne Einfluß. Das Unglück war nur, daß beide Städte niemals bei einander waren. Mailand war stets um einen Schritt voraus, und als Benedig endlich nachkam, war es zu spät.

Pasini sah damals seine Aufgabe vornehmlich darin, Benedig und Mailand einander zu nähern. Der Briefwechsel, ben er mit Durini, dem Haupt der albertinischen Partei in Mailand, flihrte, ist noch heut von großem Interesse. Durini drängt fortwährend auf den Anschluß, hebt die Nachtheile der Isolirung hervor und mahnt in schlagenden Ausführungen zu raschem Entschluß. schreibt er schon am 16. April: "Auch uns ist die Proklamirung der Republik in Benedig im höchsten Grad schmerzlich gewesen. . . . Wir haben gesehen, daß, anstatt eines einzigen, starken, reichen und glücklichen Staats, wir Gefahr laufen beren fünfe zu haben: Benetien, Mailand, Piemont, Modena und Parma. Am Ende noch neue Unterabtheilungen wegen Genuas, Piacenzas und Reggios. Rurz, unser Manin will, aus übelverstandener Liebe zu Benedig, die alte ita= lienische Geschichte wiederherstellen. Und es wäre Täuschung, wenn man meinte, daß ein Bund Ersatz schaffen werde. Ich rebe nicht davon, daß man vorher ben Papst und die italienischen Fürsten beseitigen mußte, ehe bies gelänge; aber gesett, es gelänge, so müßten wir alle Hoffnung aufgeben, eine Marine ober ein Heer von irgend einer Erheblichkeit zu schaffen, wegen der üblichen Streitereien unter so vielen kleinen Bundesgliedern. Wenn die venetianischen Provinzen nicht fest auf dem Punkt der Bereinigung stehen, so ist Italien verloren, und nach so vielem Sehnen, nach so vielen Opfern, nach so vielem Heldenmuth und Enthusiasnius, der sich von den Alpen bis Calabrien gezeigt hat, wird unfere künftige Größe in der Geburt erstickt werden." Pasini giebt dem Mailan= ber Freund in Allem Recht, nur entschuldigt er die Ausrufung der Republik, zeigt, wie Alles improvisirt war, wie sie, im Augenblick unvermeidlich, erst später so bebenkliche Folgen hatte. Zugleich aber ließ er den Rückzug durchblicken, und that auch wirklich im April in Benedig Schritte, durch welche die Frage wenigstens hinausgeschoben und ber Anschluß an Piemont offen gelassen wer= den sollte. Als aber die gegen Benedig von Anfang an mißtrauischen Bicen= tiner und Pabuaner rascher vorwärts drängten und die sofortige Bereinigung mit der Lombardei verlangten, trat Pasini am 24. April von der Regierung zurud. Sein Gebanke mar, langsam ben Uebergang auf die andere Seite zu vollziehen, ohne sich von ber andern zu trennen. Zwei Tage zuvor hatte die provisorische Regierung den von Pasini formulirten, im jetzigen Stadium nach teiner Seite mehr befriedigenden Beschluß gefaßt, daß eine lombardisch=venetianische Bersammlung über die Regierungsform entscheiben solle. Unermüdlich drängt Durini von Neuem auf Beschleunigung der Annexion; Pasini retardirt, davon ausgehend, daß die Republik kraft der Bolkssouveränetät zu Recht bestehe und viele aufrichtige Anhänger in Benedig zähle. Inzwischen nimmt ber Krieg im Benetianischen einen ungünstigen Gang, Carl Albert ist jetzt die einzige Stüte, aber er ist verstimmt durch das suspensive Decret vom 22. April, von welchem Manin keinen Schritt zurudweicht. Jest werden die Provinzen ungebuldig. Am 4. Mai protestiren sie gegen bieses Decret und wenden sich an die Regierung von Mailand um sofortige Bereinigung. Am 12. Mai giebt auch endlich Manin seine Zustimmung, aber an demselben Tag hatte Mailand bereits einen weiteren Schritt gethan und bas Decret zur Bolksabstimmung über bie Annexion an Piemont erlassen. Die venetianischen Provinzen folgen sofort bem Beispiel. Benedig selbst aber widersteht und die Provinzen drohen mit Abfall. Pasini, noch immer vermittelnd, tadelte die Hartnäckigkeit Manin's, wie er das einseitige Vorgeben Mailands tabelte. Er wollte nicht, daß Benedig gezwungen, sondern tag gesetzlich vorgegangen werbe. Auch war seine Meinung, daß durch das allgemeine Stimmrecht wohl Bersammlungen gewählt, aber nicht direkt über fo wichtige Dinge, wie die Regierungsform, abgestimmt werden sollte. Ein sol= des Vorgehen schien bem constitutionellen Theoretiker vielmehr ein Anzeichen des Verfalls der Freiheit. Im Mai rief ihn Durini nach Mailand, damit er an dem Unionsvertrag und an der interimistischen Berwaltung Theil nehme. Der Unionspakt wurde am 12. Juni Carl Albert übergeben. Un der verklau= sulirten Fassung hatte ohne Zweifel Pasini seinen Theil, der immer auf das Nachkommen Benedigs rechnete. Als dieses endlich gleichfalls zur Annexion sich entschloß, war Alles verloren — zwei Tage vorher, am 25. Juli, war die Schlacht von Custoza geschlagen.

Hülfe schien jest allein von Frankreich zu erwarten. Das Ministerium Casati, das die oberitalienische Union repräsentirend am 28. Juli in's Umt trat, leitete sosort die französische Allianz ein und faßte auf Andrängen seiner som= bardischen und venetianischen Mitglieder am 4. August den förmlichen Beschluß die Hülfe Frankreichs anzurusen. Der König aber hatte nur ungern eingewilligt. Nicht allein, daß es ihm widerstredte, von der Republik Hülfe zu begehren, auch nationale Gründe widerriethen diesen Schritt. Fürst und Bolk sürchteten die Erneuerung der französischen Eroberungspolitik. Nicht ohne Mißtrauen hatte man das Alpenheer sich zusammenziehen sehen. Brignole hatte Besehl in Paris ausdrücklich gegen jede Sinmischung zu protestiren. Auch Mazzini wollte sie nicht, und England unterstützte diese Stimmung. In Piemont war man all-gemein für den Frieden. Man erkannte hier, wie unreif die Union war und wie wenig sie Carl Albert wirkliche Stärke brachte. Auch die Generale trieben trotz dem Protest des Ministeriums zum Wassenstillstand, der schon am 9. Ausgust abgeschlossen wurde.

Venedig stand nun wieder allein. Manin hatte die französische Hülfe zwar nicht von Ansang gewollt, aber immer im Auge behalten. Schon am 14. Juni hatte er ein befragendes Anndschreiben nach Rom, Toscana und Sicilien gestichtet. Diese versprachen ihm Unterstützung, widerriethen aber die französische Hülfe. Nach der Niederlage änderte sich jedoch rasch die Stimmung in Benedig, wie in Mailand und Rom. Die provisorische Regierung beschloß am 4. Ausgust, Frankreich um Hülfe anzugehen. Obwohl am 7. August Carl Albert seierlich zu Benedig proklamirt wurde, rief Alles: Francia! und Manin selbst mußte die piemontesischen Commissäre gegen einen Bolkstumult schützen. Nics

Sesandter nach Paris geschickt. Später folgte ihm der General Mengaldo, und als die französisch=englische Mediation begann, brauchte Manin einen eigentlichen Diplomaten, um Benedig bei diesen Verhandlungen zu vertreten. Er wandte sich am 23. August an Pasini, und dieser nahm die Mission an Tommaseo, der zu Allem eher taugte als zum Diplomaten, war ziemlich empfindlich darüber und ließ es Pasini sühlen. Im Dezember wurde er förmlich durch Pasini ersett.

Diese Mission in Paris bildet nun einen beträchtlichen Theil des vorliegenben Bandes. Eine Reihe auf sie bezüglicher Instructionen, Depeschen, Denkschriften und vertraulicher Briefe wird mitgetheilt, und läßt fast Tag für Tag verfolgen, wie Pasini diese schwierige Aufgabe erfüllte. Wie er unermüdlich, mit Anrufung aller erdenklichen Gründe, bald an Frankreich sich wendet, bald die englische Diplomatie zu Hülfe ruft, wie er von den französischen Republi= tanern fortwährend die Berficherung erhält, daß sie Benedig nicht preisgeben werden, und fortwährend unter nichtigen Bormanden hingehalten und abgewiefen wird, um später vom Präsidenten Napoleon dasselbe zu erfahren, wie die venetianische Diplomatie sich kreuzt mit der sardinischen und nicht minder mit den Mailander Bertretern, wie sich die venetianische Frage eigenthümlich mit der römischen und mittelitalienischen verwickelt, wie jetzt ein Hoffnungestrahl auftaucht, um alsbald wieder zu verschwinden, wie Benedig seine Forderungen bald höher bald tiefer spannt, wie bald ein gemeinsamer lombardisch-venetianischer Staat, bald nur die Selbständigkeit Benetiens verlangt wird, wie die Combinationen mit einer Dynastie Leuchtenberg, mit einem österreichischen Erzherzog auftauchen, wie später die Forderungen auf eine Personalunion sich beschränken, um endlich noch tiefer herabzugehen — dies Alles hat heute freilich nur noch ein retrospectives Interesse, um so mehr als die Bemühungen Benedigs nur ein kleiner und keineswegs schwer wiegender Theil der damaligen diplomatischen Action waren. Doch gewähren bie mitgetheilten Documente vielfach beutlichere Blicke in die Motive der verschiedenen handelnden Parteien. Interessant ist namentlich, wie die venetianische Diplomatie von Anfang an der piemontesischen feindlich gegenübersteht. Ueberhaupt trat der Zwiespalt innerhalb der italienischen Diplomatie immer schärfer hervor, was ihr natürlich vollends jeden Einfluß rauben mußte. Wiederholt führt Pasini im Auftrag Manin's aus, daß die Fusion seit dem August null und nichtig sei, er bekämpft die Idee eines subalpis nischen Staats, theils weil er gegen Frankreichs Willen und Interessen wäre, theils weil er dem föderalistischen Princip widerstreite, das vielmehr ein selb= ständiges Benetien verlange. Allein weber diese Gründe, so angenehm sie lauteten, noch die flehentlichen Anrufungen an den französischen Edelmuth machten Eindruck auf die Staatsmänner der Republik. Wir wissen längst, daß die Mission Pasini's von Anfang an völlig aussichtslos mar, bessen biplomatischen Eigenschaften übrigens Bonghi alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Geständnisse Bastide's haben längst jeben Schleier weggezogen, und die eigennützigen Motive, die Frankreichs Haltung in dieser Frage bestimmten, aufgebeckt. Schon im Februar hoffte Pasini wenig mehr von Frankreich. Als dann L. Napoleon, von dem er fortwährend nichts Anderes als seine äußerste Reserve zu berichten weiß, sich zur römischen Expedition entschloß, war vollends alle Hoffnung versloren. Pasini reiste noch nach London, nach Wien, verhandelte vergebens direkt mit Schwarzenberg; nach dem Fall Benedigs ging auch er in's Exil.

Die erste Zeit bes Exils brachte er in Lugano zu. Aus seiner biplomatischen Lausbahn hatte er eine gereizte Stimmung gegen Biemont mitgebracht, und die andern Berbannten, die sich hier zusammenfanden, waren meist Republikaner. Doch nahm Pasini nie eine eigentliche Parteistellung ein, die Hauptssache war ihm thätig zu sein, und so griff er denn ungefäumt wieder zur Feder. Indessen siedelte er bald nach Turin über, wo sich die auszezeichneten Bersbannten der anderen Staaten sammelten und überhaupt von nun an der Mitztelpunkt der italienischen Politik war. Hier beginnt der interessanteste Theil des Buches von Bonghi, sosern wir — immer am Faden der Biographie, — nahezu eine zusammenhängende Darstellung ber Geschichte Piemonts und Italiens seit der Schlacht von Novara erhalten. Eingehend werden die Parteiverhältnisse geschildert, die handelnden Persönlichkeiten mit kurzen aber bezeichnenden Strichen portraitirt. Es spricht jest der Zeitgenosse, der selbst mitgelebt und an den Ereignissen Theil genommen hat, und, obwohl in bestimmter Parteistellung, doch sicher den Griffel der Geschichte führt.

Auch in Turin stand Pasini zuerst ber bemokratischen Partei am nächsten, aber seine Feder gehörte wieder ausschließlich sinanziellen und volkswirthschaftslichen Fragen an. Er schrieb über Eisenbahnen, über tie österreichische Berswaltung in der Lombardei, er zeigte, wie viel die Rleinstaaterei koste, wie Unabstängigkeit, Freiheit und sinanzielle Blüthe untrennbar seien. Als dann Cavour im Herbst 1852 mit Azeglio brach und eine entschiedener freisinnige Politik einschlug, gewann dies dem Hause Savopen allmählich auch das Bertrauen der im Jahr 1848 so abgewandten Demokratie. Seit März 1854 begann Manin mit Ersfolg für die Sammlung der getrennten Parteien unter dem Banner: Einheit und Monarchie zu wirken. Es bildete sich die große Nationalpartei, auf welche Casvour sein Werk stützte, und die freilich nur kurze Zeit ihr Haupt überlebte. Auch Pasini stand fortan in ihren Reihen.

Die Sequestrirungen, welche im Jahr 1853 Desterreich über das Bermösen ber Flüchtigen verhängte, veranlaßten ihn nach Hause zurückzukehren, wo er zwar dem Berdacht nicht entging ein Abtrünniger zu sein, wo er aber ein weites Feld sür vielseitige gemeinnützige Thätigkeit sand. Mit dem Erzherzog Max verhandelte er persönlich über die Aushebung der Steuerungleichheit, unster welcher die italienischen Provinzen Desterreichs litten; natürlich vergebens. Im Ottober 1858 kehrte er nach Turin zurück, den Krieg gegen Desterreich in seiner Weise mit immer neuen Mitteln fortsetzend. Die Rede, welche Lord Derby im Februar 1859 zu Gunsten der österreichischen Berwaltung in Italien hielt, veranlaßte ihn vier offene Briefe an den britischen Staatsmann zu richten,

worin er die Unmöglichkeit eines sicheren Besitzes Italiens für Desterreich nachwies. Sie erschienen zugleich mit dem Ausbruch des Kriegs, bessen Ausgang freilich die Hoffnungen des Benetianers auf die Befreiung seiner Heimath noch einmal täuschen sollte. Uebrigens war er niemals so schwarzsichtig wie sein Landsmann Tommaseo, der von Anfang an nur ein neues Camposormio prophezeit hatte, von der stückweisen Bereinigung mit Piemont nichts wissen wollte, und nach Billafranca meinte, die Italiener seien übler daran als zuvor. Während der Krisis hatte vielmehr Pasini eifrig für die Annexion Toscanas geschrieben, wie er jetzt auch von einem unabhängigen Staat Benetien nichts mehr wissen wollte. Hauptsächlich auf finanzielle Rachweise gründete er jett seine Ueberzeugung, daß Benetien dem italienischen Staat einverleibt werden muffe, und noch lange nach Billafranca beschäftigte er sich mit Combinationen, die zu= gleich Desterreich von bieser Seite ben Berzicht auf Benetien ermöglichen sollten. Boll Scharfsinn sind seine Vorschläge, die er zu diesem Zweck an Palmerston machte und über die er namentlich mit Sir James Hudson verhandelte, während gleichzeitig der Benetianer Pincherte zu Paris mit Cobden diefelbe Angelegenheit betrieb.

Die letten Capitel sind dem subalpinischen Parlament von 1860 und dem ersten italienischen Parlament gewidmet. Pasini nahm in beiben Bersammlungen als Commissionsmitglied einen hervorragenden Antheil an den Gesetzen für die Berwaltung und die Finanzen, und so bot seine Thätigkeit dem Biographen den Anlag, insbesondere die innere Entwickelung des neuen Königreichs zu verfolgen und kritisch zu beleuchten. Am meisten tritt die ungeheure Bedeutung hervor, welche die vorschnelle und doch nicht zu vermeidende Annexion bes Gubens auf alle Zweige bes Staatswesens ausübte. Durch sie wurde bie Cen= tralisation der Berwaltung, gegen welche eine starke Partei angekampft hatte, unvermeidlich, sie mar zugleich von den verhängnifvollsten Folgen für die Finanzen, und wer sich näher unterrichten will über die schwierigen Probleme der Unifikation auf dem Gebiet der Verwaltung und Gesetzgebung, der Steuern und der öffentlichen Schuld, über die Gründe des savinenartig anschwellenden Defizits, über die Auflösung ber Parteien nach Cavour's Tod, über die Perfönlichkeiten denen sein Erbe zufiel, wird nirgends so viele Belehrung schöpfen können als aus bem Buche Bonghi's.

Pasini starb am 4. April 1864, mitten unter den ungelösten Aufgaben des Staats, an die er seinen Scharssinn und seine Kraft gesetzt hatte. Sein Biosgraph zweiselt nicht daran, daß ihm bei längerem Leben eine noch größere Zustunft beschieden gewesen wäre und daß das Bertrauen, das ihn in steigendem Maße umgab, sich nur bewährt hätte, wenn er an die Spitze der Verwaltung gelangt wäre.

Die Befreiung seiner Heimath sollte er nicht mehr erleben. Am wenigsten mochte er ahnen, daß sie durch preußische Wassen auf böhnischen Schlachtfels dern errungen würde. Bonghi selbst, der sein Buch dem Befreiten Benedig geswidmet hat, gehört, wie auch aus der Erhaltung der von ihm geleiteten Zeitung

bekannt ist, zu den eifrigsten Vertheibigern der französischen Allianz, die ihm als die einzig mögliche Grundlage der italienischen Politik gilt. Er theilt damit nur die Ansicht der ganzen "Consorterie." Wir brauchen mit den Italienern über diesen Punkt nicht zu rechten. Sie selbst mögen zusehen, wo sie die Stützen für ihren Nationalstaat zu suchen haben. Indessen haben doch neuerliche Borzgänge auf der Halbinsel gezeigt, daß das Bolk dankbarer für Sadowa ist und vielleicht ein richtigeres instinctives Verständniß für die Bedeutung eines starken beutschen Staats für die Zukunft Italiens besitzt, als manche der italienischen Staatsmänner aus der alten Schule, zu deren Traditionen die französische Alslianz gehört, eine Allianz, über deren Charakter Bonghi selbst in diesem Buch die unzweideutigsten Beweisstücke hat zusammentragen müssen.

B. Lang.

Altpreußen und die deutsch=russischen Ostseeprovinzen.

Offener Brief an Berrn Dr. Julius Edarbt, Redacteur ber Grenzboten.

Hochgeehrter Herr! Sie haben mir die Ehre erwiesen, in Gelter's protestantischen Monatsheften ein Sendschreiben an mich zu richten. Sie betämpfen darin einige Betrachtungen über die baltische Geschichte, welche in meinem Aufsatze über das deutsche Ordensland Preußen enthalten sind. Ich darf das reiche Lob, das Ihr Brief mir spendet, nicht annehmen; aber auch der Borwurf, daß ich unbillig über die livländischen Deutschen geurtheilt, scheint mir nicht zutrefend; ja ich bekenne, nicht recht zu begreisen, warum gerade ich in eine Constroverse über die deutscherusssischen Ostseeländer verwickelt werde. Es ist ein ungleicher Kamps, wenn einige auf zwei Seiten zerstreute beiläusige Bemerkungen auf ebenso viel Bogen widerlegt werden.

Ich hatte in jenem Auffate nachzuweisen, warum die deutsche Gesittung in Königsberg und Marienburg sich fräftiger und glücklicher entwickeln konnte als an der Düna. Sie stellen sich umgekehrt die Aufgabe zu zeigen, wie zäh und tapfer Ihre baltische Heimath in der schwierigsten Lage an dem deutschen Bolksthum sestgehalten hat. Ist es nicht selbstwerständlich, daß von zwei Schriftsstellern, die von so verschiedenen Standpunkten aus an einen historischen Stoff herantreten, der eine diese, der andere jene Thatsachen stärker betonen muß? Wenn die Zeitschriften der moskowitischen Demokratie, wie mir ein Freund aus Esthland versichert, einzelne meiner Aeußerungen ausgebeutet haben, um den Haßgegen die deutschen Barone zu schüren, so lehne ich jede Berantwortung ab sür frivolen und unredlichen Mißbrauch, der mit meinen Worten getrieben wird. Ich betrachte wie jeder Deutsche mit Freude die jüngste glücklichere Wendung in der Geschichte der baltischen Provinzen, die beginnende Versöhnung zwischen den Ureinwohnern und den deutschen Hervinzen, die habe dies auch in jenem Aufsen Ureinwohnern und den deutschen Perren; ich habe dies auch in jenem Aufsen

satze ausgesprochen und bedaure lebhaft, daß Ihr Brief mich heute zwingt wies ber an einige Schattenseiten ber älteren baltischen Geschichte zu erinnern.

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie annehmen, ich halte ben wenig erfreulichen Berlauf ber beutschen Colonisation in Livland und Esthland für eine Sould der Colonisten. Ich glaube frei zu sein von jener moralisirenden Flach= beit, welche große historische Ratastrophen allein aus ben Sünden der Menschen herzuleiten liebt. Ich habe die schweren Hemmnisse, welche ber deutschen Kultur in Livland, Rurland und Esthland entgegentraten, auf bas Bestimmteste hervorgehoben, vornehmlich folgende drei Punkte. Die Deutschen bildeten hier eine schwache Minderheit. Sie waren wesentlich Niederbeutsche und empfingen nicht, wie ihre Landsleute in Preußen, unablässig Berstärfung burch frische Kräfte ans allen Gauen des Mutterlandes. Endlich, sie wurden nicht, wie die Deutschen in Preußen, durch eine starke Staatsgewalt geleitet, sondern es ent= faltete sich von Anbeginn ein anarchisches Durcheinander ständischer Gegensätze: der Erzbischof und der Orden, Stiftsadel und Ordensadel, Bürgerthum und Ritterschaft schwächten einander in socialen Rämpfen, welche nur allzuoft zur Einmischung ter auswärtigen Feinde führten. Es bleibt sicherlich eine ruhmvolle Erinnerung, daß die Deutschen trot alledem ihre Herrschaft zu behaupten verstanden; aber die Ungunst der Berhältnisse hebt doch nicht jede sittliche Zurechnung auf. Der furchtbare Haß, der die Jahrhunderte hindurch die Unterwor= fenen gegen ihre beutschen Herren beseelte, tann unmöglich grundlos sein. Wenn wir noch im Jahr 1859 einen Aufruhr der Bauern Esthlands erleben mußten, so scheint mir badurch erwiesen, baß die herren auch in jener späteren Zeit, da eine Bertreibung der Deutschen ganz außer Frage stand, ihre Menschenpflicht nicht immer erfüllt haben.

Je länger ich ben außerorbentlichen Schwierigkeiten nachtenke, welche bas Deutschihum in Livland zu überminden hatte, desto fester niuß ich die Behauptung aufrechthalten, daß die Colonisation in Preußen von Haus aus einen anberen Charakter trug als an der Düna. Biele Schriftsteller Ihrer Heimath und auch Sie selbst nehmen an, tie Germanistrung der Ostseelante sei bis zum sechsten Jahrhundert wesentlich gleichartig gewesen, wenn auch in Preußen erfolgreicher als im ferneren Often; erst burch die große Ruffennoth und die Wirren der nordischen Kriege hatten die Dinge in Livland eine unheilvolle Wentung genommen, mahrend in Preugen unter vortheilhaften politischen Berhaltnissen das Deutschthum seine Herrschaft befestigte. Aber wo sind bie Beweise? Der Orben in Preußen ging, nachdem er um 1281 ben großen Preußenaufruhr niedergeworfen, mit bewußter Absicht barauf aus die Ureinwohner auszurotten ober sie zu germanisiren, und er erreichte sein Ziel so vollständig, daß die altpreußische Sprache bekanntlich schon zur Zeit Winrich's von Kniprobe im Absterben war. In Livland und Esthland durfte die geringere Macht der Deutschen weder an die Bernichtung noch an die Berschmelzung ber Eingeborenen benten; sie mußte sich begnügen die Herrschaft zu behaupten. Als im sechszehn= ten Jahrhundert die evangelische Predigt die lateinische Messe verdrängte, stellte

man in einzelnen Gemeinden des Herzogthums Preußen neben die beutschen Pfarrer Tolken, welche den "undeutschen" Bauern die Predigt übersetzen muß= ten; nach einigen Jahrzehnten wurden biese Dolmetscher überflüssig. Gotthard von Kurland bagegen bedurfte anderer Mittel, um den evangelischen Glauben einzuführen. Er ließ am Abend feines Lebens (1586-87) Luther's kleinen Ratechismus, die Pfalmen und das neue Testament "in's Undeutsche bringen," er verbreitete Reymer's lettische Passion und gestand, daß daburch erft die Zukunft ber Reformation in seinem Lande gesichert wurde. An diese Werke hat sich seitdem eine ganze Literatur lettischer Erbauungsschriften ange= schlossen, und noch heute wird dem Landvolke in Livland und Esthland undentsch gepredigt. Der Gegensatz springt in die Augen: bas Berzogthum Preußen (na= türlich mit Ausnahme ber litthauischen Grenzbezirke) war schon im sechszehnten Jahrhundert ein deutsches Land, worin sich nur vereinzelte Trümmer der altpreußischen Sprache noch behaupteten. In ben brei östlichen Berzogthümern bagegen blieb die Masse des Bolkes undeutsch, nur von Deutschen beherrscht. burch Deutsche für die Gesittung erobert. Dieser tiefgreifende Unterschied zwischen bem preußischen und bem baltischen Deutschthum bestand bereits am Enbe bes Mittelalters, er war das Ergebniß der Ordensgeschichte. Daß die folgenden 150 Jahre für das beutsche Leben in Preußen besonders günstig gewesen seien, kann ich Ihnen durchaus nicht zugestehen. In Königsberg ein Herzog ohne Macht noch Ansehen, dazu ein meisterloser Abel, der beständig "polenzte," in Warschau und Krakau Hilfe suchte gegen den beutschen Landesherrn. Glauben Sie im Ernst, daß diese schwache Krone, dieser polenzende Adel die Germa= nistrung von Oftpreußen gefördert haben? Wissen wir nicht vielmehr, daß bas Deutschthum noch im siebzehnten Jahrhundert in weiten Strichen Oftpreugens schwere Einbuffen erlitt? Daß nach ben Berheerungen ber schwedischpolnischen Ariege in Sudauen und Galindien eine farke Einwanderung von Arbeitsfräften aus Polen erfolgte? — Bollends im königlichen Preußen mar das deutsche Element sogar noch schwerer bedroht als in Livland. Hier fand der polnische Herrscher ein erst halb germanisirtes blutsverwandtes Landvolk vor, und Jebermann weiß, wie gewaltsam der Pole die slawische Sitte wiederherzustellen wnßte. Der Schutz einer fraftvollen Staatsgewalt wurde der deutschen Bildung in Westpreußen erst nach ber Theilung Polens wieder zu Theil, in Oftpreußen erft seit dem Welauer Bertrage, oder richtiger: erst seit Friedrich Wilhelm I. — benn der große Kurfürst hat sich mit der preußischen Berwaltung nur wenig befassen können. Es wird dabei bleiben mussen: Altpreußen ist durch ben deutschen Orden germanisirt, das jüngste Jahrhundert hatte nur das Dach zu setzen auf ein Haus, bessen Mauern schon am Schlusse bes Mittelalters fest standen.

Ich verkenne nicht die unvergleichlich bedrängte Lage Livlands im sechszehnten Jahrhunderte, noch die Mitschuld des Mutterlandes an dem Abfalle der Colonie. Die Zwietracht und Schwäche des heiligen Reichs, die unselige Binnenlandspolitik der Pabsburger hat an den baltischen Ländern nicht weniger

gefündigt, als der Handelsneid unserer Hansestädte, die gegen Riga und Reval dieselben Künste monopolsüchtiger Handelspolitik anwendeten, welche später Engsland mit dem gleichen Ersolge gegen Nordamerika gebrauchte. Dazu die unheilsvolle Berwickelung der internationalen Berhältnisse des Nordens, die den Meisstern von Preußen und Livland gemeinsames Handeln unmöglich machte: Preussen sah in Polen, Livland in Rußland seinen gefährlichsten Feind. Aber dürsen wir die Schuld der Deutschen in Livland ganz übersehen? Wie Westpreußen durch die ständische Libertät an Polen verrathen ward, so hat auch in Livland die ständische Anarchie der Fremdherrschaft in die Hände gearbeitet. Wie bitter hat das Ihr wackerer Landsmann Balthasar Rüssau von Reval empfunden! Das ganze dritte Buch seiner Ehronik ist nur Eine schwere Anklage gegen seine Landsleute; immer wieder kommt er auf die Frage zurück, wie denn ein Fürst sein Land vertheidigen solle, "dewyle syne eigenen krygeslüde und geschwarenen underdanen untrüwelick handeln?"

Ich habe die Nothwendigkeit aristokratischer Formen für die baltischen Ge= meinwesen nie verkannt, sondern ausdrücklich zugestanden, daß die Rechte der ritterlichen Landtage bort das beste Bollwerk für die deutsche Sitte bilden. Aber in keinem Lande des Continents hat der Adel allein ein gesundes Staatsleben zu gründen vermocht, wenn nicht eine starke monarchische Gewalt ihn in Schranten hielt. Ich kann nicht finden, daß Ihre Heimath eine Ausnahme von dieser Regel bilde. Der baltische Adel hat seine Privilegien, und dadurch mittelbar auch die Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens, gegen Polen, Schweden, Ruß--land wader vertheidigt; doch ihm fehlte ein Baterland in jeuen Jahrhunderten, da seine Söhne in den Heeren Preußens, Rußlands, Desterreichs, Frankreichs als heimathlose Abenteurer dienten. Deshalb kann ich Ihnen auch nicht zu= geben, daß der Adel Ihrer Heimath vor dem preußischen sich immerdar durch "einen gewissen politischen Instinkt" ausgezeichnet habe. Es war bas Gluck des preußischen Adels, daß eine nationale Monarchie ihn unter ihr gemeines Recht beugte, und es ist sein wohlverdienter Ruhm, daß er nach gaben Wiberstande schließlich lernte, dieser monarchischen Ordnung mit Aufopferung zu die= nen. Betrachten Sie die Staatsmänner und Generale Friedrich's des Großen. Ein glänzender Kreis von starken und patriotischen Männern, ein monarchischer Abel, der an sittlicher und politischer Tüchtigkeit den Hofadel der Bourbonen weitaus überragt und kaum durch ben parlamentarischen Abel von England übertroffen wird. Glauben Sie in der That, daß diese Podewils und Hertzberg, die Winterfeldt und Ziethen nicht einmal fo viel politischen Instinkt befessen hätten, wie die baltischen Ritter? Oder bliden Sie auf jenen glorreichen Königsberger Landtag von 1813, der ja zum guten Theile aus Edelleuten bestand. Wo sind die Leistungen des baltischen Abels, welche sich mit bieser That bes preußischen "politischen Instinkts" vergleichen ließen? In Alledem liegt tein Vorwurf; eine nationale Politit in großem Stile war unmöglich unter dem Drucke einer dreihundertjährigen Fremdherrschaft. Und so steht es noch heute. Ich habe behauptet, daß der Uebertritt zahlreicher baltischer Edelleute in

ben russischen Staatsbienst zwar ben Fortbestand ber Landesverfassung gesichert, aber auch die Berschmelzung der Provinzen mit dem russischen Reiche gefördert habe. Was in aller Welt läßt sich gegen diese harmlose, und wie mir scheint, selbstverständliche Bemerkung einwenden? Die baltischen Großen haben ihren Einfluß auf den Petersburger Hof redlich dazu benutt, das Landesrecht ihrer Heimath vor mostowitischen Uebergriffen sicherzustellen, doch es lag in der Natur der Verhältnisse, daß diese Budderg und Stackelberg eine Trennung der baltischen Länder von dem russischen Reiche gar nicht mehr wünschen konnten. Ich hatte zu schildern, wie das Ordensland Preußen ein schlichtweg deutsches Land ward und blieb, während in den östlichen Colonien unter höchst verwickelten Umständen eine Gesinnung erwachsen mußte, welche zugleich an der deutschen Rationalität sesthalten und doch die politische Verbindung mit dem fremden Reiche nicht ausgeben will.

Sie werfen mir ferner vor, daß ich über die engen Berhältnisse und die geringe geistige Fruchtbarkeit des baltischen Lebens allzuhart gesprochen habe: Ich gestehe, daß ich auf diesen Tadel von Ihrer Seite nicht gesaßt war. Haben Sie nicht selbst in Ihrem trefslichen Buche über "die baltischen Provinzen Ruß-lands" das Bild von Karl Ludwig Ichmann gezeichnet, der seinem Lande den Rücken wandte, weil dort für ihn kein Raum war? Kennen Sie nicht einen mit mir befreundeten Baron aus Esthland, der, einer unserer wärmsten Patrioten, nach Deutschland gekommen ist, weil er daheim nichts mit sich anzusangen weiß? Ia, ich habe Grund zu vermuthen, daß Ihnen der Redacteur der Grenz-boten nicht ganz unbekannt ist. Warum hätte er seine baltische Heimath verz-lassen, wenn er sich nicht gestehen mußte, daß die Rigaische Zeitung und ähnliche Blätter von rein provinzieller Bedeutung für ein stattliches publicistisches Talent keinen genügenden Wirkungskreis bieten?

Ihre Heimathliebe bewegt Sie endlich mir sogar vorzuwersen, daß ich über bas "Manuscript aus Süddeutschland" und seine Berfasser Wilhelm von Württemberg und Lindner die Ausdrude gebraucht habe, welche sich jedem Patrioten von selber aufdrängen. Dies Machwerk empfiehlt nicht, wie Sie anzunehmen scheinen, einen Bund ber französischen und der deutschen Liberalen, sondern es enthält kurzweg eine Apologie des alten Rheinbundes, wie er wirklich war gegründet durch die frechste bynastische Selbstsucht. Börne, auf den Sie sich berufen, hat die Ansichten des "Manuscripts" nicht nur nicht getheilt, sondern seine Entrüstung darüber unverhohlen kundgegeben. Und über dies Denkmal particularistischer Heuchelei, über bies Werk eines Fürsten, ber sich als Deutsch= lands politischer Reformator gebährdete, soll ich mild urtheilen - blos weil ein Kurländer daran mitgearbeitet hat? — Mochte Lindner sich als russischer Unterthan ober als ein Nordeutscher fühlen — in beiden Fällen ist sein weg= werfendes Urtheil über unseren Freiheitskrieg gleich unverantwortlich. schändliche Verleumdungen gegen das heimathlose betrügerische Handelsvolk un- ' seres Nordens konnte gerade ein Kurländer, der die niederdeutsche Sitte von Rindesbeinen an kannte, mit gutem Gewissen nicht aussprechen.

Sie haben sich ein schönes Vertienst erworben burch die warme und berebte Schilderung der baltischen Zustände. Der deutsche Liberalismus hat unleugbar die Berechtigung und die Lebenstraft der aristotratischen Gesellschaftssormen Ihrer Heimath oft unterschätzt; auch ich habe mich früherhin von einigen dieser liberalen Vorurtheile nicht ganz frei gehalten. Bor sieben Jahren, als mein Aufsatz zuerst in diesen Jahrbüchern erschien, waren wir Deutschen sast gänzlich ohne Kunde von dem frischen Aufschwunge, den das deutsche Leben an der Düna seit dem orientalischen Kriege genommen. Ich habe mich seitdem bemüht, bei jedem neuen Abdrucke die Härte und Einseitigkeit der früheren Darstellung zu mildern, wenngleich ich die dunklen Fleden der älteren baltischen Geschichte nicht verschweigen durste. Sie werden auch in Zukunft diese Jahrbücher, wie alle gebildeten Organe der deutschen Presse, immer bereit sinden die Sache unseret baltischen Landsleute zu vertreten. Nur ditte ich Sie nicht zu vergessen, daß wir Deutschen zu den Ostseeprovinzen anders stehen als weiland zu Schleswig-Holstein.

Das lebende Geschlecht darf auf eine politische Wiedervereinigung mit den baltischen Deutschen nicht hoffen; es scheint mir sogar unsicher, ob dieser Gebanke jemals zu ben berechtigten und möglichen Plänen beutscher Politik zählen wird. Unsere Bünsche für die Oftseelander muffen sich barauf beschränken, daß bort beutsche Sprache und Sitte, die überlieferten Formen des deutschen Gemeinwesens ihr gutes Recht behaupten und die Ureinwohner allmählich der beutschen Bildung gewonnen werben. Unsere Presse hat die Zustände an bem rigifchen Meerbusen vorurtheilsfrei darzustellen und die Russen immer wieder daran zu erinnern, wie schwer sie ihren eigenen Staat schädigen würden, wenn jemals die nivellirenden Bestrebungen des moskowitischen Radikalismus in Livland zur Herrschaft gelangten. Selbst diese bescheidene Aufgabe wird uns er= schwert durch den unberechenbaren Charakter der Petersburger Politik und die Reizbarkeit des russischen Nationalgefühls. Da wir zu bewaffnetem Einschreiten nicht berechtigt sind und sogar eine diplomatische Einmischung nur bei einer ungewöhnlich günstigen Berwickelung ber europäischen Politik rathsam ist, so kann ein unzeitiges, übereifriges Auftreten ber beutschen Presse ben Oftseelandern leicht schaden und tas gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Rugland, bessen der Welttheil jetzt bedarf, gefährden. Berständige Borsicht erscheint leicht als Kaltsinn. — Lassen Sie mich zum Schluß aussprechen, wie sehr ich mich freue, daß die baltischen Länder heutzutage bessere Männer, als jener Lindner war, in die Reihen der deutschen Bublicistit stellen.

Mit aufrichtiger Hochachtung

5. August.

Beinrich von Treitschte.

Correspondenz aus Süddeutschland.

Anfang August.

Der Krieg hat die Mainlinie geschaffen, der Friede soll sie wieder beseitigen. Aber der Friede schafft langsamer als der Krieg, und was dort wie im Sturm als vollendete Thatsache hereinbricht; will hier durch ausdauernde Arbeit errunsgen und gesichert werden. Da ist es begreislich, daß die Ungeduld sich regt und ihre Klagen nicht zurückhält; und uns im Süden mag sie verzeihlicher sein, denn wir nutissen es lebhafter empfinden, daß wir noch keinen Theil haben an der Gemeinsamkeit des deutschen Staats.

Es ist nicht zu leugnen, wir sind bescheibener geworden, bescheidener als damals, da man den Prager Frieden mit dem Bertrag von Billafranca zu ver= gleichen liebte und die nationale Partei im Suden frischweg unter bem Ruf: keine Mainlinie! sich bildete. Kühner haben seitbem die Gegner wieder das Haupt erhoben und neue Hoffnungen für eine verlorene Sache wieder einzupflan= zen versucht. Höhnisch weisen sie auf bie Zerreißung Deutschlands, auf ben unvollenbeten stockenben Bau, übermüthig prophezeien sie ben jahen Busammenfturg des Kartenhauses, sobald nur einmal der ersehnte Windzug von Westen herkomme. Noch immer ist bes Subbundes Gespenst nicht zur Rube gekommen und so oft wieder die militärischen Lenker der Sübstaaten zu ihrer Sisphusarbeit zusammenkommen, erhebt sich ängstlich die Frage, ob dies eine Befestigung der Mainlinie be= deute oder eine Borarbeit zum Anschluß ber süddentschen Wehrkraft an die nordbeutsche. Ernstlich konnte die Institution des Zollparlaments ben Zweifel hervorrufen, ob sie als ein sicher wirkendes Einheitsband ober nicht vielmehr als die Berfestigung eines unglücklichen Provisoriums, das eine reine Lösung nur erschweren könne, anzusehen sei. Noch als die Wahlen zum Zollparlament bevorstanden, wurde von der einen Seite zuversichtlich die Erweiterung ber Competenz des Parlaments auf die Fahne geschrieben und Wenige schienen zu zweifeln, daß das nicht nur in Bälde erreichbar sein werde, sondern daß dies auch ber gegebene und nicht zu verfehlende Weg zum Anschluß des Südens an die nordbeutsche Staatsorganisation sei. Sobald freilich bas Resultat der subdeutschen Wahlen vorlag, begann man sich zu fragen, ob nach biesem Ausfall eine Ausbehnung ber Competenz auch nur wünschenswerth sei, und ob ber Ausbau bes nordbeutschen Bundes durch Einräumung politischer Befugnisse an ein Parlament, das keine Staatseinheit repräsentirt, gefährdet werden durfe. Und noch mehr! als bas Parlament wirklich beisammen war, sollte es so weit kommen, daß der Bundeskanzler sogar gegen eine versuchte Einschränkung der Competenz feine Autorität einsetzen mußte. Die nationale Partei schien in der That auf die Defensive verwiesen. Es galt nicht mehr weiter zu erobern, man mußte zufrieden sein, wenn das Gewonnene gesichert blieb. Wer vor kurzem noch den Eintritt in den Nordbund verlangt hatte, sah sich jett genöthigt, für die bloße Einhaltung ber Berträge sich zu ereifern, an beren Antastung bie Gegner sich

wagen durften. Und nichts bezeichnet die Situation schärfer, als daß man, wie dies in Würtemberg der Fall war, schon ein Uebriges in nationaler Gesinnung zu thun sich einbildete, wenn man nur für eine ehrliche Haltung der mit Preussen abgeschlossenen Berträge sich aussprach, als ob schon dies ein besonderes Berdienst sei, dem schnöden Wortbruch nicht offen das Wort zu reden; wobei überdies noch die Ueberhebung mit unterlief, als ob man immerhin doch auch die Macht hätte sich den Bertragsverpflichtungen ungenirt zu entziehen.

Dies alles sind Dinge, die nicht zu leugnen sind, und ebensowenig brauchen wir zu verhehlen, daß sie uns nicht nach Wunsch und zum Theil auch wider Erwarten sind. Ein so startes Auflodern des partikularistischen Hasses, diese Freude über jedes Hemmniß, auf welches die Bildung des dentschen Staates stößt, dieses Liedäugeln der gesinnungstüchtigen Demokratie mit den verrätherischen Hösen der Depossedirten mögen doch nur Wenige erwartet haben. Was unsere staatliche Zersplitterung für Schaden an unserem Bolke angerichtet, haben wir im ganzen Umsang doch erst in diesem Jahre erkannt, und in diesen Absgrund von schimpflicher Gesinnung blickend mögen wir ermessen, was die Folgen für unsere Nation gewesen wären, wenn der heilende Schnitt noch Jahre lang sich verzögert hätte.

Und auch die philosophische Betrachtung mag wenig frommen, daß ja auf jeden Stoß der Gegenstoß, dem Ausschwung die Ermattung und der höhnische Zweisel, dem großen Wurf die mühevolle Detailarbeit zu folgen pslegen. Es ist ein demüthigendes Bekenntniß, das doch weit verbreitet ist, daß einstweilen zwar nothdürftig der Süden und der Norden zusammengehalten sei, daß aber ihre einstige Verschmelzung zum deutschen Staat doch nur in einer neuen Krisis, in gemeinsamem Ramps wider den auswärtigen Feind vollendet werden würde. So wäre also das Ramps und Siegesjahr doch nicht jener entscheidende Abschnitt, als der es gerühmt wird? Und sollen wir, anstatt stätiger und planmäßiger Arbeit auf dem gelegten Grunde, abermals verwiesen sein auf die schlimmste aller Rechnungen, auf die ungewissen Eventualitäten im Schoß der Zukunft oder gar auf unberechenbare Ereignisse in den Nachbarländern?

Es ist heute müßig bei der Frage zu verweilen, ob es Preußen möglich gewesen wäre im August 1866 Größeres zu erreichen. Die eine Bemerkung genügt: diejenigen, welche Preußen aus seiner damaligen Mäßigung einen Borwurf machen, sind dieselben die damals im Lager der Feinde standen. Die heute Preußen der Zerreißung Deutschlands anklagen, verlangten damals die Zerreißung Preußens und sie würden heute frohloden, wenn das größere Wag-niß, das sie jetzt heuchlerisch verlangen, damals gescheitert wäre. So fällt denn der Borwurf auf die Ankläger selbst zurück. Die Feindschaft Süddeutschlands war es, welche die Modification des preußischen Reformentwurfs vom 10. Juni 1866 unvermeiblich machte. Ihre Schuld ist die Mainlinie, und in die Hand bes Südens selbst ist es gelegt sie aus der Welt zu schaffen.

Das Verhältniß ber sübdeutschen Staaten zum nordbeutschen Bund ist durch die Allianzverträge und durch die neue Zollvereinsverfassung geregelt. Durch

Beibe ist bereits ein entscheidender Schritt über den Prager Frieden hinaus geschehen. Beibe zusammen begründen ein Berhältniß, welches die ungunftigen Bestimmungen jenes Friedensschlusses paralysirt und Raum schafft für jede weitere Annäherung. Daß biese von Seiten bes nordbeutschen Bundes in Aussicht genommen ist, beweist die Aufnahme des Art. 79 in die Bundesverfassung. Da= mit ist die Hand über ben Main herüber gereicht; sie zu ergreifen ober schmol= lend abzuweisen, ist die Sache des Südens. In bündigster Weise stellt das Bismard'sche Rundschreiben vom 7. September 1867 bie Politik Preußens gegenüber den Sübstaaten klar. Es weist bas Recht fremder Einmischung in bie beutschen Angelegenheiten zurück und es überläßt bem Süben die Initiative für tünftige weitere Annäherung. "Der nordbeutsche Bund wird jedem Bedürf= niß ber subdeutschen Regierungen nach Erweiterung und Befestigung ber nationalen Beziehungen zwischen dem Süben und bem Norben Deutschlands auch in Bukunft bereitwillig entgegenkommen, aber wir werben bie Bestimmung bes Maßes, welches bie gegenseitige Annäherung inne zu halten hat, jederzeit ber freien Entschließung unserer suddeutschen Berbundeten überlassen." Zweierlei war damit festgestellt: bie Frage ber Beziehungen zwischen Nord und Süd war für eine lediglich innere teutsche erklärt und zweitens für eine Frage bes Bertrauens in die wachsende nationale Gesinnung bes Sürens. Wie hat sich dieses Vertrauen gerechtfertigt? wie hat sich überhaupt die Politik bes Rundschreibens vom 7. September bewährt? Dies ist die Frage, auf welche die Erfahrungen von bald einem Jahr die Antwort geben.

Der Schwerpunkt der nationalen Frage war in den Süden verlegt: dies war vor Allem ein Gewinn für ben Norden. Wer sich erinnert, wie hinderlich es ben organisatorischen Arbeiten im italienischen Parlament gewesen ist, daß die Abgeordneten lieber mit Rom als mit ben Finanzen, lieber mit Benedig sich beschäftigten als mit den Uebelständen im öffentlichen Dienst, wird verstehen was wir meinen. Dem Reichstag entging damit unzweifelhaft bie Gelegenheit zu glänzenden Reben; sein Thun mar höchst nüchtern und geschäftsmäßig, es erinnerte so gar nicht an Schützen= und Sängerseste. Aber bafür konnte er nach Kurzem auf wirkliche Arbeiten zurücklicken und er burfte zugleich bas Bewußt= fein haben, daß mas er arbeitete, nicht nur der Consolidirung des Nordbundes diente, sondern ebenso dem Süden zu statten fam und dessen Anschluß förderte. Denn je ernstere Resultate, um so mehr ging seine Bedeutung über die einer blos norddeutschen Bersammlung hinaus, um so greifbarer wurde den Süddeutschen ihre Inferiorität nahegerückt, so lange sie sich von einer Arbeit fernhalten, die für sie mitgethan ist. Schließlich können sie ja boch nur nachkommen, entlehnen, annehmen was ihnen der Norden bietet, und der kleinliche Rath, der kürzlich den Südstaaten gegeben wurde, sie sollten rasch bei sich nicht nur französisches Maaß und Gewicht, sondern auch das französische Münzsystem ein= führen, damit sie ben Vorsprung gewännen in einer Reform, die nur eine Frage ber Zeit ist, beweist boch nur, daß man bas wirkliche Berhältniß im Guden recht wohl empfindet.

Inzwischen aber durfte sich ber Süden in seiner vollen Freiheit fühlen. War alles Weitere in fein freies Belieben gestellt, so konnten sich alle Reigun= gen und Abneigungen in voller Ungenirtheit geltend machen. Ungezwungen, ohne irgend welchen Druck, nahmen die Regierungen ihre Position wie die Parteien. Der Aufrichtigkeit war kein Zwang auferlegt. Von dem Verlangen der Berreifung ber Berträge bis zu ben Trinksprüchen auf ben Grafen Bismard, von der gradlinigen Sicherheit der badischen Regierung bis zu den Redselig= teiten ber Herren v. Barnbüler und v. Mittnacht war eine blühende Mannig= faltigkeit der Standpunkte, die überall zum freien Ausbruck gelangten. Auch die Gegner bes nordbeutschen Bundes — ja sie ganz vorzugsweise — beriefen sich auf die Schranke, welche die preußische Politik sich selbst auferlegt hatte. Es war dies geradezu eines der Lieblingsargumente gegen die "Bettelpreußen," welche mit ihrer Zubringlichkeit, ben Gintritt in ben Nordbund zu verlangen, preußischer seien als ber Graf Bismard. Den subbeutschen Regierungen schien mit dem Rundschreiben vom 7. September orbentlich ein Alp vom Bergen genommen; sie wurden merkwürdig offenherzig, ted, und Herr v. Barnbüler in feiner bekannten Rebe vom 10. Dezember begnügte fich nicht damit, seinen Entschluß, daß er dem Nordbund nicht beitrete, ber Welt mitzutheilen, sondern er erlaubte sich auch eine Rritik der norddeutschen Bundeseinrichtungen, welche von berjenigen Bancroft's erheblich abwich und im Munde eines "Berbündeten" befremblich klang, aber jedenfalls das Glück hatte im eigenen Lande Beifall zu finden. Denn eben diese Berechnungen über die unerschwinglichen Rosten bes . Nordbunds waren es, die später, unter der Bearbeitung der demokratischen Bundesgenossen erweitert und vermehrt, jene angenehme Stimmung in Schwaben erzeugten, die in ben Bollparlamentswahlen ihren unverfälschten Ausdruck finden sollte.

So hatte benn die Freiheit, welche den Südstaaten bewilligt war, zunächst Die Wirkung, daß die Gegnerschaft sich nicht scheu verbarg, sondern offen an's Tageslicht trat und die innersten Gesinnungen enthüllte. Dadurch entstand unvermeidlich ber Eindruck, als seien wir wirklich an einem Stillstand, wo nicht an einer rudläufigen Bewegung angekommen. Ja es entstand die Illusion, als ob wirklich die Südstaaten frei von allen Berpflichtungen gänzlich ungehindert wären eigene Politik nach Herzenslust zu treiben. Man gewöhnte sich daran ihre Zukunft als ein freies Feld zu betrachten, offen für alle erdenklichen Eventualitäten. Hatte doch schon die Kaiserzusammenkunft in Salzburg ent= schlummerte Hoffnungen wieder aufgeweckt und die kühnsten Plane berausge= fordert. Die Berbindlichkeiten der Berträge sah man an als etwas, bas momentan auferlegt schwerlich für die Dauer getragen werben muffe, jedenfalls als etwas, das die verschiedensten anderweitigen Combinationen keineswegs ausschließe. Mit einer Naivetät ohne Gleichen erörterte man die Allianzen, die den süddeutschen Staaten zu Gebot ständen. Als ob nie ein Friede von Prag geschlossen worben ware, beschäftigte man sich mit Projekten, wie Desterreich wieder herbeizuziehen sei; aus dem Mund der Demokraten erscholl das Lob bes seligen Bundestags, unter welchem Deutschland noch einig und gefürchtet dagestanden habe, die Schützenfeste wurden wieder zu "nationalen Thaten," und fast kehrte jene Sitte aus den Zeiten des absterbenden Bundestags wieder, da die Zeitungen täglich neue Vorschläge über eine Bundesreform ihren Lesern vorsetzen und diese dadurch in den epidemischen Wetteiser hinein steigerten, selbst in ihren Mußestunden dergleichen Projekte auszuarbeiten.

In Wirklichkeit waren dies freilich höchst unschuldige Phantasien, die vor einer ernsthaften Betrachtung nicht Stand hielten. Weder den einzelnen Südstaaten, noch ihrer Gesammtheit war jene "internationale Selbständigkeit" eigen, von der die Partikularisten seit Nikolsburg träumten. Durch die abgeschlossenen Berträge waren diese Träume erbarmungslos zerstört. Dies zeigte sich vor Allem an den Schicksalen der Südbundsidee.

Für diejenigen, welche schon vor 1866 für die Coalition der Mittel = und Rleinstaaten geschwärmt hatten, war eine 3dee hochst willkommen, welche unter veränderten Umständen jenen Gedanken wieder aufnahm und die jest sogar unter ber Sanction eines feierlichen europäischen Friedensvertrags, um nicht zu sagen unter dem Patronat eines mächtigen Kaisers, zu stehen schien. Wunder erwartete man von der Berwirklichung dieses Projekts. Die Ausbildung musterhafter constitutioneller Freiheit gegenüber dem nordbeutschen Militärstaat, die Befestigung bes föderativen Princips, bas von hier aus die Welt erobern sollte, die Erhaltung des Friedens, sofern badurch Frankreich der Anlag des Kriegsfalls entzogen würde, endlich ein Bindeglied zwischen Nordbeutschland und Desterreich, dies Alles sollte dieses Projekt leisten. So oft und mit so unermüdlichem Nachdruck wurde ben subdeutschen Regierungen gesagt, daß bies bas einzige Mittel zur Rettung ihrer Selbständigkeit, und die Berschmähung dieses Mittels ihr sicherer Untergang sei, daß ja wenigstens bies unzweifelhaft ist: es ist das einzige und lette Mittel, das mit allem Besinnen ber Partikularismus weiß; versagt ihm dieses, so weiß er kein anderes.

Dennoch ist es heute zum Glück überflüssig die Unmöglichkeit des Sübbunds erst zu beweisen. Gewiß ist, daß auf Hessen auch die feurigsten Betenner nicht mehr zu zählen wagen. Baden verschwindet gleichfalls aus ihren Berechnungen. Aber auch die bahrische Regierung hat schon früher, und neuerzdings die württembergische seierlich sich von diesem Gedanken loszesagt. Oder hätte er vielleicht mehr Aussicht, wenn in München und Stuttgart andere Ministerien an's Ruber tämen? Man muß es bezweiseln, wenn man sieht, wie rathlos, um nicht zu sagen gedankenlos das Wort fortwährend wiederholt wird, ohne daß von irgend einer Seite gezeigt werden kann, wie denn ein solcher Bund auszussihren und einzurichten wäre, ungerechnet die Schwierigkeit, wie er sich mit den Allianzverpslichtungen verträgt. Der Sübbund ist — man höre nur den schläfrigen halbwachen Ton seiner Bertheidiger — längst ein inhaltsloses Wort, eine conventionelle Phrase geworden, die nicht ein wirkliches Ziel bedeutet, sondern nur ein anderes abwehrt, eine bloße Verdrämung des negativen Gedankens: Nichteintritt in den nordbeutschen Bund. Gerade weil dem

Programm jete Aussicht genommen ist, läßt es sich so bequem mechanisch wieberholen.

Die "enge Berbindung ter subbeutschen Staaten," die "Sammlung der staatlichen Kräfte Sütbeutschlands," wie sich ber Rechenschaftsbericht ber sübdeutschen Fraction vorsichtiger und bescheidener ausdrückt als bas Programm ber schwäbischen Bolkspartei, kann nur die eine oder bie andere Bedeutung ha= ben: entweder die sudeutschen Staaten suchen sich zu stärken, um sich ihrer Bertragsverpflichtungen gegen Preußen möglichst zu entledigen, ober sie sammeln ihre Kräfte im Geist der Berträge, um diese wirksamer zur Wahrheit zu ma-Jenes ist unzweifelhaft der Sinn, welchen die Urheber selbst mit dem Plan verbinden, und sie schielen dabei unverholen nach der Schweiz, deren Lostrennung vom Reich ihnen als nachahmungswürdiges Beispiel vorschwebt. In biesem Sinn würde ber Sübbund schon an den bestehenden Berträgen scheitern, beren Interpretation zum Glud nicht einseitig ben Sübstaaten zusteht. Wirklich scheint bie entgegengesetzte Absicht zu Grund zu liegen, wenn unter ben Rriegsministerien der süddeutschen Staaten wiederholt schon Berathungen über gemeinschaftliche Einrichtungen gepflogen worden find, die neuerdings in dem Bertrag zwischen Bapern und Württemberg über bie Festung Ulm und in bem Projett einer subdeutschen Militärcommission greifbarere Gestalt gewonnen has ben. Zunächst scheint bas Motiv freilich mehr in Berlegenheiten finanzieller Natur sowie in dem Gedanken zu liegen, Süddeutschland in einem etwaigen Rriege mit den Mitteln Sitdbeutschlands zu deden, sofern die preußische Armee voraussichtlich auf dem Hauptkriegsschauplat in Anspruch genommen wäre. Dabei wurde aber immer versichert, daß man, wie bereits in allen Zweigen bes Beerwesens Gleichartigkeit mit Preußen bergestellt, so auch in ben jetigen Berhandlungen die Uebereinstimmung mit dem gemeinsamen Bertheidigungsspstem von ganz Deutschland, b. h. tie Uebereinstimmung mit ben Intentionen Preugens im Auge habe; und die gegenwärtige Besetzung der Rriegsministerien auch von Württemberg gilt dies — bietet in dieser Beziehung verlässige Bürgschaft. Aber auch auf tiefes engere, prattische Ziel beschränkt, scheinen bie Berhandlungen bisher auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen. Und sie liegen in der Natur der Sache. Bon der einen Seite stößt man sich an den Gedanten einer Unterordnung, die selbstwerständlich von gemeinsamen Einrichtungen unzertrennlich ist; widerstrebt man ber Unterordnung unter Preußen, so wider= strebt man natürlich noch viel lebhafter einer Unterordnung unter Bayern. Bon der anderen Seite kann man die Besorgniß nicht überwinden, baß solche gemeinsame Festsetzungen, wenn auch optima fide eingeleitet, boch eines Tages dazu bienen könnten der Autonomie des Südens gegenüber dem Norden eine Stüte zu geben und bas Zusammenwirken im Sinn eines nationalen Bertheis bigungsspstems zu erschweren anstatt zu fördern. Baden wird man es nach ben Erfahrungen vom Sommer 1866 jedenfalls nicht verargen können, wenn es vorsichtig Planen ausweicht, die seine Freiheit ber Bewegung nicht zu Gunsten des nationalen Ganzen, sondern zu Gunsten Baperns und Württembergs be-

schränkten. Ueberdies liegt die Erwägung nahe, daß die angestrebte Bereinbarung entweder durch die Allianzverträge bereits überflüssig gemacht ist ober daß sie nur gang untergeordnete Punkte betreffen könnte. In der That ist nicht wohl abzusehen, welche Zwede burch eine Separatverbindung ber subdeutschen Staaten erreicht werden sollen. Durch die Schutz und Trutblindnisse ist der Rönig von Preußen im Kriegsfall der oberste Kriegsherr auch für die süddeutschen Contingente. Wie Preußen auf die Beere Siidbeutschlands gahlt, so hat es seinerseits bem Guben seinen Schut zugesagt, und wenn man fich erinnert, wie Preußen im Jahr 1866 seine Grenze von Kreuznach bis nach Auschwitz zu beden wußte, so liegt jedenfalls die Erfahrung vor, daß Preußen das Gebiet, bas es zu schützen hat, auch zu schützen versteht. Bedürfen nun die Bündnißverträge noch Ergänzungen und Festsetzungen im Einzelnen — und diese bedürfen sie allerdings, weil sie nur eine Bestimmung für den Kriegsfall enthal= ten, ber oberfte Kriegsherr aber boch eine Garantie beanspruchen kann für ben Bustand, in welchem er im Kriegsfall bie Bundescontingente überkommt .- fo werden diese doch am Besten mit Preußen selbst vereinbart; eine subdeutsche Militärcommission, in welcher nicht auch Preußen vertreten wäre, bliebe eine bedenkliche Bersuchung, bliebe jedenfalls Migbeutungen ausgesett, sie müßte sich benn wie gesagt nur auf untergeordnete technische Punkte beschränken, welche bann ben wiederholt in Scene gesetzten Apparat nicht rechtfertigen. Alles in Allem, darf man aus den Erfolgen, welche bisher die verschiedenen süddeutschen Militärconferenzen gehabt haben, ungefähr auf den Erfolg ber gegenwärtigen Bestrebungen schließen, und ben Organen ber subbeutschen Regierungen mag es ruhig überlassen sein, sich gegenseitig die Schuld für die unbesiegbaren Schwierigkeiten zuzuschieben.

Im Grunde ist es nur noch eine kleine extreme Partei, welche sich an bem Project des Südbunds festgebissen hat. Schon bei den Zollparlamentswahlen hat Herr v. Neurath auf einen Südbund verzichtet und sein Beispiel hat von conservativer wie von bemokratischer Seite Nachfolge gefunden. Es sind dies die praktischen Partikularisten, welche, die Auflösung der Berträge offen als eine Frage ber Zeit betrachtend, mit ber internationalen Selbständigkeit bes einzelnen Staats sich genügen lassen, ohne über bessen Grenzen hinauszuschweifen. Ift doch der württembergische Staat nach der Anschauung des Herrn v. Neurath - besselben Herrn der mit in Nikolsburg war und den Friedensschluß verhanbelte — genau in derselben Lage wie Holland und Belgien, wie die Schweiz, und seine Aufgabe kann er nur in ber Ausbildung seiner Einrichtungen, in der Entwickelung seiner constitutionellen Freiheiten finden, wodurch er nicht nur in sich selbst immer glücklicher wird, sondern auch immer mehr die Fähigkeit verliert sich bereinst mit dem unfreien Militärstaat zu verschmelzen. fer Seite konnte man nun freilich Alles eber erwarten, als die Betonung constitutioneller Freiheit, allein es ließ sich doch die ernsthafte Frage aufwerfen, ob nicht wirklich den Sübstaaten jetzt eine lohnende Bahn eröffnet sei. Wer hinderte sie ihre Einrichtungen auf den höchsten Grad der Bollkommenheit zu

bringen ober wohl gar Zukunftserperimente nach Art ber Züricher Demokratie zu versuchen? Der Bundestag, der die freie Entfaltung des Berfassungslebens nieder gehalten hatte, war nicht mehr. Keine Hemmung von irgend einer Seite, überall nur ermunternder Zuspruch; man durfte Wunder erwarten von der faatsbildenden Energie dieser Südstaaten, die bisher nur durch ängeren Druck zurlickgehalten wurden, obwohl sie auch so noch, wie oft versichert ward, um Decennien bem übrigen Deutschland voraus waren, ober gar, wie die württembergische Thronrede sagte, mit Stolz auf die Eingewöhnung eines 400jährigen Berfassungslebens zurüchlickten. Die Berhältnisse waren die gunftigften, und zum eigenen unbändigen Freiheitstrieb gesellte sich das Interesse und die Berechnung. Und boch, was waren nun die Resultate? Jett erst, nachdem diese Staaten ihrer "internationalen Selbständigkeit" sich erfreuten, kam zu Tag, welchen Ueberfluß an Worten und Projecten und welchen Mangel an politischen Talenten, welche Dürftigkeit ber politischen Initiative ein "400jähriges Berfassungsleben" groß gezogen. Nirgends war etwas von dem ungehemmten Aufschwung zu bemerken, den man erwartete, am wenigsten da, wo man ihn am lautesten anklindigte. Rein Bergleich mit der organisatorischen Frische, mit welder ber Nordbund ungesanmt an seine Geschäfte ging; selbst in einzelnen Staaten des norddeutschen Bundes, wie in den thüringischen, zeigte fich mehr Rührigkeit und Planmäßigkeit. Baben freilich hatte so eben ein umfassendes freisinniges Berfassungswert hinter sich, und es hielt nun, gefestigt durch eine nationale Politit, muthig die Anläufe aus, welche die Rlerikalen gegen die Reform anstrengten. Die hessische Regierung aber zeigte keine Miene sich dem Patronat zu entziehen, das fie der Kirche eingeräumt. Was in Bayern geschah, war löblich aber langsam, es ging nicht hinaus über eine gewöhnliche legislative Thätigkeit ober war die Fortsetzung längst begonnener Reformen; und am wenigsten wollte es in Württemberg fleden, wo doch am herausfordernoften die Parole ausgegeben wurde, und zwar von der Regierung wie von den Parteien, daß man durch Freisinnigkeit nicht blos ben Staat erhalten wolle, sondern auch der übrigen Welt ein vorleuchtendes Beispiel geben werbe. Bon größeren Gesetzgebungsarbeiten tam nichts zu Stande als die Justigreform, die längst vorbereis tet war und die mannigfachsten Stadien durchlaufen hatte, und die ohne Zweifel noch immer im Stadium der Vorbereitung sich befände, wenn nicht Regierung und Stände rasch sich geeinigt hatten, in der ausgesprochenen Absicht, um . zu verhindern daß sich die Blide verlangend nach der Gesetzgebung eines Großstaats richten, und um ber Welt zu zeigen, daß auch ein Staat von der bescheidenen Größe Württembergs in Durchführung selbständiger Reformen seine Lebensfähigkeit beweisen könne. Für die übrigen Zweige ber für nothwendig erachteten Reform reichte aber dieses stolze Bewußtsein nicht mehr aus. wurden zwar noch Entwürfe einer neuen Organisation ber Berwaltung und einer Revision der Landesverfassung, die schon 6 Jahre zuvor verheißen waren, vorgelegt, aber sie wurden nicht mehr berathen, sie lieferten nur den Beweis, daß in dem Musterstaat der suddeutschen Freiheit viel, sehr viel zu reformiren

war, wenn er sich auf die Bobe eines modernen Gemeinwesens erheben wollte. Sie waren bie glänzenofte Bestätigung ber Römer'schen Broschure, welche eine Parallele zwischen der württembergischen Freiheit und der Berfassung des nordbeutschen Bundes gezogen hatte. Zu allebem kam endlich noch ber freiwillige Attest ber Demokratie. Noch zur Zeit der Zollparlamentswahlen hatte sie in die Wette mit der Regierung und in wetteifernder Ueberhebung die herrliche Freiheit des eigenen Landes gegenüber bem Militärabsolutismus des norddeutschen Bundes gerühmt. Als sie über den Landtagswahlen mit der Regierung zerfiel, war in ihren Reden und Programmen ber Musterstaat plötzlich umgewandelt in eine Ausammlung veralteter, unfreier, zum Theil mittelalterlicher Traditionen. Und in diese mittelalterliche Burg hatte der lette Landtag feine andere Bresche zu legen vermocht, als daß für die Wahl der Volksabgeordneten das allgemeine Stimmrecht eingeführt wurde, eine Reform, zu der man sich eingestandenermaßen ohne viel Besinnen eutschloß, damit "wenigstens etwas" zu Stande komme, eine Reform, die man zudem nur bem Umstand verdankte, daß der nordbeutsche Bund, derselbe, der "die Schmach freiwilliger Knechtschaft" an der Stirne trägt, damit vorangegangen mar.

Das sind unerfreuliche Wahrnehmungen für die Anhänger bes Kleinfürstenthums bis an's Ende der Tage. Und noch viel weniger erfreulich ist die, daß Die wirklichen Fortschritte in ber Gesetzgebung burchaus in ber Richtung liegen, welche den Südstaaten durch die Verträge mit Preußen verzeichnet ist. jenigen welche klagen, daß seit Abschluß dieser Berträge nichts mehr im Sinn der Bereinigung von Nord und Süd geschehen sei, darf man doch wohl auf die Thatsachen verweisen, daß in Bessen Darmstadt fürzlich ein Militärconflikt in einer Weise geschlichtet worten ist, welche die Möglichkeit seiner Wiederkehr ausschließt, daß in Baben, obwohl es noch nicht in den Bund aufgenommen ift, ein preußischer General bas Kriegsministerium führt, daß in allen Sütstaaten die Einführung ber preußischen Heeresverfassung vollendete Thatsache ift. Hier rascher, bort langsamer und zögernd in Angriff genommen, ist im Ganzen diefe Reform ungleich leichter burchgeführt worden, als man bei dem Widerspruch, ' dem sie gerade im Süden begegnen mußte, erwarten durfte. Das hessische Contingent ist bereits völlig der norddeutschen Armee eingefügt. In Baden ist die Organisation so weit vollendet, daß diese Einfügung, nur aus politischen Grunben unterlassen, jeden Tag geschehen kann. In Württemberg, wo ber Widerstand von Bolf und Ständen am lebhaftesten mar, hat man wohl bes Boll= maßes ber Berpflichtungen sich zu entziehen gewußt, man setzte eine Ehre barin weniger zu leisten als das übrige Deutschland, allein was man aus Rücksichten der Sparsamkeit unterließ, betrifft wenigstens nicht die wesentlichen Punkte der Organisation. Im Ganzen hat eine höchst einsichtsvolle Berwaltung, die nicht blos den Ständen sondern auch den andern Ministerien gegenüber den schwie= rigsten Stand hatte, durchgesetzt, was nur immer von einer widerwilligen Kammer zu erreichen war, und daß abwechselungsweise eine Anzahl würtembergischer Offiziere zu längerem Aufenthalt nach Preußen gesandt wird, erweist sich in

jeder Beziehung als eine vortreffliche Maßregel. In Bahern rückte die neue Heeresorganisation ansangs am langsamsten vor, und man konnte sich hier z. B. in der Bewassnungsfrage nicht ganz des Borurtheils für bessere Eigenthümlichsteiten entschlagen; allein auf einzelnen Punkten gelang es doch jetz schon Würtztemberg zu überholen, so in der Organisation der Landwehr und im Institut der einjährigen Freiwilligen, und die Thätigkeit auf diesem Feld ist zur Zeit um so lebhafter, als Bahern, wie es scheint, noch nicht auf den Ehrgeiz verzichtet hat, die bevorzugte Stellung, die ihm der preußische Resormentwurf vom 10. Juni 1866 eingeräumt hat, nachträglich zu verdienen.

Diese Reform bes Beerwesens ware schon unter bem einen Gesichtspunkt von höchstem Werth, daß sie die Wehrkräfte des Gudens wefentlich erhöht, ihr Selbstgefühl steigert und sie im Rriegsfall in ben Stand setzt neben benjenigen des nordreutschen Bundes eine ebenblirtige Rolle zu spielen. Ungleich wichtiger noch erscheint sie in Anbetracht ihrer moralischen Wirkungen. Diese können sich freilich erst vollständig entwickeln, wenn bas System eine Reihe von Jahren in Rraft gewesen, die Jahrgänge der Landwehr complet sind, das Institut der Stellvertretung vergessen ift, und vor Allen ber Beift ber Disciplin sich in ben südeutschen Heeren eingebürgert hat, denen eben diese Eigenschaft bisher fast ein fremdes Ding gewesen ist. Dies Alles braucht Zeit; aber indem sich biese Beränderung im Lauf der Jahre vollzieht, muffen sich allmälig auch die Birkungen auf ben politischen Geist ber Bevölkerung äußern. Wie bie berr= schende Undisciplin, die Gewohnheit nachsichtigen Geschehenlassens in den süddeutschen Heeren nur die Spitze des im Süden herrschenden Mangels an Staatsgefühl überhanpt war, so wird von der Heeresreform aus dieses Gefühl am sichersten geweckt und wieder ben sübdeutschen Bevölkerungen eingepflanzt werden. Soldat sein galt bisher für den Gipfel alles menschlichen Unglücks. Wen das Loos getroffen, ber galt seinen Mitbürgern als Gegenstand innigen Bedauerns. Um dieser Pflicht sich zu entziehen, sind bisher jährlich Hunderte über den Dzean gezogen. Diese Bewegung hat natürlich für den Augenblick nur verstärkte Di= mensionen annehmen können. Allein die Wendung kann nicht ausbleiben, sobalb die allgemeine Wehrpflicht anfängt in die öffentlichen Sitten überzugehen. Man wird es empfinden, mas es heißt, einem großen Ganzen anzugehören, man wird lernen die Pflichten willig zu tragen, die von Allen ohne Unterschied verlangt werben, und die Baterlandsliebe, bisher ein unklares phantastisches Gefühl, deffen warmste Betheuerung vereinbar war mit ber erklärtesten Abneigung gegen die Pflichten des Staates, wird sich mit einem wirklichen Inhalt erfüllen.

Und nun trifft es sich, daß die Folgen des zweiten Bertrags, der die Südsstaaten mit dem Nordbund verknüpft, des Zollvereinsvertrags, genau in dersselben Richtung liegen. Hier sind die Wirkungen schon jetzt noch deutlicher zu spüren, weil dieses Bertragsverhältniß sich an das allgemeine Stimmrecht wens det, die öffentliche Meinung direct herausfordert und so die lebendigste Discussion erzeugt. Und in dieser öffentlichen Discussion, an der das Volk die in die untersten Schichten sich zu betheiligen gezwungen ist, liegt für jetzt die

Bauptbedeutung bieser parlamentarischen Ginrichtung, mag man auch bie Resultate der ersten Session für noch so unbefriedigend halten. Es lag bei der schwäbischen Bolkspartei ein gang richtiger Instinct zu Grund, wenn sie anfänglich jede Betheiligung an den Wahlen zum Parlament ablehnen wollte und eine allgemeine Enthaltung vom schwäbischen Bolt verlangte. Sie erkannte bamit an, daß icon die bloße Wahlagitation ein tieferes Interesse für die allgemein beutschen Dinge bei bem Bolt begründen werbe, als ihren Parteiintereffen zuträglich sein konnte. Sie fah richtig voraus, bag bamit bem beutschen Gebanken die Thüre geöffnet sei, durch welche er mit Macht auch in das abgeschlossene Schwaben eindringen musse. Und so durfte bie nationale Partei mit Recht schon dies als einen ersten Erfolg betrachten, daß bas Bolk sich um jenen Rath nichts kümmernd mit aller Lebhaftigkeit in den Wahlkampf eintrat und die Bolkspartei trot des Beto der Führer selbst mit sich fortrig. In diesem Kampf unterlag nun allerdings die nationale Partei in Babern und vollends in Württemberg, und dieses Zahlenverhältniß beherrschte bie wichtigeren Debatten bes Zollparlaments, es erzeugte eine Schonung gegen ben Partitularismus, die sich schwerlich in diesem Mage wiederhelen wird; die beimtehrenden Mitglieder der suddeutschen Fraction konnten ihren Wählern triumphirend verfünden, wie mannhaft sie allen Bersuchen ber "Berpreußung" bes Sübens Widerstand geleistet. Allein dabei fehlte doch viel zu ber rein negativen Haltung, welche sie ihrer eigenen Ankundigung gemäß beim Zollparlament einzunehmen gedachten; sie betheiligten sich boch bei ber Discussion ber Borlagen, wider Willen halfen sie doch in ihrem Theil an dem Gelingen des ersten Erperiments, selbst ihre landsmannschaftliche Geschlossenheit, auf die sie so große Stude hielten, konnten sie nicht vollständig bewahren, sie sahen sich genöthigt feierlich für die Treue gegen dieselben Berträge sich auszusprechen, die sie wenige Monate zuvor leidenschaftlich bekämpft hatten, und daß es dem Parlamente vorkommenden Falls auch nicht an einer über die Competenz hinausgreifenden moralischen Autorität fehle, bewiesen die Debatten über die württembergischen Wahlen und über ben Bamberger'schen Antrag. Es waren dies vordeutende Symptome, mas diese gesammtbeutsche Bertretung eines Tages werben kaun, wenn eine ernstere Zeit ernstere Anforderungen stellen sollte.

Aber mag man dies Alles hoch oder gering anschlagen, der Kern der neuen Institutionen liegt, vom Süden aus angesehen, in ihrer Berührung mit dem directen Boltswillen. Die Zollparlamentswahlen haben gezeigt, daß fortan das politische Leben in den Südstaaten einzig erfüllt ist von der nationalen Frage. Anschluß an den norddeutschen Bund oder nicht, das war die Parole im Wahlzgang. Nicht die deutsche Partei, sondern die Gegner haben den Kampf einseitig auf dieses politische Gebiet gestellt, aber nicht die deutsche Partei hat es zu bezilagen. Dieser leidenschaftliche Kamps, der das süddeutsche Bolt in seinen Tiesen aufrüttelte, der in die Städte und die Dörfer, unter Arbeiter und Bauern den nationalen Gedanken und seine hartnäckige Bekämpfung trug, hat die in die letzte Hütte das Bewustsein getragen, daß es den Kamps um Deutschlands

Wiedergeburt gilt. Nicht daß das nationale Programm in der Minderheit blieb, ist das Bedeutsame, — dies verstand sich von selbst — sondern daß es überall entfaltet, vertheidigt und erörtet wurde und den Partikularismus zwang, seine äußersten Mittel dagegen aufzubieten. Denn kein anderes Interesse kam auf gegen dieses. Nicht wie sonst um die Gegensätze liberal und conservativ handelte es sich. Stritt doch die Demokratie in den Reihen der Legitimität und des Ultramontanismus und sührte damit selbst ihren Wahlspruch: durch die Freiheit zur Einheit ab acksurdum, sie selbst bekannte durch ihre Allianz mit den freiheitseindlichen Mächten, was das bewegende Interesse der Gegenwart ist.

Nichts ist bezeichnender, als daß diese Erfahrung bei den jüngsten Wahlen zum württembergischen Landtag sich einfach wiederholte. "Es barf kein Preuße gewählt werden," war auch diesmal die Losung. Diefelben Schlagwörter kamen zum zweitenmal in Rurs. Nicht die Aufgaben, welche dem nächsten Landtag gestellt werben und die hinlänglichen Stoff zur Discussion böten, nicht die Berfassungerevision ober die Reform des Berwaltungsmechanismus ober die Steuerreform fanden im Mittelpunkt des Rampfe, sonbern einzig wieder die unvermeidliche beutsche Frage. Und wenn die Demokratie diesmal zugleich gegen die damals verbündete Regierung Front machte, und die Regierung sich einbilbete gleichzeitig ber Demokratie und ber beutschen Partei gewachsen zu sein, so geschah es, weil die Bundesgenossen vom März sich in der seltsamen Sicherheit wiegten, daß durch die damaligen Wahlen die deutsche Partei im Lande entmuthigt, besorganisirt und unfähig sei wieder das Haupt zu erheben. Jest aber zeigte es sich, daß es keine Ueberhebung und kein fauler Trost von der beutschen Partei gewesen war, wenn sie nach ben Zollparlamentswahlen versicherte, daß sie sich unentmuthigt und stärker fühle benn zuvor. Damals hatte sie zuerst Gelegenheit den nationalen Gedanken überall bin zu tragen, ber Wiberspruch, ben fie fand, konnte fie am wenigsten irre machen, Fäben wurben angeknüpft, die sich probehaltig erwiesen, ihre Organisation wurde ausgedehnt, die Niederlage selbst spornte zu eifrigerer Thätigkeit; anstatt überall ihre Candidaten aufzustellen, wie dies im Interesse einer Demonstration bei ben Bollparlamentswahlen räthlich schien, concentrirte fle diesmal ihre Thätigkeit und beschränkte sie auf eine Anzahl solcher Bezirke, wo sie sich Hoffnung auf Erfolg machen durfte. Und sie darf sich ihrer Erfolge rühmen. Sie sind in hartem Kampf gegen die Regierung und gegen die Demokratie errungen und sie sind einzig durch die Macht der nationalen Idee errungen. Auch die nächste Rammer wird eine nationale Partei mit tüchtigen Führern haben, und zwar in größerer Anzahl als sie in ber vorigen Kammer saß, wo sie in wichtigen Dingen den Ausschlag gab. Es ist ihr damit ihre offizielle Stellung gesichert, und welchen Werth dies hat, haben wir am 1. Mai erfahren, an jener benkwürdigen Sitzung des Zollparlaments, wo übermüthige Gegner uns Wehrlosen in den Rücken fielen und in demfelben Athem, da sie über die Mäßigung unseres Programms spöttelten, uns bem Zollparlament als eine kleine, extreme, fanatische Coterie denunzirten. Wir vergessen nicht die treuen Freundschaftsbienste, welche

uns damals streitbare Gesinnungsgenossen geleistet. Allein die Anwesenheit von Mitgliedern der angegriffenen Partei hätte ohne Zweisel hingereicht, die Rede des Ministers zu zügeln, der auf die Unkenntniß der betreffenden Destails im Hause zählte, und auf das Schweigen derer, welche die Wahrheit wußten. Gegen die Wiederkehr solcher Scenen im eigenen Landtaghause sind wir gesichert.

Dieser Erfolg der nationalen Partei, so relativ er ist, hat doch die Sieges= freude ber Radicalen erheblich gebämpft. Die Regierung konnte in bem Bahlergebniß eine Erinnerung sehen, daß sie mit dem blogen Apparat ihrer Beamtenhierarchie, wenn sie es nicht versteht, bie unabhängigen und gebildeten Rlassen der Bevölkerung zu gewinnen, der Demokratie im eigenen Lande nicht gewachsen ist und so selbst an der Zerstörung des Staatswesens arbeitet. Die genannten Rlassen aber, welche die Regierung sich mehr entfremdet hat, als die verschiedenen Schattirungen ber Demofratie, sind überwiegend ber nationalen Sache zugethan und sie sind barin vollende bestärkt, seitbem sie Zeugen maren ber abstoßenden Scenen, zu beren Schauplatz die Fanatiker des rothen und des schwarzrothen Partikularismus zweimal unser land gemacht haben. Der principielle Rampf, ber zweimal in furzer Zeit durchzukämpfen war, hat der nationalen Partei eine Stellung erobert, die ihr nicht wieder entrissen wird. Sie allein darf sich rühmen, mit einem bestimmten Programm und des Erfolgs gewiß zwischen ben unmächtigen Phantasien einer haßerfüllten Demokratie und zwischen bem zweideutigen Schwanken einer Regierung zu stehen, beren Wortführer kurzlich keinen anderen Rath für Württemberg wußte, als "noch kurze Zeit Stand zu halten im Berharren auf bem Rechts = und Bertragsboden," und vorläufig "bie nächsten zwei Jahre" noch abzuwarten, da während dieser Zeit "vielleicht" Ereignisse eintreten, "wodurch sich Manches besser und günstiger gestalten könne." Bu diesen "Greignissen" wird ber Minister wohl selbst schwerlich bas Wiener Schützenfest gablen, auf welchem in biesem Augenblid Hunderte von Schwaben ben f. k. Berbrüderungstraum träumen und die tiefsinnige Inschrift bewundern: "Durch Freiheit zur Wahrheit, burch Wahrheit zum Licht!" Berauscht von "großbeutschen" Reben werden sie zurücktommen, stolz auf bie "politische That," die sie gethan. Aber die Gemüther werden sich auch wieder ernüchtern, und ernüchtert werden sie sich vielleicht überzeugen, daß die deutsche Gefinnung, bie sie in Wien getroffen, sofern sie nämlich biesen Namen verdient, ihre polemische Spitze jedenfalls nicht gegen die Errichtung eines felbständigen beutschen Staats hat, daß dieselbe vielmehr nur anspornen muß diesen Staat zu vollenden, von dem dereinst Niemand ausgeschlossen sein wird, der den Willen hat ihm anzu= gehören. Mag aber ber Rausch früher ober später vergehen, anbern tann er nichts an der Thatsache, daß alle lebendigen Elemente in den Südstaaten heute schon der Idee des Anschlusses an den Nordbund gehören, und daß, was ihm widerstrebt, die zerstörenden, die absterbenden und im Gefühl ihres Untergangs verbitterten Elemente sind. Und wenn dieser Prozes sich so naturgemäß und unwiderstehlich vollzieht, wie er jetzt begonnen hat, so ist dies die Frucht der

Freiheit, die den Südstaaten bewilligt worden ist, die Frucht derjenigen Politik, die in dem Rundschreiben vom 7. September 1867 ihren Ausbruck gefunden hat.

Notizen.

Politische Geschichte ber Gegenwart von Wilhelm Müller. I. Das Jahr 1867. Berlin, Berlag von Julius Springer 1868. fasser dieses Buches ist unseren Lesern bereits durch seine im Jahr 1867 erschie= nene "Geschichte der neuesten Zeit 1816—1866 mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands" bekannt. Daran schließt sich jest die oben genannte "Politische Geschichte ber Gegenwart," zunächst das Jahr 1867. Die Absicht ift, Jahr für Jahr ein solches Bändchen folgen zu lassen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Unternehmen Anklang finden wird. Auch neben dem bekannten und mit Recht beliebten europäischen Geschichtstalenber von Schultheg behauptet es seine selbständige Bedeutung. Schon bei Schultheß zeigte sich das Bedürfniß, der wohlgeordneten Sammlung von Nachrichten und Aktenstücken eine zusammen= hängende Erzählung beizufügen, was am Schluß in der "Uebersicht der Ereigniffe" des betreffenden Jahres zu geschehen pflegt. Diese Form der Darstellung nun ist es, in welche Müller die laufende Zeitgeschichte gebracht hat: es ist zusammenhängende Erzählung, eigentliche Geschichtschreibung; und eine kalenderartige Chronik des Jahres ist nur auf etlichen Seiten am Schlusse beigefügt, um in turzen Notizen einen raschen rein-dronologischen Ueberblick über die Ereignisse zu geben. Da hierbei auch die Seitenzahlen ber Geschichtserzählung angegeben sind, so erleichtert das den Gebrauch des Buche zum Nachschlagen in sehr erwünschter Weise. Dem letzteren Zwede dient auch das vorausgeschickte detaillirte Inhaltsverzeichniß, bas sich genau an den Text anschließt und außer den Daten ebenfalls die betreffenden Seitenzahlen des Textes enthält. den Stoff der Mittheilungen betrifft, fo hat der Verfasser bei dessen Auswahl einen guten Takt bewährt. Indem die Ereignisse bes Tages, wie sie uns in Gestalt ber politischen Neuigkeiten durch die Zeitungslektüre zugeführt werden, sich rasch vor unserem Auge entwickeln, wirkt ihre Massenhaftigkeit erdrückend auf uns ein, und neben dem Werthlosen und Vorübergehenden, das unser Ge= bachtniß mit Recht gerne wieber los wird, entfällt uns leicht auch bas Wichtige und Bleibenbe, das wir gern behalten würden. Diesem Uebelstand hilft das in Rede stehende Buch ab, und man wird dabei, indem das Unwesentliche gar nicht oder nur flüchtig berührt ist, nicht leicht etwas Bedeutendes vermissen. Die Darstellung ist fliegend und lebhaft, mit derjenigen Freiheit des historischen Stils, die sich bei der Darstellung der unmittelbaren Zeitereignisse in aller Natürlichkeit ergiebt. Wo es nöthig ist zum Verständniß, wird wieder zurückgegriffen in die Zeit, und z. B. das staatsrechtliche Berhältniß Luxemburgs zu Deutschland durch

vorigen Jahres dem Leser zu ermöglichen. Die Reslexion ist einfach und durchsichtig, in der Aussichrung so bündig, daß sie nie lästig wird. Die nationale Gesinnung des Berfassers verbirgt sich nicht. Er gehört dabei zu benjenigen, welche den Beruf Preußens erkennen und anerkennen und die Entwicklung Deutschlands an dessen Staat geknüpft glauben. Wenn dieser Umstand seinem Buch bei der Mehrzahl seiner schwäbischen Landsleute nicht eben zur Empsehlung gereichen dürste, so freuen wir uns um so mehr, daß eine solche verständige Stimme aus diesem wunderlichen Lande auch hier wieder laut wird, und empsehlen Jahre fortsahren und uns daszenige in gleicher Weise erzählen möge, was uns das lausende Jahr bis dahin gebracht hat.

Berantwortlicher Redacteur: B. Wehrenpfennig. Druck und Berlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Verwaltung der Stadt Paris.

218 am Wendepunkt des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nach ben furchtbaren Stürmen der Revolution, nach den verworrenen und unsicheren Zeiten des Direktoriums Frankreich und vor Allem Paris un= ter ber Herrschaft bes ersten Consuls innere Ruhe suchte und auch fanb, ba mußte es als eine ber ersten Aufgaben ber neuen Regierung erscheinen, die Verwaltung der Hauptstadt neu zu organisiren. Der Zustand, in welchem sich Paris befand, forberte auf bas bringendste bazu auf. Seit dem Beginne ber Revolution war Paris fast fortwährend in sieberhafter Aufregung gewesen, seine Verfassung und Verwaltung war mehrere Male gänzlich aufgelöst und ben revolutionären Grundsätzen ber herrschenden Parteien angepaßt worden. Unter allen Gemeinbeverfassungen aber hat= ten sich seine Behörben mehr bemüht sich am Gange ber Revolution zu betheiligen und Einfluß auf die Geschicke von ganz Frankreich zu gewinnen, als sie sich um das Wohl der Stadt bekümmert hatten. Die Verwaltung war in allen Theilen vernachlässigt worden, nirgends war für Ordnung und für die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse Sorge getragen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war in Folge davon Paris ein höchst ungesunder Aufenthalt. Die Seine bot in Folge der schlechten Fluß= polizei der Schifffahrt die größten Hindernisse dar und verschlechterte durch die vielen sumpfigen Stellen, die sich an den Ufern gebildet hatten, in hohem Grade die Luft. Die Quais waren vielfach eingefallen, in manchen Gegenden existirten überhaupt keine. So wurde der Quai d'Orsap, wo sich heute Palast an Palast reiht, erst im Jahre 1802 errichtet und noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts konnte man in dieser Gegend an schönen Sommerabenden die Frosche hören. (Noël, Voyage à St. Cloud). Abzugscanäle gab es nur sehr wenige, im Ganzen in der Länge von 15,386 Meter; sie waren meist unbebeckt und führten offen allen Schmutz und Unreinigkeiten durch die große Stadt. Die Straßen waren enge und schlecht gepflastert; die Häuser waren so hoch, daß sie kaum das Sonnenlicht in die Straßen bringen ließen. Ein beutscher Reisender schreibt in den neunziger Jahren: "Der erste Anblick bieser ungeheuren Stadt muß jedem ekelhaft sein. Die Straßen sind grade, aber entsetzlich lang und die Häuser sehr

hoch. Dan glaubt sich in einer Felsenspalte fort zu bewegen. Wer nicht im sechsten Stocke wohnt, tann ben himmel nicht seben, es sei benn bag er rudwärts den Kopf zum Genster hinausstreckt und senkrecht über sich Diese engen Strafen haben nur eine Gosse, bas Pflaster läuft abwärts von den Häusern zur Mitte. Alle Stragen sind mit bidem Roth bedeckt. Karren, Wagen, Menschen, Pferbe, Ejel müssen benselben gemeinschaftlich durch einander bearbeiten; denn Trottoirs sucht man vergebens." — Die öffentlichen Gebäude, Gefängnisse, Hospitäler, Schulen u. f. w. waren ihrem Verfalle nah und ihre Wiederherstellung war un= umgänglich nothwendig geworden. Die Krankenpflege war äußerst vernachlässigt. Die bringenbsten Bedürfnisse waren nicht befriedigt, die einfachsten Vorschriften nicht erfüllt. Die Zahl ber Betten in den Hospitälern war völlig unzureichend; meist mußte ein Bett mehrere Kranke aufnehmen; nicht felten acht Kranke sich mit einem Lager begnügen. manchen Krankenhäusern waren Kranke und Verurtheilte vereinigt. ber Anstalt La Salpstriere, die für Altersschwache bestimmt war, hatte man altersschwache Frauen und Schwangere, Ammen mit ihren Säuglingen und Greise, Jresinnige und Blinde, Unheilbare und Epileptische u. s. w. untergebracht. In den Gefängnissen sah es natürlich noch schlimmer aus. Von Bicetre sagt ein Berichterstatter: "Bicetre verwirklichte bamals bie Hölle ber Dichter." — In Folge ber allgemeinen Zerrüttung aller Verhältnisse und der schlechten Armenverwaltung war die Zahl ber von der Gemeinde unterstützten Armen so bedeutend gestiegen, daß auf eine Bevölkerung von 550,000 Einwohnern c. 172,000 Hülfsbebürftige kamen, welche in den öffentlichen Listen eingetragen waren. Heute zählt Paris bei einer Bevölkerung von 1,800,000 Einwohnern c. 120,000 aus ber Gemeindekasse unterstützte Armen. In einzelnen Arrondissements, so in dem siebenten, achten, dem der Quinze-Vingts betrug die Zahl der Armen fast bie Hälfte ber ganzen Bevölkerung.

Solche Zustände konnten nicht fortdauern. Im Jahre 1800 schritt Napoleon zur Reorganisation der Pariser Verwaltung. Schon lange vor dem Ausbruch der Revolution war in Paris wie in den anderen französsischen Städten die alte Gemeindeversassung in Versall gerathen. Zwar hatte sich die Bürgerschaft das Recht erhalten, die ersten Gemeindebeamten, den Prévôt des marchands und die 4 échevins, selbst zu mählen. Aber das Wahlversahren war so verwickelt, daß es der Regierung leicht ward, entscheidenden Einfluß bei den Wahlen auszuüben. Außerdem beschurften noch diese Veamten der königlichen Vestätigung. Der Gemeinderath, le Corps de ville, bestand aus 26 königlichen Räthen, conseillers du roi, und den 16 Vorstehern der einzelnen Stadtquartiere, den quar-

teniers. Einen wichtigen Theil ber Verwaltung aber hatte schon Lubwig XIV. 1674 den städtischen Behörden entzogen, die gesammte Sicher= heitspolizei, und hatte ihn einem königlichen Beamten, bem lieutenant general de la police, übertragen. Mit dem 14. Juli 1789 stürzte biese Verfassung zusammen. Fast in derselben Stunde, in der die Bastille erstürmt wurde, fiel ber lette Prevot des marchands von Paris, Flesselles, als eines ber ersten Opfer ber Revolution. Das Bolk bemächtigte sich bes Stadthauses, die alten Behörden wurden vertrieben und durch die ungesetzlichen Distriktsversammlungen, die dazu absolut keine Berechtigung hatten, Bailly, ber in der berühmten Ballhaussitzung der Präsident des dritten Standes gewesen war, zum Maire von Paris gewählt. Erst durch ein Geset vom 27. Inli wurde die Gemeindeverfassung der Hauptstadt ge= setlich festgesetzt und nach ben Grundsätzen, welche die Grundlage bes neuen französischen Gemeindegesetzes bildeten, geordnet. An ber Spite ber gesammten Verwaltung mit Einschluß ber Sicherheitspolizei steht ber Maire, ber von allen Aktivbürgern, die in Paris wohnen, gewählt wird. Die Stadt zerfällt in 48 Sektionen und jede Sektion hat 3 Männer zu wählen und wiederum aus biesen 144 Gewählten 48 Wahlmänner. 96 nicht gewählten bilden den großen Bürgerausschuß, die Versammlung der Notablen. Die 48 Wahlmänner wählen aus sich 16 Gemeindebeam= ten, die sogenannten administrateurs, welche dem Maire bei ber Berwaltung der Stadt zur Seite zu stehen haben. Aus den 32 übrigen besteht der Gemeinderath, conseil municipal. Doch war dieser Verfassung nur eine kurze Dauer beschieben. Sie fand schon den 10. August 1792 Nach einem Beschluß der Anführer des Ansstandes vom ein Ende. 10. August sollten in ber Nacht vom 9. auf ben 10. die Sektionen je 3 Commissare wählen, die sich auf bas Stadthaus zu begeben hatten, um bie gesetymäßigen Gemeindebeamten und ben Gemeinderath auseinander zu jagen und sich selbst ber Hauptstadt zu bemächtigen. Der Plan gelang vollständig und nun herrschte der revolutionäre Gemeinderath, in dem die Füh= rer des Jacobinerclubs faßen, nicht nur mehrere Jahre unbeschränkt über Paris, sondern auch eine Zeit lang über ganz Frankreich. Seine Wirksamkeit ist aus der Geschichte der Revolution nur allzu befannt. Frankreich wird es heute noch für nothwendig gehalten, ausführlich zu zeigen, daß dieser Gemeinderath ein ungesetzmäßiger und revolutionärer gewesen sei, daß mährend der Schreckensherrschaft in Paris nichts weni= ger als eine freie Gemeinbeverfassung bestanden habe. Denn noch heute versucht man von manchen Seiten bie Berberblichkeit einer freien Gemein= beverfassung mit dem Hinweis auf die Thätigkeit des Gemeinderaths von 1792-1795 zu beweisen. (Le Berquier, Administration de la commune

de Paris, 3. éd. 1865.) Erst nach bem Sturz Robespierre's fand ber Convent Muth und Zeit, in Paris auf gesetzlichen Grundlagen die Berwaltung wieder herzustellen. Durch bas Gesetz vom 11. October 1795 (19 vendémiaire des Jahres IV) ward die alte Gemeinde von Paris aufgelöst. Fortan sollte Paris einen Canton bilden, ber aus 12 Gemeinden (municipalités) bestehe. In jeder Gemeinde wurde die Berwaltung 7 gewählten Gemeinbebeamten übertragen, während bie gemeinschaftlichen Angelegenheiten von einer Centralbehörde (bureau central) beforgt wurben, beren 3 Mitglieder die Regierung ernannte. Diese Centralbehörde wurde ferner mit der Sicherheitspolizei, sowie mit der Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln betraut. Die außerordentlichen Befugnisse, welche bas Direktorium durch die sogenannten lois des ôtages den Polizeibehörden übertragen hatte, wurden von der Pariser Centralbehörde in . ärgster Weise mißbraucht. Haussuchungen, Verhaftungen, ja sogar Deportationen konnten nach willkürlichem Ermessen verfügt werben. aller Gewaltmaßregeln kehrte jedoch in Paris Rube und Sicherheit erst zurück, als ber erste Consul mit starker Hand die Zügel ergriff. In dem Geset vom 17. Februar 1800 (21 pluviôse tes Jahres VIII) schied Napoleon die Sicherheitspolizei von der übrigen Verwaltung und übertrug erstere einem Polizeipräfecten, ber in keiner näheren Berbindung mit ben städtischen Behörden steht und unmittelbar bem Minister untergeordnet ist. Die eigentliche städtische Verwaltung bagegen verschmolz er mit der Verwaltung bes Departements ber Seine und stellte an die Spite von beiden ben Seinepräfecten. In seiner Hand concentrirte sich die gesammte Berwaltung und ihm wurden alle Behörden untergeordnet. Ihm steht ein conseil municipal zur Seite, bessen Mitglieder von dem Regierungsoberhaupt ernannt werden, und das durch Hinzutritt einiger Mitglieder zum conseil général des Departements wird. Der Gemeinderath hat jedes Jahr einmal zusammenzutreten, um bas Bubget zu prüfen und die Rechnungsablage zu empfangen; die Session barf nicht länger als 6 Wochen bauern. Die Eintheilung ber Stabt in 12 municipalités ober arrondissements bleibt bestehen. Jedem arrondissement steht ein maire vor, der von der Regierung ernannt wird und dessen Functionen im wesentlichen auf die Standesbuchführung, Theilnahme bei der Recrutenaushebung und Stenervertheilung sich beschränken. Diese Organisation gestattete dem ersten Seinepräfecten, dem Grafen Frochot, in kurzer Zeit in allen Zweigen der ausgedehnten Verwaltung wesentliche Reformen durchzuführen. Seine erste Anfgabe mußte bie Ordnung der Finanzen sein. während der Revolution in große Verwirrung gerathen; nicht daß die Stadt sich mit großen Anlehen belastet hätte: aber sie hatte fast alle ihre

Einnahmsquellen verloren und lebte meift auf Kosten bes ganzen Staates. Durch Staatszuschüffe beckte sie ben größten Theil ihrer Ausgaben; häufig jedoch konnte sie die Kosten der einfachsten Bedürfnisse nicht zahlen. war sie im Jahre 1798 16,000 Francs für Straßenreinigung, 400,000 Francs für Straßenpflasterung u. s. w. schuldig. Deshalb war schon im Nahre 1799 bas Octroi, bas vor der Revolution für den Staat erhoben und 1791 aufgehoben worden war, wieder hergestellt und zwar zunächst zu Gunsten der Pariser Armen- und Krankenpflege. Im Jahre 1800 wurde es dann als allgemeine Einnahmsquelle der städtischen Verwaltung überwiesen und von städtischen Beamten erhoben. In dem ersten Budget ber neuen Verwaltung war es auf 11½ Mill. veranschlagt; stieg aber sehr rasch, so daß es schon 1813 17 Mill. eintrug. Im Jahre 1801 waren die Einnahmen auf 12½ Mill. veranschlagt, aber schon im Jahre 1811 hatten sie die Höhe von 34 Mill. erreicht. Die Ausgaben zehrten niemals die Einnahmen gänzlich auf, so daß jedes Jahr mit einem freien Ueberschuß abschloß. Während ber Verwaltung bes Grafen Frochot (ber im Jahre 1812 in Folge ber Verschwörung bes Generals Mallet, jedoch unverdienter Weise, seines Amtes entsetzt wurde) waren nur kleine An= lehen, die zusammen die Summe von 13 Mill. nicht überstiegen, aufgenommen worden. Aber Schlachthäuser, Markthallen, Brücken waren er= richtet worden, die Quais wiederhergestellt; der Canal de l'Ourcq, der Paris mit Wasser versorgte, wurde ausgeführt, die shstematische Canali= sation ber Stadt in Angriff genommen, die öffentlichen Gebäude vor bem gänzlichen Ruin gerettet und von Grund aus reparirt. In der energischen Handhabung der Straßenpolizei wirkte der Seinepräfect mit dem Polizeipräfecten zufammen und so bot Paris zu Ende der Raiserzeit einen ganz anderen Anblick dar, wie 15 Jahre früher. Einen Hauptpunkt ber segens= reichen Thätigkeit des Grafen Frochot bildete die Reorganisation der Hospitalverwaltung. Hierfür hatte er über 65 Mill. ausgegeben; fast alle Hospitäler wurden durch Neubauten vergrößert, so daß, während noch im Jahre 1806 nur 28,000 Kranke aufgenommen werden konnten, im Jahre 1812 schon 38,000 Kranke Verpflegung fanden. In jedem Arrondissement wurde eine Anstalt für plötzlich nöthig werdende Hülfe organisirt, eine Klinik auf städtische Kosten erbaut u. s. w. Die Versorgung der Hausarmen wurde geordnet und nach einem festen Plan geregelt. An die Spite ber gesammten Armen= und Krankenverwaltung wurde eine Centralbehörde ge= stellt, welche ber Präfect aus erprobten Verwaltungsbeamten und tüchtigen Aerzten zusammensetzte. — Ich will nicht weiter in die Einzelheiten ber Verwaltung eingehen, aber wenn ich hinzufüge, daß während dieser Periode ber Staat über 90 Mill. zur Wiederherstellung und Errichtung von öffentlichen Gebänden in Paris ansgegeben hat, so wird man es begreiflich finden, daß auch heute noch die Verwaltung des ersten Kaiferreichs in dantbarem Andenken in Paris steht. — Die von Rapoleon geschaffene Organisation der Verwaltung blieb mährend der Zeit der Restauration und bes Julikönigthums unverändert bestehen. Tüchtige Berwaltungsbeamte bekleideten in dieser ganzen Periode die Stelle eines Seinepräfecten und Namen wie die der Präfecten Chabrol, des Grafen Rambuteau und Anderer haben noch heute einen guten Klang bewahrt. Für bie Berbesserung bes Gesundheitszustandes, ber Armen- und Krankenverpflegung, ber Canalisation u. s. w. geschah mancherlei. Deffentliche Gebäude, wie Markthallen, Schlachthäuser, die Borse u. a. murben errichtet. Seit bem Gefet von 1833 wendete sich die Aufmerksamkeit ber städtischen Behörden auch auf das Unterrichtswesen. Elementarschulen, Arbeiterschulen, höhere Un= terrichtsaustalten wurden in großer Zahl eröffnet. Die städtischen Ausgaben für öffentlichen Unterricht betrugen im Jahre 1814 82,000 Francs und 1830 140,000 Francs, während sie im Jahre 1847 die Höhe von 1,100,000 Francs erreichten. Die Finanzverwaltung war eine äußerst forgfältige und sparsame; fast in jedem Jahre ergab sich ein Ueberschuß ber Einnahmen über die Ausgaben. Bis zum Jahre 1847 war die Einnahme bes Octrois auf 30 Mill. gestiegen, während die sammtlichen Einnahmen sich auf 44 Mill. beliefen. Im Jahre 1838 hatte die Stadt aber eine bedeutende Einnahmsquelle verloren, da in diesem Jahre die Spielhäuser aufgehoben wurden und die ihnen aufgelegte Abgabe an die Stadt damit Alnsehen machte die Stadt nur wenige. Nur die Anwesenheit der fremden Heere in den Jahren 1814 und 1815 sowie die Hungersnoth von 1816 hatten zur Aufnahme von eirea 60 Mill. gezwungen, die aber in furzer Zeit zurückgezahlt wurden. In bem Zeitraum von 1830 bis 1848 wurden nur zwei Anlehen gemacht, das eine im Jahre 1832 von 40 Mill. aber wurde zu 1/2 zur Rückzahlung früherer Anlehen, zu 1/2 zu öffentlichen Bauten benutzt, während das andere aus dem Jahre 1847 von 25 Mill. noch nicht verausgabt war, als die Februarrevolution ausbrach.

Durch das Gesetz vom Jahre 1834 wurde die Verwaltung mit constitutionellen Einrichtungen umgeben. Die Bürgerschaft von Paris erhielt das Recht, den Gemeinderath selbst zu wählen. Jedoch war das aktive Wahlrecht sehr beschräuft. Auf eine Bevölkerung von circa 900,000 Einw. (nach der Zählung von 1841 912,000) kamen gegen 17,000 Wähler. Aber durch die Prüfung des Budgets und der Steuerbewilligung konnte doch die Bürgerschaft einen Einstuß auf die Verwaltung gewinnen. Freislich von einer Selbstverwaltung konnte auch nach dem Gesetz von 1834

nicht die Rede sein. Nach wie vor wurden alle Verwaltungsbeamte von der Regierung aus der Bureaukratie ernannt; an der Verwaltung selbst hatten die Bürger nicht den geringsten Antheil.*) Doch schon die Februarrevolution entzog ben Bürgern bas verliehene Recht wieder. Schon am 27. Februar 1848 löste bie provisorische Regierung ben Gemeinberath auf, suspendirte bas Gesetz von 1834 und ernannte einen provisorischen Gemeinderath. Der Seinepräfect war noch am ersten Tag der neuen Regierung, 24. Februar, durch einen Maire ersetzt worden, dem durch Defret vom 2. März der Präfect der Polizei untergeordnet wurde. Die Er= nennung beider aber behielt sich die Regierung vor. Doch schon durch Detret des Präsidenten der Republik vom 8. September 1849 wurde die alte napoleonische Verfassung wiederhergestellt, Gleichstellung bes Polizeipräfecten mit bem Seinepräfecten, bem wiederum die Verwaltung von Paris übertragen wurde, Ernennung der Gemeinderäthe durch die Regierung, und freie Ernennung ber Maires. Legalisirt wurde dieses De= tret erst durch das Gesetz vom 5. Mai 1855. So entbehrt noch heute die Hauptstadt Frankreichs des Rechts, bessen sich die kleinste Gemeinde erfreut, bes bescheibenen Rechts, wenigstens ben Gemeinderath mählen zu dürfen. Der heutige Gemeinderath wird alle 5 Jahre vom Kaiser ernannt, bem nur die Beschränkung auferlegt ist, daß er Einwohner von Paris wählen muß. Der Gemeinderath darf sich nur mit den Gegenständen beschäftigen, welche ihm burch Vorlagen des Präfecten zur Be= rathung übergeben werden. Jährlich muß eine orbentliche Seffion stattfinden, in welcher das Budget zu berathen ist, die aber nicht länger als 6 Wochen dauern barf. Die Sitzungen sind nicht öffentlich, ein Protokoll wird nicht veröffentlicht, und nur ber Rechenschaftsbericht, welchen ber Präfect jährlich dem Gemeinderath abstattet, wird durch den Moniteur bem Publikum mitgetheilt. Der Gesetzebende Körper hat sich um die Verwaltung ber Stadt Paris nicht zu kümmern; seine Zustimmung wird nur geforbert, wenn bie Stadt ein neues Anleben ausnehmen will. **) Kann bei biefer Verfassung auch nur von einer Controlle ber Verwaltung durch die Bürgerschaft nicht die Rebe sein, so wurden dagegen die Macht= befugnisse des Präfecten in neuerer Zeit noch bedeutend erweitert. Durch bas sogenannte Decentralisationsgesetz von 1852 waren nämlich ben Präfecten eine Reihe von Gegenständen, welche bis dahin der Entscheidung

^{*)} Die Maires wurden ebenfalls von der Regierung ernannt, aber aus einer Liste von 12 Candidaten, welche von den Wählern des betreffenden Arrondissements ge- wählt wurden. —

^{**)} Rach dem Gemeindegesetz vom 10. Juli 1837 bedarf jede Gemeinde, deren Einsnahmen die Summe von 100,000 Francs übersteigen, zur Aufnahme eines Aules hens der Autorisation durch ein Gesetz.

bes Ministers sclbst unterworfen gewesen waren, zu sclbständiger Entscheidung übertragen worden; die Bestimmungen des Gesetzes sollten aber auf den Seinepräsecten keine Anwendung sinden. Erst durch das Geset vom 9. Januar 1861 sand auch auf ihn eine Ausdehnung statt. Das angesührte Gesetz überträgt die Entscheidung über sämmtliche Gegenstände der Berwaltung dem Präsecten, nur in Betress von 24 namentlich aufgezählten Gegenständen behielt der Kaiser sich oder dem Minister die Entscheidung vor. So ist die kaiserliche oder ministerielle Genehmigung nothewendig zu dem Voranschlag des Budgets, zur Auslage neuer Steuern, zur Anlage von Straßen, zur Errichtung von Bohlthätigkeitsanstalten und Pfandhänsern, zur Aufnahme von Anlehen, zur Berwaltung der Gesängnisse, zu Expropriationen u. s. w. Zwar steht der Präsect auch in Vetress aller übrigen Theile der Verwaltung unter der Aussicht des Ministers; aber er kann, ohne die Sache vor das Ministerium gebracht zu haben, selbständige Anordnungen tressen und Versügungen erlassen.

Schon vorher aber hatte bie Verfassung von Paris eine wichtige Beränderung erlitten. Durch das Gesetz vom 16. Juni 1859 war bas Gebiet der Stadt bedeutend ausgedehnt worden, 11 Gemeinden und große Theile von 5 andern Gemeinden mit einer Bevölkerung von ungefähr 500,000 Bewohnern wurden mit Paris vereinigt. In Folge bavon kamen zu ben 12 alten Arrondissements 8 neue und die Zahl der Gemeinderathe wurde von 26 auf 60 erhöht. In bem Bericht, welchen ber Seinepräfect an ben Kaiser erstattete, wird als Hauptgrund bieser Maßregel angeführt, daß zur Aufrechthaltung der Sicherheit und Ordnung sowie zur Vollendung bes Strafenshstems biese Bezirke, welche in Wirklichkeit zu der Hauptstadt gehörten, auch der hauptstädtischen Verwaltung untergeben werben müßten. Jeboch die entscheibenden Gründe scheinen noch andere gewesen zu sein. Einmal soll ber Präfect eine Erhöhung ber Einnahmen durch eine Ausbehnung der Octroilinie gewünscht haben; und wenn dies feine Absicht war, so hat er sie in vollem Maße erreicht. Während ber Ertrag des Octroi im Jahre 1859 sich auf 54 Mill. belaufen hatte, ergab das Octroi im Jahre 1860 über 73 Mill. Ferner aber soll ber Präfect bei ber Stadterweiterung das Ziel im Auge gehabt haben, die Fabriken aus Paris und seiner Umgebung zu entfernen. Die große Fabrikation hatte gerade in ben jetzt mit der Stadt vereinigten Orten ihren Hauptsitz und da bas Octroi auch von Brenn= und Rohmaterial ber Fa= briken erhoben wird, so hoffte der Präfect burch eine Belastung der Fabrikanten mit dem Octroi sie zur Aufgabe des Fabrikbetriebs zwingen zu können. Nach ber Ansicht bes Präfecten sollen überhaupt große Fabriken in Paris nicht gebuldet werden. Der Rauch und Schmutz, ben sie noth-

wendiger Weise über ihre Nachbarschaft verbreiten, passe nicht für die Hauptstadt. Die große Anhäufung der Fabrikarbeiter aber vermehre die Unsicherheit, die Gefahren einer Revolution und musse beshalb soviel wie möglich verhindert werden. Durch die angegebene Maßregel ist es nun in der That gelungen, die Zahl der Fabriken in den mit der Stadt vereinigten Bezirken beträchtlich zu verringern und mehrere Industriezweige zur Auswanderung zu zwingen. Aber zu dem beabsichtigten Ziele ist der Präfect boch nicht gelangt. Denn seiner Versicherung zum Trote, daß in Folge ber Hindernisse, welche durch die Befestigungstinien der Anlegung von Fabriken in der Umgebung von Paris entgegenstehen, sich an die Octroilinie keine neue Fabrikorte ansetzen würden, sind namentlich an der Nord= und Westseite mit erstaunlicher Schnelligkeit neue Fabrikdistrikte entstanden und in der ganzen Umgebung bis nach Sevres und St. Denis hin reiht sich, fast Fabrik an Fabrik. Suresnes, Puteaux, Asnières sind wie mit einem Schlage Mittelpunkte einer großartigen Fabrikation gewor= den und die Bevölkerung hat sich seit 1859 in diesen Gegenden verdop= pelt und verbreifacht. *)

Der Seinepräfect vereinigt in sich die Eigenschaften des Präfecten des Seinedepartements und des Bürgermeisters von Paris und nach diessen deppelten Funktionen gliedern sich auch die Behörden, die ihm untersgeben sind. Als Präfect des Departements steht ihm der Präfecturrath zur Seite, dem derselbe Wirkungskreis zugewiesen ist, wie in den übrigen Departements. Der Gesammtverwaltung des Präsecten gehören das Cabinet und das Generalsecretariat an. Das erstere besteht aus 3 Büreaus und

^{*)} Bekanntlich herrscht gegenwärtig über bie Auslegung bes Gesetzes vom 16. Juni 1859 ein heftiger Streit zwischen einigen Fabrikanten und bem Seinepräfecten. Das Besetz gewährt nämlich ben Fabriken, Die am 1. Januar 1859 innerhalb ber mit ber Stadt vereinigten Bezirke bestanden haben, für eine bestimmte Uebergangezeit mehrere Bergunftigungen in Betreff bes Octroi. Rach Art. 7 follen bie betreffenben Fabrikanten bis jum 1. Januar 1867 für Brenn und Rohmaterial nur soviel Detroi bezahlen, als sie frliher in ten selbständigen Gemeinden zu bezahlen gehabt hatten. Bestand bort überhaupt kein Octroi, so sollten sie auch bis zu bem angeführten Zeitpunkt bavon befreit sein. Der Art. 5 dagegen gestand den Fabrikanten bis zum 1. Januar 1870 bas Recht ber sog. entrepôts à domicile (ober fictifs) zu. Der Streit breht sich um die Auslegung bieses Ausbrucks. Rach ber Ansicht bes Präfecten haben die Fabrikanten nur das Recht, die Brenn- und Rohmaterialien in ihre Fabriken, Lager u. s. w. einzuführen gegen Haftung für bas Octroi, auf ben Fall, baß sie bieselben verbrauchen. Die Fabrikanten bagegen behaupten, in bem Recht bes entrepot à domicile liege Freiheit von bem Octroi für alle die Materialien, welche zur Fabrikation von Gegenständen verwandt würben, die nicht in Paris selbst zum Berkauf gebracht, sondern für ben allgemeinen Handel, namentlich zur Ausfuhr bestimmt werden. Die Gerichte haben zu Gunsten des Präfecten entschieden. An sich ist ber Gegenstand des Streites also von keiner sehr großen Bebeutung (es handelte sich blos um die 3 Jahre 1867—1870); und es ist wohl nicht zu Teugnen, baß in tenbentiöser Weise bie Wichtigkeit bes Prozesses in hohem Mage übertrieben worden ift.

hat die allgemeine Correspondenz, die Untersuchung aller Actenstücke, welche bem Präfecten zur Genehmigung vorgelegt werben, die Anordnungen öffentlicher Festlichkeiten u. s. w. zu besorgen. Das Generalsecretariat zerfällt in zwei Sektionen, von benen die erste in 3 Bureaus die Personalangelegenheiten, die Vertheilung der Geschäfte, die Anordnungen zu Wahlen für den gesetzgebenden Körper, für das Handelsgericht u. f. w. zu bearbeiten hat. Der zweiten Sektion ist die Verwaltung einer Reihe einzelner Gegenstände, wie die Bibliothek, das Archiv, die Einleitung von Prozessen u. s. w. übertragen. Die Departementalbehörden sind in 9 Büreaus getheilt. Die städtischen Beamten bearbeiten in 18 Büreaus die eigentlich städtischen Angelegenheiten. Sie stehen unter 4 Direktoren, so baß jebem ber großen Berwaltungszweige ber Finanzen, ber Straßen, ber öffentlichen Bauten und ber architektonischen Arbeiten je ein Direktor vorgesetzt ist. Außerbem existiren noch eine große Anzahl technischer Behörben, welche theils durch das Generalsecretariat, theils durch die einzelnen Büreaus mit dem Präfecten im Zusammenhang stehen, so die Direktion der Armenpflege, der Steuervertheilung, der reintechnischen Straßenverwaltung, des Pfandhauses, die Commission für die schönen Künste u. f. w. Im Ganzen existiren ungefähr 15 solcher Commissionen, von denen manche wiederum 5—6 Büreaus unter sich haben. Eine Angabe über die Zahl der städtischen Beamten habe ich nicht in Erfahrung bringen können, aber es ist klar, bag in diesen vielen Büreaus ein stattliches Beamtenheer versammelt sein muß.

Für die Berwaltung von Paris beginnt eine neue Periode mit dem Tage, wo Baron Hausmann zum Präfecten ernannt wurde. Hausmann, lo roi do Paris, wie er heute in Paris genannt wird, war ursprünglich Musiter, ist ein Zögling des Pariser Conservatoriums und wurde, als er die Kunst verlassen hatte, zuerst Advokat. Doch bald führte ihn sein Taelent in die ihm gemäßere Bahn der Berwaltung. Er machte die gewöhnliche Lausbahn der französischen Verwaltungsbeamten durch; wurde Prässecturrath, Unterpräsect, schließlich Präsect und als Napoleon unmittelbar vor der Annahme des Kalsertitels jene berühmte Reise durch Frankreich machte, war Hausmann Präsect der Gironde. Napoleon tras mit ihm in Bordeaux zusammen und erkannte sosonde. Napoleon tras mit ihm in Bordeaux zusammen und erkannte sosonde. Im Jum Präsecten des Seines departements und vertraute ihm damit die Verwaltung der Hauptstadt an.

Seit mehr als 50 Jahren war Paris in sicherer, geordneter Weise verwaltet, Fortschritte waren in jeder Beziehung gemacht worden; die Finanzen befanden sich in guter Ordnung und überall zeigte sich, daß wohlsgesinnte und thätige Männer an der Spitze gestanden hatten. Jetzt aber

wurde ein Mann, man kann sagen, Beherrscher von Paris, der entschlossen war die kühnsten Projekte in kürzester Zeit mit größter Energie durchzusühren und dem die Mittel dazu zur Verfügung standen. Es ist bekannt, daß die erste Idee, der Anstoß zu dem Umbau der großen französischen Städte unmittelbar von dem Kaiser selbst ausging; aber wie groß auch der Antheil sein mag, den Napoleon an dem Entwurf der großartigen Pläne eines Neubaus der Hauptstadt gehabt hat, sedenfalls machte der Präsect diese Pläne zu den seinigen; er rief die einzelnen Unternehmungen in's Leben, leitete die Aussührung und ihm vor Allem kommt wie das Verdienst so die Verantwortung zu. Die Entsaltung einer so großartigen Thätigkeit, die fast unbeschränkte Verfügung über enorme Wittel, ist natürlich nur dadurch möglich geworden, daß der Präsect an dem Kaiser einen sicheren Rückalt zu sinden weiß und daß der Gemeinderath den Präsecten nach Belieben schalten und walten läßt.

Der Grundgebanke, von dem Hausmann bei feinen Plänen ausging, läßt sich babin zusammenfassen: daß Paris keine Gemeinde sei, sondern die Hauptstadt Frankreichs, beren Verwaltung nicht als eine communale, fondern als eine Staatsangelegenheit zu betrachten sei. In einem Bericht an den Gemeinberath fagt er: "Kann man diese ungeheure Stadt eine Gemeinde nennen? Welches communale Band rereinigt die zwei Millionen Menschen die barin wohnen? Kann man eine Verwandtschaft ber Heimath bemerken? Nein, die Mehrzahl gehört andern Departements an, Viele fremden Ländern; dort haben sie ihre Verwandten, ihre thenersten Interessen und oft ben besten Theil ihres Bermögens gelassen. ist für sie ein großer Markt, eine ungeheure Arbeitswerkstätte, ein Kampfplat des Chrgeizes; oft auch nur ein Ort des Vergnügens; ihre Heimath ist es nicht. Nein, gewiß kann Paris in Folge ber Zusammensetzung seiner Bevölkerung nicht als eine Gemeinde betrachtet werben; Paris ist etwas ganz Anderes, Paris ist eine Hauptstadt!" Nach ber Ansicht des Kaisers und des Präfecten verlangt das Staatsinteresse Frankreichs einen Umbau seiner Hauptstadt. In dem Bericht vom Jahre 1858 zählt der Präfect bie Gründe auf, welche ben Umbau von Paris zur Nothwendigkeit gemacht "Wir mussen," sagte er, "breite, strategische Straßen in Paris eröffnen, welche die Aufrechthaltung ber Ordnung sichern, wir mussen die Bugänge zu den Eisenbahnhöfen glänzend und bequem herstellen, Licht, Luft und Wasser ben Einwohnern geben, die Hauptstadt Frankreichs verschönern. Die äußere Erscheinung muß einen monumentalen und großartigen An= blick barbieten." Um aber biesen für nothwendig erklärten Umbau auszuführen, mußte ein günstiges Expropriationsgesetz einen Theil der Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Das allgemeine Geset über Expropriation

wurde im Jahre 1841 erlassen und darin sestgesetzt, daß nur in den namentlich ausgezählten Fällen eine Expropriation überhaupt zur Anwendung kommen könne, daß aber in jedem einzelnen Fall ein besonderes Gesetz die Expropriation für zulässig erklären müsse. Im Jahre 1850 wurde aber für Paris eine Ausnahme durch ein Gesetz zugelassen, indem der Stadt das Recht zu expropriiren zum Zwecke des Umbaus von ungesunden Wohnungen ertheilt wurde. Im Jahre 1851 wurde dies Recht verliehen zum Zwecke der Berlängerung der Rue Rivoli und 1852 zum Zwecke der Anlegung nener Straßen. Zu gleicher Zeit wurde durch ein Senatusconsult vom 25. Dezember 1852 bestimmt, daß sortan ein kaiserliches Dekret jede Expropriation sur zulässig erklären könne, ein Gesetz hierzu nicht mehr nöthig sei. So sand der Präsect zur Durchsührung seiner großeartigen Ideen ein bequemes und handliches Expropriationsrecht vor. —

Das erste Projekt eines größeren Straßenumbaues in Paris batirt noch aus ber republikanischen Zeit. Im Jahre 1851 stellte ber bamalige Minister bes Innern, Leon Faucher, den Antrag, eine große Centralmarkthalle zu errichten und in Verbindung damit die Rue Rivoli zu verlän= gern. Zur Ausführung dieses Plans wurde die Stadt autorisirt ein Anleben von 50 Millionen aufzunehmen. Hiermit war die Bahn gebrochen und als bann 1853 Hausmann sein Amt antrat, folgten sich Schlag auf Schlag die großen Unternehmungen. In seinem Bericht von 1867 unterscheibet der Präfect drei Netze von Straßen, welche seit 1853 angelegt worden sind. Das erste Netz umfaßt die Straffen, welche bis zum Jahre 1858 begonnen worden sind. In Beziehung hierauf sagt er: "Das Centrum von Paris war fast undurchbringlich. Das Louvre, die Tuilerien, die Hallen, das Stadthaus bildeten auf dem rechten Ufer eine Art Schranke und waren, wie auf dem linken Ufer mehrere Kirchen und öffentliche Ge= bäube, umgeben von einer geballten Masse von Häusern, welche durch kleine, winklige und enge Straßen burchfurcht war. Die nördlichen und füblichen, die östlichen und westlichen Stadttheile waren durch biese Barriere von einander getrennt." Um dieses Vollwerk kleiner Straßen niederzulegen, wurden zuerst Zugänge zu den Tuilerien und dem Louvre geöffnet. Im Jahre 1854 wurde bann bas Stabthaus freigelegt und das Boulevard du Chatolet angelegt. Die Kosten dieser Bauten beliefen sich auf 154,700,000 Francs, von denen der Staat ein Drittel getragen hatte. Im Jahre 1855 wurde ein zweites Anlehen aufgenommen und das Boulevard Sébastopol begonnen, das bestimmt war, die ungefundesten und volkreichsten Stadttheile, welche seit jeher der Sitz und die Heimath aller Aufstände gewesen waren, zu durchbrechen und offen zu legen. Jahre 1857 wurden dann die Arbeiten auf bem linken Seineufer in An-

griff genommen, das Boulevard St. Michel als Fortsetzung des Boule= vard Sébastopol gegründet und bie östlich an das Quartier latin stoßenden Stragen durchbrochen. Alle biese Arbeiten kosteten zusammen 272 Mill., von denen der Staat 120 Mill. bezahlte. Eine zweite Reihe von Unternehmungen wurde im Jahre 1858 begonnen. Die Stadt schloß mit bem Staate einen Vertrag, in welchem sie sich verpflichtete binnen 10 Jahren 9 neue Boulevarbs, 10 neue Straffen in der Breite von 20 bis 40 Meter und 4 Avenuen, welche hinsichtlich ber Breite bie Mitte zwischen Strafen und Boulevards halten, zu eröffnen. Diese neuen Strafen sollten bazu bienen: "bie äußeren Stadttheile in Verbindung zu setzen mit bem Centrum von Paris, mit den öffentlichen Gebäuden, in denen die politischen und Verwaltungsbehörden ihren Sit haben, mit den Eisen= bahnhöfen, endlich mit den Hauptpunkten, wo die militärische Macht stationirt ist, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Personen zu Der Staat trug zu ben Kosten dieser Arbeiten, die auf 180 Mill. veranschlagt waren, 50 Mill. bei. Nach bent Bericht des Präfecten von 1867 werden sie bis zu ihrer Vollendung 410 Mill. kosten, nach Ab= zug bes Erlöses aus ben verkauften Materialien ber abgebrochenen Häufer und aus dem verkauften Boden. Aber an diese Anlagen schloß sich noch eine britte Reihe von neuen Straffen, welche die Stadt ganz auf eigne Rechnung ohne Staatsunterstützung zu bauen unternahm. Der Präfect behauptete, dieselben seien nothwendig zur Vollendung der in Folge bes Vertrages von 1858 begonnenen Unternehmungen, zur Durchführung bes Straßenshstems und zur Verbindung ber älteren Stadttheile mit den im Jahre 1859 mit der Stadt vereinigten Bezirken. So wurden, mährend die im Jahre 1858 entworfenen Pläne noch nicht völlig ausgeführt sind, 2 neue Boulevards, 12 neue Straßen und 7 neue Avenuen ange= legt und 26 Straßen verlängert. Die Rosten dieser neuesten Bauten sind auf 300 Mill. veranschlagt. So hat also die Stadt den Voranschlag von 1858 um 530 Mill. überschritten. Seit 1859 hat ferner die Stadt für die neuen Stadttheile, für Straßen, öffentliche Anlagen, Markthallen u. s. w. ungefähr 200 Mill. ausgegeben. Die Ausgaben für Straßenverbesserung, Canalisation, öffentliche Gärten, Casernen, Reparaturen von öffentlichen Gebäuden u. f. w. belaufen sich, nach dem Ausbruck des Präfecten, nach Hunderten von Millionen. Bis zum 1. Januar 1865 hatten . die gesammten Kosten für öffentliche Bauten seit 1853 die Höhe von 1 Milliarde 222,300,000 Francs erreicht. In berselben Zeit hat außerbem der Staat auf eigene Rechnung in Paris 130 Mill. auf öffentliche Bauten verwandt. Was die Zahl der neuerbauten und der demolirten Häufer betrifft, so kann ich teine Angabe in Betreff bes ganzen Zeitraums

machen. Doch mögen immerhin folgende Angaben von Interesse sein. Vom 1. October 1861 bis zum 30. September 1866 hat sich in Paris bie Zahl der Wohnungen um 55,127 vermehrt. In dem Jahre vom 1. October 1865 bis 30. September 1866 sind 3614 neue Häuser mit 20,311 Wohnungen erbaut und 2256 Häuser mit 16,515 Wohnungen bemolirt worden. In den Jahren 1860—1864 wurden 71,566 neue Wohnungen hergestellt. Der Miethzins von 11,095 berselben überstieg 1000 Francs; von 2(),000 blieb er unter 300 Francs. *) — Die Ausführung bieser großen Straßenanlagen geschieht nun entweber burch bie städtischen Behörden, welche die Entschädigungen für die Expropriationen bezahlen, die alten Häuser niederreißen, die Straßen anlegen und bas abgebrochene Material sowie bas gewonnene Terrain zu Neubauten vertaufen. Denn selbst baut die Stadt niemals, den Wiederaufban überläft sie ber Privatspeculation. Ober aber die Stadt übergiebt die ganze Ausführung einer Privatgesellschaft. Diese übernimmt gegen städtische Subventionen die Zahlung der Entschädigungsgelder, läßt die Häuser niederreißen, verkauft die Materialien, überläßt der Stadt den zur Anlage ber Strafe nöthigen Boben und verkauft ober bebaut ben übrigen auf eigene Rechnung. Dies letztere Verfahren empfiehlt sich bem Präfecten namentlich baburch, daß es ber Stadt für den Augenblick wenigstens kein baar Gelb kostet. Die Subventionen bezahlt die Stadt nämlich nicht in Geld, sonbern in Anweisungen, die in 7—10 Jahren nach ihrer Ausgabe eingelöst werben müssen. Hierzu sollen bie lleberschüsse bes orbentlichen Budgets benutt werden. Mit der Ausgabe dieser sogenannten bons de délégation ist die Stadt aber so freigebig gewesen, daß sie zu der Einlösung berselben in den nächsten 10 Jahren jährlich 50 Mill. verwenden müßte. Im Laufe der Zeit sind nun fast alle diese Anweisungen in die Hände des Crédit foncier gelangt und gegenwärtig hat ber Präfect mit biesem Bantinstitut ben Bertrag geschlossen, diese ganze schwebende Schuld zu confolidiren, sie in ein Anlehen von 398 Mill. zu verwandeln. An Zinsen und Amortisation soll die Stadt jährlich 21 Mill. bezahlen und auf diese Weise soll das ganze Anlehen in 60 Jahren zurückgezahlt sein. Daburch gewinnt die Stadt den Vortheil statt 50 Mill. jährlich nur 21 Mill. zahlen zu müssen; aber freilich nicht 10, sondern 60 Jahre lang. Da es . sich um Aufnahme eines Anlehens handelt, so bedarf dieser Bertrag aber

^{*)} Nach dem im Juni erschienenen Bericht des Präsecten an den Kaiser (Moniteur 18. Juni 1868) wurden von 1853—1868 19,706 Bauten mehr errichtet als nies dergerissen. Die Zahl der neugeschaffenen Wohnungen übersteigt die dersenigen, welche verschwunden sind, um 110,495. Dieser Bericht ging uns erst während der Correttur zu; wir konnten ihn daher nur zur Berichtigung weniger Zahlen benutzen.

zu seiner Gültigkeit der Genehmigung durch ein Gesetz. Die Sache wird in nächster Zeit zur Verhandlung in dem gesetzgebenden Körper kommen. —

Die gesammte Finanzverwaltung bieser Umbauten und ber mit ihnen zusammenhängenden öffentlichen Arbeiten ist von der übrigen städtischen Finanzverwaltung getrennt und einer Kasse der öffentlichen Arbeiten (caisse des travaux publics) übertragen. Diese Kasse wurde 1858 auf spezielle Anregung des Kaisers selbst, wie der Herzog von Persigny in einer Rede erzählt, gegründet. Sie sollte alle Ausgaben für die öffentlichen Bauten bestreiten. Ihre Einnahmen bestehen in den Zinsen einer Dotation von 20 Mill., *) dem Staatszuschuß, welchen die Stadt in Folge des Bertrags von 1858 jährlich erhält, in dem Preis der verkausten abgebrochenen Baumaterialien und des verkausten Bodens, in den Ueberschüssen der gewöhnlichen Finanzverwaltung und in den eingezahlten Anlehen, welche zur Fortsührung der Bauten ausgenommen werden. Außerdem hat sie das Recht Kassenschein zu emittiren bis zum Betrage von 100 Mill. Bis zum 31. Dezember 1865 hatte diese caisse des travaux publics im Ganzen die Summe von 698 Mill. verausgabt. —

Die Umwandlung, welche Paris in Folge bieser großartigen Banten seit 14 Jahren erfahren hat, ist schon oft geschilbert worden. Ich will hier nicht noch einmal wiederholen, wie an die Stelle kleiner, winkliger Gäßchen breite, glänzende Straßen getreten sind, wie in allen Theilen ber Stadt Promenaden und englische Squares mit ihren grünen Anlagen das Auge erfreuen und die Luft reinigen, wie große und herrliche Parkanlagen unmittelbar an ber Stadt gegründet worden find. Auf einen andern Theil der öffentlichen Bauten will ich die Aufmerksamkeit lenken, ber, wenn auch weniger in die Augen fallend, doch von großer Wichtigkeit ist, die Arbeiten, welche unternommen worden sind, um Paris mit gesundem Wasser zu versehen. Es ist bekannt, daß Paris bis vor Kurzem frisches Trinkwasser nicht besessen hat. Das nothige Wasser kam aus der Seine und den Canalen, erforberte vor seinem Gebrauch eine sorgfältige Filtrirung und wurde selbst in diesem Zustand als der Gesundheit schädlich betrachtet. Die ganze Wassermasse, mit der im Jahre 1854 Paris täglich auskommen mußte, betrug 4,750,700 Kubikfuß, von denen aber nur 580,000 Kubikfuß dem Privatgebrauch überlassen werden konnten. übrige Masse wurde zu öffentlichen Zwecken, Besprengungen, Fontanen u. s. w. benutt. In Folge der Arbeiten, welche der Präfect unmittelbar nach seinem Amtsantritt begann, konnten im Jahre 1861 schon 2 Mill.

^{*)} Sie erhielt bei ihrer Gründung 10 Mill.; im Jahre 1861 wurde diese Dotation verdoppelt.

Kubitsuß Wasser dem Privatgebrauch überlassen werden. Jedoch war auch dieses Wasser meist noch der Seine und den Canälen entnommen. Um diesen Uebelständen gründlich abzuhelsen, wurden colossale Leitungen besonnen, welche Paris mit frischem Trintwasser versorgen sollten und das Wasser aus den Departements der Aube und der Obern Marne, aus Gegenden, die 18—24 deutsche Meilen von Paris entsernt sind, hinsühren. Wenn dieses Werk zu Ende geführt sein wird, dann wird die Wassermasse, mit welcher Paris täglich versorgt wird, sich auf 13,750,000 Kubitssuß belausen.

Auch für die Verbesserungen der Canalisation und der Absuhr der Exfremente sind sehr bedeutende Unternehmungen gemacht worden. Zwar soll, nach dem Urtheil Sachverständiger, das richtige Shstem, wodurch sowohl alle gesundheitsschädlichen Stoffe so schnell und so sorgfältig wie möglich entsernt als auch die der Landwirthschaft nothwendigen Düngstoffe conservirt werden, noch nicht zur Anwendung gebracht worden sein. Aber daß auch in dieser Sache die Verwaltung nicht müßig gewesen ist, geht aus solgenden Angaben hervor: im Jahre 1800 existirten Canäle in der Länge von 15,386 Meter. In der Zeit von 1800 die 1852 wurde die Länge der Canäle auf 107,430 Meter gebracht; von 1852 die 1867 aber wurden 197,370 Meter in dem alten Paris neu gedaut, während in den seit 1859 mit der Stadt vereinigten Bezirken 165,560 Meter ausgesührt wurden. 1867 betrug die Länge sämmtlicher Abzugscanäle in Paris 517,860 Meter.

In Folge aller dieser Bemühungen ist denn auch eine wesentliche Besserung des Gesundheitszustandes in Paris eingetreten. Während in der Periode von 1817 bis 1830 jährlich im Durchschnitt 3,16 % der Bevölkerung starben, in der von 1850 bis 1854 noch 2,86 %, starben in den Jahren 1860 bis 1865 jährlich nur 2,50 %. Im Jahre 1865 stieg allerdings die Sterblichkeit wieder, aber nur in Folge der Cholera, welche in diesem Jahre in dem Seinedepartement 6626 Menschen dahineraffte.

Altch für den öffentlichen Unterricht hat Paris in den letzten Jahren sehr viel gethan, es ist wenigstens eine wesentliche Besserung gegen früher eingetreten. Während im Jahre 1860 die Ausgaben für den Unterricht seit 1847 von 1,100,000 auf 2,700,000 Francs gestiegen waren, und noch 1863 nur 3,600,000 Francs betrugen, sind im Budget für 1867 schon 6,500,000 Francs sir diesen Zweck angesetzt gewesen. Im Jahre 1865 gab es 1792 Elementarschulen, welche von 176,436 Kindern bessicht wurden, 11,457 Kinder mehr hatten die Schule besucht als im Jahre 1864.

Die gesammte Armen= und Arankenverpflegung wurde burch bas Gesetz rom 10. Juni 1849, sowohl die Verwaltung der Hospitäler wie der Versorgungsanstalten wie auch ber Unterstützung ber Hausarmen in ben Händen eines Direktors concentrirt, dem ein Ueberwachungsrath (conseil de surveillance) zur Seite steht. Der Direktor ist unmittelbar bem Präfecten untergeben und stellt die größte Zahl der Beamten an. Der Ueber= wachungerath besteht aus den beiden Präfecten, einigen Gemeinderäthen, Professoren der medicinischen Facultät u. s. w., im Ganzen aus 19 Mit= gliedern. Für die Unterstützung der Hansarmen ist in jedem Arrondissement ein sogenanntes bureau de bienkaisance organisirt, bas aus bem Maire, seinem Adjuncten, den katholischen und protestantischen Pfarrern und 12 andern Mitgliedern besteht, die von dem Minister des Innern ernannt werben. Jedes Arrondissement ist in 12 Quartiere eingetheilt und jedem der von dem Mlinister ernannten Mitglieder ist die Aufsicht über ein Quartier übertragen. Ihnen sind in unbestimmter Zahl Commissare zur Seite zu geben, welche bie Armen zu besuchen haben und Berichte darüber erstatten muffen. Die Einnahmen ber Direktion ber öffentlichen Unterstützung (Direction de l'assistance publique) beliefen sich im Jahre 1865 auf 17,700,000 Francs (sie werden im Voranschlag für 1868 auf 22,000,000 Francs angesetzt). Unter ihnen ist die bedeutendste der Zuschuß, welchen die Stadt auf ihre ordentlichen Ausgaben sett, nämlich eirea 9 Mill. Ferner hat die Armenverwaltung eigene Einnahmsquellen, unter denen die ihr gehörigen Grundstücke mit einem Reinertrag von 31/2 Mill. die wichtigste ist. Für die Hospitäler, deren es 16 in Paris giebt, betrugen bie Ausgaben 6,220,000 Francs; für die Hospize (Frrenhäufer, Versorgungsanstalten für Altersschwache n. s. w.) 4,900,000 Francs; für häusliche Unterstützung 4,135,538 Francs. Im Jahre 1864 waren in den öffentlichen Listen 121,330 Hülfsbedürftige eingeschrieben. In den Hospitälern waren 1865 täglich durchschnittlich 6394 Kranke verpflegt worden. —

Schließlich wollen wir noch einen Blick auf die gesammte Finanzverswaltung der Stadt wersen. Im Jahre 1853 betrugen die jährlichen Einnahmen und Ausgaben 47 Mill. Francs; im Boranschlag für das Jahr 1868 sind die Einnahmen und Ausgaben auf 245,212,000 Francs angesetzt. Nichts ist bezeichnender für den Umschwung, der seit 1853 in der Pariser Berwaltung eingetreten ist, als diese Ziffern. Das Budget zerfällt in das ordentliche und außerordentliche. Die ordentlichen Einsnahmen haben im Jahre 1865 135 Mill. betragen und sind in dem Borzanschlag für 1868 auf 149½ Mill. angesetzt. Die wichtigste ordentlichste Einnahmsquelle bildete das Sctroi, das 1865 92 Mill. eingetragen hat

(1866: 96 Mill., 1867: 100 Mill. France). Mit bem Octroi find namentlich belegt bie Getrante Ginnabme 1866: 49,700,000 France), Fleischmaaren (1866: 16,000,000) Francs), Brennmaterial (1866: 10,800,000 France, Stoffmaterial für Jabriten, Baubolz, Bacffieine u. f. w. (1866: 12,4(h(),(h()) France); verichiebene Gegenstände (Sal;, Back u. f. w. 1866: 2,7(10),(10) France, Biebfutter (1866: 4,2(10),(10) France). Seit 1863 bis 1867 ift bie jahrliche Einnahme bes Octroi um 18 Mill. gesticgen. 3m Jahre 1848 betrug sie erst 32 Mill. Francs: im Jahre 1859 vor ber Stadterweiterung 48 Mill. Francs. Seit langer Zeit ist ber Tarif bes Octrei übrigens nicht verändert werden; nur wurde bie Abgabe von Rohlen vor einigen Jahren vertoppelt. Weitere Einnahmen bes orbentlichen Budgete sind: Erträgnisse ber Marktballen (1865: 8 Mill. France), ter Wasserleitung (1865: 5%, Mill. France), Zuschlag zu ben Staatssteuern (1865: 31/4 Mill.), Erträgnisse ber Schlachthäuser, Waarenlager, Miethe bes Gemeindeeigenthums u. f. w. Den ordentlichen Gin= nahmen stehen bie ortentlichen Ausgaben gegenüber, welche im Jahre 1865 86 Mill. Francs betrugen, für 1868 auf 1021, Mill. Francs veranschlagt sint. Davon wurden für Zinsen und Amortisationekosten 151/2 Mill. Francs verwandt, für bie Straffenverwaltung 17 Mill. Francs, für die Polizeipräfectur 12', Mill. Francs, für die Armenverwaltung 9 Mill. Francs u. f. w. Der Ueberschuß ber ordentlichen Einnahmen über bie ordentlichen Ausgaben betrug also 49 Mill. Francs, dagegen waren aber anch für außerordentliche Ausgaben 56 Mill. Francs auszugeben. tiefen Ausgaben wurden ein Theil der Zinsen und Amortisationskosten gerechnet (1865: 10 Mill.); die Rosten der Reparatur öffentlicher Gebände, Brücken u. f. w. (1865: 161, Mill. Francs); schließlich nebst einigen fleineren Posten bie in Folge ber Stadterweiterung unternommenen Bauten (1865: 25 Mill.). Die außerorbentlichen Einnahmen betrugen 1865 11 Mill. und bestauten hauptsächlich aus bem Erträgnisse bes verkauften Votens und abgebrochenen Materials und ans dem Staatszuschuß, ber in Folge bes Vertrags von 1858 geleistet wird. Endlich kamen noch 1865 sogenannte Specialeinnahmen im Betrag von eirea 74 Mill. hinzu; ber eingezahlte Theil bes in biesem Jahre aufgenommenen Anlehens von 270 Mill. Francs. Diese 74 Mill. wurden zur Fortführung ber öffentlichen Bauten benutt. Das Jahr 1865 schloß mit einem Ucberschuß ber Einnahmen über die Ansgaben von 12 Mill. Francs.

Gegenwärtig (Dezember 1867) beträgt die gesammte Schuldenlast der Stadt Paris die Summe von 984 Mill. Francs, die consolidirte Schuld beläuft sich auf 514 Mill. Francs. Seit dem Jahre 1852 hat Paris solgende Anlehen aufgenommen: 1852 von 50 Mill. Francs, 1855 von

60 Mill. Francs, 1860 von 144 Mill. Francs und 1865 von 270 Mill. Francs. Dazu kommt nun noch die schwebende Schuld der von der caisse des travaux publics emittirten Kassenschene, gegenwärtig im Betrage von 90 Mill. Francs, und die vorhin schon besprochenen bons de délégation im Betrage von 398 Mill. Francs. Kommt der Bertrag mit dem Crédit koncier zu Stande, so wird künstig die Summe, welche jährlich für Zinsen und Amortisation bezahlt werden muß, sich auf circa 54 Mill. Francs belausen.

Mit der Größe der Anlehen ist auch die Frist, in welcher sie zurücksgezahlt werden müssen, gestiegen. Während das Anlehen von 1852 im Jahre 1870 völlig amortisirt sein muß, sind die Anlehen von 1855 und 1860 45 und 40jährige und das von 1865 ist erst in 50 Jahren rückzahlbar. Auch für das Anlehen, welches jetzt beabsichtigt wird, soll, wie schon erwähnt ist, eine 60jährige Amortisationsfrist bestimmt werden. —

Während im Jahre 1850 die gesammte Schuld der Stadt Paris kaum 49 Mill. Francs betrug, hat sie sich binnen 17 Jahren zu einer Höhe von 984 Mill. Francs erhoben und diese Zahlen allein rechtfertigen bie Frage, ob die großartigen Schöpfungen, welche während dieser Zeit in's leben gerufen wurden, nicht zu theuer erkauft sind, ober vielmehr, ob die Resultate, welche mit solchem Aufwande erreicht worden sind, nicht auch auf einem anderen weniger kostspieligen Weg zu erzielen gewesen wären. In der That erscheint doch selbst für eine Stadt mit 1,900,000 Einw. eine Schuldenlast von 984 Mill. als eine Bürde, die leicht zur Ueberbürbe werden kann. Die Verwaltung ging offenbar von dem Gedanken aus, die unternommenen Arbeiten vermittelst großer Anlehen in möglichst rascher Zeit zu vollenden, die Kosten der Zinsen und Amortisation aber durch die Ueberschüsse der ordentlichen Verwaltung zu beden. Aber wa= ren diese Arbeiten alle nothwendig, war es rathsam, sie in solcher Eile zu Ende zu führen? Von vielen Seiten werden bekanntlich biefe Fragen verneint. Wenn man auch zugiebt, daß die Arbeiten der Jahre 1852 bis 1858 eine Wohlthat, ja eine Nothwendigkeit für Paris gewesen sind, so will man doch für die meisten der späteren Bauten das nicht zugestehen. Sie sollen keinem Bedürfniß entsprochen haben, nur der Willkur des Präfecten ihren Ursprung verbanken. Wir glauben nicht, daß jetzt schon die Zeit gekommen ist, endgültig darüber zu urtheilen. Noch sind manche der großen Straßen, die in den letten Jahren angelegt worden sind, namentlich in den äußeren Stadttheilen, fast unbewohnt, während der Miethzins in der inneren Stadt höher und höher steigt. Aber seit 1852 hat sich die Bevölkerung fast um 900,000 Einw. vermehrt und wenn in den näch= sten Jahren die Einwohnerzahl auch nur in mäßigen Proportionen steigt,

so wird nothwendiger Weise sehr balt ein Ausgleich eintreten. jest ist bie Bermehrung ber Bevolkerung in ten außeren Stadttheilen, besonders in ben seit 1800 mit ber Stadt vereinigten Bezirken, bei weitem größer ale in ter alten Statt. Währent in ben ersteren bie Zunahme der Bevölferung im Jahre 1866 21 °, betrug, stieg sie in ber letteren nur um 1 %. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird also in wenig Jahren eine gleichmäßige Bertheilung ber Bevölkerung sich vollzogen haben, in Folge bavon bie Sobe bes Micthzinses ten natürlichen Verhältnissen entsprechend werten und bann erst werden sich alle günstigen Resultate ber Umbauten zeigen fonnen. Daß in ber llebergangszeit manche llebelstände sehr brückend sich sühlbar machen, ist gewiß nicht zu verhindern gewesen. Aber allerdings scheinen auch durch die Schuld ber Behörden und die ganze Art und Weise ber Ausführung manche nachtheilige Folgen ent= standen zu sein, bie zu vermeiten gewesen waren. Dag bei ten Expropriationen Ungerechtigkeiten und Begünstigungen vorgekommen sint, wird selbst von den Bertheidigern nicht geleugnet. Bon anderer Seite wird sogar behauptet, die städtischen Beamten hätten ihren eigenen Vortheil bei den Expropriationen recht wohl zu wahren gewußt. Manche Strafenanlage mag eine verfehlte sein; bas ästhetische Gefühl von Vielen mag durch bie langen, geraden und breiten Strafen verlett werden. Aber wichtiger als alle anderen Einwürfe, welche ber Berwaltung des Baron Hausmann gemacht werden, sind die Angriffe, welche man gegen seine Finanzwirth= schaft richtet. Wie wir gesehen haben, ist bie Haupteinnahme ber Stadt bas Octroi. Die Deckung ber auf ben Umbau ber Stadt verwendeten Summen beruht barauf; tas Octroi ist bie Basis bes ganzen städtischen Finanzwesens. Die nationalökonomischen und socialpolitischen Nachtheile, welche bas Sctroi mit sich führt, sind bekannt genug; wir wollen sie nicht wiederholen. In Paris aber ist absolut keine Aussicht vorhanden, jemals diese lästige Steuer beseitigen zu können. Durch die großen Anlehen, welche die Berpflichtungen der Stadt so ungeheuer erhöht haben, ist das Octroi fast verewigt worben. Wir wollen bas Octroi an sich nun nicht im Geringsten vertheitigen. Aber bie Frage ist boch wohl erlaubt, ob bas Octroi in Paris wirklich so große Nachtheile mit sich geführt hat. Wäh= rend die Bevölkerung seit 1848 von 1,053,200 Einw. auf 1,825,275 (1866) gestiegen ist, hat sich ber Ertrag bes Octroi von 311. Will. auf 96 Mill. erhoben. Während sich die Bevölkerung nicht ganz verdoppelt hat, hat sich die Octroieinnahme mehr als verdreifacht. Das scheint doch darauf hinzubeuten, daß ber Druck, ber burch bas Octroi verursacht wird, nicht allzu hart ist, daß trot des Octroi der Wohlstand sehr bedeutend gestiegen ist. Auch für die Arbeiterbevölkerung ist bas Pariser Octroi

bei weitem nicht so brückend, wie z. B. das der großen bentschen Städte, da das wichtigste Nahrungsmittel, das Getreide, fast abgabenfrei ist. *) Ferner kann durch das Octrol allein die große Masse von Fremben, welche jährlich Paris besucht, zu den Lasten der Stadt beigezogen werden. — Aber die Beseitigung des Octroi ist nicht nur sür unabsehdare Zeiten unmöglich geworden, auch die zukünstigen Geschlechter sind in außerordentslicher Weise belastet worden. Wenn die Schuldenmasse nicht immer ershöht und erhöht werden soll, so ist die nächste Zukunst auf 50 Jahre hinaus in der freien Verfügung über ihre Mittel gehindert; sie ist gesbunden durch die großen Verpslichtungen, welche die Gegenwart sür sie eingegangen ist. Zwar wird Niemand bestreiten, daß die Unternehmungen, welche vermittelst der Anlehen ausgeführt worden sind, der Zukunst ebenso großen, wenn nicht noch größeren Vortheil bringen werden, wie der jetzt lebenden Bevölkerung. Aber trozdem ist eine solche Belastung der Nachsommen immerhin sehr bedenklich und schwer zu rechtsertigen.

Wie begründet oder unbegründet aber auch die Angriffe, benen die Berwaltung Hausmann's ausgesetzt ist, sein mögen, wie sehr man auch die großartigen Schöpfungen, deren Berdienst ihm zukommt, bewundern mag, dennoch wird Niemand, der den lebendigen Gemeinsinn und die thätige Selbstverwaltung, wie sie in unseren deutschen Städten zu Hause sind, kennt, die französische Bräsectenwirthschaft, wie sie mit allen ihren Nachtheilen und Bortheilen in Paris herrscht, gegen die sorgsame und vorsichtige Verwaltung deutscher Städte eintauschen wollen. Jedes Wort, was ich hier zur Vertheidigung unserer deutschen Zustände schreiben wollte, wäre überslüffig. So viel und so Bedeutendes unsere Gemeinde- und Verwaltungsbeamten in den einzelnen Zweigen der Pariser Verwaltung lernen können, kein Deutscher kann in Versuchung kommen, das Shstem dieser Verwaltung als ein Vorbild aufzustellen.

Dr. E. Löning.

^{*)} Seit Freigebung ber Bäckerei in Paris 1863 wird von jedem Kilogramm Getreibe 1 Centime erhoben. Diese Einnahme wird benutzt zur Dotirung einer Kasse, welche, sobald der Preis eines Kilogramms Brod 50 Centimes erreicht hat, durch den Bäckern gewährte Zuschüsse eine Erniedrigung des Preises erwirken soll.

Die Bundescivilprozesordnung und die Organisation der Justiz.

Ueber den Arbeiten der von dem Bundesrathe berufenen Civilprozeßfommission waltet meistens selbst für die betheiligten Kreise, jedenfalls
aber für das große Publikum tieses Geheimniß. Auch geben die in knappster Form gehaltenen Protokolle, welche hie und da auf offiziellem Wege
Einzelnen zur Kenntniß gelangt sind, nur wenig Auskunft ohne die sertigen Redaktionsentwürse. Nach den uns mitgetheilten Leußerungen muß
angenommen werden, daß nur mit großer Mühe, wenn nicht geradezu
vergeblich, aus denselben einiges Verständniß zu suchen ist.

Wir haben an dieser Stelle keinen Beruf, bas Verfahren ber Kommission oder bes Bundeskanzleramtes, welches in dem Reichstag einen bittern Angriff zu bestehen hatte, zu bekämpfen oder zu vertheidigen, soweit es sich um die Mittheilung der vorschreitenden Arbeiten handelt. Es ist möglich, daß die strenge Zurückhaltung nicht nöthig wäre. Es ist andererseits möglich, daß man die unbeschränkte Veröffentlichung für nachtheilig und die Vollendung erschwerend erachten könnte. Denn würde nicht die tropfenweise Befanntgebung der einzelnen Beschlüsse und Paragraphen, zumal es der neuen Gesetzgebung nach keiner Seite hin an Wibersachern fehlt, leicht eine Menge von fritischen Betrachtungen hervorrufen, welche sehr beschwerlich werden und den Fortgang der Arbeit, den man so schon der Langsamkeit bezüchtigt, aufhalten möchten? Tritt nicht die sachliche Kritik in ihr volles Recht und soll sich im Interesse Aller ungeschmälert geltend machen, wenn die Uebersicht über das Ganze des neuen Prozefordnungsentwurfs, oder doch über abgeschlossene Theile besselben möglich ist? Und hat man nicht alle Ursache, nicht die politischen Schwierigkeiten zu vermehren, wie dies geschehen könnte, wenn man die Kommission unter bem steten Kreuzseuer aller Parteien- und Interessenangriffe arbeiten ließe?

Indessen sei dem, wie ihm wolle. Möchte immerhin die absolute Geheimhaltung unnöthig erscheinen, den weiteren Beschluß, über den Gang der Berathungen nur die knappsten Auszeichnungen zu machen und so das Material für die künftige Auslegung oder Bearbeitung des Prozeßrechts, anstatt wie sonst in einer stolzen Reihe von Foliobänden, hier auf das bescheidenste Maß zusammengezogen darzubieten, sinden wir höchst billigens= werth. Was von Manchen als übergroße Dürstigkeit der Protokolle ge=

ï

rügt wird, verdient gewiß ben Beifall jedes Sachkundigen, nachdem man zur Genüge gesehen hat, welcher unwissenschaftliche und unlogische Unfug mit anderen Berathungsprotokollen getrieben worden ist. Aus den zufälligen Aeußerungen des einen ober bes anderen Mitgliedes, aus den Dis= kussionen, deren verschlungene Jrrgänge oft nichts weniger abspiegeln als Die wahren Motive ber Majorität, werben bie merkwürdigsten Juterpreta= tionen des sogenannten gesetzgeberischen Willens hergeleitet. Diese Quelle formeller Wortklaubereien und juridischer Kunstauslegungen von vornher= ein möglichst verstopft zu sehen, ist ein überaus wohlthätiges Gefühl. Einfach auf die Beschlüsse verwiesen, ohne ausführliche Kunte ber voran= gegangenen Diskussionen, ergiebt sich die Nothwendigkeit, bas Bedürfniß nach Verständniß der neuen Gesetzgebung in anderer Weise zu befriedigen als bisher. Mit der Legislation seit mehr als einem Jahrhundert hat sich die Praxis und selbst die theoretische Bearbeitung der Rechtsmaterien wesentlich im Zusammenpassen, Bergleichen, Distinguiren, Interpretiren der positiven Gesetze, Kabinetsordres, Reglements, und was Alles aufein= ander gehäuft sein mag, aufgelöst. Es wäre ein großes Glück, wenn die Reform des Rechtszustandes vor Allem zu einer Reform in der Methode der Rechtsauffassung führte. Von der Masse für sich bestehender Einzelheiten sollte der juristische Sinn zurückgeleitet werden zu der Uebersicht bes großen Ganzen, von der trockenen, wenn auch noch so scharssinnigen Auslegung der Worte und der Buchstaben zu der Einsicht des inneren Wesens. Die genaueste Kenntniß aller vorhandenen Verordnungen und die feinste Dialektik ihrer Anwendung vermag nie den Mangel an sachlichem Verständniß bes Rechts und seiner leitenden Ideen zu ersetzen. Und doch wird nur die Rechtspflege stark und, was wir zur Entlastung ber großen Gesetzebungsmaschine des Staates so gut brauchen könnten, produktiv für die Weiterbildung des Rechts, welche ihre Stärke anderswo schöpft, als in Kommentaren und bloßen Zusammenstellungen. Eben darum begrüßen wir die Kürzung der Protokolle als einen berechtigten Fingerzeig dafür, daß die theoretische Behandlung wie die praktische Anwen= bung sich von der Erforschung des Wortlautes nach seinem Zustandekommen in der Kommission zu dem Geiste des Rechts erheben soll, dessen Entwickelung selbst unbewußt alle Gesetzgeber unterthan und folgsam sind; auch dann, wenn sie meinen sollten, ihr ureigenstes Werk zu schaffen.

Um so großer Vortheile willen sollte man gern auf eine fortlaufende und genau kontrolirende Beobachtung des Vorrückens in der Kommissions= berathung verzichten. Zwar wissen wir wohl: daß jene günstigen Folgen für die Stimmung der Rechtsansichten, die wir wünschen, auch wirklich erreicht werden, hängt sicher nicht blos von der Form der Protokolle, nicht einmal von der Fassung der Gesetzesparagraphen allein ab. Nichts desto weniger ist es erfreulich, der Nöglichkelt neuer Bahnen zu begegnen und sedes gute Zeichen zu sammeln, welches der Nechtspflege die Uebersleitung in einen gesunderen, dem alten Schematismus abholden Zustand verspricht.

Allein je weniger wir von den Vorgängen innerhalb der Kommissionsberathungen unterrichtet sind, je gebuldiger wir uns bescheiden muffen, erst später ihre Resultate greifbar vor Augen zu sehen, besto mehr sind wir befugt, bringende Wünsche auszusprechen, welche sich an das unternommene Werk anknüpfen. Wir benken babei nicht an Wünsche in Bezug auf ein= zelne Stücke ber Prozegerdnung ober bie gesammte Form bes Verfahrens. Die Lehren des Prozegrechts, die verschiedenen Prozedurweisen, die Reformforderungen der Gegenwart sind reichlich dargestellt worden. einigem Vertrauen auf die zu der vorliegenden Kodifikation berufenen Männer darf man erwarten, daß das Material vollständig beherrscht wird und daß aus ber vollständigen Beherrschung des Materials eine in ber That vollständige Prozehordnung hervorgeht. In dem, mas bas Verfahren angeht, sind hoffentlich weber Lücken noch Borbehalte für bie lanbesgesetzgebung im Widerspruch mit der angestrebten Rechtseinheit zu be-Ebenso wenig sind wir gewillt, noch einmal diese oder jene Art ber Prozedur, sei ce Mündlichkeit, sei es Schriftlichkeit, sei es eine Kombination beider Prinzipien, oder irgend ein einzelnes Inftitut bes Prozesses zu befürworten oder zu bekämpfen. Mag sich die Kommission nach gewissenhafter Erwägung entscheiben. Sie weiß, bag bas sachverständige Urtheil noch Gelegenheit genug finden wird, den fertigen Entwurf zu prüfen. Sie weiß, daß ihr Werk die Probe bestehen muß und wird baher thun, was in ihren Kräften steht. Aber sie wird sich sicherlich weder durch aufdringlichen guten Rath, noch auch durch allerlei Anfeindungen, an denen es schon nicht mangelt, beirren lassen.

Das bedurfte kaum ber Erwähnung, wenn nicht schriftlich und mündslich dagegen täglich gefündigt würde. Manche Arcise sind im Boraus bereit, Alles zu verurtheilen, was nur möglicherweise bei einer Neugestaltung des Prozesses herauskommen kann. Den bewährten altspreußischen Prozes insbesondere umzustoßen, welches Attentat! Wie kann es ber Bundesgesetzgebung einfallen, um der paar annektirten Provinzen und der nordbeutschen Kleinstaaten, einschließlich Sachsens, willen die Rechtseinrichtungen umzustürzen, unter denen sich, wie immer wieder versichert wird und in Erwägung, daß schließlich mit jedem Versahren zu operizen ist, glaubhaft sein mag, Millionen von Altpreußen höchst zufrieden fühlen?

Db berartige Antipathien befonders schwere Bedeutung haben, mag bahin gestellt bleiben. Wir unserer Seits hegen keine übertriebene Besorgniß, daß um solcher Empfindungen willen, welche, auf ihre rechte Quelle zurückgeführt, Nichts sind als das Erzengniß des Partikularismus, des nämlichen Partikularismus, den dieselben Widersacher so schnell Andern vorzuwersen bereit sind, die Einführung einer neuen Ordnung des Prozessesses auf ernstliche Hindernisse stoßen wird. Wenn es nicht anders geht, werden sich auch diesenigen fügen, die zur Zeit ungesügig thun. Jeder Undefangene aber sollte wohl von vorn herein einen andern Standpunkt einnehmen.

Wäre auch für Preußen ober ein beliebiges anderes beutsches Gebiet, allein genommen, keine Urfache ben bürgerlichen Prozeß zu ändern, eine neue Gesetzgebung wird schon um ber Einheit willen unerläflich. Einheitliche Ordnung aber ist nur möglich, wenn ohne zähes Festhalten an dem Besonderen jeder Einzelne sich dem fügt, was dem Ganzen noththut. Wer nur eine Ahnung hat von ber längst tem Verkehr unerträglich geworbenen Buntscheckigkeit bes Rechtes in seiner äußeren Erscheinung, vollends wer sich barüber flar ist, wie unendlich abweichend innerhalb ber staatlichen Zersplitterung selbst die Art und Weise ber Rechtsanschauung, die Handhabung der Rechtsbegriffe und ihre praktische Wirkung sich gestaltet hat, wird kaum schwanken, tie Einheit auf jede Gefahr ter Einbuke an liebgewonnenen partikularen Institutionen hin zu befürworten. Ja, ber ein= heitliche Rechtszustand würde immer noch ein Fortschritt sein, wenn er anch für ben größten Theil ber nordbeutschen Bundesländer ber sachlichen Verschlechterung bezüchtigt werden dürfte. Denn ohne einen Anfang ber Rechtseinheit werden wir niemals eine nationale Rechtsentwicklung haben; und ohne nationale Rechtsentwicklung fehlt bem Staat, ber national sein foll, eines ber erften Stücke seiner Existenz.

Indessentheil die bevorstehende Reform wird unzweiselhaft zum bei Weistem größten Theil neben dem politischen zugleich einen sachlichen Fortschritt darstellen. Sie wird sich ganz von selbst bemühen müssen, über das Bestehende hinaus eine möglichst gute, und darum auch möglichste Daner verssprechende Rechtsordnung zu begründen. Naturgemäß muß eine solche Reform, welche mit einer Mehrheit von Rechtszuständen zu thun hat, ihre Basis da nehmen, wo in der nachweisbaren Bahn der Rechtsentwicklung bisher das relativ Beste erreicht wurde. Unmöglich kann sie sich auf die Seite der verhältnißmäßig zurückgebliebenen Rechtsgebiete oder auch nur auf den mittleren Durchschnitt der seitherigen Prozesgeseses stellen. Sie müßte alsbann verlangen, daß die weiter vorgeschrittenen Legislationen bis

bahin zurückgeschraubt werden sollten; und das wäre unnatürlich und unausführbar.

Alle Reform bes Prozesses breht sich nun, vulgar ausgebrückt, obwohl dieser Ausbruck keineswegs völlig erschöpfend und zutreffend das Wesen ber Sache bezeichnet, um die Wahl zwischen ben beiden Prinzipien ber Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Die geschichtliche Betrachtung lehrt augenscheinlich, baß wir in einem stetigen Uebergang ober richtiger in einer Rückfehr von dem, was man den schriftlichen Prozeß mit allen feinen Gigenheiten neunt, zu bem, was man mündlichen Prozeß nennt, begriffen sind. Das heißt: wir streben von dem Verfahren, welches die Darstellung und Findung des Rechts mit einem fast unübersteiglichen Wall künstlicher Formen umgab, zu einem Verfahren zurück, welches möglichst einfach und unmittelbar die Erkenntniß und Beurtheilung des einzelnen Falles gestattet. Niemand wird vernünftigerweise meinen, auf einen Schlag bas Ibeal vollster Mündlichkeit hergestellt zu sehen. Was viele Jahrhunderte erzeugt und erhalten haben, läßt sich, wenn es auch nach unseren heutigen lleber= zeugungen als schädliche Mißbildung erkannt ist, nicht im Handumwenden beseitigen. Schwerlich wird die Kommission geneigt sein, schon jett bas Vorbild einer rein mündlichen Prozedur aufzugreifen, wie es die Vergangenheit in viel reinerer Gestalt, als alle seitherigen Gesetzgebungsversuche anerkennen, barbietet. Wir leben heutigen Tages schnell, auch in ber Gesetzgebung; aber boch nicht so schnell, um mit einem Sprung so weit in die Zukunft hinein zu greifen, daß alsbald das erreicht wird, was bereinst sicher sein wird. Man wird sich mit dem Erreichen einer Zwischen= stufe begnügen müssen, und wird zufrieden sein, wenn sie nur der alten Schriftlichkeit ben Rücken, der Mündlichkeit, welche rein und gang erst in ber Zukunft existiren wird, bas Angesicht zuwendet.

Allein, so nothwendig es erachtet werden mag, schon um des vorhandenen Materials an juristischen Kräften, um der praktischen Ourchführbarkeit willen, die mit den gegebenen Zuständen rechnen muß, einer allmählichen Ueberleitung das Wort zu reden, — der Weg aus dem Bestehenden zu dem Zukünstigen liegt unsehlbar vorgezeigt. Dasür bürgt die historische Entwicklung, die Geschichte aller Resormen, die sich bereits vollzogen haben, nicht seit heute oder gestern, sondern seit vielen Jahrzehnten, ja, wenn man von den ersten Ansängen der Besserung an zählen will, seit Jahrhunderten. Auch der preußische Prozeß hat diese Bahn betreten. Er hat, wie außer ihm eine Mehrzahl anderer Partikularrechte, eine Berbindung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit versucht. Gleichviel, ob diese Berbindung kritisch betrachtet eine glückliche ist oder nicht: immer erscheint es nicht nur begreislich, daß die Gesetzebung zunächst ein solches Wittelglied zwischen dem System des mündlichen und dem des schriftlichen Prozessesses gewählt, sondern auch durchaus anerkennenswerth, daß die Praxis dasselbe gern acceptirt und als entschiedenen Fortschritt lieb gewonnen hat.

Gerade deshalb sollte aber auch überall eingesehen werden, daß es nicht möglich ift, in ber eingeschlagenen Richtung an irgend einem Punkte beliebig für längere Zeit ober auch nur für jetzt Halt zu machen. Geschichte ist stete Bewegung. Das gilt auch von der Geschichte ber Rechtsentwicklung. Wer könnte glauben, daß jemals irgendwo das absolut und für ewige Zeiten Richtige erfaßt und bamit für alle Zukunft abgeschlossen sein dürfte. Das größte Lob, welches sich der Rechtszustand ir= gend eines Landes und so auch Preußens zuschreiben darf, ist das, daß er mit dem jeweiligen Kulturzustande in Einklang steht. Das heißt, wie bie Dinge jest noch stehen, wie es mit dem Rechtsverständniß gegenwärtig noch aussieht, im Einklang mit dem Kulturzustand, dem Bildungsgrade, ber Auffassungsweise und ber Leistungsfähigkeit ber Juristen. Denn bar= über kann sich Niemand täuschen; das Urtheil über die guten ober schlechten Eigenschaften der Rechtsgesetzgebung liegt eigentlich in der Hand der Juriften. Es mag dahin gestellt bleiben, ob alle Juriften bei der Beurthei= lung bevorstehender Neuerungen, bei welchen sie in eigener Sache entscheiden, immer die ganze Freiheit des Urtheils zu bewahren wissen. Soviel ist gewiß, daß es unrichtig wäre, sich felbst zum alleinigen Maßstabe zu nehmen. Die preußische Justiz wird, möchte sie noch so stolz auf ihre Erfolge zu fein Urfache haben, niemals verkennen wollen, daß sie noch besser und leistungsfähiger werden kann, als sie war und ist, und daß sich die Rechts= institutionen in der Zuverlässigkeit, Bereinfachung, Gleichmäßigkeit, und wie sonst die Tugenden alle lauten, noch viel weiter bringen lassen, als wir sie gegenwärtig besitzen.

Angenommen, das preußische Volk, wie so oft versichert wird, befinde sich bei dem bestehenden Modus der Civilrechtspflege durchaus wohl, so ist doch klar, daß dieses Wohlbesinden nur aus dem Vergleiche mit der Vergangenheit konstatirt wird. Die Zukunst, schon die allernächste, vermag unzweiselhaft einen noch besseren Zustand zu bringen. Sie wird ihn bringen, sodald sie sich in den Jedem, der sehen will, deutlich genug vorgezeichneten Zug der Reformen stellt, welcher besiehlt, in dem Streben nach Mündlichkeit, in dem Streben, den hergebrachten Formalismus abzustreisen und die Verwirklichung des materiellen Rechts zu ermöglichen, rüstig sortzusahren. Weit entsernt, daraus Gesahren zu ahnen, müßte die preußische Justiz, selbst wenn sie nur sich selbst zu befragen hätte, getrost jedem neuen Fortschritt zu reinerer Nändlichkeit, als sie dis jetzt besessen, entzgegensehen. Aus den disherigen Erfolgen einer doch nur kümmerlichen

Mündlichkeit namentlich darf die Praxis vielmehr Selbstbewußtsein ihrer Kraft und das Vertrauen schöpfen, mit der bevorstehenden neuen Ordnung der Dinge noch besser den höchsten Aufgaben der Gerechtigkeit zu genügen.

Daneben aber ziemt ber alt=preußischen Justiz nicht blos an sich zu benken, sondern zugleich an die Gesammtheit, mit der sie in Preußen und bem nordbeutschen Bunde von nun an vereinigt sein wird. Augenblicklich, ba es sich um die praktische Gestaltung der Einheit unserer Nation hanbelt und da kaum irgend Etwas mehr bazu beiträgt, biese nationale Einheit von innen heraus zu befestigen, als gleiches Recht und gleiche Rechtspflege, barf bem Patriotismus tein Opfer zu groß erscheinen. Nach unserer Ansicht wird dem älteren Theile des prengischen Staates keineswegs eine wahre Einbuße zugemuthet. Im Gegentheil sind wir der festen Ucberzeugung, daß die innigere Berührung mit anderen Elementen nur beilfame Folgen haben wird. Wer vorurtheilsfrei nach rein objectivem Maßstabe die alt=preußische Rechtsprechung beobachtet, kann sich nicht verhehlen, daß sie an mancherlei Mängeln leitet. Diese Mängel sind so tief in dem historischen Verlauf begründet, welcher die Weiterbildung bes Rechts so gut wie ausschließlich ber positiven Gesetzebung überantwortete und unter ber rastlosen Thätigkeit der lettern die rechtserzeugende Kraft der Praxis fast verschwinden ließ, und so innig mit bem Charafter ber preußischen Staats= tradition verwachsen, daß Niemand darum der Rechtspflege einen Vorwurf zu machen vermag. Die Art ber Rechtsübung, die Methode ber Erkenntniß und ber Anwendung bes Rechts spiegelt treulich benselben Geist wieder, ber uns in bem gesammten Staatswesen entgegentritt. Sie zeigt eine Reigung, sich stets an das positive Wort eines Gesetzes, einer Berordnung oder Instruktion anzulchnen, immer die Hülfe der gesetzgebenden Gewalt anzurufen, sich wenig auf die Entwicklung des Rechtslebens aus sich selbst zu verlassen und wenig auf die Erkenntniß und die Macht ber Nach all' ben Erfahrungen, welche ber lebhaf= Rechtsideen zu vertrauen. tere Verkehr unter ben beutschen Juristen während bes letten Jahrzehnts eröffnet hat, und insbesondere nach den Wahrnehmungen, zu welchen die Zustände ber neuerworbenen Provinzen reiche Gelegenheit geboten haben, wird wenigstens einzuräumen sein, daß die preußische Rechtsentwicklung nicht immer glückliche Bahnen gewandelt ist und daß, anstatt in genügsamer Abgeschlossenheit sich für unfehlbar halten zu dürfen, die preußische Justiz vieles Gute und sogar vieles Bessere in dem Rechtszustand anderer Gebiete anzuerkennen hat.

Anstatt daher das heranrückende Aufgehen in eine deutsche Rechtspflege zu beklagen, sollte man sich davon nur Vortheil versprechen. Wird es doch

so erst möglich, bas Branchbare, das sich nicht etwa, wie einige unverbesserliche Partikularisten wähnen, nur in Altpreußen sindet, mag es sich sinden,
wo es will, für Alle nutbar zu machen. Wir hoffen von der einheitlichen Rechtsgestaltung in dem neuen Reiche deutscher Nation die hochnöthige Wiedergeburt einer freien und segensreichen Rechtsbildung in Wissenschaft,
Gesetzgebung und Praxis. Man braucht kein Idealist zu sein, um diese Hoffnung zu hegen. Der viel versprechenden Keime sind genug in Deutschland. Man verstehe sie nur zu pflegen und ihnen den Boden überall zugänglich zu machen. Und wenn sie sich erfüllt, jene Hoffnung, so wird den Segen die preußische Rechtspflege nicht zuletzt und nicht zum kleinsten Theile verspüren.

Für eine gesunde Anffassung und Ansübung des Nechtes zu sorgen, ist der schönste Veruf, dessen die Prozestgesetzgebungskommission eingedenkt zu sein hat. Sie hat es zwar zuvörderst nur mit der Form des Verschrens zu thun; aber zwischen Form und Inhalt besteht eine stete Wechselwirtung. Die Vereinsachung der Prozedur sührt nothwendig auch zu einer Vereinsachung des materiellen Rechts. Die Abschneidung der Formalismen des Prozesses nöthigt unwillkürlich auch zu einer minder sormellen Veshandlung dessenigen Rechts, um dessen Anwendung in dem Gericht es sich handelt. Wenn die Prozedur von schematistischen Kunststücken und Wortslaubereien darauf hinlettet, den realen Kern der Sache darzustellen und zu erfassen, so kommt das nicht minder der ganzen Nethode des Civilrechts zu Gute.

Soll aber, und wir wiederholen bag wir bas für hochnöthig erach= ten, mit Entschiedenheit diesem Ziele entgegen gearbeitet werben, so ist ce unmöglich, bei dem dermalen gültigen alt=preußischen Prozeß stehen zu bleiben, von bem boch sicher nicht gesagt werden kann, daß er dieses Ziel bereits erreicht habe. Je reiner die Dlündlichkeit durchgeführt, je gründ= licher mit bem formalistischen, an bas positive Wort gefesselten, von dürren Interpretationen lebenden Geiste ber alten Schule gebrochen wird, besto größer der Vortheil. Neben dem alt=preußischen Recht giebt es Rechte, welche theils schon durch die Basis ihrer Gesetzgebung, theils durch die innere Methote ber Praxis jenem sich nicht nur gleichstellen können, son= bern basselbe übertreffen. Mit einer solchen Thatsache muß die Legislation, welche berufen ist, aus ber Mannichfaltigkeit und Zersplitterung zu einem einheitlichen Recht überzuleiten, rechnen. Dabei gilt es nicht etwa nur, einige kleinere nicht preußische Staaten zu begünstigen, auch nicht blos eine neue Provinz wie Hannover ober Hessen, mit dessen Rechtszustand freilich so verfahren worden ist, daß bald nicht mehr viel zu begünsti= gen übrig ist, sondern namentlich auch innerhalb Preußens selbst dem

bebeutenben Kreise bes rheinischen Rechtes gebührende Beachtung zu schenken.

Wir wissen nicht, in wie weit bas rheinische ober hannoversche Prozehrecht zur eigentlichen Operationsbasis für die Prozehreform genommen wird. Wir wollen vielmehr unterstellen, daß hier, wo nicht baran gedacht werben kann, bem ganzen norbbeutschen Bunde irgend ein partikulares Recht, möchte es in seinem Geltungsgebiete für noch so vorzüglich gepriesen werden, ohne Weiteres zu oktropiren, an jedem dieser Rechte volle Kritik geübt werden wird; wollen ferner gern glauben, daß Rheinländer wie Hannoveraner auch ihrerseits manche liebgewonnene Norm der Allgemeinheit werden preisgeben müssen, ja würden uns sogar freuen, daß bem so sein muß, wenn es aus bem Grunde geschieht, weil die Prozektommission ihr Werk noch ein beträchtliches Stück über bas rheinische ober über bas in Hannover geltenbe ober projektirte Verfahren hinauszuführen verstände. Aber so unwissend wir in Beziehung auf die Intentionen und Resultate der Bundesgesetzgeber zur Zeit sind, Eins wissen wir gewiß. Wir wissen, daß wenn an die Stelle ber seitherigen Berschiedenheit die Einheit gepflanzt werden soll, die Einheit viel leichter hergestellt wird, indem man den Meisten Fortschritte, selbst vermeintlich zu weit gehende Fortschritte, als indem man, sei es auch nur Einzelnen, Rückschritte zumuthet. Fortschritte werden gemacht und schließlich, dessen darf Jeder getrost sein, auch gewürdigt, auch wenn sie im Anfang widerwilligem Empfang begegnen. Rückschritte Angesichts ber erkennbaren Entwickelung ber Rechtskultur nicht minber wie bes gesammten Staatslebens und ber Politik, sind eine Versündigung an der Geschichte, die sich nie verzeiht.

Genau so steht es für die Bundesgesetzgebung den Gliedern des Bundes oder den einzelnen Rechtsgedicten gegenüber. Altpreußen darf nicht vergessen, daß neben ihm noch andere Rechtsgediete zu berücksichtigen bleiden, welche unzweiselhaft in der Ausbildung des Rechts und hier insbessondere des Prozestrechts weiter vorgerückt sind. Sollte in der That ein vorurtheilsfreier Jurist, in die Lage versetzt, eine allumfassende Legisslation herzustellen, schwanken können? Sollte er meinen, daß es besser, daß es möglich sei, diesenigen Glieder der Gesammtheit, welche in der nachweislich nicht von heute oder gestern datirenden, sondern von der Rechtsgeschichte mit innerster Nothwendigkeit angezeigten Entwicklung weiter vorzeschritten sind, um Jahrzehnte zurück zu schrauben, um Anderen einen Rechtszustand zu erhalten, der dennoch ebenso nothwendig in wenigen Jahrzehnten einer welteren Entwicklungsstuse Platz machen müßte?

Das hat die Juristenwelt des rechtsrheinischen Preußens, wie aller

berjenigen Staaten, in benen man lieber ober gar um jeden Preis bei bem Hergebrachten bleiben möchte, ernstlich zu beherzigen.

Die Schwierigkeiten einer durchgreifenden Reform, wie sie die neue Prozesordnung zu bestchen hat, sind nicht gering. Selbst wenn nur in einem einheitlichen Rechtsgebiete eine so bedeutende Umgestaltung stattsinzben soll, sieht sich die Gesetzgebung jedesmal in einer doppelten Gesahr der Anseindung. Jedesmal wird sie auf der einen Seite von denzenigen angegriffen, welche geneigt sind über das Erreichte und Erreichbare hin= auszugehen, auf der andern von denzenigen, welche als unbedingte Anshänger des Bestehenden jede Neuerung von vorn herein verwerfen. Doppelt und dreisach schwierig aber wird die Position einer neuen Gesetzgebungs= arbeit, wenn sie, wie hier der Fall, eine bunte Musterkarte von Rechtszusständen vor sich sieht und außer den so eben angedeuteten Schwierigsteiten auch noch die, im guten oder im schlechten Sinn, partifularistische Anhänglichkeit an die Rechtsentwickelung der Einzelgebiete zu besiegen hat.

Wir dürfen die Erwartung aussprechen, daß sich die Civilprozeskom= mission durch das Bewußtsein aller jener Hindernisse nicht beirren lassen wird. Sie wird ohne Zweifel erhaben über partikulare Interessen, mit Verständniß des Bestehenden, jedoch ben Blick über das Bestehende hinaus in die Zukunft gerichtet, ihre Bahn verfolgen. Gelingt es ihr, aus ben vielen hundert Artikeln der als schätzbares Material vorliegenden Entwürfe, wolle es Gott, eine möglichst kleine Anzahl von guten leitenden Grundfäten beraus zu klopfen, gelingt es ihr, ein Werk zu produziren, welches die freie Kritik der Wissenschaft und der Praxis aushält, so hat sie ihre Schuldigkeit gethan und darf des Erfolges gewiß sein. Das Sturmlaufen, bas hie und da von Einzelnen begonnen, von Anderen in noch grö= herem Stile angebroht, von Manchen gefürchtet wird, ist nicht dazu augethan, das Unternehmen ber Bundesgesetzgebung aufzuhalten. Die Bunbesprozegordnung wird zu Stande kommen, wird eingeführt werden und in Kraft treten trot ber ihr bereiteten Opposition. Darum ist uns nicht bange. Mit dem Reichstag und der Bundesgewalt geht Bieles, mas früher nicht ging. Das werden die Widersacher, welche sich nicht überzen= gen lassen und in ihrer feindseligen Stellung zu beharren geneigt sind, auch an der Prozeggesetzgebung zu erproben Gelegenheit erhalten.

Viel weniger im Interesse der Bundeslegislation, als im eigenen Interesse berjenigen Kreise, aus denen die beabsichtigte Resorm, sei es weil sie eine antiprensische sei es weil sie eine Neuerung und folglich eine Störung des Bestehenden ist, mit öfter nicht ganz leidenschaftslosen Beschuldigungen überhäuft wird, wünschen wir, daß das bessere Verständeniß alle unklaren Besorgnisse und Widerwilligkeiten zerstreuen möge. Preu-

hen hat mit der Kührung Nordbeutschlands zugleich schwere Pflichten übernommen. Auch die Justiz Preußens muß dessen eingedenk sein, daß es nicht blos die Ausbesserung ihrer eigenen Existenz, sondern die Schaffung einer nationalen Justiz gilt. —

In der Zuversicht, daß die Prozestommission einen Entwurf liefern wird, welcher, wie mit Recht der Bundeskanzler bei Eröffnung derfelben erwartete, fähig ist, unmittelbar praktisch eingeführt zu werden, dürsen wir jedoch einige Wünsche an das wichtige Unternehmen anknüpsen, über deren Erfüllung wenigstens dis jetzt nichts Zuverlässiges verlautet. Sie auszusprechen wird Pflicht, wenn ihre Befriedigung wahren Gewinn versspricht ober zum Theil, wie wir zu zeigen gedenken, der künstigen Prozessordnung erst die wahre Lebensfähigkeit verleiht. Es scheint nämlich nothwendig, nach mehreren Seiten über die eng gesteckten Schranken einer blanken Prozessordnung hinweg der einmal in Thätigkeit getretenen Gesetzgebung sofort einen erweiterten Umfang zu geben.

Mit der Herstellung der unmittelbar das gerichtliche Berfahren betreffenden Normen wird die Aufgabe unmöglich erledigt. Ueberhaupt wird sich bei bem begonnenen Neubau unseres Rechtszustandes zeigen und hat sich zur Genüge bereits gezeigt, baß alle Rechtsinstitutionen in einem nothwendigen Zusammenhang stehen, der sich nicht willkürlich zerreißen läßt. Aus biesem Grunde wird selbst bie Kompetenzbeschränfung ber Bundesverfassung nicht lange vorhalten. Wer kann die in Artikel 4 ber Bunbesgesetzgebung überwiesenen Partien bes Rechts umgestalten, ohne bie übrigen zu berühren? Schon nach einem Jahre ergiebt sich die nächste Aussicht auf eine einheitliche Gestaltung bes Sppothekenrechts, obwohl von der Rompetenz der Bundesgewalten über dingliche Rechte kein Wort geschrieben steht. Wo sollte ber vernünftige Grund aufzutreiben sein, gewisse Bestimmungen über Eigenthum, dingliche Lasten, über Personenstands= verhältnisse u. dgl. von dem Bedürfniß nach einheitlichen Rechtsfätzen auszuschließen, wenn man bas Obligationenrecht, Strafrecht und bie gefammte gerichtliche Prozedur demnächst ber partikularen Einwirkung ent= zogen haben wird?

Die Unmöglichkeit, mit einigen voktrinären Definitionen und Anbristen, wie Obligationenrecht, bürgerlicher Prozeß, feste Linien bis hieher und nicht weiter zu ziehen, liegt am Tage. Bon Nechtswegen müßte die Kompetenzbestimmung anders lauten. Sie müßte der Sorge des Bundes eben Alles überweisen, was einheitlich im Gebiete des Rechts geordnet zu sehen im Interesse der Nation liegt. Indessen wird das Unglück, so wie die fragliche Position des Artikel 4 lautet, nicht allzugroß sein. Wird sich doch der lebenssähige Bundesstaat auch nach anderen Nichtungen hin

burch kleinliche Kompetenznergeleien, ungeachtet sie leider in den Köpfen mancher Politiker eine große Rolle zu spielen scheinen, nicht beirren lassen. Sin Staatswesen, das seine Existenz gewonnen hat, trägt das Recht und die Pflicht in sich, alles das zu ergreisen und in seinen Bereich zu ziesen, was zu seiner Existenz und zu dem Wohle seiner Angehörigen erforsberlich ist, eine Besugniß und eine Verpflichtung, welche in dem Rechte der Nation wurzelt, die, weil dem Geiste der Bundesverfassung entsprechend, hoch über dem Buchstaden geschriebener Artisel steht und die des dürfstigen Mantels gezwungener Auslegungskünste, mit denen man so oft die sormalen Kompetenzmängel zu bedecken versucht, wahrlich nicht bedarf.

So wird denn auch in dem erstarkenden Bundesstaat die einmal in Fluß gebrachte Rechtsgesetzgebung nach keiner Seite hin sich willkürlich eindämmen lassen. Sie wird vielmehr nach und nach das ganze Rechtsgebiet durchmessen. Denn man wird sich überzeugen, daß jedes Einreißen und Umgestalten des einen Stücks andere Stücke des seitherigen Bestanzbes in Mitleidenschaft versetzt.

Wir wollen jedoch von allen entfernteren, wenn auch noch so unvermeidlichen Wirkungen des das ganze Recht beherrschenden Zusammenhangs absehen und der natürlichen Zeitigung überlassen, in allmählichem Fortgang, sobald ein Theil der Gesetzgebung vollendet sein wird, einen anderen in Angriff zu nehmen. Wir halten uns einstweilen lediglich an die bereits in Berathung begriffene Prozesordnung und haben hier einiger Dinge Er-wähnung zu thun, welche, obwohl theilweise anderen Zweigen angehörig, doch schon diesmal erledigt werden können ober erledigt werden müssen.

Dies gilt zunächst für eine Reihe von Rechtsnormen, welche nach ber herkömmlichen Theorie der Lehre von dem Prozeß entweder gar nicht, oder doch nicht ausschließlich zugezählt werden. Allerdings lautet das Mandat der dermalen tagenden Gesetzebungskommission nur auf Abfassung einer Civilprozeßordnung. Allein billig wird die Kommission sich nicht an den Buchstaden der ihr erthellten Anweisung halten, sondern in Uebereinstimmung mit dem Auftraggeber die ihr verliehene Zuständigkeit nicht allzu ängstlich, nicht blos im Sinne einer peniblen juristischen Auffassung, sondern zugleich im Sinne einer verständigen Gesetzgebungspolitik auslezgen. Ohne noch besonders daran zu erinnern, wie sehr es in dem natioznalen Interesse des Bundesstaates liegt, sosort durch die Prozeßordnung, gleichviel ob theoretisch richtiger dieser oder jener Paragraph in einem anderen Kapitel stehen sollte, auch schon manche Bestandtheile des mateziellen Rechts zu praktischer Einheit zu führen, bedarf es nur des Hinzweises auf das rein sachliche Berhältniß.

Jeder Kundige weiß, daß die Scheidung des materiellen und des Pros Preußische Jahrbücher. Bb. XXII. Heft 3. ßen hat mit der Führung Nordbeutschlands zugleich schwere Pflichten über: nommen. Auch die Justiz Preußens muß dessen eingedenk sein, daß es nicht blos die Ausbesserung ihrer eigenen Existenz, sondern die Schaffung einer nationalen Justiz gilt. —

In der Zuversicht, daß die Prozestommission einen Entwurf liefern wird, welcher, wie mit Recht der Bundeskanzler bei Eröffnung derfelben erwartete, fähig ist, unmittelbar praktisch eingeführt zu werden, dürsen wir jedoch einige Wünsche an das wichtige Unternehmen anknüpsen, über deren Erfüllung wenigstens dis jetzt nichts Zuverlässiges verlautet. Sie auszusprechen wird Pflicht, wenn ihre Besriedigung wahren Gewinn verspricht oder zum Theil, wie wir zu zeigen gedenken, der künstigen Prozessordnung erst die wahre Lebenssähigkeit verleiht. Es scheint nämlich nothewendig, nach mehreren Seiten über die eng gesteckten Schranken einer blanken Prozessordnung hinweg der einmal in Thätigkeit getretenen Gesetzgebung sosort einen erweiterten Umfang zu geben.

Mit der Herstellung der unmittelbar das gerichtliche Berfahren betreffenden Normen wird die Aufgabe unmöglich erledigt. Ueberhaupt wird sich bei bem begonnenen Neubau unseres Rechtszustandes zeigen und hat sich zur Genüge bereits gezeigt, daß alle Rechtsinstitutionen in einem nothwendigen Zusammenhang stehen, ber sich nicht willfürlich zerreißen läßt. Aus biesem Grunde wird felbst bie Kompetenzbeschränfung ber Bunbesverfassung nicht lange vorhalten. Wer kann die in Artikel 4 der Bundesgesetzgebung überwiesenen Partien des Rechts umgestalten, ohne die übrigen zu berühren? Schon nach einem Jahre ergiebt sich bie nächste Aussicht auf eine einheitliche Gestaltung bes Sppothekenrechts, obwohl von der Kompetenz der Bundesgewalten über dingliche Rechte kein Wort geschrieben steht. Wo sollte der vernünftige Grund aufzutreiben sein, ge= wisse Bestimmungen über Eigenthum, dingliche Lasten, über Personenstands= verhältnisse u. dgl. von dem Bedürfniß nach einheitlichen Rechtsjätzen auszuschließen, wenn man bas Obligationenrecht, Strafrecht und die gesammte gerichtliche Prozedur demnächst der partikularen Einwirkung ent= zogen haben wird?

Die Unmöglichkeit, mit einigen toktrinären Definitionen und Rubristen, wie Obligationenrecht, bürgerlicher Prozeß, soste Linien bis hieher und nicht weiter zu ziehen, liegt am Tage. Von Rechtswegen müßte die Kompetenzbestimmung anders lauten. Sie müßte der Sorge des Bundes eben Alles überweisen, was einheitlich im Gebiete des Rechts geordnet zu sehen im Interesse der Nation liegt. Indessen wird das Unglück, so wie die fragliche Position des Artikel 4 lautet, nicht allzugroß sein. Wird sich doch der lebensfähige Bundesstaat auch nach anderen Nichtungen hin

burch kleinliche Kompetenzuergeleien, ungeachtet sie leiber in den Köpfen mancher Politiker eine große Rolle zu spielen scheinen, nicht beirren lassen. Ein Staatswesen, das seine Existenz gewonnen hat, trägt das Recht und die Pflicht in sich, alles das zu ergreisen und in seinen Bereich zu ziesen, was zu seiner Existenz und zu dem Wohle seiner Angehörigen erforsberlich ist, eine Besugniß und eine Verpflichtung, welche in dem Rechte der Nation wurzelt, die, weil dem Geiste der Bundesversassung entsprechend, hoch über dem Buchstaden geschriebener Artikel steht und die des dürfstigen Mantels gezwungener Auslegungskünste, mit denen man so oft die formalen Kompetenzmängel zu bedecken versucht, wahrlich nicht bedarf.

So wird denn auch in dem erstarkenden Bundesstaat die einmal in Fluß gebrachte Rechtsgesetzgebung nach keiner Seite hin sich willkürlich eindämmen lassen. Sie wird vielmehr nach und nach das ganze Rechtsgebiet durchmessen. Denn man wird sich überzeugen, daß jedes Einreißen und Umgestalten des einen Stücks andere Stücke des seitherigen Bestanzbes in Mitleidenschaft versetzt.

Wir wollen jedoch von allen entfernteren, wenn auch noch so unvermeidlichen Wirkungen bes das ganze Recht beherrschenden Zusammenhangs absehen und der natürlichen Zeitigung überlassen, in allmählichem Fortgang, sobald ein Theil der Gesetzgebung vollendet sein wird, einen anderen in Angriff zu nehmen. Wir halten uns einstweilen lediglich an die bereits in Berathung begriffene Prozesordnung und haben hier einiger Dinge Er-wähnung zu thun, welche, obwohl theilweise anderen Zweigen angehörig, doch schon diesmal erledigt werden können ober erledigt werden müssen.

Dies gilt zunächst sür eine Reihe von Rechtsnormen, welche nach ber herkömmlichen Theorie der Lehre von dem Prozeß entweder gar nicht, oder doch nicht ausschließlich zugezählt werden. Allerdings lautet das Wandat der dermalen tagenden Gesetzebungskommission nur auf Absassung einer Civilprozeßordnung. Allein billig wird die Kommission sich nicht an den Buchstaden der ihr ertheilten Anweisung halten, sondern in Uebereinstimmung mit dem Auftraggeber die ihr verliehene Zuständigkeit nicht allzu ängstlich, nicht blos im Sinne einer peniblen juristischen Auffassung, sondern zugleich im Sinne einer verständigen Gesetzgebungspolitik austezen. Ohne noch besonders daran zu erinnern, wie sehr es in dem natioznalen Interesse des Bundesstaates liegt, sosort durch die Prozeßordnung, gleichviel ob theoretisch richtiger dieser oder jener Paragraph in einem anderen Kapitel stehen sollte, auch schon manche Bestandtheile des materiellen Rechts zu praktischer Einheit zu sühren, bedarf es nur des Hinzweises auf das rein sachliche Berhältniß.

Jeder Kundige weiß, daß die Scheidung des materiellen und des Pros Preußische Jahrbücher. Bb. XXII. Heft 3. zestrechts nur auf dem Papier der modernen Wissenschaft steht. Man mag sich die nach der heutigen Shstematik oder Enchclopädie der Jurisprudenz allgemein gewohnt gewordenen Rubriken der Uebersicht halber gern gefallen lassen. Aber es wäre sehr irrig zu glauben, daß das, was die Theorie nach ihrem Schema abtheilt, in Wirklichkeit geschieden wäre. In den älteren wissenschaftlichen Darstellungen, wie in den älteren Gesehen lausen bekanntlich die prozessualischen und die materiellrechtlichen Schren ungeschieden durcheinander. Wenn gegenwärtig daraus zwei verschiedene Rechtsdisziplinen gebildet werden, so bezeugt schon jedes Lehrbuch der einen oder der anderen, daß es ein nicht unbeträchtliches Grenzgebiet giebt, welches jede von beiden mit demselben Fuge sich zuzueignen strebt.

In ber That bedarf es, unbekümmert um die gang und gabe No= menklatur, wenig Nachbenkens, um zu begreifen, baß zwischen Form und Inhalt bes gerichtlichen Berfahrens eine stete Wechselwirkung existirt, welche auseinander zu reißen und durch gesetzgeberische Trennung förmlich zu vollziehen das Unnatürlichste von der Welt wäre. Wie wunderlick müßte es sich ausnehmen, wenn man beispielsweise bie Lehre von ben materiellen Wirkungen des Urtheils oder der Rechtshängigkeit, überhaupt die Lehre von dem Einfluß des Prozesses auf bas in ihm zur Erscheinung und zur Aburtheilung kommende Rechtsverhältniß, oder die materiellen Voraussetzungen des Prozesses, kurz Alles, was unter dem Kapitel bes sogenannten materiellen Prozegrechts verstanden wird, bei Abfassung der Prozefordnung verleugnen wollte. Daß sich soweit, um dies mit abzuthun, ber Auftrag ber Bundesregierung erstreckt, wird nicht bezweifelt werben können. Um so weniger ist ce benkbar, baß bie Prozeskommission bie Erledigung solcher Fragen von sich ab und auf eine künftige Berathung bes materiellen Civilrechts verschiebt. Welchen Eindruck es hervorrufen müßte, wenn die Kommission, ba Alles bafür spricht, ihre Aufgabe in möglichst weitem Sinne aufzufassen, barauf ausginge, bieselbe möglichst beschränkt an nehmen, brancht nicht auszeführt zu werden. Das ganze Prozegrecht, nicht blos die äußerliche Prozedurordnung, ist das Mindeste, was von ibrer Bearbeitung erwartet wird.

Aber noch weiter. Es giebt ferner eine Reihe von solchen Rechtsnormen, die allerdings nicht mit der Prozesordnung in unmittelbarer und
unzerreißbarer Verbindung stehen, die vielmehr unzweifelhaft nur dem materiellen Civilrecht angehören, nichts desto weniger aber recht gut aus Zweckmäßigkeitsrücksichten bei dieser Gelegenheit mit getroffen werden können.
Unvermeidlich und völlig instinktiv wird eine vollständige Durchberathung
bes Prozestechts an vielen Stellen auf dergleichen Lehren hinleiten; wie
denn auch neuere Gesetze und Entwürfe genug Präcedenzfälle dafür lie-

fern, daß man sich nicht zu schenen braucht, einer Prozesordnung auch diesen oder jenen nützlichen Satz des materiellen Rechts einzuverleiben. Ob dabei wiederum die strenge sustematische Distinktion der Materien eisnigermaßen zu Schaden kommt, ist völlig gleichgültig. Die Welt wird dem Mangel an doktrineller Schärfe der Begrenzung nur Dank wissen, falls ihr der Prozessoder auch noch einige nichtprozessualische Wohlthaten miterweist.

Wird nun die Kommission, indem sie das Versahren diskutirt, auf manche Punkte des materiellen Rechts gerathen, wird sie hier und da gar nicht umhin können, darauf näher einzugehen, vielleicht dieselben anssührstichst durchzusprechen, fallen ihr also eine Reihe solcher Dinge gleichsam von selbst in den Schooß, so wäre es überaus bedauerlich, wenn sie unsterlassen sollte, daraus sosort den Grundstock der Bundesgesetzgebung zu vermehren. Offendar wäre es Verschwendung an Zeit und Arbeitskraft, sosern man versäumen wollte, jede irgend greisbare reise Frucht sosort zu pflücken. Würde doch demnächst eine Kommission des materiellen Rechts, die später oder früher sicherlich nachfolgt, häusig gerade dasselbe von vorn anzusangen und noch einmal der Erwägung zu unterziehen haben, was bereits die Prozeskommission, vielleicht in der umfassendsten Weise, erwogen hat.

Man sollte meinen, die Prozeskommission dürfte sich in dieser Hinsicht das Mögliche erlauben. Schwerlich hat sie zu besorgen, von dem Unndeszathe oder dem Reichstag verartige vermeintliche Kompetenzüberschreitungen desavouirt zu sehen. Ist sie überbedenklich genug, nicht auf die ihr gewisse Indemnität zu vertrauen, so würde ohnehin leicht eine Auslegung oder Erweiterung ihres Auftrages bei dem Unndesrath eingeholt werden können, welche ihr juristisches Gewissen vollständig salvirt.

Wir sprechen also noch einmal die Hoffnung aus, die Kommission werde sich angelegen sein lassen, ungeschent über den Prozeß hinaus auch schon in das materielle Civilrecht hineinzuschneiden und dadurch die von ihr der Zukunft zurückgelassene Aufgabe thunlichst zu verringern.

Ungleich wichtiger aber erscheint eine andere Erweiterung ber Kommissionsarbeit. Der Schaben ober der Mangel, welcher darin liegen würde, daß man sich gegen die hier geäußerten billigen Wünsche für diesmal sedigslich auf die Prozesordnung im engsten Sinne beschränkte, würde zwar bes dauerlich, jedoch zn ertragen sein. Auch wird die Nichterreichung dessen, was süglich hätte sein können, niemals hindern, das Mindere d. h. wesnigstens die blanke Prozesordnung, sofern sie anders gut ausfällt, dankbar zu acceptiren. Aber Sines gehört zu der Prozesordnung so nothwendig, daß ohne dies das ganze Ergebnis der Kommissionsberathungen nicht nur

mangelhaft, sondern in unseren Augen völlig werthlos und unannehmbar erscheinen würde.

Das ist die Feststellung der durch den Civilprozeß bedingten einheitlichen Ginrichtungen ber Justiz. Ohne bie Grundfäte ber Dr= ganisation bleibt die Prozesordnung Stückwerf und die Einheit derselben eine theoretische Phantasie. Bei der hohen Wichtigkeit der Frage verlohnt es wohl der Mühe, dieselbe etwas näher zu erörtern. Zumal da bis jett barüber, ob und in welcher Weise bie lösung gerade bieser Frage innerhalb ber Prozekkommission beabsichtigt wird, noch gar nichts verlautet. Wir zweifeln zwar nicht, daß, wenn nicht schon ursprünglich intentirt wurde, von Bundeswegen zugleich die einheitliche Gestaltung des Justizwesens in bie Sand zu nehmen, mahrend bes Vorrückens ber Prozegordnung bie abso= lute Nothwendigkeit immer klarer erkannt werden wird. Allein wir haben andererseits auch keine Ursache zu bezweifeln, wohl aber manche Ursache zu fürchten, daß die Versuche ber Erregung von Mißstimmung, welche sich gegen die Prozefordnung kund thun, noch unmittelbarer und heftiger gegen gemeinsame Organisationen auftreten werben. Denn gegen Richts sträubt sich ber Partikularismus leichter, als gegen ben Eingriff in bie volle Souveränctät ber Einzelstaaten bei Behandlung ber Beamten, Anwälte und alles bessen, was die Behördeneinrichtung ber Justiz angeht. Er wird sich bagegen häufig selbst bann noch sträuben, wenn er sich bie Prozeß= ordnung als einheitliches Gesethuch gefallen läßt — ein kaum mißzuverstehendes Zeugniß dafür, was der Prozesordnung, soll sie die Rechtseinheit zur wirklichen Thatsache machen, noththut. Erörtern wir daher die Nothwendigkeit ber einheitlichen Organisation, welche pari passu mit bem Prozefgesetz in's Leben treten muß, aus ihren sachlichen Gründen. Jeber, dem der Aufbau eines gemeinsamen Rechtszustandes in dem nordbeutschen Bunte am Herzen liegt, muß bafür bas höchste Interesse hegen, daß wir bald zu völliger Beruhigung hören, wie die gleichzeitige Erfüllung dieses bedeutendsten Bedürfnisses gesichert ift.

Kein Verfahren kann ohne die zu seiner Aussührung erforderlichen Organe, diesen Begriff im weitesten Sinn genommen, gedacht werden. Der Staat, welcher eine bestimmte Prozedur will, muß um dieses Zweckes willen auch die nöthigen Einrichtungen bazu gewähren.

Mithin muß man von vorn herein sagen: wenn von Bundeswegen die Prozesordnung gewollt wird, so muß auch von Bundeswegen die Orsganisation gewollt werden. Wie bereits oben hervorgehoben wurde und stets sestzuhalten ist, wird ja die Kodisitation des Prozesrechts keineswegs allein oder vorwiegend aus dem Bedürfniß sachlicher Resorm betrieben. Wäre das der Hauptgrund, so würde man nach wie vor die Weiterbildung

bes Prozestrechts chenso gut ben Einzelstaaten überlassen mögen, von denen teiner auf die Dauer sich der Erfüllung der nothwendigen Forderungen des Verkehrs und der Einwirkung der Fortschritte seiner Nachbarn entziehen kann. Ja, man würde sogar, wie oft geschehen ist, versucht sein, die Konkurrenz und den Wettstreit der einzelstaatlichen Gesetzgebungen für besonders nützlich zu halten. Das Hauptbedürsniß, dem die neue Ordnung der Dinge entspringt, ist das unabweisliche Bedürsniß nach Rechtseinheit. Wer diesem Bedürsniß gerecht werden will, muß also nothwendig zugleich auf die einheitliche Gestaltung der Organe bedacht sein.

Was wäre benn mit ber blanken Prozesordnung erreicht? So gut wie Nichts, wenn nicht eine gleichmäßige Handhabung berselben und, ba sie dazu dienen soll, dem Verkehr die große Wohlthat ein und besselben Rechtszustandes zuzuführen, die Erhaltung der proklamirten Rechtseinheit verbürgt wird. Dies kann nur durch entsprechende einheitliche Ordnung bes Gerichtswesens und der Abvokatur geschehen. Haben wir boch in die= fer Hinsicht bereits lehrreiche Erfahrungen hinter uns, welche augenfällig beweisen, wie unvollkommen eine blos auf bem Papier stehende Einheit des Rechtsgesetzes ohne die zu ihrer Verwirklichung unerläßliche Konstituirung einer einheitlichen Justizpflege sich erweist. Die beutsche Wechselordnung und das deutsche Handelsgesetzbuch sollten in zwei bedeutenden Zweigen des Verkehrslebens ein und dasselbe Recht herstellen. Wo ist man damit im Berlaufe weniger Jahre hingerathen? Beibe Gesetze galten zwar mit Ausnahme von Bückeburg und kauenburg überall bem Namen nach als gleiche Norm. Allein bei licht besehen ist die gleichheitliche Geltung schon sehr erheblich, oft sogar sehr bedenklich zusammen geschrumpft. Man gebe sich nur die Mühe, die Rechtssprechung der einzelnen deutschen Länder in der kaum noch zu bewältigenden Masse verschiedenartiger Auslegungen und Anwendungen zu vergleichen, und man wird gewahr werden, wie weit die praktische Handhabung auseinanderläuft. Wo nicht der klarste Wortlaut jeden Zweifel ausschließt — und was ist zuletzt so klar, daß nicht juristische Subtilität, wie sie meist im Schwange ist, boch bie Belegenheit zu Interpretationen fände? —, abweichende Auffassungen, Berbrehungen, Mangel an Verständniß und folglich ber Ruin der erstrebten Rechtseinheit. So barf nicht mehr verfahren werden, wo fern man nicht bas mühselig Erreichte sofort wieder einer Zersplitterung aussetzen will, gegen welche sich schließlich wieder nur durch mühselige neue Afte der gro= . Ben Gesetzgebung Abhülfe schaffen läßt. Mit vollem Recht hätte auch bei diesen Gesetzen, welche er jett zu Bundesgesetzen erhoben wissen will, ahnlich wie bei bem Antrag auf einheitliches Strafrecht, der Reichstag die dazu nöthigen Organisationen zu betonen Gelegenheit gehabt.

Gerade so würde es der Prozefordnung ergehen. Man würde sie einführen und mit Hülfe der fortbestehenden partikularen Verschiedenheiten ber Justizeinrichtungen, so wie mit Hülfe ber partikularen Verschiebenheiten der gesammten Methode der Rechtsauffassung, welche sich in jeder, für sich abgeschlossenen Lantesjustiz forterhält, ihren Nuten bald zerstört ober doch verkümmert sehen. Denn barüber täusche sich Niemand mit all zu großem Vertrauen, daß wenn wir auch ben besten patriotischen Willen überall voranssetzen dürften, dieser gute Wille allein hinreichen könnte, die Uebereinstimmung ber gesammten deutschen Justiz zu erhalten. Der Geist der Rechtspflege in den einzelnen Ländern, wie er sich in der staatlichen Bereinzelung seither groß gezogen hat, geht viel weiter auseinander, als man glanbt. Den Gelft ber Rechtseinheit aber, zu dem bie beutsche Rechtspflege erzogen werben muß, wenn fünftig in Wahrheit ter Nation gleiches Recht gesprochen werden soll, diktirt kein Gesethuch durch sich allein. Er bildet sich nur durch die in der realen Gemeinschaft gleichen Gerichte durch alle känder hindurch und in der Unterordnung unter eine einheitliche Spike der Judikatur.

Das Interesse bes Volkes an einem völlig gleichmäßigen Gerichtswesen bedarf kaum der ausführlicheren Darlegung. Bon der politischen Bebeutung eines Zustandes, in welchem sich die innere Rechtseinheit äußerlich greifbar für Jebermann baburch verkörpert, daß Jebermann in bem norddeutschen Bunde an jedem Orte dieselben Faktoren der Rechtspflege trifft, wollen wir gar nicht reben, obwohl es sich um ein Stück nationaler Einheit handelt kaum minder wichtig, als die Gemeinsamkeit ber Militär= verfassung. Es braucht nur, ganz abgesehen von politischen Gründen, auf den unmittelbar praktischen Bortheil hingewiesen zu werden, welchen ber Rechtsverkehr von der Gleichmäßigkeit der Justizeinrichtungen ziehen wurde. legt doch seine ganze Sicherheit barin begriffen, daß er überall dieselben Gerichtsstellen, tieselben Mittel ber Rechtserlangung und Garantie gleichmäßiger Anwendung des Rechts unter einem obersten Gerichtshofe antrifft. In ber That, wenn er erst burchgeführt sein wird, im Gegensate zu ber Bergangenheit und Gegenwart, ein Zustand, bessen Gegen gar nicht hoch genug gepriefen werben fann.

Allenthalben zeigt sich bas Streben, die territorialen Schranken zu Gunsten freier wirthschaftlicher Bewegung in Gewerbe, Handel und Wandel hinwegzuräumen. Wie wäre es möglich für die zahllosen baraus entsprinz genden Rechtsbeziehungen, die sich längst in landesgrenzen nicht mehr einzengen lassen, neben einem einheitlichen Rechtsgesetz Verschiedenartigkeit der Rechtspflegeanstalten zu bewahren? Auch der eifrigste Fürsprecher berechtigter Eigenthümlichkeiten und der eifrigste Gegner unberechtigter Centra-

lisation wird nicht zu behaupten wagen, daß die Erhaltung der Gerichte, des Anwaltstandes und alles dessen, was sonst zur Rechtserlangung nöthig ist, in partifularer Besonderheit irgendwie sachlich vortheilhaft und berechtigt sei. Sollte auch hier und da dieses oder jenes besser geordnet sein, als man von Bundeswegen bei gemeinsamer Ordnung zu erwarten hätte, sollte wirklich zu besorgen sein, daß die Organisation der Justiz, obwohl wir diese Besorgniß nicht theilen, den Einzelnen positive Opser auslegte, — hier dürste vollends selbst das Opser nicht gescheut werden, um das Größere und Nöthigere, die praktische Rechtseinheit, zu begründen.

Kurz, man mag die Sache betrachten, wie man will, allemal stößt man auf den Sat: das gleiche Recht und zumal der gleiche Prozeß fordert gleiche Justizeinrichtungen.

Dieser Ueberzengung wird sich die Bundesregierung nicht entschlagen können. Um des unverkennbaren Zusammenhauges willen muß sie, indem sie für den einheitlichen modus procedendi sorgt, zugleich auch für einsheitliche Gerichtsverfassung sorgen.

So ausgemacht bas ist und so wenig Grund zu der Annahme vorliegt, daß das an maßgebender Stelle nicht von Haus aus in demselben Sinne verstanden worden sei, so läßt sich doch die Aussührung verschieden denken. Wenn auch das Ziel immer das nämliche bleibt, Herstellung eines gleichen Justizwesens, so läßt sich doch diese Herstellung mehr oder minder energisch angreisen, mehr oder minder vollständig durchführen.

Der eine, möglicherweise einzuschlagende Weg, der freilich als das schwächlichste Mittel zum Zwecke erscheint, wäre der. Der Entwurf der Prozeßordnung schweigt über alle oder die meisten organisatorischen Fragen. Die Bundesgewalt trifft überhanpt keine ausdrücklichen Anordnungen der Organisation; wohl aber setzt man in der Prozeßordnung bestimmte Einzichtungen voraus, regelt die Prozedur dergestalt im Hindlick auf eine gewisse Organisation, daß mit Einführung des Gesetzes die Einzelstaaten saktisch gezwungen sind, ihr einzelstaatliches Justizwesen diesen Grundsätzen anzupassen. Auf solche Weise würde also nur indirett ein Oruck auf die Einzelstaaten ausgeübt werden. Sie würden in Konsequenz der Prozeszordnung genöthigt werden, ihre Justiz mit derselben soweit in Einklang zu halten, als es die Vorschriften der Prozedur erheischen.

Man mag einräumen, daß selbst auf diesem Wege Vieles erreicht werden kann, Alles, was an Einheit noththut, gewiß nicht. Denn so viel ist vorauszusehen, daß sich alsdann die Einheit auf das nothdürftigste Maß beschränken, oft vielleicht nicht einmal das nothdürftige Maß erreichen würde. Offenbar befände sich dabei die partikularistische Neigung, die wir Angesichts der Thatsachen lange nicht für überwunden erachten dürfen,

am besten. Wäre doch immer gerettet, basjenige allein und nach eigenem Entschluß zu machen, was nicht absolut aus ber Prozesordnung folgt. Würde boch stets die Hoffnung bleiben, jene drückenden Fesseln der Selbsständigkeit so weit, als irgend thunlich, zu lockern.

Schon aus biesem Grunde muß entschieden davor gewarnt werden, sich mit einer nur indirekten Einwirkung auf gleiche Justizeinrichtungen zu begnügen. Wir sind fern, Gespenster des Partikularismus heraufzubeschwören; aber wir sind nicht minder fern, übermäßiges Vertrauen auf eine so bereite Hingebung aller Bundesglieder an die Gesammtheit zu hegen, daß sie von selbst, ohne Bundesgesetz, freswillig und vollständig bei ihren Einrichtungen die Einheit im Auge haben sollten. Selbst ohne jegliche bösliche Absicht wird man aus der seitherigen Verschiedenheit und der Anhänglichkeit an das Hergebrachte, auf die wir schon mehrsach hinsweisen mußten und die im Gebiete der Rechtspslege so groß, wie irgend wie, innerhalb dieses Gebietes aber sicher am größten in Organisationssfragen hervortritt, hinlänglichen Grund zur Besorgniß vor Sondergelüsten schöpfen.

Im glücklichsten Falle aber würde die Einheit der Rechtsübung immer weit unvollkommener sein, als wenn der andere Weg beschritten und direkt durch Bundesgesetz die Organisation der Justiz vorgeschrieben wird. Soll Deutschland den ganzen Borthell gleicher Rechtspflege genießen, so darf nicht gezögert werden, geradezu die gleichen Organe zu schaffen. Je ungeschmälerter dieser Bortheil sein soll, desto weniger darf man sich darauf beschränken, etwa dem Namen und den Grundzügen nach dieselben Gattungen von Gerichten einzusühren. Man muß vielmehr sorgen, daß innerhald der gleichartigen Gerichte auch der gleiche Geist der Justiz gepslegt und eine gesammt-deutsche Rechtspflege entwickelt werde. Und das ist nur unter der Borbedingung möglich, daß wirkliche Gleichmäßigkeit der äußeren und inneren Einrichtung besteht.

Das würde kanm Erwähnung verdienen, denn die Vorzüge einer einheitlichen Ordnung von Bundeswegen sind sonnenklar, wosern nicht die Besürchtung am Platze wäre, daß man doch aus politischen Rücksichten von manchen Seiten her Bedenken erheben wird. Allerdings wird auf solche Weise die Justiz großentheils zur Bundessache, und der freien Versfügung der Einzelstaaten insoweit entzogen. Ja, sobald mit der Organissation von Bundeswegen, wenn auch einstweilen nur in den großen Grundzügen begonnen wird, läßt sich unschwer prophezeien, daß schließlich die Sorge für die Justiz ganz oder doch fast ganz an die Bundesgewalt überzgehen wird. Wir unseres Ortes hegen davor keine Schen. Wir würden es innig beklagen, wenn aus Schen, den Bundesgliedern solche Beschränz

kungen aufzulegen, die volle Ausnutzung der Bundeskompetenz versäumt würde. Der reelle Vortheil der Nation kommt zuerst in Betracht. Um seinetwillen muß die Initiative zu einer Bundesjustizorganisation mit aller Entschiedenheit ergriffen werden.

Es läßt sich hoffen, daß in Erkenntniß dieser Nothwendigkeit ber Plan einer gemeinsamen Organisation in dem Bundesrathe bereitwillige Unterstützung findet.

So lange die Geschichte besteht, war die Jurisdiktion und insbeson= bere die Sorge für das Gerichtswesen eines ber ersten, wo nicht das allererste Attribut eines jeden wirklichen Staatswesens. Ist der junge Bundesstaat wirklich ein Staat, so trägt er von selbst dieses höchste Recht Mit seiner Konsolitation wird das oberste Jurisdiktionsrecht unausbleiblich. Und wenn die Unterordnung der Einzelstaaten unter das= felbe geforbert wird, so lehrt bieselbe Geschichte, indem sie zeigt, auf welche Weise die Glieder bes alten deutschen Reichs zu ihrer souveränen Juris= biktion gekommen sind, daß es sich jetzt nicht um eine ungebührliche Zu= muthung zu Gunften ber Bunbesgewalt, sondern um die nothwendige Folge bes neu konstituirten Reiches beutscher Nation handelt. Mögen zuvörderst nur die unentbehrlichsten Magregeln getroffen werden, mag die Bundesgewalt vorläufig die Tugend ber Bescheidenheit in möglichstem Umfange üben und ben Einzelstaaten bie erbenklich geringste Einbuße an Selbständigkeit ber Juftizeinrichtungen auferlegen, im großen Ganzen muf= sen die Landesgrenzen für die Justiz ebenso fallen, wie sie für das Militärwesen gefallen sinb.

Die erste Gelegenheit, diesen Standpunkt zu wahren, bietet sich bei ber Civilprozesordnung bar. Hier fordert Alles ben Bund auf, zugleich mit der Einflihrung berfelben Prozedur in dem Bundesgebiet auch die Sorge für eine einheitliche Organisation zu übernehmen, mit seiner Macht die etwa vorhandenen schädlichen Gegenströmungen zu überwinden und durch die Gleichmäßigkeit aller hieher gehörigen Institutionen die volle Rechtssicherheit des Verkehrs dauernd herzustellen. Herrschen dagegen ir= gendwo Antipathien, sei es unter den alt-preußischen oder rheinischen, unter den sächsischen oder hannoverschen Juristen, so nimmt die Bundesgewalt natürlich mit ber Autorität ihrer unmittelbaren Gesetzgebung ihnen gegenüber eine ganz andere Situation ein, als sich auf jenem oben angedeuteten indirekten Wege ber Verständigung ober bes Staatsvertrags erzielen ließe. Ganz besonders mussen wir dabei auf die Wohlthat aufmerkfam machen, welche durch eine unmittelbare Einwirkung bes Bundesgesetzes einer Mehrzahl von Kleinstaaten erwiesen wird. Ist einmal von Bundeswegen die Organisation wenigstens in ihren Hauptnormen vorgeschrieben,

so liegt es nahe und läßt sich gar nicht umgehen, baß auch von Bundeswegen barauf hingewirkt wird, die provinzielle Untereinheit berjenigen Gebiete zu konstituiren, in benen bei ber Zersplitterung der Gebietstheile und Enklaven bisher die unglaublichsten Zustände erwachsen sind. gut man bafür zu sorgen hat, baf bie medlenburgische Justiz ihres im Wefentlichen noch ganz patrimonialen Charafters entfleibet und zu einer ter Gegenwart abäquaten Staatsjustiz umgeformt wird, ebenso gut wird man dafür forgen muffen, daß nicht die Justiz barum ungebührlich erschwert bleibe, weil vielleicht die Insassen einer Quabratmeile, in einem Rapon das anderswo einen einzigen Amtsbezirk bilden würde, drei ober viererlei Staaten angehören. Bisher ift es, wo bergleichen llebelstände existiren, welche dahin führen, daß häufig die Rechtshülfe, tropbem das nächste, aber einem anderen Staate angehörige Gericht in nächster Nähe zur Hand ist, meilenweit gesucht werden muß, nur bei sehr schwächlichen Versuchen der Besserung verblieben. Immer hat sich die Verständigung zu einer gemeinsamen Ordnung der Justiz als überaus schwierig erwiesen. Jedenfalls ist die Lage der Dinge noch heute so, daß die Bundesgewalt Ursache genug findet, auch nach dieser Seite bin eine verständige gemeinsame Regelung der Justizverhältnisse sich angelegen sein zu lassen. Die Mittel und Wege zu einer solchen Einwirkung auf die betheiligten Staaten fehlen nicht. Wir zweifeln nicht, daß der Bundesgewalt ein besserer Erfolg sicher ist, als ihn bis jetzt vielfache Staatsverhandlungen gehabt haben. Böllig befriedigende Magregeln sind eigentlich nirgends zu Stande gekommen; und bie Angehörigen jener Staaten sollten doch fürder unter ben höheren politischen Rücksichten nicht mehr leiben muffen, welche immer wieder verhindern, daß die Justiz über die Hemmnisse einer unnatürlichen Gebietszersplitterung hinaus gehoben wirb. Die Kleinstaaten ihrerseits hätten alle Ursache, ben Beweis zu liefern, baß sie bie Rechtspflege, — nach ben mobernen staatsrechtlichen Begriffen längst nicht mehr blos das Jurisdiktionsrecht des Inhabers, sonbern eine Pflicht bes Staates, ein Recht aller seiner Angehörigen, wenn ein jeder Einzelne für sich allein diese Pflicht in entsprechendem Maße nicht zu leisten vermöge, wenigstens noch im Bereine zu leisten im Stande sind.

Fragen wir weiter, wie ben gerechten Anforderungen einer gemeinsamen Organisation praktisch genügt werden mag, so dürfen wir zunächst voraussetzen, daß die Faktoren der Bundesgewalt darin einig sind oder einig sein werden. Der Reichstag hat seine Ansicht bereits ausdrücklich kundgegeben. Denn des Botum wegen Ausarbeitung eines Bundeskoder des Strafrechts oder Strafprozesses sagt dassenige ganz ausdrücklich, was

auch bei Ausarbeitung bes Civilprozesses erwartet wird. Mit gutem Vorbedacht wurde in jenen Antrag aufgenommen, daß die gewünschte Vor= lage zugleich die durch die Gemeinsamkeit bedingten Organisationen umfassen möge. Der Reichstag erklärt also seinerseits, wie dies in der Natur ber Sache liegt, daß er diejenigen Konsequenzen gezogen sehen will, welche aus bem einheitlichen Wesen bes Rechts nothwendig folgen. Er will gleich= heitliche Organe. Mit weit überwiegender Majorität wurde der Antrag im Reichstage gebilligt. Gegen die besondere Betonung der nothwendigen Organisationen als eines integrirenden Bestandtheils der beantragten Robifikation hat sich auf bem Reichstag keinerlei Widerspruch erhoben. Der= selbe Reichstag wird also auch barüber mit sich einig sein, daß die näm= liche Anforderung bei der Kodifikation des Civilprozestrechts zu erheben ist. Ja, wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß gerade um auch in Betreff bes letzteren jeden Zweifel auszuschließen, wie weit die Erwartungen bes Reichstags gehen, und um für alle Fälle eine un= verbrüchlich festzuhaltende Präcedenz zu schaffen, der Antrag in Betreff des Strafrechts so gestellt worden ist, wie er gestellt wurde.

Der Reichstag, weit entfernt, die Ansdehnung der Clvilprozesbearbeitung auf die entsprechenden Justizeinrichtungen zu mißbilligen, würde daher ohne Zweisel gerade das Wichtigste vermissen und auf die Nachholung drängen, wenn die Ordnung der organisatorischen Fragen nicht erfolgte.

Ebenso wenig ist von Seiten der Vertreter der Bundesregierungen jenem Antrag in der Sitzung des Reichstags irgend ein Widerspruch entzgegengesetzt worden. Nachdem dort bereits das Einverständniß ohne irzend eine Bemängelung der die Organisation betreffenden Forderung sich kundgegeben hat, ist nicht mehr zu zweiseln, daß der Bundesrath dem Verlangen der Volksvertretung gemäß den Strafprozeskoder mit den dazu gehörigen Organisationen ausarbeiten lassen wird.

Unter solchen Umständen ist wohl nicht zu glauben, daß um der Siviljustizorganisationen willen noch einmal die heillose Kompetenzfrage, über
deren Behandlung wir uns bereits oben aus anderem Anlaß aussprachen,
an diesem Punkte aufgeworsen werden wird. Indessen, wenn es sein
muß, ist diese Frage nicht zu fürchten, die Antwort einsach. Der beste
und der einzig überzeugende Kompetenzgrund freilich für Jeden, der aus
der Geschichte Etwas mehr gelernt hat, als das dürre Juristenlatein verzögerlicher Einreden, liegt in der politischen und sachlichen Nothwendigteit. Daneben noch Deckung nicht des Rechtsbewußtseins, sondern des
juristischen Gewissens nach der hergebrachten Chablone positiver Gesetzesinterpretation zu suchen, erscheint unschädlich aber kleinlich. Will man

bennoch lieber solche Deckung suchen, schlägt man die Demonstration, baß nach Artikel so und so viel die Kompetenz unwiderleglich vorhanden sei, höher an, als daß es sich um das Postulat eines gut geordneten Staats= wesens handelt, so barf man getrost auch barauf eingehen. Absat 13 der Bundesverfassung erwähnt allerdings nicht ausbrücklich die Justizorganisation. Aber er erstreckt bie Zuständigkeit bes Bundes auf bas "gerichtliche Berfahren." Gerichtliches Verfahren ist nicht benkbar ohne Gerichte. Soll also das Verfahren von Bundeswegen einheitlich regulirt werden als ein "gerichtliches," so mussen dazu auch von Bundeswegen die Gerichte aufgestellt werden, bei und mit benen bas betreffende Verfahren, und zwar als ein einheitliches, zur Ausführung kommen kann. Vielleicht wäre es bei Abfassung des Bundesgrundgesetzes nicht unnützlich gewesen, in Nummer 13 die paar Worte: "und die dazu erforderlichen Einrichtungen" hinzuzufügen. Man hätte sich alsbann die Mühe erspart, barauf bei jeder einzelnen Partie der Rechtsgesetzung besonders zurückkommen zu müssen. Allein auch ohne besonderen Ausbruck in Artikel 4 läßt sich seinem vernünftigen Sinn nach ber Bestimmung nur die hier beliebte Deutung geben; wie benn in bem Reichstage so wenig, als im Bundesrathe darüber bisher ein Zweifel gewaltet hat und fürder walten wird.

Eben beshalb, weil aus ben berührten Gründen Zweifel gegen bie Befugniß ber Bundesgewalt gar nicht erhoben werden können, weil, wofür namentlich ber königlich=sächsische Entwurf einer neuen Prozesordnung burch Aufnahme alles in dies Kapitel Gehörigen ein rühmliches Zeugniß ablegt, die Organisation unlösbar mit den Regeln über die Prozedur zusammenhängt, kann denn auch die Prozekkommission des Bundes sofort ihre Stellung nehmen. Nach lage ber Dinge würden wir es am einfachsten und begreiflichsten erachten, wenn sie ohne Weiteres die Organisation mit behandelt. Denn unseres Erachtens bürfte sie schon von selbst den ihr gewordenen Auftrag so auffassen, und wäre äußersten Falles, sofern sie sich durch Aufstellung der Normen für die Instizeinrichtungen einer formalen Ueberschreitung ihres Mandates dem Wortlaute nach schuldig machte, auch hier wieder der vollsten Indemnität und des Lobes von Seiten des Bundesrathes und Reichstags so sicher, daß sie ungescheut die Arbeit unternehmen sollte. Indessen ist es natürlich von untergeordnetstem Belange, ob sie auf diese ober jene Weise erst des vollen Umfanges ihrer Aufgabe sich vergewissern ober gar noch eine besondere Auftragsertheilung erwirken will. Schwierigkeiten, die letztere, wenn es beren bedarf, zu erlangen sind ohne Zweifel nicht vorhanden. Umgekehrt ist das Eine ganz unmöglich: die organisatorische Frage ungelöst liegen lassen, sie

als ein noli me tangere behandeln. Das darf die Prozeskommission nicht. Sobald sie gewahrt, und das ist unausbleiblich, wenn eine zur Herstellung der Rechtseinheit bestimmte Prozesordnung berathen wird, daß gemeinsame Organisationen nothwendig erscheinen, ist es ihre Pflicht, erforderlichen Falls die Initiative zu ergreisen, mindestens ihre sachkundige Ueberzeusung über die Unentbehrlichkeit bestimmter Organisationen auszusprechen, und auf die Erfüllung der erkannten Bedürfnisse nach Kräften hinzuswirken.

Die Ansbehnung ihrer Arbeit wird badurch freilich um ein Bedeuten= des vermehrt, mithin auch die Vollendung berfelben um so viel verzögert. Denjenigen, welche auf möglichst rasche Beendigung der Kommissionsberathungen brängen, fann dies unwillkommen erscheinen. Indessen follte man jenes Drängen überhaupt auf bas rechte Maß zurückführen. wir wünschen, daß ungesäumt dem deutschen Volke die Wohlthat eines einheitlichen Rechtes zu Theil werde; und wir sind keineswegs blind gegen ben großen politischen Fortschritt in ber Befestigung bes Bundesstaates, ber in der Einführung gleichen Prozesses steckt, mithin rascheste Einführung höchst wünschenswerth macht. Aber wir haben im Hinblick auf bas übergroße Material weber jemals die enthusiastische Hoffnung getheilt, ein Werk, zu dem anderer Orten und zu anderen Zeiten eine Mehrzahl von Jahren gebraucht wurden, dem norddeutschen Reichstage schon nach wenigen Monaten fix und fertig vorgelegt zu sehen, noch haben wir jemals uns der Ansicht anschließen mögen, als ob für den Augenblick dem Be= bürfnisse nach Raschheit selbst bas Erforderniß sachliche Güte nachstehe.

Mit Rechtsgeschen kann nicht so versahren werden, wie es mit anderen Gesetzen allerdings genng und nicht zum Ruhme unserer Gesetzebung geschehen ist. Wer sich sagt, daß möglicherweise von einem Wortausdruck, von einer Satstellung demnächst das Schicksal eines Vermögens abhängen kann, wird sich nicht entschließen, nur auf das Fertigwerden zu drängen. Wit Rechtsgesetzen auf die Gesahr späterer Nachbesserung und Nachholung din zu experimentiren, ist ein gefährliches Spiel. Rechtsgesetze sollen stadil sein und womöglich so aufgestellt werden, daß sie voraussichtlich ohne Neuerung ein gutes Stück in die Zukunft hinein vorhalten. Man soll also nicht Rechtsgesetze nur um jeden Preis rasch auf den schlechten Trost hin, daß ja im Nothfall später gebessert und nachgeholsen werden kann, in die Welt setzen.

Am wenigsten aber kann die Prozeskommission durch irgend welches Drängen sich zum Schaben der ihr anvertrauten Sache beirren lassen. Sie soll mit Fleiß und Eiser, aber ohne Hast und Leichtfertigkeit ihre Aufgabe lösen. Nach der Art eines solchen Gesetzes, das seines Umfangs

wegen eine eingehende Durchberathung in dem Reichstage gar nicht zuläßt, fällt demnächst die Hauptverantwortung immer auf die Verfasser des Ent-wurfs. Wer wird also billig verlangen, daß trot der Schwere dieser Verantwortung die Schnellsertigkeit des Entwurfs das einzige oder vor-wiegende Ziel sein sollte?

Wir unsererseits sprechen unumwunden die Meinung aus, daß es besser ist, um ein Jahr später, denn das wird vielleicht die längste Verzögerung sein, um die es sich handelt — eine gute Prozesordnung zu empfangen, welche der Nation die Fluktuation der Neuerung auf Jahrzehnte hinaus erspart, als um ein Jahr früher eine mangelhafte, mit der kurz nach ihrem Erscheinen die Gesetzgebung von Neuem ihre Noth haben würde. Wir wollen ferner gern etwas länger warten, wenn zugleich die Organisationsbestimmungen zum Vorschein kommen. Da auf den letzteren die ganze praktische Verwirklichung der Rechtseinheit ruht, muß um diesen Preis einige Geduld feil sein.

Ob man nun in demselben Gesetz den Prozeß ordnen und zugleich organisiren, oder ob man in dem einen Gesetz nur den Prozeß ordnen und die Organisation einem andern vorbehalten will, ist an sich eine bloße Zweckmäßigkeitserwägung. Indessen erscheint der erstere Weg empfehlens-werther.

Für den letteren würde man sich vielleicht entscheiden, wenn man wirklich Ursache hätte, besonders vorsichtig und schrittweise zu Werke zu gehen. Alsdann würde man zunächst nur die Prozesordnung zur Anerkennung bringen und erst wenn das erreicht ist, als deren nicht mehr abzulehnende Konsequenz die Organisation fordern. Allein wir sind überzeugt, daß feine Ursache besteht, aus Vorsicht zunächst erst die Prozesordnung abzuwarten und einstweilen die Justizeinrichtungen, wenn auch nur auf kurze Zeit, zurückzuhalten. Um so weniger empsiehlt sich das, als ja die Prozesordnung ihrerseits doch nicht eher in Geltung treten kann, als dis ihre Organe geschaffen sind. Denn daran kann doch wohl im Ernste Niemand benken, die Prozessührung zunächst mit partikularen Inskitutionen einzussühren und erst hintennach die letzteren einer einheitlichen Bundesorganisation zu unterwersen. Die Bungesorganisation muß mit der Einsührung der Prozesordnung Hand in Hand gehen.

Dazu kommt noch eine weitere Schwierigkeit, welche sich geltend macht, wenn nicht in der Prozesordnung, sondern in einem eigenen Gesetz die Organisation erledigt werden sollte. Man kann nicht wohl in einem besonderen Gesetz blos die Civilrechtspflege organisiren wollen. In einem solchen Gesetz müßte füglich die Rechtspflege des Strafrechts und selbst der freiwilligen Gerichtsbarkeit mitbehandelt werden. Welche Hindernisse

aber, abgesehen von den möglichen Einwenden der Inkompetenz, welche denn doch theilweise nach der Einschränkung des Artikel 4 für alle an Wortinterpretation gewöhnte Politiker etwas ernster ausfallen dürften, einem die ganze Justiz umfassenden Organisationsgesetz sich entgegenstellen möchten, braucht nicht auseinander gesetzt zu werden. Gerade um bald und leicht einen löblichen Anfang zu machen, ist es viel besser, die erforzberlichen Normen über das Gerichtswesen sofort in die Prozesordnung aufzunehmen.

Das ift minder spstematisch. Auch wird man nicht umhin können, von vorn herein, obwohl für jest nur die Civiljustiz zu organisiren ist, gebührende Rücksicht darauf zu nehmen, daß diese Organisation auch auf die Strassustiz past und daß sich die freiwillige Gerichtsbarkeit in dieselbe einsügt. Das ist offendar gedoten. Aber weit entsernt, daraus ernste Bedenken oder Hindernisse herzuleiten, kann man recht gut, anläßlich der Civilprozesordnung eine Civilgerichtsorganisation sammt allem Zubehör etabliren, welche auch den übrigen Zweigen volles Genüge leistet. Insofern wird dann allerdings die sogenannte Civilgerichtsorganisation zum größten Theile thatsächlich schon eine Organisation der gesammten Instizsein. Aber was schadet es denn, ob man die letztere in einem Abschnitte der Civilprozesordnung ausstellt ausstatt in einem eigenen Gesetz? Wenn wir nur sicher erreichen was Noth thut, so fragen wir abermals an diesem Punkte wenig nach der theoretischen Spstematik, an die sich bekanntslich die Bundesversassung selbst am wenigsten gekehrt hat.

Demgemäß sollte am besten der Civilprozesordnung, wie der bereits gerühnte sächsische Entwurf gethan hat, ein Kapitel vorangeschickt werden, welches Alles, was zur Organisation der Gerichte gehört, zu enthalten hätte. Was dazu gehört soll sogleich näher angedeutet werden. Zuvor nur die Bemerkung, daß mit den Grundsätzen von der Einrichtung der Gezrichte und der gerichtlichen Hülfspersonen die Sache nicht abgethan ist.

Die einheitliche Ansführung der Prozesordnung verlangt sogar Mansches, was auch bei dem besten Willen in ihr selbst nicht erledigt werden kann. Wahrscheinlich wird in dem bevorstehenden Entwurf, um der sosortigen praktischen Brauchbarkeit zu genügen, welche der Bundeskanzler sehr mit Recht als erstes Desiderium der Beachtung empfahl, von der Kommission mancherlei in das Gesetz gezogen werden, was sonst füglich Instruktionen zu überlassen wäre. Zur Stunde kann es nicht gut anders sein, mag man noch so sehr wünschen, daß endlich einmal die Gesetzgebungskunst die leitenden Grundsätze von den untergeordneten Aussührungsmaßregeln zu trennen verstände. Fehlt doch der Bundesbehörde in ihrer gegenwärtigen Gestaltung eigentlich die rechte Handsabe zum Erlaß allgemein verbind-

licher Instruktionen. Das Bedürfniß bazu ist unleugbar. Auch die Ershebung des Handelsgesetzbuchs zum Bundesgesetz hat mit richtigem Gefühl auf diesen Punkt hingeleitet. Nichts desto weniger gehört es noch völlig zu den vielen Unklarheiten und Lücken der bundesstaatlichen Gestaltungen, wie im Wege der Verordnung oder des Reglements innerhalb der Bundeskompetenz zu versahren sei.

Indessen sei dem, wie ihm wolle, Einiges, möchte es an sich instruktioneller Art oder Gegenstand der großen Gesetzgebung sein, wird kaum in der Prozesordnung seinen Platz finden, wenn es gleich noch so nothwendig zur Aussührung derselben gehört.

Wir haben vor Allem das Kostenwesen im Sinne. Es ist doch voll= kommen undenkbar, daß nach Einführung eines gemeinsamen Verfahrens bas Prozessen in bem einen Bundeslande billig, in dem anderen theuer sein soll. Man braucht gar nicht auf die Unzuträglichkeiten hinzuweisen, welche bei Auswahl des Prozefigerichts, soweit solche gestattet, entstehen und zur Folge haben würden, daß um der Billigkeit willen die billigen Bundesgerichte mit Prozessen überhäuft werden könnten, während die Theuerung prohibitiv wirkte. Bei ber großen Rolle, welche in ber Praris das Rostenwesen hat, würde gerabezu das Bewußtsein der Ginheit und Gemeinsamkeit in erheblichstem Mage ruinirt werben, wenn es jedem Staate überlassen bliebe, bas Rostenwesen nach seiner Art zu ordnen. Hier zeigt sich, wie wenig bie Kompetenz bes Bundes nach einer scharfen Chablone abzugrenzen ist. Gleichviel ob bas Kostenwesen, namentlich soweit es sich um die Gerichtskoften handelt, anderen Gebieten ber Staats= einrichtungen angehört, sicherlich muß es als unerläßliche Konsequenz ber einheitlichen Prozedur in den Areis der Bundessachen gezogen werden.

Man wird also die weitere Arbeit einer Gebührenordnung, die nicht ganz leicht, immerhin aber ansführbar erscheint, nicht scheuen dürsen. Man wird, soweit er sortbestesten wird, ebensowohl den Tarif der Answaltsgebühren, als vor Allem das System und Maß der Gerichtskosten, da nur die Rechtsregeln über deren Tragung und Erstattung in die Prozesordnung gehören, in einem eigenen Gesetz bestimmen müssen, welches sich unmittelbar an jene anschließt.

Dagegen sind die allgemeinen Grundsätze über die Stellung des Answaltstandes, welche sonst in einer eigenen Anwaltsordnung zusammengesstellt zu werden pflegen, ebenso gut in die Prozesordnung aufzunehmen. Sie sinden dort, sei es in dem Kapitel von den Organisationen überhaupt, sei es in dem Kapitel von der Parteien durch Anwälte und Rechtsbeistände einen passenden Anschluß.

Unstreitig ist die Ordnung der Anwaltsverhältnisse eine der aller=

wichtigften Angelegenheiten. Bei ber Bedeutung, zu welcher bei mündslichem Berfahren der Anwaltsstand berusen wird, besteht das höchste Insteresse daran, denselben diesem Beruse gemäß von den seitherigen Fesseln zu befreien. Wo hinaus die Resorm liegt, hat Gneist in überzeugender Beise unlängst dargelegt. Ganz abgesehen von der Erziehung der Justisten zum Richterstande, welche nach der deutlich angezeigten Entwickelung demnächst wesentlich ihren Durchgang durch den Anwaltsstand nehmen wird, ganz abgesehen von dem idealen Beruse, demnächst einem großen Theil dessenigen Rechtsbedürfnisses, welches seither die Gerichte zu befriedigen hatten, zu deren Entlastung zu genügen, fordert schon die Sorge um das bevorstehende Versahren dazu auf. Mündliche Prozedur ohne freie Abvokatur ist ein Unding. Niemals wird der lebendige Geist der Mündlichkeit sich entwickeln, wenn nicht eine tüchtige, auf Selbstverwaltung gestellte, aus ihrer drückenden Unterordnung unter das Gericht emporgehobene Anwaltschaft geschaffen werden kann.

Wir verzichten darauf, an diesem Orte näher auf die nothwendigen Erfordernisse der Anwaltsordnung einzugehen. Im Wesentlichen wird es gelten, die Grundsätze des freien Gewerbebetriebs, welche jett für alle Aweige ber menschlichen Thätigkeit als die prinzipiell richtigen anerkannt werben, auf die Advokatur zu erstrecken. Es leuchtet ein, daß es sehr wohl möglich ist, gemeingültige Normen über die Voraussetzungen bersel= ben aufzustellen. Die Vorbedingung einer Staatsprüfung, der Qualifikation zum Richteramt ober bergleichen, wird sich für die echten, als solche von der öffentlichen Autorität sanktionirten Anwälte nicht entbehren lassen, obwohl wir wünschen, daß die alten, überlebten und niemals erfolgreichen Prohibitivmaßregeln gegen die sogenannte Winkeladvokatur einer gefunderen Auffassung der realen Berhältnisse weichen möchten, nachdem bazu die Aufhebung der Abschreckungsstrafen gegen den Wucher den Weg gezeigt. Für Alle, welche die Vorbedingungen erfüllt haben, verlangen wir natür= lich volle Freizügigkeit in dem Gebiet des norddeutschen Bundes und erwarten davon mehr für die nütliche Verschmelzung und Ausgleichung ber Rechtsauschauungen, als von irgend einem Gesetz.

Bisher sind die territorialen Verschiedenheiten in der Behandlung der Advokatur sehr groß. In einzelnen Ländern hat man große Fortschritte gemacht, in anderen hat man mehr oder minder den alten trausrigen Standpunkt festgehalten. Aber was wollen jene Reformen heißen? Es hat sich hinlänglich ergeben, daß in der drückenden Enge kleinstaatlicher Verhältnisse bei dem besten Willen kein Anwaltsstand höheren Zusschnitts erzielt werden kann. Erst die freie und freizügige deutsche Advostatur sührt durch die Einheit zu gesunden Zuständen.

Da die ganze Zukunst der Rechtspslege, des Juristenstandes und der Prozedur wesentlich auf der Entwickelung der Anwaltschaft beruht, haben wir unsererseits von jeher die gemeinsame und hoffentlich von den liberralsten Ideen beseelte Anwaltsordnung als eine conditio sine qua non des neuen Prozeswesens betrachtet. Der Bundesrath, wie die Kommission wird sich derselben Ueberzeugung nicht verschließen. Erwarten wir daher mit Gewisheit auch diesen Abschnitt der Organisation, den sonst der Reichstag auf jeden Fall noch nachsordern müßte, ernstlich und zeitig in Angriff genommen zu sehen.

Die Hauptsache aber, welche sich am leichtesten und unmittelbarsten der Prozehordnung anreiht, ist die Einrichtung der Gerichte selbst und ihrer Hülfsbeamten. Unter den letzteren sind namentlich die Gerichtsvollzieher, wenn diese beliebt werden, verstanden. Daß über deren Amt, seine Voranssetzungen und Umfang ebenso gut umfassend und allgemeingültig versügt werden kann, wie über den Effekt ihrer Handlungen in der Prozehordnung verfügt wird, versteht sich von selbst. Dasselbe gilt von den Rotaren, sosen sie etwa als Hülfsbeamte der Prozedur Verwendung sinden.

Was die Gerichte betrifft, so lassen sich zunächst ohne Dlühe und voraussichtlich ohne Widerstreit von irgent einer Seite, weil bas Dinge sind die überall anerkannt werden muffen, im Eingang des Gesetzes alle die eigentlich staatsrechtlichen Sätze über die Handhabung ber Justiz, wie die Ausschließung der Kabinetsbefehle, die richterliche Unabhängigkeit, das Verbot der Errichtung unständiger Gerichtsbehörden, das Verhältniß der Justiz zur Verwaltung u. s. w. aufnehmen. Man wird dagegen allenfalls einwenden, daß das nnnöthig sei. Denn Alles, was hieher gehöre, sei ent= weder in den einzelnen ländern verfassungsmäßig festgestellt, oder selbstver= ständlich. Indessen giebt es doch noch einzelne Gebiete, in denen sogar für die Fundamentalprinzipien die ausdrückliche Sanktion fehlt. Sodann aber erscheint es doch in der That nothwendig, daß der Bundesstaat, so weit er die Rechtspflege als Bundessache behandelt, sie auch seinerseits von vorn herein unter die dem heutigen Staatsrecht entsprechenden Garantien stellt und das Verhältniß der Gerichte innerhalb des Staates allseitig ordnet. Geschähe das nicht jetzt, so würde doch sicher später dies Alles zu ordnen Wir glauben darin eine sehr nütliche Vervollständigung ber Verfassung erblicken zu müssen und halten eine solche Sicherung ber Grundrechte der Rechtspflege zur Abschneidung jeden Mißtrauens in dem Maße für unentbehrlich, als die Justiz dem Ressort der Einzelregierungen, folglich auch bem Schutze ber Einzelverfassungen entzogen und bem Ressort ober der Oberaufsicht der Bundesverwaltung zugewiesen wird.

Wereich, sich mit ber Organisation ber Gerichte, sowohl ber äußeren wie ber inneren, zu beschäftigen. Nach bem bestehenden Berhältniß der Bunsbesglieder zu der Bundesgewalt wird man nicht daran benken, das Erznennungs- und Besetzungerecht der Einzelstaaten auf den Bund zu überstragen. Man wird auch, obwohl das wünschenswerth erachtet werden könnte, den Uebergang der Nichter aus einem Bundesland in das andere vorläusig nicht weiter erleichtern; man wird wohl den Juristen, welchenicht Anwälte sind, noch nicht das gesammte Bundesgediet so eröffnen, als ob sie Bundesbeamte wären. Man wird vielleicht auch noch nicht dahin kommen, die Borbedingungen des richterlichen Amtes in seinen verschiedenen Abstusungen, oder den übrigen der Justiz angehörigen Stellen einheitlich zu bestimmen. Das mag sich aus den gegebenen Zuständen entwickeln, und kann einstweiten nicht als ein so empsindlicher Mangel bezeichnet werden, daß man jest darum Antipathien erregen sollte.

Aber was kommen muß, ist die durchgreifende Bestimmung über die Arten der Gerichte, deren Stusen und Besetzung; also über die Normen, nach denen innerhalb des Bundes von den Einzelstaaten hierbei zu verschren ist.

Man wird also zuvörderst festsetzen, wie die erste Instanz beschaffen sein soll. Wir setzen voraus, daß für die erheblicheren Sachen Kollegialgerichte bestehen werden, vor denen allein eine solenne mündliche Vershandlung möglich ist. Indem man deren Bezirke wenigstens ungefähr nach der Seelenzahl sixirt, wird der Anlaß gegeben sein, in Gegenden, wo zersplitterte Parzellen vorhanden, sich zu gemeinsamen Gerichten zu vereinigen. Neben den Kreisgerichten aber wird man, wie wir hossen, gründlich zu dem ständigen Einzelrichteramt zurücksehren, auf dem stets zum großen Theil die Erfüllung des Rechtsbedürfnisses ruht und das niemals durch fluktnirende Deputationen ersetz zu werden vermag. Man wird also das ganze norddentsche Gebiet mit einem vollständigen Netze von Einzelgerichten zu bedecken haben.

lleber den Einzel= und Kollegialgerichten erster Instanz, deren Ber= hältniß im Näheren zu bezeichnen wir uns vorbehalten, hätten dann als Mittelinstanz Appellations= oder Obergerichte zu stehen. Unseres Erach= tens müssen diese einen provinziellen Karakter und Umfang besitzen. Ber= muthlich würde sich unschwer Sorge tragen lassen, daß, wie wir hier nur andenten mögen, die nach provinziellem oder einzelstaatlichem Recht zu entscheidenden Sachen dort endgültig erledigt werden können. Mit an= deren Worten: man kann allensalls dafür sorgen, daß jene Appellationsge= richte, soweit noch eine dritte Landesinstanz existiren soll, deren Funktionen

miterfüllen, um so ben kurus eigener Oberappellationsgerichte zu ersparen. Auch nach dieser Seite hin beschränken wir uns hierorts nur auf eine kurze Andentung.

Die Reichsjustiz anlangend, nehmen wir an, daß die alte, durch keisnen einzigen inneren Grund gerechtfertigte und darum mit dem Namen altehrwürdiger und altgermanischer Rechtsideen vergeblich aufgeputte Theosrie von der Nothwendigkeit dreier Justanzen in der seitherigen Weise schaffreibirt werden wird. Wit einer Berufung, welche die Möglichkeit nochmaliger Prüfung der ganzen Sache in höherer Instanz gewährt, ist es vollkommen genug. Die dritte Instanz brauchen wir nur zur Entscheisdung von eigentlichen Rechtsfragen und zur Erhaltung der Rechtseinheit.

In diesem Sinne aber ist das dringendste aller Gebote die Einsetzung eines höchsten beutschen Gerichts- oder Rechtshoses. Er ist in der That erst das redende Symbol der Rechtseinheit, welche fünftig herrschen soll, und insosern zugleich ein höchst wichtiger politischer Faktor. Auf andere Weise, als durch eine einheitliche oberste Gerichtsbehörde, kann, wie wir bereits oben erwähnten, die Einheit des Rechts gar nicht erhalten werden. Ohne ihn wird stets die centrisugale Richtung der Landesjustiz Gefahr drohen; solche Gefahr, daß wir nicht anstehen, die ganze Mühe einer Reichsgesetzgebung für halb weggeworfen zu erklären, wenn nicht dieses wesentlichste Organ des einheitlichen Rechtszustandes konstituirt wird.

Mit bem beutschen Gerichtshof aber ist noch ein weiterer, nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil verbunden. Man kann breist behaupten, daß schon die bloße Einrichtung einer solchen obersten Spruchstelle, falls sie irgend ihre Stellung begreift und Lebensfraft in sich trägt, mehr wiegt, als irgend ein Gesetzstober. Eine gute Rechtspslege wird zugleich zur Rechtsquelle. Sie hat rechtserzeugende Fähigkeit. Hätten wir einen obersten beutschen Gerichtshof gehabt, wir würden wahrscheinlich schon seht ein gutes Theil mehr gleiches Recht besitzen, als uns die Gesetzgebung ber nächsten Jahre zu bringen im Stande ist.

Indessen, halten wir uns nicht bei dem auf, was hätte sein können. Wohl darf man in die Zukunft hinein die Erwartung hegen, daß der Musen eines selchen Gerichtsbeses nicht bles sich auf die Erhaltung der durch positives Gesetz geschaffenen Rechtseinheit beschränken, sondern zusgleich eine erwünschte Fortbildung des Rechts umfassen wird. Bei einigem Verständniß seiner Ansgade muß derselbe durch das Ansehen seiner Entscheidung eine Art prätorischer Jurisdistien ausüben. Das beißt: in gewissem Umsange wird die Ergänzung. Verbesserung und selbst Abanderung des besiehenden Rechts, wie selche nach dem aus den praktischen Bergangen entgegentretenden Bedürsniß nethwendig erscheint, schen im

Wege der verständigen Rechtsübung, durch sogenannte Präjudizienentscheis dungen der höchsten Instanz erfolgen. Darin liegt aber ber große Bortheil, daß wir fünftig nicht um eines jeden kleinsten Punktes willen die Maschine ber großen Gesetzgebung in Bewegung zu setzen brauchen. In bieser Hinsicht sind, freilich unverschuldet, wenn man erwägt wie sehr bas im Zu= fammenhang mit andern Erscheinungen steht, die Zustände die allerleidigsten geworden. Um jeder Unzuträglichkeit ober Unzulänglichkeit des bestehenden Rechts willen muß die Staatsregierung ein Einsehen haben und mit so und soviel Paragraphen geschriebenen Rechtes eingreifen. Daher die ewige Fluth von Novellen, neuen Gesetzen, Kodifikationen, Verordnungen, bei welchen der lebendige Fluß des Rechts, der sich bei glücklicher Stimmung in der Rechtspflege kund thun sollte, immer mehr erstarrt, das Vertrauen auf die eigene Kraft und den Geist des Rechts immer mehr unter der Gewohnheit, sich nur an ben positiven Wortlaut ber Gesetze anzulehnen, verloren geht.

Wo will es benn, fragt man sich, schließlich hinaus, wenn bei ben vielen Anforderungen, welche an die Legislation des Bundes gemacht werben, schließlich jede Ausbesserung im Gebiete des Rechts mit Bundesrath und Reichstag in Scene gesetzt werben soll? Die Anforderungen werben gerade in den nächsten Jahrzehnten keine geringen sein. Entweder muß bie Durchberathung solcher Dinge leichter genommen werben, als sie vertragen, ober einzig und allein schon die Fortentwickelung unseres Rechts= zustandes und die Abhülfe ber diesen betreffenden Klagen wird eine Zeit und Mühe beanspruchen, für welche neben den weiteren Aufgaben ber Bundesgewalt unmöglich genügender Raum bleibt. Es ist daher eine wohlbegründete Sorge, die große Gesetzgebung thunlichst zu entlasten. Entlastung aber kann nur so herbeigeführt werden, daß, wenn auch die umfassenderen und wichtigeren Rechtsreformen stets der Verhandlung des Bundesrathes und des Reichstages vorbehalten sind, eine Menge von kleinen Reformen, welche oft zusammen auch eine große machen, schon burch eine aufmerksam die Erscheinungen des Verkehrs verfolgende Rechts= sprechung eines mit ber nöthigen Autorität versehenen obersten Rechtshofes erreicht wird. Nur mittelst eines gemeinsamen Rechtshofes kann dieser Erfolg für den ganzen Bund gewonnen werden; und sich den Vortheil besselben nicht entgehen zu lassen, ist neben bem unerläßlichen Gebot ber Erhaltung bes einheitlichen Rechtszustandes ein neuer Antrieb, die Grun= dung ber gemeinsamen höchsten Gerichtsbehörde mit aller Energie in An= griff zu nehmen.

Soviel von der äußeren Organisation. Daneben sind die Vorschriften über die Besetzung der Gerichtsbank, über die Ergänzung derselben, über

vissehung von Hilfsrichtern und bergleichen nicht zu übergehen. Wir wissen, wie viel in dieser Hinsicht in manchen Bundesländern mangelhaft ist; nicht am wenigsten in Preußen. Von Bundeswegen muß die Selbsständigkeit und Stetigkeit des Richteramtes, die Ansschließung jeder anch nur anscheinenden Willführ in der Zusammensehung des Gerichts, welche das Vertrauen des Publikums erschüttern könnte, vermieden werden. Alles, was nothwendig und möglich ist, läßt sich recht gut in einige leitende Normen zusammenfassen; und sodald der Wechsel des Personals und die etwa erforderliche Ergänzung gesetzlich geordnet ist, fällt jeder Verdacht einer Komponirung der urtheilenden Stelle ad hoc hinweg.

Das Alles sind Dinge, welche ber Bundesgesetzgebung überaus wohl anstehen und die zu der Besestigung einer unantastbaren Rechtspflege, dem Fundamente des Staatslebens, unentbehrlich erscheinen. Wir wüßten kaum Etwas, was dem jungen Bundesstaate mehr Ehre eintragen würde. An der Durchsührbarkeit der Aufgabe ist nicht zu zweiseln; denn wir zweiseln ebensowenig an dem guten Willen des Bundesrathes, als an der Bereitzwilligkeit des Reichstages, dazu mitzuwirken. Ist dem so, giebt die Bundeszgesetzgebung die Mittel und Wege, um so manche, tief ernste Onerelen, zu deren Erledigung namentlich auch in Preußen schon vielmal vergebens der Anlauf genommen wurde, gründlich zu erledigen, dann wird sich auch der Widerwille gegen den Umsturz der altbewährten heimischen Institutioznen bei ruhiger Ueberlegung bedeutend milbern.

Sben barum, weil in guten Normen der Organisation solcher Nuten begriffen ist, betonen wir nochmals, wie wünschenswerth es ist, dieselbe gleichzeitig mit der Prozesordnung in Betracht zu nehmen. An sich würde man sich freilich einstweilen dabei begnügen, wenn bei Vorlage der Prozesordnung die nachsolgende Vorlage der Organisation zugesichert würde. Immerhin kann die Prozesordnung, auf deren Aussührung die Organisation berechnet wird, vorweg berathen werden, wenn es so beliebt wird. Allein wirklich in praktische Kraft vermag umgekehrt die Prozesordnung nicht zu treten, ehe zugleich die Organe gegeben sind.

Sollte der Beschluß des Bundesraths über die Bearbeitung des Strafrechts und des Strasprozesses wörtlich aufrecht erhalten werden, so wäre damit die Einführung des neuen Civilprozesses in viel weitere Ferne gerückt, als wir wünschen. Nach jenem Beschlusse soll die Organisation von der Seite des Strasprechts her erst nach Erledigung der Strasprozessordnung beginnen. Da nun die Organisation von der Seite des Civilzrechts her mit jener stimmen muß, so würde also die ganze Organisation zu warten haben, die nicht nur die bereits beträchtlich vorgeschrittene Cizilprozessordnung, sondern auch die offendar in viel weitere Ferne gerückte,

sogar erst nach Erledigung des materiellen Strafrechts zu unternehmende Strafprozesordnung fertig geworden sein wird. Das wird denn doch zu überlegen sein.

So folgerichtig es klingt, zuvor bes Civil- und bes Kriminalprozesses gewiß zu sein, ehe man mit der Organisation kommt, so liegen doch die Dinge in Wahrheit anders. Wir sind überzeugt, daß sich die Anordnung der Strasprozedur hinlänglich übersehen läßt, um zu erkennen, wie sie zu benjenigen Einrichtungen paßt, welche die bürgerliche Prozedur erheischt. Wir sind ferner überzeugt, daß die ganze Gerichtseinrichtung und das Anwaltswesen, wie es für die Civilrechtspslege zu desideriren ist, ohne Weiteres auch für den Strasprozeß die richtige ist. Mithin können wir nur dei dem Wunsche beharren, daß die Organisation sordersamst schon anläßlich des Civilprozesses gesetzlich geregelt wird, damit der Nation keinen Tag länger, als nöthig, die Wohlthat eines einheitlichen Rechts wenigstens des bürgerlichen Prozesses verzögert wird.

Wallenstein und die Spanier.

I.

Der ungemeine Einfluß, welchen Spanien zur Zeit des dreißigjährisgen Krieges auf die Geschicke Deutschlands und Europas ausübte, läßt es selbstverständlich erscheinen, daß dasselbe auch mit Wallenstein, dem mächtigen Generalissimus des Hauses Desterreich, in die vielfältigsten Beziehungen sen kam. Sehr verschiedener Art sind diese Beziehungen, abwechselnd gute Freunde und böse Feinde sind Wallenstein und die Spanier gewesen, je nachdem ihre Juteressen, die in allen wichtigen Fragen des Krieges und der Politik scharf in den Bordergrund treten, mit einander übereinsstimmten oder einander entgegenliesen. Unausgesetzt aber haben sie sich mit der größten Lebhastigkeit berührt, dis zu Wallenstein's Katastrophe, die die Spanier, wenn nicht verursacht, so doch mehr als alle Anderen beschleunigt haben.

Der Aufgabe, die Verhältnisse, welche zwischen Beiden bestanden, näsher zu erforschen, hat man disher nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. So Vieles gerade neuerdings über den großartigen seltsamen Mann gesschrieben und aus zahlreichen Archiven publizirt worden ist, so reicht doch das vorliegende Material bei weitem nicht hin, um diese Aufgabe zu lös

sen. Indem ich eine große Fülle noch unbekannter Urkunden benutze,*) glaube ich wenigstens einen Beitrag zur lösung geben zu können. Den Gegenstand erschöpfend zu behandeln, das bin auch ich keineswegs im Stande. An dieser Stelle muß ich mich ohnehin begnügen, in einer alls gemeineren Uebersicht die Resultate meiner Forschung darzulegen.

1.

Kaum war Wallenstein zum "Capo über alles kaiserliche Bolt" ernannt worden, als er bereits dem König von Spanien seine guten Dienste andot. Mit der Armee von 20,000 Mann, die er vorerst zu werben in Begriff stand, wollte er sür Spaniens Interesse in's Feld ziehen, wohin es nöthig sein würde. Die Versicherung den Nutzen beider Majestäten, des Kaisers wie des Königs, zu gleicher Zeit befördern zu wollen, kehrt sortan in seinen Briesen häusig wieder. Es war das keine bloße Phrase, es war ein wohlberechnetes Entgegenkommen; gewinnsüchtig, ehrgeizig, unaushörlich emporstrebend wußte er, wie einträglich für ihn die Gunst und Freundschaft der spanischen Großmacht werden konnte.

Der König nahm Wallenstein's Anerbieten bankend an und wünschte bie Verwendung der neuen Armce gegen Mansfeld, jenen listigen, unstä= ten, von land zu land mit der Kriegsfackel einherziehenden Conbottiere, sobald dieser nochmals Spaniens Eroberungen in der Pfalz bedrohe. Nicht bort indeß, sondern in den sächsischen Kreisen trafen die beiden Söldnerfürsten auf einander. Triumphirend verkündete Friedland ben spanischen Regierungen in Matrid und Brüssel seinen Sieg an ber Dessauer-Briide; und ber spanische Gesandte in Wien bat, ben Sieger mit bem Orben des goldenen Bließes, "den er verlangte," zu belohnen. Infantin Isabella aber, die Statthalterin in den Niederlanden, bestürmte ihn, nun auch den König von Dänemark auf's Haupt zu schlagen. fandte ihm und Tilly den Obersten la Moterie mit dem Versprechen eines Beistands von 8000 Mann unter ber Bebingung, baß sie ben König lebhaft angreifen und für die spanische Armada einen Hafen in der Ost= see okkupiren würden.**) Wallenstein und Tilly gaben für diesmal blos die allgemeine Versicherung ihr Möglichstes thun zu wollen, ohne in Be= treff der begehrten Okkupation eine Verpflichtung einzugehen. Doch die 8000 Mann, Wallenstein schrieb beshalb selbst an die Infantin, sollte sie umgehend schicken.

^{*)} Namentlich aus bem belgischen Staatsarchiv und ber Manustriptenbibliothet (Bibliotheque de Bourgogne) in Brüssel, zum Theil auch aus bem niederländischen Reichs- und bem königlichen Hausarchiv in Haag.

^{**)} Bgl. Aretin, Baperns auswärtige Berhältnisse Bb. I. S. 232.

Bisher hatte Spanien im bänisch-niebersächsischen Kriege sich neutral verhalten; aber es erklärte sich bereit den katholischen Mächten Deutsch- lands mit allen Kräften beizustehen, wenn sie hinwieder mit Spanien gegen die Holländer gemeinschaftliche Sache machen würden. Der holländischen spanische Krieg lief neben dem großen deutschen einher, zwischen beiden fand eine beständige Wechselwirkung statt; aber alle Versuche Spaniens, die Streitkräfte seiner deutschen Freunde unmittelbar in den eigenen Krieg zu verwickeln, waren bisher mehr an der Liga unter Baherns Führung als an dem Spanien so nahe verwandten und bei der Erhaltung der Niederlande interessirten Kaiser gescheitert. Die fortdauernden vom Kaiser und der Liga, von Wallenstein und Tilly an die Insantin gerichteten Bitten um Assistenz gegen den Dänen ließen die Spanier indeß noch auf Durchsetung ihres Willens hoffen; nicht umsonst bachten sie Hülse zu gewähren.

Man kennt die Art und Weise, wie auf dem Kongreß zu Brüssel vom Sommer 1626*) die Infantin ihre Absicht zu erreichen suchte, wie sie als nothwendige Gegenbedingung für ihre Assistenz im banischen Kriege außer ber Achtserklärung gegen die Hollander vornehmlich die Versicherung eines von Spanien vorzuschlagenden Oftseehafens mit kaiserlicher Garnison begehrte, um von hieraus Handel und Schiffahrt der rebellischen Provinzen zu stören. Im nächsten Zusammenhang mit diesem Brüsseler Kongreß steht jene Sendung la Moterie's. Gewiß gab es kein wirksameres Mittel, die Kraft des Wiberstandes ber Hollander gegen Spanien zu brechen, als die Verstopfung ber vornehmsten Quelle ihres Reichthums und damit ihrer Macht, und das war der Oftseehandel. wenn die Deutschen ihre Mitwirkung hierzu versprachen, so war bamit auch der Bruch zwischen ihnen und Holland herbeigeführt und sie in den niederländischen Krieg hineingezogen. Sie erkannten gleich, mas Spanien beabsichtigte und gingen auf nichts ein. Wenn Wallenstein jene Offupa= tion aus militärischen Gründen für jett nicht zulässig fand, so kamen für Babern noch besondere politische Gründe hinzu. Spaniens Bemühungen in Brüffel blieben fruchtlos wie die vorhergehenden.

Es bante aber immer noch auf die größere Gefügigkeit des Raisers. Die Infantin wandte sich fortan ausschließlich an seinen General, daß er sich eines Hasens an der pommerschen Küste bemächtigen möge; sie wünschte ihm ein langes leben, damit er die Dinge in Deutschland zu einem guten Ende führe. Wallenstein sah sich damals genöthigt, zur Ver=

^{*)} S. besonders die lehrreiche, wenn auch wegen unzureichender archivalischer Forschung den Stoff nicht völlig beherrschende Abhandlung von Reichard, die maritime Poslitik ber Habsburger im siebzehnten Jahrhundert. — Aretin S. 185.

folgung Mansfelt's nach Schlesien und Ungarn zu ziehen. Gleichwohl erbot er sich, zur Schäbigung des holländischen Handels durch Anlage von Forts unterhalb Hamburgs die Elbe zu sperren: was ja von spanischer Seite ebenfalls dringend begehrt wurde. Niemand hoffte nun sehnlicher die Beilegung des ungarischen Kriegs und die schleunige Rückstehr Wallenstein's nach der Elbe als die Infantin; über Alles ging ihr aber auch jetzt noch die Oktupation eines oder mehrerer Seehäfen. Walslenstein versolgte seinen Feind indeß nur sehr langsam; laute Klagen wurden darüber in Wien gesührt, zumal vom Marquis d'Aptona, dem spanischen Gesandten; wenn Friedland wollte, änserte sich dieser wiedersholt, so könnte er machen, daß die kaiserlichen Wassen den gewünschten Hasen in Besitz nähmen.

Endlich schien bessere Aussicht bazu vorhanden. Aus seinem Feldla= ger bei Troppau schrieb Wallenstein (1. August 1627) an Spinola, ben spanischen Feldherrn in ben Niederlanden: da er's mit seinem Feind in Schlesien zu Ende gebracht habe, so wende er sich von Neuem nach dem niedersächsischen Areis, und wenn er "Ihrer Königlichen Majestät in Hispanien zu Diensten, mit Sperrung ber Päß ben Hollandern ober Offupi= rung eines Ports in mari baltico was nügliches verrichten werbe können," so wolle er es nicht unterlassen. Groß war die Freude in Brüssel und Madrid; Aytona stellte in seinen Depeschen Friedland plötzlich von der gunstigsten Seite bar: er sei nach bem, was man bisher gesehen, ein sehr treuer Mann, ein Freund der spanischen Nation, zwar voll extravaganter Launen und nicht sehr fühn in seinen Unternehmungen; aber er dächte, wenn sein Heer einmal geschlagen wäre, so würde ber Raiser seine Erbprovinzen verlieren, weil ihm die Mittel bes Feindes fehlten, um wieder zu Kräften zu kommen; jetzt handle er vortrefflich, und wenn dies so bleibe, werde Alles gut geben. Die Infantin rühmte seinen guten Willen, zum Segen der katholischen Majestät zu wirken. In seinen ferneren Unternehmungen glaubten die Spanier ihren eigenen Vortheil zu erkennen. Als er von seinem Vorhaben Medlenburg einzunchmen Nachricht gab, frohlockten sie: so werte man innerhalb weniger Tage ben baltischen Hafen haben. mit aber wollten sie sich nicht begnügen. Ursprünglich und vor vielen Jahren schon war es ihr Bestreben gewesen, sich zur Vernichtung bes holländischen Seewesens an der deutschen Nordsceküste, vor Allem in Ostfriesland festzusetzen. Nie hatten sie biesen Gebanken aufgegeben; gerabe jett kehrte er mit aller Macht und Zähigkeit wieder. Ein Schreiben Kö= nig Philipp's entwickelte ber Infantin weitläufig die Gründe, weshalb die Einnahme eines ben Rebellen möglichst benachbarten nordischen Hafens zum Ruin ihrer großartigen Frachtfahrt nothwendig sei; die Infantin

wandte sich beshalb durch einen besonderen Gesandten, den Grafen Ottavio Sforza, an Wallenstein. Während dieser, nun ganz in den dänischen Krieg verwickelt, siegreich seinen Weg von Holstein nach Jütland nahm, unterhandelte Sforza mit ihm zu gleicher Zeit über Otsupation Ostsrieslands, besonders einiger ostsriesischer Häsen, und über Otsupation eines Ostsehasens an der pommerschen Küste. Der erstere Zweck ging aber diesmal vor, und Wallenstein sollte selbst in Ostsriessand einrücken. Höselichst entschuldigte er sich, daß es ihm zur Zeit unmöglich sei, in dieser Weise dem König von Spanten zu dienen. Dagegen versprach er, den Wünschen der Infantin gemäß einen pommerschen Hasen besetzen zu lassen.

Gebrauchten die Spanier Friedland für ihre gegen Holland gerichteten Zwecke, so schienen boch auch sie in biesem banischen Krieg ihm burchaus nöthig zu sein. Nachdem er bis auf ein Paar Plätze Alles erobert hatte, was ber Dänenkönig auf dem Festlande besaß, schrieb er an Spinola (3. November 1627), er gebenke so viel Schiffe als möglich zusammen zu bringen, um ihn im nächsten Sommer auf seinen Inseln helmzusuchen. Nicht eher war der König besiegt, als bis dies geschah. Woher jedoch die Schiffe nehmen? Die Hansestädte follten genöthigt werden 24 aufzubrin= gen; andere 24 aber hoffte Friedland von den Spaniern zu erlangen, die überdies die größtmögliche Anzahl von Schiffen im Sommer aus Dünkirchen auslaufen lassen sollten, um nach seinen Befehlen seine ferneren militärischen Operationen von der Nordsee aus zu unterstützen. Ja, von der Errichtung zweier spanischer Armaden, der einen für die Nords, der anderen für die Oftsee, sprechen Wallenstein und Sforza mit einander. Jene Flotte von 48 Schiffen will Wallenstein unter dem Titcl "General des Kaisers" als seine eigene betrachtet wissen. Ferner läßt er die Infantin um Zusendung von Piloten und Matrosen aus ben spanischen Nieberlanden bitten, "welche sich auf die Porten und Schiffahrt wohl verstehen," die Beschaffenheit der Oft- und Nortseehäfen untersuchen und bei ihm in seinem Solde bleiben sollen; auch um einen Ingenieur zur Rekognoscirung eines Kanals, ben er von Kiel aus zwischen beiben Meeren im Sommer graben lassen will, zur Herstellung ber Kommunikation für jene verschiedenen Kriegsflotten wie zum Nuten der Kauffahrteischiffahrt. Es ist so viel ich weiß das erste Mal, daß dieser Wallensteinische Plan uns nrkundlich begründet entgegentritt. Sehr naiv glaubt er mit "100,000 Thalern und einigen mehr" ben Bau ausführen zu können; wenn aber bas nicht reichen würde, so möge die Infantin auch eine entsprechende Summe in Spanien aufbringen Noch mehrere andere große Pläne theilt Wallenstein dem Grafen Sforza mit, seine gewaltigen Dispositionen für den Krieg zu Lande; er

spanien wollte, möge Friedland sorgen, daß in diesen der König von Spanien und die Holländer mit eingeschlossen werden; d. h. er möge die letteren nöthigen, daß sie zur Vernunft sie will sagen zur Unterwerfung kommen. Zugleich schiekte der König von Spanien ihm zum Unterhalt von 25 Kriegsschiffen 200,000 Kronen, was freilich nur ein Tropsen auf einem heißen Stein war. In Vetreff der Ostsearmada kam aber Spanien über schöne Verheißungen gar nicht hinaus. Es sehlte durchaus an den dazu nothwendigen Mitteln.

Wie aber verhielt sich nun Wallenstein? Am 19. Januar schrieb er ber Infantin aus Prag von Sforza's Anbringen bei ihm, sprach auch wieder von der gleichmäßigen Förderung der Dienste des Kaisers und des Königs von Spanien; am 25. schrieb er ihr, daß Fermin de Lodosa unstängst angekommen, dem Kaiser seine Dienste anzubieten,*) daß aber zur Zeit keine Gelegenheit sei davon Gebrauch zu machen, weshalb dersselbe nach Hause zurückreise. Und Anfang März zeigte die Infantin dem Könige die Kückehr des Admirals mit dem Bemerken an, daß Friedsland seine Beschlüsse vorändert habe. Es war in der That so.

Als im Beginn bes Jahres seine Unterhandlungen mit Schweben sich zerschlagen hatten, wandte er sich schnell von Schweden ab, Dänemark Was hatten jene Worte von einem ferneren sechsjährigen Kriege mit Dänemark zu bedeuten? Er bachte an nichts mehr als an Frieden. Denn er fürchtete mit Recht eine Vereinigung beider Reiche zu gemeinsamen Operationen gegen ihn. Er mußte sie aus einander halten. Er mußte Dane= mark beruhigen, damit Mecklenburg ihm erhalten bliebe. Am 19. Januar hatte der Kaiser ihn feierlich mit Mecklenburg belehnt, damit zum Reichsfürsten erhoben. All seine Interessen brehen sich fortan mehr noch als früher um sein neues Herzogthum. Will er es in Ruhe und in Freundschaft mit Dänemark besitzen, so muß er aber nicht allein von jeder wei= teren Verfolgung der kaiserlichen Siege ablassen, er ning vor Allem auch seine maritimen Däuemarks Ausprüche verletzenden Plane aufgeben. Das war "die Vorbedingung eines dänischen Friedens."**) Zwar legte er sich damals, worauf er schon in seiner ersten Konferenz mit Sforza hingebeutet hatte, den Titel eines kaiserlichen Generals des ozeanischen und baltischen Meeres bei. Aber es hatte nichts zu sagen; er war ein Abmiral ohne Flotte. Er sprach, ganz ausnahmsweise, in seinen Briefen wohl noch ein Paar Val davon zur See armiren zu wollen; er that nichts. energischer befahl er jedoch von Prag aus, "fleißig an den Mcerhäfen in

^{*)} Bgl. Förster I. 98r. 142.

^{**)} Reichard S. 116.

Pommern und Mecklenburg bauen zu lassen."*) Richt auf die See wollte er sich wagen, dagegen seine Okkupationen zu kande in den besten Verstheidigungszustand sehen. Als die Infantin ihn eben damals um ein größeres Hussers zur Versicherung der von den Holländern bedrohten Festungen Wesel und Rheinberg bat, schlug er ihr's ab: "alldieweil ich zu Vestellung und Desendirung der Seekanten, welche sehr weitschichtig, viel Infanteria von nöthen, zu dem Ende auch alles das Fusvolt aus dem Neich zurück marschiren zu lassen verursacht, also daß kein Infanteria entrathen kann werden." Er meinte, je mehr er sich der Häsen und Ströme versicherte, desto leidlichere Friedensbedingungen werde der Feind eingehen. Und dann nach Veginn der Friedensverhandlungen wünschte er wieder, daß die Spanier ihm expreß Jemand schickten, den er informiren wollte, wie wichtig es für den Dienst des Königs Philipp sein würde, sich in den Frieden ausnehmen zu lassen. Trothem besürchtete er, daß Spanien denselben so viel nur immer möglich verhindern werde.

Seine Befürchtungen waren nicht unbegründet. Wallenstein's und ber Spanier Interessen gingen diesmal weit aus einander. Beide zwar wollten Einschluß Hollands in ben banischen Frieden, jener aber in ganz anderer Weise ats diese; jener in wichtigen Punkten zum Nachgeben gegen den König von Dänemark bereit, begehrte jetzt auch von den Spaniern Nachgiebigkeit gegen die Hollander. Wieder im eigenen Interesse lag ihm an Befriedigung bieser Seemacht. Er gebachte ben König Philipp zur Anerkennung ihrer Religionsfreiheit und, sogar in politischer Hinsicht zu Gewährung gewisser Bedingungen "in forma reipublicae" zu bringen. **) Bu keiner Zeit weniger wäre Philipp folche Bedingungen eingegangen. Gerade die großen Erfolge ber kaiserlichen Waffen in den letzten Jahren hatten seinen friegerischen Muth und seine monarchische Zähigkeit in anger= orbentlicher Weise gestärkt. Mit bem frechen Dänen und ben beutschen Rebellen sollten die holländischen durch's Schwert unterjocht werden: eher werbe es boch keinen Frieden im Reich geben. Er wiederholte all seine alten Forderungen, daß Raiser und Liga mit letzteren, die in die Reichs= acht zu erklären seien, brechen müßten, n. s. w. Er war mit größter Erwartung gespannt auf Unternehmungen Wallenstein's in der Ostsee, vor Allem auf die ganz gegen Holland gerichtete Schließung bes Sundes. Und während er Wallenstein durch seine Gesandten in Prag zu eifrigster Fort= setzung bes bänischen Krieges, zugleich ihn und Tilly zu einem Einfall in Holland mit einem Heer von 30,000 Mann zu animiren versucht, will

^{*)} Förfter I. Nr. 141 ff.

^{**)} Förster I. Nr. 186.

spanien wollte, möge Friedland sorgen, daß in diesen der König von Spanien und die Holländer mit eingeschlossen werden; d. h. er möge die letteren nöthigen, daß sie zur Vernunft sie will sagen zur Unterwerfung kommen. Zugleich schiefte der König von Spanien ihm zum Unterhalt von 25 Kriegsschiffen 200,000 Kronen, was freilich nur ein Tropsen auf einem heißen Stein war. In Vetreff der Ostseearmada kan aber Spanien über schöne Verheißungen gar nicht hinaus. Es sehlte durchaus an den dazu nothwendigen Mitteln.

Wie aber verhielt sich nun Wallenstein? Am 19. Januar schrieb er der Infantin ans Prag von Sforza's Anbringen bei ihm, sprach auch wieder von der gleichmäßigen Förderung der Dienste des Kaisers und des Königs von Spanien; am 25. schrieb er ihr, daß Fermin de Lodosa unslängst angesommen, dem Kaiser seine Dienste anzubieten, *) daß aber zur Zeit teine Gelegenheit sei davon Gebrauch zu machen, weshalb dersselbe nach Hause zurückreise. Und Anfang März zeigte die Infantin dem Könige die Kücksehr des Admirals mit dem Bemerken an, daß Friedsland seine Beschlüsse verändert habe. Es war in der That so.

Als im Beginn bes Jahres seine Unterhandlungen mit Schweben sich zerschlagen hatten, wandte er sich schnell von Schweben ab, Danemark Was hatten jene Worte von einem ferneren sechsjährigen Kriege mit Dänemark zu bedeuten? Er bachte an nichts mehr als an Frieden. Denn er fürchtete mit Recht eine Vereinigung beider Reiche zu gemeinsamen Operationen gegen ihn. Er mußte sie aus einander halten. Er mußte Däne= mark beruhigen, damit Mecklenburg ihm erhalten bliebe. Am 19. Januar hatte der Kaiser ihn feierlich mit Mecklenburg belehnt, damit zum Reichs= fürsten erhoben. All seine Interessen breben sich fortan mehr noch als früher um sein neues Herzogthum. Will er es in Ruhe und in Freund= schaft mit Dänemark besitzen, so muß er aber nicht allein von jeder wei= teren Verfolgung der kaiserlichen Siege ablassen, er muß vor Allem auch feine maritimen Dänemarks Ausprüche verletzenden Plane aufgeben. Das war "die Vorbedingung eines bänischen Friedens."**) Zwar legte er sich bamals, worauf er schon in seiner ersten Konferenz mit Sforza hingebeutet hatte, den Titel eines kaiserlichen Generals des ozeanischen und baltischen Mceres bei. Aber es hatte nichts zu sagen; er war ein Abmiral ohne Flotte. Er sprach, ganz ausnahmsweise, in seinen Briefen wohl noch ein Paar Mal davon zur Sec armiren zu wollen; er that nichts. energischer befahl er jedoch von Prag aus, "fleißig an den Mcerhäfen in

^{*)} Bgl. Förster I. Nr. 142.

^{**)} Reichard S. 116.

Pommern und Mecklenburg bauen zu lassen."*) Nicht auf die See wollte er sich wagen, dagegen seine Oktupationen zu kande in den besten Vertheidigungszustand setzen. Als die Insantin ihn eben damals um ein größeres Hülskorps zur Versicherung der von den Holländern bedrohten Festungen Wesel und Aheinderg bat, schlug er ihr's ab: "alldieweil ich zu Vestellung und Desendirung der Seekanten, welche sehr weitschichtig, viel Insanteria von nöthen, zu dem Ende auch alles das Fusvolk aus dem Neich zurück marschiren zu lassen verursacht, also daß kein Insanteria entrathen kann werden." Er meinte, je mehr er sich der Häsen und Ströme versicherte, besto leidlichere Friedensbedingungen werde der Feind eingehen. Und dann nach Beginn der Friedensverhandlungen wünschte er wieder, daß die Spanier ihm expreß Jemand schiekten, den er insormiren wollte, wie wichtig es für den Dienst des Königs Philipp sein würde, sich in den Frieden aufnehmen zu lassen. Trothem besürchtete er, daß Spanien denselben so viel nur immer möglich verhindern werde.

Seine Befürchtungen waren nicht unbegründet. - Wallenstein's und der Spanier Interessen gingen diesmal weit aus einander. Beide zwar wollten Einschluß Hollands in ben banischen Frieden, jener aber in ganz anderer Weise als diese; jener in wichtigen Punkten zum Nachgeben gegen den König von Dänemark bereit, begehrte jetzt auch von den Spaniern Nachgiebigkeit gegen die Holländer. Wieder im eigenen Interesse lag ihm an Befriedigung dieser Seemacht. Er gebachte ben König Philipp zur Anerkennung ihrer Religionsfreiheit und, sogar in politischer Hinsicht zu Gewährung gewisser Bedingungen "in forma reipublicae" zu bringen. **) Bu keiner Zeit weniger wäre Philipp folche Bedingungen eingegangen. Gerade die großen Erfolge der kaiserlichen Waffen in den letten Jahren hatten seinen kriegerischen Muth und seine monarchische Zähigkeit in außerordentlicher Weise gestärkt. Dit tem frechen Dänen und ben beutschen Rebellen sollten die holländischen burch's Schwert unterjocht werden: eher werde es doch keinen Frieden im Reich geben. Er wiederholte all seine alten Forderungen, daß Kaiser und Liga mit letzteren, die in die Ricichs= acht zu erklären seien, brechen müßten, n. s. w. Er war mit größter Erwartung gespannt auf Unternehmungen Wallenstein's in der Ostsee, vor Allem auf die ganz gegen Holland gerichtete Schließung bes Sundes. Und während er Wallenstein durch seine Gesandten in Prag zu eifrigster Fort= setzung bes bänischen Krieges, zugleich ihn und Tilly zu einem Einfall in Holland mit einem Heer von 30,000 Mann zu animiren versucht, will

^{*)} Förster I. Nr. 141 ff.

^{**)} Förster I. Nr. 186.

er Ersterem ben Titel "Herzog von Westfriesland," zunächst wohl den bloßen Titel mit einem bestimmten Jahresgehalt geben; nachher ist auch die Rede von einer beabsichtigten Schenkung Frieslands an Wallenstein. Aptona, der die Ungeneigtheit desselben als ein Haupthinderniß für den Angriff auf Holland hervorhebt, hosste, daß ihm die spanischen Verheißungen einen Zügel anlegen würden, damit er thäte, was für des Königs wie für des Kaisers Dienst so nöthig wäre. Allein vergebens; der ehre und gewinnsüchtige Friedland, er ließ sich von den Spaniern nicht ködern.

Unverkennbar ist sein Groll gegen den spanischen Agenten Gabriel be Rop, als dieser im Verein mit den Gesandten des Kaisers auf dem berühmten Hansekongreß zu Lübeck vom Jahre 1628 ben versammelten Städten jene eigenthümlichen, wenn man will großartigen Propositionen vorlegte, welche, ganz im spanischen Interesse, einen Handelsvertrag mit ber Hanse bezweckten, ber auf Schmälerung bes Handels ber anderen Seemächte, auf Vernichtung aber vornehmlich besjenigen Hollands gerichtet war; und welche, gleichmäßig im spanischen und faiserlichen Interesse, die Gründung einer deutschen Kriegsflotte zunächst zum Angriff auf Danc= mark beabsichtigten. G. be Rop war freilich durch sein willkürliches, die Hanse schwer verletzendes Benehmen der ungeeignetste Vertreter spanisch= östreichischer Interessen. Scheinbar sogar vertritt Wallenstein biese gegen jenen, indem er wiederholt seine Abberufung und die Berufung eines Anberen forbert. Aber es ist persönlicher Groll, wenn er G. be Rop eine Bestie neunt, *) und er wünschte offenbar gar nicht das Gelingen ber hochfliegenden Projekte. Er seinerseits that ungeachtet früherer Zusagen im Grunde nicht das Mindeste dafür.

Dennoch wollte es das Schickfal, daß Wallenstein diesen G. de Rop bald nothwendig gebrauchte. Die Wichtigkeit einer Marine zur besseren Herstellung des Friedens hatte er selbst nie verkannt.**) Gerade weil sie nicht zu Stande gekommen war, blieben auch trotz seiner emsigen Bemühungen die Unterhandlungen mit dem Dänenkönig fruchtlos. Dieser, seiner Inseln sicher, hatte dort eine Zuflucht und neuen Nath gefunden; er sah sich stark zur See und machte, wieder aggressiv vorgehend, fortgesetzt die Ostseeküsten mit seinen und mit holländischen Schiffen unsicher, gegen die nun auch die stärksten Garnisonen und Fortisikationen Wallenstein's keinen Schutz zu gewähren vermochten. Der Herzog sah ein, daß seine Mittel zur Herbeisührung des so dringend gewünschten Friedens nicht genügten. Wo Güte nichts ausrichtete, mußte von Neuem Gewalt angewandt werden.

^{*)} Chlumedy 92r. 134.

^{**)} Bgl. Förfter Nr. 145.

Was blieb ihm also übrig, als auch seinerseits wieder jene Flottenpläne aufzuuehmen! Bereits Ende Mai, im Moment, wo er endlich aus Böhmen aufbrach, um sich zu seiner Armee nach der baltischen Küste zu begeben, ließ er durch Aptona die Jufantin bitten ihm eben borthin zehn Kriegs= schiffe von der Dünklichischen Armada zu senden; er versprach mit diesen und mit bem, was man ferner an maritimen Kräften zusammenbringen werbe, Etwas zur See vorzunehmen. Jabella hatte bamals zu große Furcht vor den Holländern und vor ihrer Aufstellung am Sunde, als daß sie wagte ihre Schiffe benselben passiren zu lassen; sie antwortete ausweichend. Als aber zur nämlichen Zeit die Belagerung von Stralsund, welches, für Wallenstein's Offupationssthstem von so hervorrageuder Be= deutung, sich hartnäckig geweigert seine Besatzung einzunehmen, mit den Dänen auch die Schweden in Harnisch brachte; als er trotzem sich in Person vor die "widerwärtige" Stadt begab, um durch seinen energischen Angriff die "losen Buben" zum Gehorsam zu zwingen: da stellte er der Infantin in eindringlichen Worten die Gemeinsamkeit seiner Interessen mit benen Spaniens vor. Sie sandte ihm nun auf sein Begehren zum britten Mal den Grafen Sforza und dankte für seine edele Absicht alles Gute zum Vortheil ber katholischen Majestät zu thun. Sie täuschte sich schwer; benn was, außer der Ungunst der Verhältnisse, die spanische Un= geschicklichkeit auf jenem Kongreß zu Lübeck schlecht gemacht hatte, das verdarb vollends diese Gewaltthätigkeit Friedland's gegen Stralsund; man sieht dieselbe mit Recht*) als einen Hauptgrund des Scheiterns der habsburgischen Handels - nub Flottenprojekte an. Aus seinem Lager vor Stralfund schrieb er indeg im Juli: Er sei mit dem G. de Rop jest über die Maßen zufrieden und begehre keinen Anderen. **) Jest sollte die "Beftie" ihm die verlangte Flotte ausruften. Umsonst; — Wallenstein mußte die thörichte Belagerung aufheben, ohne doch seine Plane auf diese Stadt fallen zu lassen. Er werbe schon Schiffe bekommen, äußerte er sich Anfang August zu den Deputirten ber Hanse, und dann würden die Stäbte andere Gebanken annehmen muffen. Der König von Danemark, schrieb er wenig nachher, sei noch ganz in den Inseln, weshalb er ihm nicht beikommen könne. Aber er hoffte; er konferirte die ganze Zeit über mit G. de Rop; beide waren einig, daß ein Geschwaber von 40 Schiffen zu bilden sei. Noch im November wandte der Herzog sich an Lübeck mit dem Begehren, ihm und G. de Roh Schiffe zu stellen. Lübeck schlug es ab — und mit Noth und Mühe wurde überhaupt nur eine ganz geringe Anzahl von Schiffen aufgebracht.

²⁴

Frellich die sanguinischen Politiker in Madrid freuten sich herslich, als sie Friedland mit ihrem Agenten so eifrig konferiren sahen, obwohl dieser die Besehle des Königs nicht abgewartet hatte. Großmüthig indeß hieß Philipp (im September) seine Unterhandlungen gut, wenn sich — es war einmal das ceterum censco der Spanier — Friedland zum Bruch mit Holland im Namen des Kaisers bewegen ließe.

Wollte nun Friedland durch ein leeres Versprechen sich Spaniens thatkräftige Unterstützung erkausen, hoffte er dadurch eher in den Besitz von Schiffen zu kommen, oder dachts er wirklich daran die Hollander sür ihren Dänemark und Stralsund geleisteten Beistand zu züchtigen: er hat damals Aussicht zum Bruch gegeben. Wallenstein bessert sich, sagte Aptona in Wien. Zwischen Beiden gingen plötzlich Gesandte hin und her, um alle Vorbereitungen zu Wallenstein's Angriff gegen Holland zu treffen. Die Spanier erwarteten diesen, wie es scheint, um so schueller, als er noch in den letzten Tagen des August dem Dänenkönig in der That beigekommen war, nach dessen unvorsichtiger Landung in Pommern ihm bei Wolgast eine empfindliche Niederlage bereitet hatte.

Bu bem Angriffsplan auf Holland gesellten sich aber auch wieber die spanischen Hafenplane; ja ein völlig neuer tritt nun in den Vorbergrund. Genauere Recognoscirungen G. be Rop's hatten ergeben, daß Spanien in den nordischen Gewässern keinen schöneren Hafen nach Lage und Beschaffenheit als auf der Insel Sylt gewinnen würde, keinen bequemeren Stapelplat für den spanischen Handel und keine trefflichere Position zum Angriff auf die Feinde wie zum Rückzug. Von Sptt aus meinte man die Fischerei der "Rebellen" zu Grunde richten zu können. Um den neuen Hafen aber zu behaupten, sollte Wallenstein auch diese Insel befestigen und mit einer Garnison besetzen. G. de Rop unterhandelte im Auftrag der Infantin mit ihm hierüber. Unter welch eigenthümlichen Verhältnissen sind doch zwei Projekte, mit denen man sich gerade in unseren Tagen leb= hafter beschäftigt hat, in jener Zeit zur Sprache gekommen! Denn neben der Anlage des Kriegshafens auf Splt wurde von Wallenstein damals noch einmal an ben Bau eines Nordostsekanals gedacht. *) Allein es blieb bei den Projekten. Nannte auch Wallenstein die Okkupation von Splt ein merkliches Juteresse bes Königs von Spanien und des ganzen Hauses Desterreich, so wurde die Infantin doch bald bedenklich ihm diese Offupation anzuvertrauen; sie ließ die Unterhandlungen abbrechen, da es ihr besser schien sich ber Insel direkt als erst durch kaiserliche Truppen

^{*)} Notizen darliber finden sich auf dem Reichsarchiv im Haag. S. auch, was Heyne, der Kurfilrsteutag zu Regensburg von 1630, S. 138 und Reichard S. 190 aus dem Hauptstaatsarchiv zu Dresben beibringen.

zu bemächtigen. Vor Allem indeß hätte man dazu, wie man ferner einsah, eine ganze Schiffsarmada nöthig gehabt; die Spanier aber gebrauchten damals ihre Schiffe für Indien und flir ihre flandrische Küste; so mußten sie auf Shlt verzichten.

Kühne Plane werben schnell gefaßt und schnell aufgegeben; auch die anderweitigen Verhandlungen mit Wallenstein geriethen in's Stocken. Die Infantin und Aptona stimmen überein, daß der Bruch Wallenstein's mit Holland bereits ausgemachte Sache war. Aber wieder einmal änderte er zu ihrem großen Leidwesen seinen Entschluß. Ja, er wollte mit einem Mal auch seine Truppen aus Ostsriesland zurückziehen, die disher die Holländer nicht wenig im Zaum gehalten hatten. Er erklärte geradezu, die Spanier dürsten für ihre Kriege auch nicht einen Mann mehr von dem Volt des Kaisers erwarten. Dagegen befahl er, soweit das in seinen Krästen stand, alle Feindseligkeiten zur See gegen die Holländer einzustellen. Er ging, wie G. de Roh klagte, sehr rücksichtsvoll mit den Rebellen um. Wie war nun das so plötzlich gekommen?

Aptona leitete ben Umstand, daß Friedland der getroffenen Ueberein= kunft nicht Folge geben wollte, aus einer schweren Verstimmung her, die der Raiser ihm verursacht hatte durch seinen gemessenen Befehl bie ganze Cavallerie im Reiche zu reformiren, zu reduziren. Diefer Befehl war damals in der That gegeben, und man weiß aus welchen Ursachen. Seit lange schon hatten die ligistischen Fürsten heftige Klagen erhoben über die zügellose Wallensteinische Soldatesca, über den Generalissimus selbst, über sein intrigantes insolentes Verfahren gegen ihre eigene Armee und ihren Feldherrn Tilly: sehr gerechte Klagen, die jedoch großentheils auf Rech= nung ihrer reichsfürstlichen Eifersucht, ihrer Furcht vor der mit Wallenstein's Siegen stets zunehmenden Macht des Hauses Desterreich zu setzen sind. Schon hatten sie geradezu seine Entlassung verlangt. Nicht dazu konnte der Kaiser sich entschließen; indeß er versprach Abhülse ihrer von Drohungen begleiteten Beschwerben; jener Befehl an Wallenstein zeigt immerhin seine Nachgiebigkeit. Ungern, und auch nur theilweise, gehorchte der Herzog. Hatte er aber Grund seinem Aerger gegen Spanien Luft zu machen?

Es hat mir ein interessantes Schreiben des Königs an die Infantin (vom Sommer 1628) vorgelegen, worin er den kaiserlichen Generalissimus entschieden gegen die Klagen der Liga in Schutz nimmt und den von Bapern an die Infantin gerichteten Wunsch seine Entlassung zu vermitzteln zurückweist. Nicht freilich, daß er die Gefährlichkeit der außerordentzlichen Macht verkannte, die Friedland in Händen hatte. Wenn, hebt er an, man ihn absetzen wollte, so würde man ihn erbittern, was unthunlich

sei, da er mit seinem großen Heere eine so große Autorität besäße. Unter einem anderen Chef mußte Friedland's Heer zerfallen, und dann wurde die Kriegsmacht des Reiches sich beim Kurfürsten von Babern befinden, und ber Raiser von diesem abhangen; es wäre aber besser, daß ber Rai= fer eine eigene Macht behielte. Auch ber Reduktion widerspricht der Kö= nig; benn — er fußt ganz auf Wallenstein's Grundsatz — um sich selbst zu erhalten sei ein Heer in solcher Stärke nothwendig. Er läßt ferner die gegen den Herzog vorgebrachten Berdächtigungen nicht gelten; seltsam klingt ce, wie "die katholische Majestät," "der vornehmste Protektor des Ratholicismus" sich ber befanntlich sehr großen Zahl protestantischer Obersten und Kriegshäupter in diesem Heere annimmt; da der Kaiser so viele Unterthanen habe, welche Reger seien, so könne er nicht umhin sich der= selben zu bedienen. Es fehlt hier leiber der Raum mehr mitzutheilen. Rurz, König Philipp tritt für Wallenstein gegen die Liga in die Schran-Noch weit entfernt ein Mißtrauen gegen ihn zu hegen, sieht er in ihm vielmehr ben Hort tes Hauses Desterreich, ben glücklichen glorreichen Berfechter ber den beiden habsburgischen Linien gemeinsamen Interessen.

War doch von Aptona Friedland's Treue, seine Freundschaft mit Spanien gerühmt worden. Und dennoch hatte selbst dieser Aptona, einer ber urtheilsfähigsten der bamaligen spanischen Diplomaten, allerhand Bedenken gegen den Herzog, obschon gerade er sein großartiges System ber Rriegsführung ungemein lobte. Schon im Beginn der Laufbahn bes Generalissimus äußert er sich besorgt über dessen Charafter und daß er an der Spite seiner Armee eine so große Autorität gewänne, "daß der Rai= ser fast nicht Herr der Beschlüsse ist;" schon damals glaubte er sich be= rufen, "alle mögliche Mühe anzuwenden, damit der Kaiser wieder erlange, was er nach dieser Richtung hin verloren hat." Er sah, wenn Wallenstein nicht wollte, war nichts zu erreichen. Bereits im März 1627, als man benselben aus dem schlesischen Arieg am kaiserlichen Hof erwartete, schrieb Uptona von Wien nach Madrid: "Während feines Hierseins wird er zwar sehr gefällig sein und große Dinge anbieten; — aber beim Weg= gehen von hier wird er anders handeln." Alle bas übte keinen Einfluß auf des Königs günstige Meinung von Wallenstein.*)

^{*)} Hurter, zur Geschichte Wallenstein's giebt S. 220 eine Mittheilung Baperns an Mainz vom 30. Mai 1628, wonach der Herzog dem spanischen Gesandten erklärt haben sollte, daß er im Fall des zeitigen Ablebens des Kaisers und seines Sohnes gewillt sei, "das römische Reich dem König von Spanien in die Hand zu geben." Indeß die Anklagen Baperns, zu denen auch diese Mittheilung gehört, sind natürslich keine reinen Quellen. Auch andere Mittheilungen von Seiten der Liga spreschen sich östers über das Verhältniß Wallenstein's zu Aptona und dem König von Spanien aus (so S. 208, 210, 219); wenn sie besonders Beispiele von seinem verletzenden llebermuth gegen beide ausühren, so geschieht das doch ebenfalls nur

Was aber auch bas Motiv von Wallenstein's jäher Sinnesänderung, vom Zurücknehmen feines den Spaniern gegebenen Versprechens, von-seiner entschiedenen Weigerung sich länger um den niederländischen Krieg zu kümmern, gewesen sein mag: es fand in der That in den letten Mona= ten bes Jahres 1628 eine gewisse Annäherung zwischen ihm und ben Holländern statt. In jedem Fall behandelte er sie, soweit er mit ihnen in Berührung kam, mit ungewohnter Schonung, mit auffälliger Freund-Ahtona folgerte baraus, er benke von Neuem mit allem Ernst an Frieden. Und mit Recht! Friedland mußte endlich einsehen, daß trot einzelner schwacher Anfänge weber von den viel verheißenden, aber geldarmen Spaniern noch von ben zwar furchtsamen, aber obstinaten Hansestädten eine Flotte zu erlangen war, wie er sie zur rühmlichen Fortsetzung feines Krieges burchaus gebraucht hätte. Zu Lande hatte er neue Siege über den Dänenkönig errungen; noch eben ergab sich ihm die Festung Rrempe, so daß jetzt bis auf Glückstadt Alles, was Jenem auf dem Festlande gehörte, sich in den Händen der Kaiserlichen befand. Aber zur See blieb es wie es war, da konnte er ihm nicht beikommen. Dazu war die Gefahr einer Invasion der "schwedischen Canaille" seit der Affaire von Stralsund noch größer geworden.*)

Wallenstein setzte im November bie Verhandlungen mit Dänemark auf den Beginn des Jahres 1629 fest. Zugleich erbot er sich gegen die Spanier, dafür zu sorgen, daß der Friede auf sie und die Hollander ausgebehnt werbe; und — ber König und die Infantin machten diesmal gute Miene zum bösen Spiel. Ihr bringenbster Wunsch war nicht in Erfüllung gegangen; von der Unterjochung ihrer Rebellen mit Hülfe der deutschen Waffen war man so weit ab als je. Sie aufzugeben, die Freiheit der im Seefrieg stets mächtiger werdenden Republik anzuerkennen, das erlaubte die spanische "Reputation" nicht. Aber die drückende Finanznoth und anderweitige friegerische Berwickelungen, die damals eine sehr ernste Gestalt anzunehmen drohten, nöthigten Spanien an ein vorläufiges Auskunftsmittel zu benken. Es erklärte sich gegen Wallenstein bereit, mit den Rebellen einen längeren Waffenstillstand einzugehen. Nicht damit war den letzteren gedient; da sie, ermuthigt durch kürzlich errungene Erfolge, sich nicht in dieser Weise für eine Zeitlang abfinden lassen woll= ten, so nahm der niederländische Krieg seinen Fortgang, und Wallenstein begann mit ben Dänen allein zu unterhandeln.

zur Beschuldigung ihres Feindes. — Bgl. noch Aretin, Wallenstein, Beiträge zur näheren Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Babern, S. 14, 16 und 27 der Münchener Ausgabe von 1845.

^{*)} Förster Mr. 234.

Befannt ist, wie auch die diesmaligen Unterhandlungen sich in die Läuge zogen, wie nur des Herzogs außerordentliche und immer zunehmende Nachgiebigkeit den trotigen König Christian dem Frieden allmählich geneigter machte. Ohne den Frieden fand es Jener unmöglich, "die 250
Weilen lange Seeküste zu decken" und nannte es eine traurige Wahrheit keine Schiffe, geschweige denn eine Flotte, wie Dänemark sie habe, zu besitzen: nachdem er etwas zuvor die Unfähigkeit von G. de Roh bitter getadelt, der was er nutze schnell wieder verdarb.*)

Wallenstein's Sonderinteresse, die Erhaltung seines Herzegthums Mecklenburg war in allen Dingen für ihn das leitende Motiv, wenn er anch stets den Nuten und die Nothwendigkeit des bänischen Friedens für das Haus Desterreich hervorhob. Die Spanier, noch vor Kurzem mit den kühnsten maritimen Planen beschäftigt und von der Hoffnung beseelt sie vornehmlich mit Wallenstein's Hülse durchgeführt zu sehen, würden seine "Friedtstraktation" ohne Frage sower empfunden haben, wenn nicht ihr Interesse bereits von den nördlichen Gewässern abgelenkt, durch die Borgänge in Italien absorbirt worden wäre. Diese ließen sie sogar den dänischen Frieden lebhaft wünschen und für einige Zeit ihrem niederlänzbischen Krieg geringere Ausmerksamkeit schenken. Aber mehr als das; wenn sie dis dahin Friedland in den niederländischen Krieg zu verpstechzen versucht hatten, so bemühten sie sich jetzt, und zwar lange schon vor Herstellung jeues Friedens, ihn für ihren italienisch=französsischen Krieg zu gewinnen.

^{*)} Chlumedy Nr. 186.

Desterreich und Preußen gegenüber dem französischen Revolutionskrieg.

- Hospisser: Desterreich und Preußen gegenüber ber französischen Revolution bis zum Abschluß bes Friedens von Camposormio. Bonn 1868.
- H. v. Sybel: Desterreich und Deutschland im Revolutionstrieg. Ergänzungsheft zur Geschichte ber Revolutionszeit 1789 95. Düsseldorf 1868.

Erst seit kaum anderthalb Jahrzehnten besitzen wir eine auf den Quellen ruhende Geschichte ber beutschen Politik während ber Epoche ber französischen Wir verdanken diesen, für die Bertiefung unfres nationalen Be-Revolution. wußtseins unschätbaren Besit vorzugsweise ben Leistungen Heinrich v. Sybel's und Ludwig Bauffer's. Jener hat in seiner "Geschichte ber Revolutionszeit" den deutschefranzösischen Krieg in den großen Zusammenhang ber gesammten Weltbegebenheiten, insbesondere ber östlichen Greignisse gestellt. Dieser hat die gewaltigste Umwälzung, die bas deutsche Bolt seit dem Reformationszeitalter erfuhr, Die Geschichte feiner Erniedrigung und seiner Wiedererhebung, zum ersten Mal in einem umfassenben Bild uns vor die Seele gehalten. Beibe Manner haben bas Berdienst, uns für die Erkenntnig diefer Epoche von den gefärbten und falschen Darstellungen fremder Bölker befreit, und auf unfre eigenen Füße gestellt zu haben. Beide stehen auf nationalem Grunde, beide erblickten lange vor 1866 in Preußen die Hoffnung Deutschlands. Aber biese politische An= schauung, die aus ihren historischen Studien herauswuchs und durch sie befestigt wurde, führte sie teineswegs bazu, Apologeten ber preußischen Staatstunst in einem Zeitraum zu werden, wo diefelbe schwankenb, kraftlos und undeutsch Bielmehr eben ihr hochgespannter Begriff von der historischen Bestimmung Preußens machte sie geneigt, an die Handlungen bieses Staats einen idealen Maßstab zu legen und sie ber schärfsten Kritit zu unterziehen. tann einen politischen Alt nicht schroffer verurtheilen, als Sybel den Friedensschluß von Basel selbst bann noch verurtheilt, nachdem er die erklärenden Ursachen in den polnischen Borgangen aufgezählt hat. Man kann bas Herabsinken eines Staates won ber höchsten Lebensenergie zur tiefsten Erschlaffung, bie schrittweise Einbuße seines europäischen Ansehens, bie Erbärmlichkeit seiner Leiter, die Trostlosigkeit ber allgemeinen Bolkszustände nicht herber und härter schilbern, als es Bauffer in jenem Decennium vor ber Schlacht bei Was sich im Bereich der Wissenschaft allerdings von selbst ver-Jena gethan. steht, — bas Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit, nach unbefangener Auffaffung ist in jenen Werten bisher auch von benen nicht vermißt worben, welche mit manchen einzelnen Ergebnissen nicht einverstanden waren.

Vor Kurzem ist nun jenen Forschern gerabezu der Vorwurf gemacht, daß sie in der Darstellung der Vergangenheit sich durch die politischen Wünsche und Leidenschaften der Gegenwart hätten bestimmen lassen. Prof. Hüffer in Bonn

spanien wollte, möge Friedland sorgen, daß in diesen der König von Spanien und die Holländer mit eingeschlossen werden; d. h. er möge die letzteren nöthigen, daß sie zur Vernunft sie will sagen zur Unterwerfung kommen. Zugleich schickte der König von Spanien ihm zum Unterhalt von 25 Kriegsschiffen 200,000 Kronen, was freilich nur ein Tropsen auf einem heißen Stein war. In Vetreff der Ostsearmada kam aber Spanien über schöne Verheißungen gar nicht hinaus. Es sehlte durchaus an den dazu nothwendigen Mitteln.

Wie aber verhielt sich nun Wallenstein? Am 19. Januar schrieb er der Infantin aus Prag von Sforza's Anbringen bei ihm, sprach auch wieder von der gleichmäßigen Förderung der Dienste des Kaisers und des Königs von Spanien; am 25. schrieb er ihr, daß Fermin de Lodosa unstängst angekommen, dem Kaiser seine Dienste anzubicten, *) daß aber zur Zeit keine Gelegenheit sei davon Gebrauch zu machen, weshalb dersselbe nach Hause zurückreise. Und Anfang März zeigte die Infantin dem Könige die Kückehr des Admirals mit dem Bemerken an, daß Friedsland seine Beschlüsse verändert habe. Es war in der That so.

Als im Beginn bes Jahres seine Unterhandlungen mit Schweben sich zerschlagen hatten, wandte er sich schnell von Schweden ab, Dänemark Was hatten jene Worte von einem ferneren sechsjährigen Kriege mit Dänemark zu bedeuten? Er bachte an nichts mehr als an Frieden. Denn er fürchtete mit Recht eine Bereinigung beiber Reiche zu gemeinsamen Operationen gegen ihn. Er mußte sie aus einander halten. Er mußte Dane= mark beruhigen, damit Mecklenburg ihm erhalten bliebe. Am 19. Januar hatte der Kaiser ihn feierlich mit Mecklenburg belehnt, damit zum Reichs= fürsten erhoben. All seine Interessen brehen sich fortan mehr noch als früher um sein neues Herzogthum. Will er es in Ruhe und in Freund= schaft mit Dänemark besitzen, so muß er aber nicht allein von jeder wei= teren Verfolgung der kaiserlichen Siege ablassen, er muß vor Allem auch feine maritimen Dänemarks Ansprüche verletenben Plane aufgeben. war "bie Vorbedingung eines bänischen Friedens."**) Zwar legte er sich bamals, worauf er schon in seiner ersten Konferenz mit Sforza hingebeutet batte, den Titel eines kaiserlichen Generals des ozeanischen und baltischen Meeres bei. Aber es hatte nichts zu sagen; er war ein Abmiral ohne Flotte. Er sprach, ganz ausnahmsweise, in seinen Briefen wohl noch ein Paar Mal davon zur Sec armiren zu wollen; er that nichts. energischer befahl er jedoch von Prag aus, "fleißig an den Meerhäfen in

^{*)} Bgl. Förster I. Nr. 142.

^{**)} Reichard S. 116.

Pommern und Mccklenburg banen zu lassen."*) Nicht auf die See wollte er sich wagen, dagegen seine Oktupationen zu kande in den besten Vertheidigungszustand setzen. Als die Infantin ihn eben damals um ein größeres Hülskorps zur Versicherung der von den Holländern bedrohten Festungen Wesel und Rheinberg bat, schlug er ihr's ab: "alldieweil ich zu Vestellung und Desendirung der Seekanten, welche sehr weitschichtig, viel Infanteria von nöthen, zu dem Ende auch alles das Fusvolk aus dem Reich zurück marschiren zu lassen verursacht, also daß kein Infanteria entrathen kann werden." Er meinte, je mehr er sich der Häsen und Ströme versicherte, desto leidlichere Friedensbedingungen werde der Feind eingehen. Und dann nach Veginn der Friedensverhandlungen wünschte er wieder, daß die Spanier ihm expreß Jemand schickten, den er informiren wollte, wie wichtig es für den Dienst des Königs Philipp sein würde, sich in den Frieden ausnehmen zu lassen. Trothem besürchtete er, daß Spanien denselben so viel nur immer möglich verhindern werde.

Seine Befürchtungen waren nicht unbegründet. Wallenstein's und ber Spanier Interessen gingen diesmal weit aus einander. Beide zwar wollten Einschluß Hollands in ben banischen Frieden, jener aber in ganz anderer Weise als diese; jener in wichtigen Punkten zum Nachgeben gegen den König von Dänemark bereit, begehrte jetzt auch von den Spaniern Nachgiebigkeit gegen die Hollander. Wieder im eigenen Interesse lag ihm an Befriedigung dieser Seemacht. Er gebachte den König Philipp zur Anerkennung ihrer Religionsfreihelt und, sogar in politischer Hinsicht zu Gewährung gewisser Bedingungen "in forma reipublicae" zu bringen. **) Bu keiner Zeit weniger wäre Philipp folche Bedingungen eingegangen. Gerade die großen Erfolge ber kaiserlichen Waffen in den letzten Jahren hatten seinen friegerischen Muth und seine monarchische Zähigkeit in außerordentlicher Weise gestärkt. Mit bem frechen Dänen und ben beutschen Rebellen sollten die holländischen durch's Schwert unterjocht werden: eher werde es doch keinen Frieden im Reich geben. Er wicderholte all seine alten Forderungen, daß Raiser und Liga mit letteren, die in die Reichsacht zu erklären seien, brechen müßten, u. f. w. Er war mit größter Erwartung gespannt auf Unternehmungen Wallenstein's in ber Ostsee, vor Allem auf tie ganz gegen Holland gerichtete Schließung des Suntes. Und während er Wallenstein durch seine Gesandten in Prag zu eifrigster Fort= setzung bes bänischen Krieges, zugleich ihn und Tilly zu einem Einfall in Holland mit einem Heer von 30,000 Mann zu animiren versucht, will

^{*)} Förster I. Nr. 141 ff.

^{**)} Förster I. Nr. 186.

der Czarin aufzuhalten. So begannen in Folge der russischen Anträge zwischen Preußen und Desterreich Verhandlungen, bei denen Preußen als Entschädigung für bie Hilfe, welche es weit über seine vertragsmäßige Pflicht hinaus bem Raiser zu leisten im Begriff stand, einen polnischen Landstrich verlangte, während Desterreich auf ben Gedanken Kaiser Joseph's zurück tam, Bayern gegen Belgien einzu= tauschen. Friedrich Wilhelm war geneigt, eine Austehnung Desterreichs auf süd= deutschem Boben zuzulassen, welche die Theilung Deutschlands in zwei Hälften bestegelt haben würde. Aber die Desterreicher forderten nun, weil Preußen seine ursprünglichen Ansprüche in Polen etwas ausgedehnt hatte, zu Bayern noch die ererbten preußischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth hinzu, und hieran scheiterte die Berständigung. So ging man ohne innere Einigung in den ersten Feldzug hinein. Er lief unglücklich aus und es zeigte sich, daß neue und größere Anstrengungen zur Ueberwindung Frankreichs nöthig sein würden. in ber ersten Campagne tie Hauptlast bes Rrieges übernommen; es hatte statt ber vertrageniäßigen 20,000 Mann eine mehr als boppelt so große Armee gestellt. Ehe es sich entschloß, diese freiwilligen Opfer fortzusetzen, die der Vertheidigung bes öfterreichischen Belgien wesentlich mit galten, wollte es in seinem Rücken gebedt sein. Die polnische Frage hatte für es von Anfang an eine andere Bedeutung als für Desterreich. Dieses im Osten abgerundet und durch die Gebirgszüge der Subeten und Karpathen geschützt, erhielt burch bas schon früher erworbene Galizien und durch alles, was es jetzt noch an polnischem Land gewinnen konnte, wohl einen wünschenswerthen Zuwachs, aber keine nothwendige Ergänzung seines Staatsgebiets. Preußen bagegen mußte bas alte Ordensland Westpreußen von ben Polen zurückgewinnen, um das isolirte Oftpreußen für sich und für Deutschland zu erhalten, und es mußte, nachdem dieses Ziel in der ersten Theilung erreicht war, in dieser neuen Krists Danzig und Thorn und Posen fordern, um sich der Weichsel zu versichern und Schlesien mit West- und Oftpreußen zu verbinden. Es war eine Staatsnothwendigkeit ersten Ranges, in Zukunft zu verhüten, daß die polnische Grenze bis 15 Meilen vor Berlin reichte, daß eine feindliche Armee, während sie sich in der Richtung von Posen nach Frankfurt noch auf frembem Gebiet bewegte, schon die beiden östlichen Glieder der Monarchie von dem Hauptkörper abschneiden konnte. Und diese Nothwendigkeit war nicht blos eine specifisch preußische, sie war im gleichen Maße auch eine deutsche. Denn es galt, bie nach Often völlig zerriffene und, wie ber fiebenjährige Krieg gezeigt hatte, völlig schutzlose beutsche Grenze zu sichern. König Friedrich Wilhelm durfte ben Anspruch erheben, daß der Raiser jenes Lebensinteresse berücksichtige, und er war genöthigt, den überschüssigen Theil seiner Streitkräfte nach dem Often zurückzuziehen, wenn der Raiser ihm hier Widerstand leistete. In Diesem Sinn verlangte der König von feinem Feldlager zu Merle aus die Zustimmung zu der sofortigen Besitznahme der großpolnischen Gebiete, und erklärte im anderen Fall sich für den Feldzug von 1793 auf sein vertragemäßiges Bülfscorps beschränken Nach langen Berhandlungen meldete endlich Haugwit am 21. De= zember aus Wien, daß ber Raiser die Erwerbung und Besitzergreifung genebmige, und fich in Petersburg im gleichen Sinne verwenden werbe. Jest suchte Preußen mit Rugland zu Ende zu kommen und schloß den Theilungsvertrag vom 23. Januar 1793, in welchem beide Mächte sich über ihre polnischen Antheile verständigten, Desterreich ihre Hülfe zur Ausführung des bahrischbelgischen Tausches zusagten und dafür seinen Beitritt zu dem Bertrag erwar= Bu dem Abschluß selbst wurde Desterreich allerdings nicht hinzuge= zogen, auch beharrte Catharina, die dem Wiener Cabinet groute, auf der Forderung, daß der Bertrag erst nach geschehener Besitzergreifung in Wien vorgelegt werbe. Als nun die Borlage im März erfolgte, trat in Wien eine Krisis ein. Der Vertrag enthielt in der Sache zwar nicht mehr, als was der Raiser Preußen zugestanden hatte, aber dieser hatte bei der definitiven Abmachung noch seine Stimme haben wollen, er konnte nicht ertragen, daß Preugen einen sichern Gewinn habe, während der seine noch im Ungewissen lag. Er entließ seine bisherigen Minister und berief an ihre Stelle den Baron von Thugut. Die österreichische Politik, deren frühere Leiter begriffen hatten, daß für den westlichen Krieg die Pflege der Allianz mit Preußen ein Bedürfniß sei, nahm eine andere Wendung. Nicht nur ber Beitritt zu ber Petersburger Convention ward verweigert, sondern auch die vom Kaiser im Dezember ausge= sprochene Zustimmung hinweg geleugnet. Was im Dezember vorgekommen, sagte man, sei nur höchst allgemeiner und unbestimmter Natur gewesen; ber Raiser hätte barauf hin nur eine weitere gemeinsame Unterhandlung, aber keineswegs eine sofortige Offupation erwarten können.

Die "kleindeutsche" Geschichtsschreibung hat allerdings nie geleugnet, daß in der Form des preußisch-russischen Berfahrens ein Antheil an der Schuld des nun folgenden Zerwürfnisses liege, aber sie hat zugleich behauptet, daß die Wegdeutung bestimmter Bersprechungen, die man in Wien jest vornahm, die ent= schiedene Opposition, die man der preußischen Arrondirung im Often entgegen= stellte, Preußen von der Seite eines so unzuverlässigen und feindseligen Bundesgenossen hinwegtreiben mußte. Die Bertheibiger Desterreichs bagegen suchen die Bersprechungen vom Dezember hinwegzuräumen und werfen alle Schuld auf die Form und Geheimhaltung des Bertrags vom 23. Januar 1793. Hüffer steht auf dieser Seite. Jene Forderung der alten Stammländer Anspach und Baireuth, die man in Berlin insolent fand, schwächt er durch die Hypothese ab, daß Desterreich sie vielleicht nicht im Ernst, sondern nur "um diesen lästigen Berhandlungen ein Ende zu machen" ausgesprochen habe. Sollte Hüffer sich nicht erinnern, wie sehr sich Desterreich bemüht hatte, ben Anfall jener Fürstenthümer an Preußen zu verhindern? Dag Haugwit die Einwilligung Defterreichs erlangt, erklärt er für nicht feststehend; nehme man bies aber auch an, "so bezog sie sich doch gewiß nicht auf die Art, in welcherjett der Theilungsvertrag zur Ausführung gelangte. Rein Unbefangener tann in Abrede stellen, daß durch diese Politik der Raiser in empfindlicher Beise getäuscht wurde und daß gerade in der preußisch-russischen Uebereinkunft vom 23. Januar 1793 eine der wesentlichsten Ursachen aller folgenden Zerwürfnisse zu suchen ift."

Der Schwerpunkt der Differenz liegt denn doch wohl in den Haugwit'schen

Unterhandlungen. Läft sich nachweisen, daß dieser Diplomat in Wien bie ein= fache Zustimmung zur Erwerbung und sofortigen Oktupation ber polnischen Landstriche forderte und erhielt, so ift mas Preußen weiter that, cber burch Rufland gezwungen widerwillig zuließ, keine Täuschung sondern nur eine Berletzung der Form und Rücksicht; was Desterreich bagegen that, ist ein Bruch bes Wortes. Nun hat Spbel in seinem Ergänzungsheft eine genaue Analyse einer österreichischen Note und eines Haugwitischen, alle betreffenden Attenstücke herbeiziehenden Immediatberichtes gegeben, aus welchem das Faktum der öfter= reichischen Bersprechungen wie ihre spätere Umdeutung sich wohl zweifellos berausstellt. Wir citiren aus jener Analyse nur zwei österreichische Erklärungen. Bei der Abschiedsaudienz am 23. Dezember sagte der Kaiser zu Haugwitz: "ich habe der preußischen Erwerbung zugestimmt, besorge aber, daß die Raiserin ihre Genehmigung verweigern wird." Um 29. Januar 1793 schrieb ihm ber Bice= kanzler Cobengl: "Sie muffen mit uns zufrieden sein, ba wir alles gethan haben. was Sie von uns wollten." Freilich hoffte Raiser Franz, bag die vertragsmäßige Abmodung der Sache nicht so rasch und ohne ihn vorgehen, daß es immer noch Zeit sein werte, falls ber babrisch-belgische Tausch fehlschlage, auch für Desterreich in Polen eine Entschädigung zu suchen und die formelle Erle= bigung ber preußischen Ansprüche von der Erfüllung der seinigen abhängig zu machen. Aber er hatte Preußen seine Zustimmung ohne biesen Borbehalt gegeben. Jedenfalls bewies sein Berfahren — und bies ist ber einzige Punkt, worauf es hier ankommt -, daß bie Gifersucht gegen die Bergrößerung Preufens bei ihm stärker mar als die Sorge um die Bertheidigung des Reichs. Hätte die kaiferliche Pflicht seine Handlungen geleitet, so würde er seine Empfindlichkeit unterdrückt und einen Allierten nicht von sich gestoßen haben, ber bei einiger Rücksicht auf seine polnischen Interessen von neuem bereit war, mit gesammter Macht an ber Seite bes Raisers zu kämpfen.

Die preußische Armee blieb am Rhein, aber die polnische Sorge hörte für Preußen mit dem Januarvertrag nicht auf. Es fehlte noch die Einwilligung ber Republik, und die Czarin, welche die Ratifikation ihres eigenen Antheils burch Bestechung und Drohung zu erzwingen wußte, sah es nicht ungern, daß der Reichstag zu Grodno die Abtretung des preußischen Antheils nicht genehmigen wollte. Preußen war ihr nicht gefügig genug, und sie ließ ihm die Abhängigkeit fühlen, in bie es burch die feindliche Wendung des Wiener Cabinets gerathen war. österreichische Geschäftsträger in Polen ermuthigte bie Reichstagsmitglieder in ihrem Widerstand. Der preußische Erwerb schwebte in der Luft, so lange Desterreich widersprach, die Polen protestirten, Rugland schabenfroh zusah, und die eigene Heeresmacht sammt bem König sich im fernen Westen befand. Mit Sorge blickten die preußischen Staatsmänner und Generale nach dem Often hinüber und drängten ben König, ben Kriegsschauplat zu verlassen und per= fönlich mit dem Nachdruck militärischer Mittel das Provisorium zu beendigen. Sie rangen ihm endlich im September ben Entschluß ab, nachdem bie mit Defter= reich wieder aufgenommenen Unterhandlungen die Unmöglichkeit einer Bereinbarung gezeigt hatten.

Seit Thugut die auswärtige Politik Desterreichs leitete, war es mit dem Busammengehen der beiden Mächte vorbei. Bielleicht seine vorwiegenoste Empfindung war die Abneigung gegen Preußen, die mit einem tiefen Mißtrauen vor beffen verrätherischen Absichten und einer wunderlichen Sorge vor der Plöglich= teit, mit der es in Böhmen einfallen könne, verbunden war. Gin Charakter, wie der seinige, konnte die schwache, aber ehrliche und generose Natur des Königs nicht begreifen. Weil er niemals ohne Hinterhalt mar, setzte er die gefährlichsten Plane auch bei bem Gezuer voraus. Es ist ihm bas Loos geworden, von Hüffer als ein Mufter von Wahrhaftigkeit und Offenheit gepriesen zu werben, - er, der das Doppelspiel, den Schein, die Berstellung mit einer Birtuosität übte, wie kaum ein zweiter öfterreichischer Minister. Spbel hat diese seltsame Ibealifirung mit scharfem Spott gegeißelt und haufenweise die Beispiele gesam= melt, welche beweisen, daß die diplomatische Runft des Ministers in jenen moralischen Eigenschaften am wenigsten ftark war. Seine erfte Berhandlung mit ben Gesandten Preußens und Auglands beruhte auf einer Doppelzungigkeit. Er erklärte, daß ber Raifer ben baprisch-belgischen Tausch aufgegeben habe und dagegen eine polnische Provinz verlange, gleichzeitig aber hielt er bei den Eng= landern um Zustimmung zu jenem Tausch an. Natürlich wünschten die Engländer Belgien im Besit einer Großmacht zu laffen, und drängten ihn bazu, im Juni vertragsmäßig auf den Tausch zu verzichten. Dies hinderte den Minister aber nicht, den Grafen Lehrbach, der zur Unterhandlung in das preußische Lager abgesandt wurde, zu beauftragen, daß er auf den Tausch zurücksomme und den Widerspruch Englants so wie den geleisteten Berzicht einfach ableugne. offenherziger englischer Diplomat half ben Preußen zur Entdedung Dieses keden Spiels, das darauf ausging beide Chancen, die polnische und die bagrische, sich offen zu halten, und voll Entruftung ließ ber König die Conferenzen unter= Hüffer ift an den Lehrbach'schen Unterhandlungen vorübergegangen, Sybel hat sie uns nach den Urkunden ausführlich dargestellt. Lehrbach machte den Beitritt zu dem Petersburger Bertrag von der Bedingung abhängig, daß Preußen bem Raiser eine völlig gleiche Erwerbung garantire. Als solche nannte er Bapern, worauf Preußen seine frühere Zustimmung unter Vorbehalt bes baprischen Einverständnisses wiederholte. Lehrbach erklärte hierauf, wenn die Agnaten bei ihrem Widerspruch beharrten, so werde dem Raiser Elsaß und Loth= ringen am besten zusagen; ber Raifer verlange also von Preußen bas bestimmte Bersprechen, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis er im Besit dieser Provinzen sei und vor Allem bis auch Rugland dem Raiser gegenüber das Princip gleicher Erwerbung anerkannt habe. Mit anderen Worten: Che Desterreich eine Bergrößerung, die ihm nicht das mindeste kostete, bem Bundesgenossen zu= gestand, sollte dieser sich mit Leib und Leben für die Eroberung französischer Provinzen zu Desterreiche Gunften verschreiben, und er sollte sich verpflichten, im Nothfall auch in Polen eine ber russischen gleiche Erwerbung für Desterreich zu erzwingen. Bei diesem maglosen Berlangen blieb es, ber Beitritt zu ber Petersburger Convention ward beharrlich abgelehnt und erft im Februar 1794

bem Petersburger Hofe allein in einem gegen Preußen gerichteten Sinne ansgetragen. Der König, von seinem Berbündeten in Polen verlassen und geshemmt, erklärte dem österreichischen Unterhändler, daß er nunmehr auch seinersseits Desterreich die Sorge überlassen müsse, sich durch französische Provinzen zu vergrößern.

2. Der öfterreichische Rudzug aus Belgien.

Die spanischen Niederlande waren in dem Utrechter Frieden an die Seemächte, und von diesen unter schr lästigen Bedingungen an Desterreich abgetreten. Holland hatte durch den sogenannten Barrieretractat das Garnisonsrecht in den belgischen Grenzsestungen zum Schutzgegen Frankreich erhalten und seine Besatzungen muß= ten mit belgischem Gelde bezahlt werden. Außerdem hatte es im Interesse seines exclusiven Handels die Schließung der Schelde für die Schiffahrt durchgesetzt. Schon biese, in späterer Zeit nur zum Theil beseitigten Bedingungen zeigen, daß das Berhältniß Desterreichs zu Belgien ein anderes war, als das zu sei= nen übrigen Provinzen. Die Niederlande galten als ein dem Kaiser von den Seemächten übertragener und gemeinsam zu behauptender Besit, ale eine Position gegen den Chrgeiz Frankreichs, die jene mit zu schützen aber auch mit zu beeinflussen hatten. Sie sollten in ber Hand einer großen Militärmacht liegen, aber als Desterreich die Lust verlor sie zu vertheidigen, bachten die Engländer wohl daran, sie an Preußen zu übertragen. Weit entfernt von der Hauptmasse der habsburgischen Monarchie, ein Gegenstand der Sorge bei jeber im Westen aufsteigenben Kriegsgefahr, befanden sich die belgischen Lande auch innerlich in einer Berfassung, welche bie Wiener Machthaber burchaus nicht zu übergroßen Opfern für die Erhaltung dieses Besitzes reizen konnte. Sie bewahrten sich eine spröbe Selbständigkeit, die der von Ungarn gleich= kam, aber bei der größeren Entlegenheit und Zugänglichkeit für auswärtige Einflüsse noch ernstere Bebenken bot. Die Wiener Regierung hatte in ihre ihre Gesetzgebung, ihr Gerichtswesen nicht hineinzureden, die Stände bewilligten die Steuern und Auflagen, sie ubten eine Mitregierung, welche bem österreichischen Statthalter sehr unbequem war. Die Eingriffe Joseph's II. in die Landesprivilegien und in die Rechte der allmächtigen Geistlichkeit hatten einen Aufstand zur Folge, den Leopold II. zwar militärisch bewältigte, aber boch zugleich durch Bestätigung ber alten Rechte beruhigen mußte. Diese Berhältnisse erklären die getheilte Stimmung, in welcher man sich in Wien jenen Provinzen gegenüber befand. Maria Theresia erkaufte sich den Beistand der französischen Heere im siebenjährigen Krieg, indem fle Belgien theils unmittelbar an Frankreich, theils mittelbar an einen französischen Basallen abzutreten Das Schicksal der spanischen Monarchie, die in der Behauptung ihrer weit zerstreuten Lande ihre Kraft erschöpft hatte, mahnte zur Concentra= Mit Joseph II. beginnt in Desterreich die moderne Politik, welche die Kronländer im Innern zu verschmelzen und nach Außen zu arrondiren sucht. Er ist es, ber ben Plan faßt, Benedig zu erwerben, und die Zustimmung Ruß-

lands dazu gewinnt; er strebt nach Nordwest und Südost seine Grenzen zu er= weitern; hier besetzt er die Bukovina und verbindet sich mit der Raiferin Catharina zur Theilung des osmanischen Reichs, bort occupirt er Bapern und verfolgt, nachdem er vor Friedrich II. seine Beute fast ganz hat fahren lassen muffen, nun ben Plan, das herrlich gelegene Land gegen das lästige Belgien einzutauschen. Dieser Plan wird zu Joseph's Lebzeiten burch ben Widerspruch ber von Preußen unterstütten babrischen Agnaten und durch den beutschen Fürstenbund vereitelt, aber er bleibt das Erbtheil der öfterreichischen Diplomatie; er taucht bei der zwei= ten polnischen Theilung wieder auf und wäre damals bei verständiger Schonung ber preugisch-polnischen Interessen zu erreichen gewesen. Er ift ein Bestandtheil bes britten Theilungsvertrags, ben Desterreich am 3. Januar 1795 mit Rugland abschließt; er ist das Lockmittel, durch welches die Franzosen Desterreich zu gewinnen trachten, und das nur nicht ausreicht, weil die Czarin ihrem Allierten außer Bayern auch noch Benedig und niehr versprochen hat. Und es ist endlich wenig= stens ein Stück von Bayern, bas zusammen mit Salzburg und vor allem mit Benedig für die territoriale Politik des Wiener Cabinets schwer genug wiegt, um dafür Belgien und beinahe das ganze Reichsgebiet links vom Rhein dahinzugeben.

Thugut war ein Staatsmann im josephinischen Sinn, nur daß ber Libes ralismus des Raisers, sein Eifer für innere Reformen ihm fremd war. Aber in den auswärtigen Dingen arbeitete er in gleicher Richtung und nahm die Biele wieder auf, die die Ungunst der Zeit und die eigene Ungeduld den Kaiser nicht hatte erreichen lassen. Auch er treibt eine realistische Politik, sein Zweck ist die Bergrößerung und Abrundung seines Staats. Ein Besitzthum wie Bel= gien scheint ihm unvortheilhaft und zu kostspielig; wenn er es sich gefallen lassen foll, so niußte es schon durch französische Grenzstriche vergrößert und Lothringen und Elsaß daran angeschlossen werden. Aber biese Reigungen zu großen Eroberungen im Westen halten nicht Stand, sobald bie Schwierigkeiten bes Rrieges gegen Frankreich wachsen und sobald sich die Aussicht auf passendere Erwerbungen im Often eröffnet. Krakau und die Gebiete bis zum Bug, die sich an Galizien anfügen, Benedig mit Istrien und Dalmatien, bas ben Weg zum Mittelmeer öffnet, Bosnien und Serbien, die sich als Hinterland an die abriatische Rüste schließen, sind ihm wichtiger als jene weit abliegenden westlichen Länder. Er übernimmt für diese also nur so viel Anstrengungen, als jene östlichen Interessen zulassen oder zum Theil selbst verlangen. Bon seinen Entwürfen sind viele gescheitert, aber die Stellung am abriatischen Meer hat er Desterreich erworben. Durch ihn vollendet sich die Entwickelung dieses Staats als abgeschlossener Oftstaat, er räumt die letten Positionen in Belgien und im Reich und belädt Desterreich bafür mit den italienischen Sorgen. Nur noch der kaiferliche Titel, und später der Titel des Bundespräsidenten bleibt dem Hause Habsburg in Deutschland zu verlieren. Das waren die Folgen der territorialen Politik für Desterreich. Sie war richtig und tadellos, so lange die Bölker für die Regierungen nicht mitzählten und ber Gegensatz ber Nationali= täten keine Bedeutung hatte. Und die Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunberts konnten nicht ahnen, wie bald biefer Gegensatz aufwachen würde.

Bir haben biese Betrachtungen ben Ereignissen vorausgeschickt, welche ber Feldzug von 1794 brachte — ber Räumung Belgiens durch die österreichische Armee und ihrem Rückzug auf bas rechte Rheinufer. hier nämlich ist die Streitfrage: ob Belgien von Desterreich mit voller Kraft behauptet und lediglich aus militärischen Gründen geräumt wurde, ober ob auf die Berbeischaffung ber Bertheidigungsmittel sowohl, wie auf ben Gang des Feldzugs die politische Weltlage im Often mitbestimmend wirkte. Wer in bem letteren Sinne von einer freiwilligen Räumung spricht, meint barunter natürlich nicht bie leichtfertige Auslieferung einer ohne Mühe zu haltenden Provinz an den Feind; sonbern er behauptet nur, daß für Thugut's territoriale Politik Belgien und das linkerheinische Reichsgebiet leichter wogen, als seine östlichen Interessen. die einzelnen Acte des Feldzugs aus militärischen Gründen erklärt, mag bazu vielleicht durch sein Studium geführt sein; wer aber selbst in den Borberei= tungen zur Bertheidigung keine Lücken, in der Fortsetzung des Kampfes keine Erkaltung des Gifers zulassen will, wer von Anfang bis zu Ende ben Ginfluß der übrigen Weltlage auszuschließen, den Werth Belgiens für Desterreich in die Höhe zu schrauben sucht, bei dem liegt die Bermuthung nahe, daß ihn im Grunde nur das romantische Bedürfniß treibt, sich ben Raiser und seine Di= nister als Reichspatrioten vorzustellen, die in Biederkeit und Treue das Reich im Westen so lange schützen, als sie irgend vermögen.

Nach der Ansicht Sphel's und im Prinzip auch Häusser's ist das allgemeine Bild ber belgischen Hergänge ungefähr folgendes. Trop ber bringenben Forderungen des österreichischen Feldherrn, Prinzen Coburg, erhält das belgische Beer während des ganzen Jahres 1794 teine nennenswerthe Berstärfung. 3m Innern Desterreichs stehen laut ben Tabellen bes Hoffriegerathe 130,000 Mann, von denen 70,000 marschbereit sind; diese Truppen werden wegen der öftlichen Gefahren zurückgehalten. Der König von Preußen ift noch einmal bereit, mit einem Heer von 100,000 Mann am Rhein zu erscheinen, wenn seinen völlig erschöpften Finanzen durch Subsidien aufgeholfen wird. Er verständigt sich nit England über die Summe von 2 Millionen L, von denen drei Fünftel von ben Seemächten, und je eines von Desterreich und Preußen getragen werben Aber Thugut weist trot ber Berzweiflung Coburgs, ber einen erfolgreichen Krieg nur mit Preußens Unterstützung für möglich hält, diese Bulfe von der Hand. Er wünscht nicht, daß eine preußische Armee zwischen Desterreich und seinem Heer stehe. Als England endlich ben Haager Bertrag abschließt, burch ben 62,000 Mann Preußen gegen Frankreich zur Berfügung bleiben, protestirt Thugut gegen ihre Berlegung nach ben Niederlanden, weil tadurch die allirten Truppen ein Uebergewicht über die öfterreichischen gewinnen und Desterreich die Leitung der Dinge verlieren würde. So entscheiden bei ihm gerade die Motive, welche dem Zwede der Bertheidigung Belgiens entgegensteben. Am Wiener Hof bekanipfen sich zwei Strömungen; die belgische Partei setzt es burch, daß der Raiser sich im April 1794 persönlich auf den Kriegsschauplat begiebt. Die Belgier haben große Bersprechungen an Geld und Truppen gemacht. Wenn die Stände dieselben einlösen, wenn die Rriegsoperationen einen leichten und glücklichen Fortgang nehmen, so ist jæ Belgien und was sich an französischen Provinzen dazu erobern läßt, wohl die Opfer eines Feldzugs werth. Aber während der Raifer in Thugut's Begleitung seine Reise antritt, ändert sich die Situation in Polen. Es bricht der Aufstand unter Rosciuszo aus und sofort begreift die diplomatische Welt, daß die Bernichtung Polens damit ent= schieden sei. Thugut hat sich dem russischen Hofe bereits genähert; noch vor der Abreise dringt er in ihn, die militärischen Bewegungen Preußens zu über= wachen. Mehr und niehr verschlimmern sich für ihn die Verhältnisse; die russischen Truppen werden von den Polen überwältigt, Preußen zieht eine Armee zusam= men und schickt sich an, Krakau zu besetzen und Warschau zu erobern. Und während so der Rivale sich im Often zum Herrn der Lage macht, schwellen im Westen die französischen Beeresmassen an, der Egoismus der belgischen Stände bleibt unverändert, gleich ber Beginn des Feldzugs verheißt keine raschen Siege und Eroberungen. Da wenden sich in den entscheidenden Rreisen bes Hauptquartiers die Gedanken. Gegen Ende Mai wird der Entschluß gefaßt, Belgien zu räumen. Coburg erhält zwar keinen ausbrücklichen Rückzugsbefehl, aber ber Offensivfrieg verwandelt sich in einen befensiven; man tämpft nur mit halbem und gelähmtem Willen, und ber Rückzug geht balb unaufhaltsam von der Sambre zur Maaß, zur Durte und Roer und bis über den Rhein. Der Kaiser hat schon im Juni das Heer wieder verlassen; diese den Allierten bis zuletzt sorgfältig verheimlichte Abreise wird allgemein als das Zeichen aufgefaßt, daß er die Niederlande aufgiebt. Statt Flandern und Brabant tritt jest Krakau und Sendomir, tritt die im Laufe des Jahrs sich vorbereitende Allianz mit Catharina II. zur Theilung Polens und der Türkei und zur Erwerbung Benedigs und Bayerns in den Mittelpunkt ber Thugut'schen Interes= sen. Der Arieg am Rhein vegetirt allerdings noch in die folgenden Jahre hinein fort, aber wesentlich nur, sofern auch er biesen Interessen bient. Denn es ist außer ben englischen Subsidien die Rucksicht auf die Wünsche ber Czarin, welche ben Friedensschluß aufhält.

Man sieht, diese Darstellung ruht auf einem großen und naturgemäßen Zusammenhang. Es ist keine Rebe bavon, Desterreich des Berraths zu beschuldigen, ihm aus der Zurückaltung seiner Reserven, aus der Beschränkung seiner Anstrengungen an der Sambre und Maaß ein Berbrechen zu machen. Man will kein sittliches, sondern nur ein nüchternes Urtheil fällen. Es soll nicht Desterreich und Preußen mit einem verschiedenen Maß gemessen, das eine verklagt, das andere entschuldigt werden; vielmehr liegt die höchste Unbefangen= heit der Betrachtung darin, daß man anerkennt, wie dieselben politischen Interessen, welche die militärische Action Preußens in den früheren Feldzügen lähmten, auch in die militärische. Action Desterreichs eingreifen, und um so mehr ein= greifen, je mehr sie sich zu riesengroßen Plänen erweitern. Es ist nur Die Breußifche Jahrbücher. Bb. XXII. heft 3.

25

Parität in der Auffassung der durchaus realistischen Politik beis der Großmächte, welche denen gegenüber aufrecht erhalten wird, die sür das Haus Habsburg einen Ueberschuß an guten Werken und Berdiensten um das Reich herausschlagen möchten.

Die Ansicht einer Räumung Belgiens aus diplomatischen Grunden ift außerdem verschiedener Modificationen fähig. Man kann sich mit der Thatsache begnügen, daß Thugut die militärischen Anstrengungen für Belgien 1794 nicht mehr steigern und selbst die geringen Opfer für die, von Preußen und Holland angebotene Bulfe nicht mehr bringen will. Man fann ferner feststellen, bag feine Blide seit dem Mai nach dem Often gezogen werden, daß diese getheilte Stimmung, die den Minister wie die ihm gleichgesinnten Generale, insbesondere den Prinzen Balbed beberricht, nach den ersten Diffällen ben Entschlug bervorruft, die Offensive zu vermeiden, für ein Land von bedingtem Werth die Existenz ber Armee nicht daran zu setzen, nicht im Rampf Die letten Kräfte an einen schwer bestrittenen und immer zweifelhaften Sieg zu magen. Dieses Fehlen ber "unbedingt militärischen Stimmung," wie Sybel es treffend bezeichnet, dieses 35gern, Schwanken und Berfäumen, Diefer Drud ber politischen Berechnungen auf die Entschlüsse des Lagers mochte dann das Heer und seine Führer in einen Zustand versepen, bei dem auch militärisch nichts mehr gelingen konnte. Sehr gewichtige Zeuguisse führen allerdings noch weiter, und Spbel hat auch die verschiedenen Stadien des Rudjugs mit den diplomatischen Bewegungen verknüpft. Diese Einzelheiten vermögen wir hier nicht zu verfolgen; wir bescheiden uns jest noch die Argumente zusammenzufassen, durch welche Hüffer den dargestellten Standpunkt zu erschüttern sucht.

Freilich seine allgemeinen Reflexionen lassen wir bei Seite. Mochte Belgien "ein reiches und bevölkertes Land," eine "Schutmauer (?) gegen Frankzeich," ein "Tauschobjekt" für Bapern sein, alles dies gab ihm doch keine Wichstigkeit, welche alle andern Zwecke überragt und eine Concentration aller Kräfte auf diesen einen Punkt gerechtsertigt hätte. Was das Tauschobjekt betrifft, so hatte man in Wien schon früher versucht, Bapern auch ohne Tausch zu annektiren, und bei dem künstigen Friedensschluß gewährte die formelle Abtretung selbst einer militärisch verlorenen Provinz Anspruch auf Entschädigung. Wenz den wir uns sosort zu den reellen Punkten, also zunächst zu der preußischen Hülfe, die Thugut nicht mag, und zu den Ersatruppen, die er nicht schickt.

Wegen des Opfers von 400,000 L eine Armee von 100,000 Mann von der Hand zu weisen, ist nun freilich eine Handlung, die keinen übermäßigen Eiser für Belgiens Erhaltung verräth. Hüffer nennt sie denn auch einen pselitischen Fehler, und sucht sie aus der Abneigung gegen Preußen und aus einem "Gefühl kaiserlicher Würde" zu erklären, das sich verletzt glaubte, wenn der Raiser einem Reichsstand Subsidien zahle. Sphel erinnert hiergegen an die anderen Reichsstände, denen der Raiser trop seiner Würde Subsidien gab. Aber es liegt in diesem "Gefühl" allerdings die Unfähigkeit der Desterreicher aussegedrückt, Preußen als freie und gleichberechtigte Macht neben sich anzuerkennen.

Als Reichsstand hatte es zwar nur ein geringes Contingent zu stellen, und hier handelte es sich um eine große Armee. Aber der Wiener Hof war immer geneigt, das Doppelverhältniß Preußens als Reichsstand und als europäische Macht in dem Sinne zu verstehen, daß die Berbindlichkeit des ersteren auf die letztere ausgedehnt und so der ganze Staat zur Heeresfolge in Pflicht genommen wurde. So ungefähr dachte man in Wien noch im Jahre 1859, man wird also 1794 nicht bescheidener gewesen sein. Ferner meint Hüffer, Thugut habe richtig vorsausgesehen, daß die Seemächte auch allenfalls ullein die Substdien zusammen bringen würden. Indes die Haager Bereinbarung bezog sich doch auf eine sehr viel geringere Truppenzahl und daneben war das Berhältniß zwischen Desterreich und Preußen abermals verschlechtert.

Richt glücklich ist Huffer mit jenen 130,000 Mann, barunter 70,000 Mann feldgerfisteter Truppen, welche sich im Januar 1794 nach bem officiellen Etat im Innern Desterreichs befanden. Er zieht ein kaiserliches Rescript vom 17. Februar 1794 herbei, wonach die belgische und Rheinarmee verstärkt werden, und in Böhmen und Mähren nur eine mäßige Befatzung für bie vier Festungen aurudbleiben follte. Er fest voraus, daß jene 70,000 Mann fich zu einem erheblichen Theil in Böhmen und Mähren befunden hätten und nun eben nach bem Beften abmarschirt wären. Indeg wie das Berhältniß von Garnisonsund Feldtruppen in jenen Ländern war, wie viel von den lettern bort standen und wie viele abrudten, erfahren wir aus dem Rescript nicht. Die 70,000 Mann sind also noch nicht hinweg geschafft, wenn man sie sich auch etwas vermindert benken mag. Genauer sind die Nachweisungen Sybel's. Danach wurden außer 20,000 Mann, die schon zu Anfang bes Jahres zum Oberrhein kamen, also von dem obigen Etat noch nicht abzuziehen sind, im ganzen Jahr nur 17,000 Mann Ersatz für die sämmtlichen Armeen geliefert. Somit bleibt es dabei, daß Thugut eine bedeutende Reserve im Innern zurückehielt, und ber Natur ber Sache nach in Galizien und gegen die preußischen Grenzen hin zusammenzog. Büffer beruft sich zwar auf Sir Morton Eden und Lucchesini, die ihren Höfen berichteten, daß in Galizien nur 1000 ober boch nur 8000 Mann ständen; in= deffen beruhten diese Angaben auf Aeußerungen Thugut's, der natürlich seine Rarten nicht aufdectte. Nach den Acten des Hoffriegsraths standen, wie Spbel mittheilt, im Januar in Galizien 16,600 Mann, sie wurden schon im April durch Truppen, die nach dem Rhein bestimmt waren, und ferner durch 6000 ober wohrscheinlich 16,000 aus Siebenbürgen verstärkt. Wenn gleichwohl Thugut den Preußen in Rrakau nicht zuvorkam, wenn er ihnen später, als sie in Bedrängniß geriethen und die Belagerung Barschau's wieder aufheben mußten, ein Hilfscorps verweigerte, so beweist bas nichts für die Bahl der verfligbaren österreichischen Truppen. Belastet mit dem französischen Krieg, wie Thugut war, wollte er in Polen nicht ohne Ankland vorgehen, und ganz fern lag es ihm, Preußens Berlegenheiten zu erleichtern.

Diese beiden Vorfragen erledigen sich also nicht zu Hüffer's Gunsten. Das Gewicht der positiven Aenkerungen Thugut's und Walded's, die wir theils

burch die Englander, theils burch den preußischen Bevollmächtigten Graf Donhoff erfahren, wagt auch er nicht in Abrede zu stellen, wenn er auch die Fähigkeit oter Unbefangenheit ter Berichterstatter anzuzweiseln sucht. Schon im Jahr 1792, als Thugut noch nicht Minister war, mithin auch keinen Grund hatte, ben Berth Belgiens vor ben Englandern berabzuseten, außerte er gegen den Obersten Crawfurd, daß ber Besitz dieses Landes tein Bortheil sei, weil es in seiner Entlegenheit stets den anderen Mächten Preis gegeben und ber Kaiser genöthigt sei, für seine Erhaltung Concessionen auf Roften seiner Burde und seiner Interessen zu machen. Ueber Balbed, ber im Anfang Juni an die Stelle des Generals Mack als Chef des Generalstabs trat, also die Operationen von da ab in seiner hand hatte, schreibt der herzog von Pork noch im Mai 1794 an den englischen Kriegsminister: Walted schiebe die Schuld bes Rüchzugs auf Ende Juni erzählt Pork: Schon vor ter Schlacht bei Tournay (22. Mai) habe Walded den Wunsch ausgesprochen, daß der Krieg zu Ende gehen möge, follte auch Belgien aufgegeben werben, beffen Befit für ben Raifer wenig Werth zu haben scheine; er habe dadurch den Gedanken Thugut's Worte verliehen, dessen Creatur er sei. Graf Donhoff melbet am 2. August: "Wal= ded hat mir in ausbrücklichen Worten gesagt, daß er es gewesen, ber dem Raiser vorgeschlagen, seine Truppen aus ben Riederlanden zurückzuziehen." Der englische Bevollmächtigte Lord Elgin forderte in einer Conserenz vom 23. Mai von Thugut Heranziehung von Berstärkungen und bemerkte auf die verneinende Ant= wort, bann würden sich die Seemächte wohl auf die Bertheidigung Hollands beschränken mussen. Gewiß, sagte Thugut, auch der Kaiser wird wohlthun, seine Truppen aus Belgien hinwegzuziehen; es ist nicht meine Schuld, wenn er damit nicht längst begonnen bat. "Ich habe teine Worte, fügt Elgin hinzu, start genug, um die Festigkeit dieses Entschlusses auszudrücken." — Suffer stellt diesen und anderen Erklärungen Thugut's den allgemeinen Sat gegenüber, sie seien barauf berechnet gewesen, die Engländer zur fraftigen Gulfe für Bel= gien zu bestimmen. Indessen eine solche Methode, die Gleichgültigkeit ja ben Widerwillen gegen den belgischen Besitz beständig zur Schau zu tragen, mar boch nicht geeignet, den Muth und die Kriegsluft der Allierten zu reizen. Auch verträgt sich die Methode schlecht mit Huffer's Ansicht von der Wahrheitsliebe und Offenheit des Ministers. "Diesen Staatsmann," fagt Spbel, "bem Hüffer bisher nicht eine einzige Unwahrheit nachweisen zu können behauptet, läßt er mit einem Male sechs englischen Diplomaten, sechs Monate hindurch. in zahllosen Unterredungen eine nicht vorhandene Gleichgültigkeit gegen Belgien heucheln. Bei Hüffer würde die Räuniung Belgiens als eine schwere Sünde erscheinen, nun wohl, diese Sünde lügt nach seiner Meinung Thugut sich an: aber um des guten Zwedes willen wird ihm die Lüge nicht blos vergeben, sonbern nun erst seiner Wahrheitsliebe jenes glänzende Attest ausgestellt. Mehr kann für seinen Helben ber Dichter nicht thun!"

Immerhin beweift das Hüffer'sche Argument, daß er zwischen den wahren Intentionen und den diplomatischen Redensarten sehr wohl zu unterscheiden

weiß; nur daß er öfter das für Phrase hält, was seine Gegner als ernstgemeint betrachten, und wiederum den vollen Ernst da erblickt, wo andere Menschen schlechterdings nur leere Redewendungen zu finden vermögen. Dies gilt ins= besondere von den officiellen Schreiben, welche der Raiser am 15. und 31. Juli an ben lohalen, burch bie Politik seines Hofes schwer niedergebruckten Prinzen Coburg richtete und welche Witleben aus dem Nachlag bes Prinzen mitge= theilt hat. Allerdings verträgt sich mit diesen Actenstücken die Meinung nicht, als habe Coburg einen kaiferlichen Rückzugsbefehl in der Tasche gehabt — eine Annahme, die auch Sybel nicht macht, da fie überdies durch das feierliche Chrenwort ausgeschloffen ift, welches die öfterreichischen Generale am 1. Juli den allirten Beerführern gaben. Ginen folden formellen Befehl verbot schon bas Berhältniß zu den Engländern und Hollandern. Im übrigen aber enthalten die Schreiben neben allem Bedauern über die belgischen Unfälle und allen Erwartungen einer besseren Wendung teine Spur einer neuen energischen Anstrengung zur Rettung bes Landes. In dem einen wird Coburg auf eine Sendung des Grafen Mercy nach London vertröstet, obwohl von dort keine Truppen zu holen waren, in dem andern werben ihm drei Bataillone in Aussicht gestellt, und ihm die Anweisung gegeben, wenn Merch nichts erreiche, vor Allem sein Augenmerk auf die Erhaltung der Armee, die Deckung Luxemburgs und die Bertheis digung der deutschen Gegenden zu richten. Bivenot hat im Wiener Archiv entbedt, daß jene kaiserlichen Briefe im Concept von Thugut entworfen waren. Da ift es nun doch naiv von Huffer, daß er aus diesem Umstande schließt, es habe auch zwischen dem Raiser und dem Minister tein Gegensatz bestanden, sondern dieser habe den Gifer seines Fürsten getheilt. Am auffälligsten sind uns in diesem Theil der Discussion zwei Lücken bei Hüffer gewesen: einmal sein Schweigen über die Ahreise des Raisers aus Belgien, die ebenso bedeutungsvoll war wie die Entfernung König Friedrich Wilhelm's vom Rhein; und bann sein Hinweggehen über eine Denkschrift Mad's vom 29. Mai, welche offenbar bestimmt war, ben Raiser in ber noch schwankenben Ueberzeugung von der Berberblichkeit bes belgischen Krieges zu befestigen. Bei ben riesenhaften Anstrengungen bes Feindes, heißt es in der Denkschrift, durfe man nicht hoffen, ihm Provinzen abzunehmen oder auch nur eine ihm gewachsene Macht aufzubringen, auch stände die Wichtigkeit solcher Eroberungen längs ben französischen Grenzen für Desterreich nicht im Berhältniß zu ben Kriegslasten. Die fortgehende Beihülfe der Alliirten sei nicht sicher; es sei gefährlich bei Friedensverträgen der lette zu sein, die Form der jetzigen französischen Regierung hindere nicht mit ihr Friedensverhandlungen zu eröffnen; ein Berluft ber Niederlande sei kein Schaben für die Monarchie, selbst wenn England baran benten sollte, sie Preußen anzutragen. Alle diese Punkte werden in der Form von Fragen behandelt, die der Raiser sich nach den letzten Berlusten' selbst aufgeworfen habe und über die er zu einem festen Entschluß zu kommen wünsche. Seine ganze Umgebung wirkte jett auf ihn in dieser Richtung ein, nachdem auch Militärs wie Mack, der den Feldzug im großen Stil hatte anfangen wollen, von der Hoffnungslosigkeit des Krieges sich überzeugt hatten.

3. Die österreichisch=russische Allianz und ber Baseler Friede.

Wir haben gesehen, wie der Einfluß der östlichen Politit die Kriegführung erst der Preußen am Rhein, dann der Oesterreicher in Belgien lähmte; es bleibt uns noch übrig ihre Einwirtung bis zu dem Zeitpunkt zu verfolgen, wo Preußen aus dem Bunde gegen Frankreich formel austritt und den Frieden zu Basel schließt. Je mehr wir uns diesem Ende nähern, desto ersichtlicher wird die Wechselwirtung. Wider seine innere Neigung wird der König Friedrich Wilhelm von dem Bunsche nach einem gemeinsamen Frieden die zur separaten Berhandlung, von der Forderung der Reichsintegrität die zur Vertagung dieser Frage auf den künstigen Reichsfrieden weitergedrängt, und es ist die klare Empfindung, daß sich eine Roalition der beiden Kaiserhöse gegen das sinanziell erschöfte Preußen vordereite, welche bei dieser Nachgiebigkeit den Ausschlug giedt. Die Atten des preußischen Ministeriums und die Zeitfolge in den Vorgängen von Betersburg und Basel sprechen gerade hier mit besonderer Deutlichkeit.

Wir beschränken uns auch an dieser Stelle auf eine allgemeine Stizze ber Situation und betrachten bann Die Gegenfätze in der Beurtheilung berfelben. Die Lage Preußens hatte sich nach Often bin feit dem zweiten polnischen Theilungsvertrag außerordentlich verschlimmert. Damals besaß es gegen die Diggunst Desterreichs eine Stüte an Rußland; jett hatte sich ber Freund in einen Gegner verwandelt, der mit Desterreich gemeinsam Front gegen die preußischen Interessen machte. Dieser Umschwung in den Gesinnungen ber Raiserin Catharina vollzog sich schon im Sommer 1793, als der König bei der Ausführung des Theilungsgeschäfts einen selbständigen Willen geltend machte und den Rhein verließ, um die von den Anssen unterstützten Polen zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Der Umschwung wurde ferner begünstigt durch die türkischen Plane der Raiserin, bei denen ihr Desterreich gegen das Bersprechen eines Antheils an der Beute helfen und den Ruden beden sollte. Rachdem sie die polnischen Abtretungen geordnet hatte, schob sie Ende 1793 ihre Truppen nach Bessarabien vor; und im Laufe des Winters begriff die europäische Diplomatie, raß ein neuer Eroberungszug gegen die Türkei im Werke sei. Dies war der Moment, welchen Thugut zur Anknüpfung mit ber Czarin auswählte, indem er ihr allein und mit Umgehung Preußens die Zustimmung zu dem polnischen Erwerb vom vorigen Jahre antrug. Wie rasch sich von da ab die Beziehungen beiber Mächte bis zu dem Grade des Einverständnisses entwickelten, welcher in bem Bündniß vom 3. Januar 1795 zu Tage tritt, läßt sich noch nicht feststellen; die Correspondenz Thugut's mit dem Petersburger Hof ist ein Geheimniß des österreichischen Archivs, welches leider auch Hüffer uns nicht enthüllt hat. Gewiß ist, daß das Einverständniß wuchs, daß es sich in Polen gegen die preußischen Ansprüche, in der Türkei auf gemeinschaftliche Eroberungen richtete, und daß man in Berlin bereits im Juli 1794 über beides orientirt. wurde. Denn nur die Reihenfolge der russischen Entwürfe ward durch den im Frühjahr ausbrechenden Aufstand der Polen verändert. Hatte Catharina den Rest ber polnischen Republit, ben sie unbedingt beherrschte, anfangs schonen und

sich zunächst auf die Pforte werfen wollen, so beschloß sie jetzt, erst in Warschan ein Ende zu machen und dann den türkischen Rrieg zu unternehmen. Am 7. Juli meldet der preußische Geschäftsträger Caefar aus Wien: die öster= reichische Regierung "wird Alles aufbieten, um entweder in Polen ein sehr ausehnliches Loos zu erhalten, ober, wenn der Raiserin dies nicht anstehen sollte, russische Hülfe für sonstige Erwerbungen zu empfangen. Rasumowski hat mir darüber Andeutungen gemacht. In Polen will man Krakau, Sendomir, Lublin', und Rasumowski findet das ganz billig. Die Rücksicht auf die Türkei kommt hinzu. Desterreich ist überzeugt, daß Catharina ihre dorthin gerichteten Entwürfe nicht aufgegeben hat, daß sie teshalb sich für die Fortdauer des frangösischen Kriegs interessirt. Rame es nach ber Unterwerfung Polens im nach= sten Jahr zu einem türkischen Arieg, so würde Desterreich theilnehmen, um ben Türken die von Ungarn abgeriffenen Provinzen wieder zu entreißen. Aussicht macht Catharina dem Wiener Hofe geneigt." — Da haben wir bereits Die Grundzüge des späteren Allianzvertrags; die Theilnahme Defterreichs an bem türkischen Kriege gilt als gewiß, die Begünstigung seiner polnischen Bunsche durch Rugland ist bereits eine Thatsache; auch von anderen Erwerbungen, die es mit rusfischer Hülfe zu machen gebenkt, ist die Rege, wenn auch ber Gebanke an Benedig dem Gefandten noch nicht kommt. Die feindselige Wendung bes Bertrags gegen Preußen aber ergiebt sich von selbst, da die beiden Höfe grade den Theil Polens zu Desterreich schlagen wollen, welchen Preußen besetzt hält und auf ben es ten höchsten Werth legt.

Bas an diesen Besorgnissen noch ungewiß blieb, erhielt durch den Berlauf der Petersburger Conferenzen, die im October über die Theilung des Reftes von Polen eröffnet wurden, bestimmtere Gestalt. Die günstige militärische Position Preußens war verloren gegangen, seitdem seine Truppen im September von Warschau hatten abziehen und Suwarow die Lorbeern des Feldzugs hatten überlassen müssen; und die diplomatische Position zeigte sich nicht besser. Die beiden Raiserhöfe waren einig. Als der preußische Bevollmächtigte Tauenzien zur Deckung Schlesiens bas Land links von ber Weichsel verlangte, trat Rugland dafür ein, daß Desterreich außer Chelm und Lublin and Arakau und Sendomir erhalte. Und als der Preuße vorschlug, statt dieser beider Palatinate das österreichische Land durch ein Stud des übermäßigen rufficen Antheils zu vergrößern, erklärte der öfterreichische Gesandte Cobenzl, daß er von Rußland nichts wolle. Jest protestirte Tauenzien gegen die Theilung überhaupt, Cobenzl dagegen forberte die Russen auf, über diesen Widerspruch Preußens hinwegzugeben und ohne es abzuschließen. Damit wurden die gemeinsamen Conferenzen abgebrochen, und wenn man auch von nun ab, Ende Dezember, in Berlin nicht mehr klar fah, fo konnte man doch aus dem brobenben Ton ber russischen Noten, aus bem wiederholten Hinweis auf die Einigung der Raiserhöse den Schluß ziehen, daß sie ein Separatabkommen gegen die preußischen Forderungen treffen wurden. Das geschah durch den geheimen Theilungsvertrag vom 3. Januar 1795, der Krakau und Sendomir für Dester-

Gleichzeitig mit biesem Bertrag ward eine noch geheimere reich bestimmte. Deklaration unterzeichnet, welche sich auf die gemeinsamen türkischen Plane und die weiteren Erwerbungen Desterreichs bezog und die frühere Allianz gegen bie Türkei auch auf Preußen ausbehnte. Im Fall eines neuen Kriegs mit ber Pforte sollen die Donaufürstenthümer an einen ruffischen Prinzen, Bosnien und ein Theil von Serbien an Desterreich fallen. Dieses garantirt den russischen Antheil aus ber zweiten polnischen Theilung und erhält bafür Rußlands Unterstützung bei bem baprisch= belgischen Tausch; außerbem foll es, wenn eine Entschädigung auf französischer Seite nicht zu erlangen ist, die von der Republik Benedig "usurpirten" Gebiete erhalten. Ein Widerstand Preußens gegen diese Absichten foll gemeinsam abgewehrt werden. Wortlaut und Datum jenes Theilungsvertrags erfuhr man in Berlin allerdings erst im August, während der Baseler Friede schon am 5. April geschlossen wurde; die Bereinbarungen ber Deklaration blieben ein Geheimniß, das sogar erst im Jahr 1852 durch Miliutin enthüllt wurde; aber man kannte sehr bestimut die bedrohliche Richtung, in welcher die Politik der Raiserhöfe sich bewegte, man sah die Gefahr des Conflitts wegen Kratau und beschleunigte daher den Frieden mit Frankreich. Freilich auch nach dem Abschluß besselben fügte sich Preugen bem Willen ber beiben Dachte. Als sie im August ten Theilungsvertrag vorlegten und unterstützt von zwei russischen Armeecorps, die gegen Oftpreugen und Schlesien demonstrirten, seine Annahme forderten, gab der König nach. Die Doppelaction des Staats im Westen und Often, die sich im Innersten widersprach, hatte nach beiben Seiten bin die Energie seiner Bewegung gebrochen. Der schlimmste politische Fehler mar nicht ber Baseler Friede, sondern der Beginn des französischen Kriegs zu einer Zeit, wo die Czarin mit der Vernichtung Polens umging. Finanziell erschöpft, poli= tisch entnervt wie Preußen durch jenen Fehler jest war, hätte es nur durch eine totale Wendung seiner Politik, durch einen Bund mit Frankreich den alliirten Raiserhöfen die Spitze bieten können. Eine solche Berbindung würde Thugut vielleicht nicht gescheut haben, wie sie Metternich im Jan. 1815 nicht scheute, aber die Gesinnung bes Rönigs ließ sie nicht zu.

Sybel hat auf das Genaueste den Zusammenhang zwischen den Petersburger und den Baseler Verhandlungen verfolgt, Hüffer sucht ihn zu zerreißen. Aber seine Hand ist unsicher, seine Kritik bewegt sich in Widersprüchen. Er tadelt Bivenot, daß er die Einwirkung des Theilungsvertrags auf den Frieden vom 5. April leugne, und erklärt dann doch: "vor und nach dem polnischen Streit ist die preußische Politik im Wesentlichen dieselbe." Er giebt zu, daß die Destlaration einen tiesen Einblick in die Entwürse und Wünsche der beiden Kaisershöse eröffne, und behauptet hierauf wieder, sie gebe für kein einziges der die jetzt bekannten Ereignisse eine bessere Erklärung, als man früher zu geben versmochte. Weil sie geheim geblieben ist, soll sie unwirksam geblieben sein; aber sie war wenigstens denen bekannt, die sie unterzeichnet hatten, und diese richteten ihre Handlungen nach den ausgestellten Zielpunkten ein, dis andere unvorgeses

hene Creignisse z. B. der Tod Catharina's die Ziele wieder aufhoben. Die le= bendige Anschauung des reellen Geschehens geht verloren, wenn man das Aufsuchen dieser natürlichen Wechselwirkungen für willkührliche Combination erklärt und die einzelnen Ereignisse auf den Isolirschemel setzt. Hüffer will zwar nur der "zu großen, ber zu unbedingten Geltung" bes neuentbecten Busammenhangs entgegentreten, in der That aber macht er noch einmal alle Anstrengung, um ben Baseler Frieden außer jeder Beziehung zu der polnischen Frage zu bringen, ober so weit dies nicht angeht, Desterreichs Berhalten zu beschönigen, Preußens Unbilligkeit zu verurtheilen. Er meint, gerade mit Rucksicht auf den polnischen Erwerb hätte Preußen ben Krieg fortsetzen muffen, um sich das Wohlwollen Catharina's zu erhalten; aber die Raiferin wollte den Krieg nicht blos, um Frankreich, sondern ebensosehr um ihre Nachbarn zu beschäftigen, und ihre Rücksicht auf Preußen hing stets von den Kräften ab, welche bieses in Polen entfalten konnte. Er hält fich an die Form bes Blindnisses vom 3. Januar und neunt es einen Defensivvertrag; an einen Angriff auf preußisches Gebiet hätten die Höfe nicht gedacht. Gewiß nicht, sobald ber König sich einschlichtern ließ, Rrakau räumte und sonst über sich ergeben ließ, was die Berbündeten wollten. Er behauptet endlich, indem er Sybel's Mittheilungen aus den Tauenzien'schen Depeschen seltsam migversteht, bag nach Preugens Berlangen Desterreich auch bei ber britten Theilung wieder gar nichts bekommen sollte, während dieses bem Nebenbuhler boch ein bedeutendes Stück habe abgeben wollen, und knüpft daran eine bittere Bemerkung gegen die Feinde Desterreichs, "welche Maag und Billigteit aus dem Auge verlieren." Das hat ihm denn freilich eine sehr derbe Ant= wort von Sybel eingetragen, der sich nicht ohne Grund über das Schicksal beschwert, gerade an einer Stelle von Hüffer zurechtgewiesen zu werben, wo er ihm als alleinige Quelle dient, und gröblich von ihm mißverstanden wird.

Wenn also der Baseler Friede aus der polnischen Frage nicht erklärt werden kann, wo liegt dann seine Erklärung? Damit stoßen wir auf den romantischen Bug in Hüffer, auf seinen Wunsch, für ben letten Habsburger, ber die beutsche Krone trug, noch etwas von dem Glanz des alten Kaiserthums, von seinem Pflichtgefühl, seiner großen Gesinnung zu retten. Er leitet das verschiedene Berhalten der beiden Mächte im französischen Krieg aus ihrer verschiedenen Stellung zum Reich ab. Preußen, sagt er, hatte sich im Gegensatz zur Reichsgewalt entwickelt; es hatte aus der Verbindung mit dem Reich wenig Vortheil, aus seiner Auflösung einen Zuwachs zu erwarten; es war überdieß noch ein Mittelstaat und seit bem Ausbleiben englischer Hülfsgelder in höchster Geld= noth. Indeg, kann man erwidern, schon der große Kurfürst hatte die Wacht am Rhein sehr viel forgsamer als Desterreich geubt, die geringe Ausbehnung bes Staats hinderte seine Nachfolger nicht bis zum Wiener Frieden, 1738, treu im kaiserlichen Lager zu kämpfen; ber Gegensatz zur "Reichsgewalt" aber, ber bann entstand, mar in Wahrheit ber Gegensatz gegen bas Haus Desterreich, welches, um eine Provinz zu retten, die Franzosen, die Russen und die Schweben in das Reich rief. Bei ber jetigen gemeinsamen Gefahr konnte

ber Gegensatz burch eine verstäudige polnische Politik ausgeglichen werden, statt bessen wurde er verschärft. Auch Desterreich hielt sich vorzugsweise durch die englischen Subsidien, und diese würden Preußen nicht gefehlt haben, wenn die Sorge im Often nicht seine Kriegslust im Westen zerstört hätte. Was Hüffer als Ursache des Friedensschlusses nennt, ift also selbst vielmehr die Wirkung der von ihm verkannten Ursache. — Und nun die Stellung Desterreichs. "Bon allen deutschen Staaten, fährt Hüffer fort, war vielleicht nur Desterreich geneigt, etwas Ernstliches für die Reichsverfassung zu thun" freilich fügt er angesichts einer zweihundertjährigen Geschichte hinzu, auch Desterreich nicht aus "rein" nationalem Interesse. Es hatte noch Reichspatriotismus, aber einen modernen, gegründet auf die Bortheile die es aus dem Reich zog. Und diese Bortheile machsen unter Huffer's Beredtsamkeit nun zu solcher Riesengröße an, daß zuletzt das Dasein bes österreichischen Staats und seiner Dyuastie an der Behauptung der Reichsverfassung und des linken Rheinufers hängt. "Wie sollte Desterreich lässig geblieben sein in dem Kanipf, der alle diese Berhältnisse, ja die ganze Existenz des Staats in ihren Grundfesten zu erschüttern drohte? Als Bollwerk gegen bas Umsichgreifen Frankreichs mußten schon bie Niederlande sehr bedeutend an Werth gewinnen; vor allem aber war die Behauptung des linken Rheinufers ein unumgängliches Erforderniß Denn Niemand durfte verkennen, daß mit dem Untergange ber brei geistlichen Rurfürstenthümer, mit den Beränderungen, die dann auch auf dem rechten Ufer in Aussicht standen, die Reichsverfassung und damit der Staat und die Dynastie auf's Aeußerste gefährbet waren." Welches waren nun aber "alle diese Berhältnisse," die reellen "Bortheile," die die Lässigkeit im Rampfe. für Integrität und Verfassung des Reichs so vollkommen ausschlossen? kaiserliche Würde, der erste Rang in der Christenheit, die uralte Berbindung der Kaiserkrone mit Habsburg — das war wohl etwas, aber wenn kein Zuwachs an Macht und Einklinften baraus herkam, doch nicht genug um die Hausmacht zu opfern, zumal die Stiquettenfrage sich durch Uebertragung des Raisertitels auf Desterreich lösen ließ. Und mit jenem Zuwachs sah es auf das Uebelfte aus; die Reichsstände wollten geschützt sein, aber sich nicht. selbst, geschweige benn ben Raiser schützen; Reichstruppen und Römermonate" waren der Spott der Welt. Hüffer beruft sich auf den Antheil des Raisers an der Besetzung der geistlichen Stühle; indeß das Schönste an den Bisthumern war doch ihre Confiscirbarkeit, wozu Salzburg und Passau, Brigen und Trient besonders bequem lagen. Er beruft sich ferner auf Reichsgericht und Reichshofrath, auf die ergebenen Anhänger in den kleineren Reichsständen, den Städten und der Ritterschaft, auf die bedeutende Zahl von Personen, die dem kaiserlichen Dienst erbötig waren, auf die Werbungen im Reich. Nun der vaterlandelose Abel Deutschlands und aller Welt zog auch ohne Reichsverfassung nach Wien, Preußen warb seine Truppen in den kleinen Territorien wie Desterreich, und um die modernden Actenberge der Reichsjustig kümmerte sich kein Mensch. Wie gering das alles zu veranschlagen ist, fühlt Hüffer selbst, und er sucht daber

auf einem Umwege über Belgien das Juteresse bes Raisers an dem Reichsgebiet nachzuweisen. Die Niederlande, fagt er, waren ohne die Berbindung durch das Reichsgebiet gar nicht zu behaupten; ba nun Desterreich um der Niederlaude willen bie englischen Hülfsgelber erhielt, "so sieht man, daß mittelbar auch bie Einkunfte bes Raisers aus der Berbindung mit dem Reich beträchlichen Bortheil zogen!" In der That sehr mittelbar; und wenn man sich hierzu der vieljährigen Bemühungen Desterreichs erinnert, Belgien auf gute Beise los zu werben, so wird es wohl klar, wie dunn die Faben find, aus beneu Buffer "bas unumgängliche Erforderniß der Behauptung des linken Rheinufers" zusammenspinnt. Sybel beseitigt diese Phantasien durch das einzige Citat eines Gutachtens, welches Thugut im Januar 1796 bei Gelegenheit eines Reichstagsbeschlusses abgab, ber ben Raiser und den König von Preußen zu gemeinsamer Friebensvermittlung aufforderte. Thugut stimmte dafür, ben Beschluß zu ratificiren, bann aber Preugen und ben friedensdürstigen Reichsstänten bie Unterhandlung des Friedens allein zu überlaffen. Das Kaiserthum als solches sei läugst ohnmächtig. Rein Meusch im Reiche habe noch Neigung, etwas für ben Raiser ober für Desterreich zu thun. Es sei bringend, bag man in Wien end= lich zur Einsicht komme, rein öfterreichische Politik zu treiben, sich auf bie Stellung einer unabhängigen beutschen Großmacht zurüdzuziehen. Man verliere dadurch nichts als die Last, diese undankbaren und für Desterreich unnüten Reichslande länger zu vertheidigen; möchten diese zusehen, was aus ihnen zwischen Preußen und Frankreich würde. — Run bieser so realistisch bentenbe Mann und nicht ber Reichsvicetanzler und ber Reichstagscom= miffar — ober wer sonst in Wien und Regensburg vermöge seines Amis auf bas Berhaltniß zum Reich befonderes Gewicht legte - leitete die Politit des öfterreichi= schen Staats. Suffer aber, bessen mild anhebende Betrachtung über ben Baseler Frieden zulest zu dem Ausspruch sich steigert: Dieser - burch teine falsche Stellung Desterreichs mitveranlagte — Friede "hat den unglücklichen Ausgang bes Krieges und das unermegliche Elend einer langen Reihe von Johren haupt fächlich verschuldet," hebt an dem Bertrag als besonders schrecklich dies hervor: er mar "ein formelles Unrecht," "eine Berletzung ber Reichsverfassung und ber Reichsschluffe," ja es fehlte nur noch bas Einverständniß mit bem Feinde, um ihn zum "Reichsverrath im eigentlichen Sinne" zu machen.

4. Leoben.

Die Gründe, weshalb Desterreich den französischen Krieg nicht wie Preusen abbrach, lagen in seinem Berhältniß zu Rußland und England. Die glänzenden Aussichten, welche die Szarin auf Beuetien, Bosnien und Bapern bot, die Gunst die sei der polnischen Theilung gewährte, mußte durch die Fortschleppung des Kriezes — der wiederum England gegenüber als Selbstzweck dargestellt wurde und reiche Subsidien eintrug — erkauft werden. Denn Catharina wollte die Westmächte beschäftigt halten, um sie vom Orient abzulenken, und sie wollte auch die Militärmacht Desterreichs binden, damit der

Allierte in Polen und an ter Donau von ihr abhängig bleibe. Thugut merkte tiefe Absicht und suchte die Raiserin direct in den westlichen Kampf zu verflechten, während biese bie Sendung einer Bulfsarmee zwar versprach aber niemals leistete. Es ift nun an sich felbst flar, bag tiefe Berhältnisse, wenn sie auch vorläufig zur Fortsetzung des Rheinkriegs zwangen, boch auch wieder den Bunsch nach einer eventuellen Berftandigung mit Frankreich rege machen mußten. Führte ber Streit um Krakan zum Conflict mit Preußen, was bis zum August 1795 von Thugut gefürchtet wurde, so mußte er die Last des Rheinkriegs abzuschüt= teln und eine französisch preußische Allianz zu verhindern streben. Begann er mit der Czarin bas Unternehmen gegen die Türkei, so war er in Gefahr bei ter Theilung zu turz zu kommen wie die Preufen in Polen, wenn er sich nicht rasch im Westen loswickeln konnte. Die Wahrheit dieser Betrachtungen leuch= tet von selbst ein, und niemand wird Thugut tadeln, wenn er sich Canale in Paris öffnete, wenn er burch geheime Agenten ben Friedensverhandlungen ber Preugen entgegenwirken und bie Bortheile einer Ginigung mit Desterreich ans preisen ließ. Als eines dieser Organe betrachtet Sybel ben tostanischen Gefand= ten in Paris, Ritter Carletti, dessen Souverain der Bruder bes Raisers war, und deffen Minister Manfredini in ber öfterreichischen Armee Generalsrang hatte und mit Thugut im laufenden Briefwechsel stand. Huffer wendet ein ganzes Rapitel baran, um die vorausgesetzte geheime Mission bieses Diplomaten zu bestreiten. Indeß die Thatsache, daß der Raiser auf einem "indi= recten Wege" seine friedlichen Dispositionen in Paris zu erkennen gegeben hatte, ift von Sybel durch bas Schreiben eines französischen Ministerialbeamten (vom 18. October 1795) erwiesen, und berselbe Historiker hat die Depeschen bes Neapolitaners di Gallo glücklich an's Licht gezogen, ber im Juni 1796 für Neapel den Frieden mit Frankreich unterhandelte, und bei diefer Gelegen= heit von Thugut und von dem Kaiser persönlich den dringenden Auftrag zu einer Anknüpfung auch für Desterreich erhielt, obwohl offiziell jede Beziehung zu ihm feierlich abgeleugnet wurde. Sagt die Mission des Ritters Carletti Hüffer also nicht zu, so möge er die des Marchese di Gallo dafür nehmen. Jebenfalls wird er zugestehen, daß es voreilig von ihm war, Häusser zu tabeln, weil dieser von "Schwankungen" ber österreichischen Regierung im Jahre 1796 zu sprechen gewagt hatte.

Nach Hüffer's Anschauung nämlich bleibt Desterreich auch im Lause dieses Jahrs unverrückbar sest; das "unumgängliche Erforderniß des linken Rhein=users" ist der Felsen, auf dem es steht. Alle Agenten, welche Frankreich zur Einleitung des Friedens absendet, weist Thugut hinweg, "obwohl er für den Preis des linken Rheinusers auf einen vortheilhaften Frieden habe rechnen kön=nen." Sobald das Gespräch sich auf die Rheingrenze und auf Säcularisationen wendet, redet der Minister mit Emphase von Moral und Gerechtigkeit und schildert die strengen Pflichten, die der Kaiser als Reichsoberhaupt habe. "Freislich, gesteht Hüffer zu, sind die Borschläge immer der Art, daß der Kaiser sich genau dem Willen Frankreichs stigen sollte," und diesen Punkt hat dann Sybel

näher erläutert, indem er nachweist, daß die französischen Unterhändler sehr viel weniger in Aussicht stellten, als die Raiferin Catharina, nämlich nur Babern ober einen Theil von Babern. Den unzweideutigsten Beleg für die wirklichen Ansichten Thugut's liefert une Sphel aber burch Mittheilung einer Berhandlung, welche der englische Gesandte Sir Morton Eden am 6. November 1796 mit dem Minister hatte. Das englische Ministerium, das so eben den Lord Malmesbury zur Ginleitung eines allgemeinen Friedens nach Paris schickte, wollte über die Bedingungen, die Desterreich stellen würde, orientirt sein. Thu= gut tam die Anfrage der russischen Raiserin wegen ungelegen; als er sich dann auf die Sache einließ, sprach er von einer Erwerbung in Italien, die für die Sicherung ber österreichischen Lande und ber ganzen Halbinsel so große Wich= tigkeit habe; ferner beharrte er bei dem Sate, daß Belgien ohne Lüttich und Bollandisch-Flandern für den Raifer eine unsichere und schädliche Besitzung sei, die er bei erster Gelegenheit gegen Babern vertauschen werde, und sprach in Bezug auf das deutsche Reich im Allgemeinen den Wunsch aus, dasselbe in seinen alten Rechten und Grenzen zu erhalten, um so mehr, ba wenn ber baprisch=belgische Tausch nicht ausführbar sein sollte, der Raiser darauf bestehen mußte, bag bas Land zwischen seinen Riederlanden und dem Rheine von den Franzosen geräumt würde. Aber freilich, setzte er hinzu, wenn die belgische Sache zu unserer Zufriedenheit geordnet werden könnte, so würden bie Angelegenheiten bes beutschen Reichs wenig Schwierigfeit mehr machen. — Den englischen Ministern mar ber belgische Tausch na= türlich nicht genehm. Lord Grenville antwortete, er bleibe bei dem Wunsche, dem Raiser Belgien zurud zu verschaffen. In Bezug auf das Reich aber pflichte er Desterreich vollkommen bei. Wenn Desterreich Belgien zurück empfange, so dürfe Frankreich nicht alles Land zwischen dessen Grenzen und dem Rheine behalten; im Uebrigen aber erachte auch England eine Beschränkung Frankreichs auf seine alten Grenzen an dieser Stelle nicht für erforderlich, vielmehr könne eine Ausdehnung Frankreichs auf keiner Seite so leicht und so ungefährlich be= werkstelligt werben, wie auf ber Seite Deutschlands.

Mit Recht legt Sybel auf diesen Gedankenaustausch ein entscheidendes Gewicht. Er fällt in eine Zeit, wo die militärische Lage Desterreichs in Deutschsland sehr günstig, in Italien nicht aussichtslos war; wo der Erzherzog Karl die Armeen von Moreau und Jourdan über den Rhein geworsen hatte, Bonaparte noch an der Etsch stand, für Mantua ein neuer Ersapversuch vorbereitet wurde und die Schlachten von Arcole und Rivoli noch nicht geschlagen waren. In diesem Moment betrachtet Thugut die Reichslande nur im Lichte des belgischen Bessitzes, dessen Wiederannahme er den Engländern gegenüber zwar nicht schlechts hin abweist, den er aber mit Hilse der Czarin los zu werden gedenkt. Muß er ihn behalten, so hat er ein Interesse an der Erhaltung desjenigen Theils des linken Rheinusers, welcher die Brücke nach Belgien bildet, also der Gebiete von Mainz nordwärts dis zum Herzogthum Illich; wird er Belgien dagegen los, so verliert auch dieser Theil seine Bedeutung und die ganze Angelegenheit

wirt keine Schwierigkeit machen. Es ist klar, baß wer im Rovember 1796 so bachte, im April 1797 unter sehr viel ungünstigeren militärischen Berhältnissen nicht auf den Einfall kommen konnte, aus der Reicksgrenze eine Prinzipienfrage zu machen. Aber freilich, was man dem Allierten vertraulich gestand, sagte man nicht sosort auch dem Feind und noch weniger ber Welt. Bor dem Feinde mußte die Preisgebung des Reicksgebiets als ein durch die kaiserlichen Pflichten streng verbotenes Zugeständniß erscheinen, zu dem nur die reicklichsten Entschädigungen allenfalls bewegen konnten; vor der Welt aber mußte die Thatsache so lange als möglich versteckt, und wenn das nicht mehr anging, als ein dem trenen Herzen des Raisers in schwerster Kriegsbedrängniß abgerungenes Opfer dargesstellt werden. So geschah es in den Berhandlungen, die im April 1797 in Leoben begannen und im October desselben Jahres zu Udine und Camposormio zu Ende gesührt wurden.

Bis zum Frühling dieses Jahres hatte sich nämlich die militärische und noch mehr die tiplomatische Stellung Desterreichs völlig verändert. Die Szarin war gestorben, und die Hoffnungen der russischen Allianz waren mit ihr zu Grabe getragen. In Italien aber gebot Bonaparte; er war es, der fortan Benetien, Istrien, Dalmatien zu vergeben hatte. Und er bot jetzt, nachdem er bis in die steirischen Alpen vorgedrungen war, durch seinen berühmten Brief an den Erzherzog Kail die Hand zur Berständigung, die in den Präliminarien von Leoben vorläusig erreicht wurde.

Bir heben hier junachst die Differenz heraus, um die es sich bei der Beurtheilung der folgenden Ereignisse handelt. Die Leobener Präliminarien trugen in Betreff Deutschlands ben Biberspruch in fich, daß einerseits der kunftige Reichsfriede auf "ber Basis der Integrität" verhandelt werden sollte, und andererseits der Raiser die "durch die Gesetze der Republik tekretirten Grenzen Frankleichs" anerkannte. Thatfachlich gestaltete sich ber Berlauf nun fo, daß die Franzosen fogleich nach dem Baffenstillftand ale "gefetliche Grenzen" einen großen und immer wachsenden Theil bes linken Rheinufers forberten und nach langem Sandel über das Dag der italienischen Entschädigungen zu Campoformio auch erhielten. Diefer thatfächlichen Entwickelung gemäß haben bie Bistoriter bie bunften Stellen ber Praliminarien sich bisher erklart; so befonders Bauffer, gegen den sich die BufferIche Polemit jest hauptsächlich richtet, ba Sybel's Wert vor der Hand mit 1795 abschließt. Bäuffer fagt: mit ben constitutionellen Grenzen ward "die Rheingrenze," ober doch "ein Theil des lin= ten Rheinufers" abgetreten, die Anerkennung ber Reichsintegrität mar "eine nichts bedeutende Phrase," die volle bittere Bahrheit brachte der Congreß zu Rastadt an den Tag. Hüffer dagegen sieht in dem allen nur "Trugschlusse" und "gehässige Stimmung," ja sein leibenschaftlicher Eifer für Desterreich reißt ihn hier zu einer Sprache fort, die noch über ben Ton der Einleitung hinausgeht. "Man sieht, sagt er gegen Bäuffer, wer mit solcher Willführ bie charatteristischen Buge answählt, kann selbst ohne im eigentlichen Ginn eine Un= wahrheit zu sagen, doch jedes Ereigniß so darstellen, daß von der wahren

Beschaffenheit nicht eine Spur mehr librig ble bt." Die wahre Beteutung bes Leobener Bertrags ist die Rettung ber Reichsintegrität. Eine Aenderung ber Reichsverfassung, wie sie aus ber Einbuße auf dem linken Rheinufer nothwen= big hervorgegangen ware, war gerade das, "was Desterreich burch ben Bertrag zu Leoben am meisten zu verhindern suchte." Es ist keine Zweideutigkeit, kein wesentlicher Biderspruch in den Präliminarien, denn ter Begriff der gesetlichen Grenzen umfaßt nach richtiger Interpretation nur Belgien nebst bem Bisthum Lüttich und einigen Abteien. Willführlich und unter beständigem öfterreichischem Protest beuten die Franzosen ihn später um. Die Präliminarien find nicht der Reim, aus dem sich das Definitivum von Campoformio naturgemäß entwickelt, sondern zwischen beiden Ereignissen liegt eine Rluft, ein verhängnißvolles Etwas, durch welches Thugut endlich gezwungen wird gerabe das preiszugeben, mas der Kern und die höchste Errungenschaft von Leoben mar. Jenes furchtbare Etwas, dem wir es zuzuschreiben haben, daß Deutschland nicht damals ungefähr die Grenzen von 1814 erhielt, war — neben einigen, relativ geringen militärischen Feitschritten ber Franzosen am Rhein — ber Pariser Staatsstreich vom 4. September, der die Bergpartei an's Ruder brachte und Desterreich mit einem neuen unabsehbaren Arieg bedrohte. Da wird die Standhaftigkeit Thugut's endlich gebrochen; und so giebt der Raiser seiner großen Stellung getreu erft in ber äußersten Noth die Sache auf, welche Breugen schon vor zwei Jahren kleiumuthig verlassen hatte.

Und diese zur Berherrlichung Desterreichs und zum Beweis seiner innigen Berflechtung mit dem Reich so sehr geeigneten Borgange find nun aus den Quellen selbst geschöpft. Denn hier beginnen die Wiener Acten, welche Buffer vorgelegen haben. Er giebt baraus auch reichliche Mittheilungen; indeß sind die Cobenzl'schen Berichte aus ben letten Wochen ber Friedensconferenz boch beson= dere bevorzugt, und da tritt benn die nackte Realistik der österreichischen Bolitik und ihr ausschließliches Interesse für Ländererwerb in Italien grell genug hervor. Aber das ist die Periode, welche nach dem Pariser Staatsstreich und ber baburch hervorgerufenen "Wendung" fällt, die Periode also, wo Desterreich durch die früher gesammelten guten Werke gleichsam absolvirt ist und sich nun quch einmal dem Egoismus überlaffen barf. Aus der Zeit vor dem Pariser Staatsstreich bagegen, also aus ber Periode bes Idealismus, sind die Mittheilungen lückenhafter. Eine sehr wichtige Instruction, die vom 14. Mai, ist Hüf= fer sozar völlig entgangen. Ein zweites ganz entscheibendes Thugut'sches Actenstück, die Instruction vom 11. August, ist von ihm zwar analysirt, aber mit so viel Glauben an die patriotischen Absichten Thugut's, daß kein Mensch aus seiner Analyse den Geist des Originals erkennen kann. Da ist es benn boch ein Glück, daß wir nicht immer genöthigt find, mit seinen Augen zu lesen, sondern an einigen Hauptpunkten unmittelbar in die Acten hineinbliden können. Ein gunstiges Geschick hat nämlich gewollt, daß jener Neapolitaner Gallo, dem wir schon die oben erwähnte Enthüllung verdankten, von Thugut als Friedensunterhändler neben Merveldt so lange benutt murbe, bis Cobengl Ente Sepkegierung mit, und so ist ein Theil der Geheimnisse der österreichischen Politik in die italienischen Archive gerathen. Von dort hat sie Sydel sich beschafft, was ohne die politische Umwälzung in Italien ihm natürlich nicht gelungen wäre. Man sieht wie die großen Reugestaltungen der Gegenwart, indem sie die Solidarität der alten Cabinetspolitik brechen, auch der Wissenschaft den wessentlichsten Dienst leisten. Denn jene jetzt im Original uns vorliegenden Instructionen sind die Leuchte, mit der wir uns in dem Nebel der Hüsser'schen Boraussetzungen zurecht sinden.

Am 14. April langte Gallo in Leoben an, am Abend des 15. sandte er brei, mit Bonaparte vereinbarte Entwürfe nach Wien, die bezüglich Italiens verschiedene Vorschläge (darunter das Angebot Benetiens) machten, bezüglich Deutschlands aber übereinstimmten. Der Raifer verzichtete nämlich auf Belgien, erkannte die "gesetlichen Grenzen" ber französischen Republik an und überließ die Entscheidung über die von Frankreich besetzten Länder des linken Rheinufers dem künftigen Reichsfrieden. Es war dies ungefähr ber Standpunkt bes Baseler Friedens; nur bag bas Oberhaupt bes Reichs burch bie Anerkennung "ber gesetlichen Grenzen" ben Franzosen noch einen formellen Borwand gab, um dem ohnmächtigen Reich seine Gebiete zu entwinden. sehen wir uns sogleich zu einer Einschaltung genöthigt. Gallo war in die Intentionen bes Wiener Cabinets genau eingeweiht. Wenn er wußte, daß die Reichsintegrität das höchste Interesse des Raisers sei, wie konnte er gerade dieses in 24 Stunden preisgeben? Es kommt freilich öfters vor, daß ein Bevollmächtigter sein Mandat überschreitet, in einzelnen Punkten zu rasch nachgiebt und beshalb besavouirt wird; aber ben Rern, die Grundidee seines Auftrags hält er boch fest. Gallo aber fündigt jest und später gegen die Grundidee, und Thugut verzeiht ihm diesen unbegreiflichen Leichtsinn und behält ihn, obwohl er ihn einmal besavouirt, als Unterhändler bei. Und Hüffer fällt es nicht ein, aus dem Benehmen des Bevollmächtigten auf die Bollmachtgeber zu schließen, wie ihm auch die Frage nicht beikommt, ob wer im October das Reichsgebiet stückweise gegen italienisches Land verhandelte, im April die von ihm vorausgesetzten Gesinnungen haben konnte. Er ignorirt bie sittlichen Busammenhänge gerade so wie die politischen. Bon den Gallo'schen Borschlägen begnügt er sich zu sagen: "Nach bem, was wir von ben Gesinnungen bes Wiener Hofes kennen, bleibt es doch zweifelhaft, ob man auf solcher Grundlage jum Abschluß gelangt wäre. Dag die Zukunft des linken Rheinufers ungewiß und ungesichert von der Entscheidung eines Congresses abhängen sollte, würde in Wien schwerlich genügt haben. Man erkennt bies am bestimmtesten aus ber Instruction, die Thugut gerade am 15. April für die Gesandten ausfertigte."

In dieser Instruction ist nun allerdings für den künftigen Reichsfrieden der Zusatz verlangt: auf der "Basis der Integrität." Wie die Franzosen mit den "gesetzlichen Grenzen" eine Handhabe für ihre Zwecke, so wollte Thugut

mit der "allgemeinen Grundlage der Reichsintegrität" eine Handhabe für die feinigen haben. Er schreibt Art. 2: "Die Abtretung des Reichsterritoriums auf dem linken Rheinufer wird man nicht zugestehen können; die Weigerung gründet sich auf die Berpflichtungen, welche der Raiser bei seiner Arönung ein= gegangen ist und denen entgegen zu handeln nicht in seiner Macht steht. Uebri= gens würden sich auch alle Reichsstände ber Abtretung widersetzen, wie bas die von Preußen am 19. März (auf der Basis der Reichsintegrität) angebotene Bermittlung schon genügend beweist. Folglich ist es nöthig, in den Prälimi= narien festzustellen, daß über den Frieden mit dem Reich auf der Grundlage feiner Integrität verhandelt wird; man kann aber nach Umständen die Formel: allgemeine Grundlage anwenden, wodurch ein Arrangement über einzelne Parzellen (des parcelles) bes Reichsgebiets nach ben Wünschen Frankreichs nicht ausgeschlossen ist." Hier wird also bas Feld offen gelassen. Die späteren Ber= handlungen werden über die Größe ber Parzellen entscheiden. Es ist das nicht ber einzige Buntt, der im Dunkeln gelassen, oder für deffen Ordnung vorläufig nur ein Scheinvorschlag gemacht wird. Auch ber 3te und 4te Artikel ber Instruction, die die italienischen Dinge behandeln, der 5te, der die Hinzuziehung der Allirten bei bem befinitiven Frieden betrifft, zeigen wie ber vorsichtige Diplomat auf Umwegen eine Annäherung an seine Ziele sucht, wie er sich Positionen schafft, die je nach der Gefälligkeit des Begners entweder aufgegeben ober hartnädig vertheidigt werden konnen. Art. 3 lautet: Es ist die Aufgabe ber französischen Bevollmächtigten, die Entschädigungen anzugeben, welche Frankreich für die belgischen Provinzen bietet. Sollten sie, wie angedeutet ist (und wie Joseph II. seit 1780 und Thugut seit dem 3. Jan. 1795 anstrebte), Theile des venetianischen Gebiets anbieten, so muß man ihnen die Unmöglichkeit vorhal= ten, Entschädigungen dieser Art anzunehmen, bevor sie an Frankreich förmlich ce= dirt sind, und sich nach den Mitteln erkundigen, die zur Erwirkung der Cession angewendet werden sollen. Man tann sein Erstaunen merten lassen, daß Frankreich nicht lieber die ihm vom Pabst cedirten Provinzen anbietet, die doch wenigftens in einem Friedensvertrag formel abgetreten find. Man tann die Andeutung machen, daß die drei Legationen — Ferrara, Bologna und die Romagna - als Entschädigung für die Stadt Benedig dienen könnten, falls das venetianische Gebiet als Compensation für Belgien verwandt werden soll. — Endlich wird Mobena zurückverlangt, und der Austausch Mailands gegen ein passendes Aequivalent vorbehalten. — Der 5te Urtitel handelt von dem fünftigen Frieden. Die österreichischen Provinzen sollen sofort nach der Unterzeichnung der Prälimina= rien geräumt und ein Waffenstillstand von drei Monaten geschlossen werden, um ben Frieden sowohl mit dem Reich als auch mit Desterreich vorzubereiten, "bie Ehre Gr. Majestät verlangt, bag auch seine Allierten eingelaben werben ihre Bevollmächtigten zu schicken. Man kann ben Franzosen indeß zu verstehen geben, daß der Ausgang der Berhandlungen zwischen jenen Alliirten und Frankreich weder die einmal vereinbarten Präliminarien, noch den Definitivvertrag zwischen dem Raiser und Frankreich alteriren würde."

In dieser lettern Bemerkung erkennt man bereits ben Reim zum künftigen Frieden ohne die Alliirten, der ja auch durch den separaten Präliminarvertrag bereits thatsächlich eingeleitet war. Nur daß, sobald es mit den Conferenzen zwischen Desterreich und Frankreich nicht nach Wunsch ging, Thugut sich hinter den europäischen Congreß in Bern verschanzte und mit Hinzuziehung der Allierten drohte. Der Borschlag, der Stadt Benedig die Legationen zu geben, war lediglich ein erster Schritt, um sie zuletzt sammt der Stadt in die eigenen Bande zu bekommen. Hatte Frankreich die Legationen überhaupt erst an einen fremden Besitzer wieder abgetreten, so mochte ber Entschluß ihm leichter werben, statt ber Stadt Benedig nun Desterreich als Besitzer zu acceptiren. Hüffer freilich ist gerührt über die Gutherzigkeit des Raisers, der sogleich daran bachte Benedig für seinen Berlust zu entschädigen, und die Behauptung, man habe schon zu Leoben die Bernichtung des venetianischen Staatswesens beabsichtigt, scheint ihm haltlos. Aber Thugut wußte als praktischer Regierungsmann, daß man einem Staat nicht sämmtliche Glieder abschneiden und statt dessen andere ansegen kann. In der Instruction vom 14. Mai, die Buffer nicht kennt, fagt er geradezu, das seiner Besitzungen beraubte Benedig sei nicht stark genug, um seine Autorität über die drei Legationen aufrecht zu erhalten. Wenn das alles also ein Scheinwesen, eine vorläufige Aufstellung der Figuren zum biplomati= schen Schachspiel mar, ift es bann ein Frevel anzunehmen, auch die "Reichsintegrität" sei kein heiliger Ernst und nicht das letzte Wort gewesen? Ja die burchsichtige Nichtigkeit der Motive, welche Thugut gegen die Cession des linken Rheinufers vorbringt, zwingt zu einer folchen Annahme. Batte er erklart, Deutschland bedarf zu seiner Bertheidigung der Festung Mainz, so war bas ein reeller Gedanke, aber die Berufung auf die Krönungsverpflichtungen des Raifers sagte entweder gar nichts oder sagte nur, daß man sich mit der Abtretung bis zum Rastadter Congreß gedulden möge. Der Hinweis auf den Widerstand Preugens, das seinen Frieden gemacht hatte, und auf den Widerstand der Reichs= stände, deren Mehrzahl Preußen bereits gefolgt mar, mar geradezu eine Irouie und ein handgreiflicher Beweis, daß die allgemeine Basis der Reichsintegrität vorzugsweise die kaiserliche "Würde" vor der Welt decken sollte.

Die Präliminarien von Leoben sind nun wirklich nach dieser Instruction zu einem guten Theil abgesaßt worden. Bonaparte's Lage auf dem weit vorsgeschobenen Posten in den steirischen Alpen schien glänzender, als sie war. Seine Armee war geschwächt, es sehlte ihm besonders an Reiterei; ohne neue Verstärstungen wäre der Bormarsch auf Wien gewagt gewesen. Seine Situation sei nicht danach, schreibt er dem Directorium, um dem Feinde den Frieden zu dictiren. Ueberdieß war er ein zu guter Diplomat, um nicht auch dem Gegner Bortheile zu gönnen, die ihn an den Frieden sesselten. Deshalb wagte er das in Paris sehr anstößige Zugeständniß, dem Kaiser Benedig zu geben. Er hatte die verschiedensten Gründe, zum Abschluß zu drängen, und so wurde der Berstrag schon am 18. April unterzeichnet. Derselbe zersiel in einen öffentlichen Theil, der aber bis zur Ratisitation auch geheim bleiben solte, und in einen

ganz geheimen Anhang. Jener behandelte in neun Artikeln die Stikettenfrage, ben Berner Congreß, die Reichsangelegenheit, die Abtretung Belgiens und die Räumung der österreichischen Provinzen; in Art. 5 war nach Thugut's Wunsch die "Basis der Reichsintegrität," in Art. 6 nach französischer Forderung die Anerkennung ber "gesethlichen Grenzen" aufgenommen. Der geheime Anhang betraf die italienischen Verhältnisse. Desterreich erhielt Mantua und Peschiera jurud und bazu die weiten Gebiete ber venetianischen Republik von dem Oglio ab ben Bo entlang bis jum abriatischen Meer und mit Einschluß Istriens und Dalmatiens. Nur die Hauptstadt mit den Lagunen blieb noch verschont; es wurden ihr sogar nach österreichischem Borschlag die drei Legationen gegeben. Indessen betrachtete Bonaparte ganz ebenso wie Thugut dieses Arrangement nur als ein vorläufiges. Wie dieser die Hauptstadt sammt ihren neuen Provinzen für Desterreich erwerben wollte, so gebachte Bonaparte nach seinem Brief vom 19. April sie direct oder indirect französisch zu machen. Es ist dies der Punkt ober mit andern Worten: es ist bas Uebergewicht in Italien, um welches sich der diplomatische Rampf fortan bewegt. Desterreich will durch die Legatio= nen und Modena dem Großherzog von Toscana, bem Pabst und dem König von Reapel die Hand reichen, und als Haupt dieser Liga die Halbinsel beherrfchen. Frankreich aber will in Norditalien einen Kreis von Töchterrepubliken schaffen, und von hier aus die alten Höfe sammtlich aus den Angeln heben. Die gewaltige Macht ber Revolution giebt bem frangösischen Gebanken ben Sieg, wenn auch im Jahre 1797 noch bas wichtige Benetien dem Kaiser zu Theil wird. Die Ereignisse von 1815 aber verwirklichen für ein halbes Jahrhundert den Gedanken Desterreichs. Mag man die Thugut'schen Instructionen oder die Briefe Bonaparte's oder endlich selbst die Auszüge Hüffer's aus den Cobenzl'schen Conferenzberichten lesen, — überall brängt sich dem Unbefangenen mit überwäl= tigender Klarheit die Wahrnehmung auf, daß von dem ersten bis zum letzten Tage bieser Berhandlungen Italien ber Mittelpunkt ber österreichischen Inter= essen ist.

Nach Hüffer aber steht das Reich im Mittelpunkt und Thugut's Sorge concentrirt sich um bas zu Leoben gerettete linke Rheinufer. Da ist benn zunächst die Thatsache der Rettung außer Zweifel zu stellen. Im Jahre 1793 hatten die Decrete des Convents die Pfalz mit Worms und Speier, ja selbst Mainz zu Frankreich geschlagen. Diese Eroberungen waren in den Wechselfällen des Krieges verloren und wiedergewonnen, Mainz befand sich jetzt in der Hand des Raisers. In der Constitution vom August 1795 waren nur Avignon, Savopen, die deutschen Besitzungen im Elsaß in die französische Departementseintheilung hineingezogen, im Berbst des Jahres auch die österreichischen Niederlande nebst holländisch Flandern, bem Bisthum Lüttich und einigen Enclaven. Entschieden nun tie Decrete von 1793 oder die von 1795 über den Begriff der "gesetlichen Grenzen?" Suffer weist - unter Benutung aller Einwände, welche bie öfterreichischen Bevollmächtigten zur Beschränkung bes Begriffs machten, so lange es in Italien nicht nach ihrem Wunsch ging — auf das sorgsamste nach,

daß nur die engere Auslegung die richtige sei. Wir lassen diese Argumentation, als für die Sache ziemlich gleichgültig, bei Seite. Wichtiger sind die Zeugnisse, daß auch die Franzosen den Begriff anfänglich gar nicht anders aufgefaßt hät= ten. Dafür beruft sich Suffer auf den französischen Gesandten in Berlin, Caillard, ferner auf die Gespräche der Pariser Directoren mit dem preußischen Gesandten Sandoz, endlich auf einen Brief Bonaparte's und einige Aeußerungen desselben in den Conferenzen, welche Merveldt und Cobenzl nacherzählen. Ucber. Caillard können wir hinweggeben, denn er hatte ben Wunsch, den König von Preußen zu einer Friedensvermittlung zu bewegen, die dieser nur auf der Grundlage der Reichsintegrität unternehmen wollte, und suchte daber die Schwierigfeit der Aufgabe möglichst gering darzustellen. Baren die Berhandlungen wirklich begonnen, so würde seine Unsicht, daß vom eigentlich deutschen Gebiet nur Lüttich mit Frankreich gesetzlich vereinigt sei, sich schon modificirt haben. Directoren in Paris äußerten nach Huffer gegen Sandoz: Die Republit habe burch die Abtretung Belgiens und seiner Dependenzen bas Ziel bes Rrieges erreicht und weiter Nichts mehr von Deutschland zu fordern. In den Instructionen für Clarke sei das linke Rheinufer zwar noch als ein Gegenstand der Un= terhandlung bezeichnet, nun aber, ba ber General Bonaparte in ben Präliminarien beinahe gänzlich verzichtet habe, konne man nicht barauf zurückommen. Nur der Minister Delacroix wollte trop der Präliminarien das linke Rheinufer behaupten. Ein paar Wochen später hatte sich das Blatt bereits gewandt, und Carnot sagte bem Gesandten: "bas Wiener Cabinet hat nicht erwogen, bag es burch die Anerkennung der constitutionellen Grenzen zugleich das linke Rheinufer bewilligte. Selbst Mainz könnte, wenn man es ganz genau nehmen wollte, in diese Grenzen einbegriffen werden." "Nicht blos der Raiser," versette Sandoz, "hat es nicht so verstanden, sondern ebenso wenig der gesetzgebende Körper und kein Politiker der Welt." Carnot erwiderte nichts darauf, er fing an ju lachen.

Lachte er über die Dummheit der betrogenen Desterreicher oder über das ehrliche Vertrauen des getäuschten Sandoz? Wir kommen auf jenen Punkt später zurück. Uebrigens gesteht Hüffer selbst, daß wenn die Directoren klagten: Bonaparte habe auf das linke Rheinuser "beinahe gänzlich" verzichtet, sie damit noch nicht die enge Auslegung der constitutionellen Grenzen sich aneigneten. Sie wollten das ganze linke Rheinuser haben, jene Grenzen umfaßten aber auch nach weitester Interpretation nur den südlichen Theil. Man war in Baris unzusrieden, daß Bonaparte dem Kaiser Benetien geopfert und daß er nicht soson die Ausbehnung Frankreichs bis an den Lauf des Rheins durchgesetzt hatte.

Das wichtigste Zeugniß für Hüffer ist eine Stelle aus dem Briefe Bonaparte's vom 19. April, den dieser als Begleitschreiben mit den Präliminarien nach Paris sendet. Darin berührt er die deutsche Frage mit dem kurzen Satz: "Alles was durch das Gesetz des Convents zum Departement erklärt worden ist, verbleibt der Republik;" und geht dann auf die italienischen Berhältnisse

und auf die allgemeinen Gründe über, welche ten Abschluß ber Präliminarien rathsam gemacht hatten. Jene Worte scheinen für die enge Auslegung des streitigen Begriffs zu sprechen. Aber nun halte man dagegen die Sprache, die Bonaparte sogleich brei Tage später in dem ersten Brief führt, der sich überhaupt auf das Reich etwas näher einläßt. "Der Kaiser," schreibt er bem Directorium am 22. April "welcher erklärt hat, daß er Nichts vom deutschen Reiche wolle" (es follte bas italienische Loos nicht verkleinert und Preußen teine Gelegenheit zu Säcularisationen gegeben werden), "wird nicht auf dieser Bedenklichkeit beharren, und ich glaube, daß es bei seinem Separatfrieden mit uns sehr leicht sein wirb, Diejenigen Bedingungen festzuseten, die uns genehm find und die als Praliminarien mit dem Reich tienen konnten." "Die Präliminarien sind in der That nur eine erfte Unterrebung" zwischen ben beiden Mächten. "Wenn Sie, fährt er fort, ben Frieden aufrichtig wollen, so werden uns die Präliminarien, die dann aller Modificationen fähig sind, einen dauerhaften und einen solchen Frieden schaffen, ber une bie Rheingrenze, ganz ober beinahe, eintragen tann. In tiefem Fall ware es vielleicht gut ben Benetianern ben Rrieg zu erklaren. Daburch hätte ber Raifer Gelegenheit, bas Festland von Benedig in Besitz zu nehmen und wir könnten bas Bolognesische, Ferrarische und die Romagna mit ber mailandischen Republik vereinigen." Wolle bas Directorium bagegen ben Rrieg fortsetzen, so muffe es Berstärkungen senden, die überhaupt als Borsichtsmaßregel dienlich sein würden, um die befinitiven Friedensverhandlungen zu unterstützen und 1) die Rheingrenzen ober so etwas ungefähr, 2) die mit Mobena, Bologna, Ferrara und der Romagna vergrößerte lombardische Republik zu erhalten. — In dieser ganzen Correspondenz des gewaltigen Mannes, der bie Menschen so scharf zu durchschauen verstand, findet sich auch nicht eine Andeutung, daß die Rheinfrage ein entscheidendes Motiv für die Wiener Politik sei. "Es hat mir geschienen, schreibt er am 27. Mai, daß man weniger Abneigung habe, uns die Rheingrenze zu bewilligen, als irgend eine Beränderung vorzunehmen, welche die Macht bes Königs von Preugen vermehren und den Bestand bes beutschen Reichs vollständig über ben Haufen stürzen würde." Seiner Meinung nach handelt es sich nur noch um die volle und ganze Rheingrenze ober um die constitutionelle Grenze im französischen Sinn. Mit Rücksicht auf die lettere Möglichkeit fordert er (27. Mai) die Directoren auf, ihm alle betreffen= den Decrete des Convents zu beschaffen. "Ich wünschte, daß Sie Jemanden mit der Post schickten, der selbst die Dörfer und die geringsten Berhältnisse der neuen Grenzen kennt, die wir annehmen würden, wenn wir-andere als die Rheingrenzen "Ich bitte Sie uns mitzutheilen, fragt er am 22. Juni, ob Sie Benedig für den Rhein abtreten wollen; dann hatte ber Raiser einen ungeheuren Einfluß in Italien." — Es ist immer die Ausbreitung Desterreichs in Italien, die, wenn sie verwehrt wird, bas Stocken ber Berhandlungen, und, wenn sie zu= gestanden wird, die Concessionen am Rhein im Gefolge hat. "Alles was man in der vertraulichen Unterhaltung hat merken können ist, daß diese Berren ermächtigt find, sich über Mainz mit uns zu verständigen (3. Sept.)." "Die Desterreicher

haben (6. Sept.) uns gestern vorgeschlagen, ihnen die Romagna, das Ferrarische, Mantua, Peschiera, Benedig und den ganzen venetianischen Staat zu geben. Da ich sie bei diesem Borschlag gefragt habe, wie viel Stunden ihre Armee von Paris entsernt sei — haben sie erklärt, daß ihre Instructionen ihnen nicht erlaubten um weniger abzuschließen." ... "mit Einem Wort, wenn Sie den Frieden haben wollen, so muß in Frankreich alles den Krieg athmen." Es entgeht ihm nicht, daß das Wiener Cabinet die Verhandlungen in die Länge zieht, um die Entscheidung des innern Kampses in Frankreich abzuwarten; indessen denkt er nicht daran, daß wegen der verfassungsmäßigen Grenzen, "Mainz einbegriffen," (19. Sept.) der Krieg wieder ausbrechen könnte, wenn aber "Ihr Ultimatum wäre, die Stadt Benedig nicht in den Antheil des Kaisers zu begreisen, so zweiste ich daß der Friede geschlossen werde."

Diese Beispiele reichen nur bis dicht an den Zeitpunkt, wo die in Paris gefallene Entscheidung auf die Berhandlungen zu wirken beginnt. Sie zeigen, welchen Werth die Leobener Rettung des Reichs für Bonaparte von Anfang an hatte, und welches Bild er sich von den Intentionen des Wiener Cabinets machte. Die Notizen von Merveldt und Cobenzl über seine Aeußerungen bedeuten nicht Wenn Merveldt ihn daran erinnerte, daß einer der ersten in Leoben vereinbarten Punkte ber gewesen sei, es dürfe weder von Mainz noch vom kleinsten Theile bes linken Rheinufers geredet werden, so ift das der Standpunkt, welcher den Frieden mit dem Chef des Hauses Desterreichs von dem Frieden mit dem Reiche trennte. Wenn nach Cobenzl's Erzählung Bonaparte später auf Leoben zurückgreifend bemerkte: man habe damals doch zu verstehen gegeben, daß der Raiser sich der Erwerbung von Lüttich, Malmedy und Logne nicht widersetzen würde; so beweift das nur, wie vorsichtig die Desterreicher mit ihren Zugeständnissen herausrückten. Wenn Bonaparte endlich nach Merveldt's Bericht (19. April) die Phrase hinwirft: "wolle der Kaiser aufhören, von dem Reich und seiner Integrität zu sprechen, so werde Frankreich in Italien alles thun, was er verlange," so war es gewiß sehr verständig von den Bevollmächtigten, daß sie auf diesen Röder nicht sogleich anbissen. Damit haben wir alle Argumente Hüffer's erschöpft und wir kommen nun zu dem eigentlichen Punkt, den er nicht hinwegargumentirt hat. Wenn nämlich mit der Anerkennung der gesetzlichen Grenzen eigentlich nur die Cession ber Niederlande zum zweiten Mal ausgesprochen murbe, lediglich mit dem Zusatz von Lüttich und ein Paar Enclaven, — warum zogen es die österreichischen Bevollmächtigten bann nicht vor, es bei jener Cession zu lassen und nur Lüttich, die Abteien Stablo und Malmedy und die Grafschaft Logne ausdrücklich hinzuzufügen? Es war bas um so leichter, da ja Bonaparte ihre Interpretation theilte. Wußten sie gar nichts von ben Conventsbeschlussen des Jahres 1793? Ram ihnen gar keine Ahnung von der Bieldeutigkeit des zugelassenen Begriffs? Sie hatten es allerdings sehr eilig, aber alle Eile des Abschlusses hinderte sie doch nicht, in den zwanzig Artikeln der beiden Prälimi= narverträge viele Einzelheiten forgfältig festzustellen, z. B. wie es mit den Hppothekenschulden in den ausgetauschten Ländern sich verhalten, oder mit wie viel

Ranonen die Festung Mantua übergeben werben sollte, — warum fehlte es ihnen nur an Zeit jenen Cardinalpunkt der Wiener Politik zu überlegen? Und wenn fle selbst so unbesonnen und tölpelhaft waren, warum that Thugut nicht Ein= fprache, Thugut, bem der Bertrag fofort zur vorläufigen Ginficht zugeschickt murbe und der umgehend seine Billigung und die Zusicherung der künftigen Ratifika= tion einsandte? Merkte auch er die Zweideutigkeit nicht? Wir wissen aus einem positiven Zengniß, daß er sie merkte; und gleich wohl that er nichts sie zu beseitigen. Am 28. April interpellirte ihn Sir Morton Eben, in höchster Berfimmung wie sich benten läßt, ba er mit ben Präliminarien ben Weg zum Separatfrieden beschritten sah. Thugut redete ihm vor, der Abschluß sei gegen feinen Willen erfolgt und er habe ben Raifer um seine Entlassung gebeten. Am 20. Mai hebt Eben den Widerspruch zwischen der Erklärung bes Raisers über die Reichsintegrität und der Erklärung des Directoriums über die "gesetzlichen Grenzen" hervor. Und Thugut leugnet ihn nicht, sondern erwidert nur, es sei bas ein Beispiel von ber ungenauen Ausbrucksweise, in welcher bie Praliminarien angefertigt worden. Der kaiserliche Bevollmächtigte, statt ben Artikel in seiner gegenwärtigen Fassung zuzulassen, habe die Anerkennung auf die vom Kaiser abgetretenen Niederlande beschränken sollen! — Und zu diesem Eingeständniß bes innern Widerspruchs nehme man nun die hartnäckige Ge= heimhaltung des Bertrags und die jammervolle Lage hinzu, in welcher er das Reichsgebiet trop der Phrase der Integrität beließ! Auch Hüffer beklagt die andauernde Berheimlichung; sie habe das Urtheil über Inhalt und Bedeutung ber Prälininarien lange Zeit verwirrt und bis heute nicht zu vollkommener Rlarheit gelangen lassen. Aber er hat sogleich einen Rechtfertigungsgrund bei ber Hand: "Man erkennt, es sind die Absichten gegen Benedig, die verheimlicht werben mußten; im Uebrigen hätte es bem taiferlichen Hofe nur erwünscht sein tonnen, daß alles, mas zu Leoben verhandelt wurde, zur öffentlichen Renntniß gelangte." Es wird uns schwer an den Ernst dieser Argumentation zu glauben. Bat Büffer vergeffen, daß alle Berabredungen für Italien in einen völlig getrennten geheimen Bertrag verwiesen waren, und daß die eigentlichen Friedens= präliminarien kein Wort von Benedig enthielten? Es wird nur bavon geredet, daß bei dem Definitivfrieden eine "billige und dem Raiser genehme Entschädigung" für Belgien gesucht werden solle, und diese konnte man an vielen Orten suchen. Barum veröffentlichte man also die Präliminarartikel nicht nach vollzogener Ratification, und warum gab das Hofdecret vom 18. Juni — jenes klassische Decret, welches von dem großen Werke sprach "auf der Basis der Integrität Deutschlands Verfassung und Wohlfahrt zur bleibenden Wonne der friedlieben= ben Menschheit auf Jahrhunderte zu befestigen," — bem Reichstag nur ben Wortlaut von Art. 5, und nicht auch den Wortlaut von Art. 6 zu schmeden? Bahrlich die öffentliche Meinung müßte stumpf und blind gewesen sein, hätte bies Berfahren ihr keinen Berdacht eingeflößt. Und wenn man nun sah, wie die Franzosen die österreichischen Provinzen räumten, die Reichsländer aber im Besitz behielten und nach wie vor brandschatten, so mußte der Berdacht zu der

Gewißheit steigen, daß das Reich bei dem Frieden die Unkosten zu bezahlen haben werde.

5. Bon Leoben nach Campoformio.

Die Präliminarien waren für beibe Parteien nur eine "erste Unterredung." Jeder Theil hatte noch zu fordern und zu bieten. Desterreich wünschte zu ben venetianischen Provinzen die Hauptstadt und die Legationen hinzu, Frankreich wünschte das linke Rheinufer. Aber Bonaparte befand sich in der günstigeren Position; er war der Sieger und hatte die österreichischen Entschädigungen in ber Hand. Nur die Befetzung von Istrien und Dalmatien durch die Desterreicher ließ er später, wenn auch unter Berwahrungen, geschehen Er provocirte jetzt, wie er Thugut versprochen, den Krieg mit Benedig, stürzte aber zugleich bas aristokratische Regiment und führte in der Stadt, in den Legationen und in Ge= nua demokratische Berfassungen ein. Mit Sorgen sah man in Wien, wie der revolutionäre Brand die Besitzungen umloderte, die für Desterreich bestimmt waren, und wenn sich aus bem Benehmen eines Mandatars auf die Absichten des Mantanten schließen läßt, so war man geneigt, den Berner Congreß und die Integrität, die Allierten und das Reich für eine rasche und günstige Bereinbarung in Italien baran zu geben. Denn Gallo schloß, nachdem beide Theile zum Austausch ber Ratifikationen wieder zusammen getreten waren, am 24. Mai auf dem Schloß Montebello eine Uebereinkunft ab, wonach der Berner Congreß beseitigt und als vorläufige Grundlage für den Definitivfrieden festgestellt wurde, daß Frankreich den größten Theil des linken Rheinufers und in Italien die Etschlinie mit Mantua, Desterreich bagegen nunmehr auch die Stadt Benedig mit den Lagunen und in Deutschland noch Salzburg und Passau erhalten sollte.

Im wesentlichen zeichnet diese Uebereinkunft die Linien, innerhalb beren ber Friede von Campoformio am 17. October wirklich zu Stande kam; mit allem Zögern und Intriguiren hat Thugut zulett durchaus nicht mehr erreicht, als sein Unterhändler schon im Mai erreichte. Das beharrliche Streben Desterreichs, feine Macht über den Po hinaus bis an die Grenzen Toskanas und bes reducirten Rirchenstaats zu schieben, scheiterte an bem ebenso beharrlichen Widerstand Bonaparte's und des Directoriums. Ja seit dem Umschwung vom 4. September ward in Paris das Berlangen immer lauter, ben Raiser gänzlich hinter die Alpen zurück zu werfen. Da mußte Thugut entlich für bas, was ihm in Italien entging, mit deutschen Entschädigungen für lieb nehmen. Aber im Wai wollte er das noch nicht, und wäre seine Rechnung auf die Nachgiebigteit des Gegners nur richtig gewesen, so hatte er allerdings allen Grund gehabt, die Anweisung auf Deutschland zurück zu weisen. Denn sie biente bagn, ihn in Italien zu verkurzen, machte in Preußen Gegenansprüche rege und überantwortete ihm geistliche Länder, die Desterreich bei nächster Gelegenheit boch anheim fallen mußten. Gallo also hatte seiner Meinung nach zu rasch zugeschlagen, die Stipulationen murben verworfen und der Bersuch angestellt, den Gegner durch hinausziehung der Berhandlungen murbe zu machen.

Nach Hüffer sind die Motive der Berwerfung natürlich andere. "Thugut, fagt er, hörte mit äußerstem Unwillen von einer Uebereinkunft, die fo wesentlich von den Präliminarien und seinen Wünschen sich entfernte. Die Rückgabe bes linken Rheinufers an das beutsche Reich, Mantuas an den Kaiser, allge= meine Friedensverhandlungen zu Bern, brei Punkte, auf die man in Wien den hochsten Werth legte, waren beseitigt, beinahe ohne Ersay." Durch die Entbedung ber Instruction vom 14. Mai sind wir nun im Stande, wenigstens bei zweien dieser Punkte den in Wien ihnen wirklich beigelegten Werth zu bestim= men. Thugut drängt in dem Actenstück auf möglichste Beschleunigung des De= finitivfriedens, er denuncirt die Engländer, daß sie gegen die Annäherung Defterreichs und Frankreichs Umtriebe machten, und fordert, daß alle fraglichen Artikel, insbesondere der künftige Zustand Italiens, zwischen beiden Theilen vollkom= men festgestellt und die gegenseitige Berpflichtung übernommen werbe, sie auf bem Congreß unverändert in die Friedensacte einzufligen. Der Congreß werde bann zwar für bas Berhältniß zwischen Desterreich und Frankreich nur noch eine "pure Formalität" sein, indeß musse doch der Friedensvertrag mit dem Reich auf ihm redigirt und gezeichnet werden, und außerdem sei er unerläßlich, um Desterreich vor dem Borwurf zu deden, als habe es seine Alliirten ganzlich im Stiche gelassen. — Nun ber Reichsfriede konnte auch in Rastadt redi= girt werden, gegen den Vorwurf des Berraths an den Allierten aber hatte man in Montebello eine andere Dedung gefunden, indem Desterreich die Bermittlung zwischen ihnen und ben Franzosen übertragen wurde. Gallo handelte also im Geist seiner Instruction, wenn er die "pure Formalität" auf französisches Andrängen fallen ließ.

Er handelte in ihrem Geist auch bei ber Rheinfrage. Von den sieben Drucheiten ber Instruction beschäftigen sich etwa ein Dutend Zeilen, — angefüllt von einer einzigen, möglichst weitschweifigen, möglichst unwahrhaften und nur indirect andeutenden Periode — mit der großen Angelegenheit des Reichs. Ift ber künftige Zustand Italiens erst einmal geordnet, so ungefähr lautet ber Uebergang, so ist das Friedenswerk zwischen dem Raiser und Frankreich jeder Gefahr enthoben; "benn was ben Frieden mit bem Reich betrifft, — wir setzen dabei voraus, fügt Thugut, obwohl ihm das Gegentheil bekannt genug war, mit frommer Miene hinzu, daß Frankreich sich lopal an die einmal zugestandene Basis der Integrität halten werde — so läßt sich kein irgend wie ernster Biberstand voraussehen, um so weniger, ba bie Reichsstände sich in ihren Prätenstonen unmöglich unverständig zeigen können, weil sie sonst nicht mehr auf ben Schutz des Raisers zu zählen hatten, ber fie in ihrer Schwäche bisher allein gestütt hat, und von dem sie auf alle Fälle nur die Stellung seines Contingents als Mitreichsstand verlangen könnten, — eines Contingents, welches zumal nach der Cession der Niederlande fast auf nichts reducirt sein würde." — Und nun folgen, sehr genau formulirt, die italienischen Punkte, auf welche die Bevollmächtigten ganz vorzüglich ihre Aufmerksamkeit richten sollen; ber Herzog von Modena soll die Romagna, die Herzogin von Massa und Carrara das Mantuanische rechts vom Po erhalten, und Desterreich will bann diese Erwersbungen wieder gegen den Breisgau und seine schwäbischen Besitzungen eintausschen u. s. w. — Rann man, so weit bei dieser byzantinischen Steisheit und Beitschweisigkeit, und bei der eingewurzelten Gewohnheit, hinter dem Berge zu halten, von Deutlichkeit überhaupt geredet werden darf, eine deutlichere Sprache über das Reich verlangen? Wie können die Reichsstände Prätensionen erheben, wenn ihnen doch nichts oder fast nichts genommen werden soll? Thugut sieht also voraus, daß sie Ursach haben werden zu schreien, aber ihr Geschrei wird in ihrer Ohnmacht ersticken; der Kaiser ist bereit, unter Umständen seine Armee zurück zu ziehen, oder reichsgetreuer ausgedrückt, sich auf sein Contingent zu beschränken. —

Nach der Berwerfung der Stipulationen von Montebello tritt eine lange Stodung ein. Die Parteien verklagen einauder in erbitterten Noten und führen, da sie ihren wirklichen Zielen nicht näher kommen können, diplomatische Scheingesechte. Bon beiden Seiten reorganisirt und verstärkt man die Streitkräfte. Thugut stellt sich an, als wolle er den Reichscongreß einberusen oder auf den europäischen Congreß zu Bern zurück greisen; er sucht mit England wieder anzuknüpfen und harrt auf den Sieg der gemäßigten Partei in Paris: die Engländer weisen ihn zurück, und er gesteht zu, daß die Verhandlungen in Udine (in dessen Nähe das Dorf Camposormio liegt) wieder aufgenommen werden. Am 13. August reist Gallo dahin ab, ausgerüstet mit einer Instruction, in welcher der Minister die Andeutungen vom April und Mai nun endslich in der, mit seinen Sewohnheiten verträglichen Offenheit entwickelt.

Die Instruction beginnt mit den alten Klagen über die Revolutionirung Italiens und die Ausbeutung der für Desterreich bestimmten Provinzen; der erste praktische Punkt, den sie nach unendlichen Phrasen berührt, ist — Benedig und die Legationen. Auf Grund ber Präliminarien von Leoben (!) sollen die Bevollmächtigten die Wiedereinsetzung des alten Regimes in Benedig ober boch einer solchen Regierung verlangen, welche über die drei Legationen in der Beise herrschen kann, wie die alte Republik über ihre früheren Provinzen herrschte, d. h. wie eine despotische Macht über ihre Unterthanen. Sollte man die Unmöglichkeit einsehen, daß das restaurirte Benedig in den drei Legationen die Ordnung und Ruhe erhalte, so würde ber Raiser sich herbeilassen, die drei Legationen einzutauschen und dafür den Benetianern in der Umgebung ihrer Stadt ein Stück Sollte man französischer Seits eine Restauration Benedigs überhaupt nicht wollen, so sei es billig, daß die beiden Contrahenten von Leoben sich in die Erbschaft theilen, die sich aus ber Bernichtung der alten Republik ergiebt. Da aber Thugut nicht blöbe ist, so verwandelt sich der Gedanke der Theilung bei ihm in den Vorschlag: Defterreich möge die Stadt Benedig, Ferrara und Bologna, der Herzog von Modena möge die Romagna erhalten; dafür wolle denn der Raiser zugeben, daß Modena, Reggio, Massa und Carrara sowie das Brescianische bis zur Chiese in die sogenannte Cisalpinische Republik einverleibt werbe.

Nachbem dieser Cardinalpunkt erledigt ist, kommt Thugut auf das Reich. "Wenn man dazu gelangt ist, sich über Benedig und die drei Legationen zu verständigen, so werden die mißlichsten Discussionen voraussichtlich durch die Bersuche der Franzosen herbeigeführt werden, unsere Zustimmung zu ihren Bersgrößerungsplänen auf Rosten des Reichs zu erlangen. Um diesen hinterlistigen und zudringlichen Vorschlägen auszuweichen, müssen die Bevollmächtigten vorsstellen, daß sie über die Bedingungen des Reichsfriedens ohne Instruktionen sind, da es sich jetzt nur um den Frieden mit S. Maj. in seiner Eigenschaft als König von Ungarn und Böhmen handele." An diesen von Merveldt und Galloschon zu Leoben eingenommenen Standpunkt knüpft sich dann eine Auseinanderssetzung über den richtigen Sinn von Art. 6 der Präliminarien.

Aber Thugut sieht selbst, daß bei der "unbesiegbaren Hartnäckigkeit" der französischen Bevollmächtigten diese erste Position nicht genügen werde; er geht also einen kleinen Schritt weiter. "Sollten die italienischen Angelegenheiten unseren Interessen gemäß geordnet werden, so kann man in einem geheimen Artikel versprechen, daß, wenn wegen Lüttich, Stablo, Logne und Malniedy der Krieg zwischen dem Reich und Frankreich sich fortsetzen sollte, Desterreich sein Contingent zur Reichsarmee nicht stellen werde." — Jedoch dürfe diese Stipulation nicht in den zur Beröffentlichung bestimmten Definitivvertrag aufsgenommen werden; "eine so indiscrete Forderung würde die Absicht verrathen, Desterreich vor den Augen Europas zu erniedrigen, und der Kaiser hängt zu sehr an seiner Ehre, um sich dem jemals zu unterwerfen."

Auch diese zweite Position ist nur ein Schein. Weitläusig, ein methodischer Pedant, wie Thugut ist, nähert er sich nur in langsamen Windungen dem entsscheidenden Gedanken, den er aussprechen will. Selbst nach der Hüffer'schen Interpretation handelte es sich schon seit Leoben nicht mehr um das Bisthum und die Abteien. Es war sieben Wochen vor der Abfassung dieses Actenstücks vom 11. August, als Bonaparte die Frage nach Paris richtete: "wollen Sie Besnedig für den Rhein geben?" Und jetzt, wo die österreichischen Herren nit dem Actenstück in der Tasche wieder zu ihm gekommen sind, zieht er aus den verstraulichen Gesprächen den Schluß: "sie sind ermächtigt, sich über Mainz mit uns zu verständigen." Das war zwar nicht ausdrücklich in der Instruction zu lesen, aber der Sinn steckte in der dritten Position, zu der wir nun gelangen und zu deren Erläuterung nur wenige Worte vorauszuschicken sind.

Den Franzosen war die scharfe Trennung zwischen dem Frieden mit Desterreich und dem Frieden mit Deutschland an sich ganz recht, denn sie enthielt ja die Lossage des Kaisers von dem Neich. "Wir fordern das linke Rheinuser gar nicht von Ihnen," sagt Bonaparte einmal zu Cobenzl, "wir verhandeln darüber beim Reichsfrieden." Aber, um sicher zu gehen, verlangten sie ein bindendes Bersprechen, daß Desterreich, wenn es jetzt durch den Separatfrieden in den Besitz der italienischen Entschädigungen gelangt sei, nicht auf dem Reichscongress ihren Wünschen Widerstand leiste. Mit diesem Versprechen war das linke Rheinsuser thatsächlich ausgegeben, selbst wenn die Grenzlinie der Abtretungen nicht,

wie es später geschah, formell vereinbart worden wäre. Dieses Versprechen wird von Thugut jetzt offerirt. Es ist der Kern der Instruction, so weit sie sich auf das Reich bezieht, und die Form, in welche es eingewickelt wird, ist zusgleich ein haarsträubendes Beispiel von der ungeheuren Verlogenheit dieser Wiesner Reichspatrioten.

"Um zu verhindern, sagt Thugut, daß die Franzosen auf ihren alten Berdacht zurücktommen, als könnten wir, nachdem wir in den Besitz der neuen
italienischen Erwerbungen gelangt sind, auf dem Reichscongreß einen Borwand
zur Erneuerung des Krieges suchen, giebt der Raiser — der sich immersort gern
überreden will, daß Frankreich sich nicht von den Rücksichten auf Art. 5 der Präliminarien entsernen wird (!) — seine Zustimmung, daß im Nothfall einer
der Artikel des Definitivsriedens das Bersprechen enthält, daß im Falle das
Reichsfriedenswerk nicht den gewünschten Fortgang nimmt, er an
der Fortsührung des Kriegs zwischen dem Reich und Frankreich nur durch
einfache Stellung des Contingents theilnehmen will, zu dem er als
Reichsmitstand durch die Reichsgesetze verpflichtet ist."

"Die Bevollmächtigten müssen aber bei ber Redaction einer solchen Stipulation wohl darauf achten, ihr eine solche Wendung zu geben, daß sie
so aussieht, als gabe Desterreich, anstatt das Reich im Stich
zu lassen, vielmehr einen neuen Beweis seiner Treue und seiner Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner constitutionellen Pflichten
gegen seine Mitstände."

"Man könnte also sür den fraglichen Artikel sich etwa solgender Wendungen bedienen! Sollten, was Gott verhüte, die Friedensverhandlungen mit dem Reich nicht zu dem heilsamen Ziel führen, welches man sich für das Wohl der Menscheheit (am Reichstag hieß es noch salbungsvoller: zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menschheit) vorsetzen müsse, so reserviren sich S. Maj. ausdrücklich das Recht, zu der Reichsarmee das durch die Verfassung und die Gesetze des Reichs vorgeschriedene Contingent zu stellen, — ohne daß jedoch der Friede und die Freundschaft zwischen S. Maj. als König von Ungarn und Böhmen und der französischen Republik dadurch irgendwie gestört werden soll."

"Es würde ohne Zweisel überstüssig sein, fährt Thugut fort, die französisschen Bevollmächtigten auf die ganze Tragweite der Erleichterungen und der Bortheile ausmerksam zu machen, welche ein solcher Artikel ihnen für ihre Unterhandlung mit dem Reich in jedem Fall gewähren wird, wo die Steigerung ihrer Ansprüche nicht alles Maß übersteigt. Die Absicht S. Maj. ist demnach aber auch, daß die Bevollmächtigten eine solche Stipulation keineswegs zuerst andieten, sondern sie als ein weiteres Hülssmittel betrachten, mit dem S. Maj. sie ausrüstet, das aber nur dann angewandt werden soll, wenn daraus ein entscheidender Erfolg für die Ebnung aller ans beren Schwierigkeiten und für das schließliche Arrangement uns seren Schwierigkeiten und für das schließliche Arrangement uns serer Interessen in Italien hervorgehen kann." — Eine kleine Note vom 12. August legt den Bevollmächtigten noch einmal dringend an's Herz,

bastir Sorge zu tragen, daß von den "Bortheilen," die jenes Versprechen den Franzosen gewährte, in dem Protokoll nichts erwähnt werde, wenigstens nicht eher, als die Landerwerbungen in Italien definitiv und in günstiger Weise festgestellt seien.

Mit der Analyse dieses Actenstücks vom 11. August ist die prinzipielle Frage gegen Buffer entschieben. Was in Leoben nur angedeutet, mas durch die Gallo'schen Zugeständnisse im April und Mai, und durch die Instruction vom 14. Mai nur indirect verrathen war, das liegt nunmehr offen vor - bie Reichslande sind das Berhandlungsobject für Italien. Sie sind es, einen Monat bevor die Nachricht von dem Siege der Pariser Kriegspartei die Lage Thugut's erschwert und ihn zwingt, ben größten Theil bes linken Rheinufers auch ohne ben vollen, in Italien geforderten Ersat abzutreten. Natürlich daß die öfterreichischen Unterhändler ihre Karten nur vorsichtig ausspielen, daß Cobenzl, der zulest die Führung des Geschäfts übernimmt, - er beschreibt daffelbe sehr pracis mit ben Worten: "mein Ziel ist, zu versuchen, ob es ein Mittel giebt, Benedig und die Legationen zu erwerben" — sich nur langsam aufknöpft und erst nach mander Sitzung rund heraus erklärt: "will Frankreich die gesetzlichen Grenzen erwerben, so liegt darin für Desterreich ein neues, schmerzliches Opfer, zu welchem es nur bewogen werben tann, wenn man seine Entschädigungen vermehrt." Natürlich daß auch Bonaparte schrittweise vorrückt, die Hälfte bes linkerheinischen Gebiete, die er anfangs begehrt, immer mehr vergrößert, bis zulett nur der schmale nördliche Rest übrig bleibt, der zwischen der Nette, der Roer, Julich und Benlo liegt. Die einzelnen Stadien dieses Handels interessi= ren une nicht; nur einige charakteristische Momente heben wir noch hervor. Bas den Desterreichern den Entschluß zur Abtretung linksrheinischer Gebiete besonders schwer machte, war die Furcht, Prengen niochte für den Meinen Berlust an clevischem u. s. w. Land sich in Deutschland entschädigen. Aus Sorze vor der Bergrößerung Preußens wünschte man die alten Zustände rechts vom Rhein zu erhalten und Säcularisationen zu vermeiden. Nachdem Frankreich diese Sorge durch geheime Berpflichtungen gehoben hat, ist es dann die Art, wie man den Handel vor der Welt in bester Manier darstellen soll, worauf der äußerste Scharfsinn verwandt wird. Die Heuchelei ift hier nicht eine gelegentliche diplo= matische Untugend, sie ist System. Bor ben reellen Staatsinteressen bes Hauses Desterreich sind die ideellen Pflichten tes Reichsoberhaupts längst zurückgetreten; aber man will diese Thatsache, welche bie Abdication in sich schließt, nicht aner= tennen, man redet noch immer von taiserlicher Bürde und Ehre, als bedeuteten sie etwas. Das ganze Berhältniß zum Reich ist eine einzige Unwahrheit, und so wird auch die Sprache der Hofdecrete und aller Verhandlungen über bas Reich eine permanente Lüge. Wenn Desterreich jett von der Bertheidigung Deutschlands zurücktrat, so war bas an und für fich burchaus tein Berbrechen, es war nur eine beklagenswerthe Folge ber gesammten Berhältnisse. Wer verlangen wollte, daß der Staat Desterreich sein Lettes daran gesetzt hätte, um die Erzbischöfe von Trier und Mainz, ober die Häuser Aremberg und Salm

bei ihrem Besitz zu erhalten, würde unsere modernen Nationalitätsbegriffe willkürlich in eine ihnen fremde Zeit hineintragen, ja er würde etwas forbern, was sich vollständig zu keiner Zeit erfüllt. Diese nichtsnutigen Reichsstände mußten zu Grunde gehen, das Reich mußte zerfallen; ein Organismus, deffen Glieder, statt die erste aller politischen Pflichten, die Pflicht der Selbstvertheidigung, zu erfüllen, nur bei Desterreich und Preußen um Bulfe betteln gingen, paßte nicht mehr in eine ernste und sittliche Weltordnung. Desterreich wie Preußen hatten ihren Mittelpunkt in sich selbst; ber historische und geographische Zusammenhang mit den Reichsterritorien, die Lage derselben innerhalb der politischen und militärischen Bertheidigungssphäre ber Mächte, hatte allerdings zur Folge, daß beibe für bas Reich eintraten, aber bas Aeußerste wagt ein Staat nur für bie eigene Existenz. Gegen dieses politische Naturgesetz hilft keine Sentimentalität; es ist kindisch zu sagen: ich gehöre diesem Staat zwar nicht an, ich lebe, zahle, diene, arbeite nicht für ihn, ich richte meine Lebensweise ganz nach meinen, ihm vielleicht höchst widerstrebenden Reigungen ein, ba wir aber von Herman bem Cherueter her in einiger Berwandtschaft stehen, so muß er, wenn ich in Gefahr bin, sich für mich opfern, als wäre ich ein Theil von ihm selbst. Das ist ge= gen die Natur, die selbst von dem lebendigsten Nationalgefühl nicht völlig überwunden wird, und eben deshalb ist eine Nation erst einig, zuverlässig einig, wenn sie ein Staat ist. In den neunziger Jahren gab es nun in Berlin wie in Wien kein lebendiges Rationalgeflihl, und um so weniger kann man Thugut einen Borwurf baraus machen, daß er ben Regeln einer streng territorialen Politik folgte. Schlimmer, selbst für die damaligen Vorstellungen schlimm, war es schon, daß er sich nicht wie Preußen im Baseler Frieden mit ber Entschädigung für ben eigenen linkerheinischen Besitz begnügte, sondern die Zustimmung bes Reichsoberhaupts zu den Berlusten des Reichs für italienisches Land verkaufte. Am schlimmsten aber, und für das sittliche Gefühl aller Zeiten und Generationen ein Greuel ist das frivole Spiel mit den Begriffen von kaiserlicher Pflicht und Treue, ist das Bedürfniß, sich mit dem Schein der altehr= würdigen Berhältnisse, beren inneres Wesen verloren war, beständig zu umhangen. Wenn Thugut es am 11. August fertig bringt, gerade den Act, durch welchen das Reich geliefert werden soll, als einen neuen Beweis der Treue des Raisers darzustellen, so muß der geschickteste Schüler Lopola's ihn um dieses Runststück beneiden. Hüffer geht an dieser Nichtswürdigkeit lautlos vorüber; das Actenstlick hat auf ihn nur den Eindruck gemacht, daß Thugut "wenig geneigt war, ben Franzosen viele Schritte entgegen zu thun." — Da alle Reichsangelegenheiten nur als Formalität behandelt werden, so fällt in dem Bewußtsein dieser Diplomaten die Moral und die Stiquette, die Pflicht und die äußerliche Anständigkeit völlig zusammen. Die Art, wie Mainz ben Franzosen in die Banbe gespielt werben sollte, verursachte einen lebhaften Streit. Bonaparte verlangte, die Festung solle von den taiserlichen Truppen übergeben ober gesprengt werden; Cobenzl dagegen wollte, daß die Franzosen nach dem Ausmarsch der kaiserlichen Besatzung sie sich selbst nehmen sollten; das Reich habe weder

ben Willen noch die Macht, ihnen die Festung zu verweigern, überdies befinde sie sich in einem Zustande, daß sie nach dem Abzug der österreichischen Truppen eine Belagerung gar nicht aushalten könne. Man follte meinen, unter so bewandten Umständen sei zwischen der Auslieferung durch Abmarsch und der Auslieferung durch Uebergabe kaum ein haarbreiter Unterschied, nur daß leider die erstere Methode die traurige Folge hatte, daß die Reichstruppen in Mainz von den Franzosen überfallen und in der Rheinschanze bei Mannheim zum Theil niedergemetelt wurden. Aber Cobenzl erklärte, der Raiser musse die nöthigen Formen wahren, und würde lieber die Berhandlungen abbrechen, ale seine Pflich= ten gegen das Reich verletzen; er könne nichts billigen, was den Grundsätzen der Ehre und Würde entgegen sei. — Bonaparte forderte eine förmliche Anerkennung der neuen französischen Grenzen; Cobenzl weigerte sie, und die Differenz wurde so geschlichtet, daß es in dem Artikel über die Grenzen nicht hieß: der Raiser er= tennt an (reconnaît) sondern der Raiser giebt seine Zustimmung (consent), eine Ausbruckweise, die zwar dem österreichischen Gesandten noch immer bedenklich schien, die aber, wie Suffer mit ernster Miene versichert, "boch teine Berletung der Reichsgesetze in sich schließt." — "Was sollen wir thun, schreibt Thugut nach bem Friedensschluß an Cobenzl, um die Schmach der Bestimmungen, die wir rudsichtlich bes Reichs zuzulassen gezwungen find, wenigstens zu überkleiben. Die Geschicklichkeit Ew. Excellenz ist unsere einzige Hoffnung, Sie liefern ein wahres Meisterstück, wenn es Ihnen gelingt. Es scheint mir wünschenswerth, daß man in dem öffentlichen Theil des Bertrages ganz vermeide, der gesetlichen Grenzen Erwähnung zu thun; man könnte einfach sagen, daß ein Congreß für ben Reichs= frieden sich in Rastadt versammeln würde und daß der Raiser als Reichsstand sich vorbehalte, sein gesetzliches Contingent zu liefern, falls unglücklicher Weise Diefer Congreß den erwünschten Erfolg nicht haben würde." Und so forderte denn der Kaiser die Reichsstände im November auf, daß sie "vereint mit ihrem Reichsoberhaupt, ben längst gewünschten, auf die Basis ber Integrität zu gründenden, billigen und auständigen Frieden bestens befördern und beschleunigen möchten." Und Suffer findet, daß in diesem Decret keine eigentliche Un= wahrheit enthalten sei, benn es werbe ja nicht gefagt, daß zu Campoformio die Integrität des Reichs begründet sei, sondern daß sie auf dem Congreß erst be= gründet werden folle!

Der Apologet der österreichischen Politik muthet uns doch zu viel zu. Er hätte, um den Hauptzweck zu sichern, im Einzelnen noch viel mehr preisgeben, unser sittliches Gefühl nicht durch solche Casuistik verletzen, überhaupt nicht gestade die Ehrlichkeit und den Reichspatriotismus zu Cardinaltugenden Thugut's und des Kaisers Franz erheben müssen. Sben weil der Minister und die Gessandten sich vor allem als österreichische Staatsmänner sühlten, ist es unmögslich von ihnen zu sagen: "Wollte man in ihren Briefen wenige Stellen unters drücken, so könnten sie selbst vor den patriotischen Anforderungen unserer Zeit die Probe bestehen!" Nachdem wir durch alle Phasen dieses schmählichen Hansdels geschleppt sind, nachdem wir erfahren haben, wie die österreichische Diplos

matie selbst für die zukunftige Beraubung bes Reichs mit Frankreich bereits Accord schließt, durch die Berabredung nämlich, daß wenn Frankreich eine Erwerbung in Deutschland mache, der Raiser dafür ein Aequivalent erhalten solle und umgekehrt - ertragen wir es nicht mehr, von biefen Dannern rühmen zu hören: "Jeber Schmälerung bes Reichsgebiets, jeder Beränderung ber Reichsverfassung setzen sie sich entgegen, und es ist gar kein Grund für bie Annahme, dies sei nur zum Schein geschehen, um ben Preis ber Rachgiebig= keit zu steigern." Cobenzl hat in der Sitzung vom 7. October den Franzosen freiwillig den Rest des linken Rheinufers angeboten, wenn sie ihm dafür die Legationen geben wollten. Diese Sünde ist nicht wegzuwischen; Hüffer sollte sich also hüten, sie erst zu rügen und nachher zu übertlinchen. Aber er versucht's; "benn," sagt er, "neben diesem Anerbieten, das übrigens nicht ben geringsten Einfluß auf ben Sang ber Berhandlungen geäußert hat, barf man nicht vergessen, daß ber österreichische Bevollmächtigte sich stets bereit ertlärte, gegen Rückgabe bes linken Rheinufers in Italien bedeutende Opfer zu bringen, daß er verschiedene Anträge, freilich geringer als die Legationen, aber boch erheblich genug für ben Rest bes linken Rheinufers, zurückweist." Im Ernst — erheblich genug? es war ber schmale Landstreifen zwischen dem Mincio und der Etsch, oder statt der Etsch die Polesina von Rovigo, was Bonaparte bot, und folde Bagatellen lohnten allerdings nicht ber Mühe. Und die Erklärung, für die Rückgabe des linken Rheinufers bedeutende Opfer bringen zu wollen, war sie mehr als ein Scheinmanöver? Schreibt nicht Cobenzl selbst, als sein sogenannter Bersuch, die Franzosen burch eine Abtretung an die cisalpinische Republik von Mainz und den gesetzlichen Grenzen abzubringen, von Bonaparte kategorisch abgelehnt ist, - "ich hatte biese Antwort vorausgesehen" -? Mit welchem richtigen sittlichen Inftinct hatte boch Bäuffer Diese Staatsmänner beurtheilt, als er von der "in der Miene des Biedermanus auftretenden Berschlagenheit" sprach, "gegen welche die Berliner Diplomaten, so schlau sie sich buntten, boch nur Stümper waren!" Ja bedürfte tie Bausser'sche Grundanschauung noch eines Beweises, so würde bas Büffersche Buch ihn am glanzenbsten liefern, indem es zeigt, wie diese Birtuofen in der Runft der Beistellung selbst einen so feinen und umsichtigen Kopf über ben wahren Charakter ihrer Politik zu täuschen vermochten.

B. Wehrenpfennig.

Die Stiftungsfeier der rheinischen Friedrich=Wilhelms Universität.

Während die Hauptstadt der österreichischen Monarchie erfüllt war von dem geräuschvollen Treiben eines Festes, dem man so gern eine politische Bedeutung abgewonnen oder aufgezwungen hätte, ward in der rheinischen Universitätsstadt eine Feier begangen, deren weitreichende, nachhaltige Bedeutung sich auf den ersten Blid zu erkennen giebt. Diese Feier galt dem fünfzigjährigen Bestehen und Wirken der Bonner Hochschule. Sie blied nicht beschränkt auf den Kreis, der von der Hochschule und deren Angehörigen gebildet wird. Das gesammte rheinische Land sühlte sich zu lebhafter und thätiger Theilnahme gedrungen; es wollte bei einem so erwünschten Anlasse mit dem kräftigsten Nachdrucke bezeugen, daß es erkennt, wie viel es der großartigen wissenschaftlichen Anstalt verdankt, die es nun seit einem halben Jahrhundert in seiner Mitte besitzt, und daß es stolz ist auf die Ehre dieses Besitzes.

Aber in noch weiteren Kreisen hatte das bedeutungsvolle Fest Theilnahme geweckt. Die übrigen Universitäten Deutschlands versäumten nicht, die so fräftig emporgewachsene jüngste unter ihren Schwestern durch eigens erwählte Vertreter zu begrüßen; auch das Ausland verhielt sich nicht gleichgültig: von der Universsität Pisa kamen glückwünschende Worte, und unter den Sprengästen konnte man neben dem Vorsitzenden des norddeutschen Reichstages den Geschichtschreiber der Vereinigten Staaten erblicken, der jetzt seine vaterländische Regierung am Hose zu Berlin vertritt. Hervorragende Männer aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens hatten sich einmüthigen und erhobenen Sinnes zusammengefunden —

ein Rreis, wie ihn bie Sonne nicht

So balb zum zweitenmal bescheinen wirb; Erstaunt burchlief ber Blick bie eble Menge —

und Preußens jetziger und künftiger Herrscher standen an der Spitze der Festgenossen.

Diese Theilnahme gebührte einem Feste, das gleich ausgezeichnet war durch den Glanz und die Würde, womit es begangen ward, wie durch die Wichtigkeit des Anlasses, der es hervorgerusen.

Wenn wir sagen, daß die Feier in ihrem ganzen Verlaufe sich als eine solche darstellte, wie sie nur in der rheinischen Universitätsstadt zur Erscheinung kommen konnte, so ist damit schon angedeutet, was den Festlichkeiten ihr eigensthümliches Gepräge verlieh. In der That mußte bei Anordnung derselben eine zweisache Rücksicht bestimmend wirken: einerseits mußte der rein akademische Charakter des Festes deutlich, ja herrschend hervortreten; andererseits aber mußte die herrliche Natur, in deren Schoße die rheinische Universitätsstadt blüht, zu Erhöhung und Verherrlichung des Festes gleichsam aufgerusen werden. Als man vor fünfzig Jahren noch ungewiß war, ob Köln oder Bonn der neuen Hochschule den günstigeren Boden darbieten würde, und man sorgsam die Ans

sprüche der beiden Nachbarstädte gegen einander abwog, wurden zu Gunsten der unansehnlicheren Stadt neben andern gewichtigen Gründen auch die Vorzüge ihrer Lage mit erfolgreichem Nachdrucke geltend gemacht: es war daher angemessen und wünschenswerth, daß bei der Jubelseier diese Vorzüge den Einheimischen wie den Fremden in vollstem Glanze entgegen leuchteten.

Indem also hier die Natur selbst zur Berlängerung und Bermannigsaltigung der Festfreude einzuladen schien, kounte man es wagen, die Feier auf drei Tage (2.—4. August) auszudehnen. Wenn nach dem Worte des Dichters sich nichts schwerer ertragen läßt, als eine Neihe von schwen Tagen, so dürsen die Theilsnehmer des Festes sich rühmen, diese bedenkliche Schwierigkeit auf das glücklichste überwunden zu haben. Sie werden aber auch dankbar bekennen, daß diese schwer zu lösende Ausgabe ihnen durch die Ordner des Festes wesentlich erleichtert worden. In geziemender Abwechselung folgten die einzelnen Theile des großen Festschauspiels auf einander, bald ernste Betrachtungen wedend und zu erhebenden Empfindungen anregend, bald die Fülle des heitersten Genusses darreichend. Aber stets, mochte man sich in den ernsten, der Wissenschen Käumen bewegen oder in die Mitte großer und lieblicher Naturscenen versetzt werden, stets blieb der Gedanke, dem die Feier entsprungen war und von dem sie belebt werden mußte, allen gegenwärtig; man darf sagen, daß die Stimmung der Festgenossen dem Feste die eigentliche Weihe verlieh.

Diese Stimmung gab sich gleich am Morgen bes ersten Tages tund, ber gewisserniagen der Borbereitung auf alles Folgende gewidmet mar. einleitenden Gottesdienste versammelte man sich in der Aula: hier traten in langer Reihe die Deputationen der gelehrten, der staatlichen und der städtischen Körperschaften, eine nach ber andern, vor dem Rector auf; jede überbrachte einen Fest gruß, jeder Sprecher hob dautbar die heilsamen Beziehungen hervor, durch welche die Genossenschaft, die er vertrat, mit ber Universität verknüpft ist. Man vernahm hier einen schönen und erfreuenden Ginklang ber verschiedensten Stimmen; und während die Abgefandten aus so mannigfachen Lebens- und Wirkenstreisen vor dem Hörer vorüberzogen, konnte man sich vergegenwärtigen, nach wie vielen Seiten hin die Hochschule während ihres fünfzigjährigen Daseins ihre belebenden Wirkungen erstreckt; man konnte sich anschaulich machen, was sie sur die Fortentwickelung der Wissenschaft geleistet, mit welchem Erfolg sie überall, wohin ihr Einfluß reicht, die Interessen mahrer Bildung gefördert, wie sie vornehmlich die geistige Cultur des Rheinlands gehoben, und wie sie endlich, mit jugendlicher Kraft aufstrebend, zum Besten bes gesammten Baterlandes gewirkt hat.

Nach dieser wahrhaft akademischen Einweihung der akademischen Feier brachte uns der Abend ein Fest, dem man wohl einen, im besten Sinne des Worts, volksmäßigen Charakter beilegen konnte. Die Stadt war die Festgeberin. Wie sie sich unzertrennlich verbunden sühlt mit der Universität, der sie offenbar ihre noch immer in der Entfaltung begriffene Blüthe verdankt, so hielt sie sich verspslichtet, in jenen Tagen dies Gefühl der Zusammengehörigkeit thätig zu bekennen.

Behörde und Bürgerschaft wetteiferten mit einander in dem lebhaften Ausbruck dieses Gefühls; gewahrte man die freudige Regsamkeit, die immer zunehmende Bewegung in den Straffen, burch die man, wie durch eine große, munter ausgeschmüdte Festhalle hindurchschritt, so ließ sich wohl zweifeln, ob Stadt ober Universität den eigentlichen Ausgangs- und Mittelpunkt der Feier bildete. Jenes abenbliche Fest, wie es, mit übersichtlicher Sorgfalt angeordnet, sich buntschim= mernd und prächtig an ben Ufern des Rheins entfaltete, kronte gleichsam bie Reihe von Freuden- und Freundschaftsbezeugungen, in welchen sich bas Berbältnif amischen ber Bürgerschaft und bergatabemischen Corporation auf bas befriedigenoste barftellte. Wie von neuem Glanze bestrahlt erschien an jenem Abende die Herrlichkeit einer mit immer frischen Reizen sich offenbarenden Natur, beren täglicher Genuß ben Angehörigen ber Hochschule vergönnt ift. Schon mehre Stunden war durch die Pracht des wundersamsten Anblicks jedes Auge gefesselt worden, als die freudig erwartete und enthusiastisch begrüßte Erscheinung bes Kronprinzen eine neue Bewegung in die wogende Menschenmasse brachte. Der hohe Berr, der seit den Tagen, da ihn die hiesige Universität zu den Ihrigen gablen burfte, an ben gewaltigsten Begebenheiten unserer Zeit ben thätigsten und rühmlichsten Untheil genommen, er zeigte fich auch hier in seiner schlichten bergewinnenden Beise. Seine Anwesenheit konnte, seinem eigenen Ausspruche gemäß, als ein Zeugniß des Wohlwollens gelten, das er bieser Stadt und die= fer Hochschule unvermindert bewahrt hat. —

Die bedeutsamsten Festlichkeiten waren dem zweiten Tage zugetheilt worden. Ihn hatte man als Geburtstag des hohen Stifters der Universität zu ehren; er war es auch, den das Königspaar durch seine Gegenwart verherrlichte.

Bu dem in musterhafter Ordnung einherschreitenden Festzuge hatten sich am Morgen alle zusammengefunden, die der Universität angehören oder sich zu deren Gästen in diesen Tagen rechnen durften. Er gestaltete sich zu einem der großartigsten, die sich wohl je durch die Straßen einer deutschen Universitätsstadt bewegt haben; er zog vorbei vor den Augen des Königs, der eben unter den Inbelrusen gedrängter Schaaren die Stadt betreten hatte und nun die immer sich erneuernden begeisterten Grüße der Festgenossen mit heiterm Antlitz entgegen nahm und erwiderte.

Aus den Reihen dieses Feierzuges begab man sich sogleich in die Räume der evangelischen Kirche. Hier fand die eigentliche akademische Hauptseier statt, an welcher sich auch das Königspaar und der Kronprinz sammt einer glänzenden Umgebung unmittelbar betheiligten. In einer durch und durch geistig belebten Rede sprach hier der Rector den innern Gehalt, die dauernde Bedeutung des Festes aus. Er schilderte die Berhältnisse und Bedingungen, unter welchen die Hochschule vor fünfzig Jahren in's Leben gerufen worden; er entwarf ein sprechendes Gemälde von den politischen Zuständen, wie sie sich damals im Innern des neu gekräftigten Staates gebildet hatten, und zeichnete daneben die verschiedenen Geistesrichtungen, die sich im Leben und in den Anschauungen des Volkes so vielsach durchschlangen und durchkreuzten. In kurzen, aber prägnanten Ans

ber rheinischen Hochschule und den übrigen Schöpfungen und Bestrebungen des preußischen Staates unverkennbar besteht; und nachdem er den Blick auf die Geschichte dieser Universität gelenkt und die unerläslichen Bedingungen ihres serneren Gedeihens scharf hervorgehoben, bestimmte er die hohen Aufgaben, welche ihr gestellt sind und die sie niemals ungestraft vernachlässigen darf, — sowohl die, welche sie mit allen andern Hochschulen theilt, als auch diejenigen, beren sie, ihrer eigenthümlichen Lage zufolge, sich im Besondern anzunehmen hat.

Die Worte, die hier vernommen wurden, konnten nicht ohne den lebhaftesten Eindruck bleiben; gesprochen aber in Gegenwart des Königs, der Preußen
von neuem groß gemacht und Deutschland gefestigt hat, mußten sie mit verdoppeltem Gewichte das Gemüth des Hörers treffen; wie es denn überhaupt als bedeutsam erschien, daß ber König gerade diesen, wenn man so sagen darf, rein
geistigen Theil der Feier seine Gegenwart gegönnt hatte.

Un biefen reichbewegten Morgen schlossen sich bie Stunden bes großen Festmahls an, zu welchem die Universität ihre Gäste geladen hatte. Mit froher Berwunderung betrat man die weiten lichten Räume, die eigens für diesen Tag geschaffen worden; im Innern schicklich ausgeziert, gewährten sie zugleich bie verlodendsten Ausblide auf Berg und Flur. Die Physicgnomien solcher festlichen Mahlzeiten pflegen sich zwar sonst überall gleich zu sehen; hier aber ließen sich boch wohl einige unterscheibende Züge entbeden; und wenn unter ben Gäften durchweg ungezwungenes Behagen und jene Beiterkeit herrschte, die wir, mit einem nur ben Deutschen geläufigen Begriffe, als gemüthlich bezeichnen, so klang doch die ernst-freudige Stimmung, welche sich aus diesem Feste nothwendig erzeugte, in vollen Tönen vielfach durch, und alles ward auf eine eigene Beise belebt und erhöht durch die Anwesenheit und durch die Worte des Kronprinzen. Nicht herzlicher konnte bas Gefühl ber Anhänglichkeit für bie Hochschule, tie Pflegerin der Bildung, nicht würdiger die Einsicht in den Werth und die unzerstörbare Macht der Wissenschaft ausgesprochen werden, als es in den Worten geschah, mit welchen ber Thronfolger in allen Bersammelten ben Funken echter Begeisterung zu weden mußte.

Dem Abende, der auf diesen wahrhaft festlichen Tag folgte, durfte es gleiche falls nicht an festlicher Auszeichnung sehlen: die gesammte Studentenschaft vereinigte sich zu einem Fackelzuge, der sich in unabsehbaren Reihen durch die von jauchzenden Zuschauern erfüllten Straßen und Alleen einherbewegte und weithin das Dunkel der Nacht erhellte.

Mit der Berkündigung der Ehrenpromotionen wurden am Morgen des dritten Tages die akademischen Feierlichkeiten abgeschlossen. Nun aber sollte noch einmal die rheinische Natur zu ihrem vollen Rechte kommen und die Theilnehmer des Festes mit einem unvergeßlichen Eindrucke entlassen. In buntbewimpelten Schiffen suhr man während der sonnigen Nachmittagsstunden den Rhein hinauf, zwischen den reichen Usern entlang, von denen die hellen Grüße der überall freudig erregten Bevölkerung herüber klangen. Das Ziel der Fahrt war

Rolandsed, bessen Namen man nur auszusprechen braucht, um die Vorstellung einer an Reiz und Anmuth unerschöpflichen Natur wachzurusen. Dort verweilte man in heiterer Geselligkeit. Als aber die Nacht hereingebrochen war und die Rücksahrt begann, entwickelte sich ein Schauspiel von märchenhastem Zauber. Die Höhen und die Userslächen erglänzten in wechselnden Lichtern. Auf der ganzen Strede, die man die Vonn zurückzulegen hatte, ward durch die rasch auftauchenden und bald wieder verschwindenden Flammenerscheinungen der Blick in fortdauernder Ueberraschung sestgehalten. Die sonst in ernstem Dunkel aufragenden Berge und leise ansteigenden Höhen, die jest im buntfardigen Schimmer ihre bald strengen, bald lieblich weichen Formen halb erkennen ließen, die flacheren User, die in blendender Hele munter strahlten, der ruhig strömende Fluß, in dessen Wellen aller Glanz sich wiederspiegelte, der Himmel, der wolstenlos in tiesdunkler Bläue über der leuchtenden Pracht ruhte, — alles stimmte zu einem Anblick zusammen, den das Auge kaum ganz zu sassen vermechte und den umsonst die Einbildungskraft jest nachzuschaffen strebt. —

Während die Erinnerung gern bei ben einzelnen Scenen des Festes verweilt, tie sich zu einem wohlgeglieberten Ganzen zusammenschlossen, gebenkt man auch nicht unbillig ber Männer, durch beren vorsorgliche und beharrliche Thä= tigkeit ein so schönes Gelingen möglich geworben. Uns wird es hier zur Pflicht, vor allen des Mannes zu gebenken, der als amtlicher Bertreter der rheinischen Universität gerade in ben bedeutendsten Momenten jener Tage bie allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es leuchtet ein, in wie hohem Mage ber glückliche Berlauf des Festes durch die Persönlichkeit des Rectors bedingt mar. Seine Obliegenheiten waren mannigfach und erforderten einen nicht gewöhnlichen Berein mannigfacher Eigenschaften. Indem die Universität für bas Jubeljahr Heinrich von Sybel mit dem Rectorat betraute, konnte sie der edelsten, würbigsten Bertretung sicher sein. Sie hatte in ihm den Mann ausersehen, der als ein Meister beutscher Geschichtsschreibung und Forschung, gleich erprobt im politischen wie im wissenschaftlichen Wirken, als ein mächtig einwirkenter Lehrer und Führer der Jugend, und als ein Herrscher der lebendigen Rebe vornehm= lich geeignet war, in festlicher Stunde für die Hochschule bas Wort zu ergreifen und die Getanken, die eine folche Feier weden mußte, nachbrücklich auszusprechen.

Mit bescheidener Zurüchaltung schweigen wir von der Thätigkeit, welche Eybel, lange ehe der August herangekommen war, dem Feste unermüdlich gewidmet hatte. Was er dann während der Feier selbst geleistet, ist von allen Zeugen derselben nicht ohne Bewunderung wahrgenommen worden. Gleich am ersten Morgen, als er die Begrüßungen der so überaus zahlreich erschienenen Deputationen empfing, befand er sich einer Aufgabe gegenüber, die auch einen zuversichtlichen Redner mit Zagen ersüllen konnte. Es handelte sich hier nicht um einen zusammenhängenden, ununterbrochenen Vortrag, dessen Inhalt sich nach freier Wahl bestimmen und nach selbständiger Anordnung darlegen und aussichen ließ: der Rector mußte vielmehr auf die Aeußerungen eingehen, mit denen jeder Sprecher vor ihn trat, er mußte den angeschlagenen Ton weiter

leiten, ben ausgesprochenen Gebanken fruchtbar entwickeln und neu beleuchten, und, indem er sich ben Worten und Gesinnungen der andern anschloß, doch die Freiheit seiner eigenen Anschauungen behaupten, den Rern der eigenen Ueberzeugungen hervortreten lassen. Der Betrachtung bot sich ein mannigfacher und nur allzu reicher Stoff bar. Wenn sie auch stets von ber Universität und deren Wirken ausging, so mußte sie boch nach verschiedenen Richtungen sich weithin verbreiten, und die verschiedenen Lebens- und Bildungsgebiete umfassen, in welchen dies Wirken fich manifestirt und zu einer mehr ober weniger bedingten Geltung kommt. Wie sich die Hochschule zum Staate, zur Religion und zur Runst verhält, wie sie ben Forderungen des Lebens und der Wissenschaft gleich= mäßig zu genügen strebt, wie in ihren Beziehungen zu den Lehranstalten höberen und niederen Ranges ein wechselseitiges Geben und Empfangen stattfindet, wie sie endlich die Berbindung zwischen ber Theorie und ber praktisch ange, wandten Wissenschaft vermittelt - allen biesen vielfältigen und vielverschlunges nen Berhältnissen und Beziigen wußte Sybel mit treffenden Worten gerecht zu werden; er schilderte sie, indem er, je nach der Wichtigkeit, die den einzelnen zukam, bald eine ausführlichere Erörterung eintreten ließ, bald sich mit wenigen, aber scharsbestimmten Andeutungen begnligte. hier ward geistige Gewandtheit und Ausdauer eben so sehr wie eine nie sich verleugnende Sicherheit ber Rebe erfordert; mit ungeschwächter Kraft vermochte Sphel bis an's Ende diesen Erfordernissen zu genügen, und leicht konnte der Börer sich versucht fühlen, die Schwierigkeiten nur für gering zu achten, die mit so wenig sichtbarer Anstrengung überwunden wurden. Indem man sich an der heitern Leichtigkeit der Mittheilung erfreute, ward burch ben Gehalt bes Mitgetheilten ber Geist angeregt und befriedigt. Alles Rhetorische blieb fern, aber dadurch ward ein fräftig gehobener Ton der Rede nicht ausgeschlossen. Dhne je in's Gewöhnliche zu verfallen, verschmähte ber Redner alles Gesuchte; in einfach gemessener Form erschien ber gebiegene Sinn.

Ueber die am zweiten Tage bei der akademischen Hauptseier gehaltene Rede, die alsbald im Druck erschien, hat sich jeder längst sein Urtheil bilden können. Bon andrer Art, aber nicht geringer waren die Schwierigkeiten, die hier dem Redner entgegenstanden; und er hatte überdies einen Stoff gewählt, bei dessen Behandlung sie sich noch zu vermehren schienen. Denn indem er in die Zeit der Gründung der Universität zurückging und Wesen und Streben der Parteien schilderte, welche das neue Institut für sich zu gewinnen und ihren Zweden dienstdar zu machen suchten, konnte es nicht sehlen, daß er manche Gegensätze berührte, die noch jetzt wie damals in unverminderter Stärke vorhanden, und, wenn sie auch nicht bei jedem Anlasse seindlich hervortreten, deshalb doch keinesweges ausgeglichen sind. Man durfte dem Redner wohl mit einigem Bedenten sagen:

— incedis per ignes suppositos cineri doloso.

Aber jedes Bedenken, das den Hörern etwa aufsteigen konnte, wußte er alsbald

niederzuschlagen. Mit dem sichersten Takte wußte er jeden herben Migklang aus seinen Worten zu verbannen; und ohne die strenge Wahrheit der geschicht= lichen Anschauung zu beeinträchtigen, vermochte er den festlichen Charakter der Rebe durchaus zu behaupten. In der Bergangenheit, auf die er den Blick hinlenkte, gewahren wir manches Unerfreuliche, das sich nicht verhüllen läßt; mit unbefangenem Freimuthe warb benn auch herausgesagt, was nicht verschwiegen werben durfte, und es ward mit entschiedener Betonung herausgesagt. mit freudiger Anerkennung ward auch auf das Große und Bedeutende hingewiesen, das trot ber Ungunst ber Zeiten geleistet und errungen worben; und das aus tiefer und lebendig umfassender Einsicht entspringende Urtheil des Historifers trug überall so viel Bersöhnendes mit sich, der vaterländische Sinn, der aus allem hervorleuchtete, wirkte so herzerhebend, daß die Zuhörer eine mahrhaft festliche Stimmung empfangen mußten. Sie konnten sich Eins fühlen mit dem Redner, der demjenigen, was ihre Gemüther bewegte, einen kraftvollen und wohltonenden Ausdruck verlieh, und der das Wahre traf, indem er die innere Bedeutung, den geistigen Gehalt des Festes in das hellste Licht stellte.

Und dieser geistige Gehalt ist es ja auch allein, wodurch die Stiftungsseier der rheinischen Universität aus dem Kreise der ephemeren Festlickeiten herausgehoben wird, welche man in Deutschland während der letzten Jahre mit allzu großem Wohlgefallen gepflegt hat. Denn mag bei einem Feste noch so viel änßerer Glanz aufgewandt, mag es durch den reichsten Schmuck der Rete versherrlicht werden, es rauscht wirfungslos vorüber, wenn es nicht als der natürzliche Ausdruck einer geistig bedeutenden Thatsache erscheint.

Die rheinische Universität hat während des halben Jahrhunderts, auf das sie nun zurücklickt, ihrer hohen Aufgabe genügt: — das ist die wichtige und erfreuliche Thatsache, welcher das Bonner Fest zum Ausdrucke und zur Bekräfztigung diente.

Als Preußen nach den Jahren schmachvollen Drucks und glorreicher Erstebung von den Rheinlanden Besitz ergriff, erschien es als unabweisliche Pflicht, diese der deutschen Bildung halb entfremdeten Bezirke in jedem Sinne dem Baterslande wieder anzuschließen. Es mußte daher auch eine Stätte gegründet wersden, wo deutsche Wissenschaft ihre festen Wurzeln schlagen, wo sie in ungeshemmter Freiheit sich gedeihlich entfalten und, lebenerweckend, nach allen Seiten hin ihre Wirkungen entsenden konnte.

So ward die rheinische Hochschule errichtet, und gleich bei ihrer Gründung empfing sie die doppelte Mission zum Dienste der Wissenschaft und zum Dienste des Baterlands. Sie ward errichtet an demselben Orte, der schon im vorigen Jahrhunderte zur Pflegestätte der höheren Wissenschaft ausersehen worden. *)

^{*)} Wer sich über die Entstehung und das Schickfal der alten Bonner Universität zu unterrichten wünscht, wird auf das vollständigste befriedigt durch die mit Geist und Sorgfalt abgesaßte und mit anziehenden Documenten ausgestattete Schrift des Dr. C. Barrentrapp: Beiträge zur Geschichte der Kurkölnischen Universität Bonn. (Bonn, A. Marcus 1868.)

Was damals in wohlwollender Absicht, aber mit unzulänglichen Kräften unternommen ward, konnte in den Stürmen der Zeit keinen Bestand haben. Was Preußen gegründet, hat sich alsbald lebensfähig erwiesen und ist im Laufe der Jahrzehnte zu immer größerer Kraft herangewachsen.

Es ist schwer, die Summe eines fünfzigjährigen Bemühens und Wirkens zu ziehen. Eine umständliche historische Darstellung würde erfordert, um mit einiger Deutlichkeit erkennen zu lassen, in welchem Sinne und mit welchem Erfolge die Universität ihre zwiefache Mission zu erfüllen gestrebt hat. Wir wün= schen bemjenigen Glud, ber, mit genügenben Rraften ausgerüftet, sich einst an diese lohnende Darstellung magen darf. hier sei nur auf einen Punkt hingedeutet, ber auch bei flüchtigen Ueberblick alsbald in's Auge springt. — Es ist als eine günstige Fügung zu preisen und war für bas gebeihliche Wirken gerade dieser Universität von der höchsten Wichtigkeit, daß neben den übrigen wissen= schaftlichen Disciplinen, die bier zur reichsten Blüthe gelangten, vornehmlich die historischen und philologischen Studien eine so ausgezeichnete Pflege gefunden haben. Wenn gerade diese Studien vor allen geeignet sind, den freien und strengen wissenschaftlichen Sinn zu weden und bas Interesse an höherer Beistes= bildung zu nähren und zu verbreiten, so mussen wir mit verdoppeltem Dantgefühl auf die verehrten Meister hinbliden, die auf diesen Gebieten ruhmvoll gewaltet. Von den Historikern, die in der Geschichte der Bonner Universität eine so hervorragende Stellung einnehmen, hat Spbel beim Antritte seines Rectorats ein sprechendes Bild in fraftigen Zügen entworfen. Wir muffen uns bescheiden, hier nur die Namen Welder, Ritschl und Jahn genannt zu haben. Mit einer bem Alterthum verwandten Sinnesart und einem burch alle Bildung ber neuern Zeit reich genährten Geiste brang Welcker in die innersten Tiefen ber hellenischen Welt. Indem er sich in die Durchforschung bes Einzelnen versenkte, aber stets das vielgegliederte, schön zusammenstimmende Ganze bes antiken Lebens im Auge behielt, vermochte er alles, was Griechenland im Bereiche der Poesie, der Dinthologie und der bildenden Kunst geschaffen, in einer großartigen dichterisch belebten Anschauung zusammenzufassen. Wohin er sein Auge wandte, hat er die Forschung zu neuem Leben erwedt und sie auf Pfade hingewiesen, die noch lange nicht durchlaufen sind. Und diesem schöpferischen Geiste trat Ritschl zur Seite, ber unerreichte Meister ber lebendig einbringenden Lehre, mit seinem methodischen Scharffinn, mit seiner bis zur vollendeten Sicherheit ausgebildeten kritischen Kunft. Jahn's herrliche, vielumfassende Wirksamkeit könnte hier kaum in den allgemeinsten Umrissen bezeichnet werden. Und was bedarf es hier auch der Schilderung? Täglich erfahren es seine zahlreichen Schüler, wie er die Wissenschaft des Alterthums, die er mit klarem Blide in ihrem ganzen Umfange überschaut, zu beleben vermag; sie können bezeugen, was sie seiner mächtigen, in ben verschiedensten Bereichen des Wissens heimischen Erubition, was sie seinem anregenden und erleuchtenden Worte, was sie ber nie rastenden Thatkraft seines Geistes zu verdanken haben. — Nach allen Richtungen hin ist das Alterthum von diesen Männern durchforscht und durchdrungen worden, das Alterthum, wo uns noch immer die Quelle der edelsten Bildung fließt. Wer will erniessen, wie sie auf die emporstrebende Jugend eingewirkt, was sie vollführt und was sie angeregt haben! —

So, unter dem unablässigen Wirken ruhmwürdiger Meister, hat sich die rheinische Hochschule, auf sicherem Fundamente wohlgegründet, zu einer machtvollen Feste deutscher Wissenschaft erhoben. Sie hat sich aber auch zugleich den Ruhm gewonnen, den Jacob Grimm den deutschen Universitäten zuerkennt, wenn er ausspricht, daß sie stets ein heiliger Heerd der Baterlandsliebe wie deutscher Gesinnung waren und blieben. Diesen Ruhm wird sie auch in Zutunst zu behaupten und zu mehren wissen. Denn mächtiger als je muß uns jest die Ueberzeugung durchdringen, daß die Wissenschaft nur auf dem Boden eines gesunden nationalen Lebens zu voller Krastentsaltung gelangen kann. Auf einem Heerde wird die rheinische Hochschule die lautern Flammen der Wissenschaft und der Baterlandsliebe unauslöschlich unterhalten. Erfüllt von dieser zuversichtlichen Hoffnung, mögen wir das Bild der sestlichen Tage, die jüngst au uns vorübergegangen, in lebendiger Erinnerung bewahren und uns der schönen Gegenwart erfreuen, die den Keim einer noch herrlicheren Zukunst in sich trägt.

Notizen.

Seit einem halben Decennium werben wir burch ernste Borgange gemabnt, unsere Blide auf ben norböstlichsten Vorposten beutscher Cultur, auf bas alte livländische Ordensland zu richten. Bor fast brei Jahrhunderten von dem deut= ichen Reich getrennt, das nicht mehr die Kraft hatte, die glorreiche Erwerbung seiner Ritter und Bürger gegen ben Ansturm ber Mostowiter, ber Schweben und Polen zu ichützen, nach wechselnden Schicksalen ber einzelnen Landschaften endlich unter dem russischen Scepter vereinigt und in ihrer nationalen Eigen= thumlichkeit im Ganzen geschont, waren die Oftseeprovinzen dem Gedächtnif des deutschen Bolts fast verschwunden, bis in neuester Zeit der russische Fanatismus, burch die unglückfelige polnische Revolution von 1863 geweckt, auch bem beutschen Volksthum an der baltischen Küste den Krieg anklindigte. Als wirksamste Hebel tienten ihm babei die Sünden und Säumnisse, welche ber baltische Abel, ähnlich dem polnischen, an der Masse des lettischen und esthischen Landvolks begangen hatte. Er hatte sich begnügt, die einst mit dem Schwert unterworfenen Urbewohner als Leibeigene zu beherrschen, statt ihnen ein men= schenwürdiges Dasein zu bereiten und sie durch allmählige Hebung und Befreiung mit dem deutschen Wesen zu assimiliren. Die Warnungen einzelner humaner und vorschauender Persönlichkeiten fruchteten wenig. Nur äußerst selten zeigt uns die Geschichte ein Beispiel, daß ein privilegirter Stand aus freier Initiative seine historischen "Rechte" aufgiebt; fast immer muß die höhere Gerechtigkeit einer monarcischen Gewalt sich ber Unterdrückten annehmen, ober es mussen ber pri= vilegirten Existenz die äußersten Gefahren drohen und die Ginsicht in die Unentfliehbarkeit ber lange verkannten und geschmähten humanen Ibeen schärfen. So geschah es auch hier. Bauernaufstände, ber Uebertritt von 10 Procent der lettisch= esthischen Bevölkerung zur griechischen Kirche riffen bem baltischen Abel endlich bie Binde von den Augen; er fühlte daß er vor dem Abgrund stehe. Jett wurde bie Lösung ber agrarischen Frage, die Berwandlung ber Frohnde in Geldpacht. die Verwandlung der kündbaren Pacht in festen Besitz beschleunigt; aber als das Jungruffenthum feine gierigen Blide auf diese Dase deutschen Lebens marf, war boch erst eine Minorität der Bauern zu freien Besitzern geworben, der Rif amischen ber herrschenden Minderheit und der beherrschten Mehrheit mar noch nicht zugeheilt, die russische Demagogie fand noch Mittel, sich in ihn bineinzubrängen und ihn zu erweitern. Ihre Forberung ist, daß die Regierung den reichen Domänenbesitz zerschlage und an die landlosen Leute, die Bauern und die Knechte, vertheile. Sie hoffen mit dem communistischen Prinzip des Gemeindebesitzes, wie es in dem Innern Auglands durchgeführt ift, das indi= viduelle Eigenthum und die auf ihm ruhende westeuropäische Cultur zu vernich= ten. Der ernste Eristenzkampf, zu bem bie 200,000 größtentheils in den Städ= ten lebenden, auf dem Lande nur als Gutsbesitzer, Prediger und Lehrer bunn

zerstreuten Deutschen jett herausgefordert sind, würde leichter zu bestehen sein, wenn sie ihn nicht mit dem verrosteten Rustzeug fast mittelalterlicher Institutionen zu führen hätten. Bor Zeiten, als man von Petersburg aus bas autonome deutsche Leben noch mit Wohlwollen behandelte, wäre es nicht schwer gewesen, die auf Cooptation des regierenden Patriciats, auf streng abgeschlossenem Stände- und Zunftwesen ruhenden Städteverfassungen zu reformiren. Beute steht zu fürchten, daß mit der Modernisirung dieser veralteten Einrichtungen auch die freie Selbstregierung an die russische Büreaukratie verloren Bor Zeiten wäre es möglich gewesen, die obere Justiz und die Bermaltungsstellen auf bem platten Lande, die jest nur in den Händen des Abels ruhen, die provinzialständische Vertretung, in der außer Riga wieder nur die Ritter repräsentirt sind, so umzubilden, daß Bürgerthum und Bauernthum in den autonomen Organismus hineingezogen wurden. Heute ist zu beforgen, daß mit bem Feudalwesen auch die Selbständigkeit deutscher Rechtsprechung und Berwaltung zu Grunde geht, und daß vom Staat angestellte russische Richter und Abministrativbeamten die Erben des deutschen Ritterstandes werden. die verhängnißvolle Lage des baltischen Landes; es kann nicht stehen bleiben und kann auch nicht recht vorwärts. Seine bisherigen Lebensformen reichen zum Widerstande nicht aus; eine liberale Regeneration aber droht das numerisch schwache deutsche Element in Abhängigkeit von der Mehrheit der Bevölkerung und von dem Russenthum zu setzen.

Wir werden zu biesen Betrachtungen durch ein treffliches Buch ("Die baltischen Provinzen Ruglands") geführt, welches Julius Edardt fürz= lich herausgegeben hat. Es enthält eine Sammlung politischer und culturgeschichtlicher Auffätze, die der Berf. früher theils in den "Grenzboten," theils in den Zeitschriften und Zeitungen seiner Heimath, so in der unseren Lesern rühmlich bekannten "Baltischen Monatsschrift" hatte erscheinen lassen. Die Sammlung ist bestimmt, bas beutsche Publicum mit den Zuständen der baltischen Provinzen vertrauter zu machen, besonders die Geschichte der nordischen Colonie in den letzten zwei Jahrhunderten ihm näher zu rucken. Ein Abschnitt "Land und Leute an der Ostsee" giebt über die Geschicke der drei in sich sehr verschiedenen Landschaften Kurland, Livland und Esthland eine allgemeine Uebersicht, die von der Zeit Peter's des Großen ab ausführlicher wird und mit der gegenwärtigen Lage ber Dinge abschließt. Daran reihen sich einzelne historische Auffätze über hervorragende politische, literarische, reformatorische Perfönlichkeiten, über die Berhältnisse von Polnisch-Livland, über die Universität Dorpat u. s. w. Ein ebler nationaler Sinn und bas wärmste Beimathsgefühl spricht aus diesen Darstellungen; und wenn sie sich mitunter in ein lotales Detail verlieren, für welches nur der specielle Landsmann volles Berftändniß haben kann, so respectiren wir doch diesen Particularismus als einen Beweis von der zähen Lebenstraft und bem engen Zusammenhalt unserer fern wohnenden Stammesgenoffen. Es ist ja bieser zähe, in den Stürmen manches Jahrhunderts niemals gebrochene und gebeugte Provinzialgeist, auf bessen Widerstandstraft wir sie für jetzt noch verweisen müssen. Wohl werden literarische Erscheinungen, wie das Edardt'sche Buch, dazu beitragen, die geistige Berbindung zwischen den baltischen Provinzen und dem deutschen Hinterland zu beleben, aber die gewaltige Arbeit politischer Umgestaltung, in welcher Deutschland jetzt begriffen ist, läßt ihm keine Zeit und Araft übrig für die serne Colonie, die durch die Schuld des alten Reichs am Ausgang des Mittelalters uns verloren ging. Erst der in sich vollendete deutsche Staat wird mit seinem schützenden Arm dis zu den fernen Boltsgesnossen; seine Autorität wird zum mindesten groß genug sein, um Außeland zu der weisen und gerechten Politik zurück zu führen, welche Beter der Große einst gegen seine "deutsche" Provinz befolgte.

Berantwortlicher Redacteur: B. Behrenpfennig. Drud und Berlag von Georg Reimer in Berlin.

Aus Italien.

I.

Wie der einzelne Mensch einmal oder einigemal einen für seinen Charafter und für seine ganze Lebensstellung entscheidenden Zeitabschnitt erlebt, so ist es auch bei den Bölkern. Nur bedarf es bei ihnen hierzu nicht der Jahre, sondern der Jahrhunderte. Für die Bölker Westeuropas war das etwa mit dem Jahre 1470 beginnende Jahrhundert eine dieser entscheidenden Krisen. Bon Spanien ist dies nur zu bekannt. Frankreich erkämpste sich damals England und Spanien gegenüber sein stolzes nationales Selbstbewußtsein; aber die Resormation erlag, Frankreich wurde ein wesentlich katholisches Land. Als solches steht es auch jetzt da, indem es das dem österreichischen Staat mit Italien entsallene Kaiserthum durch sein der Kurie gewährtes Protestorat an sich nimmt. Unvermittelt, seindlich stehen neben diesen Grundzügen noch die der grossen Revolution von 1789, welche die zweite sich tief in den französischen Nationalcharafter einprägende Epoche bildet.

Auch Deutschland und Italien haben von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ab eine Entwicklungsstufe durchlebt, welche ihnen einen character indelebilis aufprägte. Diese Entwicklung war in Deutschland wie in Italien vorherrschend eine geistige. Die bedeutenderen Kriege diefer Zeit wurden in beiden Ländern von fremben Waffen geführt und somit wurde ihre nationale Selbständigkeit geknickt. Neben diesen Aehnlich= keiten treten die Unähnlichkeiten um so schroffer hervor. Wir brauchen nur die Namen Luther's und Leo's X. zu nennen. Die Reformation ging aus dem Gewissen der deutschen Nation hervor, sie schärfte vor allem das personliche religiöse Bewußtsein. Die Renaissance ber schönen Künste in Italien dagegen zielte allein auf Entfaltung des Schönheitssinnes, ihr innerstes Wesen war bei aller gelegentlichen Verbrüberung mit der Kirche gegen die Religiosität gleichgiltig. Nur der Ausbruck, die Erscheinung der= selben in der menschlichen Gestalt hatte für die Kunst Bedeutung. Ja trot platonischer Akademien und idealer Begeisterung war die herrlich geformte Nachdem die Roscoe und farbenprangende Schale ohne sittlichen Kern.

durch jene geblendet die Renaissanceperiode Italiens als höchste Blüthe der Menschheit bewundert haben, ist sie von dem Basler Burkhard in jenem ihrem innersten Wesen erkannt und dargestellt worden. Die Anschauung ber Werke biefer nationalen Entwicklungsperiode ersetzt seitbem einem großen Theil des italienischen Volks den Schulunterricht, sie giebt ihm die educazione, beren sich ber formgewandte Mensch in Lumpen manchmal nicht ganz ohne Grund bem berben Egoismus bes Lords ober reichen Seifensiebers gegenüber rühint. In der Praxis führt sie zu einer gewissen Billigkeit, ja Humanität ber gleichberechtigten Egoismen. Der Berstand, ber kalte Berstand erscheint als Herrscher; ich hätte beinahe gesagt als "legitimer Herr= scher." Allein Burthard zeigt uns in seinem Meisterwerke, bag zur Zeit ber höchsten weltlichen Pabstmacht die Achtung vor ber Ehe, die Legitimität auch für die Dynasten kann mehr eine Phrase war. Nehme man bazu, daß von da ab Europa Italien als Dividende für die zu befriedigenden bynastischen Ansprücke der Bourbonen und der Habsburger und ihrer vergeilten "Ausschläge" ober Seitenlinien ansah, so wird das Verduften der= selben in der nationalen Erhitzung von 1859 und 1860 sich als physikalisch leicht zu erklärentes Naturereigniß tarstellen. Zugleich folgt baraus, baß bas Haus Savohen nur burch Verstandesmotive sich zwar nicht Wurzeln, so doch eine gewisse Basis zu schaffen vermag. Dies gilt ganz besonders von ber großgriechischen Bevölkerung Suditaliens.

Noch zu Lebzeiten ber Heroen jener großen Kunstrenaissance, eines Michel Angele, eines Titian wurde nicht blos ber Heerd berselben, Florenz, burch beutsche Söldnerbanden gefnechtet, sondern die Restauration ber Kirchlichkeit burch spanische Fanatiker siegreich durchgeführt, während die Hälfte Italiens von spanischen Statthaltern geistig und materiell ruinirt wurde. Damals wurde die Solidarität der papstlichen Herrschaft mit ter Fremdherrschaft besiegelt. Da alle Lebenswurzeln durch die Jesuiten trocken gelegt wurden, blieb die nun auch den höheren, bisher im Elemente des Renaissanceheidenthums lebenden Alassen aufgedrungene Kirchlickeit ohne Rraft und Frucht, wie bas verborgen forterhaltene Heitenthum blos antiquarisch thätig, unfruchtbar war. So innerlich leblos, ein bloßes Objekt fremder Politik vegetirte Italien bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts fort. Ein so ausgedörrtes Heidenthum mit firchlicher Del= farbe angestrichen wurde natürlich durch die Funken der Enchklopädisten leicht entzündet. Ihre Herrschaft über die "freien Geister" bahnte ber Oberherrschaft bes republikanischen und bes bonapartischen Frankreichs über Italien die Bahn und unterdrückte bas Anfblühen einer gefunden nationalen Literatur, beren Mangel jetzt so bitter beklagt wird. ben die Ehre einige Italiener zu kennen, welche Italiens Emancipation

von Frankreich auch baburch vorzubereiten suchen, daß sie es mit unserer Literatur bekannt machen.

Da wir nicht umhin können Parallelen zwischen ber Entwicklung Deutschlands und Italiens zur nationalen Einheit zu ziehen, so stellt sich besonders der Unterschied heraus, daß dieselbe in Deutschland vor einem Jahrhundert damit begann, daß Lessing und Göthe in dem tiefsten Grunde beutschen Wesens unseren Geift zu befreien begannen, mährend bie Italiener ber materialistischen parifer Weisheit lauschten; daß nach vielem na= tionalen Jammer, Scharnhorst und Blücher die Freiheitsschlachten schlugen, während die Italiener von den Desterreichern "befreit" und unterjocht wurden. Das Jahr 1848 fand beide Bölker unreif, und da die Radikalen und die Klerikalen ihm in die Hände arbeiteten, siegte Desterreich zu beiben Seiten ber Alpen. Preußen erkannte später als Piemont seine na= tionale Riesenaufgabe. Es zeigte sich wieder, daß bas Gute bes Besseren Feind ist. In seinem Innern geordnet schloß Preußen lange seine Augen gegen seine äußere Mißstellung, bis die wunderbar aufgeschossne italienische Nationaleinheit selbst die Deutschen ungebuldig machte und Desterreich, um diesseits ber Alpen einen Machtersatz für den Verlust der Lombardei zu finden, das nationale Verlangen durch Scheinvorschläge für sich zu gewinnen suchte. Als so Preußen in die Ede gedrängt werden sollte, fand es den Staatsmann, welcher den rechten Zweck wollte und die nöthigen Mittel mählte. Während viele Italiener nach einem strammen Staatsmann wie dieser "primo galantuomo del mondo" schmachten, ließen viele Deutsche es sich gern gefallen, wenn berselbe bei uns auch einige ber volksgewinnenden Mittel Cavours spielen lassen wollte.

Nachdem wir so mit den Flügelsandalen Merkurs zusammen Jahrs hunderte durchstreift haben, lade ich den Leser ein, mehr con amore mein Reisegefährte durch die Nordhälfte Italiens zu werden, und in der neuen angezweiselten Hauptstadt einen mehrwöchigen Aufenthalt zu nehmen.

Selbst die Italiener erinnern sich kaum eines so raschen Uebergangs vom langen Winter zum heißen Sommer, wie im diesjährigen April. Bei Boten empfing uns der Frühling in allen Farben prangend und dustend. Doch ich sollte schreiben: Bolzano; denn so lautet die Inschrift des Bahn= hoss, auf welchem schon alle Commandoworte italienisch gegeben werden. Daß die Namen auch deutscher Stationsorte unmittelbar südlich nur italienisch angeschrieben sind, muß zum hundertstenmal gesagt und gerügt werden. Wir haben allerdings mit der Pflicht, den Südsuß des Brenner zu vertheisdigen, auch das juristische Recht verloren uns in diese Dinge zu mischen; aber unserer sittlichen Sympathie für die Landsleute an der Südzrenze deutsschen Bolses darf Niemand Sillschweigen auslegen. Es mag ganz richtig

sein, was ein in Wälschtprol geborner und darin jährlich weilender Schüler unseres großen Ritter mir sagt, daß die Zahl der Deutschen in den Sprach= inseln bes Tribentinischen, im Mittelalter herbeigerufene Bergleute, kaum ein Paar Tausende betrage. Sie sind sehr zu unterscheiden von den sie= ben und von den dreizehn altdeutschen Gemeinden, welche im früher ve= netianischen Gebiet sich forterhielten, beren blonde Töchter von den Malern Veronas so oft abgebildet wurden. Die Fleimser mögen schon seit einigen Jahrhunderten bis auf die Familiennamen sich italienisirt haben. Das Tridentische mag baher früher oder später einmal an Italien fallen. Aber wo bentsches Land weil deutsches Volk ist, wie in Bogen, in Passeher, da sollte Desterreich sich befleißigen es auch zu erhalten. Ober soll beutsches Wesen überall zurückgehen, wo der Doppeladler seine Schwingen ausbreitet? Sollen gegen beutsche Rationalität balb bie Sprachgrenzen, bald, wo diese ihm günftig sind, die Naturgrenzen entscheiden? Desterreich kann seine deutschen Unterthanen an jenen Nationalmarken nicht zwingen, so fleißig, so intelligent und sparsam zu sein wie ihre italienischen Nach= barn, die ihnen einen Bauernhof um den andern feil machen. ist die Pflicht des verjüngten Desterreichs, daß es jeder Arbeitsfraft und jedem Kapital, auch deutschem, auch protestautischem wirklich und nicht blos scheinbar das Recht der Ansiedlung in den Gemeinden Throls verschaffe. Die Entscheidung darüber barf nicht nicht bem Einfluß ber Pfaffen unterliegen, welche, nur um die Glaubenseinheit zu erhalten, ihre Gemeinden lieber verwelschen ließen. Wenn Stenb und andere gelehrte Patrioten bas Land um Bogen und Meran als einen Rosengarten altdeutscher Dichtung ver= theidigen, so ist es uns wichtig besonders als letzte Zuflucht für Tausende von Brustleidenten aus unserem rauheren Norden. Jeder Bahnzug über ben Brenner trägt an seinem Südabhang solche blasse zwischen ber Hoff= nung der Rettung und dem Tode Schwebende. Ihnen ist es zu gönnen, daß sie durch deutsche Sprache, Sitte und Schutz das Gefühl gewinnen, noch in ihrem Vaterlande zu weilen. Selbst im eigentlichen Wälschtprol, im Tridentischen fehlt es Oesterreich bei bem Landvolke durchaus nicht an Shmpathien. Orte wie Riva wissen, was sie mit ber österreichischen Lan= besherrschaft und mit ber österreichischen Garnison verlören. Als sich Medici mit seinen unermüdlichen Truppen nach den Gefechten bei Castel= novo und Levico im Juli 1866 Trient von Often näherte, begrüßten ihn nur die Signori. Einer berselben bedrohte jede Arbeiterin in seiner Sei= benfabrik, welche darin am Tage des Wiedereinzugs der Desterreicher feh= len würde, mit Entlassung. Aber sie zogen alle diesen entgegen, um sie als ihre Befreier zu begrüßen. Auch diese Sympathieen werden sich wohl verlieren, wenn Italien seine Verwaltung ordnet. Aber sie geben Dester-

reich Zeit, seine wirklich beutschen Vorlande durch gleiches Recht für Alle zur Abwehr des eindringenden italienischen Elements in den Stand zu Wie die Natur, so ist der ganze landwirthschaftliche Betrieb, die Seibenzucht mit eingeschlossen, um Trient und die Bevölkerung und ihre Stimmung in Trient selbst italienisch. Einigemal wenn wir auf ber Straße beutsch sprachen, fingen die Kinder gleichsam als ihr Gegenbekennt= niß an zu singen: evviva Garibaldi, viva la libertà. Er erfüsst die Phantasie, besonders die der Kinderwelt und der Jugend. Die Söhne selbst solcher Familien, welche ihr Haupteinkommen von österreichischen Beamten = und Offizierefamilien beziehen, gingen 1866 zu Garibaldi. Während in dem Feldzug die königlichen Waffen überall unterlagen, hat es Garibaldi's Ansehen wenigstens in diesen Gegenden sehr gehoben, daß er trotz schlechter Bewaffnung und Verpflegung, trotz der größten Hindernisse endlich boch vordrang, und man bedauert nur, daß der viel= leicht beshalb rasch abgeschlossene Waffenstillstand seine Vereinigung mit Medici in Trient verhinderte. Es muß anerkannt werden, daß Desterreich die im Frieden den trientinischen Freischärlern versprochene Amnestie ohne Chikane hält. Einer ber Gravirtesten, welcher von Rufftein zu Garibaldi entsprungen war, rühmte mir biese Lohalität.

Die Ansprüche des Trientinischen auf volle Anerkennung seiner Na= tionalität, in Sprache und Verwaltung, seiner Unabhängigkeit von ber "Throler Regierung" in Insbruck werden von den Zeitschriften Adige und Trentino verfochten. Dieses wird von dem freisinnigen Priester Prato, welcher die Landschaft schon auf dem Frankfurter Parlament vertrat, seit der neuen Aera in Oesterreich geschrieben, hie und da auch mit Be= schlag belegt. Wie ich aus ben feinbseligen Correspondenzen der A. A. 3. aus Insbruck ersehe, nuchte das Trentino bereits seine Existenz durch den Titel Nuovo Trentino retten. Sie bekämpfen die Behandlung des Trientinischen als "italienischen Throls," da sie dasselbe von Throl ganz lostrennen wollen. Der Geistlichkeit schmeichelt biese Wiederaufrich= tung des alten Fürstbisthums Trient. Jedes von Insbruck kommende Ausschreiben in deutscher Sprache, z. B. an Steuerbeamte wird als ein Angriff auf die nationale Unabhängigkeit betrachtet. Die an die Handels= kammer von Trient gerichtete Einladung der Akademie für Ackerbau, Gewerbe und Handel in Verona, sich an ihrer Produktenausstellung diesen Sommer zu betheiligen, hat schon im Upril eine Polemik entzündet, ob= gleich die österreichische Behörde nur verlangte, die Trientiner sollten um höhere Erlaubniß dazu einkommen. Mit solchen Mitteln erzielt man zwar feine Entscheibung, allein man bereitet sie für den günstigen Augenblick Die Signori des altösterreichischen, im Jahre 1848 noch getreuen

Roveredo sind schon ganz national. Riva, welches an der Nordspike des Garbasees herrlich gelegen die einzige österreichische Gemeinde an demsel= ben ist, wird von der jetzt ausschließlich italienischen Dampsschiffahrt ver= nachlässigt. Ein viel wirksameres Mittel als solche Chikanen wären grö= ßere Ordnung und Beschleunigung des Verkehrs und billigere Taxen auf ben italienischen Dampfschiffen und Eisenbahnen. Ein schlimm italienischer Zug war es, daß wir auf dem von Riva nach Desenzano zur Eisenbahn führenden Dampfschiff keinen Fahrtenplan berselben, sondern nur das Programm ber Oper in Riva angeschlagen fanden. Sonst zieht ber Han= bel ben Weg über Marseille oder Triest bem über ben Brenner vor. Namentlich fehlt es in Italien an der nöthigen Zahl von Briefwaggons. Eine fürzere Beförberung aus Mittelitalien nach bem Brenner würde durch die Eisenbahn vermittelt, welche von Mantua süblich geführt werden soll. Nach bem Plane bes früheren Präfekten von Mantua, bes Marchese Peverelli, soll sie sich in Guaftalla nach Parma und nach Modena gabeln; Andere wollen direkt nach Mobena bauen. Der Staat, von dem die lleberbrückung des Po gefordert wird, hat somit die Entscheidung zu ge-Damit burch biese Wegabkürzung der Hafen von Benedig nicht zu sehr leide, würde die Ausführung der Eisenbahn von Trient durch Bal Sugana und über Bassano nach Venedig nöthig. Allein auch babei bleibt eine sichrere und raschere Beförberung immer noch eine Hauptbedingung. Dies hängt aber nicht blos von den Eisenbahnverwaltungen ab, sondern liegt auch auf den Schultern des italienischen Kaufmannsstandes. Es haben sich unter den früheren despotischen Regierungen zahlreiche fremde Hanbelshäuser in Italien angesiedelt und sich eines großen Theils besonders der Einfuhr bemächtigt, weil sie von den Regierungen mehr respektirt und weniger chikanirt wurden als die einheimischen. Die Engländer, die Franzosen, selbst die Deutschen genossen, wie in ber Türkei, eines besonderen Schutzes; die Schweizer waren als Landsleute der Offiziere der Söldnerregimenter bevorzugt. Aber es war doch noch mehr die größere Zuverlässigkeit und Ordnung, welche ihnen auch bei ihren italienischen Kunden ben Vorzug gab. Es ist jett die Pflicht ber italienischen Handelshäuser sich noch ernstlicher baran zu erinnern, daß vom frühen Mittelalter an durch Jahrhunderte Italien die große Lehrmeisterin Europas im Großhandel war. Das Geschick bes Italieners im Kleinhandel ist oft, besonders für junge leute, eine Gewöhnung an Müßiggang. Es giebt gewiß keine lustigeren, gewandteren Aleinhändler als die Anaben des Marcusplates in Venedig, die ihr ganzes Betriebskapital an einem Bindfaden tragen; sie sind wie die Vögel unter dem Himmel, über einen kleinen Gewinn bricht ihre Lustigkeit tanzend in ein Dutend evviva aus.

man sehe sie wieder nach zwanzig Jahren! Die naive List ist zum gemeinen Betrug geworden. Dieser Handel der Aleinen ist auch ein Todfeind des Schulbesuchs.

Leider giebt auch die erst seit dem letzten Krieg über Italien herein= gebrochene Papierwirthschaft zu jenem chikanösen Haschen nach kleinem Wechselgewinn Veranlassung und die italienische Schlauheit ist nur zu ge= neigt bazu. Eine Folge bavon ift, daß auch Scheidemünze, zum Theil österreichische Kupfermünzen, *) z. B. die Soldini, Gegenstand des Han= bels sind. Lombardo-Benetien hatte seit seiner Wiederunterwerfung im Jahre 1848 sich eher die schwersten Steuerlasten auflegen lassen, als taß es das österreichische Papiergeld angenommen hätte. Es war in biesem Widerstand vielleicht auch etwas von berechtigtem, achtbarem Mißtrauen in sich selbst, man werde ber lockung ber Agiotage und des Betrugs nicht widerstehen können. Und nun ist bas Papiergeld ben Benetianern mit ber Erfüllung ihrer nationalen Bünsche zugeströmt. Da ber Staat keine fleinere als Zweilirestücke, mit dem Bilde Cavour's und Raffael's, nicht mit dem des Königs, ausgiebt, da auch tas Aupfer sich so viel wie möglich verbirgt, so haben Städte, Bereine des Kleinhandels und ber Arbeiter die Gelegenheit wahrgenommen, Papiergeld in Fetzen von fünf= zig, ja von zwanzig Centimes, manchen Orts aus schlechtem Fließpapier auszugeben. Wo solches Kleinpapier nicht im Cours ist, wie in Genua, fühlt man den Mangel. In der Regel geht dasselbe nur im Bereich einer ober einiger Städte. Das Landvolk schließt sich selbst gegen bas Papiergelb bes Staates möglichst ab und wohlhabende Patrioten bringen nun daburch Opfer, daß sie in Annahme des Papiergeldes so liberal wie möglich sind, um damit dem Staat Aredit zu schaffen. Allein bas italienische Mißtrauen, mit ber Phantasieentzündlichkeit verbun= ben, erhält durch die frevelhaften Versuche selbst social höher gestellter Personen, falsches Papiergeld zu machen, überreiche Rahrung. Juni wurde bekanntlich in Bologna ein solches Komplott entbeckt, woran selbst ein Richter betheiligt ist. Es wurde Nachbruck darauf gelegt, daß ber barin verwickelte Graf nur ein vom Pabst ernannter Graf sei. Aus derselben Quelle brachen schon öfters panische Schrecken hervor. Zu Anfang des Mai z. B. glaubte die Romagna der Kunde, der Kassirer der Papierbank von Modena=Reggio habe mit ber Silberkasse bas Weite ge=

^{*)} Diese besonders seit Villafranca von Desterreich massenhaft geschlagene, in Venetien herrschende Aupsermünze empsiehlt sich sehr. Da hundert Stück derselben auf den österreichischen Silbergulden oder auf 2½, Francs kommen, entspricht sie ganz bem österreichischen Neukreuzer. Daher hat auch Italien eine Aupsermünze von dritt- halb Centesimi geschlagen, welche ganz gleichen Werths mit dem Soldino einen Einer als Zeichen trägt.

sucht. Viele verkausten im Schrecken ihr betreffendes Papiergeld um die Hälfte, Andere zerrissen es in der Buth. Nach einigen Tagen stellte sich heraus, daß es eitel Lüge gewesen war. Doch hat das Papiergeld der städtischen assoziazioni popolari, der banche mutue auch seine Bortheile. Im Falle eines Staatsbankerotts würden auch alle jene Papiere der Privatbanken, selbst die mit den schönen Moralmotti, z. B. credito! lavoro! — in unserem Provinzialismus "Bettelmannssprüche" genannt, — allen Berth verlieren; also würden auch die ärmsten Klassen von den Berlusten getrossen. Somit sind alle Klassen an der Erhaltung des Staats und seines Kredits betheiligt. Das Axiom, dessen sich die Patrioten trösten, daß hinter dem sich auslösenden Nationaleinheitsstaat nur ein zerschmetternder Abgrund wäre, gilt auch von dem Staatssredit. Dazu kommt, daß die Fabrikanten in Italien wie in Desterreich ein mäßiges, nicht zu unstätes Silberagio für einen Ersat des Schutzolls zu Gunsten der, nationale Stosse verseinernden Industrie betrachten.

Der Anblick ber Schlachtfelber von St. Martino, von Sta. Lucia, Sommacampagna, Custozza rief mir die blutigen Thaten und Leiden ber letten zwanzig Jahre lebhaft in's Gebächtniß zurück. Ich gehe indeß auf das, was ich von wohlunterrichteten Männern über den Allianzvertrag von 1866 und über den Krieg hörte, hier nicht näher ein, da diese Ber= hältnisse in Folge bes Conflicts zwischen Lamarmora und Cialdini und ber Jacinischen Schrift "zwei Jahre italienischer Politik" in der deut= schen Presse wiederholt besprochen worden sind. Die Errungenschaft des Feldzugs von 1866 und zunächst des preußischen Bündnisses hat Italien in eine ungleich günstigere Lage versetzt, zumal da Desterreich auf Wiedereroberung zu verzichten scheint. Italien, nicht mehr vom Festungsviereck aus bedroht, kann sich ber Arbeit seiner inneren Reorganisation hingeben, welche jetzt nur noch burch bas römische Gebiet erschwert ist. Aber eben diese Wahrheit spornte nun die Aktionspartei, welche einige Jahre zwischen ben zwei Heubündeln Rom und Venedig gestanden hatte, gegen Rom, nachdem die römische Frage schon durch den Septembervertrag und durch die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz eher aufgeregt als beigelegt worden war. Auch in Venetien selbst erwuchsen der Regierung neue Obgleich Mantua Garibaldi in's Parlament wählte, ist es nicht sowohl der unruhige Radikalismus, welcher der Regierung in Bene= tien zur Last wird, als der Mangel an Energie, an Inktiative bei bieser, schon von den Proveditoren der Abelsrepublik Venedig und schließlich von Desterreich zusammenregierten Bevölkerung. Nur in den bem Gebirge näher gelegenen Städten nehmen die Bürger ihre Angelegenheiten selbst in die Hand. Auch Vicenza hat diese schöne Gewohnheit.

hat die Regierung die Ehrenpflicht Benedig zu fördern. Dies ist eine sehr schwierige Aufgabe, da die Weltlage Benedigs sich noch nicht gebessert hat und die italienische Südbahn seiner Dampferlinie in den Orient, welche nun durch Vertrag gesichert ist, besonders nach Eröffnung des Suezkanals Concurrenz machen wird. Die Regierung hat eine ihrer größten Autoritäten in Handelssachen, Torelli, den Berfasser einer trefflichen Handels= geschichte, *) worin er namentlich auch die Folgen jenes Ranals und die für die Italiener baraus erwachsenten Pflichten scharf in's Auge faßt, mit bem Chrenposten ber Präfektur von Benedig betraut. Er weiß es der ganzen Provinz zum Bewußtsein zu bringen, wie sehr sie an der Handelsblüthe Benedigs betheiligt und zu Opfern für ihre Hebung mit verpflichtet ist. Eine Hauptaufgabe ist die Herstellung eines für Seeschiffe hinreichend tiefen Kanals vom Hafen an der riva dei Schiavoni bis zu bem Bahnhof am Westende der Inselstadt, damit die Schiffe von einigem Tiefgang bes theuren Umladens ihrer Fracht enthoben sind. Der Kanal der Giudecca ist dazu bestimmt. Auch durch Hebung des Schulunterrichts soll die Thätigkeit der Bevölkerung geweckt werden. Benedig mit seinen zum Theil unbewohnten Gebäuden eignet sich besonders zu Fabriken. fanntlich ist die Glasfabrifation alt und mannigfaltig. Die gegenwärtige Mobe verlangt Massen von Glasperlen und beschäftigt in Benedig Tausende von Händen.

Allein die Schwierigkeiten sind sehr groß. Die Gewohnheit des Bettelns ist in ganz Oberitalien nirgends so verbreitet wie in Benedig. Selbst besser gekleidete Personen schämen sich dessen nicht. Die durchsströmenden Fremden sind ein Köder für diese Unsitte und sie erheben die lauteste Anklage gegen Stadt und Regierung. Außer einer gewissen weichen Resignation ist die Hauptursache des Bettelns das Herabsinken Benedigs von seinem um das Jahr 1847 wieder ziemlich blühenden Wohlstande. Torelli, welchen die verschiedenen italienischen Ministerien an die schwiezrigsten Posten stellen zu müssen glaubten (er war im Herbst 1862 und 1866 Präsett von Palermo) hat diesen Zerfall in einem vor den Benetianern gehaltenen Vortrag nachgewiesen, um sie zur Thätigkeit zu stacheln. Er zeigt, wie viel seltener in den Jahren von 1863 bis 1865 Liegensschaftstäuse und Anlehen auf Grundstücke in Benetien waren, als vor 1848. Die Pfandhausanlehen dagegen sind wohl in keiner Stadt Euro-

^{*)} Dell' avvenire del commercio Europeo e in modo speciale di quello degli stati italiani, ricerche di Luigi Torelli, deputato al parlamento Sardo Firenze 1859 brei Bänbe. — Die solgenden Notizen über Benedig entnehmen wir größerntheils der Brochüre: le condizioni della provincia e della citta di Venezia nel 1867, relazione alla deputazione provinciale del presetto senatore Luigi Torelli. Venezia 1868.

pas relativ so zahlreich. Im Bergleich mit 1845 bis 1847 hat ber Tonnengehalt ber eingehenden Schiffe abgenommen. 3m Jahr 1847 jählte Benedig 126,800 Ginwohner mit 30,000 eingeschriebenen Armen, im Jahre 1866 nur 122,390 Einwohner mit 35,000 Armen. Von 19,000 Häusern sind 3000 unbewohnt. Da die italienische Regierung die Bauten im Seearsenal sehr herabsetzte (wohl beshalb ist es jetzt schwerer zugänglich), da das italienische Militär kann den britten Theil von dem zu verdienen giebt, was bas öfterreichische in ber Stadt ansgab, so wird sich bas Elend vermehren, sobald die Perlenindustrie nicht mehr durch die Mode so sehr begünstigt wird. Der Kanal grande von Venedig hatte seit Jahrzehnten eine große Anziehungsfraft als Aufenthalt der vom Welttheater vertriebe= nen Fürsten und für alternde reiche Theaterprinzessinnen. Aber mehrere der ersteren, namentlich Chambord, haben Benedig mit den Desterreichern verlassen und so die Zahl der unbewohnten Paläste vermehrt. Indeß hat die Vereinigung mit Italien für Venctien den Nuten, daß die Einfuhr vieler venetianischer Produkte, welche seit Jahrhunderten in die Lombardei gingen, nicht mehr wie von 1859 — 1866 burch Zollschranken gehemmt ist, und daß somit der Schmuggel wenigstens nach einer Seite aufhört.

Angesichts dieser realen Thatsachen des Sinkens des venetianischen Wohlstandes seit zwanzig Jahren und bloßer Versuche und Hoffnungen ihn wieder zu heben, hatte für mich der Maninkultus ber Benetianer et= was Rührendes. Die von Manin vorbereitete, von ihm im März 1848 mit wenigen Freunden beschlossene und durchgeführte Revolution hat, wie wir sahen, ben stetig steigenden Wohlstand Venedigs in einen stetigen Rudgang verwandelt. Für seine Vertheidigung bis in den Angust' 1849 bezahlte Benedig fünfzig Millionen Lire, während sein Handel ganz unterbrochen war; es erbuldete Hunger, Cholera und Bombardement, bis Piemont, Rom, Ungarn gefallen waren. Manin legte bies alles den Venetianern als Pflicht auf; und nun ehren und verehren sie ihn wie man einen großen Wohlthäter ehrt. Woraus erklärt sich bieß? Indem er ihnen so schwere Pflichten auflegte, wußte Manin die Benetianer stets zu ehren; Hunberte von Tumultuanten machte er einmal nur durch seine väterlich vorwurfsvolle Anrede: Benetianer! Benetianer! — stumm und ruhig. Benetianische Bürgersleute, welchen ich meine Verwunderung über die ungewöhnliche Volksbankbarkeit ausbrückte, sagten mir: "Manin hat eine einträgliche Abvokatur seiner Baterstadt geopfert, er hat in seiner Berbannung viel gelitten, er hat uns immer geliebt." — Ein bei strenger Arbeit sich vorwärts ringendes Volk wäre wohl so zarter Gefühle nicht fähig. Weibliche Resignation, ein gewisser orientalischer fatalistischer Quietismus ist der Grundton des venetianischen Charafters.

Vielleicht noch mehr als Venedig haben die Hauptstädte des Festungs= vierecks: Berona, welches Munsterus mit Basel verglich, und Mantua durch den Abzug der starken österreichischen Garnisonen verloren. Diese waren im Durchschnitt breimal so stark als die jetzigen. Die italienischen Städte waren die beliebtesten Garnisonsstädte Desterreichs; die Söhne der reichsten Familien ließen sich dahin versetzen. Der Rahm vieler hundert Abelshöfe floß daher aus Deutschland und Ungarn nach Lombardo=Venetien. Die italienischen Offiziere, zum Theil Söhne bes nicht reichen piemontesischen Abels, zum Theil von der Pike aufgestiegene homines novi sind Abends in Familien eingeführt oder sparen im Kaffeehause. Wenige führen Daher sind die Hausmiethen und die Häuserpreise in ein flottes Leben. ben genannten Städten bebeutend gefallen. Dazu kommt, daß Desterreich seit 1848 und noch mehr seit 1859 Millionen und aber Millionen auf Festungsbauten verwendete. Die alten Vorwerke von Peschiera verschwinben ganz hinter ben vorgeschobenen neuen Forts. Dutende von solchen neuen festungsartigen Vorwerken auf Hilgeln und in der Ebene umschlie= ßen Verona wie ein stählernes Panzerhemb. Und nun werden sie von Italien nur nothbürftig erhalten. Zur Beschäftigung ber müßigen Hände werben von den Gemeinden Arbeiten ausgeführt, zumal in Mantua, um die, die Gesundheit bedrohenden Uebelstände zu entfernen. Allein die wohlhabenderen Einwohner werden die Mittel dazu nicht in die Länge aufbringen können und das Oktroi nimmt ben ärmeren Klassen wieder einen Theil ihres Verdienstes weg. Es scheint, daß Verkäufer und Wirthe ihre Auslagen dafür oft brei- bis vierfach den Consumenten anrechnen.

Nichts desto weniger haben mir besonders die Mittelstädte Oberita= liens wieder den besten Eindruck gemacht. Der außerordentlich pünktliche Feldbau der Ebene nährt allerdings größerntheils keine Grundbesitzer, . sondern Pächter. Aber die Städter, welchen als Grundbesitzern ein schöner Theil des Feldertrags zufließt, haben damit die geistigen Güter auf eine Weise gepflegt, wie dies von reichen Bauern gewiß nicht geschehen wäre. Ein oberitalienischer Aufenthalt von vierzehn Tagen hat mir eine geschichtliche Thatsache, welche auch von Correnti in seiner Statistif an die Spitze eines Abschnitts gestellt wird, wieder recht lebhaft mit ihren gegenwärtigen politischen Folgen vor die Seele gestellt. Die Städte Neapels oder eigent= lich die allein nennenswerthe Hauptstadt ist abgesehen von ihrer trefflichen Lage durch Fürstengunst geworden, was sie ist; in Oberitalien dagegen sind die Städte durch die Energie ihrer Bürger zu ihrer Größe heraufgestiegen und weder ihre Thrannen, noch die Fremdherrschaft, selbst die schlimmste bie spanische, konnte biesen ihren Charakter zerstören, während das vene= tianische Regiment seinen Provinzstädten einen Theil ihrer inneren Ange-

legenheiten überließ. So hat in ganz Oberitalien, zum Theil sebst in Piemont, der Partifularismus die heilsamste Gestalt angenommen — nicht bie der dynastischen Kleinstaaterei, sondern die des städtischen Kommu= nalgeistes. Er wird wesentlich getragen burch bas im Mittelalter theils ritterliche, theils Handeltreibende Patriciat, welches in dem Ruhm ber Stadt ihrer Bäter ben ber eigenen Familien sieht. Dieser städtische Geist besonders hat die Kirchen, welche im Sinn des Mittelalters noch als die Alfple bes Kostbarsten und als die Schutstätten ber Kunstwerke gelten, bamit geschmückt und diese auch bem Genuß und dem Schönheitssinn des Aerm= sten in edler Liberalität geschenkt. Aehnliches war früher auch bei uns der Fall. Aber in Italien, besonders im oberen ist dies lebendige, frucht= bare Tradition geblieben. Schon in Berona erfreuten wir uns ber Samm= lung von antiken Fünden und der Gemälde ber Veroneser und verwandter Schulen im Palast Pompei, welcher von bieser Familie mit bem Grundstock dieser Sammlung ber Stadtgemeinde geschenkt wurde. Biel bedeuten= der ist die Gallerie Tosi, jett museo civico, in Brescia, wohl eine ber schönsten Privatsammlungen von Gemälden und Marmorn alter und neuer Meister, während der ausgegrabene gewaltige Herkulestempel ober bas musco patrio mit seiner großartigen Viktoriastatue die Väter der Stadt ehrt. In Vicenza ist es wieder ein alter Patrizierpalast, welcher die neuen Ausgrabungen aus dem antiken Amphitheater, interessante Marmorbruch= stücke und Gemälde wie ein Naturalienkabinet aller Produkte ber Provinz beherbergt. Hier ist noch lebendiges Erringen und Ordnen zu bemerken. Dabei muß ich einen ächt italienischen Zug erwähnen, ber mir von einem der angesehensten Bürger Vicenzas mitgetheilt wurde. Als die Oester= reicher ben 9. Juni 1848 auf bem nördlichsten Grath ber Bericihugel in die Kirche und in das Kloster Sta. Madonna del monte vordrangen, zer= schnitten sie das weltberühmte große Delgemälde Paul Veronese's, worauf Christus rechts vom Pabst an ber reichbesetzten Tafel sitt, in 37 Stücke und schleppten diese in Wägen und in Tornistern mit sich fort. Vicentiner ruhten nicht, bis sie alle biese 37 Stilcke wieder zusammenge= kauft hatten. Als Kaiser Franz Joseph im Jahre 1857 durch seinen persönlichen Besuch die Lombardovenetianer zu gewinnen suchte, zeigten ihm die Vicentiner diese Arbeit seiner Tapfern. Der Kaiser befahl na= türlich sogleich die Wiederherstellung des Gemäldes auf seine Rosten, welche auch eine gelungene zu nennen ist. — Vicenza hat nicht blos einen Palla= bio gehabt, bessen Genins auch an Bürgerhäusern nicht zu verkennen ist, feine besseren Familien haben, wie Göthe une verbürgt, immer die schönen Künste und die Wissenschaft gepflegt. Einer der ansgezeichneteren Finanzmänner bes italienischen Parlaments war der Vicentiner Passini; Fedele

Lampertico, der jetzige Abgeordnete Vicenzas, ist ein Kenner selbst der deutschen Geschichtsarbeiten, Cabianchi, in Zeiten der Gesahr der Mann auf dem Platze, ehrt seine Vaterstadt durch geschichtliche Studien und durch Dichtung.

Aehnlich ist es in dem auf seiner stolzen Höhe zwischen Seiben= und Feigengärten gelegenen Bergamo. Es ist die Baterstadt Donizetti's; tie Musik wird hier in einer Anstalt verwahrloster Kinder als eines der wirksamsten pädagogischen Mittel angewendet. Der jetige Sindaco seiner Baterstadt und Senator des Königreichs Camozzi Vertova, welcher früher fühn mit vielen anderen Bergamasken für Befreiung seines Landes von ber Fremdherrschaft mitwirkte, läßt es sich eine wichtige Angelegenheit sein, die Erinnerungen an die besten Söhne seiner Stadt zu beleben. Durch eine Statue, welche Tasso 1864 errichtet wurde, wird an seine Abstammung von Bergamo erinnert, welches er vom Gefängnisse aus um Bülfe anrief. (Cf. Inaugurazione del monumento a Torquato Tasso nella civica biblioteca di Bergamo. 1864. in Quarto.) Auch ein Poet in seiner Art, ein fühner Entdecker in weiten Wildnissen war der Bergamaste Constantin Beltrami, welcher nach Zurücklegung von fünfhundert deutschen Meilen 1824 in New Drleans sich durch eine Schrift als den Entdecker der wahren Missispiquellen beurkundete. Die Geschichtsgesellschaft in Minnesota hat ber Stadt Bergamo die zu einem strengen Beweis dieser Thatsache nöthigen Dokumente geliefert. Alles dahin Gehörige wurde zusammengestellt in der Schrift: Costantino Beltrami da Bergamo, notizie e lettere pubblicate per cura del municipio di Bergamo. Bergamo 1865. Dieser Eifer für die Ehre der Vaterstadt und für die seiner hervorragenden Söhne ist uns besonders darum von Werth, weil wir aus biesen literarischen Gewächsen erkennen, bag barun= ter ein solider Grund ruht, auf welchem städtische und Provinzialselbst= verwaltung aufgebaut werden kann. Wir kommen beim Regionalspstem wieber barauf zurück.

Mailand wie Turin hat in seiner Bauart und ganzen Erscheinung weber den entschieden italienischen, noch einen eigenthümlichen Charakter wie Benedig oder Genua. Es ist abgesehen von einigen Prachtwerken nicht einmal eine besonders schöne Stadt zu nennen, obgleich die Kosmosgraphie des Munsterus vor mehr als drei Jahrhunderten Mailand für eine der schönsten Städte erklärte. Die miserable spanische Herrschaft ums auch darin zerstörend gewirkt haben. Aber die innere Einrichtung der hundert Privatpaläste ist ein Muster für Baulustige und Architekten. Die dem Großbetrieb günstige Eigenthümlichkeit der sombardischen Ebene, die durch Seidenkultur, durch Handel und Industrie gesammelten Kapitalien,

ber geistige Verkehr mit Frankreich und Deutschland, das lebhafte, erregbare Temperament der Bevölkerung haben Mailand zu einem der bedeutenbsten, geistig vielleicht zu bem bedeutenbsten Mittelpunkt Italiens gemacht. Dabei kann ce nicht fehlen, daß in seiner Presse neben bem Gebiegensten auch das Diabolische, die Giftpflanze üppig in die Höhe schießt. Aber eben diese Freiheit und Frische des geistigen Verkehrs läßt in allen Mailändern und Mailänderinnen, welche anderwärts vielleicht in glän= zenden Stellungen weilen, ein Heimweh nach ihrem Mailand, nicht sowohl nach ber Landschaft ober nach ben Kunstwerken, sondern nach dem geistig frischen und doch graciösen Leben zurück. Man lese nur, wie bleiern selbst einem Massimo d'Azeglio in den dreißiger Jahren der Himmel von Turin im Vergleich zu der Atmosphäre Mailands schien. Die heiter aufgeklärte Statthalterschaft eines Firmian unter Maria Theresia, die Ehrenstellung als Hauptstadt des napoleonischen Königreichs Italien, der Kampf gegen Desterreich, alles mußte einen so reichen Genius zu vielseitiger Entwicke= lung reizen. Mailand steht so sehr auf eigenen Füßen, obgleich die Ge= meinde alle ihre großen Bedürfnisse burch Steuern aufbringen muß, daß es nicht darum zu buhlen brauchte, Hauptstadt ober sonst vom Staate begünstigt zu werden. Aber es ist, obgleich ohne Universität, die Lehrerin Italiens besonders in den praktischen, in den bürgerlichen Lebensgebieten. Zunächst gilt bies vom Ackerbau und von ber Biehzucht auf ben seinen Bürgern, bürgerlichen wie abeligen, gehörigen ländereien; Jacini hat in seiner mit Recht berühmten Schrift über ben lombardischen Grundbesit auch bem Auslande einen bankenswerthen Ginblick darein erschlossen.

Um nicht von Unternehmungen zu sprechen, welche seit den neun Jahren der Freiheit Mailand glänzender und angenehmer gemacht haben, wie die öffentlichen Gärten und die zum Theil mit englischem Kapital gebaute Riesengallerie Viftor Emanuel's, wollen wir nur an die Hebung bes Volksunterrichts erinnern. Für bas Materielle besselben hatte Desterreich so gut und besser gesorgt als irgend ein italienischer Staat, Piemont bis 1850 mit eingeschlossen. Aber seit im nationalen Kampf erprobte Männer wie Tenca, Mailands Abgeordneter im Parlament, der Mathematiker Graf Paul Belgiojoso und der vielseitig wissenschaftlich gebildete Bartolomäus Malfatti mit der Leitung der städtischen Volksschulen und der Fortbildungsschulen betraut wurden, ist Mailand nebst Turin in die= fer Kulturarbeit nicht blos bas Vorbild des übrigen Italiens, sondern auch die beste Pflanzschule für das Lehrpersonal geworden. Und dieses besteht großentheils aus Jungfrauen, welche auch aus besseren Familien sich diesem schönen Berufe widmen, der ebensoviel Opfer verlangt als das Nonnengelübbe, aber dem Volk viel reichlichere und gefündere Früchte

trägt. Wie in Nordamerika werben auch die Knaben bis gegen das zehnte Jahr von Lehrerinnen erzogen. Daher kommt es, daß das Königreich vor zwei Jahren in seinen Volksschulen 1600 Lehrer und über 2000 Lehrerinnen zählte. In ben für die Bildung zu diesem Beruf vorarbei= tenden Schulen waren 2780 Anaben und 4365 Mätchen. Mädchen, welche sich wirklich für ben lehrberuf entscheiben, werden schließ= lich den besseren Lehrerinnen in deren Lehrzimmer als bezahlte Gehülfin= nen beigegeben. Die Theilung der Arbeit ist in Italien zwischen den beiben Geschlechtern eine andere als in Deutschland. Der Mann hat in ben mittleren und niederen Klassen einen guten Theil der Küchenforgen zu tragen. Während nun in Unteritalien das Mädchen und Weib einer halborientalischen Klausur verfallen, greifen sie in Oberitalien thätig in bie Werke ter Wohlthätigkeit und bes Jugenbunterrichts ein. In biefer Beziehung erproben die Lombardinnen und auch die Piemontesinnen besonbers viel Charakter und Geschick. Ich habe mit großem Vergnügen zwei ganze Vormittage in Mailander Bolksschulen zugebracht, welche ganz von Jungfrauen beforgt werben. Das mittlere und bas untere Italien ver= langen Lehrerinnen aus ber Lombardei, und man kann nur wünschen, bak diese nationale Kulturarbeit in so tüchtigen oberleitenden Händen bleibe.

Bei den niederen Klassen des Südens gelten die Lombarden häusig für Piemontesen, von deren etwas pedantischem Ordnungssinn sie sich doch durch ihren beweglicheren Geist und durch gewinnendere Formen unterscheiden. Ja der neapolitanischen Unwissenheit erscheint Jeder, der Neuerungen, der Unterricht bringt, als Protestant, wodurch natürlich Mißetranen und manchmal leidenschaftliche Ausbrüche veranlaßt werden. Indeß haben sich in allen Städten Vereine von Männern und Frauen gebildet, welche diese Vorurtheile durch ihre persönliche Thätigkeit zu überwinden und den Unterricht zu fördern suchen. Im Vergleich mit dieser nationaten Arbeit verschwindet die einzelner fremder, protestantischer Institute, obgleich z. B. die blühende Lehranstalt der Kaiserswörther in Florenz auch eine Anzahl italienischer Kinder unterrichtet.

Wie so manche andere interessante Thatsache wurde mir auch folgende neapolitanische Skizze von einem der besten Männer Italiens, von Baron de Martino mitgetheilt, welcher seine gemäßigt constitutionelle Gessinnung auch unter Ferdinand II. nie verläugnet hatte und als Minister unter dem zum Versassungsashl geslüchteten Franz II. treu und sest seine Aufgabe durchzussihren suchte. Die Kinderashle in Neapel hatten manche Krisen durchzumachen. Eine gut katholische Dame aus dem Norden, Gattin eines sehr geachteten Neapolitaners, ließ Kindern, welche trotz wiedersholter Ermahnungen mit argem Ungezieser in die Asple kamen, die Haare

abschneiben. Darüber wiithend stürmten beren Mütter in die Anstalt, zerbrachen das Hausgeräthe, mißhandelten die Lehrerinnen unter dem Ge= schrei: diese Protestantinnen haben unsern Kindern die geweihten Haare ber Madonna geraubt! Die Erfahrung lehrte, daß die im siebenten Jahre geistig geweckt aus den Asplen entlassenen Kinder nicht selten verdorbener wurden als die ganz unwissend aufgewachsenen. Eine Anzahl besserer Familien bachte baher darauf, diese Kinder noch auf weitere Jahre zur Erziehung zu übernehmen, aber ganz nach ber Wahl ber Eltern, bamit diese sich nicht in der Ausnützung ihrer Kinder verfürzt glaubten. De Martino berief 77 Weiber von Lazzaroni, worunter auch die meisten ber obigen Furien waren, und fragte sie, ob sie lieber wollten, daß ihre Kinder vom siebenten Jahre an den Tag über weiter geschult ober daß sie unter Aufsicht bes Bereins bei Handwerkern und Arämern in bie Lehre gegeben würden und so ihren Eltern einen Ertrag brächten. Un= terricht sollten sie dann nur Sonntags haben. Letteres verlangten nur. 2 Mütter; 75 wählten die Vollschule, indem sie sagten: an uns selbst wissen wir, daß die Unwissenheit nichts verdienen kann. Wir verzichten zum Besten unserer Kinder noch für mehrere Jahre auf Nuten von ihnen. Es wurde indeß vom Verein der Mittelweg eingeschlagen, daß die Ana= ben bis zum zehnten Jahre fünf Wochentage in Werkstätten arbeiten, Abends, Sonntags und Donnerstags in die Schule gehen, wo sie im lesen, Schreiben und Rechnen, in Musik und Gymnastik unterrichtet werden. Die Bereinsmitglieder, welche monatlich zehn Francs bezahlen, betheiligen sich zum Theil selbst am Unterricht. Die besten Schüler und die bravsten Meister bekommen als Prämien Einlagen in die Sparkasse. Auffassung jener Mütter ist eine praktische, griechische ober israelitische: Wissen hat Geldwerth. Aber welche eble Entsagung liegt boch unter die= fer realistischen Bülle!

Wallenstein und die Spanier.

II.

2.

Man hat Biel von einer spanischen Universalmonarchie gesprochen. Nicht freilich an eine ausschließliche Herrschaft, eher schon an eine allgemeine Oberherrlichkeit ist babei zu benken. In jedem Fall aber auf die Bebauptung eines unbedingten Uebergewichtes in den Angelegenheiten Europas so gut wie anderer Erdtheile war, seit den Tagen Philipp des Zweiten, ersichtlich das Bestreben der spanischen Politik gerichtet. Ueber die Welt zerstreut lagen Spaniens Besitzungen, die ihm Gelegenheit gaben sich in Alles zu mischen und ihm die Berlegenheit bereiteten überall Händel zu bekommen. In Revolutionen der beherrschten Bölker, in Kriege der bebrohten Nachbarn sah es sich auf den verschiedensten Seiten zu gleicher Zeit verwickelt; es hatte seine "Diversionen," wie Wallenstein sagte. Allsgemein war die Furcht vor dem spanischen Joch, allgemein der Haß und die Feindschaft gegen die spanische Herrschsucht. An ihrer Fremdherrschaft ist diese Großmacht zu Grunde gegangen.

Sie selbst sah längst den niederländischen Krieg als die Hauptursache ihrer finanziellen Zerrüttung an; sie stürzte sich gleichwohl mit Ueberbietung ihrer Kräfte in einen neuen, den sogenannten mantuanischen Krieg. Von Spaniens Feinden unterstützt hatte (Anfang 1628) Herzog Carlo von Nevers Besitz von Mantua und Montferrat genommen, nach unbestreitbarem Erbrecht, aber freilich in einer sowohl den Raiser als den König von Spanien verstimmenden Weise. Der Raiser als oberster Lehns= herr anerkannte ihn nicht; der König war sofort bereit Nevers mit seinen Waffen anzugreifen. Ein völlig ungerechter Angriff, der die noch unabhängigen Staaten Italiens auf's stärkste beunruhigte, aber auch ein leicht= sinniger Angriff, der dem eifersüchtigen Frankreich die längst erwünschte Beranlassung gab, seine Kräfte auf's Neue mit den spanischen zu messen, den alten Kampf um die Hegemonie wieder aufznnehmen. Als Richelien nach der Einnahme von Rochelle die Hände frei zu haben glaubte, schickte er (Ende 1628) sich an "bie Uebel des seit einem Jahr von Spanien unterdrückten Italiens zu erleichtern,"*) in Wahrheit, die spanische Autorität in Italien zu brechen und die französische an beren Stelle zu setzen.

^{*)} Avenel, Lettres instructions diplomatiques et papiers d'état du cardinal de Richelieu III. ©. 150.

Eben zur Abwehr dieser Gefahr wandte sich Spanien an Wallenstein. Mit Nevers befreundet, hatte aber Wallenstein im vorhergehenden Sommer Spaniens Gewaltthat in Italien laut mißbilligt und sie thöricht gesfunden, zumal der Frieden im Reich nicht hergestellt war. Wie verhielt er sich jetzt, wo man hiervon doch noch immer weit entsernt war und wo es zugleich den Bruch mit Frankreich galt?

"Demnach allerlei wichtige Sachen vorgefallen," sandte Friedland bereits im Januar 1629 ben Grafen Sforza, der bis dahin sich bei ihm aufgehalten hatte, erst an die Infantin nach den Niederlanden, dann an den König nach Spanien. Leider ist mein Material in Betreff dieser Sendung unvollkommen. Daß sie hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, die Unternehmung in Italien betraf, erhellt aus zahlreichen Andeutungen, ebenso aber, daß lockende Anerbietungen Spaniens an Friedland vorherzgegangen sein müssen.

Marquis b'Ahtona in Wien, ber bamals bas größte Juteresse für ben italienischen Krieg zeigte, mahnt in seinen Briefen die Regierung in Mabrid schnellen Entschluß auf bas, was Sforza brächte, zu fassen. Noch ist er wegen Friedland's Naturell voller Besorgniß, daß dieser nicht Folge leisten werde; aber er hofft boch, er werde seine Meinung ändern, sobald ber König ihm Alles bewilligt, was er verlangte; er räth bem leitenben Minister Olivarez, Friedland jeden möglichen Gefallen zu erweisen, um sich ben Weg zu ebnen, bazu ihn von ben Vortheilen dieser Unternehmung zu überzeugen; jedoch äußerst zart müsse Friedland behandelt werben. Zugleich entwirft Antona schon Plane, auf welcher Seite die kaiser= liche Armee unter bemselben in Italien am besten einrücken könnte. Man solle die Gelegenheit, die er dem König an die Hand gebe, nur nicht verlieren, weil, wenn der König sich ihrer bediente, baraus der Bruch des Raisers mit den Hollandern erfolgen möchte; denn diese würden mit ihren Feindseligseiten nicht aufhören, "und endlich wird man zu einem Univer= falfrieg kommen." Rühne Folgerungen, die der Spanier aus einer rich= tigen Voranssetzung herleitete; wir werden sehen, ob er Recht behielt. — Zunächst erschien die Gefahr weit größer in Italien als in Flandern; bort stand bas spanische Mailand auf bem Spiele.

Denn mit überlegener Macht fielen (März 1629) die Franzosen unster persönlicher Führung ihres Königs in Italien ein, drängten schnell die Spanier an mehreren Punkten zurück, schlossen zur Vertheidigung Itasliens gegen diese eine Ligue mit einigen italienischen Fürsten und der Republik Venedig. Mit aller Energie aber wollte König Philipp nun Frankreich entgegentreten, Nevers als den Urheber dieses Konflikts strafen. Und er rechnete dabei auch auf die volle Mitwirkung des Kaisers, den

er bestürmte seine verletzte Autorität wieder herzustellen. In einem Brief vom 5. Mai spricht er von Truppen, die Wallenstein zum Krieg mit Benedig bestimmt habe; er will indeß lieber deren Verwendung zum die rekten Einfall in Frankreich vom Elsaß und von Lothringen aus.

Es ist schwer, über Wallenstein's Verhalten in biesen Dingen sich klar zu werben.*) Er war in lebhaster Unterhandlung mit Spanien bezriffen, während er, stets allerdings noch in Unsicherheit wegen des dänischen Friedens, nicht die mindeste Anstalt zum Ausbruch aus Mecklenburg traf. Am selben Tage, wo der König von Frankreich in stolzem Tone seine Erfolge in Italien seiner Mutter verkündigte,**) schried Walsenstein seinem Freund, dem Grasen Collalto in Wien, ***) er wünsche nicht, daß das italienische Feyer wieder ausgeblasen werde, denn er sehe setzt keine Möglichkeit "das Werk zu sühren," Tags darauf: der Dienst bes Kaisers sowohl als des Königs von Spanien erforderten den Frieden; sonst hätte man eine harte Nuß auszubeißen; man lasse also die Dinge in Italien wie sie seien; — lieder wolle er die Wassen Inschein nach stets in vorzüglicher Weise beschäftigt hat — und mit Gottes Hülfe dem Kaiser die konstantinopolitanische Krone in drei Jahren aus's Haupt sezen.

Die Bedingungen, die er für sein Einrücken in Italien dem König von Spanien gestellt, waren jedenfalls noch nicht erfüllt. Seine Prätenssionen können nach den vorliegenden Andeutungen nicht gering gewesen sein. Z. B. äußerte er sich damals zu Collalto: †) "wenn man unsere Investituren wird machen, so muß man uns auch privilegia geben, wie sie die welschen Fürsten haben; denn unter andern so haben sie dies auch, daß sie können Conti und Marchesi machen." Gleich darauf meint er wieder, das italienische Wesen gesiele ihm gar nicht, zumal von Niemandem dort Beistand zu erwarten sei; die Spanier sollten die Furia der Franzosen verrauchen lassen; die Ligue, welche diese geschlossen, könnte keinen Bestand haben, jene aber würden nachher um so nützlicher und rühmlicher gegen die Widerwilligen etwas ansangen.

Aptona kannte Friedland's Naturell sehr gut und suhr eifrig sort auf Befriedigung seiner Wünsche zu dringen, für so schwierig er selbst dies auch hielt. Wenn man, schrieb er Mitte Mai, seine Interessen nicht hineinzöge, so werde man vom Kaiser nur Beistand zu einem Defensivkrieg erlangen; ein Offensivkrieg sei indeß nothwendig, um das, worauf es ans

^{*)} Bgl. auch Aretin, Wallenstein S. 36 u. 37 und Hurter S. 315.

^{**)} Ranke, Frangösische Geschichte II. S. 345.

^{***)} Chlumecky Nr. 185.

^{†)} Chlumecto Nr. 194.

täme, um die Reputation herzustellen; hierzu erscheint ihm Friedland unentbehrlich. Als vornehmste Absicht besselben giebt er nun ansbrücklich
die Besitzergreifung eines Staates in Italien an; wenn man ihn davon
abbringen wollte, würde er sosort ein so großes Mißtrauen schöpfen, daß
man ihn schwerlich mehr zur Ersüllung seiner Verpflichtung bewegen
tönnte. Das einzige Bedenken, das Ahtona hat, ist, daß Wallenstein, für
den Krieg in Italien gewonnen, dort mit größerer Macht als die spanischen Generäle auftreten möchte. Allein die früheren Thaten desselben
lassen ihn nichts Vöses argwöhnen. Im Ganzen hält er ihn nun doch
für geneigt zu diesem Krieg und es für sehr gefährlich seine Neigung abzulenken.

Sei es, daß man in Madrid Aptonals Mahnungen nicht beherzigte: Wallenstein rührte sich nicht, wenigstens nicht nach dieser Seite hin. Dasgegen sehen wir ihn plöglich sich mit großer Zuvorkommenheit wieder der Infantin in den Niederlanden nähern. Nachdem er noch kürzlich Hülfe, die sie begehrte, verweigert hatte, bietet er ihr solche (seit Mitte Mai) von selber an, in der That zu gelegener Zeit. Ahtona's Ansicht, daß die Holländer mit ihren Feindseligkeiten nicht aufhören würden, war sehr bezgründet. Da sie die Kräfte ihrer Zwingherren getheilt, der Mehrzahl nach sern in Italien engagirt wußten, so war es natürlich, daß sie die Gunst der Umstände, ihre Ueberlegenheit im niederländischen Krieg beznutten und einen kühnen Streich sührten. Die Infantin sah diesen lange voraus.

"Bei jetzigem ber Staaten Beginnen" schickt Wallenstein ihr Trup= pen, die zu ihrem und bes Königs von Spanien Dienst gebraucht werden könnten. Also was er diesem in Italien, gegen die Franzosen trot aller Aufforderung nicht leistet, leistet er auf ein Mal freiwillig in den Nieberlanden. Seine Beziehungen zu ben Holländern waren freilich ganz erkaltet; er grollte ben "Schelmen," den "Bösewichtern," daß sie fort und fort die ihnen ungelegene Friedenshandlung mit Danemark zu stören Aber wenn seinen Versicherungen zu glauben wäre, so hätte er auch ein bedeutendes persönliches Interesse daran genommen, ihr Unternehmen, die Belagerung von Herzogenbusch, der wichtigsten Festung in den spanischen Riederlanden, zu vereiteln. Vom italienischen Krieg schwei= gen seine Briefe längere Zeit, höchstens enthalten sie hämische Bemerkun= gen über die Spanier in Italien; mit diesem niederländischen Arieg be= schäftigen sie sich vorzugsweise. Die Belagerung von Herzogenbusch plage ihn mehr, als wenn Rostock belagert wäre, Herzogenbusch liege ihm Tag und Nacht im Ropfe, und in ähnlichem Tone schreibt er. Nur die Un= gewißheit, ob der König von Dänemark den Frieden annehmen oder ob

er Wallenstein fortgesett hinhalten wollte, scheint diesen noch zu hindern, der Infantin eine größere Macht zur Versügung zu stellen. Dennoch sprach er schon davon, selbst nach den Niederlanden marschiren, die Staaten divertiren, dort interveniren zu wollen. Und als endlich (im Juni) der dänische Friede vollzogen und publizirt ward, schieck er sosort auch aus Holstein, Schleswig, Jütland das Groß seiner Armee der Infantin zur Hüsse. Wiederholt schätt er seinen Sukturs auf 17,000 Mann. Ueberdies läßt er ihr noch Truppen aus Oberdeutschland zukommen. So lieb ihnen ihr Leben, ohne Verlust einiger Minuten sollten dieselben marschiren; denn wenn die Holländer Herzogenbusch bekämen, so würden sie so übermüthig werden, daß sie zum Schaden der anderen Unternehmungen des Hauses Desterreich seinen Frieden mit Spanien mehr begehrten; wenn man aber baldigst Frieden in den Niederlanden machte, so sei das Haus Desterreich monarca al dispetto de tutto il mondo.*)

Eine ungemeine Bedeutung legt darnach Wallenstein diesem niedersländischen Krieg bei, der allerdings gerade im Jahr 1629 die größte Ansschnung gewann und eine außerordentliche, bisher mit Unrecht übersehene Tragweite für die Geschicke Deutschlands, ja Europas hatte. Der König von Spanien selbst, der noch eben nur an Italien dachte, wendet mit Entsehen seinen Blick auf die Niederlande. Er schreibt an die Infantin: man solle Herzogenbusch retten, und wenn all' seine Staaten darüber versloren gingen, und an den Kaiser: er möge ihm beistehen, als ob er, der König, in eigener Person sich in Herzogenbusch befände.

Er konnte wenigstens von Glück sagen, daß zur nämlichen Zeit der italienische Krieg eine Stockung erlitt, daß König Ludwig und Richelieu keine weiteren Fortschritte machten, nicht auf Mailand losgingen, vielmehr durch neue Wirren im Innern Frankreichs abberusen wurden und eine kaum zureichende Besatzung in den okkupirten italienischen Plätzen zurückließen. König Philipp setzte sich, um Richelieu von allen weiteren Absichten auf Italien zu divertiren, mit den Rebellen Frankreichs in Verbinztung und dachte indeß schon daran, einen großen Theil seiner Armee aus Italien heranszuziehen und gegen Holland zu verwenden: was aber nicht zur Ausssührung kam.

Hiernach schien benn freilich Wallenstein Recht zu haben, und die Furia der Franzosen schnell verraucht zu sein; er schien ganz im Interesse der Spanier zu handeln, wenn er mit ungetheilter Kraft sich ihrer in den Niederlanden annahm. Fortgesetzt kreuzten sich die Bittschreiben der Insantin mit seinen Anerbietungen. Es fragte sich nur, ob auch der Kais

^{*)} Chlumedy 92r. 225.

fer seine eigenen Interessen in Uebereinstimmung mit ben spanischen fanb. Daß auch er es als ein gemeinsames Interesse bes Erzhauses Desterreich ansah, ber "einreißenden Macht der hollandischen Staaten" bei Zeiten zu steuern, bekannte er seinem General hinterher selber. Allein zunächst beschränkte sich bie von ihm anbefohlene Hillfeleistung auf ein Geringes. Hingegen stand er im Begriff nun in ber That seine kaiserliche Autorität in Italien vermöge einer starken Armee herzustellen. Er kam spät; Die Mehrzahl der Franzosen hatte dies Land soeben verlassen; mußte nicht gerade darum seine Hoffnung auf Erfolge um so größer, seine Absicht Nevers zum Gehorsam und zur Anerkennung seiner Lehnsherrlichkeit zu bringen, um so leichter zu erreichen sein? Die beshalb so lange fortge= setzten Mahnungen und Versprechungen der spanischen Gesandten in Wien, vor Allem Antona's, schienen fruchtlos geblieben zu fein; nun mit einem Mal, als der König den italienischen Krieg schon so gut als beendigt glaubt, beschließt der Kaiser sich an diesem zu betheiligen. Aber er thut bas nun auch seinerseits in ber bestimmten Erwartung, daß ber König jene Versprechungen erfüllen und ihn nachbrücklich unterstützen werbe. Auch an Wallenstein schickt er, er soll nach Italien sich aufmachen.

Wallenstein versicherte damals wohl: sobald der Kaiser besehle, werde er sich dorthin begeben. Aber seine Gleichgültigkeit in Betreff des italienischen Feldzugs blied die alte. Ja, er erwiderte (Anfang Juli) aus seiner mecklendurgischen Residenz Güstrow auf den kaiserlichen Besehl:*) Weil es so spät im Jahr, sei es "gleichsam für unmöglich oder doch für sehr schwer" zu halten noch etwas Erfolgreiches in Italien zu unternehmen. Er erklärte sich durchaus für die Ansicht Spinola's und der Spanier, daß jede weitere Unternehmung dis auf den kommenden März zu verschieben wäre. Er bat den Kaiser, ihn vielmehr auf der Infantin wiederholtes inständiges Anhalten eine Diversion gegen Friesland vornehmen zu lassen.

Und am nämlichen Tage wendet er sich an die Infantin selbst und macht ihr Hoffnung, nunmehr nach ihrem Belieben die begehrte Diversion aussühren zu können. Gegen 20,000 Mann denkt er zu dieser zu gestrauchen. Der Kaiser aber besteht auf seinem Willen; er schreibt jest eigenhändig an Wallenstein, energischer als sonst; dieser soll das nach Friesland bestimmte Volk nach Italien schicken; ungeduldig wegen der Ausslüchte seines Generals sendet er ihm schnell noch eine dritte Ordre: Wallenstein soll sosort aufbrechen.

Wallenstein versprach, noch ehe er die dritte Ordre empfangen, "Ihrer

^{*)} Chlumecty Nr. 244.

Wajestät gnädigstem Willen gehorsamlich nachzuleben;" und der Infantin zeigte er nun sein Bedauern an, auf des Kalsers ernsten Besehl Alles zurücknehmen zu müssen; er würde ihr gern in Friesland gedient haben,
sie möge ihn entschuldigen und versichert sein, daß er ihr "zu allen begebenden Occasionen zu dienen ganz begierig und gestissen."

3ch weiß nicht, ob sich die Spanier Friedland's Geneigtheit gegen die Holländer in's Feld zu ziehen damals mit neuen Anerbietungen von Ländern erkauft hatten, ob er dafür die friesische Herzogskrone ober noch größeren Gewinn in Kauf nehmen wollte. Gewiß ist aber, daß die für ben italienischen Krieg gemachten Versprechungen ihm nicht genügten und ihren Zweck verfehlten. Eigenthümlich genug spricht er wiederholt von "unseren Damen:" er meint damit die sowohl ihm als dem Grafen Col= lalto von den Spaniern in Italien versprochenen Länder. Als er endlich in Folge der kaiserlichen Befehle seinen Aufbruch nach Italien in Aussicht stellt, äußert er sich zugleich gegen Collalto: "Was die Dame anbelangt, tie meinige haben schon die Franzosen bekommen; die anderen Sachen, so man mir dafür geben will, begehre ich nicht." *) Und indem er für sich selbst keinen Vortheil aus dem italienischen Kriege sieht, beharrt er auch jett noch, wo er seine Truppen von den Niederlanden bis auf 5000 Mann abfordert, um sie gen Süden ziehen zu lassen, bei der Ausicht: man könne in Italien wenig anfangen, man solle von der "welschen Impresa" ablassen. Mochte Collalto sich an der Spitze eines starken kaiserlichen Heeres dorthin begeben, er selbst verläßt trot seiner Verhei= fungen Nordbeutschland nicht. Er tadelt nochmals scharf, daß die Spanier, die ja auch für ihn die Urheber jenes Krieges waren, "den armen Ne= vers" angegriffen, und bald mahnt er den Kaiser von Reuem seine Waffen aus diesem "ungerechten Krieg" zurückzuziehen.

Gott strase Spanien für benselben, meinte er, als ihm die Kunde von einem großen Verlust der Spanier in den Niederlanden, von der Ueberrumpelung Wesels durch die Holländer zukam, "und Gott gebe, daß auch nicht Herzogenbusch drauf geht."**) Doch auch diese Festung ging verloren. Umsonst war der Einfall der den Spaniern gelassenen kaiserslichen Truppen dis tief in's Herz von Holland, unzureichend die vereinigten Kräfte, wenn auch die elende spanische Oberleitung die Hauptschuld an den Verlusten trug. Diese Campagne mißglückte vollständig; — die Holsländer seierten einen überaus glänzenden Sieg. Wallenstein hatte den besten Willen gezeigt denselben zu vereiteln. Ihm war von der Infantin,

^{*)} Chlumedy Nr. 250. — Hiernach scheinen bie Spanier Susa an Wallenstein versprochen zu haben.

^{**)} Chlumech Rr. 257.

ihm war auch von dem König in schmeichelhaften Worten gebankt worden, während ber Kaiser zürnte. Freilich in der letten Stunde hatte Ferdinand ihm doch noch "wegen der täglich zunehmenden großen Gefahr und Gewalt der holländischen Staaten" aufgetragen, der Infantin 7000 Mann zu senden; aber da war es bereits zu spät gewesen. Und was nun?

Die Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und bem König, die durch bas Auseinandergehen ihrer Interessen in ben beiden Kriegen hervorgerufen waren, steigerten sich noch. Hätte man, sagte bie Infantin, gethan was Wallenstein wollte, so würde man jett Sieg und Frieden in den Nieder= landen und freie Hand für Italien haben. Die Spanier fürchteten ganz Flandern zu verlieren; ber König sprach deshalb davon in eigener Person nach Brüssel zu kommen. Die Infantin bat, ihr wenigstens Spinola wiederzuschicken; benn bieser war verhängnisvoller Weise längst abberufen worden und gerade bamals in Italien beschäftigt. Der König selbst begte ben auszesprochenen Wunsch Spinola nach ben Nieberlanden zurücktehren zu lassen. Ja, als noch die Möglichkeit Herzogenbusch zu retten vorhan= den war, hatte er ihm bereits in Hoffnung auf schnelle Herstellung bes italienischen Friedens befohlen sich für die Reise nach Flandern fertig zu halten. Jener Friede war indeß nicht erfolgt und die Aussicht bazu jett von Neuem in weite Ferne gerückt. Nicht burch bes Königs Schulb; ibm war vielmehr vom Raiser vorgeworfen worden, seinen Entschluß geändert, seine bes italienischen Krieges halber gemachten Versprechungen nicht er= füllt zu haben. Es ist jener Zug ber Kaiserlichen nach Italien, der die Kriegsflammen hier von Neuem anfacte.

Nachdem aber Spinola bisher sich auf friedliche und freilich vergebliche Mittel beschränft hatte Nevers zur Anerkennung der kaiserlichen Lehnsherrlichkeit zu bewegen; nachdem er auf den ausdrücklichen Befehl seines Königs sich bes nothwendigen Friedens halber anch an Wallenstein gewandt hatte, sehen wir ihn plötzlich sich mit Macht zu neuem Kriege rüsten. Es hatte seinen besonderen Grund. Die Spanier wollten hinter ben Kaiserlichen nicht zurückstehen. Wenn irgend wo, so tritt gerade auf dem italienischen Boden die Eifersucht der beiden habsburgischen Linien hervor, und zwar von vorn herein. Wir entsinnen uns jenes Bedenkens von Antona, daß Wallenstein eine größere Macht als die spanischen Generäle nach Italien führen möchte; längst schon hatte ber König Wallen= stein's Waffen anstatt gegen Venedig lieber unmittelbar gegen Frankreich gerichtet gesehen. So war denn auch vornehmlich während der großen Gefahren in den Niederlanden seine Furcht rege gewesen, der Raiser könnte nun vor ihm das Uebergewicht in Italien gewinnen, und diese Furcht hatte ihm die Nothwendigkeit des italienischen Friedens nur um so brin=

gender erscheinen lassen. Indeß die Infantin Friedland ganz für sich beanspruchte, wäre es auch damals dem König sehr erwünscht gewesen, wenn er mit dem kaiserlichen Heere von Deutschland aus einen Einfall in Frankreich gemacht hätte, um dies dergestalt zu beschäftigen, daß es sich nm die Dinge in Italien nicht mehr bekümmert und der italienische Brand ein Ende gehabt haben würde. Nun kam es anders. Im Spätherbst 1629 begegnen sich Collato und Spinola, gleichmäßig stark gerüstet, in Maistand;*) zu gleicher Zeit, doch jeder für sich, beginnen sie nene Feindseligsteiten. Kein Wunder, daß sie schnelle Erfolge gegen Nevers und die zurückgebliebenen Franzosen erringen. Aber in Frankreich bereitet Richelieu sich mit allem Eiser zu einem zweiten Feldzuge nach Italien für den Unsfang d. J. 1630 vor.

Wallenstein schlug seit ber Katastrophe in den Niederlanden einen überaus büsteren Ton in seinen Briesen an. Auf allen Seiten, burch Hollander, Schweden und Franzosen, im Innern durch die Hausestädte und andere "Malkontanten" findet er Kaiser und Reich bedroht. Dem äußeren Anschein nach ist er noch mit den Spaniern eins, er wünscht noch in Einem fort die Herstellung bes Friedens in Italien, wie es ber Dienst des Raisers, des Königs von Spanien, der ganzen Christenheit er= forbere. Ja auch er verlangt von nun an, daß man die Raiserlichen b. h. zum großen Theil seine Truppen aus Italien, wo sie nur unnüt aufgerieben würden, wieder zurückziehen und an der französischen Grenze, im Elsaß aufstelle, wenn vielleicht auch noch nicht, wie es Rönig Philipp gewollt hatte, zur Offensive, jedenfalls zu einer starken Defensive. Denn nach allen Nachrichten hält er es für gewiß, daß der König von Frankreich selber gegen Deutschland aggressiv vorgehen, daß man im nächsten Sommer den Krieg im Elsaß haben werde. Obschon Frankreich eine Armee nach Italien schicken würde, die Hauptmacht werde es nach Deutschland hinein= werfen. Im Elsaß musse also für das Frühjahr ein Feldlager formirt werden.

So weit schien Wallenstein mit den Spaniern in Uebereinstimmung zu sein. Aber doch wird sein Benehmen gegen sie seit jener Katastrophe ein äußerst fremdartiges. Im hohen Grade zeigt er sich verstimmt: für alle Uebel, die ihrem ersten Angriff auf Nevers gefolgt, für die kriegerischen Drohungen Frankreichs, selbst Schwedens macht er nun sie versantwortlich,**) ihrer strategischen Fehler wegen natürlich auch für die schweren Verluste in den Niederlanden. Er klagt sie vornehmlich an das

^{*)} Rhevenhiller, Annales Ferdinandei XI. S. 803.

^{**)} Chlumech Nr. 263: Nr. 267: — "ich sehe, baß wegen bes welschen Kriegs sich Alle wider uns verbünden."

kaben. Der von der llebermacht der Holländer bedrängten, den Abfall Flanderns fürchtenden Infantin kam Alles darauf an, jenes zurückgebliebene Truppenkorps Wallenstein's auch den Winter über zu ihrem Schutz zu behalten. Er aber forderte es wieder, sowohl des besseren Unterhalts als der verschiedenen Feinde halber. Bald will er es zur Deckung des Elsaß gegen Frankreich, bald gegen die Schweden und die Unzufriedenen im Reich, bald selbst in Italien verwenden. Die Infantin ist in der größten Bestürzung; sie erklärt dem General, da ihre eigenen Feinde jest so stark, ihre eigenen Truppen so vermindert seien, das kalserliche Bolk nicht wegziehen lassen zu können.

. Das Auffallenbste ift, Wallenstein hat sich inzwischen bereits ben Holländern zum zweiten Mal genähert, und ohne Frage weit mehr als das erste Mal. So sehr er ihnen entgegenzutreten gewünscht hatte, so stark er fortan ihren Uebermuth beklagte: unmittelbar nach der Eroberung von Herzogenbusch empfing er ihren Agenten, ben rührigen und schlauen Foppius von Aixema, behielt ihn acht Tage bei sich, erklärte ihm rund heraus seine Abneigung gegen Spanien, seinen Wunsch mit ber hollandischen Republik eine aufrichtige Freundschaft einzugehen und bem Prinzen von Dranien, an dem ihm in seiner reichsfürstlichen Stellung mehr gele= gen war, Gefälligkeiten zu erweisen. Er wäre auch ein Reichsfürst, sagte er, verflichtet wie interessirt, die Freiheiten und Privilegien des Reichs zu schützen, weshalb er so viel als Andere Sorge tragen wollte, daß der Raiser und das Haus Desterreich nicht zum absoluten Dominat im Reiche kämen noch die kaiserliche Krone im Hause Desterreich erblich machten. Er wäre eifersüchtig auf die "beutsche Freiheit" wie nur Jemand und wünschte beshalb mit ben vereinigten Provinzen, wenigsteus mit bem Prinzen von Dranien zu korrespondiren.*) — Aițema aber hielt zurück, er scheint ihm nicht getraut zu haben.

Es war eine geheime Verhandlung; doch sie blieb nicht geheim. Pappenheim, den Wallenstein damals um ihn in seine Kriegsdienste zu ziehen zu sich beschieden hatte, war Zeuge der Unterredung. Wallenstein mochte ihn bereits für den Seinigen halten. Pappenheim indeß meldete dem Kursürsten von Bahern was er vernommen, vielleicht noch mehr. Denn nach dieser Meldung hieß es: Friedland habe eigenmächtig gegen das Hans Habsdurg einen dauernden Neutralitätsvertrag mit Holland abgeschlossen, wonach er die Spanier in einem Krieg gegen letzteres nicht unterstützen wollte. Maximilian, längst ja Friedlands erklärter Feind,

^{*)} Bgl. L. van Aitzema, Saken van Staet en oorlogh_I. S. 953.

theilte mit schweren Anklagen gegen benselben Pappenheim's Meldung dem Raiser mit; der Kaiser heißt es ferner, las den Bericht mit Staunen, ward aufgebracht und schrieb nun, zwar in schonenden Ausdrücken, seinem General, "er möchte sein Oberkommando beschränken." Friedland aber soll über das Schreiben so in Wuth gerathen sein, daß er es mit Füßen getreten und gedroht habe, mit seinen Truppen nach Wien gegen den Kaiser selbst auszubrechen.*)

Was an alle bem auch sein mag, die Holländer machten sich die Geslegenheit zu Nutze und gaben eine starke Probe ihres Uebermuthes, indem sie (gegen Ende d. J. 1629) eigenmächtig ihre Truppen weiter in's Reich vordringen ließen und ungestört einen größeren Theil der Rheinlande in Besitz nahmen.

Dachte Wallenstein Vortheile zu ziehen aus der durch dieses kühne Borgehen der Holländer noch gesteigerten Angst und Verlegenheit der Infantin? Sie schien ganz von seinem Eigenwillen abhängig zu sein; sie wandte sich in ihrer Noth immer mit neuen Vitten an ihn und machte ihm ein neues Anerdieten. Mit eigenmächtiger Versügung wollte sie ihm die deutsche, aber von ihren Spaniern oksupirte Grafschaft Lingen abtreten, deren gleichnamiger Hauptort damals eine wichtige Festung, indeß ein weit vorgeschobener und von den Holländern stets bedrohter Posten war. Eben damit Lingen nicht in die Hände der Holländer falle, sollte Wallenstein es übernehmen. Er fand jedoch diesen Besitz voller Veschwerde, ohne Nuzen und dankte.

Jebenfalls aber war er bedacht, die Spanier troß seiner üblen Laune stets an der Hand zu halten. Kaum glaublich möchte es klingen, daß er sast zu gleicher Zeit, und nur ein Paar Monate nach dem Besuche Aißema's mit Anträgen von weit größerer Bedeutung hervortrat, daß er, an Bergangenes gleichsam anknüpsend, der Infantin und durch diese dem König vorstellen ließ: er wolle, sobald nur Frieden in Italien sei, direkt mit den Holländern brechen und mit einer Armee von 40,000 Mann in Friesland einrücken; er wolle auch Alles ausbieten, daß der Kaiser die Holländer in die Reichsacht thäte. Und damit nicht genug; er erklärte sich daneben schnell bereit, für Spanien selbst mit den Franzosen förmlich zu brechen, selbst in Frankreich einzusalen.

Ebensowenig als dem Raiser blieb den Spaniern jene verdächtige Begegnung des Herzogs mit dem Abgesandten ihrer Rebellen verborgen.

^{*)} Dies nach ber auf Aktenstücke ber baprischen Archive basirten, freilich mit größter Borsicht zu benutzenden Erzählung bei Schreiber, Maximiliau I. der Katholische S. 443. — Schreiber nennt jene Berhandlung mit Aitzema die "erste verrästherische That Waldstein's gegen Kaiser und Reich."

Aber allzu nothwendig schienen sie Friedland zu gebrauchen, als daß sie ihm darum Mißtrauen zeigten. Der König und die Infantin nahmen seine viel versprechenden Anträge im vollen Ernst auf. Der letzteren war ausschließlich an dem Einfall in Friesland gelegen; der erstere schwankte noch, er haßte Hollander und Franzosen in gleicher Weise; aber zur Herstellung seiner Reputation in den Niederlanden wäre ihm doch auch ein großartiger Angrifsstrieg gegen die Polländer, unter Mitwirkung sowohl des Kaisers als der Liga, zunächst das Liebste gewesen. Nur fand er die von Friedland für diesen Krieg gestellten Bedingungen zu schwer, besonders dessen Gelbsorderungen in seinen Finanznöthen viel zu hoch, und es gesiel ihm sene Bestimmung nicht, daß dem Angriff auf die Holländer der Abschluß des italienischen Friedens durchaus vorhergehen sollte. Er hosste indes, sich mit dem Herzog vergleichen zu können und zeigte sich geneigt, ihm "einige Rekompensen im Königreich Neapel" zu geben.

Troptem bestand Friedland auf all' seinen Bedingungen. Ohne Frage hatte er dieselben beshalb so hoch gestellt, weil es ihm mit seinen fühnen Anträgen nichts weniger als Ernst war und er baburch die ebenso leichtgläubigen als hülfsbedürftigen Spanier nach tem Ruchbarwerden seiner Annäherung an Holland lediglich täuschen wollte. Er hielt sie in beständiger Aufregung, in Furcht und Hoffnung. Denn kaum hat er Hoffnung gegeben selbst nach ben Niederlanden zu kommen, so läßt er sie wiederum fürchten, daß er gang seine Hand von ihnen abziehen werde. Eben hat er dem Befehlshaber seiner noch in den Riederlanden stehenden Truppen auf der Infantin Bitten Patente zu neuen Werbungen gegeben. Da schreibt er bemfelben: Es sei eine evidente Unmöglichkeit, daß der Raiser seine leute in den Riederlanden ließe; also musse die Infantin sich allein helfen und selbst Truppen werben, wenn sie ihre Lande nicht verlieren wollte. Die kaiserlichen Truppen sollten stündlich seines Befehls zum Abwarsch nach Italien gewärtig sein. So standen benn bieselben jeden Augenblick auf dem Sprung; — aber immer noch blieben sie.

Wie richtig hatte Antona Friedland's Verfahren einst gewürdigt! Ewig versprach er, ewig nahm er zurück, es war kein Verlaß auf ihn. Er spielte ein unberechenbares, doppeltes Spiel. Gerade Friedland's Beziehungen zu den Spaniern zeigen im schärfsten Lichte die Zweideutigkeit seines Charakters.

Consequent aber mahnte er sie zur Fortsetzung des Krieges mit den Holländern, gegen welche die ganze Kraft des Reiches wenden zu können gegründete Aussicht da sei; nur keinen Waffenstillstand sollte die Infantin zur Unzeit eingehen. An Collalto schried er wohl: "Der Waffenstillstand ist zwar gut für die Spanier, aber nicht für uns;" denn sie würden An-

beren ihr Volk überlassen und diese dann gegen das Reich etwas vornehmen. Inzwischen ließ er die Hollander vornehmen, was sie wollten. Immer seindlicher hausten sie, unter Graf Wilhelm von Nassau, in den wehrlosen rheinischen Landschaften; raubend und plündernd sielen sie auch in die westphällschen Stifter ein. Hauptsächlich wieder in München scheint man dies als eine Folge des geheimen Einverständnisses zwischen Wallenstein und den Hollandern angesehen zu haben und zugleich als einen Besweis seiner Feindschaft gegen die katholische Liga; denn diese Stifter wasren ligistische Lande.

Im Grunde aber hatte es mit jenem Einverständniß noch wenig zu bedeuten. Die Holländer mißtrauten Wallenstein, da sie in ihrer Kühnsheit gar so weit gegangen waren, fürchteten sie jetzt sogar seinen Unwillen, und es war ihnen vor einer Züchtigung bange. "Bei diesen dubiösen Conjunkturen" schickten sie (März 1630) ihren Agenten Aitema nochmals zu dem Herzog: eine ungemein interessante Sendung, über die verschiedene, gedruckte und ungedruckte Berichte mir vorliegen, aus denen ich hier ins deß nur Einzelnes herausheben kann.

In gänzlicher Unthätigkeit, freilich von ber Gicht geplagt, weilte Friedland damals in Böhmen auf seinem berühmten Schloß Gitschin. Von bort schrieb er unterm 19. März an Collalto, *) in Bezug auf ben nun auch von den Franzosen wieder mit Macht aufgenommenen italieni= schen Krieg: Man werde Mittel haben benselben zu begegnen; jedoch viel mehr Nuten würde dem Kaiser und dem König von Spanien geschehen, wenn man die Waffen gegen die Hollander kehrte. Diese schickten, wie er berichtet werde, jest ihren Agenten zu ihm; er, Friedland, hätte bereits begehrt zugleich aus den spanischen Niederlanden Jemanden bei sich zu haben, dem er Alles, was vorgehen würde, mittheilen könnte; Viel sei daran gelegen, doch sei noch Niemand von dort angekommen. — So fand Aițema, der ein Paar Tage später in Gitschin eintraf, das Terrain we= nigstens nicht von den Feinden besetzt. Mit allen Ehren ward er empfan= gen; aber doch mit mannichfaltigen und nachdrücklichen Klagen über die Staaten, auch über jene Feinbseligkeiten bes Grafen Wilhelm von Nassau begegnete ihm der Herzog. Man habe seine guten Absichten durchfreuzt, man hätte aufrichtig mit ihm umgehen sollen, doch er besitze schon Mittel die Provinzen zur Raison zu bringen; er sagte, daß er über 170,000 Mann stark sei, und außerbem mit hohen Worten: man folle nicht glau= ben, daß Spanien kleinmuthig geworden, um sich zu einem Waffenstillstand mit den Staaten zu verstehen; Olivarez und Spinola hätten bereits an=

^{*)} Chlumecty Nr. 290.

bere Auschläge. Auch burch seine Räthe ließ Friedland bem Gefandter broben. Es war so schlimm nicht gemeint. Deffentlich, schreibt Aixemo dem Prinzen von Dranien, führte er wohl harte Reden, aber heimlich theilte er mir zur nämlichen Zeit mit, baß seine Verhältnisse im Augenblick forderten solche Miene anzunehmen. Aus allen Umständen konnte ber Gefandte hinreichend mahrnehmen, baß er sich wohl den Schein gab, den König von Spanien besonders zu respektiren, doch daß er in der That seine Verhältnisse auf tiesen nicht baute, daß er im Herzen kein Freunt von Spanien war. Des Herzogs Empfindlichkeit machte sich geltend; er hielt es u. a. für eine Mifachtung, baß Olivarez seinem reichsfürstlichen Stolz nicht genugthun, ihm in seinen Briefen nicht ben Titel Hoheit geben wollte; es ärgerte ihn, daß ber König selbst ihm "nic etwas anderes als ben bloßen Titel seiner Ritterschaft und nie irgend welche Assistenz noch Gelb gegeben hatte." Er erzählte bem hollandischen Gesandten ganz offen von den Bemühungen Spaniens die kaiserlichen Waffen gegen die Provinzen zu wenden, indem es ihm eine dieser Provinzen — es soll Friesland sein —, eine im Königreich Neapel und noch einen Theil ber burch Spanien offupirten Pfalz angeboten habe. Aber spöttisch bemerkte Friedland dazu: das erste sei selbst noch nicht in Händen Spaniens, bas zweite zu weit abgelegen und das dritte paßte ihm nicht "von wegen der großen Nachbarschaft Bayerns." Er ließ bem Prinzen von Oranien versichern, daß er ungeachtet ber spanischen Bemühungen auf dem nächsten Convent zu Regensburg bei bem Kaifer und bei ben Fürsten sich zu Gunsten Hollands verwenden und zur Moderation gegen dasselbe mahnen würde. Er forderte, zwar umsonst, Aitema auf, bis zu diesem Convent bei ihm Aitema reiste zurück, noch mit anderen geheimen Anträgen; genug, er war beruhigt. Er erfuhr freilich nichts von jenen Verhandlun= gen mit den Spaniern, die unterdeß, von Seiten dieser keineswegs aufgegeben, noch ihren Fortgang nahmen. Allein was kam barauf an? Friedland blieb auf seinem Standpunkt stehen und ließ es zu nichts kommen. Wären nicht die Hollander selbst für dieses Jahr 1630 in Folge der großen Anstrengungen bes vorhergehenden zu abgemattet gewesen gegen die Spanier etwas auszuführen, sie würden leichtes Spiel gehabt haben. So aber ruhte für einige Zeit ber Krieg in ben Niederlanden.

Desto lebhafter ging es inzwischen in Italien her. Auf der einen Seite die Franzosen mit Nevers und den Benetianern, auf der anderen die Deutschen und die Spanier: alle stark und in voller Thätigkeit! Densnoch war es nichts weniger als ein glänzender Krieg; er zog sich hin, ohne daß eine entscheidende Waffenthat dem einen oder dem anderen das Uebergewicht sicherte. Unauszesetzt wünschten der König von Spanien

und Wallenstein — barin sich noch immer gleich — bas Ende bieses War es aber möglich, ben Franzosen, nachbem man sie muthwillig hineingezogen hatte, das Feld in Italien jest freiwillig zu räumen? Auch Wallenstein, obwohl vergebens von Collalto gerufen, fand es nöthig zur Berstärkung bes kaiserlichen Heers mehr Volk nach Italien zu schicken gegen die "insolenten" Franzosen und gegen Nevers, den er jett nicht mehr in Schutz nahm, da er, aufgestachelt durch die Feinde des Hauses Desterreich, von keinem Bergleich hören wollte. Er erkannte sehr wohl, daß die Franzosen die Vertheidigung von Nevers bloß zum Vorwand nahmen, daß sie Fuß in Italien fassen wollten, um bort "das hochlöbliche Haus von Desterreich zu ruiniren." Deshalb versprach er von Karlsbab aus (29. April) sich der Dinge in Italien fortan mit dem größten Eifer annehmen, "in eigener Person" erscheinen zu wollen. Dann aber wieder halten ihn, als er Böhmen bereits verlassen hat, zwei Dinge bavon zu= ruck, die Pest in Italien und die üble Behandlung des kaiserlichen Vol= tes durch Spinola, der dem Bersprechen Spaniens für den Unterhalt zu forgen nicht nachkomme. Und nochmals spielen auch seine Sonderinteressen dazwischen: "Mit der welschen Dame ist's schon aus." Tropdem verheißt er noch zu kommen: "wenn die Spanier uns werden bas Bersprochene manteniren und herausgeben." Aber er glaubt nicht baran und aufgebrachter als je erscheint er gegen sie. Der arglistige*) Spinola achte wenig, ob das kaiserliche Volk zu Grunde gehe ober nicht. Er kennt jene Eifersucht Spaniens gegen den Kaiser; Spinola werde ihn, Wallenstein, nicht gerne in Italien sehen; ben Kaifer sehe man dort so ungern als ben Franzosen. **) Er verlangt, daß man seinen eigenen Weg gehe und dem spanischen Feldherrn die begehrte Assistenz verweigere. Als dann aber ber letztere (im Juli) sich um Sukfurs für seine Unternehmungen brieflich an Wallenstein wendet, antwortet ihm dieser im höflichsten Tone: er wünsche ihm von Herzen allen Succeß zu seinem unsterblichen Ruhm, wolle ihm allen Gefallen erweisen, achte nichts höher, als beider Maje= stäten Dienste nach äußerster Möglichkeit zu befördern; und unangesehen der vielfältigen Mühseligkeiten und Gefahren, die die Kaiserlichen zu be= stehen hätten, verspricht er ihm alle nur mögliche Assistenz. Tags barauf schreibt er an Collalto: "Wir müssen das Volk aus Italien abfordern und uns in unseren Ländern defendiren;" — schon allerdings stand Gu= stav Abolf mit seiner Armee in Pommern. ***)

^{*)} Purter S. 359.

^{**)} Hurter S. 360 und Chlumech Nr. 319.

^{***)} Diesem Abschnitt liegen die zahlreichen Briefe von Wallenstein an Collalto und beren Beilagen zu Grunde, Chlumech von Nr. 290 an.

Die Einfälle ber Schweben hatten zur nächsten Folge, bag Wallenstein wirklich einen sehr bebeutenten Theil seiner Truppen von ben Nieberlanden trot des lebhaften Protestes der Infantin abmarschiren ließ. Sie aber ward zur nämlichen Zeit genöthigt ihn auf König Philipp's dringenden Befehl zur schleunigen Diversion gegen Frankreich aufzufordern. Denn ohne diese schien dem König die Beilegung der Dinge in Italien bereits unmöglich, fürchtete er größere Fortschritte ber Franzosen und ihre dauernte Festsetzung in diesem Lande. Wallenstein's Ginfall in Frankreich, so schrieb er damals ihm selber, sei das einzige Mittel jenen Arieg mit Reputation ter kaiserlichen und der spanischen Waffen zu beenden und in ganz Europa ben Respekt herzustellen, welchen bem Raiser seine Bafallen schuldeten. Die Infantin sollte Friedland unablässig barum angeben, bis sein Einfall in Frankreich erfolgt sein würde. Sie aber glaubte nicht an seine Geneigtheit hierzu; sie meinte, er werbe sich nach Pommern wenben, um seine Interessen, sein Herzogthum Mecklenburg gegen Gustav Abolf zu vertheidigen.

Man war in voller Ungewißheit, was der Herzog unternehmen würde; bem Anschein nach befand er sich auf bem Wege nach Italien so gut als nach Frankreich. Je zweifelhafter und zögernder aber sein Berhalten, besto mehr schien er ben König Philipp an sich gekettet zu haben, besto eifriger verlangte berselbe nach ihm. Es war, als hätte Friedland bei allem Hinhalten sich in der That unentbehrlich für Spanien gemacht; und allgemein war die Ansicht, daß er in hoher Gunst beim König stehe und Viel ausrichten könne. Wiederholt hatte ber König ihn gegen die immer wiederkehrenden, immer heftigeren Klagen ber Liga vertheibigt. Noch zu Anfang dieses Jahres hatte er den katholischen Kurfürsten auf ihr unaufhörliches Verlangen einer Reduktion der kaiserlichen Armee, die Friedland ja längst wieder in ungeheurer Weise anschwellen lassen, durch einen seiner Agenten vorgehalten, welchen Ruten bie katholische Gesammt= partei von berselben empfangen habe. Jedoch es gelang ihm nicht, ihre Alagen zu beschwichtigen, die übrigens jetzt wie vordem gegen Friedland's Militärherrschaft und die spanische Fremdherrschaft in Deutschland zugleich gerichtet waren. Und gleichmäßig brachte sie in nachbrücklichster Weise den Kurfürstentag in Regensburg zur Sprache, eben als der König sich mit dem Herzog des französischen Feldzugs halber in Verbindung sette. Die Kurfürsten bestanden auf Wallenstein's Entlassung und wünschten die Entfernung der Spanier aus Deutschland; nichts mißbilligten sie mehr als den Gedanken einer Invasion in Frankreich. Wenn irgendwo, so zeigten sich jetzt die Interessen Spaniens und der Liga im schneibendsten Wiberspruch, fast in jeder Beziehung. Und nicht allein, weil Spanien

Wallenstein gerade augenblicklich für seine Absichten besonders nothwendig zu gebrauchen glaubte, sondern im Prinzip widersetzte es sich den Forderungen der Liga, indem es die Interessen des Hauses Desterreich betonte. Es trat wiederum ganz für die vermeinten Rechte und Vortheile des Kaisers ein; sogar die Infantin schrieb (26. August 1630) dem König: der Kaiser müsse absoluter Herr der Wassen sein und Friedland auferecht erhalten, ohne seinen Sterz zu erlauben, wie es die Kurfürsten wünschten, weil er dem Kaiser so gut gedient habe. Spaniens Gesandter in Regensburg war in diesem Sinne thätig.*)

Und doch auf dem nämlichen Convent zu Regensburg hatte ja der auf seine Reichsfürstenwürde eifersüchtige Herzog von Mecklenburg, der das Haus Desterreich nicht zum absoluten Dominat kommen lassen wollte, unmittelbar wider Spaniens Interessen sich der Holländer anzunehmen, zur Moderation gegen sie zu mahnen versprochen. Es bedurfte dessen nicht; nach dieser Richtung übernahm die Liga die Rolle des verhaßten Wallenstein. Fast all ihre Forderungen setzte sie, vornehmlich durch die französische Politif unterstützt, deim Kaiser durch, auch die eines zumal nach Spaniens Unsicht nachtheiligen und unrühmlichen Friedens in Italien; Wallenstein ward in Regensburg vom Heereskommando entsernt, und Spanien erlitt dort eine schwere Niederlage.

R. Wittich.

^{*)} S. besonders Heyne, der Kurfürstentag zu Regensburg S. 86.

Iwan Turgénjew.

Trot aller Versuche, die sogenannten reinen Formen der Antike wie der in unserer Dichtung einzubürgern, stellt sich mehr und mehr die mo bernste und complicirteste aller Gattungen — Roman und Novelle — ale biejenige heraus, in der unsere Dichter sich am vollsten ausgeben, unser Publicum die reichste Nahrung findet. Die Gegenwart befriedigt ihre unmittelbaren Reigungen daran, für die Nachwelt wird sie einen historischen Werth haben. Unsere Dichter stehen nicht nur unter bem Bann bes Zeitgeistes, sie haben bei ber immer breiter sich ausbehnenben Bildung gelernt, über ihn zu reflectiren, und aus diesen Reflexionen wird die Nachwelt viel über unser Wesen erfahren. Schon uns wirt aus ben Romanen vom Ente bes vorigen Jahrhunderts, aus "Wilhelm Meister" ober "Sophiens Reise" ober dem "Titan," die Art zu sein jener Periode und ihr Contrast gegen die unsere deutlicher als aus den ernsthaftesten Historikern. Die verschiedene Art zu empfinden ward zum Theil durch die äußeren Umstände bedingt. Die Ausführlichkeit und Gründlichkeit, mit der man damals empfand und sich über seine Empfindungen äußerte, lag doch zum größten Theil in ber Schwerfälligkeit ber Verkehrsmittel: wo eine Reise von Leipzig nach Dresten eine Begebenheit war, mußte man ausführlicher Abschied nehmen als jetzt, wo man den Freund in ein Paar Stunden wieder erreichen kann; wo man eine Woche auf ben Posttag warten mußte, burfte man das Papier nicht sparen. Heute, wo der elektrische Telegraph allenfalls zwölfmal des Tages von Berlin nach St. Petersburg bin= und zurück melben kann, lernt man sich fürzer fassen. Auch sonst hat man weniger Zeit. Hente liest jeder bie Zeitungen, jeder nimmt irgendwie Partei für die heimischen Politiker, jeber kommt einmal in eine große Stadt, wo Museen, Theater und andere Merkwürdigkeiten zu finden sind. Das leben geht durchweg mehr nach Außen und es pulsirt rascher. Auch der Gang der Leidenschaften wird beschlennigt: in unseren Tagen würde Werther rascher zu einem Entschluß gekommen sein.

Nun vollends die Veränderung in den sittlichen und politischen Voraussetzungen! Jean Paul's Helden stoßen alle zwei dis drei Meilen auf einen neuen fürstlichen Hof, wo eine Reihe schöner Seelen sie anschwärmt: jetzt wissen wir noch ungefähr, was das heißt; in wenig Jahren werden diese Höse selen. Das

für haben wir ein Vaterland, und zwar ein Vaterland mit einem ganz martialischen Anstrich: was würde Jean Paul dazu gesagt haben, wenn er hätte ahnen können, daß noch nicht ein halbes Jahrhundert nach seis nem Tode Europa über die Eroberungssucht und Rauflust des deutschen Volks die Hände ringen würde!

Es ist anzunehmen, daß die heutigen Romane, wenn sie mit Geist und Entschlossenheit sich auf den Boden der Thatsachen stellen, für die Nachwelt historisch ein noch viel größeres Interesse haben werden, als die aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Denn wir leben, ohne es zu merken, in einer großen Zeit, in einer Zeit, die das Staunen künftiger Jahrhunderte sein wird.

Dies rasche und gewaltige Leben der Zeit beschränkt sich nicht auf unseren nächsten Horizont. Neben der Gründung der europäischen Na= tionalstaaten treten zwei Ereignisse hervor, deren Tragweite sich auf Jahr= tausende erstreckt: die Aufhebung der Sclaverei in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland; zwei Revolutionen, die sich an Umfang und Tiefe mit allen Erschütterungen messen können, welche je die Welt aus ihren Angeln gehoben haben. Die Emancipation ber Neger wurde burch einen vierjährigen blutigen Bürger= krieg durchgesett, sie hat daher die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in Spannung gehalten; die Emancipation ber Leibeigenen in Rugland kam für uns anderen Europäer über Nacht: man wunderte sich; als aber al= les ruhig blieb, wandte man seine Aufmerksamkeit auf näher liegende Tagesfragen. Ueber das traurige Schicksal der Negersclaven war man seit Jahrhunderten durch stark gefärbte Erzählungen unterrichtet, von Rußland wußte man wenig. Der Mit- und Nachwelt berichtet zu haben, was Leibeigenschaft heißt, ist bie historische Stellung, die Iwan Turgenjew einnimmt.

Der Dichter ist etwa funszig Jahre alt. Sein erstes und am meissten charakteristisches Werk, die "Bilder aus dem Leben eines Jägers," erschien in den Jahren 1846—51; die beiden größeren Erzählungen, welche sich mit der Leibeigenschaft beschäftigen, "Mumu" und "die Herberge auf der Landstraße" 1852.

Schon uns ist, Gott sei Dank, die Leibeigenschaft fast ein ebenso fremdes Bild wie etwa die Hexenprocesse; die Zustände erscheinen uns zusnächst ganz unverständlich, aber Turgénjew hat die Gabe — und das giebt ihm eben seine historische Stellung — das Unglaublichste glaubhaft zu machen. Er hat die menschliche Natur so gründlich studirt, daß er in der greulichsten Mißgeburt, in der sinnlosesten Berzerrung die Fiber heraus zu sinden und anzuschlagen versteht, die auch in uns wiederwint

ı

und die wir verstehen. Und er weiß uns den entsetlichsten Zustand mit den kleinsten unscheinbarsten Mitteln deutlich zu machen, so daß wir nicht sogleich von dem Granen überschüttet werden, sondern uns erst hineinarbeiten müssen.

Die nordamerikanischen Abolitionisten haben mit großer Bollständige keit die Martern geschildert, benen boshafte Pflanzer ihre Sclaven aussetzten; nach ihnen war die Sclaverei ein Mittel für bose Menschen, ihre Bosheit auszuüben; sie glaubten ihrer Sache zu dienen, wenn sie die Opfer der Sclaverei mit der Folie der reinsten Augend umgaben. Sin viel gelesenes Buch des letzen Jahrzehnts, "Onkel Tom," stellte den Negersclaven auf eine Höhe des Schelmuths, daß der Erzengel Gabriel sich vor ihm hätte auf die Anie werfen müssen. Mit diesen Julisonen hat Aurgenzew nichts zu thun. Er zeigt, und er zeigt mit fürchterlicher Wahrbeit, wie das Institut der Leibeigenschaft alle Menschen schlecht macht, die Herrn wie die Anechte; wie es sie alle hitslos und willenlos macht, die Herrn wie die Anechte. Auch die angeborene Gutmüchigkeit schützt in diesem Zustand der Rechtlosigkeit nicht vor den schlechtesten Handlungen: auch Me angeborene Energie erlahmt in einem Zustand, wo Alles zwecklos ist.

Auf das sinnliche Moment der Sache läßt sich der Dichter wenig ein: wie denn überhaupt die Grausankeit in Rußland nicht die barocken Formen anzunehmen scheint wie in Amerika. Es scheint nicht Sitte gewesen zu sein, widerspenstige Leibeigene lebendig zu rösten oder ihnen die Haut abzuziehn, oder sie in einem Käsig verhungern zu lassen, wie das in Amerika nicht selten vorgekommen ist. In Rußland geht alles sehr monoton, ohne Ersindung: es wird geprügelt und immer wieder geprügelt. Aber die Hauptsache ist die vollständige Verwüstung aller Geisteskräfte durch den Zustand absoluter Rechtlosigkeit. Der Mensch soll rechtlich als eine Sache betrachtet werden; das ist er aber nicht, und so wird er zum Vieh, der Knecht wie sein Herr.

Mit wie unscheinbaren Mitteln Turgénjew zu Werke geht, bavon nur ein Beispiel. Ein taubstummer aber körperlich sehr starker Leibeigener, Thürsteher bei einer gnädigen Frau, hat einen Hund aus dem Wasser gezogen, der nun in seinem einsamen Leben seine einzige Freude ausmacht. Die gnädige Frau sieht einmal den Hund, will mit ihm spielen, das unsgebildete Thier bellt sie an, und da sie Nerven hat, verordnet sie, ihn zu ersäusen. Die Geschichte könnte bei uns alle Tage vorkommen: auch wir haben gnädige Frauen mit Nerven, und wenn es bei uns keine Leibeigene giebt, so giebt es doch abhängige Leute genug, die, um nicht außer Lohn und Brod zu kommen, sich dazu verstehn müßten, einen Lieblingsehund in's Wasser zu wersen. Und doch liegt in dieser simplen Geschichte

ein so unnennbares Weh, daß die Erzählung der greulichsten Foltern nicht im entferntesten ben Eindruck machen würde. Dies Weh liegt in bem Gefühl der stumpfen Ergebung. Jeder verdrehte Einfall des hysterischen Weibes ist absolutes Gebot; von der Möglichkeit, diesem Einfall nicht nachzugeben, ist keine Ahnung. Wie bies Gefühl in bem ehrlichen, ein= samen Herzen des armen Taubstummen frift, das ist mit der Wahrheit und der Tiefe eines echten Dichters geschildert. Freilich kommen noch einige Nebenumstände hinzu, die der Sache einen anderen Hintergrund geben. Ehe er den Hund fand, hat der arme Taubstumme seine Augen auf ein Mätchen geworfen, die auch im Hause tient. Die gnädige Frau hat aber nicht blos Nerven, sie ist auch moralisch. In ihrem Dienst ist ein liederlicher Säufer, den sie bessern zu wollen den Einfall hat: zu diesem Zweck giebt sie ihm jenes Mädchen zur Frau. Nun aber fürchtet bas Gesinde den Zorn des riesenstarken Taubstummen: um sie ihm also zu verleiden, muß sie sich ihm als Betrunkene vorstellen, was sie auch thut, ohne einen Wiberspruch zu wagen.

Viel finsterer noch ist ber Eindruck einer andern Novelle. Ein gewisser Atim hat von seiner Gutsherrin ein Stilck Landes gekauft, auf welchem er auf seine Kosten ein Wirthshaus anlegt, bas ihn reichlich nährt. Nach einiger Zeit stellt sich ber gnädigen Frau ein Kaufmann vor, und forbert sie auf, ihm das Wirthshaus zu verkaufen; sie hält ihn erst für närrisch, ba es ihr garnicht gehört, thut es endlich aber boch. Afim, dem jener Kaufmann zugleich sein Geld gerandt und seine Frau verführt hat, wird aus seinem Hause gewiesen. Er eilt voller Bestürzung zu seiner Guts= herrin, und da er hier hört, daß es dabei sein Bewenden haben musse, so fällt es ihm nicht im Traum ein, daß es noch einen Rechtsweg geben könne: er küßt ber gnädigen Frau die Hand, die noch so gutmüthig ist, ihm einen Rubel zu schenken, betrinkt sich, und kommt auf ben Einfall, bas Wirthshaus anzuzünden, wofür er beinah als Mordbrenner bestraft worden wäre, wenn man ihn nicht zulett laufen ließe. Seitdem pilgert er an die heiligen Stätten ber russischen Kirche, und bringt von jeder Pilgerfahrt pflichtschuldigst der gnädigen Frau ein Amulet mit. Es weht ein Gefühl ber Hoffnungslosigkeit durch diese Geschichte, daß auch dem kaltblütigsten Leser schlimm zu Muth wirb.

Selbst Leute, die an sich nicht bösartig sind, werden durch das unnatürliche Verhältniß zu Personen, die ihnen völlig rechtlos gegenüberstehn, zur gelegentlichen Grausamkeit versührt, da sie sich unmöglich vorstellen können, daß diese Wesen untergeordneter Art ebenso empfinden wie sie, die Herrn. Machen's doch Knaben mit Insecten ebenso, ohne eigentliche Bosheit. Sachen können keine Nerven haben, und der Leibeigene ist eine

Sache. Biel ichlimmer wirt es, wo in ber Natur ichon eine angeborene Brutalität liegt, und ren tiefer Brutalität giebt Turgenjew eine Reihe abschreckenter Beispiele, tie er nicht als Ausnahme fontern als topisch hinstellt: es scheint in ter That im ruffischen Bolf aus ter Mongolenzeit ein starker Zug von Brutalität zurück geblieben zu sein. ichlimmsten ist ce, wenn tiefe Brutalität sich mit tem angern Firnig meberner Bildung überkleibet. Ge giebt Gutebesiter, Die sich einige französische Brocken angeeignet baben, einen regelrechten pariser Frack tragen, teren Tafelservice von ter feinsten Arbeit ist, unt bie nicht anters von sich reten ale von leuten .. comme il faut." Bei biesen wird bie angeborene Brutalität nicht bles burch Gleichgültigkeit gegen eine rechtlese Mlasse, sondern burch Verachtung gegen eine vermeintlich untergeordnete Bildung geschärft. Dazu kommt bie Bequemlichkeit: sie haben zu ihrem Gut, zu ihren Unterthanen tein anderes Berhältniß, als bag fie Renten bavon ziehen, um sich ein so kontbares Tafelservice als möglich, so feinen Champagner als möglich zu verschaffen. Der Verwalter ist ihnen ber willkommenste, ber ihnen biese Renten auf's regelmäßigste auszahlt, und je rücksicher er tie Abgaben von ten Bauern erpreft, besto bober schlagen sie seine arministrative Capacität an. Es ist ganz unbegreiflich, taß ein französischer Aritiker behauptet, Turgenjem nähme nicht Partei in tieser Sache, er stelle sie objectiv und unparteiisch bar. Freilich nimmt Turgenjew ten Munt nicht voll, er bleibt in seinem Austruck nüchtern, auch wo er tas Abscheulichste berichtet; aber gerade in bieser nüchternen nackten Hinstellung ber Thatsachen fühlt man berans, bag ibm bas Blut focht.

Man muß sich nicht täuschen lassen, wenn er ber Sache eine tomische Wentung zu geben scheint. In einer ber Erzählungen aus bem
Leben eines Jägers kommt er burchnäft in ein herrschaftliches Comtoir,
und belauscht tas Verhalten bes Gesindes, von dem jeder den andern an
Spithüberei überbietet. Es sind lauter komische Topen, und an vielen
Stellen muß man berzlich lachen. Aber die Empfindung wird eine anbere, wenn man die Geschichte etwas näher ansicht. Worin bestehn die
Geschäfte dieses Comtoirs? Unter anderm in folgendem. Die gnädige
Krau — denn auch diesmal ist's eine gnädige Frau — ist eines Nachts
burch Lärm auf der Straße gestört worden; sie läßt den Vorsteher des
Comtoirs kommen und beaustragt ihn, den Schulzen zur Untersuchung
dieses Falls zu veranlassen. Einer vom Comtoir entwirft diese Verordnung, ein anderer mundirt sie, die Verordnung wird der gnädigen Frau
vorgetragen, die sie durch Namensunterschrift und Siegel ratissiert. Dann
wird der Schulz, der nicht lesen kann, in's Comtoir gerusen und ihm die

Verordnung vorgelesen: du hast sofort zu untersuchen, wer Nachts den Lärm verführt hat. — Das ist äußerst komisch, aber nun überlege man, daß diese Bielgeschäftigkeit um Nichts die Regel bei solchen Gutsherrschaften ift, bei benen 50-100 Dienstleute ohne alle bestimmte Beschäftigung herumlungern, und man wird begreifen, warum Rußland in der Cultur zurückbleibt. Die Herrn werden faul und das Gesinde nicht minder: seine einzige Beschäftigung besteht barin, auf die Schwächen ber Herrschaft zu lauern, und sie entweder geradehin zu betrügen oder ihre Launen wenig= stens zu ihrem Vortheil auszubeuten. Die Anechte verlieren bas Mark aus ben Knochen, die Fähigkeit sich zu bewegen, über ben laufenden Tag hinaus zu denken, überhaupt etwas zu wollen, und der Herrschaft geht es nicht anders. Die Emancipation der Leibeigenen war nicht blos ein Gebot der Moral, sondern eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit. der Leibeigenschaft lag eine Vergeudung von Kräften, wie sie ärger nicht geracht werden konnte. Wohl werden die Zustände nicht augenblicklich besser werden: die Sünde ber Bäter rächt sich an den Kindern. In geschäftigem Müßiggang, in willenlosem Stumpfsinn aufgewachsen, wird ber größere Theil der Freigelassenen nicht wissen, was nun mit ihrer Zeit anfangen, die früher durch Priigel und Aehnliches ausgefüllt war. Biele von ihnen werden zu Grunde gehn, und vielleicht dauert es ein volles Men= schenalter, ehe bas Volk anfängt, die geschenkte Freiheit zu benuten. Aber kommen wird die Zeit: die Noth ist eine unerbittliche Lehrerin; und wenn ber Wahn aufhört, daß eine höhere Classe die Vorsehung spielen soll, so wird auch der Unentschlossene sich zu einer Thätigkeit zusammenraffen mussen, die ihm wenigstens Nahrung und eine Schlafstätte verschafft. Zum Lazaronithum ist bas russische Klima nicht eingerichtet.

Es ergiebt sich ferner aus biesen Bilbern, daß die Emancipation nur durch einen souveränen Willen, durch einen Act der Gewalt erfolgen konnte. Von Innen heraus war weder eine Resorm noch eine Revolntion möglich. Turgénjew spricht mit einem Gutsbesitzer, der seinen Bauern ihre letzten Besitzungen ausgepreßt hat. "Sehn Sie einmal," autwortet diesser auf seine Vorstellungen, "darüber habe ich nicht lange geklügelt. Das, Väterchen! muß ich besser wissen. Ich din ein einfacher Mann und versahre nach alter Weise. Bei mir heißt's: Herr ist Herr und Bauer ist Bauer. So ist's." "Auf eine so klare und überzeugende Auseinanderssetzung," fügt Turgénjew hinzu, "war nichts zu erwidern." Mit anderen Worten: diesem Volk war nur durch Gewalt zu helsen.

Ich habe bei Turgénjew zunächst die politische Seite hervorgekehrt, weil sie in seinem Vaterlande zunächst die Aufmerksamkeit auf sich zog. Daß aber seine Bilder für die Nachwelt das Denkmal von Zuständen

bleiben werden, von benen die Wirklichkeit keine Spur mehr zeigen wird, das ist die Wirkung seines Talents, welches eine eingehende Untersuchung verdient.

Es hat seine eigenthümliche Schwierigfeit, über einen Schriftsteller zu urtheilen, bessen Sprache man nicht kennt und ben man im Zusammenhang seiner heimischen Literatur nicht verfolgen kann. Zwar haben wir beutsche und französische llebersetzungen von ihm, die nicht schlecht sind, aber ber Russe wird boch immer mehr Elemente für bas Urtheil über einen Schriftsteller haben, dessen Sprache so höchst eigenthümlich ist; er wird manche Beziehungen und Anspielungen besser verstehen. Einigermaßen wird die Schwierigkeit badurch gemindert, daß Turgenjew's Talent sich sehr scharf ausspricht, und baß seine Beziehungen zur modernen beutschen und französischen Literatur fast inniger zu sein scheinen als zur russischen, obgleich ter Stoff seiner Novellen burchaus ober überwiegend rus= Das ist überhanpt bas Doppelgesicht ber russischen Literatur. In der Stimmung, in dem ganzen idealen Bug ber Gebanken und Empfindungen murde Puschkin, der erste bedeutende Poet bes modernen Rußland, durch bas Vorbild bes Lord Bhron bestimmt; seine Darstellung ba= gegen war von aufmerksamer und intensiver Anschauung bes russischen Lebens eingegeben. Diesen realistischen Charafter hat die gesammte rufsische Literatur bewahrt. Sie hat fast durchweg neben ihrem poetischen einen praktischen Zweck, sie will zur Besserung ber Zustände beitragen und sie daher zunächst genau schilbern, wie sie sind. Ihre Beobachtungsgabe, ihr Blick für die Details des wirklichen Lebens, scheint schärfer ausgeprägt als bei unseren Novellisten.

An poetischer Kraft weicht Turgénjew keinem ber jetzt lebenden Schriftsteller Europas. Eine "große poetische Kraft" sagt noch nicht dasselbe wie "großer Dichter." Ueber die welthistorische Bedeutung eines Dichters werden nur selten die Zeitgenossen entscheiden können; es hängt sehr viel von dem Stoff ab, der ihm durch die sittliche und intellectuelle Vildung seiner Nation überliesert wurde, und von dem Werth desselben. Aber das Talent läßt sich ermessen, und je mehr man sich in Turgénjew's Schriften einliest, desse mehr wird man sein künstlerisches Naturell und seine Technik dewundern. Freilich wird man auch die Grenze seiner Kraft sehr klar empfinden.

Turgenjew's Feld ist die Novelle. Er hat in früherer Zeit einige sehr glückliche dramatische Versuche gemacht, von denen z. B. "die Theislung" als Posse auch auf unserem Theater eine sehr gute Wirkung thun würde. Aber auch diese sind eigentlich nur dialogesirte Novellen- oder Genrebilder. Die Grenzlinie zwischen Roman und Novelle ist nicht scharf

zu ziehn: ber Roman ist länger und complicirter als die Novelle; die Novelle stizzirt, wo der Roman ein Detail aussührt; der breitere Rah= men des Romans verlangt eine strengere Composition und Gruppirung u. s. w. Diese fließenden Unterschiede genügen doch, Turgénjew's poetifiche Richtung zu bezeichnen.

Turgénjew ist ein eminent moderner Schriftsteller. Früher stellte man immer die Romantik der Antike gegenüber, d. h. eigentlich der griechischen Kunst; in der Novelle tritt der Gegensatz schon gegen die Meister des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts hervor.

Nehmen wir z. B. Vocaccio oder Chaucer (der trotz seiner rhyt= mischen Form zu ten Nevellisten gerechnet werben muß) ober Cervan= tes, und stellen eine beliebige Novelle unserer Tage gegenüber, so ist's als wenn man in einen ganz anderen Horizont träte. Der Zweck je= ner classischen Novellisten war, eine interessante Begebenheit beutlich und anmuthig zu erzählen, sei es um zu rühren ober zu einem komischen Zweck, ober auch nur bes bloßen Fabulirens wegen. Im Grunde stehn alle biese Bersuche auf gleichem Standpunkt mit bem Muster aller Erzählun= gen, mit den Mährchen aus Tausendunbeiner Nacht. Sie wollen Verwunderung erregen durch bas Seltsame im Wechsel ber Begebenheiten, aber nicht Verwunderung durch die in ihnen hervortretenden Empfindungen; sie setzen voraus, daß ber leser etwa ebenso empfinde wie ber Dich= ter und seine Figuren. Es kommt ihnen nicht barauf an, Probleme zu lösen ober auch nur anzuregen, die Weltanschauung zu erweitern ober zu berichtigen, bem Zusammenhang bes Weltlebens nachzuforschen. Jebe dieser Erzählungen steht für sich da und scheibet streng von sich aus, was nicht nothwendig zur Sache gehört.

Wohl werben auch in unserer Zeit ähnliche Erzählungen geschrieben, aber gerade diejenigen, die einen modernen Charafter tragen und benjenisgen Kreis der Leser anregen, auf den es ankommt, gehn auf ein anderes Ziel. Wenn irgendwo, so paßt hierher Schiller's Gegensatz des Naiven und Sentimentalen. Die moderne Novelle geht von der Reslexion aus: die Figuren der Novelle haben ihre Naturbestimmtheit wie ihr Ideal und reslectiren über den Contrast derselben. In der kleinsten Novelle steckt ein Problem. Der Dichter will, anschauend, für den bestimmten Fall, hinter das Gesetz der Seelendewegungen, hinter das allgemeine Naturgessetz kommen; jede Figur ist eine Paradoxie, und doch trägt jede das Besdürsniß in sich, Vertreter der allgemeinen Natur des Lebens zu sein und sich als solchen darzustellen.

Danach wird das Verhältniß des modernen Dichters zur Ratur ein ganz anderes als bei den älteren. Schon Schiller war es aufgesallen,

. daß bei den Griechen Naturschilberungen nie oder nur selten vorkommen, während sie sich bei uns auch ba aufdrängen, wo man sie kanm erwarten follte. "Die Alten," sagt er zur Erklärung, "empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche, wir empfinden es als Contrast gegen unser Sein, welches gebildet, respective verbildet ist." — Die Erklärung beruht auf einem Wortspiel. Natur ist hier als Gegensatz zur Bildung gedacht; die Natur steht aber ebenso im Gegensatz zur Freiheit. Den Alten war die Naturbedingtheit des Geistes nicht unbekannt, aber ihre Dichter schoben fie bei Seite, und es ist eigentlich erst bie große philosophische Bewegung der beiden vorigen Jahrhunderte, die jeden Dichter zwingt, mit diesem Problem auf irgend eine Weise abzurechnen. Darnach hat z. B. auch bie Landschaft bei Malern wie bei Poeten ihren Charakter wesentlich verän-Man hatte auch früher eine schöne Aussicht gern und suchte sie ober ihren Eindruck in Worten wieder zu geben: ber moderne Dichter bagegen findet die eigene Seele in der Landschaft, in ihrer Bewegung, die ihm als nächstes Symbol der Naturmacht entgegentritt. Der Wind, der die Bäume bewegt, bas licht, bas bie Gegenstände gestaltet und umgestaltet, er empfindet es als einen Theil seiner eigenen Seele, von der er gleichsam etwas verliert, nach bessen Ergänzung er sich sehnt. Es ist ein seltsamer Witerspruch. In früheren Zeiten betrachtete man bie Natur als etwas gewissermaßen Fremdes, aber man befreundete sich mit ihr; sie wurde einem zuweilen lästig, aber man weidete sich an ihren guten Seiten: jest fühlt man sich eins mit ihr, man ist von ihr burchbrungen, aber nun ist es, als ob das Fremde in die eigene Brust eingetreten, als ob man von einem eigenen Dämon befangen märe, als ob bas eigenste innere Leben etwas Unverständliches und, wie alles absolut Unverständliche, ein Moment bes Grauens enthalte.

So empfinden wir die Natur bei Turgénjew, dem modernsten aller Poeten; so empfindet sie Schopenhauer, der modernste aller Philosophen. Auch ihm ist die Natur nicht, wie Schelling, eine Jdce; er hat ein starkes Auge für das wirkliche Naturleben, für Thiere, Pflanzen und Steine; aber dies Naturleben zittert in seiner Seele in so starken Schwingungen nach, daß es ihn mit sich selbst uneins macht und ihm das höchste Leben, die Freiheit, als eine Anomalie in der Natur, als etwas erscheinen läßt, das er sobald als möglich wieder los sein möchte, um Ruhe zu finden.

Selbst in den Novellen Turgénjew's, die im Stil unsers Hoffmann eine abentheuerliche barocke Begebenheit leichthin stizziren, und über den inneren Zusammenhang des Räthsels das Nachdenken dem Leser überlassen, ist die Erzählung nur der Leitsaden für eine Naturstimmung. In einer derselben sieht ein Herr eine Dame in drei entscheidenden Augenblicken

ihres Lebens, und bemüht sich umsonst, ihr Schicksal zu errathen. Die ganze Erzählung ist in eine Mondschein-Stimmung getränkt, die alle Pulse des Erzählers so erfüllt, daß man den Thatsachen selbst nur eine geringe Ausmertsamkeit zuwendet. Er hört sie singen: "während einiger Augen-blicke war alles, was mich umgab, von dieser Frauenstimme durchdrungen; alle Dinge zitterten wie antwortend und schienen von ihren Tönen erfüllt."

Aber Turgénjew verliert trot ber llebermacht ber Stimmung nie die Vesinnung; die Dinge, die er sieht und empfindet, fügen sich zwar der Uebergewalt der allgemeinen Naturmacht, aber sie verlieren nicht ihr eigenes Wesen. Die Gewalt bes Mondes wirkt nicht pathologisch. liegt seine Bedeutung als Landschaftsmaler, daß er in demselben Augen= blick, wo er sich in die allgemeine Naturstimmung vertieft, die Unter= schiede festzuhalten weiß. Wo es barauf ankommt, Wolkengebilde, rauschende Väume im allgemeinen, Blumengerüche zu empfinden und diese Eindrücke wieder zu geben, leisten Tieck und Jean Paul sehr Bedeuten= Aber aus tieser allgemeinen Stimmung kommen sie nicht heraus. Die Landschaft und die Natur überhaupt ist ihnen nur erregendes Motiv, nie Gegenstand; sie kennen die allgemeine Naturmacht, aber sie wissen nichts von Botanik, Zoologie, Physik; sie ahnen und fühlen bas leben, sie wissen aber nicht sein physisches Gesetz; und wenn sie versuchen, ben Blumen, Thieren, Wolken, Bäumen eine Stimme zu geben, so wird ihr Gefang nur Wiederhall der ästhetischen Speculationen, mit denen man sich in den Salons der Caroline Schlegel und der Rahel unterhielt. Kraft kann Tieck die Natur nur schilbern, wenn sie Grauen erregt, und das erregt sie bei ihm bald; die Leere des Wissens füllen Gespen= ster aus.

Tieck und J. Paul treten zur Natur als Spaziergänger, um sich in ihr von ihren Ersindungen und Speculationen zu erholen. Turgénjew lebt in ihr als Jäger. Jeden Laut, den er in ihr vernimmt, weiß er zu deuten, er kennt die Stimme jedes einzelnen Vogels, den Schatten jedes einzelnen Baumschlags; er weiß, wie jede Bewegung im Walde entsteht, auch wo er ihr nicht völlig mit dem Auge folgen kann. In der romantischen Zeit galt es als Dogma, durch das Wissen werde die Poessie aufgehoben. Wie thörigt diese Meinung ist, sieht man aus Turgénjew's Landschafts-bildern: gerade das starke Gefühl der Realität, das seine übrigens immer gm zartesten Contour gehaltenen Zeichnungen erregen, zieht uns viel gewaltiger mit hinein und giebt uns die angemessen Zeigen, aber wie Seisen-blasen verschwinden.

Gerate rarum haben Turgénjew's Bilter etwas so Zutraun ers weckentes, tag er bestäntig an sein Metier erinnert: er sieht tie Natur nicht nur mit ben Augen, sondern auch mit den Zwecken eines Jägers, und weiß uns in diese Zwecke einzusühren. Die Contemplation kommt gewissermaßen erst, wenn tas Geschäft beendet ist. Dann aber tritt sie mit desso größerer Gewalt ein. Ich kenne kaum eine ergreisendere Darsstellung der Waldeinsamkeit als in der Erzählung "Zwei Tage im Urwald." Das Geschäft ist zu Ende, der diensidare Jäger auf Einholung von Lesbensmitteln ausgeschickt; und nun überkommt dem Dichter plöplich das Gesühl der grenzenlosen Einsamkeit, und mit dem Geist des Waldes wersten die Erinnerungen verschlter Stunden und verlorner Träume in ihm rege. Die Scene ist meisterhaft ausgesührt.

Der Jäger muß sich an Anspannung aller Sinne gewöhnen; jebes Zittern eines Astes, jeder Luftzug, jeder flüchtig vorüber schwebende Schatten muß ihm die Anwesenheit einer Beute verrathen. Er muß eben so scharf hören und riechen als sehn. Daburch nun, bag bie Thätigkeit aller tiefer Sinne gleichzeitig in Anfpruch genommen und bargestellt wirb, gewinnt bas Körperliche ber Landschaft jene Rundung, die ben Schein eines concreten Lebens hervorbringt. Dazu hat Turgenjew eine große Gabe, Analogien heraus zu finten, und ben Muth, die schlagenbste anzuwenten, auch wo sie nicht im Kanon tes guten Geschmacks aufgezeichnet ist. Er weiß den Geist der landschaft in bestimmten Personen, die phantastisch und boch real anzuschauen sind, zu verkörpern. Solche Figuren wie ber vermachsene Rassjan aus Schönschwerbte, ber jebe einzelne Bogelstimme nachzuahmen weiß, mit allen Vögeln in der innigsten Vertraulichkeit lebt und, um sie vor bem Schwert bes Jägers zu retten, einen Bann auf sein Gewehr legt; ferner Jephrem der abenteuerliche Dieb und Zauberer, in dem die Wildheit des Urwaltes zur fratenhaften Erscheinung kommt: — solche Figuren mögen dem Dichter einmal in ber Wirklichkeit begegnet sein, aber es gehört bas Auge und die feste Hand eines Künstlers bazu, ihre Physiognomie so vollstäutig heraus zu bringen. In einer höchst anmuthigen Erzählung "ber Sängerfrieg" wird bas Gefühl ber unermeßlichen Steppe baburch hervorgebracht, daß man lange Zeit hindurch zwei Anaben aus weiter Entfernung einander zurufen hört und so gewissermaßen durch drei Punkte ben Raum construirt. Das Meisterstück in dieser Personificirung und Mythologisirung der Einsamkeit des Waldes ist die kleine Erzählung "ter Teufelsgrund." Der Jäger hat sich im Walbe verirrt und belauscht hinterm Gebüsch bas Gespräch einiger Pferbejungen, die sich von den l'ocacfagen ihrer Heimath unterhalten. Die Treuherzigkeit des Volksmundes ist mit einem wahren Zauber wieder gegeben, und man sieht

und empfindet die Rossalka's und ähnliche Spukgestalten mit innerer Nothswendigkeit aus dem einsamen Wasser und aus den finstern Schluchten der einsamen Waldregion aufsteigen.

Diese subjective gleichsam mythologische Stimmung unterscheibet Tursgénjew's Landschaften von W. Scott, der in seiner Art auch ein großer Künstler ist. Für W. Scott ist die Landschaft das Local, das man genau tennen muß, um die Handlung zu verstehn. Er hat von ihr ein so genaues und festes Bild in seiner Phantasie, und weiß den Wanderer mit solchem Geschick von den verschiedensten Seiten in sie einzusühren, bald im Nebel und Schnee, bald im hellen Sonnenschein, daß man den Plan nachzeichnen könnte. Der schottische Baronet ist stolz auf seine Gegend, und würde sie gern einer größeren Gesellschaft weisen: die romantischen Seen des Hochlandes, die selsigen abentheuerlich gezackten Buchten der Küste. Die russische Steppe und der russische Urwald verlangen einen anderen Pinsel: der russische Jäger ist am liebsten einsam mit der Nastur, und weiß auch im Leser das Gesicht der Einsamseit zu erregen. W. Scott erinnert mit seinen glänzenden Farben an Calame, Turgénjew mit seiner sinnigen Naturanschauung an Ruhsdael.

Die "Bilder aus dem Leben eines Jägers" sind fast ebenso charakteristisch für das Talent Turgénjew's als die "Londoner Stizzen" für Dickens: in einem gewissen Sinn sogar noch wichtiger, denn eine seiner größten Virtuositäten, die langathmige Spannung der Furcht und des Schreckens, kann Dickens im Genrebild nicht anbringen; es sehlt ihm der Raum dazu.

Die Frage nach der Berechtigung des Genre innerhalb der Poesie ist im Grunde ebenso müßig als die entsprechende in der bildenden Kunst. Lessing's Theorie, daß die Poesie nur mit Handlungen zu thun habe, wird nur haltbar, wenn man das Wort "Handlung" in einer unangemessenen Weise interpretirt. Handlung ist in diesen Genrebildern freisich nicht, wohl aber Bewegung, und das Gesetz des Nachelnander, von dem Lessing ausgeht, wird nicht verletzt.

Wohl aber ist es charakteristisch für den Dichter, wenn er mit dem Genre beginnt, d. h. mit der Beobachtung und Wiedergabe des Kleinlesbens. Denn einmal verräth es eine bestimmte Richtung des Talents, und dann bleibt es auch in späteren, größeren Compositionen ein wesentsliches Motiv. J. Paul, Dickens, Thakerah, die ebenso wie Turgenjew von der Stizze ausgingen, behalten auch in ihren historischen Stücken etwas Genrehaftes, während z. B. Schiller, der mit der idealen oder imasginairen Anschauung begann, auch in den späteren realistischen Versuchen diesen Jealismus nicht ganz sos wird. Es ist über den Gegensatz diese

ser beiden Richtungen vieles gesagt worden, ich will hier versuchen ihm von einer neuen Seite näher zu kommen.

Daß ber Realismus, d. h. die Beobachtung wirklicher Menschen und Dinge, dem Dichter unentbehrlich sei, wird man heute nicht mehr erweisen dürfen. Aber die Beobachtung äußert sich in zwei verschiedenen Formen.

Die Einen lassen die Erscheinungen des Charakters ruhig auf sich wirken, dis sie in ihm den springenden Punkt entdecken, oder die verborsgene Feder, ans der sie alle einzelnen Erscheinungen seines Lebens hersleiten können. Haben sie diese Feder gefunden, so können sie nach Bestieben nene Züge erfinden, ihr Charakter wird sich nie widersprechen.

Die Anderen tragen das Bild einer bestimmten Menschenform in ihrem Innern, sie sehen sich nun in der Außenwelt nach Zügen um, durch welche sie diesem inneren Bilde concretes Leben leihen können. Sie nehmen diese Züge nicht aus einer und derselben Figur, überall ist ihre Weide. Bei diesen Dichtern wird oft mehr Geist und Bildung in Bewegung gesetzt; dagegen kommen ihre Figuren nicht immer auf die eizgenen Füße zu stehen.

Es versteht sich von selbst, daß auch dieser Unterschied ein fließender ist, daß es keinen Dichter glebt, der im obigen Sinn ansschließlicher Realist, ausschließlicher Idealist wäre: was aber der Unterschied sagen will, erkennt man, wenn man Fritz Reuter neben Jean Paul stellt. Beide kann man in dem Sinn Realisten nennen, daß sie sehr viele Details des wirklichen Lebens wiedergeden; aber die Grundsorm ihrer Charakteristik ist entgegengesetzt: Fritz Reuter gehört zur ersten, J. Paul zur zweiten Classe. Neben Fritz Reuter stelle ich Jeremias Gotthelf, neben J. Paul Berthold Auerdach. Der letztere ist zwar zuerst durch seine Genresbilder berühmt geworden, aber er sing nicht mit dem Genre, sondern mit dem Ideal, nicht mit "Ivo der Heirle" sondern mit Spinoza an, und etwas von Spinoza steckt in allen seinen Bauernsiguren, während J. Gottsbelf, wenn er sich einmal versucht gefühlt hätte, Spinoza zu zeichnen, jestensalls einen idealisirten Berner Pastor gegeben hätte.

Turgénjew gehört zur ersten Classe, nur daß er bei seinem bewegten Leben auf einer breiteren Basis beobachtet hat. Die Art, wie er die Menschen charakterisirt, erinnert stark an seine Genre= und Landschafts- malerei.

Die frühere Novelle, wenn sie überhaupt auf die Charakterisirung der Figuren Gewicht legte, ließ sich auf die äußere Darstellung des Charakters wenig ein. Das Phhsiognomische tritt entweder ganz zurück oder es wird nach akademischen Mustern behandelt. Ritterliche Menschen, hin-

gebende Frauen, Bösewichter, Tölpel, Zigeunerinnen, alles hat sein vorgeschriebenes physiognomisches Schema. Erst. W. Scott giebt von seinen bedeutenderen Personen ein sorgfältiges und in starken Farben ausgeführtes Portrait, und schildert vorkommenden Falls die Bewegungen dieser Cha= rakterköpfe. Nur haben seine Züge in der Regel etwas Hartes, sie erinnern ebenso an bas Relief wie an bie Malerei, und wenn sie sich be= wegen sollen, so hört man mitunter etwas das Anarren der Räder. Ein anderer großer Physiognom, Balzac, faßt die Aufgabe mehr malerisch: die festen Theile der Physiognomie behandelt er kurz, dagegen weiß er die Lichtreflexe mit großer Virtuosität spielen zu lassen, und so gelingt es ihm, für Gesichter, die man in der Regel für häßlich halten und die jedenfalls fein Modenblatt aufnehmen würde, ein lebhaftes Interesse zu erregen. Er geht barin Hand in Hand mit ber wirklichen Erfahrung. Dazu kommt noch ein anderes Motiv. Balzac hat ein überwiegend sinn= liches Interesse; sein Hauptgegenstand ist das Verhältniß der Geschlechter. In den älteren Novellen tritt die Liebe auf, man weiß nicht wie und woher; Balzac und seine Nachfolger suchen der Natur auf die Spur zu tommen, das Psychologische auf das Physiologische zurück zu führen. Die Liebe ist in ihrem ersten Ursprung ein Reiz, und dieser Reiz soll analysirt werden. Blaue ober braune Augen, goldene oder schwarze Locken, feine Züge und edle Haltung thun's nicht; der moderne Dichter will, wenn nicht physiologisch untersuchen, doch wenigstens auschaulich darstellen, was bei der Erscheinung, die man Liebe nennt, im sinnlichen Wesen des Menschen vorgeht, und er will ebenso in dem Gegenstand der Liebe die Bewegung sinnlich aufweisen, die den Reiz und damit das Gefühl vermittelt. zac versieht es meistens barin, daß er des Guten zu viel thut, er reibt vor den Angen des Lesers seine Farben, und schwächt durch diese materielle Geschäftigkeit den Eindruck. Auch läßt er in den Lichtreflexen die feste törperliche Form fast ganz untergehn. Der Reiz scheint nur an solchen Figuren zu haften, die einer großen Mannigfaltigkeit ber Lichtreflere fähig find; und es ist kaum übertrieben, wenn man fagt: in feiner Aesthetik ist nichts reizend als das dem plastischen Ideal Widersprechende, als das Häßliche.

Turgénjew gehört in seinen Portraits entschieden zur französischen Schule, zur Schule Balzac's, aber er unterscheidet sich dadurch von seinem Borbild, daß er als echter Künstler in seinen matericken Mitteln sehr sparsam ist. Er weist die Palette nicht vor, er wählt nur einen entscheidenden Augenblick, in dem das Gesicht sich in seiner wahren Bedeutung darstellt, und auf diesen Moment täßt er ein helles Schlaglicht fallen. Ein berühmter Portraitmaler der britischen Aristokratie, Sir Thomas

Famtence, meint, man muffe nur einen einzelnen bestimmten Bug best Gefichts vollständig treu arbiren, die übrigen könne man idealisten und rericbenern so viel man wolle, die klednlickleit werde bennoch hervortreten. Der Ausseruch ist für ben echten Aunstler nicht vassend. Es kommt nicht barauf an, einen beliebigen Zug zu arbiren, sondern den Zug, in dem ber eigentliche Sbarafter res Gesichts bervertritt. Abgeseben bavon, was sich von dem inneren gestigen Sbarafter in der Phosiognomie aussspricht, bat jede Phosiognomie an sich betrachtet ibren eigenen Charafter. Bei ber einen zeigt er sich in der Rube, bei ber anderen in der hoftigen Bewegung. Wenn es dem Dichter gelingt, den Moment zu sinden, in welchem die Phosiognomie ibren wahren Sbarafter gewinnt, so hat er für seinen Zweck mehr gethan, als wenn er versuchte, im Detail mit dem Waler zu wetteisern, was ibm boch nie gelingen kann.

Turgenjem hat für tiefe Dinge einen febr feinen Blid. In einer tomischen Erzählung beschreibt er, wie einem ichlafenten Tolpel fich eine Müde auf tie Rase sett: tie Grimassen, tie er in Folge bessen schneibet, zeigen sein Gesicht in ter Art, wie bie Natur ce sich getacht hatte. In einer tragischen Ergablung läßt er Die Belbin fich an's Genfter stellen: "ter Wiederschein eines fernen matten Blipes zucht geheimnifvoll über ihr unbewegliches Gesicht." Alle solche Züge sind nicht zufällig, sondern sehr fein ausgewählt, und gerade badurch, bag bie sonstige Erscheinung im Dunkel bleibt, und nur im bereutenten Moment tie Wolfen gurudtreten und tas licht hervorlassen, gewinnt tie Figur Farbe und Leben. Roch einen großen Vorzug hat Turgenjew vor Balzac: er sieht sehr genau bas Einzelne, aber er wentet nicht bas Mitrostop an, er bleibt mit seinem Auge in ter angemessenen Distance, und so werden die Verhältnisse nicht verzerrt. Seine bedeutenden Momente treten ferner natürlich hervor. Die Figuren stehn niemals Tableau, und bas lebende Bild wird nicht unnatürlich fixirt.

Die älteren Novellisten schieben aus ber Fülle bes natürlichen Geschehens sorgsältig alles aus, was nicht zur Hauptsache gehörte: baburch verlieren bie Figuren und Ereignisse leicht ihre körperliche Realität. Denn das Leben ist eine Association von Vorstellungen, die sich nach einem allgemeinen Naturgesetz unter einander verknüpsen und einander flieben. Der Dichter nun, der es versteht, ohne die Einheit der Erzählung zu beeinträchtigen, etwas von dieser Vielfältigkeit des Lebens durchklingen zu lassen, wird einen ähnlichen Erfolg haben wie das Stereoskop: die Fläche wird sich vertiesen, und man wird glauben wirklich Gegenstände zu sehn. Für diese Art der Darstellung ist das Genre eine treffliche Borschule. Im Genre kommt es auf dem Faden der Begebenheit nicht viel an; es

kann Alles neben einander anklingen; und wenn später der Dichter sich nur nicht versühren läßt, der Association von Borstellungen, die er als Mittel anwendet, sich selbst zu unterwersen und damit den Schwerpunkt seines Kunstwerks zu verlieren, so wird er auch dem Charakter gerechter werden als der Novellist der alten Schule. Denn der Charakter liegt eben in der Fülle von Naturbestimmtheiten, die freilich durch eine gewaltige Feder des Lebens zusammengehalten und in Bewegung gesetzt werden. Unter den neuesten Dichtern ist mir außer Dickens keiner bekannt, der dem concreten Leben so nachkäme als Turgénjew, und wenn er jenem an Gewalt der Schilderung nachsteht, so übertrifft er ihn dasür an Wahrbeitsliebe.

Wenn das psychologische Interesse die meisten unserer neuen Dichter versührt, gleichsam das Innere der Menschen vorzuzeigen, das Räberwerk der Maschine auszudeuten, so weiß Turgénjew von dieser phylosophischen Analyse nichts; er hält sich fast ängstlich von jeder Reslexion sern, er kennt nur Bilder, und was er denkt, erfährt man nur durch die Auswahl seiner Bilder. Es geht das aus seinem Talent hervor, hängt aber auch mit seiner innersten lleberzeugung zusammen. Er stellt das Leben als Räthsel hin und gieht sich mit der Auslösung derselben auch darum nicht ab, weil er an die Auslösung nicht glaubt.

Eben barum ist ihm, wie fast alle Novellisten der neu=französischen Schule, das Weib der interessantere Theil der Menschheit. Im Mann, wenn er normal lebt, folgt der große Gang des Lebens dem Gesetz des Verstandes und des Willens. In dem eigentlichen Leben des Weibes ist dieses Gesetz gleichsam gebunden: die verschiedenen Stränge des Empfin= bens und Denkens verflechten sich in seinem Gemüth so vielfach, daß man bem Räthsel am wenigsten beikommen kann. Das ist wenigstens die Auffassung der modernen Realisten. Schärfer als in irgend einer früheren Zeit wird heut zu Tage das Mystische ber Liebe betont. In der Novelle "ein Briefwechsel" läßt Turgénjew seinen Helden über die Liebe sich so aussprechen. "Aus meiner Erfahrung geht hervor, daß die Liebe ein ganz anderes Gefühl ist, als wir uns bisher eingebildet haben. Eigentlich ist die Liebe nicht ein Gefühl, sie ist eine Krankheit, ein gewisser Zustand des Körpers und der Seele. Sie entwickelt sich nicht nach Regeln, man kann nicht mit ihr rechnen, man kann sie nicht überlisten. Sie bemächtigt sich bes Menschen, ohne um Erlaubniß zu bitten, wie bas Fieber ober die Cholera. Ste ergreift ihre Beute, wie der Geier ein Täubchen, und führt sie, wohin es ihr beliebt. Nein es giebt keine Gleichheit in der Liebe. Die sogenannte freie Einigung ber Seelen ist eine mußige Erfindung deutscher Professoren, die nie geliebt haben. Nein! von zwei Wesen, die sich lieben, ist der eine der Sclave, der andere der Herr, und es ist nicht umsonst, daß die Dichter von den Ketten der Liebe reden. Ach es ist eine schwere Kette!"

Der so spricht, ist freilich ein wunderlicher Heiliger: ein fehr gebilbeter ruffischer Ebelmann, ber einer dummen und schlecht gefinnten Tanzerin aus toller Liebe burch ganz Europa nachgelaufen und baburch ber Spott aller länder geworden ist. Aber es ist der Refrain, ber sich durch Turgénjew's sämmtliche Novellen zieht, und man wird nicht weit von ber Wahrheit abirren, wenn man annimmt, daß er sich die Sache auch ungefähr so vorstellt. Neu ist die Ansicht ohnehin nicht; Victor Hugo, George Sand, Balzac haben sich ähnlich ausgesprochen. Wenn die früheren naiven Novellisten bei ber Liebe voraussetzen Hingebung, Etelmuth, Trene auf ber einen wie auf ber anderen Seite, so finden bie modernen Novellisten mit Recht, daß tiese Eigenschaften an sich nicht basjenige sint, was reizt; sie sehen ferner richtig, daß nicht jede Liebe den Charafter und bas Herz veredelt. Aber abgesehen von allem moralischen Interesse, sünbigen sie auch an der Wahrheit, wenn sie, nicht gerade dogmatisch aber durch zahlreiche Belspiele, die Sache so darstellen, als gehöre etwas vom Wesen der Fredegunde, der Lucrezia Vorgia, der Wessaline und Cleopatra bazu, um zu reizen.

Bon dieser Uebertreibung ist nun freilich Turgenjew weit entfernt. Er weiß bas alte Lieb ber Liebe in innigen Tönen, in melodischer Fülle zu wiederholen. Es finden sich in seinen Novellen die reizendsten Züge von dem Erwachen und von der Dauer reiner und edler Reigung. In schönen Bildern schildert er diese Umwandlung eines jungen Mädchens in ein Weib: "biese unschuldige Ungewißheit, dies unruhige Nachbenken, diese plötliche Weichheit des Blicks, diese Ungleichheit in den Tonen der Stimme;" ebenso ten Zustand "leidenschaftlicher, anbetender Aufmerksamkeit, wo unwillkürlich unsere ganze Seele ben geringsten Bewegungen bes geliebten Gegenstandes folgt, wo wir uns nicht sättigen können an ihrer Gegenwart, nicht genng ihre Stimme hören, wo wir mit einem Lächeln um uns blicken wie ein Kind, bas eben gesund wird." jew weiß alle zarten Züge ber Liebe aufzuspüren und wiederzugeben, und er weiß alles Gemeine von sich fern zu halten: bei seiner großen sinn= lichen Kraft wird er nie lüstern, und auch wo er das Berfänglichste barstellt, vermeidet er den Hautgout.

Aber in der Dialektik seiner Liebesgeschichten handelt es sich immer um Herr oder Sclave. Reiz üben am meisten jene launenhaften Geschöpfe ans, die mit ihrem Gefühl nie auf's Reine kommen und gern mit den Gefühlen anderer spielen; Geschöpfe, die in der Anmuth ihrer Bewegungen wie in ihrem Charafter etwas Katenartiges haben. Die Anmuth dieses etwas wilden Spiels wieder zu geben, ist sein Talent so recht ge= macht, bas weniger in langathmiger Continuität als in reizenden Sprüngen fortzugehen liebt. Das Räthsel solcher gemischten Charaktere zu ergründen, versucht er nie; aber er weiß das Gefühl zu erregen, es musse so sein. Solche Figuren sind die Zigeunerin Mascha in den "Bildern," "Emilie" und "Colibri" im Pergunoff, alle drei etwas arabestenhaft; die übermüthige Nabeschba im "Antschar," ber es, wenn sie sich amusiren will, nicht barauf ankommt, argen Schaben zu stiften; Anna Odintsof in "Bäter und Söhne," die feine Weltbame, die gern reizt, aber die Anbeter in ber kühlen Ferne hält, bis endlich eine wilde Natur ihr Fleisch und Blut zu empfinden giebt und sie in den Abgrund des Häßlichen sehen läßt; in derselben Novelle ihre Schwester Katia mit den großen Händen und kleinen Füßen, die gleich bei der ersten Neigung zu dem gutmüthigen Arkadi beschließt, ihn unter ihre zierlichen Füße zu bringen, was ihr auch gelingt; die Prinzessin Zoraide in der "ersten Liebe," die, obgleich über das Backfischalter heraus, doch eine Reihe langweiliger Anbeter, darunter auch ein halbfertiger aber glühender Knabe, graufam behandelt (wobei man sich weniger über ihre Grausamkeit wundert, als über die Gebuld, mit der sie das zwecklose Spiel fortsetzt), bis sie endlich, von einer starken, männlichen Natur unterjocht, die Reitgerte küßt, mit der man sie schlägt. Endlich — vielleicht die reizenbste dieser Figuren — Irene im "Rauch," die in sich zu keinem Entschluß kommt, weil sie die Reize weltlicher Ge= walt und glänzenden Reichthums genießen, und doch das befeligende Gefühl wirklicher Reigung nicht entbehren will, und die trot dieses inneren Schwankens selbst die tüchtigsten Männer zu ihren Sclaven macht, sie zu Niedrigkeiten ja selbst zu Schlechtigkeiten verführt. Die Erfindungen sehen oft abenthenerlich genug aus, sie reichen aber doch nicht an die Wirklichkeit: man möge nur die lette Veröffentlichung über Lassal vergleichen.

Umgefehrt werben die ebelsten weiblichen Naturen nicht selten das Opfer von Schwächlingen oder gar Unwürdigen, an denen ihre blinde Liebe haftet. Niemand wird ohne tiefe Rührung an dem Moment vor- übergehen, wo einem geraden ehrlichen Herzen, das nicht im Zweisel will stehen blelben, die erste Illusion zerreißt und damit eine Seite seines in- neren Lebens springt. Der Dichter weiß wohl den Ernst des Lebens zu würdigen, wo er ihm wirklich entgegentritt. Seine Lieblingssiguren nach dieser Seite hin sind jene tief empfindenden, heimlich glühenden aber versschlossenen Herzen, denen die Lippe versiegelt ist, und die wohl kalt ersschlossen, bis die überwältigende Macht einer Leidenschaft ihr inneres Wes

sen an den Tag bringt. Sie verbergen die Fülle ihres Junern, wie jene Frauen der ersten Reise die Leere ihres Junern verbergen, und so bleiben die einen wie die andern ein Räthsel. Solche Figuren sind Herlene in der gleichnamigen Novelle, Marie im "Antschar," Wera im "Faust," Mathalle im "Audin," Lisaweta im "Adligen Nest;" man muß die Virtuossität des Dichters bewundern, der troß der Gleichförmigseit des Thous jeder dieser Figuren ein eigenes Gepräge auszudrücken weiß. Ton, Stimmung und Farbe in all diesen Novellen ist meisterhaft; welcher man den Vorzug giebt, hängt fast ganz von subjectiven Stimmungen ab: mir ist der "Antschar" die liebste, wegen des Reichthums an Vildern und Figuren; jedenfalls gehört die Todessene Maria's zum Schönsten, was Tursgenjew geschrieben hat.

Ein so vollendeter Künstler Turgenjew in der Darstellung turzathmiger Stimmungen ist, so hat er niemals den Versuch gemacht, die Stimmung durch eine längere Dauer mit beständig gesteigerter leidenschaftlicher
Kraft fortzusühren. Das liegt zum Theil in der Anlage, zum Theil auch
wohl im Grundsatz. Es scheint, als ob Turgenjew die Keuschheit seiner
Poesie entweiht glaubte, wenn er sie in das wilde Gewoge einer leidenschastlichen Bewegung triebe; er glaubt, die Leidenschaften in einer gewissen Ferne halten und nur hin und wieder Durchblicke auf sie eröffnen
zu müssen, die durch das gemüthliche Grün des Vordergrundes einigermaßen gedämpst werden. Es sührt uns das auf den eigentlichen Kern
seines Schassens.

Im Jahre 1863 erschien unter bem Titel "Erscheinungen" ein Cappriccio im Hosmannschen Geschmack, aus bem die meisten Leser wohl nichts zu machen wissen. Auf dem Zimmer des Dichters erscheint ein weiblicher Spuk, der ihn nächtlich an eine geheime Stelle des Waldes bescheidet. Auf die Frage, was sie sei, giebt dieser Spuk keinen Bescheid, nennt aber seinen Namen Ellis, und fordert ihn auf, mit ihr durch die Welt zu fliegen, wo sie ihm die merkwürdigken Landschaften und historischen Scenen zeigt. Nachdem das einige Nächte sortgesett ist, beginnt der Schatten etwas Blut und Körperlichkeit zu gewinnen, während der Olchter daran verliert, dis ihnen endlich auf einer ihrer Wanderungen ein namenloses Grausen begegnet, an dem Ellis zu Grunde geht: an Stelle des Schattens sieht der Dichter neben sich die blutende Leiche eines schönen Weibes.

Es würde gewagt sein, ein solches Phantasiestück berart auszulegen, daß an Stelle der Bilder prosaische Wahrheiten treten, da sich der Dicheter seine Absicht vielleicht selbst nicht klar gemacht hat; aber Absicht ober nicht, man sühlt bei näherem Zusehen herans, daß die Art, wie der Dicheter die Natur, das Weltgesetz und Gott aussieht, eine entschiedene Ver-

wandtschaft hat mit der Art, wie ihm Ellis die Dinge zeigt, wie sie ihm selbst erscheint und wie sie auf ihn wirkt. Mit anderen Worten: Ellis ist, bewußt oder unbewußt, die Muse des Dichters.

Wie Ellis ihre Bilder dem Dichter vorführt, so brängen sich in der Wirklickeit die Gestalten ihm auf, die er sich nicht ausklügelt, die er abbilzen muß, die ihn heimsuchen und selbst quälen, dis er ihnen eine Seele gezgeben hat. Wie Ellis ein zartes Roth auf den Wangen zeigt, aber doch kein eigentliches warmes Lebensblut, so hat der Geist der Natur, der sich ihm offenbart, etwas Gespenstisches. Wie kühn und elastisch die Geister, die er aus dem Reich der Phantome an's Sonnenlicht bannt, aus dem Nebel auftauchen, er weiß sie nicht immer sestzuhalten.

In einer besonders mustischen Nacht führt ihn Ellis nach Rom, und fordert ihn auf einen Römer aus der Geschichte, aus dem Reich der Mütter hervorzurusen. Er ruft Cäsar. Nach längerem Schweigen hört man einzelne Laute einer herannahenden Legion, eines sich drängen- den Bolks; allmälig treten aus dem Nebel Lanzen und Adler hervor; Köpfe von Pferden, Helme der Soldaten; endlich das Antlit des Imperators. Dieses Antlit hat aber einen so furchtbaren Ausdruck, daß der Dichter, auf's Tiesste entsetz, seine Muse beschwört ihn schleunigst zu entsführen.

Für uns, die wir in der Schule Cäsar's Commentare übersetzt haben, macht diese Stimmung zuerst einen wunderlichen Eindruck. Cäsar hat sich ja so wohlwollend und leutselig geäußert, daß man nicht begreift, wie er zu so einem Gesicht kommen soll. Aber die Empfindung des Dichters ist die richtige. Glaube Niemand einen großen Menschen richtig gesaßt zu haben, der nicht einmal vor ihm einen Schauder empfunden hat. In der Größe siegt etwas Fremdes, Erkältendes und Dämonisches, wie nach der Sage der Alten in der Erscheinung der Götter. Die Verliner Straßenzingen, welche den alten Fritz am Stiesel zupften und vergnügt lachten, wenn der alte Herr ihnen gemüthlich mit dem Krückenstock drohte, hatten wenig Ahnung davon, welche Welt zwischen dem Krückenstock lag.

Unser Dichter sah Cäsar mit dem Auge eines wirklichen Poeten, eines Sehers. Aber dieses Auge ist zu schwach um das Bild zu ertragen, um den Geist sestzuhalten, den er beschworen hat. Er entslicht, und zeigt damit die Grenze seiner Kraft. Auch der große tragische Dichter fühlt den Schauder vor der Erscheinung, aber dieser Schauder selbst wird ein Motiv seiner Darstellung.

Nach ihrer Beziehung zu Gott gefragt, bekennt Ellis die Frage nicht zu verstehen. Die Erscheinungen der Natur sind ihr Gegenstände, die sie burch den Nebel in zarten aber bestimmten Farben und Umrissen zu emspfinden weiß, an deren Zusammenhang ihr aber nichts liegt. Nur eins kennt sie, und als es erscheint, wird ihr ganzes leben davon erschüttert: jenes namenlose gestaltlose Grausen — die Vernichtung. — —

"Es ist gut, endlich bas nieberdrückende Bewußtsein bes Lebens von sich abzustreifen, das unablässige und beunruhigende Gefühl ber Existenz." Mit diesem Grundsat Schopenhauer's schließt bei Turgenjew bas "Tagebuch eines Menschen, der sich überflüssig glaubt." — Nicht immer hören wir biesen Refrain; es heißt zuweilen: "ein stilles einförmiges Leben zu führen — dieser Friede ist das Glück; es giebt kein anderes in dieser Welt." "Das leben ist kein Spiel, kein Genuß; sondern eine schwere von beständiger Entsagung begleitete Arbeit." Aber diese Reflexion vermag nie das Gefühl zu bändigen, das eigentlich doch nur an den Genuß glaubt, bas alle Augenblicke, die ohne Genuß sind, als leer und todt wegwirft. Freilich wird der Poet, der boch nur das Sinnlich-Anschaubare zeigen kann, diesen Erdboden beständig unter den Füßen haben; aber gerabe ben größten Dichtern gelingt es benn auch, von biesem Boben ben Blick in eine andere Region zu erheben. Einem solchen Aufblick begegnen wir in Turgenjew's Novellen nie; noch die Sterbenben — und er schildert gern den Tod — beklagen wohl schmerzlich die Augenblicke, in denen sie nicht genossen haben; Reue über einen sonstigen Verluft kommt nicht vor. Der Dichter hat einen zarten moralischen Sinn, aber er glaubt nicht an seine Berwirklichung auf Erben.

Diesen Pessimismus bringt Turgénjew gern mit den Voranssetzungen des russischen Lebens im Zusammenhang. "Die Zeit läuft nirgend so rasch als in Russland — man sagt, daß sie im Gefängniß noch rascher läuft." — Am aussührlichsten spricht sich in der erwähnten Novelle "ein Brieswechsel" der Gentleman, der in blinder Liebe einer Tänzerin nachtäuft, darüber aus.

"Der Ansse ist gezwungen, zu sehr an seiner individuellen Bestimmung zu arbeiten, das ist sein Unglück. Wie sollte es auch anders sein? Da er außer sich keine große Triebseder des Handelns vorsindet, kein allgemein gefühltes und anerkanntes Interesse, so bleibt ihm, wenn er seine Kräfte anwenden will, nichts übrig als an sich selbst zu arbeiten; und so ist er, kaum der Kindheit entwachsen, bereits beschäftigt, seine armselige Persön-lichkeit gleichsam durchzukneten. Da wir von keiner unserer nationalen liederlieserungen eine seste Richtung empfangen, keins unserer Gesetze achten, an nichts ehrlich und aufrichtig glauben, so sind wir genöthigt, uns den Schwerpunkt, der uns auf den Beinen hält, selbst zu schaffen und unsere Form nach Willkür zu modelliren. Man kann nicht verlaugen,

baß jeder von vornherein bas Unnsitze eines Geistes einsehe, der sich in einer leeren Thätigkeit umhertreibt. Und so hat denn die Welt eines jener muthigen Wesen mehr, bei denen selbst die Richtung auf's Wahre durch die Gewohnheit der Unsreiheit verfälscht wird, bei denen eine lächerzliche Naivetät Hand in Hand geht mit einer kleinlichen Falschheit; eins von jenen Wesen, die niemals weder die heilsamen Freuden einer am Tageslicht ausgeübten Thätigkeit kennen werden, noch die Leiden und Triumphe einer unerschütterlichen Ueberzeugung. Indem wir die Fehler aller Altersstusen in uns vereinigen, berauben wir uns der Eigenschaften, die mit ihnen versöhnen: wir sind unwissend und einfältig wie die Kinder, ohne ihre Aufrichtigkeit; kalt wie die Greise, ohne die Klugheit des Manneselters. Und vor Allem, wir sind nicht jung, nicht einmal in unserer Jugend."

"In meiner Jugend wollte ich den Himmel erklimmen und Gott sinden; dann habe ich vom Wohl des Menschengeschlechts geträumt, vom Wohl des Vaterlandes. Endlich resignirte ich mich darauf, mir ein Stillsleben einzurichten — und nun strauchle ich über einen armseligen Maulswurfshausen in's Grad. Was für ein eigenes Talent haben wir Russen, auf diese Weise zu enden!" So spricht zunächst zwar nur der hppochondrische Alexis, aber, einzelne Uebertreibungen abgerechnet, drückt er damit die Ueberzeugung des Dichters aus. Die Novelle ist von 1854. Turzgenjew war damals 36 Jahr alt. Es war dieselbe Zeit, wo auch in Deutschland bei der Jämmerlichkeit unserer öffentlichen Zustände sich nicht selten der besten Köpse ein sinsterer Pessimismus bemächtigte.

Entkleiben wir jene Aeußerungen ihrer poetischen Hülle, so stellt sich als Grundschaben des modernen Russenthums heraus, daß das Streben nach Bildung mit dem wirklichen Leben der Nation in keinem Zusammenshang steht. Es wird zu untersuchen sein, auf welcher Seite der größere Fehler liegt.

Die öffentlichen Zustände, wie sie uns in diesen Novellen entgegenstreten, sind in der That abschenlich, und wir haben Zeugnisse genug, daß Turgenjew in keiner Weise übertreibt. Ein absoluter Despotismus, der sich dis in die kleinsten Zweige des Lebens erstreckt, eine Mischung von Brutalität und Trägheit; nach Obenhin kriechendes Streben nach Gunst, in den entlegenen Provinzen des Reichs Verkümmerung in zwecklosen Beschäftigungen. Jeder such den Anderen auszubeuten; schlimmer noch als die Gewalt untergräbt der Betrug alle sittlichen Bande. Die Bardarei wird nur durch einen dünnen Firniß französischer Manieren überskleidet.

Das ist die eine Seite. Auf der anderen, dem lager der Bildungs=

bebürftigen, ist auch nicht alles in Ordnung. Der Bildungstrieb hat bie jungen Ruffen hauptsächlich nach Deutschland geführt, sie haben sich mit Goethe und Schiller, mit Hegel und Fenerbach beschäftigt, und biese Phi= losophen, so gut es gehen wollte, in's Russische übertragen. Es ist eben nicht besonders gegangen: auf einen sremden Boden verpflanzt, blieben es Treibhausblüthen, mit benen man nicht leben konnte. Nicht selten verkümmerten biese strebsamen Jünglinge, wenn sie allmälig erkannten, baß ihre Ibeale in Rußland kein Verständniß fänden, und daß selbst diejeni= gen, von benen sie vorher angestaunt wurden, spöttisch über sie die Achfel zuckten. Ein äußerst komisches Genrebild dieser Art giebt der Hamlet bes Schtschigrow'schen Kreises. Eine ernstere Studie, auch für uns Deutsche von Bedeutung, ist Rubin, 1855. Rudin ist nichts mehr und nichts weniger als ber ruffische Ritter vom Geist, aber mit einer Schärfe analhsirt, die keiner unserer deutschen Dichter erreicht hat. Es ist ein Mensch von schneller Fassungstraft, Scharfsinn, starter Resonanz für jebe Stimmung, aber ohne Ernst und Solidität; ein Birtuose bes Sprechens, ber zuerst einen sehr bedeutenden Einfluß auf seine Umgebungen übt, sie zum Theil beherrscht, halb als Beichtvater halb als wirklicher Führer, bis man endlich merkt, daß es beim Sprechen bleibt, und baß weiter nichts dabei herauskommt. Solche Menschen mit ihren Intriguen ohne eigentlichen Zweck stiften viel Unheil in den Gemüthern wie in den Berhältnissen, indem sie boch für sich nichts erreichen. Guttow hat in Dankmar Wildungen genau bieselbe Figur bargestellt, aber freilich, indem er einen Helben barstellen wollte und gewissermaßen sein eigenes Ideal. Später im "Zauberer von Rom" hat er eine Ahnung bavon ge= habt, was aus dieser Virtuosität des Sprechens endlich herauskommt: mit vortrefflicher Fronie legt der Erzbischof v. Droste dem Mönch gewordenen Ritter vom Geist Heinrich Klingsohr die Buße bes Schweigens auf. Ein starker heftiger Anlauf und bann im entscheibenden Augenblick ein Zaubern und Stillstehn, das zum Theil aus wirklicher Furcht hervorgeht, zum Theil aber aus Unfreiheit des Charakters; eine kühne Dialektik, die aber ohne Resultat ausläuft, weil die Gedanken nicht innerlich erlebt, sondern von Außen empfangen sind. Es ist sehr schön dargestellt, wie schlichte einfache Naturen, die anfangs ganz unter Rudin's Bann stehen, ihn mehr und mehr durchschauen, bis endlich eine starke Franennatur, die entschlossen ist, in Illusionen nicht stehen zu bleiben, ihn in seiner völ= ligen Hohlheit entlardt. Er endet, wie Spielhagen's problematische Naturen, auf ben Barrikaben von 1848.

Eine fräftigere Natur ist der Held der Novelle "Väter und Söhne;" sie ist 1861 geschrieben und schildert den Umschwung der nächst vorhergehen=

ben Jahre. Die Romantit ist in Verruf gekommen, Mondschein, Liebe, Ibealismus und Weltschmerz erscheinen als verbraucht; man vertieft sich nicht mehr in die Wihsterien schöner Seelen, sondern seeirt Frösche, um die phhsiologischen Gesetze zu entdecken. Von Puschkin und Lord Bhron, von Schiller und Hegel will man nichts mehr wissen, Vüchner und Woleschott sind die Leitsterne. Am liebsten möchte man sich der deutschen Vildung ganz entziehn und recht russisch werden.

Die Gegensätze ber alten und neuen Zeit drängen sich in zwei Hauptsfiguren zusammen: Paul Kirsanof der Gentleman, Engen Bazarof der Plebejer. Beide sind vortrefflich charafterisirt, beide mit einem Ansslug von Humor. Sehn darum hat das Buch nach zwei Seiten Anstoß gegeben: sowohl die Idealisten als die Materialisten beschuldigten den Dichter, sie verläumdet oder wenigstens karifirt zu haben. Um heftigsten äußerten sich die letzteren, die endlich einer von ihnen die Entdeckung machte, Turgénjew habe, obgleich in der schlechten Absicht sie zu verspotten, dennoch bei seinem dichterischen Talent nicht umhin können, die Figur so abszurunden, daß sie kenntlich und bis zu einem gewissen Grade richtig wäre.

Ich glaube, daß diese Ansicht richtig ist: keine Partei braucht sich eines Bazarof zu schämen. Zwar äußert er sich, wie es bei einem neu auftauchenden Princip zu gehen pflegt und wie es auch der bittern Richtung seines Geistes entspricht, mit ungebührlichem Chnismus über alle Metamorphosen der Romantik, aber er ist nicht, wie er von Andern genannt wird und sich gern nennen läßt, ein Nihilist, sondern ein Realist.

Der Name thnt etwas zur Sache. Mit so scharfem Blick Turgenjew die Sache anschaut, spielt doch zuweilen eine Reminiscenz seiner Jugend, seiner beutschen Vildung in seine Anschauung des russischen Parteiwesens herein. Er lebte zu Berlin in einer Zeit, wo die unproductive Gesinnungstüchtigkeit durch die sogenannte Kritik abgelöst murde, wo Bruno Bauer zum Erstaunen ber gebilbeten Welt bas Dogma aufstellte, ber gebildete Mensch bürfe keine Gesinnungen haben, wo Max Stirner den Junghegelianern, die den Menschen verpflichten wollten, nach Ideen zu leben, nachwieß, daß die Ideen erst die rechte Romantik wären, und alle Realität auf das Ich einschränkte, auf den "Ginzigen und sein Eigen= thum;" bis endlich ein noch weiter gehender Fortschrittsmann ihn belehrte, das Ich und der Glaube an das Ich sei der tollste Aberglaube und die Wurzel aller Romantik. Das waren die eigentlichen Nihilisten, denn in dem Kampf gegen die Formel und Abstraction suchten sie nicht nach der Realität des Lebens, sondern nach neuen Formeln und Abstractionen, von benen eine immer die andere verschlang, bis zuletzt wirklich nichts übrig blich. Mit dieser leeren oscillirenden Bewegung vermischte sich aber eine andere, die, zuerst von ihr kanm unterschieden, nach einer abweichenden Richtung hinführte. Es galt einerseite die Befreiung des physiologischen Gesetzes von den conventionellen Formeln der idealistischen Philosophie, andererseits die Befreiung der socialen volkswirthschaftlichen Interessen von der Schablone des politischen Dogmatismus. Die Materialisten wie die ersten Apostel bes Freihandels standen im Anfang mit ben Berliner Nihilisten in persönlicher Verbindung, und an chnischen Ueberschreitungen fehlte es nicht; aber nach beiden Seiten ist man zur Realität gekommen. Wer benkt noch heute, wenn man ein Werk von Helmholtz liest, an die Ungezogenheiten von "Kraft und Stoff?" Wem fallen bei der hentigen Blüthe der Volkswirthschaftslehre noch die alten Declamationen gegen ben Staat und die Nation ein? — In diesem letzten Sinn ist Bazarof ein Nihilist. Das Nichts ist nicht bas Resultat, zu bem er strebt, er will nur Raum schaffen, die leeren Abstractionen los werden, um die Dinge zu sehen wie sie wirklich sind, die conventionellen Regeln abschütteln, um zu den wirklichen Gesetzen durchzudringen. Wenn er sich ungebärdig anstellt, und in seinen Folgerungen bas Absurde nicht scheut, so muß man ihm zu Hülfe kommen und zu verstehen suchen, was er eigentlich meint. Alles hat seine Zeit. Wenn man allgemein für den Mondschein schwärmt, wo es gerade barauf ankommt genaue Beobachtungen anzustellen, so ist es natürlich, daß nicht blos die Mondschein-Schwärmerei, sondern der Mondschein selbst gescholten wird. Auch für den Mond, auch für die Romantik wird die Zeit wieder kommen; wo ce aber gilt zuzugreifen, sind sie nicht am Ort.

Albgesehn von seinen Ansichten ist dieser Bazarof eine sehr interes-Auch im Temperament vertritt er die neue Generation gegen die alte. Diese hat sich in ihren poetischen Reigungen an einen behaglichen Müßiggang gewöhnt, an eine Gefühlsweichheit, die, unter 11m= ständen sehr liebenswürdig, ten Fortschritt ber Cultur nicht gerade förbert. Bazarof in seiner wild leidenschaftlichen Art hat sich ber Arbeit mit einer gewissen Wuth hingegeben; und er arbeitet zum Zweck: man sieht aus der Erzählung, daß er bereits jetzt ein tüchtiger einsichtsvoller Arzt ist und gewiß in seinem Areise Gutes wirken wird. Der Ernst, mit dem er jede auswendig gelernte Formel, jede Abstraktion von sich weist, verräth eine entschieden wissenschaftliche Natur. Und wenn er Einfluß in einem größeren Bezirk gewinnt, was ihm bei der Energie seines Wesens nicht fehlen kann, so wird er diesen Einfluß gewiß zur Abschaffung schreienber Migbräuche anwenden. Er ist in seinem Widerspruch gegen die alten Traditionen kein Fanatiker, er verachtet z. B. theoretisch das Duell, aber weiß sehr gut, daß er sich unter Umständen auch auf diese

Art seiner Hant wehren muß, und benimmt sich, zum Duell genöthigt, freier und anständiger als der geschulte Gentleman. Es ist meisterhaft bargestellt, wie diesen trotigen Menschen, ber immer über die Gefühle gespottet hat, plötslich die Gewalt der Liebe überkommt, und wie die Wild= heit seiner Natur badurch nur noch mehr ans Eicht tritt. — Endlich sein Tod. Turgénjew hat bereits in ben "Bildern aus dem leben eines Jä= gers" mehre Züge gesammelt, "wie der Russe stirbt;" dieses Bild gehört auch dazu, und wenn der Russe häufig auf solche Weise endigt, so darf er sich wahrlich nicht schämen. Auch Bazarof's Gegner, der Ebelmann und Officier aus der alten Schule, ist vortrefflich ausgemalt: wenn seine Pedanterie häufig ein Lächeln erregt, so versöhnt er durch eine Noblesse, die immer auf einen sittlichen Fond zurückführt. Die Familien der beiden Gegner, die mehr bas gemüthliche Element der beiden Generationen ver= treten, sind mit viel Behagen geschildert. Die Familie Bazarof kann sich ben besten Genrebildern von J. Paul an die Seite stellen: sie ist von einem warmen Herzen eingegeben, und man freut sich, bei dem Tode Bazarof's zu entdecken, daß der trotige Mensch, der mit einer gewissen Brutalität die lästigen Liebkosungen seiner Eltern zurück wies, im geheimen mehr Pietät besaß als er sich eingestehn wollte.

Der Sbelmann Paul Kirsanew verehrt das russische Bolt im Allgemeinen, im Bilbe, in der Idee, hat aber keine Kenntniß davon und kann sich ihm nicht verständlich machen. Der Plebejer Bazarof verspottet es, kann sich aber mit jedem Mann aus dem Bolke sehr gut unterhalten. Freilich hört dies Verständniß auf, wenn auch er sich von der Abstraction verwirren läßt und dem Bauer gewissermaßen auf den Zahn sühlt, was er über Nationalität u. dgl. denke. Was der Beruf eines Arztes ist, weiß der Bauer sehr wohl zu würdigen; wenn der gelehrte Herr ihn aber über Ideen examinirt, so lacht er ihn heimtlich aus und betrachtet ihn als einen Spaßvogel. Es geht das nicht blos in Rußland so zu. Der Arisstoftrat wie der Demokrat wird überall dem Einzelnen aus dem Bolk geswisse Selten abgewinnen, das Bolk aber als bewegende Masse betrachtet ist seinem vermeintlichen Führer noch immer ein Räthsel.

Hatte Turgenjew schon durch "Bäter und Shne" den Groll eines Theils seiner Landsleute erregt, so ist dieser Groll durch "Rauch" 1866 noch sehr verschärft worden. Diese Novelle besteht ans zwei Elementen, die mehr in einander geschoben als mit innerer Nothwendigkeit in einander verwebt sind. Die reizend erzählte Liebesgeschichte auf der einen, die Schilderung der bildungsbedürftigen russischen Gesellschaft auf der anderen Seite: — wollte man den Zusammenhang so auffassen, als ob die letztere gewissermaßen die Voraussetzung der ersteren sei und ihre Möglichkeit ersewissermaßen die Voraussetzung der ersteren sei und ihre Möglichkeit ers

kläre, so würde man fehl greifen. Das Verhältniß zwischen Frene und Litvinof ließe sich recht wohl in einem französischen Roman benken, wo doch die culturhistorischen Voraussetzungen ganz andere sind. Die Vilder ber phantastischen Schwäßer, ber Gubaref, Bambaef u. f. m. sind gewiß aus bem leben gegriffen, wenigstens machen sie entschieben ben Gin= druck ber Wahrheit und haben gerade beshalb bas russische Publicum am meisten geärgert. Wenn also bie Kritiker ber Gesellschaft, Litvinof, Potugin, Turgenjew behaupten, in ben Ibeen und Bestrebungen bicfer Gesellschaft sei alles Dunst und Rauch, so kann barüber in der That tein Zweifel obwalten. Aber sie scheinen in ihren Schluffolgerungen zu weit zu gehn, benn um bas ganze Streben ber jungen Generation für Rauch zu erklären, genügt es boch nicht, die Gesellschaft von Baten-Baten zu charakterisiren. Es würde sehr leicht sein, eine eben so zahlreiche Ge= sellschaft von Deutschen, sei es in London oder Paris, in Bern oder in einem beliebigen Berliner Bezirksverein, zusammenzubringen, Die über die Zukunft Deutschlands noch viel entsetzlicher faselt als Gubarcf und seine Anhänger: beshalb bleibt bie Errichtung des nordbeutschen Bundes doch ein Factum, und die Emancipation ber Leibeigenen in Rußland bleibt auch ein Factum. Litvinof, Potugin, Turgenjew grollen ihren jüngern Landsleuten, weil tiese über bie Urfraft bes russischen Reichs ben Mund vollnehmen und die europäische Civilisation schmähen; da doch alles Gute, was in Rußland geschehn, ben Einflüssen ber europäischen Cultur zu danken ist. Aber sie haben ihnen gegenüber doch nur halb Recht. Angriffe gegen tie europäische Eultur beziehen sich eigentlich mehr auf bie Art, wie man in der vorigen Generation diese Eultur sich anzueignen versucht hat; und da dürfte der Verfasser des "Hamlet in Schtschigrow" wohl der lette sein, ber die Einführung der Hegel'schen Philosophie in Rußland für ein zweckmäßiges Unternehmen ausgäbe. Der Nugen ber europäischen Civilisation für Rußland wird zunächst materieller Art sein mussen. Der nächste Fortschritt nach Errichtung bes Eisenbahnnetzes und Aufhebung der Leibeigenschaft wird die Aufhebung der Grenzsperre sein. Wohl mögen die Renomistereien über die Gewalt des russischen Volksstammes einem ehrlichen Gemüth mitunter lästig fallen; wenn aber Litvi= nof und die Andern ihre Gegner fragen: wodurch beweist ihr euren Glauben an Rußlands Zukunft? So können diese mit bemselben Recht die Frage umkehren: wodurch beweist ihr euren Unglauben? Vor allen Dingen muß man boch versuchen. Die Fanfaronaden ber deutschen Burschenschaftler über die Größe des deutschen Volks waren gewiß sehr lächerlich; aber war etwa Arnold Ruge's Erflärung, bas Wesen bes beutschen Volks sei die Niederträchtigkeit, eine philosophische Wahrheit? Der Glaube macht nicht blos selig, er macht auch thätig; ber Unglaube ist ein unproductives Gefühl.

Hinter den härtesten Anklagen, die Turgénjew gegen sein Baterland ausspricht, merkt man immer eine geheime Liebe heraus. Daß die Zusstände schlecht sind, sieht er sehr richtig; wenn er aber sagt, es kann ihnen nicht abgeholsen werden, so meint er damit eigentlich nur: ich kann ihnen nicht abhelsen; ich kann zu ihrer Abhilse nichts beitragen. Er hat es in dem gegenwärtigen Zustand in Rußland nicht aushalten können, aber trot des schönen Kreises, mit dem er in seinem neuen Aufenthalt zusammenlebt, wird er doch von Zeit zu Zeit das Gefühl nicht unterdrücken können, daß es nicht seine Heimath ist. Und dieses Gefühl ist nothwendig mit Groll verbunden, wie wir ihn an den edelsten Herzen und besten Köpfen unter den deutschen Flüchtlingen so häusig angetroffen haben.

Die Gegner werben fagen: wenn wir auch keine anderen historischen Beweismittel auftreiben können: daß Rußland seit Peter dem Großen äußerlich in beständigem Fortschreiten geblieben ist, genügt schon allein, seine innere Kraft zu erweisen. Wir Europäer haben bis zum Jahr 1854 in der That gegen die Russen nicht das Gefühl des Mitleids gehabt. Bei der Erbärmlichkeit der deutschen Politik sahen wir seinem Vordringen wie einem Verhängniß entgegen, und Vrund Vauer durfte wagen, noch im Jahr 1853 Deutschland für einen großen Düngerhausen auszugeben, der erst durch die Absorbtion in den lebenskräftigen russischen Staat der Wenschheit Frucht bringen werde.

Turgénjew, obgleich selbst ein Russe, scheint etwas von diesem Gessühl zu haben. Das namenlose Grausen, an welchem in den "Erscheisnungen" Ellis zu Grunde geht, bezieht sich zwar auf das Leben überhaupt, es schimmert aber durch, daß nedendei das immer mehr um sich greisende Russenthum gemeint sei. Bis jett hat in der That das russische Reich den Bölkern, die es unterworsen hat, nur Anechtschaft gebracht. Es hat ihnen ihr eigenes Leben genommen und ihnen kein nenes zum Ersat gezeben. Ich kann ein anderes Bild nicht unterdrücken. Bor kurzem war ich auf Studdenkamer, wo ein entsetzlicher Raupenfraß die herrlichen Uuschenwälder verwüsstete. Ein abscheulicher Anblick! Nicht blos kahl standen die prachtvollen Bäume, sondern bedeckt mit diesem widerwärtigen Gewürm, und Schritt vor Schritt sah man es näher kommen, ein Baum nach dem anderen wurde entlaubt, es war als ob der allgemeine Tod sich näherte.

Etwas von diesem Gefühl hatten wir früher, wenn wir das Fortschreiten der russischen Macht betrachteten. Seit 1854 und namentlich seit 1866 ist das nun anders geworden, wir haben Rußland nicht mehr

zu fürchten, wir können es liberal betrachten, ja wir verfolgen seine Bewegungen mit einem gewissen Interesse.

Turgénjew hat wohl die einzelnen Bilder des russischen Lebens mit treuem und scharfem Blick wiedergegeben, aber es sind immer nur atomistische Fragmente; man hat nie das Gesühl einer Nation, die, wenn auch in ihrem Kleinleben ohne inneren Zusammenhang, doch ein ihr selbst undewußtes substantielles Leben hat, ein Leben, das, gewaltsam aufgeregt, eine dis dahin schlummernde Kraft entwickeln kann, wie es sich einmal schon zur Gestalt Peter des Großen zusammenraffte.

In dem schon erwähnten Phantasiestück wendet sich ber Dichter mit Entsetzen von der Erscheinung Casar's ab; mit noch größerem Entsetzen von einer Episode der russischen Geschichte, den Unthaten der Flufpiraten auf ber Wolga. Sein Zartgefühl ist verlett, er kann den Anblick ber Greuel nicht ertragen, er entflieht. Vielleicht mit noch größerem Entsetzen würde er sich von bem Bilte jenes gefrönten Barbaren abwenden, ber eigenhändig einer Anzahl Streliger bie Röpfe abschlug und betrunken einen Tanz um die Leichen aufführte; der an einem deutschen Fürstenhof einer Berwandten, die eben verlobt war, Gewalt anthat. Ein schreckliches Bild! von dem sich freilich unsere pragmatischen Geschichtschreiber, die, wie die Berliner Strafenjungen im Alten Fritz, in Peter den Großen nur den weisen, bedächtigen Regenten sehn, nichts träumen lassen. Aber es wäre boch zweckmäßig, ben Abscheu zu beseitigen, und die wilde Gestalt näher in's Ange zu fassen; man wurde einen Blick entbecken, ber bas Wesentliche sieht und sich durch keine Nebenumstände irren läßt; einen Urm, der bligschnell bem Fluge bes Gebankens folgt. Das Zartgefühl eignet sich für ben Historiker so wenig wie für den Arzt, und auch bei dem Dichter schwächt es die Kraft, wo es sich um die Anschauung historischer Mächte handelt.

Das historisch bewegte Leben Rußlands lernen wir aus Turgénjew nicht kennen; von der gemüthlichen Seite des Lebens dagegen giebt er einzelne Bilder, aus denen man seine Nachtstücke ergänzen muß. Die beiden Freisassen Chor und Offnlakof können sich neben den kräftigssten Gestalten von Jeremias Gotthelf und Berthold Auerdach sehen lassen. Ein wahrhaft ideales Bild ist Jakob Passinkof, der schlichte trene Mensch, der nur der Pflicht lebt und auf alle seine Umgedungen den Stempel seiner eigenen edlen Natur zu prägen weiß. Turgénjew neunt ihn mit einer gewissen Bitterkeit "den letzten Romantiker," und er ist's auch insofern, als er sich zu sehr in Träumen bewegt, zu sehr über die Nothswendigkeit der Ideale reslectirt; auch geht er endlich unter. Aber er hat doch gelebt, und ein Zeuguiß dafür abgelegt, daß auch auf dem Boden

ver russischen Barbarei ideale Charaktere auswachsen können. Die beste Widerlegung seines Pessimismus ist aber Turgenjew selbst: eine Nation, die in dem ersten Jahrhundert ihrer literarischen Thätigkeit einen solchen Dichter hervorbringt — und er ist nicht der einzige —; ist wahrlich nicht hoffnungslos.

Aus den Papieren eines Sachsen.

Unter diesem Titel ließ der fächsische Generalmajor von Vieth=Gol= senau im Jahre 1843 einige Aufzeichnungen über seine Erlebnisse während ber Jahre 1812 bis 1815 erscheinen. Da die Schrift, als Manuscript für Freunde gedruckt, dem großen Publicum unbekannt geblieben ist, so werben einige Auszüge unseren Lesern willkommen sein. Sie giebt freilich keine wichtigen neuen Aufschlüsse, boch immerhin einige lehrreiche De= tails, welche Napoleon's persönliches Auftreten an den beutschen Höfen, sowie das Verhältniß zwischen bem Berliner und dem Dresdner Cabinet lebhaft veranschaulichen. Von besonderem Interesse sind die Mittheilun= gen über bie harte Behandlung, welche ber zurückgekehrte sächsische Hof ben pflichttreuen Beamten angebeihen ließ, die unter bem preußisch-russis schen Gouvernement die Landesverwaltung fortgeführt hatten. Der Ver= fasser (der noch vor etwa zwölf Jahren hochbejahrt zu Bodenbach in Böhmen lebte) zeigt sich zwar als ein Feind ber Franzosen, aber auch als ein schwärmerischer Verehrer des sächsischen Königshauses; schon seine heftigen Aeußerungen über Stein beweisen, daß seine Urtheile über den Dresdner Hof nicht von einem voreingenommenen Gegner ausgehen. haben nur einzelne Unebenheiten des Stiles geglättet und lassen im Folgenden den General ohne Zwischenrede sprechen.

H. v. T.

Im Frühjahr 1812 bei Zusammenkunft der Monarchen von Destreich, Preußen und Sachsen mit Napoleon in Dresden waren dem König von Preussen der k. sächs. General Lieutenant von Zeschau, und dem Kronprinzen von Preußen der k. sächs. Oberst von Vieth zum Dienst und zu Begleitern beigesgeben.

Bevor Zeschau dem König entgegen reiste, klagte er gegen Bieth über die erhaltene Instruction, laut welcher er dem König auf eine Art zur Ab-

lehnung ber üblichen Empfange-Feierlichkeiten, welche boch ben Raifern von Destreich und Frankreich geworden waren, bewegen sollte. Der Oberst von Bieth rieth dem General=Lieutenant: sich nicht mit dieser Aufgabe zu befas= sen, sondern lieber eine ganz bestimmte Instruction zu erbitten, und dann den Umständen und der Stimmung tes Königs gemäß offen und rücksichtslos zu handeln ober den ganzen Auftrag als nicht erhalten zu betrachten, und bas Weitere bem t. sächs. Gouvernement zu überlassen. Die Umgebungen bes Ronige von Preußen hatten ihre Vermittelung in Betreff biefes Gegenstandes abgelehnt und den General-Lieutenant von Zeschau unmittelbar an ihren Monar= chen verwiesen, dieser aber dem General auf dessen Anfrage erwidert: "daß, wenn er den König von Sachsen als Freund besuchte, er jeden feierlichen Empfang verbitten würde, gegenwärtig aber, wo er zu einer Zusammenkunst mit ben Raisern von Destreich und Frankreich gelaben seh, erwarten muffe, wie ber Rönig von Sachsen ihn empfangen werde!" Dhngeachtet tieser eilig eingesenbeten Erklärung murben keine Anstalten für ben gebührenden Empfang getroffen, und ber Rönig von Preugen mußte an ber Seite des Generals von Beschau, wie jeder Privatmann, in Dresten und in tas fonigl. Schloß einfahren. Um Fuß ber Hauptstiege empfing ihn ber alte würdige Friedrich August und reichte bem ausgestiegenen preußischen Monarchen bie Band, bieser aber ergriff sie nicht, sondern verbeugte sich nur stumm und steif, und bie beiden redlichen, fonst verbrüderten Monarchen gingen in sichtbar sehr verschieden sich außern= der Verlegenheit neben einander die Treppe hinauf, ohne sich anzusehen oder ein Wort zu wechseln.

Die üble Stimmung des Königs von Preußen, welche durch die Plackereien des sächs. Kabinets seit der 1806 geschlossenen Verbindung Frankreichs mit Sachsen erregt und durch die erzählte Vernachlässigung wohl noch vermehrt war, wurde indessen sehr gemildert, ja völlig beseitigt, theils und besonders durch das redlich herzliche Benehmen des Königs Friedrich August und der königs. Familie, theils aber auch durch die ununterbrochenen öffentlichen und lauten Zeichen der Liebe und Theilnahme der Bewohner Orestens und später auch Meißens, wo in dem kurzen Raume von 12 Stunden Austalten zu dem seierslichsten Empfang, zu glänzender Erleuchtung der Stadt und des Schloß-Bezirkes — und zwar nicht auf Anordnung des Gouvernements, sondern allein der Herzen — getroffen, ein Lied, gedichtet auf die Melodie: Gott save the Kingkunter den Fenstern der königl. Wohnung gesungen wurde, und ein allgemeiner Jubel die alten treuen Gesinnungen der Sachsen bewies.

Der Kronprinz von Preußen war dem König einige Tage nach Dresden gefolgt, wo er früh zwischen 4—5 Uhr eintras. Dieser reich begabte, große Hoffnungen erregende Prinz erwarb durch wohlwollende Freundlichkeit ebenfalls die Liebe der Menge und durch jugendlich heitre Lebendigkeit eines scharfen und reich gebildeten Geistes die Herzen der näher Gestellten. —

Am Tage der Ankunft nach Mittag führte der König den Kronprinzen auch bei Napoleon auf; dieser kam dem hohen Besuch bis in die Mitte der

Thüre zum letten Borsaal entgegen; ber König blieb rechts, ber Kronprinz links in ter Thüre stehen. Napoleon rief beim Erblicken des Kronprinzen: "Ah!" worauf der König sagte: "il est dien grand pour son age!" Napoleon umsarmte den Kronprinzen, berührte bas rechte Ohr desselben, sagte: "il y a quelquechose du Grand Frederic!" und führte die hohen Gäste in das Innere seiner Gemächer. Der König konnte trot der angenommenen sehr höslichen und verbindlichen Formen einen gewissen, die Unzufriedenheit über die augenblicksiche Lage verrathenden Zwang nicht verleugnen, was einen der Großen aus dem Gefolge Napoleons zu der Bemerkung verleitete: "le roi de Prusse a l'air d'un renard, que l'on tire par la queue!"

Den beiden Monarchen von Destreich und Preußen wurden bei jeder Gelegenheit — wann und wo sie sich öffentlich zeigten — die unzweideutigsten
Beweise alt gewohnter, herzlicher Liebe und Verehrung der Bewohner Oresbens. Bei dem seierlichen Einzug und Empfang des Kaisers Franz hatte der
Indel-Auf des Boltes bereits an der grünen Wiese begonnen, und dann den
Monarchen dis in's Pirnaische Thor begleitet; von da an aber forderten beauftragte Personen, die hinter der am Truppen-Spalier gedrängten Menge
standen, die Anwesenden zur Stille auf; vermuthlich, um Napoleon nicht zu
kränken, sur welchen weder bei seinem Einzuge, noch bei irgend einer Gelegenheit sich eine Stimme erhoben hatte. Dieser Sorge sur Napoleons Stimmung
ist wahrscheinlich auch der gebührende Empfang des Königs von Preußen geopsert worden.*)

Während ter ersten Vorstellung der fremden und einheimischen Notabilitäten nach beendeten potites et grandes Entrées, nachdem die Flügelthüren aufgerissen waren, der Thürhüter sein: "l'Empereur!" gebrüllt, und die Anwessenden in Gile einen weiten Halbsteis gebildet hatten, schlich Erzähler dieser Anesdeten außerhalb des Areises in gleicher Höhe mit dem wandernden Naposleon, um wo möglich etwas von den Aeußerungen des Kaisers zu erhaschen. Der sächsische Ober-Kammerherr, Baron von Friesen, welcher vom König von Sachsen zum Dienst als Oberhofmeister bei Napoleon bestimmt war, stellte vor. Beim russischen Gesandten, Herrn v. Canicos, sagte Napoleon sehr laut: "Ah! ancienne connoissance!" sprach dann ziemlich lange, doch in der Entsternung unhördar, aber sehr sreundlich mit dem Gesandten. Der daneben stehente sächsische Minister, Graf Hopfgarten, ward als: Ministre du cabinet ausgesührt. Napoleon fragte: "quel département?" Die Antwort lautete aus Zerstreuung oder aus Gewohnheit an eine alte damals in Sachsen übliche Benennung des Inneren: "département domestique!" Napoleon

^{*)} Die Bermuthung bes Generals ist begründet. Wir wissen jetzt aus den Memoiren des Grasen Sensst, daß Napoleon ausdrücklich verboten hatte, den König von Preußen mit denselben Ehren wie den Kaiser von Desterreich zu empfangen. Uebrisgens erstreckte sich Napoleons Höslichkeit auch auf seinen königlichen Wirth. Er lud den Kaiser Franz im Dresdner Schlosse täglich zu Tische, während König Friedrich August als eine Person von niederem Range nur einen Tag um den anderen dieser Ehre gewürdigt wurde.

sance!" und frug bann den Fürsten: "quelle unisorme portez Vous?" der Fürst antwortete: "Sire je porte l'unisorme de notre contingent!" worauf Napoleon erwiderte: "Vous êtes donc Colonel dans Votre propre contingent!" vermuthlich, weil der Fürst Oberst Epauletten trug.

Bei einer großen musikalischen Akademie, gegeben in dem zu einem Saal umgewandelten alten großen Opernhaus, konnte Napoleon von dem hohen alterthümlichen Armstuhl den Fußboden nicht erreichen, baumelte stets mit den Füßen, nahm unaufhörlich Tabak, schaute oft nach dem Plasond, und schien überhaupt in einem Zustand unruhiger Erwartung. Während seiner Fußbewegungen siel ihm einmal das Programm der Akademie vom Schoos herab; die Königin von Sachsen, welche Napoleon zur Linken saß, beeilze sich in der Berstreuung das Papier auszuheben und ihrem Nachder zu überreichen. Napoleon schien so viel Takt zu haben, die Zerstreuung der Königin nicht bemerzten zu wollen, wandte sich sprechend gegen die ihm zur Nechten sitzende Kaiserin von Oestreich und griff blind maschinenmäßig nach dem Blatt.

Bei dem am Abend vor der Abreise beim König von Sachsen stattgehabten Bankett, wo alle Gesichter ber hohen Gäste in Folge großer Hitze glübten, saß Napoleon ohne alle Färbung der ihm eignen blutlos scheinenden Gesichtssarbe wie der steinerne Gast, wortarm und scheinbar mit trüben Gedanken beschäftigt. Nach aufgehobener Tafel, nachdem die Anwesenden sich zurückgezogen hatten, begleitete der König von Sachsen das französische Herrscher-Paar. In der Mitte des Nebengemaches, wo der ganze Dienst versammelt war, wandte Napoleon sich gegen den nacheilenden König und sagte ziemlich barsch in merkbarer Ungeduld: "j'ai dejä prie Votre Majeste, de ne pas s'incommoder plus loin!" ergriff die Kaiserin, welche dem alten ehrwürdigen König vermuthlich noch etwas Verbindliches sagen wollte, unsanst am Arm und rief etwas roh: "venez done!"

Der Kaiser von Destreich reiste ben Tag nach Napoleons Abreise und ber König von Prengen mit dem Kronprinzen den zweiten Tag darauf von Dresten ab. Der König fuhr am frühen Morgen, nachdem er den Abend zuvor sich bereits vom König von Sachsen und der königlichen Familie beurlaubt hatte, noch nach der Festung Königstein, wo er zu Mittag speiste. Auf bem Rudweg hielten unweit bes Dorfes Leuben auf ber Strafe von Pirna nach Dresben ber König und die Rönigin von Sachsen, um ben König und ben Kronprinzen von Preußen noch zu sehen und ein herzliches Lebewohl zu fagen. Die hohen Herrschaften fliegen aus den Wagen, und der herzlichste Abschied auf offener Strafe erquidte bie Gemüther der redlich Theilnehmenden. Der gemüthreiche König von Preußen war sichtlich ergriffen und so heiter gestimmt, daß er noch in Meißen gegen Gewohnheit und Neigung den Einwohnern den Eingang in bas Tafelzimmer während ber Abendmahlzeit gestattete, ja selbst nach ber Tafel in der erleuchteten Stadt in Mitte des ihn umbrängenden laut jubelnden Volkes umherging. Leider wurde bie vortheilhafte Stimmung bes Preußischen Monarchen burch verfehlte Maakregeln des fragte: "qu'est ce que domestique?" worauf der Graf Hopfgarten

mit Würde entgegnete: "Sire! l'intérieur!" und Napoleon: "bien, bon!" Bei Borstellung der Conferenz-Minister fragte Napoleon nach dem Ministre de justice et des finances, und auf Entgegnung: "Sire il n'y en a pas!" (damals nämlich stand der Regierungs-Ranzler an der Spite der Justiz-Pflege und ein Präsident an der Spite der Finanzen;) erwiderte Napoleon mit einem ironischen Lächeln: "Ah il n'y en a pas! bien, bon!" — Zu bem regierenden Fürsten Reuß=Cberstorf Heinrich LI. sagte Napoleon ebenfalls: "ancienne connois-General-Lieutenauts von Zeschau wieder gestört. Der König hatte nämlich gegen ben König von Sachsen ben Wunsch geäußert, die neu erbaute, ber Boll= endung nahe Festung Torgau auf der Rückreise befehen zu dürfen, und bem General-Lieutenant von Zeschau waren angeblich die beshalb nöthigen Beranstaltungen übertragen. Dieser war so überzeugt von der Unfehlbarkeit seiner Anordnungen, raß er in Meißen bas Anerbieten bes Oberst von Bieth, die Racht bis Torgau voraus zu eilen, um zu Vermeidung möglichen Irrthums Die genaue Befolgung der gegebenen Befehle einzuschärfen, abwies. Dennoch mußten diese Befehle jo wenig bestimmt ausgedrückt gewesen sein, daß sie ganglich migverstanden werden konnten; benn die neuen Pferde waren weit außer= halb der Festung auf der Poststraße aufgestellt, und die königl. Herrschaften mußten die Reise, ohne Torgau zu berühren, fortsetzen. Diese — wir wollen hoffen — zufälligen Migverständnisse hatten einen so üblen Gindruck gemacht, daß der König denselben Abend in Wörlitz, wo er speiste und die Nacht zu= brachte, bem sich beurlaubenden Oberst von Bieth ziemlich aufgeregt sagte: "man hat mich nicht nach Torgau eingelassen; ich hätte doch gewiß nicht spionirt!" und schwer glauben zu wollen schien, daß höhere bestimmt gegebene Befehle misverstanden werden könnten. — Db der Befchlshaber in Torgau wegen seines Irrthums oder Ungehorsams zur Verantwortung gezogen worden, ist unbetanut geblieben. *)

Der Verfasser schildert darauf die Ereignisse des Frühjahrs 1813.

Der russische Oberst Brendel, unterrichtet von dem Abzuge der Franzosen und von der freundlichen Stimmung der Dresdener Einwohner, rückte mit der Spitze der Borhut in die Altstadt; der General-Lieutenant Baron Winzingerode, Commandant der Avantgarde der verbündeten russischen und preußischen Armeen, besetzte die Neustadt, und schickte einen Kosaken-Rittmeister, gebornen Niederländer, an den General Vieth mit der Versicherung freundschaftlicher Gesinzungen und der Anerkennung desselben als Kommandant von Dresden. Der

^{*)} Bur Belenchtung vieses Misverständnisses erinnern wir daran, daß man in Sach sen während des Winters 18¹¹, alle Anstalten getroffen hatte um die Armee in Preußen einmarschiren zu lassen. Die Unterwerfung Preußens unter Napoleous Besehle, durch den Vertrag vom 24. Febr. 1812, ließ jenen Plan nicht zur Ausssühr ug kommen. — General v. Zeschau zählte zu der französischen Partei und widersetzte sich während der Schlacht von Leipzig dem Uedergange der sächsischen Truppen zu den Verbündeten. —

Jenne Bure begat fin fefen sam Genera. Bingingelate unt mart von tiefem mit bie aetientite Weife empfangen. Der entiffite Feltberr verlangte bie
Stillffel von Diesten Gie Elmangelung ber idlieftaren Those unt alfo und bei Stillfel marte unter ten im Auftbank befindenten alten Schlüsieln — vernnicht hauftliche — ber großte gemben, und auf einem Sammettiffen burd eine com General Bieth angefunge Nachbebenutarian bem General Bingingerobe überleichte. Diefer Schlüsel ift unverzüglich bem Kaifer Aleganter biefe feiebniche Einnahme Drestenst einen — menn wir nicht irren, Aleganter-Remetie Orden gerracht.

Diesten finnte fid ter freuntlichen unt mobimollenten Gefinnungen tes Generale Lieutenanie Wingingerote nur rubment getod nabm er bem General Bieth, nadtem er tenfelben tod ale Rammantant von Dreeten anerfannt batte, ten Degen ab, ertlatte ibn gum Eriegegefangenen und verlangte beffen idriffe lides Etrenwort: "mabrent tiefes Feldjuges nicht nur nicht gegen bie Muirten ju tienen, fondern auch jeder Urt con Berbindung mit ten Frangofen und teren Berbunteren gu entfagen." Auf feinen Befehl mußte Bieth bie gleiche Magregel bei allen in Dreeten befindlichen fachfiften Generalen und Diffigieren - alles alte gant invalite Manner - und bei allen anwesenten Pelen von Militar unt Civil treffen. Nachtem tiefer Befehl puntilich befolgt unt eine Mamen-Lifte ber nun Kriegegefangenen nebft beren eigenbandig unterzeichnetem Ehrenwort tem ruifiiden Befehlebaber überreicht mar, gab tiefer auf einem ihm von ten Beborten im Hotel de Pologue veranstalteten Ball rem General Bieth vor allen Anweienten ten Degen jurud, befahl ibm, allen ermabnten Generalen unt Dingieren ebenfalle tie Degen wieder ju geben, und ihnen sowie ten Polen ihre volle Freibeit zu verkünden, und bestätigte ibn im Commante von Dreeten, ieste ibm aber einen ruifiiden Commantanten gur Seite in ter Perion tee etlen mabrhaft menidenfreuntlichen Dberften von Beitefen. - ...

Balt trafen ter Minister Freiberr von Stein und mebrere Tage später tie beiten verbuntenen Monarchen von Ruglant unt Preugen mit ter Haupt-Armee in unt um Dresten ein. Der Minister Stein mar bereits früher burch Bemübung einiger Freunte vortbeilhaft für ten General Bieth gestimmt worden unt trat sosort nach seiner Ankunft mit temselben in genaue Berbindung; es wurde taher lepterem leicht, bas volle Bertrauen bes Baron Stein, bieses tamals surchtbar gewaltigen und klugen, in seinen Zweden immer kräftigen und consequenten, in ben Mitteln hingegen oft inconsequenten und unstäten, zu sehr von Leitenschaft geleiteten Mannes zu erwerben, und die Richtungen seines von leitenschaftlichem Haß gegen ten König von Sachsen getriebenen Sinnes zu ersorschen.

Einige sächnische mit tem Minister Stein und andern Behörden ber Berbunteten befannte Manner, unter andern ber eble als Menschen- und Baterlands Freund längst bemäh.te Herr von Miltis auf Siebeneichen (gegenwärtig tönigl. preußischer General-Lieutenant) vereinten sich zu gegenseitiger Mittheislung der gemachten Erfahrungen und Beobachtungen. Diesen Männern konnte keine Täuschung über die wahre Lage der Dinge, nämlich über die Gefahr des Königs und Vaterlandes bleiben, und sie beabsichtigten daher, die Ergebnisse ihrer Beobachtungen zur Kenntniß des Königs zu bringen; doch ist wohl ihre pflichts und liebetreue Absicht nie in Erfüllung gegangen.

Der König von Preußen hatte gegen Steins Wunsch und gegen den Willen des Kaisers Alexander durch den preußischen General von Heister an den König von Sachsen ein Schreiben entsendet, welches die dringende Bitte zur Rückehr nach Sachsen und die Einladung zur Vereinigung für den großen Zweck enthielt. Der Haß und Verfolgungssinn Steins gegen den König Friedrich August sprach sich besonders unzweideutig in seinem Unwillen und ungeneissen Tadel über diesen Schritt, sowie in der lauten Freude und dem Triumphaus, mit welchem er die erfolgte matte und ausweichende Antwort mittheilte.

In dieser gefahrbrohenden Lage war nur Hülfe und Rettung in einem außerordentlichen Ereigniß zu hoffen. Der General Bieth glaubte, daß die mögliche Rettung nur noch in der Macht des General=Lieutenants Baron Thielmann, des Befehlshabers ber Festung Torgau liege, wenn nämlich berfelbe seine Existenz in Sachsen wagen, die Strenge militärischer Ehre und Pflicht ber Pflicht gegen ben König und bas Baterland unterordnen, und die Festung, Diesen für die nächsten Operationen äußerst wichtigen Punkt, den Berbündeten unter den vortheilhaftesten Bedingungen für den König und das Vaterland übergeben wollte. Er schrieb beshalb bem General Thielmann in der ersten Sälfte des April 1813, legte ihm die gefahrvolle Lage, welche diesen außerordentlichen Schritt rechtfertigen mußte, so wie die aufzustellenden Bedingungen ans Berg, und machte ihm bemerkbar, daß im Fall Napoleon am Ende Sieger bleiben follte, ber Rönig gegen diesen rein erscheinen und die Festung ohne seinen Befehl übergeben worden sein muffe, bag aber in dem wahrscheinlicheren Fall des endlichen Sieges ber Berbündeten Thielmann erklären könne, Torgau auf geheimen Befehl bes Königs übergeben zu haben. Das Schreiben schloß mit ber von den verbündeten Monarchen aufgetragenen Zusicherung: daß im unglücklichsten Fall Thielmann in Rugland ober Preußen reichen Erfat für die geopferte Existenz in Sachsen erhalten werde. Die schnelle und richtige, nicht gefahrlose Bestellung dieses Schreibens übernahm der brave Oberforst= meister Kammerherr von Schleinit. — Der General-Lieutenant Thielmann lehnte ben Antrag ab aus dem höchst ehrwürdigen Grunde: weil er, obschon die vom König erhaltenen Instruktionen ganz unbestimmt wären, als Sol= dat der militärischen Ehre und dem blinden Gehorsam jede andere Rücksicht unterordnen musse und werde; auch mochten die Berhältnisse zu den unter ihm stehenden Militär-Behörden in Torgan zur Ablehnung nöthigen. Indessen kam Thielmann nach Dresden, unterhandelte perfonlich mit den verbündeten Monarchen, sette ihnen die Grunde seiner Weigerung mit dem Versprechen auseinander, die Festung keiner Macht, aber auch den Franzosen nicht zu öffnen, und

besuchte in voller Uniform an der Seite des Kaisers Alexander und Königs Friedrich Wilhelm die russisch-preußische Wachtparade. Dieses im Princip wohl ganz richtige und lobenswerthe Benehmen blieb indessen nur eine halbe Maaß= regel, die Thielmann kompromittiren mußte, und als später ber königliche Befehl, die Festung ben Franzosen zu übergeben, eintraf, ihn nöthigte, Torgan allein und nur in Begleitung seines Generalstab=Chefe, Major von Ufter, (ge= genwärtig preuß. General=Lieutenant, Gründer und Erbauer der berühmten Werke um Coblenz und Ehrenbreitstein) zu verlassen, und sich nun ohne Recht und Ansprüche und ohne für König und Baterland etwas bewirkt zu haben, ber Gnade und Großmuth des Kaisers Alexander zu überliefern. — Die Folge der Begebenheiten hat die unter normalen Verhältnissen verweifliche Ausicht des Generals Bieth gerechtfertigt; benn wurden bamals bie Berbündeten Besitzer ber Festung Torgau, so mußten die Folgen der Schlacht von Lützen jeder mensch= lichen Wahrscheinlichkeit nach eine andere Richtung nehmen und das arme Sachfen konnte bann später nicht ber Schanplat ber Riefenkämpfe werben; auch war Sachsens Selbstständigkeit und seine Integrität im ausgedehntesten Sinn bes Wortes gesichert.

Bei einer dem General Bieth vom König von Preußen während beffen Anwesenheit in Dresten, im April 1813, bewilligten Privat-Audienz unter vier Augen, fragte ber Monarch nach bem Aufenthalt des Königs von Sachsen, und nachdem der Befragte die Bermuthung geäußert hatte, daß ber König zwischen Regensburg und Prag ober in letterem Ort bereits eingetroffen sein moge, fagte der König Friedrich Wilhelm: "Prag ist nicht Dresten; es ist nicht bie Beit, sich von feinen Unterthanen zu entfernen; unter ihnen sein und sie um sich versammeln. Ich habe alles vergessen und vergeben, meine Hand ausge= streckt; sie ist nicht angenommen worden; traurig, bag in so großen Momenten noch Mißtrauen und Migverständnisse zwischen deutschen Fürsten obwalten!" Der redliche, durch und durch ritterliche, jeder Verstellung unfähige Monarch zeigte durch die sichtliche Rührung, in welcher er diese Worte sprach, die Nichtig= keit bes Gerüchtes, als sei ber Besitz von Sachsen bereits durch einen Traktat in Ralisch Preußen zugesichert worden, obschon es sehr möglich ist, bag ber Plan, bas Königreich Sachsen als Lösegeld für Polen an Preußen zu geben, im russi= schen Kabinet und beim Minister Stein gebildet gewesen war. — -

Nach ber Schlacht bei Lützen begab sich General Vieth in Steins Auftrag nach ber Oberlausit, erhielt von hier, da er bei seinem gebrechlichen Körperzusstand der Armee nicht weiter folgen konnte, Pässe nach Böhmen und slüchtete sich auf Seitenwegen nach Tetschen. Nahe der böhmischen Gränze erzählte ein sächsischer Müller in Aufregung und Unwillen die auf Napoleons Drohung ersfolgte Rückehr des Königs von Prag nach Dresden. Dieser Schritt des Königs verdunkelte den redlichen Sachsen den letzen Strahl der Hoffnung, sockerte altbesestigte heilige Bande, und erregte bei Vielen, wo nicht den Meisten, eine üble Stimmung, welche vielleicht nachgewirkt hätte, wären die Sachsen nicht so lange in banger Ungewisheit über ihre Zukunft gehalten worden, und hätte

später das abnorm traurige Schicksal eines wegen hoher Tugenden allgemein geehrten greisen Fürsten nicht die innigste Theilnahme erregen, und eine Liebe neu beleben müssen, welche die Sachsen mit der Muttermilch eingesogen hatten, und die ihnen zur zweiten Natur geworden war.

Der Aufenthalt bes General Bieth in Tetschen wurde bald in Dresben bekannt, und er erhielt von einem hochgestellten einflußreichen Militär so wie von einem Mitglied ber eingesetzen Immediat-Kommission mehrere Schreiben mit der Aufsorderung, sosort nach Dresden zurückzukehren, und laut des Willens Napoleons und des Bunsches bes Königs das Commando von Dresden wieder zu übernehmen. Den Weigerungen des General Bieth, gerechtsertigt durch seine, den Bersuchern wohlbekannte Lage als ein auf Ehrenwort entlassener Kriegsgesangener, solgten erst wiederholte, mit dem Köder der Schmeichelei und der Berheißung doppelten Gehaltes versehnen Einladungen; dann aber die Droshung: daß eine sernere bestimmte Weigerung den Verlust vielleicht seiner politisschen Existenz in Sachsen, gewiß aber des ihm bewilligten Wartegeldes nach sich ziehen würde; was auch wirklich ersolgt sein soll. Dieses Versahren liesert wiester einen Veweis von der Verblendung mancher in Sachsen hochgestellter Mänener, welche Napoleon sogar als einen Herrn über die unter allen Bölkern bestehenden Gesetze der Ehre zu erkennen schienen. ——

Unmittelbar nach ter Schlacht von Leipzig wurde ber greise ehrwürdige König Friedrich August als Gefangener unter russischer Bedeckung von Leipzig nach Berlin abgeführt und später nach Friedrichsfelde bei Berlin nebst ber Rönigin, ber Prinzessin Auguste und einem geringen Gefolge gebracht, worunter sich ber Minister Graf Einsiedel, ter General-Lieutenant von Zeschau und ber Beichtvater Bischof Schneider befanden. In Sachsen wurde ein russisches General : Gouvernement unter bem General Fürst Repnin eingesetzt. Die sächsischen Männer, Oberst von Miltit auf Siebeneichen — welcher übrigens immer im Schlachtgewühl ber Armeen für möglichste Linderung der Leiden seiner Landsleute gewirkt hatte, — Oberst von Carlowitz auf Liebstadt, Geh. Finanzrath von Oppel und General von Bieth erhielten vom Minister Stein, als Prascs der Central Berwaltung in Deutschland und im Namen der verbundenen Monarchen die Beisung, sich ungefäumt nach Leipzig zu begeben, wo bas General-Gouvernement so lange residirte, als Dresden noch von Franzosen besetzt und im Belagerungestand mar. Sie murden baselbst zu Gouvernements-Rathen ernannt, an die Stellen ber ihres Wirkens einstweilen enthobenen königlichen Rathe und Minister gesetzt, an Die Befehle bes Fürsten Repnin gewiesen, und dem Herrn von Miltit die Berwaltung des Innern, Herrn von Carlowit die bes Krieges, Herrn von Oppel die der Finanzen und Herrn von Bieth die Aushebung, Bewaffnung und Einübung einer Landwehr von 22,000 Mann und einer gleich starten Reserve übertragen.

Nächst diesen Männern war noch der k. pr. Geheimerath Krüger zum Gouvernements Rath, sowie ber kaiserl. russische Staatsrath von Merian zum geh. Staatssekretair ernannt, und ersterer der Finanz Berwaltung beigezeben.

Später wurde bem talent= und geistreichen trefflichen Herrn von Schönberg (späteren t. pr. Ober=Präsidenten) bas Präsidium bes Geh. Kriegsraths=Kollegium übertragen und dieses in eine Kriegs=Verwaltungskammer umgewandelt.

Der Jammer und das Elend in dem durch die Riefenkämpse zum größten Theil verwüsteten Lande war unbeschreiblich. Der Fürst Repnin, welcher nach dem Zeugnisse der unter ihm angestellt gewesenen Sachsen und mehr noch des unleugbaren Ersolges während der ganzen Zeit seiner Verwaltung den eifrigsten Willen zeigte, in die Borschläge zum Besten Sachsens einzugehen, entschloß sich auf Anrathen des Herrn von Militis, den General Bieth in das Hauptquartier nach Frankfurt a. M. mit unumschränkter Vollmacht zu senden. Der Auftrag Vieths war, den verbundenen Monarchen und ihren Ministern, vorzüglich aber dem Raiser von Rußland, als erwähltem Protestor des verwaisten Sachsens die Noth und das Elend dieses zum Theil ganz verheerten Landes mündlich darzusstellen, um schleunige Hülse und Schonung zu bitten, die möglichen Mittel zur Hülse nach bestem Ermessen vorzuschlagen, und dem Kaiser Alexander zu sagen, daß, im Fall die Mittel zur Hülse versagt werden sollten, der Fürst Repnin um Entlassung von seinem Posten als General-Gouverneur von Sachsen und um ein Kriegsgericht zur Beurtheilung seiner Handlungsweise bitten müsse.

Der General Bieth reifte in Begleitung eines seiner Abjutanten, bes jum Hauptmann in der Landwehr ernannten Baron Friesen (nachherigen sächsischen Gesandten in Spanien) so schnell als möglich nach Frankfurt, traf indessen nur furz vor dem Ausbruch bes Hauptquartiers baselbst ein, — ein für bas wichtige ihm übertragene Geschäft nachtheiliger Zufall. Er mar so glücklich burch Verwendung bes Fürsten Wolkonski den Tag nach seiner Ankunft eine dreiviertelstündige Audienz beim Kaiser Alexander zu erhalten, stellte dem Monarchen die Lage Sachsens mit ber Wärme, Offenheit und Rücksichtslosigkeit bar, zu welcher die Pflicht gegen sein Baterland ihn berechtigte, und begleitete feinen Bortrag mit einem schriftlichen Aufsat, welchen er unterwegs mabrend des Umspannens entworfen und am Abend ber Ankunft geordnet hatte, und in welchem die Hauptklagepunkte und die möglichen Hülfsmittel gedrängt angedeutet waren. Der Kaiser schenkte ber Darstellung in Huld und sichtlicher Rührung volle Aufmertsamkeit, ging in verschiedene Ginzelheiten ein, befahl, den Minister Stein von bem Besprochenen in genaue Kenntnig zu setzen, und ver= sprach das Mögliche zur Linderung der Noth in Sachsen zu thun, auch bem Fürsten Repnin unumschränkte Bollmacht für bie zu treffenten Mtaagregeln zu ertheilen. Er fügte hinzu, daß die Sachsen in Folge der ihnen vom Minister Stein gegebenen Zusicherung ber Integrität ihres Vaterlandes über ihre Zu= kunft nun beruhigt sein würden, und wiederholte ohne alle Beraulassung ober Anregung von Seiten bes General Vieth bei seinem Ehrenwort: (,,je Vous donne ma parole d'honneur") die Berheißung ber Integrität Sachsens in ber Hoffnung und unter ber Bedingung, daß die Sachsen ihre guten Gesinnungen fortgesetzt durch die That bezeigen würden. Der General Vieth magte die Vor= stellung, da seine Landsleute sein augenblickliches Glück nicht theilen könnten, so

würde ein officieller Ausspruch des trostvollen Bersprechens vom höchsten Rutzen und der Hebel für die geforderten Thaten sein, worauf der Monarch entgegnete, daß der Augenblick zum officiellen Ausspruch nicht geeignet, jedoch der General Bieth berechtigt sei, das eben erhaltene Versprechen seinen Landsleuten mitzustheilen.

Im Lauf der höchst interessanten und beruhigenden Unterredung klagte der Raiser sehr, daß ihn der König von Sachsen selbst zu seindlicher Behandlung seiner Person gezwungen habe, indem der König von allen Verbündeten Napoleons der Einzige gewesen sei, welcher 1812 eine besondere Feindschaft ausgesprochen und ihm den Krieg erklärt habe. Diese Aeußerung gründete sich wohl auf das beim Ausbruch des Krieges, 1812, vom k. sächsischen Gouvernement eingehaltene politische Benehmen, nämlich:

Eine dem Raiser Napoleon angebotene, die Verpflichtung als Glied des Rheinbundes bedeutend übersteigende Vermehrung des k. sächsischen Truppen-Kontingentes;

Das wenig schonende Benehmen gegen den lange in Sachsen accreditirt gewesenen, sehr geachteten russischen Gesandten, General v. Canicof bei ber Kriegs-Erklärung, ferner:

Die schnelle Abberufung des t. sächsischen Gesandten in Petersburg, General von Watzdorf, von seinem Posten und dessen fast unmittelbare Anstellung als Militär-Gesandter im französischen Hauptquartier, und endlich

Einen vom König unterzeichneten Aufruf an die Polen des Herzogthums Warschau zu allgemeiner Bewaffnung gegen die ihren geheiligten Boden betretenden Horden.

Diese Borwürfe, freilich auf Thatsachen gegründet, hätten doch eigentlich ben König nicht treffen sollen. Die freiwillige Bermehrung des sächsichen Kontingents um einige Regimenter war gewiß nicht in dem Wunsch und Wilslen des so väterlich gesinnten Königs, sondern aus Diensteifer des Chefs des großen Generalstades der sächsischen Armee, Generalslieutenant von Gersdorf, entsprungen. Dieser thätige und tenntnißreiche Mann war damals die einflußzreichste, das volle Vertrauen des Königs besitzende MilitärsBehörde; er war Rapoleon während dessen Aufenthaltes in Dresden 1812 als Adjutant und Begleiter beigegeben und — geblendet von dem Talent und Glückstern des grossen Feldherrn — mochte er geglaubt haben, durch freiwillige Besörderung des Interesses Napoleons auch für die Zufunft das Interesse seines Herrn zu besördern.

Das Benehmen gegen den russischen Gesandten Canicof konnte gar nicht vom König, diesem unter allen Verhältnissen gleich milden und wohlwollenden Fürsten, ausgehen und ist demselben wohl ganz unbekannt geblieben. General Canicof soll nämlich wie gewöhnlich des Sonntags nach 12 Uhr Mittags bei dem Prinzen von Sachsen zur Auswartung gewesen sein, als der Courier mit der Nachricht von der Kriegs-Erklärung Frankreichs gegen Rußland eintraf und der Minister des Aeußeren sich beeilte, den General Canicof davon und daß

der König ihn nun nicht mehr empfangen könne, schriftlich in Kenntniß zu setzen. Das Billet soll dem Gesandten im Wachtsaal der Garde du Corps durch eisnen Diener eingehäntigt worden sein, als er diesen Saal mit seinen Collegen betreten um sich zur Cour beim König zu begeben, General Canicos das Billet wlesen und sofort in sichtlicher Aufregung den Hof verlassen haben.

Hätte das Departement des Auswärtigen die ängstliche Eile nur um eine Biertelstunde mäßigen wollen: so würde der König den russischen Gesandten noch gesehen haben und das nachtheilige Aussehen der Entsernung desselben aus dem Wachtsaul wäre vermieden worden. Seneral Canicof soll dann, da er Dresden nicht sozleich verlassen konnte, unter polizeiliche Aussicht gestellt worden sein.

Die Anstellung des Generals Wattorf ist wohl allein durch die Nothwendigkeit, einen Mann von hoher Bildung als Mensch und Militär, von seinem Takt und bewährtem diplomatischen Talent, in das franz. Hauptquartier zu senden, bestimmt worden und im Drang dieser Sorge der nachtheilige Einsdruck übersehen, den diese Wahl auf ben Kaiser Alexander machen konnte, da der Kaiser dem General von Wattorf während der Bekleidung seines Postens in Petersburg viel Vertrauen geschenkt und mit seinen Kriegsmitteln bekannt gemacht haben soll.

Der Aufruf an die Polen des Herzogthums war auf den unzeitigen Rath fanatischer Anhänger des sieggewohnten Rapoleon leider! vom König unterzeichnet worden, und mehrere gedruckte Exemplare erschienen in Sachsen und befanden sich in den Händen der russischen Vorhut, als diese bereits an der schlesisch-sächsischen Gränze stand.

Der General Vieth war so glücklich, denselben Tag noch Audienz beim König von Preußen zu erlangen, und erhielt von diesem Monarchen, dessen durchaus gesunder, wahrer, redlicher Sinn eine der Perlen seiner Krone war, die unzweideutigsten persönlichen Beweise der Huld und Gnade, der innigsten Theilnahme an den Leiden seines Vaterlandes und die beruhigendsten Versicherungen des Wohlwollens für Sachsen; auch wurde ihm bei Erwähnung des die Integrität Sachsens betreffenden Versprechens des Kaisers Alexander die Zussicherung eines gleichen Wunsches. — —

Dem unermüdet wachsamen Eifer, der Einsicht und dem kräftigen reinen Willen eines Miltit, Oppel, der Carlowitze, und der mit und unter ihnen thästigen und talentreichen Patrioten war es gelungen, den bei der Lage der Dinge fast unvermeidlichen Unordnungen zu begegnen, und unterstützt von dem hülfsebereiten Fürsten Repnin eine der schwierigsten Aufgaben zu lösen, die Noth und den Jammer bald in einen Zustand der Ordnung und der Hoffnung auf wiederkehrenden Wohlstand zu verwandeln.

Durch ihren Rath und unter ihrer Leitung waren alte eingeschlichene und verknöcherte Migbräuche verschwunden; alle Wohlthätigkeits=, Bildungs= und Kunst=Institute waren unterstützt und fortgeführt; zum Theil in andere, Zweck und Sparsamkeit vereinende Formen gebracht, auch neue geschaffen; öffentliche

Bauten und Umwandelungen zur Verschönerung und zugleich für ben Unterhalt der verarmten arbeitenden Klasse angeordnet und vollführt. Dabei waren
die Staats-Cassen wieder gefüllt und der Credit so hergestellt worden, daß noch
im Jahre 1814 das Papiergeld fast den Nominalwerth erhielt; sämmtliche Truppen, auch die Landwehr, sobald diese den vaterländischen Boden verlassen
hatte (bis dahin wurde sie von den Kreisen unterstützt), und alle Angestellten ohne Verfürzung oder Verspätung besoldet, sogar Rückstände nachgezahlt,
und auch einige der nothwendig inne gehaltenen Pensionen den sehr Bedürstigen verliehen werden konnten. Kurz, das Wirken der genannten Männer war
so erfolgreich, daß nach 11 Monaten das provisorische preuß. Gouvernement
alle Verwaltungszweige in bestgeregelter Ordnung tras, das Vaterherz des Königs Friedrich August aber im Frühjahr 1815 in dem wieder ausblühenden
Rest seines Reiches Trost nach harten Prüfungen sinden, und dem väterlichen
Streben, die geschlagenen schweren Wunden des Landes vollends zu heilen, zuhig sich weihen konnte.

Der unparteiische Beobachter hätte wohl von Seiten bes wieder eingetretenen königl. sächsischen Gouvernements Anerkennung ber Berdienste ber Männer erwarten müssen, welche — wenn auch vielleicht in manchen Fällen menschlich irrend — nur bas Gute gewollt, und mit völliger Berleugnung eigner Bor= theile über alle Erwartung Großes gewirkt hatten. Allein obschon die Weisbeit bes Könige ihren Werken Gerechtigkeit widerfahren, und sowohl bas neu Geschaffene als die veränderten Formen des Alten bestehen ließ: so wurden boch die Werkführer nicht viel anders als wie Berbrecher wenigstens passiv behandelt. Die Stimme der sonst in Sachsen alles schirmenden Gerechtigkeit mußte verstummen vor schleichenden Entstellungen, wie vor bem schreienden Toben ber durch die unglückliche Theilung Sachsens aufgeregten Leidenschaften. Daß biese Männer bie Opfer bieser Leibenschaften und bes Wahnsinnes ber Parteiwuth werden würden, war schon früher unter dem russischen Gouverne= ment vorauszusehen, indem jeder, dem König und Vaterland gewiß nütlich gewesene Verkehr zwischen ihnen und bem gefangenen Monarchen sorgfältig vermieden und scharf abgeschnitten murte. Selbst der erste Minister — vermuthlich vom König aus Friedrichsfeld nach Dresden gesendet — ein edler und wohlwollender Mann, verkehrte nur mit bem fremden General=Gouverneur und würdigte jene Männer nicht eines Wortes über Lage und Geschäfte. Schon diese Zurückaltung lieferte den Beweis, wie sehr Leidenschaften und menschliche Schwächen die Blide umnebelt und ben Thatbestand dem König im falschen Lichte bargestellt hatten. Nachbem biefer bann unter lautem Jubel und Frohloden in den ihm verbliebenen Theil seines Reiches und in seine Residenz eingezogen war, offenbarte sich die Migbilligung in der unzweideutig gezeigten Ungnade des Königs und des Hofes, vorzüglich aber in dem raffinirt feindseligen Betragen einiger ber wieber flott gewordenen fungirenden Ober-Behörden des sächsischen Gouvernements. Es richtete sich dasselbe besonders gegen bie Manner, welche Lage und Berhältniffe abgehalten hatten, Sicherheit und Schutz in der Großmuth und Gerechtigkeit des mächtigen Nachbar staates zu suchen und zu sinden, die man also erreichen nud an denen man ohne Furcht und Besorgniß das Mütchen kühlen konnte. Einer derselben, ein glücklicher Weise vermögender Mann, dessen Taleut und Energie der Staat die Wiederherstellung des Credites und der Ordnung in den Finanzen zu danken hatte — schon früher war er wegen unverdienter Zurücksetzung aus sächsischen Diensten getreten — verließ nach unwürdiger rober Behandlung in einer Prisatgesellschafts-Austalt sein Vaterland, und suchte sein Streben nach wissenschaftslichen Wahrnehmungen auf Reisen zu befriedigen, (bis zu seinem nur zu früh sich öffnenden Grab). — Einen anderen dieser Männer, welcher gar kein Vermögen besitzt, während des russischen Souvernements aber eine einträgliche sire Austellung in Oresden erhalten hatte, zwang man durch planmäßige, die Wirstung auf das Ehrgefühl sein berechnende Passwität, seine Entlassung selbst zu verlangen, um dann sagen zu können: "das Gouvernement hat ihn nicht entslassen, sondern er den Dienst verlassen."

Die Folgen der angeregten Parteiwuth trafen auch mehrere verdienstvolle Männer, welche nicht unmittelbar dem General-Gouverneur als Gouvernements-Räthe beigegeben, wohl aber in wichtigen Stellen unter diesem Gouvernement dem Staate heilbringend und erfolgreich gedient, und dasür die Anerkennung des Königs von Preußen theils durch bedeutende Anstellungen, theils durch Auszeichnungen gefunden haben. Wan darf hier nur die bekannten Namen eines Körner, Schönberg, Streckfuß, Weigel nennen.

Was aber haben alle diese und besonders die während der provisorischen Gouvernements die Verwaltung leitenden Männer verbrochen? Haben sie die unglückliche Theilung Sachsens herbeigeführt? haben nicht sie, wie alle ihre Landsleute, das Mögliche gethan und geopfert, um sich der erhaltenen Verheistungen würdig zu zeigen, und die Integrität des Vaterlandes zu behaupten und zu verdienen? Und was sollten denn alle jene sächsische Männer thun? sollten sie den an sie ergangenen Auf nicht folgen, die ihnen dargereichten Zügel nicht ergreisen, sondern die Hände in den Schoofz legen, dem Druck und den Mißbräuchen unter der Verwaltung fremder Behörden ruhig zuschauen und dann diese Passivität als Patriotismus geltend machen? oder sollten sie, nachdem sie aus schweren Kämpsen lauter und rein wie Gold, jedoch ohne Gold, herauszeteln um gnädige Wiederausnahme besteden? — Nein! Diese Männer haben gehandelt, wie sie handeln gesollt, nach besten Willen und Ermessen, nach Pflicht und Gewissen.

Mittheilungen aus Otto Ludwig's literarischem Nachlaß.

Bu den Werken Otto Ludwig's, welche wahrscheinlich in kurzer Zeit nebst einigen dramatischen Fragmenten seines handschriftlichen Nachlasses in einer Gesammtausgabe erscheinen werden, glauben wir in den nachfolgenden Mittheilungen, für welche uns die Wittwe des Dichters das Material gütig zur Verfügung gestellt, in mancher Beziehung einen interessanten Commentar, über die künstlezrischen Intentionen des Dichters manchen Aufschluß geben zu können. Besonders in der letzteren Hinsicht dürsen wir diese Mittheilungen für werthvoll erachten. Sie müssen das Vild der dichterischen Persönlichkeit Ludwig's vervollständigen helsen, indem sie zu dem, was der Dichter geschaffen, andeutungsweise hinzussigen, was er darüber hinaus noch gewollt hat, indem sie das Ideal erkennen lassen, auf welches sein höchstes Streben gerichtet war, das Ideal, an dessen voller Verwirklichung ein beklagenswerthes Geschick ihn verhindert hat.

Die ersten poetischen Arbeiten Ludwig's, von denen nur wenige veröffent= licht worden sind, stehen noch wesentlich unter dem Einfluß der Romantik. Na= mentlich scheinen ihn die Phantasieen Amadeus Hoffmann's, bem er mahr= scheinlich durch seine musikalischen Studien nabe geführt murbe, eine Beit lang lebhaft beschäftigt zu haben. Nachhaltig war tieser Ginfluß keineswegs; vielmehr drängte ihn seine Natur sehr bald zum entschiedensten Widerspruch gegen das romantische Wesen, zur leidenschaftlichen Theilnahme an der allgemeinen Reaction, die sich gegen dasselbe erhob. Die erste bedeutende Kuntgebung seiner originellen Dichterkraft war der "Erbförster," ein Werk, bas in der durchschlagenden Kraft seines Realismus gegen die phantastischen Spiele der Romantik einen Protest enthält, wie er nicht energischer gebacht werden kann. Der tiefe Widerwille gegen die Hohlheit der romantischen Ideale gab diesem Realismus seine Schärfe, der Haß gegen alles unklar Verschwonimene den Gestalten dieses Werkes ihre herbe, so zu sagen, glanzlose Deutlichkeit, ihre bis zum Absonderlichen gesteigerte individuelle Bestimmtheit. Wie sehr sich jedoch der plastische Gestaltungstrieb bes Dichters hierbei befriedigte, seinem poetischen Gewissen war nicht Genuge Dies beweist das spätere Drama, "die Waccabäer," das auf den geschehn. Rothurn der großen Tragodie gestellt ist. Seine Novellen, die an echter Poesie und lebensvoller Wahrheit so reich sind, wollte Ludwig eigentlich nie für ganz voll gelten lassen. Er erklärte sie für Nebenarbeiten, welche ber Zwang ber Unistände ihm abgenöthigt; Talent und Neigung habe ihn zum Drama berufen, Diese novellistischen Arbeiten seien auf seine bramatische Kraft von störenden Einfluß gewesen. "Ich fürchtete," sagt er an einer Stelle seiner Shatspearestudien, "bei tieferem Eingehn in bas Wesen ber Erzählung die ganze Frucht meiner bramaturgischen Bemühungen zu verlieren, und schrieb daher, ich kann sagen, absichtlich blind darauf los (bei "zwischen Himmel und Erbe") . . . Nun

hab ich troptem mein tramatisches Gefühl turch bas Schreiben dieser soge= nannten Erzählung wieder verwirrt." An einer anderen Stelle heißt cs: "In meinem Produziren ist jetzt ein Widerspruch, der alles Gelingen unmöglich macht. Die Stoffe, Die ich bebrute, werden alle Romanstoffe, mahrend boch jede Ginzelheit darin für die dramatische Behandlung berechnet ist und ihr Recht an sich nur durch scenische und schauspielerische Aufführung erhalten tann. Ich componire Romane, die aus lauter Dramenscenen bestehn. Das Gange findet in einem Drama nicht Plat, bas Ginzelne im Roman nicht seine geeignete Ausführung." Borwiegend episch, wie man Ludwig's eigener Ueberzeugung zuwider gemeint hat, war sein Talent keinesfalls. Dlag auch der von ihm angedeutete Widerspruch in seinem Produziren nicht blos die Folge einer vorübergehenden Beschäftigung mit der erzählenden Dichtungsweise gewesen sein, sondern zum Theil auf einer gewissen Eigenthümlichkeit seines poctischen Schaffens beruht baben, im Wesentlichen mar tie Natur seines Talentes ohne Zweifel auf bas Tramatische gestellt; jener Widerspruch kann als kein tiefgehender betrachtet werben. Die Hauptcharactere seiner Dichtungen, auch ter novellistischen, sind in ter That vorwiegend bramatisch gehalten; es lag bem Dichter auch in seinen Erzählungen weniger baran, nach Art bes Epikers Situationen und mannigfach verschlungene Berhältnisse breit zu entfalten und innerhalb berselben ben Wen= schen in seiner Abhängigkeit und Bestimmbarkeit zu zeigen, er liebte es vielmehr, den Character in den Vordergrund zu stellen und ihn in den Aeußerungen eigenwilliger Energie zu schilbern. Bas ihn poetisch am meisten interessirte, war bie Geschichte einer mächtigen und rücksichtslosen Leidenschaft, deren Darstellung man stete und mit Recht für eine wesentliche Aufgabe ber bramatischen Dichtkunst gehalten hat. Die Mittel für diese Kunft stellte ihm sein dichterisches Naturell in reichem Daß zu Gebote; in ter bewunderungewürdigen Kraft seiner Phantafie besaß er vor Allem die Fähigkeit, Gestalten und Situationen in jener abfoluten Beise gegenwärtig zu machen, wie es bas Besen ber bramatischen Boesie erfordert, jene Fähigkeit unmittelbarer Darstellung, auf welcher bie Runft des Dramatikers vornehmlich beruht. Was ihm aber bei seinen bramatischen Compositionen oft hinderlich murbe, mar die Fülle individueller Einzelheiten. die sich seiner Phantasie in der Borstellung eines Characters und seiner bra= matischen Entwicklung im Uebermaß aufdrängte, die große Masse daracteristis schen Details, die ihm erwuchs, indem er sich mit der ganzen Stärke und Junigteit seiner Empfindung in das Leben eines solchen Charafters vertiefte. Dieser Reichthum individueller Büge, die er mit der Kraft und Liebe eines Dürer erfaste und barftellte, überwucherte nicht felten tie Formen bes Drama, hemmte ober brach durch seine Last den Fortschritt der dramatischen Handlung. Interesse für das Einzelne, für die Ausgestaltung eines bestimmten Characters, einer bestimmten Situation beeinträchtigte häufig bie Rücksicht auf bas Ganze der dramatischen Entwicklung. In der Freiheit nun, welche die Form der Erzählung seiner Neigung zum Individualisiren gestattete, steigerte sich biese in solchem Grate, tag sie sein Schaffen, wie er selbst bekennt, nicht bloß in bra=

matischer, sondern in allgemein poetischer Hinsicht zu benachtheiligen aufing. klagt barüber, daß er durch seine novellistischen Arbeiten in eine Richtung gebrängt worden sei, die seinen Blick zu sehr auf das Kleine geübt habe, raß die realistisch betaillirende Behandlungsweise, die anatomisirende Darstellungsart, auf welche sie ihn geführt, mit seinen höheren poetischen Intentionen in Wiberspruch gerathen. Seit ber Zeit, wo die lette Erzählung erschienen war, richtete sich sein ganzes Sinnen und Denken wieder ausschließlich auf jenes er= habenere Ziel, das er bereits in den "Maccabäern" vor Augen gehabt, auf bas Ireal bes großen Stils ber bramatischen Dichtung. In ähnlichem Sinne, wie am Ende seiner Lausbahn Dürer, an dessen Geisteseigenthümlichkeit er in ber That vielfach erinnert, war er nunmehr bestrebt, die strengen Formen des ca= racteristischen Ausbrucks mit ben idealen Anforderungen ber Kunst zu versöhnen, und ähnlich, wie jenem, mar es auch ihm jetzt Bedürfniß, über die Prinzipien fünstlerischen Schassens sich theoretisch Rechenschaft zu geben. Unablässig beschäftigte ihn feit jener Zeit die tiefere Ergrundung der eigenthumlichen Stilgesetze bes Drama; ben bedeutenden Mustern besselben, als beren größtes er Shakspeare verehrte, widmete er das eingehentste und vielseitigste Studium.

Die Resultate dieser angestrengten Arbeit sind in vier umfänglichen Bänden seines handschriftlichen Nachlasses enthalten, welche ben schon erwähnten Titel "Shatspearestudien" führen. Aus ihnen gedenken wir nun Einiges mitzutheilen. Unmittelbar ist in bemfelben nicht Alles auf Shakspeare bezogen. Wir finden ba außer bem, was tiesen speziell betrifft, in äußerlich ganz lockerem Zusammen= hang: allgemeine Betrachtungen über das Wesen ber dramatischen Poesie, Beurtheilungen ber verschiedensten bramatischen Dichterwerke, eine große Anzahl dramatischer Entwürfe, Selbstbekenntnisse und Selbstkritiken. Aber durch dies Alles zieht sich als inneres Band, als "rother Faben," bald ausbrücklich bezeichnet bald nur angedeutet, oft auch verschwiegen die Rücksichtnahme auf die Mustergröße ber Shakipeare'schen Dichtung. Shakspeare ist meist auch ba, wo sein Name ungenannt bleibt, als unsichtbarer Maßstab der Gebanken ge= genwärtig. So führen biese Aufzeichnungen mit Recht ben Titel "Shakspearestudien." Wir geben von ben mitzutheilenden Stellen berfelben, bei beren Ausmahl uns die oben genannten Gesichtspunkte vornehmlich maßgebend maren, zuerst eine Reihe von Selbstbekenntnissen bes Dichters. Was den kritischen Theil berfelben betrifft, die Beurtheilung, welcher ber Dichter sein eigenes Schaffen unterwirft, so hat ihn die Strenge seines kunstlerischen Gewissens, die leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Ideal, das ihm vorschwebte, nicht selten gegen sich selbst ungerecht werden lassen. Wir dürfen dem einsichtigen Leser anheim= geben, die Kritik dieser Kritik selbst zu vollziehen.

"Ich fühle," heißt es in einer der frühesten Partieen der Shakspearestudien, "ich nuß einen Endstrich machen unter mein bisheriges musisches Treiben . . . Ich habe meinen Blick so auf das Kleine geübt, daß ich vor einem poetischen Character stehe (selbst meiner eigenen früheren Fabrik) wie eine Ameise vor einem Hause, die immer nur einen Stein davon übersehen kann. Der Gesahr

anatonischen Studiums für ben Künstler muß ich erliegen, wenn nicht genug Ganzheit ber Anschauung mehr in mir übrig, sie zu überwinden."

An einer andern Stelle bezeichnet er als einen seinen bisherigen Fehler bas Streben nach all zu breiter Motivirung: "... Ich meinte, in den Dialog noch besonders die Erklärungen hineinnehmen zu muffen, die eigentlich der Berstand des Lesers oder Zuschauers zu geben hat, und die gar nicht nöthig sind, wenn nicht Absonderlichkeiten in der Fabel bem Berstande einen Sprung zu= muthen oder eine Voraussetzung, die über die Regel hinausgeht. Ich möchte fagen, ich mubte mich, die Citate der Urkunde in meinen Geschichtstext hinein= zuarbeiten, während ich mich auf teine besondere Urkunde, sondern auf die Re= gel hätte stützen follen. Shakspeare führte mich auf ben richtigen Weg. Nun weiß ich, bag, wenn die Fabel im Ganzen und Großen natürlich und nothwendig, die Charactere nicht zu individuell — wodurch ohnehin der Zweck der Tragodie, bas allgemeine Menschenschicksal im besonderen barzustellen, verfehlt wird — daß bann die Ausführung sich durchaus um keine detaillirte Motivirung für den Berstand zu bekümmern habe, um besto fräftiger ihrer wesentlichen Aufgabe, die Phantasie (fünstlerisch) zu täuschen — unmittelbarer, poetisch naiver Darstellung — nachgehen zu können . . . Je weniger Maschinerie in ber Tragodie, besto besser. Deshalb ist die Emilie Galotti ein bedenkliches Muster für junge Dramatiker. Shakspeare vereinfacht die Maschinerie, er motivirt mehr aus den Characteren und will lieber die Begebenheit oder Handlung zu schlant, als mit kleinen Behelfen und Behelf tes Behelfes bepackt wissen, wodurch bas Ganze etwas Zufälliges bekommt, weil nun jeder kleinste Behelf einen Ginfluß auf bas Bange auspricht."

Wie diese, so liegen auch die folgenden Stellen in den Aufzeichnungen im= mer ziemlich weit, zusammenhangslos aus einander:

"Nun ist mir bas Räthsel meines früheren Schaffens gelöst. Erst bloße Stimmung, zu der fich eine Farbe gesellte, entweder ein tiefes, mildes Goldgelb ober ein glühendes Carmoifin. In ber Beleuchtung wurde allmälig eine Gestalt sichtbar, wenn ich nicht sagen soll, eine Stellung; eine Fabel erfand sich, und ihre Erfindung war nichts Anderes, als das Entstehen und Fertig= werben ber Gestalt und Stellung. Aber diese war so sehr Hauptsache, diese genau begrenzte, lebendigste Unschauung eines Menschen in einer gewissen Stellung, daß, sowie das Mindeste daran unbestimmt wurde, meine Fabel und meine Intentionen sich verwirrten . . . Jenes Farben= und Formenspectrum, welches mich, fo lange es in klarster Sinnlichkeit bastand, in jedem Augenblicke und in ben heterogensten Umgebungen und Beschäftigungen, wie ein Mahner um= schwebte und mein ganzes Wesen in Aufregung versetzte — nun weiß ich, was jene Gestalt und ihre Geberde war; nichts Anderes, als der sinnlich angeschaute tragische Widerspruch; der eine Factor die Gestalt, die Existenz, der andere die Geberde — der sinnlich angeschaute prägnante Moment, in welchem am schärf= sten Contrast die Einheit erscheint. Sonderbar, jetzt, wo ich von dem Allge= meinen ausgehe, von den Gesetzen der Gattung, wie sie mir ein sorgfältiges

Studium gelehrt, folgt jene Erscheinung, jenes Spectrum der Feststellung des Planes oder dem vollständigen Entwurf der Fabel. Mein Albrecht (der Held eines Fragment gebliebenen Drama) stellt sich mir nun als solches Spectrum dar, als eine sanste Existenz in gewaltsam zorniger Geberde (Zorn, Gewaltsamteit ze. auf dem Grund einer sansten Natur und dadurch modifizirt, resignirter Trop auf dem Grund der Humanität) — Agnes (die Heldin des Stücks) als sittige Gestalt in der Geberde leidenschaftlicher Liebe (die Leidenschaft uns bedingter Hingebung, die Liebe auf dem Grunde der zartesten Sittigkeit und Frauenehre, leidenschaftliches Bedürfniß auf dem Grunde ruhiger Schönheit). Der Erbsörster, der Judah und die Lea (in den Maccabäern), auch selbst die Heiterethei schwebten mir in solchen Anschauungen vor; im Erbsörster das Gestühl für Recht im Momente, wo es Unrecht thut; darin liegt alles Vorher und alles Nachher."

"Mein Fehler war, daß ich durch zu große Stätigkeit und sinnliche Wahrheit die Phantasie meiner Zuschauer ober Leser band, und unmittelbar an ben Sinn und das Gemüth sprach. Wer den Sinn überzeugen will, lähmt die Phantasie. Dann wurde mein Fehler das Bestreben, die Entwicklung zu ficht= bar zu machen, d. i. unmittelbar zum Berstande zu sprechen, wodurch wiederum die Phantasie aus dem Spiele gesetzt wurde. Ich muß streben, der Phantasie anzuvertrauen, mas ich bem Sinn, Gemuth und Berstand zu sagen habe, muß sie zu meinem Sprecher machen, und um sie nicht zu binden, mich mit Andentungen für ben Berstand behelfen — ober vielmehr nur ben Widerspruch gegen ben Verstand vermeiden, d. i. ihn nicht in's Interesse ziehn, aber auch nicht ihm zum Trope thun. Er muß im Ganzen und Großen seine Rechnung finden, bie ich aber nicht selbst ausarbeiten barf, ich muß ihm überlassen, bas Zutreffen selbst auszurechnen; b. h. nun wieberum die Dinge im Ganzen und Großen anschauen und anzuschauen geben, nicht bas Ganze durch Markirung seiner Theile aufheben . . . Poetische Behandlung ist nur möglich, wenn man sich hütet, sich zu sehr in bas Einzelne einer Situation zu verlieren; es herrscht bei terselben bas Typische, die Totalität der Situation, ihr allgemeines Bild vor, während wir bei der Verstandesbehandlung den Wald über dem Baum, den Vaum über bem Zweig u. f. w. vergessen, und bas leicht Uebersichtliche uns ein Chaos wird. Es ist des Berstandes Weise und Geschäft, zu zerlegen; die Natur ber Phantasie ist bas Zusammensassen bes Zusammengehörigen und Berdunkelung bes Einzelnen als solchen. Meisterstücke darin sind viele Shakspeare'sche Monologe, in welchen eine ganze Welt von Vergangenheit und Zukunft auf der schmalen Schneide der Gegenwart zusammengedrängt ist. Alle sogenannten prägnanten Momente find biefer Art."

[&]quot;Es ist schon das ein Fehler, wenn das dramatische Interesse hauptsächlich auf dem Causalnezus der Handlung ruht. Unsere prosaische Zeit weist uns auf die sogenannte Spannung hin, d. h. im besten Sinne auf das Interesses Preußische Jagibuher. Be. XXII. Hest 4.

suchen durch causale Berbindung und zwar in so concentrirter und nackter Form las nur möglich, d. h. auf Erregung des Berstandesinteresse... In Reaction gegen die Phantastereien der Romantik haben wir auf das Berständige zu viel Gewicht gelegt, wie denn ein Extrem zum anderen zu führen pflegt. Nun gilt es, uns wieder der richtigen Mitte zuzuwenden, wenn wir es vermögen, den intuitiven Berstand zu stärken. In der Schwäche des intuitiven und der Ueberstärke des analytischen Verstandes liegt das poetische Uebel unserer Zeit."

"Ich strebte die vollständigste Musion an und wollte doch zugleich ber Schönheit genug thun. Das ist unmöglich . . . Ift ein Spiel nur schön und im Ganzen mahr und gut, und für Gehalt, Wechsel und Contrast gesorgt, Die Charactere interessant, bietet sich Dichtkunst und Schauspielkunst barin die Hand, oder vielmehr sind sie Eins, so findet sich der rechte Grad von Illusion von selbst; man barf nicht besonders barnach streben. Man mache nur, bag bie Sache gefällt, daß die Existenz gewünscht wird; was man wünscht, glaubt man leicht. Die Schönheit existirt für ben intuitiven Berstand, für bie Phantasie. Unmittelbar wende man sich baher an keine andere Kraft, als an tiese . . . Was Berstand und Phantasie befriedigt, ist ber bildliche Getanke. Jede Metapher ist ein solcher im Kleinen, ganze Scenen, wenigstens Reben können ein ausgeführter, geglieberter bildlicher Gebanke fein, ein uneigentlicher Ausbruck in Action; und am Ende ist bas ganze Stud nur eine große reichgegliederte Me= tapher. Die Natürlichkeit und Wirklichkeit baif nie so weit getrieben werden, daß wir fie nicht mehr mit dem klaren Bewußtsein anschanen, sie sei nur Nachahmung."

"Es gilt jett nicht, in Opposition gegen allen Idealismus zu stehen, es gilt vielmehr, realistische Ideale barzustellen b. h. Ideale unserer Zeit. Berkehrt wäre es, Ibeale einer vergangenen Zeit nachdichten zu wollen, die schon ihre möglichst schöne Realisirung in den Gestalten der großen Dichter dieser vergangenen Zeit gefunden; ebenso verkehrt, blos opponirend gegen sie zu verfahren; vielmehr ist es die Aufgabe, ben Idealen, die noch gestaltlos als bloße Sehn= sucht in der neustrebenden Gegenwart zittern, die Gestalt zu geben, in der so= gleich jeder Zeitgenosse bas erkennt, was er in sich hegte, aber nicht gestalten b. h. nicht anschauen konnte. So lehrt ber mahre Dichter seine Zeit wonach sie sich sehnt, die ideale Form der Menschheit — wie seine Zeit sie fordert, er lehrt sie ihr Bedürfniß und giebt ihrem Denken und Gehaben bas Muster . . . Unsere Ireale sind andere, als die in ber goldenen Zeit unserer Dichtung. Ein Glück für uns, daß unsere Zeit schon weit genug von jener goldenen entfernt ist und so viel eigene Geschichte gehabt hat, daß in ihr sich neue Iteale so weit bilden konnten, daß sie sich bereits ber Gestaltung bes Dichters bieten, d. h. daß ihnen Nichts fehlt, als die eigentliche Gestaltung. Nur barf sich ber Dichter nicht von jenen Wahnbildern der Zeit täuschen lassen, die eben nur das allge= meine Bedürfniß eines Ibeales andeuten . . . Bei meinem Judah (in den Macca=

bäern) war ich schon unbewußt auf den rechten Weg gekommen. Es ist mir nun klar, daß ich auf diesem Weg der Maccabäer, von dem ich in "zwischen Himmel und Erde" abgekommen, fortgehen muß, d. h. was die ideale Intention betrifft; denn natürlich von den Fehlern des dramatischen Ganges muß ich mich frei machen."

Pflegte man Ludwig's poetischen Character bisher vorzugsweise naturalistisch zu nennen, so wird man nunmehr, namentlich auf Grund tieses letten Bestenntnisses, überzeugt sein müssen, daß jenes Prädicat seine dichterische Eigensthüntlichkeit nur sehr unvollständig bezeichnet. Ueber die Beschaffenheit des künstelerisch dramatischen Stilcs, in welchem sich das erstrebte Ideal aussprechen sollte, enthalten folgende Stellen nähere Andeutungen:

"Eine Kunst, die ich nun lernen muß, ist das Ausfüllen, das Treiben des poetischen Metalles, das Breitermachen, das Ausdehnen eines Naturlautes, eines Momentes des Details der Leidenschaft, das Plastischmachen des in der Natur Dünnen. Das Hastige und Dünne irritirt mehr, als daß es poetisch wirkt."

"Es gilt nicht, die Züge, in denen sich die Affekte in Wirklickeit zeigen, die pathologischen Symptome derselben, die zum Theil stumm, zum Theil zu hastig, jäh, zu oft wechselnd, theils bloße, an sich nichtssagende Interjectionen sind, tieses Athmen, Schluchzen, Ersterben der Stimme, unartikulirter Aufschrei, es gilt nicht, tiese Symptome einfach wiederzugeben, sondern poetisch zu idealissiren; es gilt die unmittelbare Sprache der Natur in eine poetische zu übersetzen, aber so, daß diese immer noch unmittelbar erscheint. In dieser kunstreichen Rede muß der Character des Pathologischen zugleich mit sixirt sein. Die Nebe nuß selbst gleichsam zittern, ersterden oder anwachsen, die Gedanken selbst, die ihren Gehalt ausmachen, müssen gleichsam sich ausbaumen, niedersinken, zuch as pathologische Verstummen muß ausgesprochen sein, das Ningen, das Unaussprechliche auszusprechen. Man muß den Gedanken, der Metapher den Rhythnus des Herzschlags, die Freiheit oder Hemmung des Athmens anshören."

"Im höchsten Affekt ist der Mensch stumm, der ganze Mensch ist Empfinsdung. Um sprechen zu können, muß er zum Theil erst wieder besonnener Berstand sein. Das in der Wirklichkeit unterdrückte Bewußtsein nuß der Dichter befreien; er muß seinen Menschen die ganze Tiese des Affektes lassen, ihm aber so viel Geisteskraft dazu leihen, diesen Affekt austönen zu können. So ist es bei Shakspeare. Im Affekt vom Schauspieler gesprochen, klingen manche solcher leidenschaftlicher Reden der Shakspeare'schen Figuren nur wie ein auseinander gebreiteter Aufschrei oder ein lang gehaltenes zitterndes Stöhnen. Beim erstensmal Hören wird uns das vielleicht sogar Wirklichkeit; wir hören nur den Aufsschrei, das Stöhnen darin. Später aber verstehen wir auch die Gedanken im Momente des Affektes, der badurch künstlerisch gedämpst wird. Denn das ist

ber Zwed bes poetisch bramatischen Austrucks ber Affette. Dem Zuschauer soll seine Ganzheit erhalten werten. Die Absicht ist blos, ihn künstlerisch zu täuschen, nicht ihn zu betrügen. Er barf nicht in bie völlige Isolirtheit bes Affettes mit hineingerissen werben; seine Sinnlickeit muß ben Affett ber Person theilen, aber sein bentenbes Ich frei barüber schweben . . . Was bie Wahrheit bes poetischen Ausbrucks anlangt, so giebt Shakspeare in seiner betaillirenben Umschreibung in ber Paraphrase eines "Ach" z. B., die Wirtung, welche bas "Ach" auf uns hätte, wenn wir alle bie bunkeln, aber surchtbar gewaltigen Gefühle, die den Seuszer auspressen, kennten; er läßt seine Personen einestheils biese dunkeln Gefühle aussprechen, anderntheils ist, was die Personen sagen, zugleich auch onomatopoetische Nachahmung ober Darstellung bes Naturlautes in ganzen Rhythmen, so baß beibes erreicht wird, eine tiese Erregung ber Swapathie durch die Wahrheit des Ausdrucks und durch die Boesie besselbest erreicht wird, eine tiese Erregung ber Swapathie durch die Befreiung von dem Duälenden, was bieser Affett sur sich selbst has ben würde."

"Shakspeare tetaillirt tas Ganze ter Empfindung, so taß jedes Moment bes Details Geberde wirt, in Gedanken, Ton und Stimmung; er zerlegt eine Gemüthsbewegung gleichsam in Gedanken-, Sprach- und Tongeberden. Ja, ter Gedanke selbst macht Geberden, die Sprache bewegt sich so zu sagen sichtbar, ber Ton spielt Comödie. Man betrachte die Monologe Hamlet's und sage, oh nicht selbst die Gedanken hier leidenschaftlich gesticuliren . . er giebt die Gedanken so, daß sie zugleich Gefühle sind. Die Gedanken ächzen, ringen die Hand und winden sich. Alles wird sichtbar, hörbar, fühlbar. Alles ist Leben, das unser ganzes ungetheiltes Leben mit sich reißt, ungetheilt, wie jeues selber ist."

"Benn Laertes' Stimme burch Schluchzen unterbrochen wirt, und er es vergebens gewaltsam zurückzudrängen sich müht, so giebt Shakspeare nicht eine Rete mit Gedankenstrichen, die die Unterbrechungen andeuten, und muthet bem Leser oder Zuschauer zu, ben pathologischen Gang bes Prozesses sich selbstthätig erklärend vorzustellen, sondern er nimmt die Schilderung bes Vorgangs in die Rete auf, giebt aber dieser Schilderung ben Ion und Rhythmus, ben die Rete in der Wirklichkeit gehabt hätte, er unterbricht diese Schilderung gleichsam burch bas, was sie schildert. So wird die Darstellung und die Erklärung bes Darsgestellten eines und dasselbe. Das Restectivte erscheint in der Form der Unsmittelbarkeit. (Gemeint ist die Stelle: Zu viel des Wassers hast du, arme Schwesser! u. s. w.)

"Aehnlich in tas Beschreibente fallen gewisse psichologische Bemerkungen ter transatischen Personen, tie eigentlich ter Zuschauer machen sollte. Sie sind aber niemals im Compentientone ausgesprochen, sondern trücken auf gewisse Weise mit tem Inhalt zugleich auch tie Stimmung tes Zustantes aus, auf den sie sich beziehen. Der Inhalt ter psychologischen Bemerkung ist bloger Stoff; die Einkleidung in Sprache ist aber gewöhnlich so, daß baran tie nas

türlichen Zeichen bes betreffenden Bustandes zur Anschauung kommen, Die, auf bie Sympathie bes Zuschauers wirkend, ihm praktisch benselben Zustand erweden sollen, dessen Inhalt die Bemerkung theoretisch ausspricht. Das ist der "Me= chanismus ber Uhr hinter gläsernem Zifferblatt." . . . "So ist's von ber Wirtlichkeit auffallend abstechend, wenn Macbeth die Gründe und Gegengründe bes projectirten Königsmordes namhaft macht. Es ist das in der That mehr Beschreibung, als wirkliches Ausleben des Zustandes in wirkliche Erscheinung. Aber wiederum liegt in der rhetorischen Ausführung die Geberde ber wirklichen Erscheinung . . . Der Schein der Unmittelbarkeit liegt bei Shakspeare fast lediglich in der Form, in ter Geberde seiner Reflexionen über psychologische Phänomene. Man vergleiche mit dieser Art Shakspeare'scher Schilberung ben Monolog Tell's, der reine, bloge Beschreibung ift. Gin bedeutender Contrast. Shakspeare würde ben Zustand Tell's auch beschrieben haben, aber so, baß diese Beschreibung in ihrer Form psychologische Geberde hatte und zugleich ben Sinnen und ber Phantasie barstellte, mas die Reflexion für den Berstand aussprach."

"Die nackte Sprache ber Empfindung ist so wenig zu dulden, wie die nackte Sprache bes Verstandes."

"Die bildliche, metaphorische Vergegenständlichung des Affektes ist nicht blos burch die Natur der Poesie gefordert, sie begründet sich auch auf die Wirklich= teit psychologischer Gesetze. Auch in ber Wirklichkeit regt ber starke Affekt Phantasiebilder auf, beren man sich, wenn ber Affekt vorüber ist, meist nur undeutlich erinnern kann, wegen des rapiden Wechsels derselben, und weil der Uffekt ein schlechter Beobachter, und ein um so schlechterer ift, wenn er sich selbst beobachten soll. Aber man versuche es, absichtlich einen Reslex eines solchen unaussprechlichen Gefühles in sich hervorzubringen und man wird ein fieberisches Sichabarbeiten ber Phantasie bemerken, ein wildes Umsichschlagen mit Bilbern, die die gelähmte Aufmerksamkeit nur so unbestimmt fassen kann, wie riesige Woltenschatten . . . Und ware es nicht in ber Natur, daß übermäßige Gefühle übermäßige Bilber erweckten — während es nur so ist, daß bie Aufmerksamkeit nicht zulangt, die Bilder auch klar zu beleuchten — so wäre boch factisch bie Phantafie bas einzige Mittel, ein ftarkes Gefühl aufzuregen. Der Dichter läßt uns die mächtigen Erregungen seiner Gestalten mitempfinden durch bas Medium entsprechender Bilber, burch bas Medium ber Phantasiesprache; babei ist es ihm gleich, ob jene Personen die Bilber, die er sie aussprechen läßt, in Wirklichkeit haben oder aussprechen könnten . . . Die Phantasie dient aber nicht bloß zur Erregung unserer Mitleidenschaft, auch zur Milberung berselben. Indem ber dargestellte Affekt sich in die Sprache ber Phantasie ergießt und beredt wird, fühlen wir unfern spnipathischen Zustand erleichtert und uns von dem entbun= ben, was uns sonst überwältigen müßte. Wie uns ber Dichter sympathisch in Affekt sett, muß er uns sympathisch auch wieder von dessen Uebergewalt befreien."

In Bezug auf poetische Objectivität ber Darstellung, mit welcher ber gesorberte Schein ber Unmittelbarkeit genau zusammenhängt:

"In der Bernauerin (von Ludwig mehrmals bearbeitet) wird der Held von innerer Ungeduld getrieben. Dem Dichter darf das nicht passiren. Man kann die Ungeduld darstellen, ohne selbst sympathisch durch den Gedanken, daß man die Ungeduld darstelle, in Ungeduld zu gerathen und ungeduldig tarzusstellen, statt die Ungeduld. Dabei hat man den offenbaren Nachtheil, daß ter eigene Affekt, Berstand und Einbildungskraft paralysirt und nun die Darstellung eben deshalb unvollkommen bleibt. Ich glaube, es war Kleist's Fehler, wie es der meinige disher häusig gewesen, daß wir ein zu kräftiges Gesühlss und Bezgehrungsvermögen zu wenig zu discipliniren wußten. Der Laconismus seiner und meiner Gestalten im Affekt läßt einen Nichtkenner der Seele schließen, wir sein zu kalt gewesen, während wir zu heiß waren. Wir reißen an solchen Stellen deswegen nicht so hin, wie man wünschen kann, weil wir den mittleren Grad des Affektes, der die Phantasie erregt und den Verstand und den Menssche Personen ihn überschritten, den der Dichter nie überschreiten darf, wenn er auch seine Personen ihn überschreiten läßt."

In Bezug auf die Einheit und Geschlossenheit der Composition. Die wich= tige Bedingung derselben: der ideale Zusammenhang der Handlung, der Zusammenhang von Character, Leidenschaft, Schuld und Leiden, im Unterschied von dem pragmatischen, äußeren Causalnexus.

"Der ideale Zusammenhang und der prazmatische Causalnezus sind von einander verschiedene Dinge und können nicht völlig in Einklang gebracht werben; es kommt nur darauf an, daß jener herrsche und als das Wichtigere erscheine. Bei Shatspeare liegt Die Nothwendigkeit des Schicksals immer vorwiegend im idealen Zusammenhang, der durch seine scheinbare Wirklichkeit sich so bemerklich und bedeutsam hinzieht, daß am Schluß der Trägödie die Einzelheiten dieser scheinbaren Wirklichkeit mit ihren äußeren Ginwirkungen auf den Gang bes Schickfals mehr ober weniger in ben hintergrund des Interesses treten, die Nothwendigkeit des idealen Zusammenhanges aber fest im Gefühle bleibt. Gestalt und Körper können vergessen sein, man weiß nicht mehr, waren's blaue, schwarze ober braune Augen, aber ihren Blid weiß man noch; Die Seele hat sich uns eingeprägt. Der aus ber ibealen Ginheit bes Ganzen entspringende sittlich-ästhetische Eindruck steht fest, wenn man sich auch nicht auf die einzelnen Mittel besinnen kann, durch die er hervorgebracht ist. Dagegen behält man bei Lessing z. B. mehr die Mittel, weil ihre Spezialität für den Eindruck wichtig, weil das Ganze eben nur burch biefe und keine anderen Mittel möglich war, während man bei Shakspeare die Empfindung hat, sein Banzes sei so nothwendig, daß auf die Mittel nichts ober nur wenig ankomme . . . Ift nur der ideale Zusammenhang recht hervorstechend, so wirkt selbst das Zufällige oder Bufallartige, b. h. ber von der Idee emanzipirte Stoff nicht störend."

Der Begriff bes tragischen Zusammenhanges zwischen Schuld und Leiden erhält durch die folgende Stelle eine nähere Erläuterung:

"So nothwendig auch, daß das Leiden aus der Schuld hervorgeht, so würde boch der Gedanke, daß Alles anders und wie gut! werden konnte, wenn man

anders gewesen, am Ente nicht ausgesprochen werden dürfen. Das Dämonische des Schicksals litte dabei; das mustische Element würde zerstreut und die Nothwendigkeit des Ganzen zu einem rationalistischen Rechnungserenipel herabgesett. burch solch eine Nutzanwendung zu einer moralischen Beispielsgeschichte, bie, an sich Nichts, eben nur absichtlich deshalb erdichtet, um die Nupanwendung daran knüpfen zu können. Gine Müance von Fatalismus muß ber Tragödie innebleiben. Darum lieber zu naiv tie Person sich zu ihrem Schicksal verhalten au lassen, wenn nur die fünstlerische Ausführung das Peinliche und Gräfliche fern hält. Daher der Reiz einer tragischen Gestalt, die ihr Schicksal als Etwas, das nicht zu ändern gewesen, ohne zu fragen und zu rechnen, ob und womit sie es verdient, erduldet, ja ber tiese Frage nicht einmal einfällt. Beides wird schaben: wenn ber Mensch mit bem Himmel rechtet und ihm Ungerechtigkeit vorwirft, und wenn er nachrechnet und sein Schicksal als bei Beller und Pfen= nig verdient findet und sich fagt, bättest du bas, nur das nicht gethan, wärst du so und so gewesen, statt so, so ware bas so geworden, das so und bu könntest jett lachen, statt zu heulen . . . Es liegt ja immer auch im Character= und Leidenschaftstrauerspiel etwas Fatalistisches. Die Mischung von Freiheit und Unfreiheit, die in unserm Denken, Begehren und Handeln ist, bleibt auch in unserem Schicksal. Und der beste Theil des poetisch tragischen Eindrucks liegt im Gefühle dieser unauflöslichen Mischung. Die Nothwendigkeit der Folge mag uns offen liegen, nicht die ber Ursache. Offen, daß es einem solchen Menschen unter solchen Umständen so geben kann, aber nicht, warum der Betreffende eben ein solcher Mensch und in solche Umstände situirt. Die Rechnung ist rationell, aber in ihrem Resultat bleibt etwas Irrationelles, weil etwas bergleichen im Ansatze lag."

Zum Schluß noch eine Bemerkung bes Dichters über seine Maccabäer:

"Während die meisten Hebbel'schen Figuren sich was auf ihre Eigenthumtichkeit wissen und damit erzählend dick thun, schildern sich die meinen ohne, ja wider ihren Willen. Und stets mehr handelnd, als durch Erzählung. So z. B. daß der Löwenkampf Judah's gar nicht weiter beredet, sondern wie etwas Ge= wöhnliches angesehen wird. Ferner die Art von Schabensreube, mit ber er ben Eleazar gehen und die Anderen in Hinficht auf den Anspruch der Familie auf das Hohepriesterthum gewähren läßt in der Borfreude, daß, was ihnen so glänzt, hinter dem, was er thun wird, als kleinlich eitel verschwinden wird und er die vorübergehende Beidunkelung wählt, um dann so heller vor sich selbst zu strahlen. Er steht Eleazar gegenüber wie Stolz dem Ehrgeiz. Dieser Stolz steigert sich in ihm bis zu dem: wenn ich es lasse (Israel), dann ist's verloren. Er verachtet im Stolz auf seine Stärke die Schwäche seines Bolkes ben Fanatikern gegenüber und muß zulest sehen, daß eben diese Schwäche gesiegt und nicht seine Stärke. Daß keine Rraft sich bem Weltgeschichtsgeiste gegenüber überheben darf, da sie in dessen Banden eben auch nur ein Wertzeug ist wie die Schwäche. Daß weber die Stärke noch die Schwäche etwas an sich. Schmidt hat getadelt, Judah sei ein epischer Character, er leide nicht. Aber man versetze sich in Judah's Character und man wird finden, daß für diese Natur, wie sie ist, kein größeres Leiden möglich, als das welches er empfindet, daß er, der sich vermaß, Alles zu sein gleichsam der leitende, schaffende Gott der Befreiung selbst, und als solchen entzückt sich anzuschauen, nun auch nichts weiter sich erscheinen kann, als ein willenloses Werkzeug; daß es der Gott war, der zeitweilig in ihm wirkte, was er in stolzer Selbstvergötterung für seinen eigenen, endlichen Menschen hielt."

Während der Zeit, in welcher die Shakspearestudien entstanden, also während der letten sechs oder sieben Jahre seines Lebens, ist von Ludwig Nichts versöffentlicht worden. Die dramatischen Arbeiten, mit denen er sich in dieser Zeit beschäftigte, blieben unvollendet. Krankheit und manche Sorge hemmten sein dichterisches Schaffen; es war ihm versagt, sich selbst und der hohen künstlerisschen Iden Iden, der sehnsucht galt, völlig genug zu thun. Für uns ist diesses Iveal, wie sehr wir immer beklagen, daß es nicht die volle Berwirklichung gefunden, die Ludwig ihm zu geben durch sein Talent berusen schien, für uns ist dasselbe auch als der bloße Gedanke seines künstlerischen Strebens ein Gegenstand freudiger Verehrung, ein theueres Vermächtniß, an dessen geistigem Werth wir die Hoheit seines dichterischen Sinnes erst ganz ermessen können.

Dr. Hermann Lude.

Politische Rundschau.

Berlin, Anfang October.

Das Eigenthümliche ber politischen Lage, in der wir uns nunmehr seit Jahr und Tag befinden, ist ber Kriegszustand mitten im Frieden, die innere Unruhe mitten in der äußerlichen Ruhe. Wir haben die Grundlage zur nationalen Einheit in einem Rampf von sieben Wochen gelegt; aber auf den Friebensschluß ist eine Kriegsrüstung unserer westlichen Nachbarn gefolgt, die in bem Mage, als sie fortschritt, von steigenden Anniagungen begleitet war. Die Spannung zwischen Deutschland und Frankreich brückt auf den ganzen Welttheil. Sie trägt die Schuld, daß weder Deutschland bes Segens seiner Umgestaltung, noch Europa der Vortheile des Friedens froh werden kann. Sie erniuthigt unsere Gegner im Innern in ihrem Widerstand; auf sie hoffend senden die deutschen Erfürsten ben europäischen Söfen protestirende Denkschriften, predigen die Ultramontanen ben Kreuzzug gegen das keterische Preußen, und verbünden sich die vaterlandslosen Helden der deutschen Bolkspartei zum Sturze des Weites von 1866. Graf Bismarck verwies uns Deutsche einmal warnend auf bas Schicksal der Polen. Der Bergleich, wie hart er schien, mar keineswegs unzu= treffend. Hatte die Gunst ber Vorsehung es nicht gefügt, bag von den Magna= tenhäusern des verfallenden Reichs ein einziges wieder die Anfänge eines Staats und in ihm eines Staats= und Baterlandsbewußtseins schuf, — wir wären un= ter ben Banden ber großen europäischen Mächte zerbröckelt wie die Bolen. Denn wenn selbst nach ber staatlichen Bereinigung von 30 Millionen Deut=

schen es bei uns noch Parteien giebt, tie ihr dynastischer, oder radicaler, oder confessioneller Fanatismus bazu treibt, ben neuen beutschen Staat mit Bulfe des Auslands wieder zertrümmern, statt ihn gegen das Ausland mit vollenden zu wollen, — wohin würden die entsittlichenden Folgen unserer Zerrissenheit uns dann wohl ohne jenen Haltpunkt geführt haben? Welcher Unterschied ift zwischen den Targowiczer Conföderirten, die im Namen ihrer, durch die Mai= verfassung von 1791 verkürzten Freiheit sich mit der Czarin Catharina verban= den und zwischen jenen Demagogen, die auf den französisch-österreichischen Krieg gegen ben preußischen Militarismus speculiren? — Die Einen waren von abliger, die Anderen sind meist von plebejischer Herkunft, aber Baterlandsverräther sind sie beide. Gemeinsam ist ihnen die vollkommene Abstumpfung des nationalen Gewissens; die Zerrüttung des vaterländischen Gefühls durch lokale und persönliche Interessen und Leidenschaften. Es giebt auch in Italien Parteien, welche ben Thron Bictor Emanuel's umftürzen wollen, und die Zustände des Landes liegen arg genug darnieder, aber auch der wüsteste Radicale dort würde sich scheuen zur Zerschlagung ber piemontesischen Herrschaft bie Desterreicher ober Franzosen herbeizuwünschen. Es giebt auch in Frankreich eine wachsende Opposition gegen die bonopartische Staatsordnung, aber jeder Orleanist und jeder Republikaner wäre gerichtet, der eine Ahnung davon aufkommen ließe, daß er den Krieg mit Deutschland will, um Rapoleon III. zu Grunde zu richten. Jene chnische Frechheit, mit ber bei uns welfische Broschüren, ultramontane Volksblätter und süddeutsche Demokraten die Zeit herbeisehnen, wo die rothen Hosen gegen den Rhein marschiren, ist der ausschließliche Vorzug unserer deutschen Volkszustände. Sie beweist, daß der Krieg von 1866 zur äußersten Stunde kam, daß ce bie höchste Zeit war, die Nation vor der politischen und sittlichen Zersetzung zu retten. Sie ist jetzt gerettet. Sie ist start genug geworben gegen Jedermann zu vertheitigen, mas bisher zu Einem Staatsverband zusammengefaßt ist, und im Laufe ber Jahre in tiesen Berband hineinzuziehen, mas noch außerhalb steht. Es ist rieses Werden der deutschen Einheit, welches unsere eigenen, wie die Geschicke Europas beherrscht. anderen Ereignisse, der Zerfall in Desterreich, die Unruhen an der unteren Donan, die Zerrüttung in Italien, der Sieg der spanischen Revolution — ihre Bedeutung mißt sich nach den Beziehungen, die sie zu jenem Mittelpunkt haben. Und nicht blos für uns ist dies so, sondern für den gesammten civilisiten Welttheil. Denn ob jene Borgänge Napoleon III. hemmen oder fördern, ob sie ihn friedlicher ober kriegerischer stimmen, ob sie ihm die Aussicht auf Allianzen nehmen oder geben — das ist die entscheidende Frage, von der das Räthsel der Zukunft abhängt.

Das Verhältniß, in welches Preußen und Frankreich seit dem Prager Friesten zu einander gerathen sind, bietet ein seltsames Schauspiel. Die Thatsachen des Jahres 1866 sind von Frankreich anerkannt, der preußische Gesandte ist in Paris für den norddeutschen Bund beglaubigt, die freundschaftlichen Formen sind zwischen beiden Cabinetten gewahrt und doch beschränkt sich, seitdem Frank-

reich in ben beutsch-banischen Berhandlungen ben letzten Bersuch ter Ginnischung machte und schroff genug zurückgewiesen wurde, ber biplomatische Berkehr auf die Besorgung ber Canzleigeschäfte und auf Beweise gegenseitiger Höflichkeit. Bestände die Thätigkeit der Gesandten nur in Berhandlungen mit den Regierungen, bei benen sie accreditirt sind, so müßte sowohl herr v. Benedetti wie Graf Golt ober sein Vertreter außerordentlich viel Muße gehabt haben. Beide Mächte stehen ohne alle nähere Beziehung sich beobachtend gegenüber. während die eine, vollauf beschäftigt mit der Sicherung ihres Erwerbs, in unvertennbarer Friedensliebe jede Collision vermeidet, rustet die andere in sieberhafter Bast, und facht durch ihre Journale eine Polenit an, Die gang ben Auschein hat, als sollte bas eigene Land und Europa auf ben künftigen Krieg vorbereitet werden. Im nordbeutschen Bund beutet kein Schritt auf irgend eine feindselige Absicht; kein Cadre wird neu gebildet, kein Pferd wird über ten knappen Friebensstand hinaus für Cavallerie und Artillerie gefauft; bis auf ben Umtausch ber glatten Geschütze burch gezogene, und auf die Bervollständigung ber rei= tenden Artillerie ift keine Aenberung im Militärwesen getroffen. reich dagegen beschließt man ein neues Armeegesetz, welches die Reservepflicht verlängert, zur feldmäßigen Completirung bes stehenden Deeres eine zweite Rlasse von Soldaten, die Reserverekruten, einführt und eine mobile Nationalgarde schafft. Man beschleunigt mit äußerster Hast bie Einführung bes Chassepotgewehrs, man steigert ben Pferbebestand in einer höchst kostspieligen und nur Angesichts bes Kriegs gerechtfertigten Weise, man häuft ungeheure Fourage-, Bekleidungs= und Rriegsmunitionsvorräthe auf und armirt die Festungen. bem Opfer einer Anleihe von 429 Millionen, von benen nur 80 Millionen für nicht=militärische Zwede bestimmt sind, wird alles vorbereitet, um den Gegner in schnellem Sprunge niederwerfen zu können. Und dieser Gegner schaut kalt= blütig ben unablässigen Rustungen zu; er ist sich seiner Stärke wie seiner gerechten Sache allerdings bewußt, aber er opfert toch ben Bortheil, ben bie größere Raschheit ber Mobilmachung ihm bisher gegeben hatte. Mit prahlendem Uebermuth rühmen die frangösischen Journale die Ueberlegenheit bes Chassepot= gewehrs, die Borzüge der neuen Taktik in Chalons, ben unerschöpflichen Reichthum Frankreichs, der sich in den Ueberzeichnungen der Anleihe zeige. Wie mare es möglich, diesem gewaltigen Rriegsbeer zu widerstehen, wie könnte ein deutscher Soldat den Ungestüm des frangösischen aufhalten! Natürlich gehen zehn Preußen auf einen Franzosen und die große Nation ist niemals geschlagen, seibst nicht bei Roßbach. Und diesen Prahlhänsen stehen die Sieger von Sadowa in bescheide= ner Ruhe gegenüber; wenn jene die schlechte Strategie des böhmischen Feldzugs tadeln und beweisen, daß ein geringer Aufwand von napoleonischer Energie den Sieg von Königgrät in die furchtbarste Niederlage verwandelt haben würde, so verhalten diese sich schweigend, sie legen keine Kritik an die französische Armee= organisation, obwohl sie hierzu nur Werke wie das von Trochu abzuschreiben hatten; sie berichten über die Uebungen im Lager von Chalons, über die Borzüge und Mängel des Chaffepotgewehrs mit einer Unbefangenheit, als hätten Diefe Dinge für sie nur ein wissenschaftliches Interesse.

In das Geräusch der Rüstungen, das ganz Europa aufregt, wird dann und wann ein beruhigendes Wort geworsen. Der Kaiser versichert in Tropes, der Friede sei im Augenblick ungestört, und alles deute darauf hin, daß er dauernd sein werde. Und der hochofficiöse Constitutionel beruft sich auf den Kaiser und ermahnt die Industrie, sich ihren Arbeiten zu widmen. Die Weissheit der Capitalisten, sagt er, beruht jest in ihrer Kühnheit. Waget, untersnehmt, die Gegenwart gehört Euch, und ebenso die Zukunft, die schlimmen Zeiten sind vorüber!

Wie paßt diese Aufforderung zu den militärischen Borbereitungen und den stillen Bersicherungen Niel's und seiner Officiere, daß der Krieg unvermeidlich sei, oder zu seinem hochsahrenden Ausspruch: Frankreich sei heut die einzige Macht Europas, welche Krieg oder Frieden in ihrer Hand trage? Es ist für eine Regierung wohl erlaubt, ihre Absichten zu verhüllen, bis sie die Mittel oder den Borwand zum Losschlagen bereit hat, aber ist es auch erlaubt, die eigenen Bürger zu Unternehmungen zu verführen, die, wenn der Friede nicht dauert, sie in's Verderben stürzen können? Diese Frage wirst Guizot in seinem neuesten Aufsat auf (Revue des deux mondes 15. Sept.), aber allerdings die Officiösen können zu ihrer Rechtsertigung sagen: es glaubt ja Niemand in Frankreich unserer Lüge, das müßige Capital in der Bank vermindert sich nicht, vielleicht aber gelingt es uns, Europa über unsere Absichten zu täuschen!

Und wiederum werden die lockenden Bilder von der nun beginnenden Friedensaera durch bedrohliche Gerüchte verdrängt. Frankreich, so sagt man, geht damit um, Belgien und Holland zu einer Bollunion und einem Militärvertrag zu bewegen. Das sind freilich schwer auszusührende Dinge; als unter Louis Philipp 1841 ter Gebanke einer Zolleinigung mit Belgien auftauchte, wurde er sosort von König Leopold als unverträglich mit den Finanzinteressen wie mit der Selbständigkeit und der Neutralität Belgiens zurückgewiesen. Indeß tie französische Presse und ihre Helfershelfer in Wien und im Haag beschäftigen sich mit dem Plan; sie weisen auf die Ernennung Laguerronidre's als Gesandten in Bruffel, sie haben die Dreistigkeit, die Schutz= und Trutbundnisse, welche Deutsche mit Deutschen schließen, auf gleiche Stufe mit den französischen Gelüsten nach der Herrschaft über einen fremden Staat zu stellen. Bielleicht ist Alles nur eine absichtlich ausgestreute Beunruhigung. Bielleicht ist in Bruffel noch kein officielles Wort in dieser Richtung gesprochen. Aber officiell ist auch auf Luxemburg verzichtet, und doch besoldet die französische Regierung dort Blätter, welche die Gemüther für den Anschluß an Frankreich vorbereiten. Sollte der Wunsch ihr so fremd sein, die Belgier, nachdem König Leopold todt ist, in dem Gefühl ihrer Sicherheit zu erschüttern, die französische Partei dort anzuspornen und bei den Holländern und ihrem sauberen König das Ber= trauen auf den französischen Schutz und die Hoffnung auf eine belgische Theilung zu weden?

Das Gespenst verschwindet wieder, und die Komödianten in Paris ziehen eine andere Coulisse auf.. Die Badenser seiern das halbhundertjährige Bestehen ihrer Verfassung, sie freuen sich ihrer constitutionellen Freiheit, aber sie such

patriotisch genug zu wünschen, daß bem ersten Artikel ihres Grundgesetzes, wonach Baben ein Glied des deutschen Bundes ift, burch ben Anschluß an den norddeut= schen Bund bald wieder ein Inhalt gegeben werbe. Darüber ist große Ent= rüstung in Paris. Sonst schreit man bort, daß Preußen ben Süben erobern wolle, jett schreit man, bag ein Theil bes Subens sich ihm freiwillig anschließen will. Freilich, man weiß es recht gut, daß der Prager Friede dem Süden und dem Norden Deutschlands das Recht läßt, in eine nationale Berbindung zu treten, und daß er die Art dieser Berbindung der freien Berständigung der Betheiligten anheinistellt; aber man thut, als wisse man bies nicht, als verpflichte ber Prager Bertrag den nordreutschen Bund alle Wege, am Main stehen zu bleiben. Man weiß auch, bag Preußen es augenblicklich vermeiden wird, bem Berlangen eines einzelnen süddeutschen Staats nachzugeben, daß die Politik bes Grafen Bismarck für die nächste Zeit es vorzieht, den Norden zu consolidiren. Aber die gute Gelegenheit muß zur Einmischung in Die beutschen Dinge und zu keden Berurtheilungen benutzt werden. Man will brohen, um die Parteigänger im teut= schen Süden zu ermuthigen, man will einschüchtern, um ben Fortschritt ber nationalen Partei zu hemmen. Dazwischen aber tonen, bamit bie Doppel= zungigkeit niemals aufhöre, wieder die Friedensflöten, und der französische Finanzminister versichert bei irgend einer Generalrathsversammlung, Europa bedürfe des Friedens und Frankreich sei mächtig genug, ihn, ohne der Furcht beschuldigt zu werden, zu erhalten. Je nachdem die einzelnen Wahlen im Gardbepartement, im Jura oder in Toulon für die Regierung günstig oder un= günstig fallen, je nachdem die Union der liberalen Parteien zusammenhält oder auseinandergeht, wechselt auch die Neigung, die Zukunft rosenfarbig ober finster barzustellen.

Preußen thut einen tühnen und geschickten Bug, ber sein Selbstvertrauen und seine Friedenszuversicht bezeugt. Es entläßt ben britten Jahrgang seines Beeres um einige Wochen früher und vertagt die Einstellung der Refruten bei den Linienbataillonen vom October auf den 2. Januar. In ganz Europa erkennt man die Weisheit dieses Schrittes an, - was thut man in Frankreich? Die officiellsten Blätter gleiten über die unbequeme Magregel hinweg, die offi= ciösen finden, daß sie durch Finanzverlegenheiten Preußens veranlaßt und von keiner Bedeutung sei. So lange ber norddeutsche Bund die allgemeine Wehr= pflicht nicht abschaffe und sein Beergesetz nicht andere, könne auch Frankreich keine Acnderungen treffen. Der Kaiser weilt im Lager von Chalons; man brei= tet einen Schleier über die bortigen Vorgänge, indeß erfährt bas Publicum, baß die vorbeidefilirenden Truppen "zum Rhein" "zum Rhein" schrieen, und daß der Raiser von seinen politisirenden Officieren mit der zweideutigen Eiklärung Abschied nahm: "Ich sage Ihnen nichts, weil die Zeitungen nicht verfehlen würden, aus meinen Worten, möchten sie noch so gemäßigt sein, Borzeichen bes Krieges Es paßt ihm also, vor seinen Militärs die Lage so darzustellen, als verzichte er bereits barauf ber steigenden Aufregung ber öffentlichen Meinung zu widerstehen. Und bald nachher, am 14. September, spricht in Riel der deutsche Fürft, beffen Staat und beffen Bolt alle jene Rüstungen, Drohungen und Rebe-

tunststücke gelten, und ber es an ber Zeit findet, einmal ein gerades, beutsches Wort zu sagen. Er beruhigt den Rector der Rieler Universität, der ein bewegliches Friedenscarmen vorgetragen hat, mit der Bersicherung: "Ich sehe in ganz Europa keine Beranlassung zu einer Störung bes Friedens." "Was Sie aber, fügt er hinzu, noch mehr beruhigen wird, das ist der Blick auf die mit Ihnen hier versammelten Repräsentanten meiner Armee und meiner Flotte, Dieser Kraft bes Baterlandes, welche bewiesen hat, baß sie sich nicht scheut, einen ihr aufgezwungenen Kampf aufzunehmen und durchzusechten." Darob eine furchtbare Panique an der Pariser Borse. Dem Bramarbas, ber, während wir ruhig an ber Arbeit stehen, tagtäglich sich vor uns stellt, die Faust ballt, tobt und gesticulirt, ist gesagt, daß er kommen möge, wenn er es nicht lassen könne, wir fürchteten ihn nicht. Jett muß er boch losschlagen, benn seine Ehre ist verlett! Welch' ein Berbrechen, bie große Nation nicht zu fürchten! Das Gleichgewicht Europa's ist umgestürzt, es ist klar, Preußen maßt sich bie Rolle des Schiedsrichters über alle Bölker an! Aber seltsam, ter Bramarbas schlägt nicht los, sondern er verliert die Haltung. Die in Paris anwesenden brei Minister treten eilig zur Berathung über den Rieler Vorgang zusammen und beschließen, daß die Ansprache sich nur auf die Ereignisse von 1866 und nicht auch auf die gegenwärtigen Umstände beziehe. Ihr Beschluß wird an ber Börse angeschlagen und bie Börse gewinnt bei diesem Theatercoup ihre Fassung wieder. Das Geschäft, die Fäuste in die Luft zu schwingen, kann fortgesetzt werden, es war Riemand so unbescheiden zu erklären, daß er sich, wenn Diese unanständigen Bewegungen bis zur körperlichen Berührung ausarten sollten, seiner Haut wehren werde.

Der ungeheure Frevel, ber in diesem ganzen Treiben liegt, bas ge= wissenlose Spiel mit den Interessen der Civilisation und der Arbeit, mit bem Wohlsein der vielen Millionen, die diesseits und jenscits des Rheins im Schweiße ihres Angesichts ihrem friedlichen Beruf leben, drückt auch in Frankreich auf alle ernsten Geister. Guizot ist kein Freund Preugens, er benutt ben Widerstand ber radicalen und ber höfischen Parteien gegen bas Werk von 1866, um sich zu überreden, daß der Rern tieses Werkes nicht in ber Erfüllung der deutschen Idee, sondern in der Bergrößerung der ehrgeizigen Monar= die Friedrich's II. liege. Er ist der Ansicht, man könne überhaupt von einer deutschen Nation nicht reden, und beruft sich dafür auf den König Wilhelm von Bürtemberg, ber ihm feiner Zeit versicherte: Deutschland sei keine Ration, sonbern bestehe aus verschiedenen Bölkern mit sehr verschiedener Geschichte und In= teressen; und wenn die vier kleinen deutschen Könige nur darauf rechnen könnten, daß Frankreich sie in ihrer Eristenz und ihren deutschen Rechten schützen wolle, so würden sie gern zusammen mit ihren kleinen Nachbarn einen Bund schließen, um zwischen Desterreich und Preußen bas Gleichzewicht zu halten, und zur Sicherung ihres großen französischen Nachbars beizutragen. Man kann es Guizot nicht verdenken, wenn er die Verminderung der Zahl solcher wohlge= sinnten deutschen Könige durch den preußischen Ehrgeiz schmerzlich beklagt, und wenn er ganz im Einklang mit König Georg und Kurfürst Friedrich Wilhelm,

mit Karl Mager und Gichholz den Föderalismus für tie deutsche Natur viel angemessener findet als ben Unitarismus. Aber auch er erkennt boch an, bak ber Sieger von Sadoma sich mit Bescheidenheit in seine neue Situation gefun= ben, daß Graf Bismard Mäßigung, Vorsicht und Gebuld an ben Tag gelegt habe, und daß das monarchische Preußen, ganz im Gegensatz zu tem republitanischen Frankreich welches Europa in Flammen setzte, seine Action auf ein begrenztes Gebiet, auf die Herrschaft in Deutschland, beschränke. Auch er findet die Ursachen der gegenwärtigen Uebel in der Haltung der französischen Regierung, und er fordert von ihr, sie solle, wenn sie ben Busammenstoß nicht für nothwendig halte, auch Frankreich und Europa nicht die Last einer so furchtbaren Perspective aufbürden. "Wenn ter Krieg nicht mahrscheinlich ist, wenn Europa, Preußen inbegriffen, mindeftens chen so fehr als Frankreich bas Be= bürfniß und ben Wunsch nach Frieden empfindet, so barf bie französische Regierung die Aussicht auf ben Krieg nicht offen lassen, und barf Frankreich und Europa nicht in einer Unzuhe halten, die für alle Interessen, französische und europäische, moralische und materielle, beklagenswerth ist." Rur genügt es jest nicht mehr, friedliche Worte zu machen, es bebarf ber That; es giebt nur Einen Entschluß, ber unter ben jegigen Berhältnissen Europa beruhigen kann bas ist die Burudführung ber militärischen Kräfte auf den Friedensfuß! Und wie antwortet die Regierungspresse auf diese ernste Mahnung? Sie erklärt: es existiren keine Kriegsrüftungen. Fragt ben Marschal Riel, ruft ber Constitutionel aus, und er wird Euch fagen, bag der Friedensfuß nicht überschritten ist. Und das hochofficiese Journal citirt ein anderes Journal, die triegsschnaubende "Presse," welches constatirt, daß tie sogenannte Abrüstung ohne Unvorsichtigkeit nicht weiter getrieben werben könne, bamit nicht ber Mangel an Goldaten auf die französischen Entschließungen wieder so drücke wie vor zwei Jahren, wo ein verwegener Streich bas europäische Gleichgewicht umwarf. —

Wer da meint, daß dieses Schwanken zwischen Krieg und Frieden bas Abbild der inneren Stimmungen Frankreichs sei, oder bag Rapoleon III. der aufgeregten öffentlichen Meinung bald nachgebe, bald mühselig gegen sie aufämpfe, wurde eine geringe Kenntniß der Preß= und Volkszustände dieses centralisirten und reglementirten Landes verrathen. Die Parifer Journale arbeiten bis auf die Oppositionsorgane, die mit wenigen Ausnahmen friedlich gestimmt find, lediglich auf Commando. Noch mehr auf Commando schreiben die Provinzial= blätter, deren aufreizende Sprache baher besonders beachtenswerth ist. französische Bolt, bas bestätigt uns wieder Guizot, will in seiner ungeheuren Mehrheit den Frieden; die Landwirthschaft will ihn wie der Handel und die Industrie. Wer ihn nicht will, ist bie Armee, bie wie jede Armee ben Krieg wünscht, und ist unter ben höheren Klassen ber Civilbevölkerung, soweit sie taiserlich gefinnt ist, jene Gesellschaft wohlt otirter Senatoren, Staatsräthe u. f. w., die ihre Jahresrente durch die wachsenden inneren Schwierigkeiten bedroht finbet und die leichtsinnig genug ist, bas frangösische Beer für unbesiegbar zu Man thut wohl, dem heutigen Frankreich möglichst wenig idealistische halten. Beweggründe unterzuschieben und niemals zu vergessen, daß auf seinem Throne

ein Parvenu sitt, bem sein persönliches Interesse in erster Linie steht, und baß ihn ein Kreis von Glücklittern umgiebt, die, je nachdem ihre eigenen Chancen es gebieten, tie Ehre Frankreichs gewahrt ober bedroht finden. In diesem Land ist alles Maschine, ein fünstliches Hebel = und Druckwerk, und der Kaiser sitt noch fest genug, um die Maschine zu leiten. Was man auch von seinem zunehmenten Alter, seiner Schlaffheit und Unentschlossenheit sage, er überragt doch seine Umgebung zu sehr, als daß diese ohne ihn und wider ihn handeln könnte. Wenn unter seinen Ministern sich eine Friedens - und Kriegeströmung bekämpft, so ist er es, ber ben Kampf zuläßt, weil er beide Wege sich offen halten will. Wenn er ben Vorsatz faßte, ben einen Weg zu verschließen, so würde je nach seinem Willen fast die gesammte Presse die Herrlichkeit des Friedens feiern, ober sie würde mit fast gleicher Leichtigkeit das rasch erregbare, burch die Garnitur von Präfecten und Maires vortrefflich dressirte Volk zum Kriegszug nach bem Rhein entflammen. Guizot erzählt, er habe ben Kaiser einmal zur Zeit des Krimmfriegs vor der Einnahme von Sebastopol gesprochen, und sei von seiner Unruhe und Bedenklichkeit, von der Mäßigung und Bescheidenheit seiner Wünsche betroffen gewesen. Gewiß ist Napoleon III. fein Kriegsheld; gewiß wünscht er sich nicht ohne Deckung burch Allianzen, Die er bis jett nicht hat, und ohne einen plausiblen Borwand, ben ihm die vorsichtige Haltung Preußens entzieht, in ben Krieg zu stürzen. Aber er muß boch glauben, daß tas Offenhalten ter Möglichkeit bes Kriegs zu seiner Gelbsterhaltung erforderlich sei; er muß doch die Besorgniß hegen, daß die Gemüther, wenn die Perspective auf den großen Nationalkampf sie nicht mehr in Span= nung hält, für die revolutionären Ideen empfänglicher werden. So treibt er bas Schaukelspiel weiter, obwohl die Gefahr desselben zu Tage liegt. Denn so lange die Unsicherheit dauert, wächst auch die Calamität der materiellen Interessen und mit ihr bie Unzufriedenheit über bas bestehende Regime. Go mag es kommen, daß Napolcon III. tereinst wie Wallenstein jagen kann: "Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr wie ich wollte? Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte bie That vollbringen, weil ich sie gedacht? — Beim großen Gott bes himmels! Es war nicht mein Ernst, beschlossene Sache war es nie!"

Die Sterne Napoleon's III. sind im Sinken, das Glück ist ihm nicht mehr hold. Wenn er die Kriegsfrage fortspielen ließ, um günstigere europäische Berhältnisse zu erwarten, so liegt es heute vor Aller Augen, daß sie sich uns günstiger für ihn gestaltet haben. Womit er in Berührung tritt, das zerbricht und zerfällt. Er steht in warmer Freundschaft mit der musterhaften Königin, deren Tugenden Bio IX. zu Neujahr mit der goldenen Rose belohnte, und siehe der Thron der Freundin wird von den spanischen Generalen mit der Leichstigkeit hinweggesegt, wie einst der Thron Franz' II. von Garibaldi. Er steht in intimen Beziehungen mit Wien und der österreichische Reichekanzler secunz dirt auf das Bereitwilligste seiner Bedrohungspolitik und versichert uns im Voraus, daß Desterreich den Fehler der Passivität, den es im Krimmkrieg beganzen, nicht wiederholen werde; und siehe dieser abermals regenerirte Kaiserstad

klacht abeimals in allen Fugen, und hinter ber trügerischen Schminke von Freiheit und Bürgerglück, die der in solchen Toilettenkunsten sehr bewanderte Berr von Beuft seinem Cisleithanien aufgelegt hat, tritt das fahle Angesicht eines Staatsförpers hervor, bem Die Seele, bas Bewußtsein ber Staatseinheit, der österreichische Gedauke entflohen ist. Und in Italien, auf deffen Allianz wir bei einem deutsch-französischen Krieg niemals zu rechnen hätten, bessen Rönig vielleicht aber von Louis Napoleon durch römische Bersprechungen zu firren wäre, — wachsen die Symptome der inneren Auflösung, die tiesen Theil der lateinischen Race zur Theilnahme an einer europäischen Action eben so unfähig macht, wie es das zweifach und vierfach getheilte ungarisch = flavisch = romanisch = beutsche Desterreich mehr und mehr wird. Ein König, bem es an ber Achtung ber Nation fehlt, eine Berwaltung, ber man vorwirft, daß sie ein Drittheil ber Staatseinkunfte in ihre Privattasche stede, eine Armee, beren Generale sich vor dem Publicum herunterreißen, eine Bolksvertretung, die in persönliche oder provinzielle Parteiungen zerriffen ist, ber Mittelpunkt bes Staats aus bem piemontesischen Kronland herausgerückt in bas verweichlichte Florenz, und ber Guben ber nationalen Idee noch immer so fremd, daß nur ber Sturz ber spanischen Bourbonen einen bourbonischen Aufstand in Neapel verhütet zu haben scheint — wahrlich es steht schlecht mit den drei großen lateinisch = katholischen Bölkern, und auch bem Traum, als Haupt dieser brei Staaten an der Spite der europäischen Civilisation zu marschiren, wird Napoleon III. wie manchem anderen Traum entsagen müffen.

Ueber ben Berlauf ber spanischen Revolution magen wir keine Bermuthung. Un die Republik als dauernde Staatsform können nur Phantasten glauben, der Bereinigung mit Portugal unter bem Hause Braganza-Coburg widerstrebt der uralte geschichtliche Gegensatz ber beiden Bölker, die Sache des jungen Don Carlos ist mit ber politischen und clerikalen Reaction verknüpft, die Proclamirung bes Prinzen von Asturien unter einer Regentschaft hat Jabella II. selbst burch die Wegführung ihres Sohnes erschwert; wie stark ferner bie Betheili= gung der von der Exkönigin ausgewiesenen Schwester, ber Infantin Louisa an bem Aufstand ist und welche Sympathien ihr Gemahl, ber Herzog von Montpensier, als Franzose und als Orleans besitzt, wissen wir nicht; endlich muffen wir abwarten, ob unter ben revolutionären Generalen irgend einer auftaucht, ber das Zeng zum Dictator hat. Die Zukunft Spaniens ift in Dunkel gehüllt und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Parteien, die zum Sturz ber schmählichen Günstlingswirthschaft sich vereinigten, über bie neue Regierungsform in Streit gerathen, und so abermals ein Bürgerkrieg bas unglückliche Land verheert. Seitdem diese Greignisse im Fluß gekommen sind, ist tie Sprache der Parifer Presse verwandelt; Die verbissensten Blätter machen ihren Groll wohl noch durch die Vermuthung Luft, daß preußisches Gold den Aufstand angezettelt habe, aber die Parole hat gewechselt. Die Bechachtung bes Ganges der Revolution und ber Hebel, welche bie Orleans und bie Engländer einsetzen, der mögliche Einfluß auf bie Actionspartei in Italien und auf bie Opposition babeim, forbert Die ungetheilte Aufmerksamkeit ber kaiserlichen Regierung. Wären bie Pprenäen

nicht so hoch, ließe sich eine Einschleppung bes revolutionären Fiebers über sie hinweg nach Frankreich befürchten, so könnte die Friedfertigkeit sehr bald in verstärktes Kriegsgeschrei umschlagen. Dieser Fall ist indeß nicht wahrscheinlich, und so wird der Raiser, da er den Kopf nach Süden richten muß, den Provoscationen nach Norden hin Einhalt gebieten. Es ist mit der Flucht dieser frommen Isabella doch immer ein Loch in sein System gerissen. Eine starke Allierte war sie zwar gerade nicht, aber sie konnte mit ihren Truppen doch die französsische Division in Rom ersetzen, und das schwankende Italien mit einem boursbonischen Ausstand in Neapel bedrohen.

Vielleicht daß der trauernde Pabst die Stütze, die er in Spanien verloren hat, in Desterreich wieder findet, benn mit der neuen Aera geht es bort auf die Reige. Die Berkehrtheit der österreichischen Politik zwingt uns, die Schwächung eines Staats zu wünschen, dessen Wiedererstartung an sich in unserem und im europäischen Interesse läge. Aber so lange Herr von Beust Reichskanzler in Wien ift, und Raiser Franz Joseph sich durch seine ober ähn= liche Rathschläge bestimmen läßt, wird hinter ben honigsugen Reben von Berföhnung und Vergessen die schleichende Intrigue ihr Wesen treiben, wird die Lust nicht aufhören in Deutschland wieder Fuß zu fassen und uns gelegentlich bas Haus über dem Ropf anzusteden. Wer den politischen Bewegungen seit diesem Sommer aufmerksam gefolgt ift, muß in ber Ueberzeugung bestärkt fein, wie der pfiffige Mann, dessen unheilvollem Einfluß Desterreich das Unglück von 1866 zu sehr wesentlichem Theile verdankt, unermüdlich schürt und hetzt, soweit die inneren Staatsverlegenheiten es irgend zulassen. Er hat zwar das Wiener Schützenfest im August nicht veranstaltet, ja im letten Augenblick aus Angst vor den sehr unumwundenen Drohungen ber Ungarn sogar Wasser auf bie großbeutsche Begeisterung geschüttet, aber ber Schwindel wurde doch von ihm ausgebeutet, um ein Pronunciamento gegen den Prager Frieden loszulassen und das "freiheitliche" Desterreich als verbunden mit Deutschland durch dessen unaustilgbare Liebe und Sympathie darzustellen. Desterreich, sagt Herr von Beuft, drängt sich nicht in die Angelegenheiten Deutschlands hinein, aber nach seiner Meinung wird noch die Zeit kommen, wo der Süden ihm freiwillig die Stellung anbietet, welche Preußen im Norden errungen hat. Damit bieses Bunder geschehe, muß in Deutschland freilich vieles auf den Ropf gestellt, und niuß besonders Preußen von seiner Höhe herabgestürzt werden. Herr von Beust will officiell nur den Frieden, aber jeden französischen Anspruch, der die Welt in Unruhe setzt, billigt er im Boraus. Er bementirt die Gerüchte von einer Annäherung Desterreichs an Preußen, nur um an die Kluft zu erinnern, die zwischen beiden besteht. Durch seine Schreiber erfahren wir, daß man in Paris auf Verträge mit Belgien und Holland ausgehe, und er findet es na= türlich und sieht eine Garantie bes Friedens darin, daß Frankreich ein Gegengewicht gegen die preußischen Schutz und Trutbündnisse errichte. Europa ist einig darüber, von wo die Beunruhigung der Gemuther ausgeht, nur das officielle Organ in Wien entschuldigt seine Pariser Collegen und findet, daß die

prenfische Presse ce sei, welche bas Wasser trübe. Müssen wir nicht froh sein, wenn solchem bosen Willen die Bande gebunden werden? Es ist jett so weit gekommen, daß auch ber jungste österreichische Berfassungsversuch am Scheitern ist. Der Ausgleich mit Ungarn hat die östliche Reichshälfte emancipirt, aber bank ber Entgermanistrung, Die bas Pfaffenregiment seit Jahrhunderten getrieben, hat er ber cisleithanischen Balfte keine Rettung gebracht. Die Bevölkerung dieser Hälfte ist in ihrer Mehrzahl flavisch, diesen Slaven ist jeder Gedanke der österreichischen Staatseinheit abhanden gekommen, und die Deutschen haben weber die politische Organisation noch die geistige Energie, um ihn als herrschende Nationalität den anderen Racen wieder einzuprägen. Die beiden wichtigsten Kronländer haben sich vom Reichstag losgesagt, Die Czechen direct, indem sie ihren Austritt erklärten und im Namen ber Unabhängigkeit ber böhmischen Krone Protest gegen die Centralisation erhoben, die Polen indirect, indem sie bie Abanterung bes Staategrundgesetzes vom 21. December 1867 beantragten und für bas Königreich Galizien und Lodomirien eine fast vollständige administrative, finanzielle und legislative Selbständigkeit verlangten. Die Böhnen ahmen ben Ungarn nach, tie Galizier fühlen sich als Theil von Polen oder Rugland, tie italienischen Throler bis zum Brenner gravitiren nach Italien, Die Slovenen in Steiermark, Krain und Istrien nach ihren südslavischen Brüdern — ber Staat wird auseinander gesprengt burch die Nationalitäten. Und was ihn bisher künstlich ausammenhielt, ber Clerus, die Aristokratie, bas Heer, liegt entweder im Kampf mit der Regierung ober ift in bem zerrütteten Zustand geblieben, welchen die Niederlagen bes böhnischen Feldzuge zur Folge hatten. Gegen eine solche Macht wird die Deckung wohl zureichen, die wir in der russischen Freundschaft haben, und so überlassen wir benn bieses grauenhafte Chaos ber Staatsweisheit des Herrn von Beust. Er hat mit seiner Bermittlungssucht erst ben Ungarn zur Selbständigkeit verholfen, bann die Czechen ermuthigt ben glücklichen Magharen nachzueifern, und endlich bie Polen so übermüthig gemacht, baß selbst ihr Statthalter Goluchowski Galizien für die Grundlage bes künftigen Polenreiches erklärte. Er hat die galizische Reise bes Raisers bis zuletzt befürwortet, und den Fürsten Auersperg aus bem Cabinet getrieben. Die Briide zwischen bem Hof und bem Doctorenministerium ist nun abgebrochen, und das lettere wird nicht lange mehr dauern, wenn auch Niemand weiß, was nach ihm tommen soll. Das feudale "Baterland" ermahnt bie Krone, sich aufzuraffen. Herr von Beust aber wird mit gewohnter Geschicklichkeit ben Uebergang aus ber li= beralen Phase in die absolutistische finden. —

Diese Rundschau über die europäischen Berhältnisse kann uns im Ganzen mit Befriedigung erfüllen. Es ist ja auch bei uns vieles höchst verbesserungs-bedürftig; die innere Umgestaltung, die das äußere Wachsthum des Staats ersfordert, ist noch unvollendet, die Verschmelzung der neuen Provinzen mit den alten geht nur langsam vorwärts, von dem norddeutschen Bund stehen erst die Grundmauern. Und doch ist trot aller Hemmungen und Versäumnisse, die uns verdrießlich machen, hier fast die einzige Stelle auf dem europäischen Continent, wo ein gradliniger Fortschritt stattsindet. Wir haben in dem starken und fest-

gefugten preußischen Staat, in seiner Armee, seiner rechtschaffenen Berwaltung, in dem Zollverein, in der Tlichtigkeit und Bildung ber norddeutschen Bevölkerung gang andere Bedingungen des nationalen Gebeihens, als bas über Nacht em= porgeschossene Königreich Italien. Die Agitation gegen bie Annexionen und ben Bestand bes nordbeutschen Bundes ist ersichtlich in Abnahme. Wie mund und verlett bie Stimmung in ben neuen Provinzen auch noch ift, an eine Rückehr ju ben früheren Zuständen denkt man boch nicht. Gin angerorbentlich wichti= ges Moment unserer Consolidation ift die Achtung und Anerkennung, welche Die Dynastie genießt. Wir haben bie Wirkung biefer in Europa immer seltener werdenden Thatsache bei ber Rundreise bes Königs in ben annectirten Provinzen beobachten können. Er ist allenthalben gut und freudig von seinen neuen Unterthanen empfangen; aus einer Proving, aus Schleswig-Holstein, wissen wir zufällig durch private Mittheilungen, wie die Reste der Angustenburger in Sad und Asche barüber trauern, bag bie beabsichtigte große passive Demonstration so gänzlich fehl geschlagen ist, und statt bessen ber neue Laudesherr bie Bergen von Bürgern und Bauern gewonnen hat. Die Organisation ber Volkspartei in den Versammlungen von Darmstadt, Frankfurt und Stuttgart ist ber hohle Schwindel einer Faktion, deren einzige Kraft in der Unermüdlich= teit ihrer monotonen Phrasen besteht. Die Volkspartei hat ihren Anschluß an die Majorität des großteutsch-socialistischen Nürnberger Arbeitertages, der Rürn= berger Arbeitertag seinen Anschluß an den Bruffeler internationalen Congreß erklärt, und dieser wieder hat dekretirt, daß die Maschinen den Arbeitern geboren und die Eigenthumsfrage burch bas Prinzip des gemeinsamen Besitzes gelöst werden musse. Es ist schwer zu sagen, wer den Preis des Unfinns davon trägt, die Brüffeler mit ihrem Communismus, ober die Berner Friedens= und Freiheitsligua mit ihrer europäischen Staatenrepublik, in welcher bie Frauen mitregieren, ober bie schwäbisch-frankfurtisch = hessischen Demokraten mit ihrer Progressivsteuer, ihrer Abschaffung ber stehenden Heere und dem verstohlenen Bantedruck, ben fle ihren communistischen Brüdern zu Theil werden laffen. In dieser Berbrüderung sehen wir die großteutschen Radicalen gern; politisch gefährlich sind sie barin nicht mehr; sie liefern mit ihren Resolutionen nur die Beiträge zu bem humbug, ber in bem ernsten Bang ber Weltgeschichte zur Erheiterung ber Menscheit niemals fehlen barf. Auch die Bebel-Liebknecht= schen und bie Schweiter'schen Arbeiterbünde fürchten wir nicht an sich, sonbern nur in ihrer Rückwirkung auf die politische Gefinnung unserer Mittelstände. Diese Aufhetzung bes vierten Standes fann uns vielleicht einem sehr confervativen Zeitalter entgegenführen; bem nationalen Einheitswert thut sie keinen Schaten. — —

Die Erschwerung dieses Werkes, insbesondere der Aufgabe, die neuen mit den alten Provinzen zu verbinden, liegt in unserer inneren Politik. Unsere Militär= und Finanzverwaltung und in den jüngsten Tagen das, wie es scheint, sehr rege gewordene Justizdepartement entsprechen den Ausorderungen einer Zeit, die uns wahrlich nicht gestattet, in Bequemlichkeit dem Genuß der erwordenen Güter zu leben. Dagegen warten wir noch immer auf die Ors

ganisationsentwürfe aus bem Ministerium bes Innern, und wir wagen es kaum dem Gerücht zu glauben, daß die Schwerin'sche Kreisordnung ober doch etwas Aehnliches bem nächsten Landtag vorgelegt werden solle. Die Gemeinde-, ländliche Polizei=, Kreis= und Provinzialordnung find allerdings ein Ganzes von Reformen, das aus einer Gesammtanschauung herauswachsen ning; aber bis bieses Ganze burch all' bie möglichen Borbereitungsstadien von Gutachten, Commissionen und Bertrauensmännern hindurchgegangen ist, möchte nach ben seit 1849 gemachten Erfahrungen leicht das zwanzigste Jahrhundert beran-Wenn das Ministerium des Junern nicht in offenen Conflict mit dem Abgeordnetenhaus einschließlich der Freiconservativen treten will, so wird es eine Vorlage machen muffen, durch die wir endlich aus dem unfruchtbaren Gerede über allgemeine Grundsätze heraus zur praktischen Anfassung ter Sache tommen. Um stärksten im Gegensatz zu dem neuen Preußen, wie es aus ber Schlacht von Sabowa hervorgegangen ist, steht die Berwaltung unseres Cultus und Unterrichts. Wir vertreten in rieser Zeitschrift keine kirchliche Partei, we= ber eine liberale noch eine conservative, wir haben die Leitung jener geistigen Gebiete lediglich vom Standpunkt des Staatsinteresses zu beurtheilen. Bon Diefem Gesichtspunkt aus können wir nicht wünschen, bag in ben neuen Provinzen Richtungen und Personen protegirt werben, die sich bisher nur durch ihren antipreußischen, welfischen oder kurfürstlichen Gifer auszeichneten, und bie mit der Denk- und Glaubensweise der großen Mehrheit ter Bevölkerung nicht harmoniren. Die Aufgabe der Affinilation ber neuen Landestheile ist zu wichtig und zu schwierig, als bag wir sie durch confessionalistische Liebhabereien unserer Berliner Geheime-Rathe noch erschwert seben möchten. Wenn in Raffau Die confessionslose Communalschule gesetzlich existirt, so fordern wir, daß man ben Leuten bort laffe, mas ihnen gefällt. Wenn in Raffel aus ben Mitteln ber Stadt eine Realschule errichtet worden ist, beren Statuten nicht in Die bei uns beliebte Schablone — katholisch, evangelisch ober simultan — passen, fo fordern wir, daß die Schablone der Realschule und nicht die Realschule der Schablone weiche. Dieses leerstehende Gebäude in Kassel und die beiden in Breslau wer= den, wenn die Unterrichtsverwaltung ihre Maximen nicht ändert, der Anfang eines Kampfes werben, ber mit ber Beseitigung bes ganzen, bem innersten Triebe unseres Bolts widersprechenden Systems endigen muß. Denn hier fampft bas berechtigte Berlangen nach communaler Selbständigkeit wider bie Reglementirerei, der nach Eintracht der Staatsangehörigen strebente Geist wider ten trenneuden und Zwietracht erregenten Confessionalismus, endlich ber Geist ber Bildung und Wissenschaft wider die oberflächliche Beschränktheit unserer modernen Gläubigen. Es ist aus der Zeit von Olmütz, wo wir bem irdischen Ehrgeiz abschworen und statt bessen Bufpfalmen sangen, nicht mehr viel übrig geblieben; jene widerlichste meuschliche Species, ber theologisirende Politiker und der theologistrende Jurift, ist am Aussterben; wir haben wieder eine fräftige weltliche Politik. Nur in dem Unterrichtswesen hat sich eine frankliche Richtung forterhalten, und steht die Rirche und eine bestimmte Urt firchlicher Anschauung

Notizen 499

über den großen Interessen des Staats und der Bildung seiner Bürger. Dieser Anachronismus, der um so auffälliger ist, als er zugleich den bekannten Gesinsnungen des Staatsoberhaupts widerspricht, muß zu lebhaften Conslicten führen. So viel wir wissen, sind alle parlamentarischen Fraktionen die zur äußersten Rechten darüber einig. Freilich begreisen die Mittelparteien recht gut, daß sie sich sest um die deutsche Politik des Grasen Bismarck schaaren müssen, aber sie verslangen auch von den Faktoren der Regierung, daß sie die Consequenzen dieser Politik zu ziehen und sich denselben zu sügen verstehen. Wo dieses Verständniß sich nicht zeigt, wo man die Gemüther verstimmt während man es so leicht hätte sie zu befriedigen, wo man Nichts thut oder Verkehrtes thut, da ist es die Pslicht der patriotischen Parteien, mit aller Energie solchen Hemmungen des nationalen Werks entgegen zu arbeiten.

W.

Notizen.

Bon Hermann Baumgarten's neuerer "Geschichte Spaniens" (Leipzig bei S. Hirzel) ist so eben bie Balfte bes zweiten Bandes erschienen. Der erste Band setzte mit ber Thronbesteigung Karl's IV., ein Jahr vor bem Ausbruch ber frangösischen Revolution, ein und schilderte bann ben großartigen Rampf bes von seiner Dynastie verlassenen spanischen Bolts gegen die napoleonische Fremdherrschaft. Der jett publicirte Halbband beginnt mit der Rudkehr Ferdinand's VII., 1814, des Sohnes jenes elenden Karl und Baters der jett vertriebenen Isabella, jenes Fürsten ter seine Muße in Balencap im Berkehr mit Kammerdienern, Beichtvätern und Pariser Ballettänzerinnen verbrachte und zwischendurch sich eifrig mit dem eigenhändigen Stiden von Gewändern für die Jungfrau Maria beschäftigte. Die Erzählung erstreckt sich vorläusig über das erste Lustrum seiner Regierung, welches hinreichte, um die Verwaltung, die Finanzen, die Flotte, das Heerwesen, die gesammte bürgerliche Ordnung bis zum Stillstehen jeder Staatsfunction aufzulösen und so der ersten siegreichen Revolution von 1820 den Boden zu bereiten. Wer von dem materiellen und geistigen Verfall Spaniens, von dem wilden Fanatismus des Clerus und des Pöbels, von dem völligen Aufhören jeder Sicherheit der Person und des Eigenthums, von dem vollendeten Gultanismus tiefer entarteten, burch tuppelnde Bedienten und Pfaffen geleiteten Dynastie ein genaues Bild gewinnen will, der verfolge dieses greuliche Gewirr von Hoftabale, Ruchlosigkeit und Treulosigkeit, welches man die Regierung Ferdinand's VII. neunt. Man versteht dann, wie ein bis zur Exaltation loyales und renalistisches Bolt in die Revolution hineingezwungen werden kann. Die Zerrüttung ist so groß, daß eine Wickerherstellung auf dem Wege ruhiger Reformen zur inneren Unmöglichkeit wird. Läßt sich der Regent vorübergehend einen reformatorischen Minister gefallen, weil die absolute Geldnoth ihn zwingt, so fehlen roch alle Voraussetzungen, um die Reformen rasch wirksam zu machen. Die besten Absichten scheitern an ber Schlechtigkeit der Beamten. Das Stener = und Zollspstem wird verbessert, aber das verarmte Volk zahlt die ungewohnten, obwohl erleichterten Abgaben nicht; Clerus und Adel werden zu den Staatslasten herangezogen, aber sie leisten so zähen Widerstand, daß die Staatskassen leer bleiben; die Armee wird reducirt,

500 Notizen.

aber auch die geringere Truppenzahl erhält bei ber allgemeinen Corruption keinen Sold. Da so tie Heilung der Uebel in die Ferne rückt, so wird die Unzufriedenheit im Bolf nicht vermindert und bei dem Fürsten bekommt die Ca= marilla wieder die Oberhand. Es hat lange gedauert, bis Spanien zum Schauplatz periodischer Militärrevolten wurde. Wer die Genesis terselben versteben lernen will, dem rathen wir diesen Abschnitt ber spanischen Geschichte zu lesen. Ferdinand VII. vernachlässigte die Armee in beispielloser Weise, er ließ sie hungern und in Lumpen geben; Die besten Officiere, Die in dem Rational= tampf ihre Tüchtigkeit bewährt, wurden durch erbarmliche Höflinge verdrängt und ihre Verdienste durch Gefängniß und Berbannung belohnt. Da von den hohen Militärs und Civilbeamten zulett Niemand seiner Existenz mehr sicher mar, fo hatte auch Niemand mehr ein Interesse ben bestehenden Zustand zu halten, ausgenommen bie Beichtväter und ber gerade auf bem Gipfel der Gunft stebende Agent ober Kammerriener. Die Periode einer sechsjährigen fast republikanischen Selbstregierung ber Spanier und auf ter anderen Seite Die josephinische Bermal= tung war aber an der denkenden Minorität des Volkes nicht spurlos vorüberge= gangen. Die Erinnerung an diese Bergangenheit minderte die Geduld, die granenhafte Gegenwart zu tragen. So erhob der Spanier endlich das Schwert gegen seinen König. Die ersten militärischen Pronunciamentos liefen unglücklich aus, so populär auch ihre Urheber, heltenmüthige Guerillahäuptlinge aus tem Unabhängigkeitskampfe, waren; denn ber gemeine Soldat und die bürgerliche Bevölkerung blieben noch königlich. Erst jahrelange Mißhandlungen und Bernachlässigungen lockerten endlich die militärische Disciplin der Truppen und machten die Militärrevolten zum wichtigsten Faktor der spanischen Geschichte.

Baumgarten's Buch ist ausgezeichnet nicht blog burch Die äußerst eingehende Darftellung bieses inneren Zersetzungeprozesses, sondern auch durch bas neue Licht, welches es auf Die answärtigen Beziehungen Spaniens wirft. liefert den actenmäßigen Nachweis, daß man die Stellung der europäischen Mächte zu bem verlerblichen Regiment des Königs Ferdinand wenigstens für Diese erste Epoche 1814—1820 bisher eutschieden falsch beurtheilt hat. großen Cabinette, und unter ihnen auch Preußen, waren weit entfernt, Die klerital-absolutistische Wirthschaft und die schmähliche Undankbarkeit des Königs gegen die Mitglieder der früheren Regentschaft und ter Cortes zu billigen. thaten vielmehr, wenn auch ohne Erfolg, ihr Mögliches, um ihn zur Mäßigung und zur Schonung ber Liberalen zu bestimmen. Diese Berichtigung unserer bisherigen Anschauungen hat Baumgarten aus tem preukischen Staatsarchiv geschöpft, wie denn überhaupt Die Depeschen der preußischen Gesandtschaft eine der ergiebigsten und zuverlässigsten Quellen seines Werkes geworden sind. So entnimmt er z. B. die Details über das bisher unbekannte schmachvolle Berhalten der spanischen Regierung während der hundert Tage den Berichten des Freiherrn von Werther. — In dem Augenblick, wo der Sturz ber Königin Isa= bella Aller Augen auf jenes so eigenartige, von den anderen Rationen Europas so scharf verschiedene Bolt gelenkt hat, konnen wir den Lesern, weld,e sich ernstlich orientiren wollen, das Baumgarten'iche Buch nur dringend empfehlen. Denn ben Grundzügen nach sind die Neigungen, bie Bedürfnisse und Zustände bes spanischen Bolts noch tieselben wie vor einem halben Jahrhundert, und es ist die Last der Sünden bes Baters, wie der eigenen Sünden, unter denen der Thron der leichtfertigen Königin endlich zusammengebrochen ist.

Der bekannten Bünktlickkeit buchbändlerischer Vermittlungen verdanken wir es, daß eine Schrift, welche einige Wochen vor der badischen Verfassungsfeier (22. August) erschien, in diesen rauben Herbsttagen entlich an uns gelangt ist. von Weech hat nach archivalischen Quellen und unter Mitbenutzung der hinterlassenen Papiere der badischen Staatsmänner von Reigenstein und Nebenius eine Geschichte der badischen Berfassung (Karlsruhe bei Bielefeld) geschrieben, die mit den, von Stein 1815 ausgehenden Anregungen beginnt, die

Borarbeiten und Entwürfe, welche in Karleruhe bis zum endlichen Abschluß (22. August 1818) gemacht murden, sorgfältig durchgeht, und dann noch bie geringen Einwirkungen verfolgt, welche Die Berfassung spater burch reactionare over revolutionäre Strömungen erlitten hat. Wir werden durch die Weech'sche Schrift über die Personen aufgeklärt, welche für und gegen das Zustandekommen tes Verfassungswerts und seinen späteren Bestand wirkten. Unter ben letzteren ninimt außer dem wohlbekannten Blittersdorf auch der heirelberger Staatsrechtslehrer C. S. Zachariae eine keineswegs ehrenvolle Stelle ein. Berfassungsurfunde stammt im Wesentlichen aus ber Feber bes Finangraths Nebenius, besselben Mannes, ber sich in Baben burch seine Mitwirtung an ber Reform bes Steuer = und Bollwesens, und in gang Deutschland burch seine Theilnahme an der Begründung tes Zollvereins einen ruhmvollen Ramen erworben hat. Den letzten Ausschlag für den lange schwankenden Entschluß bes Großherzogs Carl gab der gefürchtete Rachbaistaat Bapern, der am 26. Mai 1818 seine Constitution publicirte. Jest konnte Baden nicht mehr zurückbleiben : benn Babern bedrobte es mit feinen Unipruden auf die babifche Pfalz, man fürchtete in Rarlernhe geradezu einen bewaffneten Ginfall der Babern und eine Theilung des Lautes, und so mußte man alles ausbieten, um die zusam= mengewürfelten neuen Unterthanen zu befriedigen und etwaige hinneigungen zu dem eroberungslustigen Rachbar im Reim zu ersticken. Achuliche wenn auch wieder andere realistische Gründe hatten bekanntlich auch die übrigen süddeutschen Staaten für ihren Eintritt in Das constitutionelle System. Nur bag bie Badenfer, Die zu der Zeit, als bas süddeutsche Kammerwejen eine Bedeutung hatte, die glänzenosten parlamentarischen Talente lieferten, auch die ersten unter den Süddeutschen gewesen find, welche das Unzureichende alles kleinstaatlichen Constitutionalismus eingesehen haben. Dieser bescheidene, von der albernen Selbstgenügsamfeit ter schwäbischen Particulariften sich so wohlthuend abbebende nationale Sinn plägte sich sowohl in den Augustfeierlichkeiten aus, wie er sich durch das lehrreiche Weech'sche Buch hindurchzieht.

Der norddeutsche Bund hat in der kurzen Zeit seines Bestehens eine reiche Literatur hervorgerufen, die sich zum Zweck setzt, theils das legislative Material zu sammeln, auf Grund bessen er und welches burch ihn geschaffen ist, theils rieses Material justematisch zu ordnen und ein Staatsrecht des Bundes daraus zu gestalten. Bu der eisteren Klasse gehören die "Unnalen bes norddeutschen Bundes und des teutschen Bollvereins" von Dr. Georg Hirth, von denen jest das 4te und 5te Heft herausgegeben ist. Wir haben diese fleißige und nügliche Sammlung unseren Lesern schon stüher angeze gt; bie neuen Hefte enthalten ben österreichischen Handelsvertrag vom 8. Marz, tie Tarifreform vom 1. Juni, bas Gesetz über tie T backesteuer, sowie die im Reichstag über die Bier- und Branntweinbesteuerung votirten Gesetze, endlich statistische Mittheilungen. — Ein sehr umfassendes Unternehmen ist das "Archiv des norddeutschen Bundes und des Zollvereins" von Dr. A. Rol= ler, (Verlin bei Fr. Kortkanipf) welches eine Fortsetzung des 3. C. Glaser's schen Archive zu sein scheint. Es will nicht nur die Gesetze, Prototolle, Ausführungsverordnungen u. f. w. sammeln, welche den nordreutschen und den Zollbund betreffen, sondern auch die Actenstücke aus bem diplomatischen Gebiet mit bin= zunehmen und zur Bergleichung Die Berfassungen und Gesetze anderer Staaten herbeiziehen. Die uns voiliegenden Hefte des ersten Bantes enthalten 3. B. das sehr umfangreiche Material ber preußischen resp. norddeutschen Mi= litärgesetzgebung mit den dazu gehörigen Cabinetvordres, Ministerialerlassen u. j. w. Die Anordnung ist übersichtlich, der Stoff in größter Bollständigkeit ausgewählt; das Handbuch wird also Allen, die sich mit Politik beschäftigen, fehr dienlich sein. — Ein Versuch, das norddeutsche Bundesrecht sustematisch zu entwickeln, ist neuerdings in den "Grundzügen des nordbeutschen Bunbedrechts" von Dr. G. Mener (Leipzig b. Serig) gemacht. Der Berfaffer 502 Notizen.

will nicht sowohl eine politische Kritik als eine wissenschaftliche Construction bes

bestehenden Rechts geben. -

Eine sehr fleißige Monographie über ein Rechtsgebiet, welches man in neuerer Zeit versucht hat in die Bundesgesetzgebung hineinzuziehen, ist das "deutsche Grundbuch- und Hypothekenwesen," von Dr. H. Masch er (Berlin bei Kortkampf); das voluminöse Werk enthält in seinem ersten Abschnitt eine Geschichte und Statistik des deutschen Hypothekenwesens, durchgeführt durch alle in den einzelnen Bundesländern, in den Südstaaten und Desterreich geltensten Systeme. Der zweite und dritte Abschnitt beschäftigen sich kritisch mit den Prinzipien und Formen, auf denen das deutsche Hypothekenwesen aufgebaut werden soll. Dem Versasser gebührt auf alle Fälle das Verdienst, durch eine eingehende Darstellung des geschichtlichen Stosse eine ebenso mühselige als uns

entbehrliche Vorarbeit für die Reform geliefert zu haben. —

Eine Anregung zur Bethätigung Der Legislation bes Bundes auf einem Terrain, das ihm nach ter Verfassungsurfunde (Art. 4, 15 "Magregeln ter Webizinalpolizei") zugehört und ras noch wenig angebaut ist, giebt 3. Hobrecht in der interessanten Broschüre: "Ueber öffentliche Gesundheitspflege und die Bildung eines Central=Amtes" für dieselbe (Stettin bei v. d. Nahmer). Der Verfasser ist offenbar aus Studium und Anschauung mit ten englischen Berhältnissen vertraut und kennt den bedeutenden Ginfluß, welchen bas englische Board of health auf die Besserung ber sanitätlichen Bustande in den Städten und die Verminderung der Sterblichkeitssätze ausgeübt hat. Ein solches, auf der Basis allgemeiner Gesetze stehendes und mit aussührenden Befugnissen ausgerüftete Centralamt mochte er an die Stelle unseres beutigen Medicinalmesens setzen, von deffen Organen erfahrungsmäßig wenig geleistet wird und werden kann. Die Communen ihrerseits beschäftigen sich zwar mit den Fragen über Beseitigung der Abgangsstoffe, über Markthallen, Schlachthäuser, Wasserleitung zc., aber es fehlt ihnen vielfach die Kenntniß, um bie Sache recht anzufangen und die überall vorhandenen Widerstände zu brechen. Diese Reunt= niß soll ihnen der Staat vermitteln; er kann sich die umfassendsten Erfahrungen verschaffen, statistische Erhebungen, Jahresberichte veranlassen; ihm öffnen sich alle Thuren, alle Acten und Bibliotheken, ihm sendet Die fremde Regierung wie der Privatniann Zeichnungen, Plane, Berichte; seine Beamten im Ausland können auf alles Nachahmungswerthe aufmerksam machen; er kann die ersten Capacitäten für Commissionen zur Untersuchung und Berichterstattung auswählen und sie kosten ihm nicht mehr als jeder einzelnen Gemeinde. Die nächste Folge ter Errichtung eines solchen Centralamts würde sein, baß die lokalen sanitätspolizeilichen Verordnungen durch allgemeine, für das öffentliche Wohl nothwendige, gesetzliche Vorschriften ersetzt würden, auf Grund teren die Behörde das Recht hätte, Die Gemeinden zu gewissen schlechterdings erforderlichen Leistungen anzutreiben. Natürlich müßte biefe Befugniß forgfältig begrenzt werten, wobei die englische Gesetzgebung wohl als Vorbild dienen könnte. — Ohne Zweifel hat der Verfasser in seiner Schrift Ideen angeregt, an deren Ausführung wir durch das Stocken der nothwendigsten Anlagen in vielen un= ferer Städte, durch bas wiederholte Anftreten verheerender Epidemien und burch Die beschämenden Leistungen anderer Culturländer ernstlich gemahnt werden.

Rückblick auf die Geschichte der Leibeigenschaft.

Schon ja die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Borsicht Einem Mann, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn ereilet. Homer, Obyssee 17, 322.

Einst im goldenen Zeitalter — lautet die schöne Ueberlieferung — waren alle Menschen gleich und frei, es gab weder Knechte noch Herren, keinen Unterschied zwischen Reichen und Besitzlosen, sondern die Erde gehörte Allen gemeinsam und wurde von Allen gemeinschaftlich bestellt. Dieser paradiesische Zustand, zu dem sich die Poesie so gerne zurückträumt, liegt freilich vor aller Geschichte. So weit das Auge der Forschung in die Urzeiten der Bölker vorzudringen vermag, tritt ihm Knechtschaft entgegen; sie ist eine der ewigen Krankhelten, die sich von Jahrtausend zu Jahrtausend forterbten und den größesten Umwälzungen in Staat, Religion und Kultur zähe widerstanden. Keine der jetzt bestehenden Religionen hat sie vernichten können; wie neben der Lehre Mose's und Mohammed's, so hat sie neben dem Christenthum 1800 Jahre gedauert, ja ist unter den hochgebildeten Christen der Gegenwart theilweise unmenschlicher gewesen, als unter den heidnischen Barbaren.

Und doch ist uns Lebenden, die wir uns sonst gewöhnlich im eisernen oder gar bleiernen Zeitalter geboren wähnen, vergönnt, die Wiederstehr jener goldenen Zeit der Freiheit und Gleichheit, den Sieg der Menschlichkeit über die Rohheit, des Rechts über die Gewalt mitzuseiern. Die Menschheit steht am Abschlusse einer mehrtausendjährigen Entwickelung und an der Schwelle einer neuen Zeit, in welcher das Leben der Bölker sicherslich noch große Veränderungen und Verbesserungen ersahren wird. Es sohnt sich wohl des Versuches, noch einmal einen kurzen Rücklick auf die Geschichte der Knechtschaft und den Kampf um ihre Beseitigung zu wersen, und ihre hohe Bedeutung für das Verständniß ebensowohl der Verzgangenheit als der Gegenwart zu würdigen. Da uns hierbei naturgemäß unser deutsches Volk am Nächsten liegt, so werde ich mich vorzugsweise Preußische Jahrbücher. Bd. XXII. heft 5.

innerhalb ber Marksteine bes vaterländischen Bobens halten, und dieselben nur zur Vergleichung bann und wann überschreiten.*)

Die Unfreiheit bei den alten Germanen. Bei ben Deutschen gab es schon in ältester Zeit zwei Klassen von Unfreien, die Eigenknechte und die Liten, welche letzteren Tacitus "liberti" und "libertini" nennt, ohne sie jedoch damit den römischen Freigelassenen und deren Nachkommen gleich stellen zu wollen. Um zu beurtheilen, welche Bebeutung die Un= freiheit für jene große Jugendzeit unserer Nation gehabt hat, kommt es besonders darauf an festzustellen, welcher Nationalität die Unfreien ange= hörten, wie groß ihre Zahl im Bergleich zu ben Freien war, und wie es um die wirthschaftlichen Verhältnisse jener Zeiten stand. Wir wissen bestimmt, daß die germanischen Republiken des Alterthums ebenso wie die von Königen regierten östlicheren Stämme tasselbe robe Kriegsrecht gegeneinander befolgten, wie gegen ihre keltischen und flavischen Nachbarn. Ein Ereigniß, bas uns Tacitus zum Jahre 58 nach Christus melbet, zeigt dies in voller Deutlichkeit. Damals war die kleine Bölkerschaft ber Ampsivarier von den mächtigen Chaufen, den Vorfahren der Niedersach= fen und Oftfriesen, aus ihren Sitzen vertrieben worden. Heimathlos und rathlos irrte bas unglückliche Volk eine Zeit lang umher; da fielen alle Nachbarn, die Ufipier, Chatten, Cherusten nach heimlichem Einverständ= nisse über es her, hieben die streitbare Jugend nieder, und vertheilten Alte, Weiber und Kinder unter sich als Beute. Knechtschaft ober Tob war also das Loos des deutschen Kriegsgefangenen bei Deutschen; und da auch Berbrechen, She mit Unfreien, sowie freiwillige Ergebung in Knechtschaft, Verlust der Freiheit nach sich ziehen konnten, so muß ein beträchtlicher Theil ber Knechte beutschen Bluts gewesen sein. Die übrigen waren gefangene Kelten ober Slaven, mit benen bie Germanen in stetem Kampfe lagen. Später kamen auch Römer hinzu, wie benn z. B. Raiser Julian im vierten Jahrhundert auf einem einzigen Kriegszug wi= ber die Alamannen im Schwarzwald und in der schwäbischen Alb 20,000 gefangene Römer aus den Fesseln der Barbaren befreien konnte.

Die Zahl der Unfreien war dennoch gewiß verhältnismäßig gering und erreichte bei weitem nicht die der Freien, wie dies ebenso für die unverdorbenen Zeiten Roms angenommen und für Griechenland von He=

^{*)} Alle Klassen von Unfreien hießen in Deutschland in den letzten fünf Jahrhunderten "Eigenleute," "Leibeigene," "Eigenzubehörige;" in einigen norddeutschen Ländern wurde im vorigen Jahrhundert von oben herab die Benennung "Erbunterthänige," "Gutspflichtige" befohlen; in diesem Jahrhundert gebraucht die Literatur mit Vorliebe den unquellenmäßigen und meist in sehr vagem Verstand genommenen Ausdruck "Hörigkeit." Wir bleiben beim urkundlichen Namen, nur daß wir die älteste harte Knechtschaft zur besseren Unterscheidung "Eigenknechtschaft" nennen.

robot bezeugt wird. *) Eigenknechte sind für einfache Naturvölker, die vorzugsweise Weibewirthschaft haben, Ackerbau nur zur äußersten Noth= durft treiben, in kleinen hölzernen Blockhäusern wohnen, denen der Begriff bes Privateigenthums an land noch ganz fehlt, von geringem Werth; ja sie erscheinen als eine Bürde, als unliebsame Quelle der Ungleichheit des Vermögens und damit als Gefährdung der inneren und äußeren Freiheit. Daher sehen wir in den ältesten Zeiten die Germanen bei Eroberungen bas eingenommene land völlig von seinen bisherigen Bewohnern säubern; sie wollen es für sich allein haben und nicht mit feindselig gesinnten Anechten theilen. **) Manche Stämme verbannten alle Unfreiheit aus ihrer Mitte. Von den Alanen berichtet im vierten Jahrhundert Ammianus Mar= cellinus (31, 2), daß Knechtschaft bei ihnen unbekannt, Alle vielmehr von edlem Blute seien. ("Servitus quid sit ignorabant, omnes generoso semine procreati.") Auch ein zur alten Heimath ber Babern gehöriger Landstrich zwischen Donau und Böhmerwald, ber niemals einem fremben Volke auf die Dauer gehorcht hat, mag von Alters her ein Land von Freien gewesen sein. Denn in dem kurbaherschen Landrecht von 1756 findet sich die Bestimmung: "Wie nun die Leibeigenschaft in denen oberpfälzischen Landen bishero gar nicht üblich gewest, so soll sie auch künftig= hin alldort nicht eingeführt, mithin vertragsmäßige Ergebungen in Leibeigenschaft nicht zugelassen werden."

Aus der rein demokratischen Verfassung der meisten deutschen Stämme und aus ihren wirthschaftlichen Zuständen erklärt sich die vielbesprochene Schilderung, die uns Tacitus in der Germania Cap. 20 und 25 über die Lage der Eigenknechte bei den Germanen macht. Große Grundbesitzer mit stattlichen Hofgebäuden und zahlreichem Gesinde von Leibeigenen gab es damals nicht; Niemand konnte auch nur eine Spanne Land sein eigen nennen; wie noch dis herab auf unsere Zeiten, Wälder und Weiden, so war im Alterthum auch das Ackerland Eigenthum der kleinen Gaugesmeinde oder Zent, und wurde jährlich durch die gewählten Vorsteher unster alle erwachsen Männer zu gleichen Theilen zum Andau vertheilt.

^{*)} Es ist sehr bemerkenswerth, daß die Forschung auch bei vielen andern Bölkern zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Die Kenner russischer Geschichte nehmen durchgängig an, daß die große Masse des russischen Bolks ursprünglich aus freien Leuten bestanden habe. Die alten Geschichtsquellen Chinas berichten, daß erst im dritten Jahrhundert vor Christus in den ungeheuren Kriegen, welche nach dem Tode Thsin Schischoangsti's so großes Elend verbreiteten, die Knechtschaft eingerissen sei. Die solgende Dynastie Han erlaubte sodann den Eltern in Nothsällen ihre Kinder in Knechtschaft zu verkausen. (Bgl. Hath, "Gesetz und Recht im alten China" in den Abhandlungen der Baperschen Akademie, Bd. 10, Abth. B. 1865.)

^{**)} So trieben die Marcomannen die keltischen Bojen aus Böhmen (expulsis Bojis. Tacit. Germ. c. 42).

Reber erhielt für eine Erndte eine Hube, bestehend aus 30 an verschiebenen Orten der Feldmark zerstreut liegenden Morgen. Dem Besitzer von Eigenknechten oder Halbfreien (Liten) wurde auch für jeden dieser sei= ner Leute eine Hube Lands bewilligt, wenn sie eigenen Haushalt führten. Mitten unter ben übrigen freien Bauern wohnt auch ber Eigenknecht und Lite in einem Blockhaus, wozu der gemeine Markwald das Holz unent= geltlich liefert; vergleichbar einem römischen Colonus (einem an die Scholle gebundenen Erbpächter) bewirthschaftet er die von der Almend überlassene Hube, liefert dem Herrn einen Theil der Frucht= und Vieherträgnisse ab, während er vom Uebrigen sich und seine Familie nährt. Im Hause bes Herrn giebt es nur wenig für ihn zu thun, ba bie Her= rin bort mit ihren Kindern die Hausgeschäfte selber besorgt. Frau und Kinder des Dienstbaren werben wohl angehalten worden sein Linnen und Wolle für die Herrin zu spinnen, die Männer Holz aus dem Wald an= zufahren und im Krieg ben Herrn als Waffenträger und Pferbeknecht zu begleiten. *) Ihre Obliegenheiten waren also bestimmt und mäßig, sodaß sie zu Streit wenig Anlaß gaben. Bollkommen erklärlich erscheint baber bes Tacitus Angabe, im Vergleich gegen römische Zustände geschehe es bei ben Deutschen selten, daß ber Herr einen Anecht schlage, ihn durch Anlegung von Fesseln und Nöthigung zu Zwangsarbeit strafe ober gar zum abschreckenden Beispiel tödte. Allerdings auch die einfache Lebens= weise der Herren selbst stellte sie den Anechten näher. Auf derselben Erde spielten die Kinder ber Freien und ber Leibeigenen miteinander, als Kna= ben begleiteten sie die Heerben auf die Weide ohne viel auf Standesunterschied zu achten, und erst bas Jünglingsalter, wenn der Freie in ber Volksversammlung Wehr und Waffen anlegte, bas Haar auf bem Schopfe sträubte, — da trat der Abstand zu Tag. Geschornen Hauptes, ohne Waffen, gedrückt und unterwürfig ging ber Knecht einher. Jest erfuhr er, wie völlig er von der Gnade des Herrn abhänge, wie wenig der Staat sich um ihn filmmere. Wie jedes Stück Vieh aus seinem Stalle konnte ihn der Herr verkaufen, von Weib und Kind trennen, ihn mißhan= deln und tödten, ihm alle Habe abnehmen — das Gesetz erlaubte dies alles; benn es betrachtete ben Eigenknecht nicht als Person, sondern als Sache. **)

In einer weit gesicherteren Lage befanden sich die Liten; doch war

^{*)} Die nähere Begründung dieser Ansichten siehe in meiner Schrift über den Altdeuts schen Staat, S. 91 u. f., 114—117, 125. (1862.)

^{**)} Bei etlichen überelbischen germanischen Bölkerschaften wurden die Eigenknechte, welche den Wagen der Göttin Nerthus, ihre Gewänder und sie selbst in einem einsamen See abzuwaschen hatten, sosort in dem See ertränkt. Germania c. 40.

ihr Abstand von den Freien größer als von den Eigenknechten. "Non multum supra servos sunt" meldet Tacitus völlig zutreffend.

Bervielfältigung der Unfreiheit durch die sog. Bölker= wanderung. Seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt erfuhren die geschilderten einfachen Zustände eine große Verände= Das mächtige Volk der Schwaben (Alamannen) läßt sein Vaterland an ber mittleren Elbe, wo der Name des Schwabengaus noch spät an es erinnert, im Stiche, wirft die Heere ber römischen Imperatoren über Donau und Rhein zurück und ist nach zweihundertjährigem Kamp unbestrittener Besitzer des Landes zwischen Neckar und ten rhätischen Allpen. Die Franken bringen vom obern Main und von bem Hügellande um Lahn und Sieg nach Nord-Gallien, bem Elsaß und in die untere Neckargegend; im sechsten Jahrhundert fällt das land zwischen Donau und Alpen, zwischen lech und Euns in die Hände ber Babern. In diesen weiten Landstrichen wurde bas Recht ber Eroberung ganz in alter Strenge gehandhabt. Die wilden Kriegsleute begnügten sich nicht das Land mit den Römern und den romanisirten Bojen, Bindeliken, Rhäten, Helvetiern und sonstigen Kelten zu theilen, wie es die durch bas Christenthum bereits gemilberten aber auch weniger übermächtigen Burgunden, Gothen und Langobarden thaten, nein, was nicht floh oder burch Schwert, Hunger, Krankheit hingerafft wurde, fiel in Halbunfreiheit oder völlige Anechtschaft. So gründlich wurden alle Spuren jener Völker verwischt, daß in kürzester Zeit deutsches Recht und beutsche Sprache ohne fremden Zusatz bis hinauf zu den Gletschern der Alpen herrschten. Den größeren Theil dieser Unfreien nebst entsprechenden Ländereien behielten die zahlreichen kleinen Herzoge ober Könige, unter denen die Eroberung vor sich ging, sich selber vor. bald unter ihnen entbrennende Kampf um die Oberherrschaft, der zur Mediatisirung ober auch völligen Vertilgung ber Unterliegenden führte, brachte ihre Besitthümer in die Hände des zum Stammesherzog aufstei= genbem Siegers. Wiederum führte die gewaltsame Einverleibung der Thüringe, Oftfranken, Alamannen, Burgunden und Babern in das West= fränkisch=gallische Königreich zur Confiscation aller Unfreien der entthron= ten Stammesherzoge; ja hier und da wurde auch die bisher herrschende beutsche Bevölkerung durch das siegende Königthum in Unfreiheit her= abgebrückt.

Der Fränkische König war daher im siebenten und achten Jahrhuns dert der Besitzer hunderttausender von Leibeignen in allen Theilen des ungeheuren Reichs. Er benutzte sie nicht nur zur Bestellung der Kronsländereien, sondern ließ auch Bergbau durch sie treiben, Waffen und ans dere Bedürfnisse des Kriegs durch sie fertigen; die Königshöfe nahmen sich

hier und da aus wie große Fabriken; selbst Frauenhäuser, wo unfreie Weiber weben und spinnen mußten, fehlten nicht.

Stänbeverhältniffe in Westfalen, Engern und Oftfalen. Als Karl der Große die sächsischen Republiken unterwarf, hatte bei ihnen Unfreiheit bereits längst allgemein um sich gefressen und gewiß ihre Wider= standsfraft mehr und mehr geschwächt. Die besondere Beschaffenheit diefer Unfreiheit verdient um so mehr Beachtung als sie den Schlissel zur Erklärung ihrer Entstehung giebt. Einmal ist es die Klasse der Halbun= freien (ber Liten, Laten, Lassen), welche sich hier vorzugsweise verbreitet findet,*) und sodann nehmen biese Halbunfreien eine ganz andere Stellung im Staate ein, als die Liten bei den andern deutschen Stämmen. hatten eigene Abgeordnete zur republikanischen Landesversammlung zu wäh= len, waren waffenfähig und heerpflichtig und ihr Wergeld betrug 120 So= libi, also fast so viel als bas bes freien Sachsen (160 Solidi), während bei den Franken der Lite nur das halbe Wergeld des Freien hatte. Dazu stimmt, daß Karl der Große es für nothwendig erachtete, sich auch von ben Liten Geißeln stellen zu lassen, daß er späterhin die Liten zu einem Bestandtheil der sächsisch=friesischen Landwehr für die Küstenvertheidigung erklärte, und endlich daß er ben an die Krone gefallenen Liten des Abels Chefreiheit einräumt. (Lex Saxonum 65: Lito regis liceat uxorem emere ubicumque voluerit). Diese Umstände haben schon frühe zu ber Vermuthung geführt, daß im Sachsenland oder einzelnen Theilen desselben eine ursprüngliche beutsche Einwohnerschaft durch einen anderen siegreich eindringenden deutschen Stamm in Halbunfreiheit versetzt worden sei. Conring meinte vor fast 200 Jahren, tieses Schicksal sei ten alten Chauken burch die Sachsen bereitet worden; mit mehr Recht wird man die burch Tacitus bestens bezeugte Thatsache zu beachten haben, daß die republika= nischen Chatten nach bem Jahre 85 nach Christus die unter romfreund= lichen Königen stehenten Cherusken ober boch die römische Partei derselben unterjocht haben. Es kommt weniger darauf an, wer der Sieger gewesen; die Thatsache einer solchen Unterwersung wird schwerlich zu leugnen sein. Sie allein erklärt auch, warum das republikanische Sachsen einen zahl= reichen, von den Freien und Laten unendlich weit getrenuten Abelsstand

^{*)} Ihre bedeutende Anzahl erhellt auch aus dem Umstand, daß sie im Jahre 841 in Berbindung mit freien Zinsbauern eine allgemeine Verschwörung gegen ihre Herren anzuzetteln wagen, die sich den Namen "Stellinga" gab und der älteste Vauernausstrücklich von dem die deutsche Geschichte weiß. Die Fuldischen Annalen reden ausdrücklich von einer "validissima conspiratio libertorum," also der Laten, und Nithard, ein wohlunterrichteter Zeitgenosse, weiß daß es in Sachsen eine "infinita multitudo" von Lazzen gebe. Noch im elsten Jahrhundert warf König Heinreich IV., ein Franke, den Sachsen ihre allgemeine Unsreiheit vor: Saxones omnes servilis conditionis esse crebro sermone usurpabat.

hatte. Denn wenn ein republikanischer Heerhausen ein Land erobert und bort als Herr sich niederläßt, entsteht daraus naturgemäß ein bevorrechteter Stand, wie auch die Eroberung Preußens und der baltischen Provinzen durch Rittergesellschaften zeigt. Dieser bevorrechtete Stand ist in Sachsen auch noch viel später in den Schessenbarfreien (den Besitzern der Freistuhlssüter, Schessenstuhlsgüter) zu finden.

Es gab eine Zeit, wo man Westfalen als dasjenige Land pries, wo die altgermanische Freiheit mehr als anderwärts erkennbar geblieben sei; bescheidener und richtiger aber war die Meinung Wachsmuth's, es habe sich dort "auf einzelnen Hösen" (!) bis in neuere Zeit diese urgermanische Freiheit behauptet.

Die Vereinigung fast aller Völker bes westeuropäischen Continents unter einem einzigen Scepter, wenn sie gleich kein Jahrhundert andauerte, hatte die unendlich wichtige Wirkung eine Hauptquelle der Unfreiheit hier zu verstopfen. Besiegung im Krieg zog nun nicht mehr Knechtschaft der gefangenen Kriegsleute, noch weniger des besiegten Volks nach sich. Die Universalmonarchie hat unter den zu ihr gehörigen Völkern einen neuen Grundsatz des Völkerrechts begründet, an dem man nach ihrem Versall um so mehr sesthielt, als die Einheit der Religion sortdauerte und der seindliche Gegensatz von Freistaat und Königthum sich allerwärts in Herrsschaft des Königthums ausgelöst hatte.

Unterjochung ber West=Slaven. Aber nun eröffnete sich ber Unfreiheit ein reiches Erndtefeld im Osten. In die von den Germanen verlassenen Länder hatten sich zahlreiche flavische Bölker ergossen, die ungestüm weiter nach Westen brängten und kaum bamit zufrieden schienen, die Elbe, Saale, den Main slavische Ströme nennen zu können. waren nun die National-Feinde ber Deutschen, die Erzfeinde der Kirche; sie abzuwehren, zu verdrängen und zum Christenthum zu bekehren, war fünf Jahrhunderte lang eine der Hauptaufgaben Deutschlands. Der mit wechselnbem Glück geführte Kampf endigte bamit, daß die Slaven in weitem Umfang der deutschen Herrschaft als Leibeigene unterworfen oder gar aus ihrem Vaterland nach Westen in Anechtschaft geschleppt wurden. So groß war ber Eintruck dieser Ereignisse bei ben civilisirten Völkern Europa's, daß der Name Sclave und Sclaverei ihnen der laufende Ausbruck für die härteste Art der Anechtschaft wurde. In Deutschland selbst sind alle= zeit nur biejenigen Unfreien "Sclaven" genannt worden, welche wirklich ber flavischen Nationalität angehörten, niemals auch ber beutsche Eigenmann. Erst in neuesten Zeiten ift es üblich geworden ben romanischen Sprachen ben Ausbruck "Sclaverei" zu entlehnen.

Einfluß bes Christenthums und bes Rlerus. Die so viel

besprochene Frage, welchen Einfluß die Verdrängung des Heidenthums burch die dristliche Religion auf die Lage der Unfreien gehabt habe und haben konnte, ist eine sehr verwickelte und läßt sich nur mit vielen Unterscheidungen richtig beantworten. Nichts ist unbestreitbarer, als baß jede Knechtschaft der Lehre Christi zuwiderläuft. Diese kennt keine Bevorzu= gung irgend eines Volkes, keine Bevorzugung eines Standes; alle Men= schen sind zu Kindern Gottes berufen, sollen sich auf Erden wie Brüder einander lieben, und haben gleiches Recht in der driftlichen Gemeinde, in welche Alle durch die Taufe aufgenommen werden. Der Himmel ist bem Armen und Dulbenden leichter erreichbar als dem Reichen, der so oft bas Gut, über bas er von Gott zum "Haushalter" gesetzt ift, zur Unterbrückung des Armen verwendet. Das Christenthum weiß also von keiner Prädestination zur Knechtschaft wie sie die griechischen Philosophen lehrten, von keiner Walhalla für die im Heldenkampf gefallenen Freien wie die germanische Mythologie. Hat es auch nicht an Zeiten gefehlt, in welchen jenen Sätzen der dristlichen lehre eine nur schwache Anwenbung auf's wirkliche leben gegeben wurde, ober wo man sie lieber völlig umbeutete, Nachbruck barauf legte, daß ber Apostel Paulus die Eigen= knechte ermahne ihren Herren gehorsam zu sein, was ein Argument für die Zulässigkeit der Unfreiheit abgeben sollte, so brach sich bann zu ande= ren Zeiten die Wahrheit um so unaufhaltsamer Bahn, und bereitete allmählich die Milderung und gänzliche Aufhebung der Unfreiheit vor. Diese lettere selbst ist aber erfahrungsmäßig allerwärts nur durch staatlichen Zwang zu Wege gebracht worben, baburch, baß bie Staatsgewalt es als ihre Pflicht erkannte, die Freiheit der Staatsgenossen in ihr unverjähr= bares Recht einzusetzen; sie ist also zugleich ben Fortschritten zu verban= ten, zu welchen die philosophische Betrachtung von Staat und Recht in ben neueren Zeiten gelangt ist. Wenden wir uns nach bieser Vorbemer= kung zur Betrachtung ber Thatsachen selbst.

Wenn man zunächst ben Einfluß in's Auge faßt, ben bie Annahme bes Christenthums auf die staatliche Gesetzebung in den germanischen Reichen ausübte, so erscheint derselbe sehr gering, namentlich im Verhältzniß zu dem Ansehn, in welchem der hohe Klerus damals bei den Höfen stand, und zu dem entscheidenden Gewicht, das er auf den Reichstagen ausübte. Die einzelnen Stammesgesetze, wie auch die Reichsgesetzgebung behandeln die Eigenknechte nach wie vor als reine Sache, wie anderes Vieh auch, gewähren ihnen nicht den geringsten Schutz gegen Mißhandslung, Verstümmelung oder Tödtung durch den Herrn, und drohen ihnen für geringsügige Vergehen barbarische Strafen an. Nur der Verkauf von Knechten an Juden und Heiden, sowie überhaupt außerhalb der Landess

ober Reichsgrenzen follte unstatthaft fein, ein Verbot bas vorzugsweise burch einen im Westfrankenreich üblichen Mißbrauch, leibeigne Mädchen in die Serails der Saracenen zu verhandeln, hervorgerufen wurde. Wich= tiger war ein noch unter Karl bem Großen im Jahre 813 erlassenes Reichsgesetz, welches wenigstens biejenigen Geschlechtsverbindungen ber Eigenknechte als wirkliche Ehen anerkannte, die mit Willen des Herrn geschlossen waren; wo aber diese Einwilligung fehlte, ba durfte ber Herr auch fortan Mann und Frau beliebig trennen ober gar zu neuen Berbindungen zwingen; der Begriff des Chebruchs und der Doppelehe blieb unanwendbar. Erst im zwölften Jahrhundert nahm ein Defret Papsts Hadrian IV. († 1159) auch die ohne Willen des Herrn geschlossenen Verbindungen in Schutz. Es ist bies gewiß für den Zeitraum eines halben Jahrtausends ein langsamer Fortschritt zu nennen, insbesondere wenn man noch erwägt, daß die Mosaische Gesetzgebung als ein so treffliches Vorbild hätte bienen können. Wie kam es, daß ber Klerus in an= deren Dingen, wie bei dem Anspruch auf den Zehnten und die Vorrechte ber Kirchen sich mit so gutem Erfolg auf die Gesetze Mose's als von Gott selbst gegebene berief, dagegen beren humane Bestimmungen über Behandlung und Freilassung von Knechten unbeachtet zur Seite liegen ließ?

Ungleich wichtiger als alle jene Canones und Gesetzesparagraphen wurde für die deutschen Unfreien eine andere Thatsache, nämlich baß sie feit dem siebenten Jahrhundert allmählich großentheils ihre Herren wechselten. Wenn wir die Urkundenbücher des siebenten bis zehnten Jahrhunderts aufschlagen, so tritt uns ein allgemeiner Wetteifer aller reichen leute bis hinauf zum König entgegen, zum Heil ihrer Seelen sich ihrer Eigenknechte und liten zu entäußern und sie ben Kirchen zu überlassen. Alle bischöf= lichen Kirchen, die vielen Collegiatstifter und die großen alten Klöster, wie St. Gallen, Reichenau, Lorsch, Prüm, Fulda, Corvey und andere befanden sich bald im Besitz vieler Tausende von Unfreien, und man darf annehmen, daß nur eine kleine Minderzahl in den Händen von Privatpersonen geblieben ift. Verhältnifmäßig selten gingen Unfreie an Pfarrkirchen über; allgemein geschah bies aber im Sachsenlande, als bort nach ben ersten Siegen ber frankischen Heere bie Gründung von Bisthümern und Pfarreien in Angriff genommen wurde. Nach ben Verordnungen Karl's bes Großen sollte jebe Pfarrkirche von ben sämmtlichen eingepfarrten Bewohnern zwei Huben Ackerland und eine Hofraithe erhalten und außer= bem von je 120 Familienvätern einen Eigenknecht und eine Eigenmagb, um bas land zu bestellen. Hierzu sollten beitragen Eble, Freie und Liten. Je nach ber Größe ber Pfarrei erhielt bieselbe bemnach 6 bis 10 und

mehr Leibeigne zu Eigenthum.*) Es ist bies ber Ursprung ber in Sachsen noch in ganz später Zeit vorkommenden "Pfarrbauern," "Widems= bauern," rustici dotales, welche unter ber Gerichtsbarkeit bes Pfarrers standen.

Wie ursprünglich alles ben Klöstern und Kirchen geschenkte Vermögen, so galten auch ihre Unfreien als Eigenthum bes Schutheiligen ber Kirche und wurden vielfach geradezu nach ihm genannt; z. B. die Unfreien der kölner Domkirche hießen "Martinsleute," die des St. Petersstifts zu Fritzlar in Hessen "Peterlinge." Diese Auffassung verbürgte den kirchlichen Unfreien, namentlich ben Eigenknechten, im Allgemeinen eine bessere Behandlung und die Mehrzahl berselben dürfte entweder bei der Schenkung selbst oder bald nachher in die bessere Stellung der Liten versetzt worden Von höchster Wichtigkeit wurde die nun allmählich erfolgende Annäherung ber Liten an die freien Zinsbauern, welche Güter ber Kirchen in Erb= ober Zeitpacht hatten. Durch königliche Privilegien hatten seit dem neunten Jahrhundert fast alle bischöflichen und Klosterkirchen die volle Gerichtsbarkeit über ihre "Familia" erhalten; die Liten wie die freien Zinsbauern erschienen zusammen in ben vom Kirchenvogt und anderen firchlichen Beamten abgehaltenen Gerichtsversammlungen und es bildete sich so von selbst für beibe ein gemeinsames Recht. Diese Immunitate= gerichte verloren sich an ben Residenzen ber Bischöfe und Aebte schnell in ben neu entstehenden Stadtgerichten, da seit dem zehnten Jahrhundert alle Bischöfe und Aebte die Gerichtsbarkeit über alle in ihrer Residenz wohnenden Leute erlangten; ein großer Theil der übrigen verschmolz wieber mit den Zentgerichten, da seit dem elften Jahrhundert die gräfliche Gewalt auch über zahllose Zenten (Untergaue, kleine Grafschaften) an die Rirchenfürsten famen. Die in ben Immunitätsgerichten angebahnt gewesene Vermischung ber Freien und Liten wurde baburch in immer weitere Kreise hineingetragen.**) Unterstützend mag hierzu mitgewirkt haben, daß Freie und Unfreie auch in ben kirchlichen Rügegerichten (Sendgerichten) zusam= men erschienen.

^{*)} In Mexico, wo Leibeigenschaft nicht mehr besteht, stellt die indianische Pfarrgemeinde auf dem Land noch gegenwärtig dem Pfarrer einen Knecht und eine Wagd und Boten, so oft er deren bedarf. Sartorius, Mexico. 1855. S. 105.

^{**)} Bielfach läßt sich diese Entwickelung bei dem höchst mangelhaften Zustande ber Quellen in jener Periode nur schließen; doch sehlt es nicht an directen Beweisen. Z. B. bestätigt im Jahre 1186 der Erzbischof Philipp I. von Köln den Liten der Külner Kirche, welche zu Soest in Westfalen und in verschiedenen Orten um Soest wohnen, das ihnen bereits von früheren Erzbischösen eingeräumte Recht, daß sie vor dem Freigrafen oder vor dem Bogt (der Kirche) gerade wie die Freien Urtheile sinden, Fürsprecher und Sachwalter (z. B. Geschlechtsvormünder) sein könnten. — Bis in's dreizehnte Jahrhundert gab es in fast allen Städten noch Unfreie, die nichtsbestoweniger Bürger waren.

Diese Thatsache verdient eine sorgfältigere Beachtung in der Geschichte der deutschen Volkszustände als sie seither gefunden hat. Ihre Bedeutung liegt nicht bloß darin, daß die Unsreien mehr zu den Freien hinausgehoben wurden, sondern noch niehr darin, daß die Freien damit ansingen zu den Unsreien herabzusinken. Es erklärt sich so, daß allmählich Strasen, die ursprünglich nur auf Unsreie anwendbar waren — wie Ruthenschlag, Brandmarkung, Hautadziehen, Abhauen der Hand, Ausschneiben der Zunge, sowie die mancherlei grausamen Todesstrasen — nun auch auf freie Leute Unwendung sinden, daß im Strasprozeß die Folter sich leichter einbürgert, daß der Einfluß des Landes- oder Gerichtsherrn auf die Strasprechtspslege sich in bedenklicher Weise steigert, und die alten Garantieen für die perssönliche Freiheit mehr und mehr in Vergessenheit gerathen.

Uebrigens ging seit dem elsten Jahrhundert wieder theilweise eine Sacularisirung der kirchlichen Eigenleute vor sich. Gerade wie den Grafen und Herzogen, so war es auch den mächtigen Kirchenvögten gelungen ihr Amt erblich zu machen, und sich damit die mehr oder weniger freie Berfügung über die öffentlichen Gerechtsame und über die Güter der ihrem Schutz überlassenen Kirchen anzueignen. Ferner wurde es allgemeiner Brauch, daß die Kirchenfürsten nicht bloß einsache Dienstmannen (Ritter), sondern auch Seelherrn und Fürsten mit Lehen ausstatteten, und zwar ebensowohl mit Gerichtsbarkeiten als Gütern. Diese beiden Umstände hatten die Wirkung, daß nach und nach ein sehr großer Theil der disher den Kirchen zuständig gewesenen Sigenknechte und Liten wieder in weltliche Hände zurücksehrte.

Das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert facht dann eine zweite Besgeisterung für Gründung von Klöstern an, die sich nun in zehnsach größerer Zahl erheben. Da auch sie bald Besitzungen aller Art nicht verschmähen, so wissen Landesherren und Ritter nichts heilsameres für ihre Seelen zu thun als den — durchgängig ja von ihnen gestifteten — Klöstern sammt anderen Gütern auch ihre meisten Leibeignen hinzugeben. Bis zur Reformation des sechzehnten Jahrhunderts, theilweise dis zum Jahre 1801, blieben dieselben dann in diesem Besitz.

Als Gesammtresultat unserer Betrachtung ergiebt sich, daß der Klerus der römischen Kirche zwar eine langsame Berbesserung der Lage der Unfreien, niemals aber eine völlige Beseitigung der Leibeigenschaft angestrebt hat. Letztere zu erreichen wäre ihm den äußeren Umständen nach wohl möglich gewesen, und sie würde der Menschheit die traurigen Rückschritte der letzten Jahrhunderte ohne Zweisel erspart haben. Es war der Geist der römischen Kirche und des Mönchthums, welche solche Emancipationsgedanken niederhielt. Man sieht ganz deutlich, daß in den

ersten Jahrhunderten nach Christus die Knechtschaft viel lebhafter und gründlicher bekämpft wurde als später, vorzugsweise allerdings in ber griechischen Kirche. Der heilige Chrhsostomus († 407) führte über bieses Thema eine Sprache, die man noch jetzt mit freudigem Erstaunen vernimmt. "Gott — fagt er — schuf Abam und Eva frei und beibe gleich frei; auch wurde kein Eigenknecht zu ihrer Bebienung miterschaffen. Abel, Seth und Noah hatten auch noch keine Eigenknechte; es ist demnach unbestreitbar, daß ursprüglich gleiche Freiheit für alle war."*) Ebenso entschieden beweist er die Unzulässigkeit der Knechtschaft aus den Worten Christi und der Apostel und betont mit Nachdruck, daß die erste christliche Gemeinde zu Jerusalem wohl gewiß keine Eigenknechte gehabt, sondern sie sämmtlich freigelassen habe. Noch im achten Jahrhundert verboten der heilige Plato (geboren zu Constantinopel im Jahre 735) und sein Schwestersohn, ber heilige Theodor, Abt des Klosters Studium, desgleichen in der abendländischen Kirche Benedict, Abt von Aniane, den von ihnen gegründeten Alöstern Eigenknechte zu haben. Aber von nun an verstummen allmählich solche Warnerufe.

Einem kirchlichen Institute mit einer mäßigen Anechtschaft unter= worfen zu sein, fing allmählich an als ein besonders gottseliger Zustand zu gelten, und auf Antreiben des Klerus begannen nun die freiwilligen Ergebungen an Kirchen und Klöster, welche durch's ganze Mittel= alter eine ergiebige Quelle der Knechtschaft geblieben sind. — Auch in anderer Beziehung trug die Kirche zur Vermehrung der Unfreien bei, nämlich durch die Coelibatsgesetze. Unchelichgeborne galten von Alters her bis in's siebenzehnte Jahrhundert als Unfreie; ursprünglich war der Rönig ihr Schutz= und Halsherr, daher sie auch "Königstinder," "puori regis" hießen; dann ging dieses Recht auf die Landesherren über. Das Hauptcontingent der Unehelichen lieferten aber bekanntlich Priester, Nönche und Nonnen, da Legitimation durch nachfolgende Che hier niemals helfen konnte. Es reicht der hier vergönnte Raum nicht aus, um diesen wichtigen Satz bes mittelalterlichen Rechts genauer zu begründen; es ge= nüge auf eine schlagende Analogie hinzuweisen. Die im Jahre 1279 zu Ofen gehaltene ungarische Nationalspnode faßte einen Beschluß bes In= halts: "Rein Priester ober Majorist darf ein Kind bei sich haben, das

When Adam delved and Evé span Who was then the gentleman.

^{*)} Auf diese Grundlage der Beweissührung ist hernach das Mittelalter wiederholt zurückgekommen. Es war ein Lieblingsspruch des Priesters John Ball, welcher zur Zeit Wycliffe's bei den Bauernunruhen in England als Agitator eine Rolle spielte (in den Jahren 1360—1370):

Bgl. Wachsmuth in v. Raumer's histor. Taschenbuch 5, 376 (1834). Im schwäbischen Bauerntrieg bes sechzehnten Jahrhunderts tam berselbe Spruch in Umlauf, durch welche Bermittlung ift noch unausgeklärt.

er nach Empfang ber Weihen gezeugt hat. Die Söhne und Töchter sol= cher Geistlichen fallen vielmehr der betreffenden Hauptkirche als unfreie Knechte und Mägde zu." Diese Verfügung unterscheidet sich vom deutschen Recht nur darin, daß diese Vastarde nicht dem König, sondern der Hauptkirche, d. h. wohl der bischöflichen Kirche, zugehören sollen.

Rechtliche und thatsächliche lage ber deutschen Unfreien vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert. — Bom zehnten Jahrhundert an bekümmerte sich die Gesetzgebung des deutschen Reichs fast nicht mehr um die Eigenleute, sondern überließ Alles der Entscheidung ber weltlichen und geistlichen Machthaber, an welche die Centralgewalt ihre besten Rechte abgeben mußte. So konnten sich also bald landschaftliche Berschiedenheiten entwickeln, und biejenigen, welche von Anfang an vor= handen waren, konnten sich leichter erhalten. Es ist daher schwierig, eine Schilberung ber rechtlichen und faktischen Lage zu geben, in ber sich bie beutschen Eigenleute vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert befunden haben; doch läßt sich eine durchschnittliche Regel erkennen, die kurz ausgebrückt bahin lautet, daß die strenge Form der Knechtschaft überall zum Litenrechte gemildert erscheint, während letteres zugleich selber wichtige Verbesserungen erfahren hat. Im vierzehnten Jahrhundert sind baher beide Klassen von Unfreien zu einer einzigen verschmolzen, welche Eigen= leute, Leibeigne, Eigenbehörige heißen, während der Name ber "Liten" in Vergessenheit geräth.

Um sich die Lage der Unfreien im späteren Mittelalter klar zu ma= chen, muß man die damalige Art des Landwirthschaftsbetriebs in's Auge Große Hofwirthschaften mit arrondirtem Grundbesitz, stattlichen Schennen und Stallungen, zahlreichem Gesinde, giebt es im mittleren und füblichen Deutschland noch jest nur in verhältnißmäßig geringer Zahl; es find meist Staatsbomänen ober Fibeicommiggüter bes ehemals reichsstän= dischen oder ritterschaftlichen Adels. Vor dem sechzehnten Jahrhundert existirte davon so gut wie Nichts. Alles baufähige Grundeigenthum ber Fürsten, Kirchen und Ritter, ebenso wie ber reicheren Städtebürger wurde in kleinem Betriebe gebaut, und zwar nicht auf eigene Rechnung bes Herrn, sondern durch freie Erbpächter, Landsiedler ober auch Zeitpächter und sobann burch unfreie Erb= ober Zeitpächter, um biesen Ausbruck gu Nicht anders war es im nördlichen und östlichen Deutschland, wo jest die großen Hofwirthschaften so häufig sind, ja in ganzen Provinzen die Regel bilden; auch hier sind sie erst durch Vertreibung ber Erb= und Zeitpächter seit bem sechzehnten Jahrhundert allmählich entstanden. Die lange Fortdauer jenes älteren Landwirthschaftssystems ist dem Zusammenwirfen sehr verschiedener Ursachen zuzuschreiben.

ben von uralten Zeiten her angebauten (altgermanischen) Dorfmarkungen stand sowohl die Eintheilung der Feldgemarkung als die Markversassung jeder Consolidation entgegen. Die Ländereien der Könige, der Kirchen und des Abels lagen hier in den verschiedenen Theilen der Feldmark in vielen kleinen Parzellen zerstreut zwischen den Aeckern der freien Bauern. Diese Ordnung ließ sich also gewöhnlich nicht ändern, da es Consolidationsgesetze der modernen Art nicht gab. Sodann aber richtete sich ein bedeutender Theil der Nutzungen an der gemeinen Mark, nämlich am Wald, an den zu Wiesen gehegten Gründen, den Pflanzengärten, nach der Anzahl der Haushaltungen. Bertrieb also z. B. ein Herr von seinen im Markdezirk gelegenen 10 Huben seine Bauern und bildete ein einziges Hosgut mit nur Einer Haushaltung daraus, so erhielt er statt 10 Nutzungen an der Almend hinsort nur Eine. Das war eine so empfindliche Einduße, daß sie in der Regel hinreichte, von jeder Veränderung der dissherigen Zustände abzuschrecken.*)

Bei den zahlreichen Dörfern, welche allmählich in königlichen oder landesherrlichen Forsten angerodet worden sind, siel dieser Hinderungs-grund freilich regelmäßig weg; ebenso im ganzen Osten Deutschlands, da sich die deutsche Markverfassung dort nur sporadisch einbürgerte. Allein er war auch bei Weitem nicht der einzige; es gab deren noch viel zwinsgendere.

Hauern, welche fremdes kand bauten, ein festes vererbliches Nuthungsrecht an ihrer Hube hatten, und der Herr die jährlichen Pachtgelder nicht
steigern durfte. Auch bei Unfreien bildete diese Bererblichkeit in vielen
Landstrichen die allgemeine Regel. Zweitens waren die Ritter, ja häusig
selbst die Landesherrn, nicht freie Eigenthümer ihres ganzen Landbesitzes,
sondern trugen einen guten Theil ihrer Huben von den verschiedensten
Herren zu Lehen, was wiederum allen Berschmelzungen im Wege stand.
Aber auch allodiales Eigenthum ließ man lieber in kleinen Gütern, weil
biese zu Erbtheilungen geschickter waren. Erst die Einführung des Erstgeburtsrechts und die Gründung von Fideicommissen kehrte dies Alles
seit dem siedzehnten Jahrhundert um. Endlich ist drittens außer dem allen Menschen eingepflanzten Hange zum Beharren beim Alten und Hergebrachten noch in Betracht zu ziehen die damals noch seltener verleug-

^{*)} Ich habe diesen auch für die altgermanischen Berhältnisse ängerst wichtigen Satz an mehreren urtundlichen Beispielen erwiesen in meiner Gau- und Markverfassung (1860) S. 322 sowie in meiner Rechtsgeschichte der Wetterau (1867) 1, S. 68 und 211. Seine nähere Erklärung findet er in dem ersterwähnten Werke S. 209, 238, 241 und 150, sowie in meinem Altdeutschen Staat (1862) S. 115.

nete humane Sorge der Landesherren und Klöster für das Wohl ihrer bäuerlichen Unterthanen.

Diese Art des Landwirthschaftsbetriebs war natürlich für die Lage der Unfreien ganz entscheidend. Sie machte dieselbe in jeder Hinsicht zu einer erträglichen und begünstigte die Annäherung der Eigenleute an die Freien. Freilich waren nicht alle so glücklich, ein Bauerngut des Herrn auf eigene Rechnung bewirthschaften zu dürsen; es gab auch genug Unfreie, die sich von Taglohn ernährten und zuweilen dem Herrn unentgeltlich Dienste zu leisten hatten, oder die das ganze Jahr über gegen Unterhalt oder geringen Lohn als Dienstdeten, Hirten, Holzhauer dienten. Allein die Zahl der so ungünstig gestellten war nicht erheblich groß, namentlich seitdem das Handwerf durch die Ausbildung der Städtesreiheit zu einer Beschäftigung der Freien geworden war.

Die durchschnittliche Lage ber Eigenleute dürfte im größeren Theile Deutschlands seit bem dreizehnten Jahrhundert etwa folgende gewesen sein: 1. Ueberall wohnt ber Eigenmann unter ben Freien. Er erscheint und stimmt in den Versammlungen der Dorfgemeinde und der Gogemeinde (Bent), sowie in ben Märkerdingen. Eigenthum an Liegenschaften kann er erwerben, und gewöhnlich ist sein Haus sein Eigenthum, ba er als Markgenosse bas Bauholz unentgeltlich aus bem gemeinen Wald empfängt. Ausnahmen von diesen Regeln nachzuweisen möchte schon für's vierzehnte Jahrhundert schwerer halten als Manche glauben. 2. Hiermit, sowie mit der vorhin besprochenen Erblichkeit des Nugungsrechts des Eigenmanns war von selbst gegeben, daß er sich eines unveränderlichen Wohnsitzes erfrente. Versetzungen aus einem Dorf in's andere kommen bei Eigenleuten in der Stellung von Hirten, Tagelöhnern, Dienstboten im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert zwar noch vor, sind aber selten. Andererseits durfte der Eigenmann ohne Willen des Herrn das Dorf nicht verlassen und anderwärts hinziehen; er war, wie es in Sübbeutschland hieß, "mit Thür und Nagel (Riegel) beschlossen," d. h. der Herr konnte ihm gleichsam wie Gesinde oder wie den Kindern die Hausthüre verschließen. Entfernte sich der Eigenmann ohne Erlaubniß, so durfte der Herr ihm "nachjagen" und ihn mit Hülfe des Gerichts allerwärts zurückfordern. - 3. Von den ständigen Abgaben, die dem Herrn zukamen, ist vor Al= lem der "Leibschilling," die "Leibsbeede" zu nennen, ein Kopfzins von etlichen Schillingen, welche jede volljährige Person entrichten nußte; sodann das "Halshuhn" oder die "Leibhenne," welche der "Hühnervogt" des Herrn von jedem Hanshalt Leibeigner einfammelte. Beide Leistungen bienten zur "Anerkennung" ober zur "Beweisung der Leibeigenschaft," und ihre Heischung unterblieb daher niemals. Das Bogtbuch des Klosters

Alpirsbach in Württemberg schreibt vor, wenn ber Hühnervogt bes Klosters in das Haus einer leibeignen Frau komme und finde, daß bie Frau "zu Kämenaten gangen wär," so soll ber Vogt bas Huhn vor bas Haus nehmen, ihm den Hals umdrehen und es dem jungen Kinde wieder in das Haus hineinwerfen. Die Schenfung erfolgt also an das Kindlein, und erst nachbem das Necht gewahrt worden. — Die Höhe ber sonstigen ständigen Abgaben des Eigenmanns hing von ber Größe des ihm zum Bau überlassenen Gutes ab. Wer eine ganze Hube, nämlich etwa 30 Morgen Ackerland, inne hatte, lieferte in guten Gegenden 10 bis 12 Mal= ter Frucht verschiedener Gattung, wer kleineren Besitz baute, wie eine halbe Hube, eine Schuppose, verhältnismäßig weniger. Es wären biese Gülten nicht schwer gewesen für den Eigenmann, wenn er nicht vorweg vom Rohertrage seines Felbbaus, zuweilen auch vom Jungvieh, den Zehn= ten an die Kirche ober beren Rechtsnachfolger zu entrichten gehabt hätte. Bei einer solchen boppelten Belastung, die ihm die Kirche aufgebürdet hat, war an große Ersparnisse nicht zu benken; es ließ sich nur eben babei leben.*) 4. Das Juventar, womit der Leibeigne seinen Haushalt betrieb, war sein freies Eigenthum, ebenso was er durch Fleiß und Sparsamkeit er= übrigte; bem Herrn standen aber Erbrechte zu. Hatte man eben ben Hausvater zum Gottesacker hinausgetragen, so fand sich ber Bogt ober Schultheiß des Herrn ein um den Sterbfall (Tobfall, mortuarium, das Besthaupt, Hauptrecht) einzuziehen; er ließ sich bie Pferde und das Rindvieh aus dem Stalle vorführen, und wenn ihm nicht der Werth in Geld ausgehändigt wurde, ging er mit dem besten Haupte davon. In wieviel tausend Fällen mögen Wittme und Kinder weinenden Auges ihrer besten Habe, ihrer einzigen Kuh ober Ziege, nachgeblickt haben. Beim Tob ber Wittwe kam der Bogt wieder um abermals das beste Stück Bieh zu ho= Auch die Armen, die Tagelöhner, die gar kein Bieh besaßen, waren vom Sterbfall nicht verschont; der Herr ließ von ihrem Nachlaß das beste Rleid nehmen, in welchem Mann ober Frau zu Rirche und Straße gegangen. Ja vom Bettler verfielen Stab und Bettelsack. Dieses Best= bauptsrecht war im ganzen Mittelalter bis in die neueste Zeit sehr verbreitet und zeigt eine verhältnismäßig sehr günstige Gestaltung ber Un= freiheit an. In anderen Gegenden, worunter vorzugsweise Westfalen

^{*)} Bei den freien Zinspächtern sowie den Lassen in Sachsen erregte diese Neuerung so große Bitterkeit, daß König Lothar sie durch die Zusage auf seine Seite zu zie- hen hofste, sie sollten es wieder haben "wie zu Zeiten des Heidenthums." Die aufgeregten Bauern brachen hierauf, wie oben angesührt, unter dem Namen "Stellinga" mit hellem Aufruhr heraus und vertrieden sast allerwärts ihre Herren, ohne Zweisel auch viele Geistliche, — wosür sie denn Ludwig der Fromme surchtbar züchtigte.

und einige Theile von Schwaben zu nennen sint, pflegte ber Herr mit ganz anderen Ansprüchen zu kommen; hier nahm er beim Tode des Man= nes nicht bloß bas beste Haupt ober Gewand, sondern zwei Drittheile aller Habe im Sterbehause; und beim Tode ber Wittwe theilte er mit ben Kindern abermals in bjesem Verhältniß, — sodaß ein leibeigner Zins= bauer dieser Art seinen Haushalt immer mit fremdem Inventar ober mit vielen Schulben anfangen mußte. Seitenverwandten und ber Chefrau war häufig überhaupt kein Erbrecht eingeräumt; sondern wenn der Leib= eigne ohne eheliche Kinder oder Enkel starb, so nahm der Herr die ganze Hinterlassenschaft bieses "Hagestolzen." 5. Die Dienste (Frondienste) welche ber Herr noch von dem Eigenmann forderte, waren mäßig, eben weil er nur einen ganz kleinen Theil seines Geländes, das sog. Salland, Herrnland, terra salica, dominica, auf eigene Rechnung bestellen ließ. Zu kleineren Dienstleistungen durfte ber Bauer seine Kinder schicken. 6. Wollte ber Eigenmann heirathen, so mußte er beim Herrn um Erlaub= niß hierzu ansuchen, und, wenn sie ertheilt wurde, eine kleine Verehrung geben: etwas Geld, eine Bockshaut, einen Pelz; in Schwaben hier und da eine Pfanne von Messing, so groß, daß die Braut hineinsigen konnte. Heirathen mit Töchtern seiner Eigenleute legte der Herr gewöhnlich kein Hinderniß in den Weg; dagegen wenn die Braut einem fremden Herrn mit dem Leibe angehörte, also Ungenossin des Heirathslustigen war, sah sich letzterer leicht abgewiesen, weil in einem solchen Fall die Kinder dem Busen folgten, d. h. bessen eigne wurden, bessen die Mutter war. Ghelichte er ungeachtet der Weigerung des Herrn die Ungenossin — was da= mals sehr leicht war, wo man die Mitwirkung des Priesters ober der Obrigkeit noch nicht nöthig hatte wie heutzutage — so hielt das kirchliche Recht die Che zwar als gültig aufrecht; aber der "Ausweibende" war mit leib und Gut der Gnade des Herrn verfallen. In vielen Gegenden, namentlich auch in der Schweiz, durfte er ihn wie einen Todtschläger strafen, weil er bem Herrn gleichsam ben Nachwuchs getöbtet habe. Noch im Jahre 1472 ließ sich ber Propst des Klosters Bischofzell im Thurgau als sein Recht weisen, einen solchen Ungehorsamen "auf die Hausschwelle legen und ihm lebenbigen Leibes einen Riemen aus dem Rücken schneiden zu dürfen." Glücklicherweise war das Leben hier gewöhnlich milder als das stricte Recht; ber Herr gab sich mit einer stattlichen Geldbuße zufrieden, ober er behielt sich vor, beim Tod des Eigenmanns nicht bloß wie sonst das Besthaupt, sondern außerdem zwei Drittheile der Verlassenschaft, den sog. Buteil, einzuziehen, sodaß die im fremden Eigenthum stehende Wittwe sammt den Kindern nur ein Drittheil behielten. Uebrigens mag diese Nöthigung zum Heirathen innerhalb der Genossenschaft bei kleine= ren Herren, die nicht viele Leibeigne hatten, mit der Zeit die nachtheiligssten Wirkungen auf die körperliche Beschaffenheit der letzteren geäußert haben. 7. Die letzte Pflicht des Eigenmanns war die, das "Eigengericht" ober "höfige Gericht" des Herrn zu besuchen, worin die Strafen gegen solche, die Ungenossen geheirathet hatten, ausgesprochen und bestimmte Streitigkeiten der Leibeignen unter einander oder mit dem Herrn geschlichstet wurden.

Böllige Beseitigung ber Leibeigenschaft in ben deutschen Städten und in den demokratischen Landschaften der Schweiz. Mit dem dreizehnten Jahrhundert treten wir zum Erstenmale in eine Zeit ein, die sich nicht begnügt, bloß die ärgsten Auswüchse der Knechtschaft zu mildern, sondern die sich ernstlich mit ihrer völligen Verdrängung beschäftigt. Erquickende Frühlingsluft der Bildung, der Kunst, der Freiheit weht uns allerwärts entgegen; aus dem Munde der Propheten echter Menschlichkeit, der Dichter, erklingt das hohe Wort:

Als gleiche werben wir geboren; Wer kann ben Herren von bem Anechte scheiben, Wenn er sie nackten Leibes fände. *)

Und auch die Rechtsgelehrten bleiben nicht zurück. Um's Jahr 1230 griff ein Ritter in Nordthüringen, Gike von Repgow, zur Feder, um seines Landes Recht, wie es in lebendiger Geltung war, in einem Rechtsbuche, dem berühmten Sachsenspiegel, zu schildern. Es drängt ihn, sich darin auch über Berechtigung und Ursprung ber Leibeigenschaft auszusprechen, und er thut es wie ein deutscher Mann von echtem Schrot und Korn. Er sagt: "Als man zuerst Gesetze machte, ben Staat aufrichtete, ba gab es keine Dienenden. Als unsere Vorfahren in das Land her kamen waren alle leute frei. Mit meinem Verstande kann ich es nicht begreifen, daß Jemand eines Andern sein soll. Auch haben wir in der Bibel kein Zeugniß dafür, wohl aber enthält sie Zeugnisse dagegen. Gott hat den Menschen nach ihm selbst gebildet, und hat ihn durch seine Marter erlöst, den Einen wie den Andern; ihm ist der Arme ebenso zugehörig als der Reiche. Wer sich also Gottes Ebenbild aneignen will, ber thut wider Gott. In Wahrheit hat die Leibeigenschaft ihren Ursprung genommen durch Zwang, Ge= fangenschaft und unrechte Gewalt, die man von Alters her in eine unrechte Gewohnheit gezogen hat, und nun für Recht ausgeben will." Aus dem Sachsenspiegel ging die Stelle in den Schwabenspiegel über nud aus beiden

^{*)} Walther von der Bogelweide, herausgeg. v. Wackernagel u. Rieger. Giessen 1862. S. 11. 12.

wir wahsen zu gelichem Dinge; wer kan den hêrren von dem knechte scheiden, swâ er ir gebeine blôzez fünde.

Rechtsbüchern in zahlreiche auf ihnen ruhende Stadt= und Landrechtsbücher, so daß man sagen kann: fast überall, wo man geschriebenes Recht zur Hand nahm, kam auch der Artikel von dem Unrecht der Dienstdarkeit zum Borschein. Der Einfluß dieser Rechtsbücher läßt sich aber daran ermessen, daß allein der Sachsenspiegel in 170, der Schwabenspiegel in mehr als 220 Handschriften verbreitet war, was von andern Geisteswerken jener Zeiten schwerlich gesagt werden kann.

In der That kann sich benn anch bas zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert rühmen die Leibeigenschaft zu einem beträchtlichen Theile ausgerottet zu haben. Es geschah dies besonders durch die Städtegrün= dungen, in welchen der König und die Landesherrn in der richtigen Gin= sicht mit einander wetteiferten, daß ein freies Bürgerthum die beste Stütze ihrer Macht und ihrer Sicherheit sei. Wo sich Mauern und Thürme um einen Ort erhoben, da verwandelte sich der unfreie Handwerker, Tage= löhner und Bauer in das persönlich freie Mitglied einer Gemeinschaft, die sich bald eines weitgehenden Maßes politischer Selbständigkeit erfreute, und beren Vertreter neben den Fürsten auf den Reichstagen, und neben Prälaten und Rittern auf ben Landtagen erschienen.*) Die Reichsstädte und nicht wenige Lundstäbte bilbeten auch für Unfreie vom Land eine rettende Zufluchtsstätte. Sie hatten nämlich das Privilegium, daß jeder Eigenmann, der Jahr und Tag in der Stadt wohnte, ohne von seinem Herrn zurückgefordert worden zu sein, Freiheit erlangte und gegen jeden An= spruch bes Herrn an seine Person und seine Habe gesichert war. Luft" machte ihn frei, wie man zu sagen pflegte. Auch den rechtzeitig abgeforderten Eigenmann in die Hände des Herrn zurückzuliefern, und ihn also bessen Grausamkeit preiszugeben, hielten viele Städte unter ihrer Würde. So beobachtete z. B. die Stadt Eisenach vermöge eines von ben Landgrafen von Thüringen, den Pflegern deutscher Dichtkunft, im Jahre 1283 erhaltenen Privilegiums als ihr Recht: Fordert ein Herr seinen Eigenmann binnen Jahr und Tag aus ber Stadt ab, und das Stadtgericht erkennt die Rlage als begründet an, so soll der Eigenmann dem Kläger durchaus nicht ausgeliefert werden, sondern man soll alle Thore der Stadt öffnen, und ihn in Frieden ziehen lassen, wohin er will. Zu Neuenburg in Burgund war dem Herrn das Klagen noch mehr ver-Der Beklagte hatte die Vermuthung der Freiheit für sich, und durfte wie jeder Freie den Gegner zum gerichtlichen Zweikampf auf Reulen

^{*)} Allerdings wohnten noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in sehr vielen Städten Liten, die ihre Leibzinse zahlten und bei deren Tod der Herr das Besthaupt oder auch größere Theile der Berlassenschaft nahm; allein ihre Berpflichtungen wers den sich meistens hierauf beschränkt haben. Seit dem sunszehnten Jahrhundert gab es nur noch in wenigen Städten Unfreie.

heraussorbern. Das war also, wenn der Eigenmann ein handsester Gesselle war, ein halsbrechender Prozeß. Gewann ihn aber auch der Kläger, so half es ihm nicht viel. Erschlug er den Gegner, so war es mit dessen Dienstpflicht aus; schlug er ihn nur zu Boden, so gab die Stadt dem armen Teusel sicheres Geleite in's offene Land während eines Tags und einer Nacht um fliehen zu können. So sehlte es den großen Städten nie an Zuzug. Und Jeder war dort willkommen; je mehr Fäuste, besto mehr Arbeiter, desto mehr geharrnischte Bürger. Und wie müssen solche der Knechtschaft Entronnene an ihrer Stadt gehangen haben, die ihnen Errettung bot!

Es wird keine unrichtige Schätzung sein, anzunehmen, daß in Deutsch= land, diesem städtereichsten aller Länder, durch diese Entwickelung viele Hunderttausende von Unfreien zu persönlicher Freiheit gelangt sind!

Nicht bloß die Städte übrigens gediehen zu freien Gemeinwesen; auch eine Reihe von Landschaften wußten durch eigne Kraft und Huge Benutzung ber Umstände das Joch der Landesherrn abzuschütteln und sich zu reichs= unmittelbaren Bauern aufzuschwingen, die Niemand als ben Kaiser als ihren Herrn erkannten. So 1231 die Bauern und Hirten des Thales Uri, 1240 die Männer des Landes Schwyz und bald barauf die von Unterwalben — ber Kern ber mit jedem Jahrhundert sich mächtiger entfaltenben Eitgenossenschaft; bann seit 1352 Zug und Glarus, seit 1367 und 1401 Appenzell, und andere unter der Schutgewalt dieser Republiken stehende Landschaften und Dörfer. Mit der rein demokratischen Berfassung, die hier überall sofort in's Leben trat, war Unterwerfung unter die Ge= walt eines Halsherrn nicht verträglich. Das souveraine Volk nahm sich seiner leibeignen Landsleute, die in ber Landesversammlung erschienen und mitstimmten, die unter der Fahne des Freistaats mit auszogen, fraftig an; es schützte Diejenigen, welche Güter von Grafen, Rittern ober Alöstern in Benutzung hatten, im Besitz derfelben; die Herrn sollten den Kindern bas Gut nicht nehmen, die Pächte nicht erhöhen dürfen. Alle Streit= sachen zwischen Herrn und Lehnsträgern wurden vor die Landgerichte ge= wiesen; die Herren= oder Eigengerichte gingen ein. *) Die Halsherrn mußten sich mit dem Fortbezug ihrer Frucht = und Geldgefälle begnügen; aber schon im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert willigen sie gerne ein, daß die Bauern auch diese mit dem zwölf= bis zwanzigfachen Betrag abkaufen, da sie mit der "halsstarrigen und unbezwinglichen Widerspenstig= keit" dieser Bergbewohner nichts weiter zu thun haben wollen. Mit dem

^{*)} Im Jahre 1387 verbot die Landsgemeinde von Glarus jeden Zwang zur Che bei 50 Mark Silber.

Hause Desterreich wurde in den Schlachten von Morgarten, Sempach und Näfels abgerechnet. So war also in einem Theile der Schweiz im funfzehnten Jahrhundert vollendet, was bei uns kaum vor etlichen Jahren zur Ausführung kam: die Unfreiheit erloschen und der Grund und Voden entlastet.

F. Thubichum.

(Shluß folgt.)

Aus Italien.

II.

Mag anch der Tessinfluß seine politische Bedeutung verloren haben, so ist es boch nach seinem Ueberschreiten, als ob man ein anderes fälteres, weniger rationell betriebenes Land beträte. Abgesehen von den weiten Reisfeldern um Vercelli findet der Reisende aus den milberen Gegenden Deutschlands feine meisten Kulturpflanzen wieder. Die Bäche, welche ans ben Hochgebirgen kommen, zeigen in ihrem breiten Steinufer bie Trümmer ihrer Ueberschwemmungen, da sie nicht wie die der Lombardei burch Seen gehend gezähmt wurden. Aber an Fleiß wetteifern die Piemon= tesen mit den Lombarden, und da südlich vom obern Po meistens Hügel= land ist, so herrscht der Kleingrundbesitz vor. Eine Hauptsache ist, daß auf dem rechten Ufer des Tessin ein altes land des Klerus und des "Wilitarismus" sich ausbreitet, während die Lombardei auch unter frember Militärherrschaft vom Merus wenig bedrückt sich bürgerlicher Arbeit und ben Sorgen des Luxus widmete. Die Verquickung des militärischen Wesens mit pfäffischem hat den Piemontesen, auch benen der höheren Familien einen eigenthümlichen Zug gegeben, der sich noch lange nicht ausgeglättet hat. Wie die Universität Turin bis 1848, so waren auch die Erziehungsanstalten für Offiziere und die für die Töchter des Abels ganz in den Händen ber Jesuiten ober ihrer Freunde. Deshalb haben so viele piemon= tesische Politiker und Offiziere immer noch ein "Scheuleber" neben ben Die Frauen treiben Politik in klerikalem Sinn, wie bie Gattin Lamarmora's als quêteuse für ben Peterspfennig, so arge Stanbale auch in klerikalen Lehranstalten enthüllt wurden. Die piemotesischen lehran= stalten haben sich mancher bas persönliche Ehrgefühl verletzenben Strafen noch nicht entschlagen können. Es ist nicht zu läugnen, daß erst die lombardische Emigration seit 1848 viele Kulturkeime nach Piemont brachte. Sie war dem Klerus nicht so seindlich als die piemontesischen Liberalen, welche gegen ihn die bittere Anklage erhoben, daß ihnen ihre Jugend verborben und sie selbst mit todten Buchstaben vollgepfropst worden seien. Namentlich die früheren weiblichen Schulen z. B. die des sacré coeur, lauter Filiale der Jesuiten, waren Pflanzschulen nicht blos französischer Sprache, sondern auch französischer Gesinnung. Cavour hob sie trotz der Fürbitten der Kaiserin Eugenie auf.

Dieses Altpiemont hat seit 1848 die größten inneren Veränderungen burchgemacht. Das zum Theil französische Land wurde wiederholt für das italienische Nationalitätsprincip in's Feld geführt. Das Heer mußte auf seine Polizeigewalt über die Garnisonsstädte, wie die Bischöfe auf ihre Gerichtsbarkeit selbst über Geldangelegenheiten ber Laien verzichten. Dazu die Deffnung der früher strengbewachten Grenzen, um die Produk= tion durch fremde Concurrenz zu äußerster Anstrengung zu zwingen. Die Leiber wie die Geister sollten durch diese Ghmnastik für den letzten Zweck ber Erringung ber Unabhängigkeit Italiens gestählt werden. Und That= fache ist, daß obgleich dem mäßigen Wohlstand ungeheure Leistungen zu= gemuthet wurden, Piemont im Ganzen jett blühender ist als vor dreißig Jahren. Sind auch manche alte Industriezweige besonders in Folge des Steinkohlenmangels unterlegen, so ist boch die auf Veredlung der Landes= gewächse z. B. auf Scidenproduktion gerichtete Industrie sehr gehoben, und der Landban hat seinen Antheil daran. Nur haben sich die früher geringen Schulden bes Staats jetzt in's Ungeheure vermehrt. Seit ben großen Transportunternehmungen für die verbündeten Heere im Krimfrieg hat sich der Schiffban auf der Ruste von Genna ungemein entwickelt; wovon man sich leicht überzengt, wenn man von Genua aus einen kleinen Ansflug die herrlichen Ruften entlang macht. Gennesische Schiffe bethei= ligen sich als Frachtfahrer gewaltig an dem großen Berkehr ber Oceane. Dennoch ift die Abneigung ber Genuesen gegen ihre Annexirer, die Piemontesen, trot aller gemeinsamen Thaten und Verbrüberungsseste, noch nicht ausgerottet. Einige genuesische Schiffer, welche tief bedauerten, baß die Italiener sich 1866 nicht so geschlagen hatten wie die Preußen, um Napoleon zu nöthigen seinen Fuß von dem Nacken Italiens abzuziehen, schoben die Schuld der Niederlagen Italiens auf die Bestechlichkeit ber Piemontesen; nicht blos Persano, auch Lamarmora sollte österreichisches und französisches Geld genommen haben. Der Gennese glaubt vor allem an das Gelb und seine Macht.

Die größten Revolutionen hat Turin durchgemacht. Turin war ber

Sitz jener Piemont seit Jahrhunderten beherrschenden Gewalten, seine Municipalität bestand noch 1848 großentheils aus Adel. "Der piemontesische Municipalgeist," welchen Georg Pallavicino schon 1857 in einem Briefe an Manin als einen Hauptgegner ber italienischen Einheitsidee bezeichnet, hatte in Turin seine Burg. Wohl hat Turin zu allen Zeiten große Opfer für seine Ohnastie gebracht; wir erinnern uns noch lebhaft des Eindrucks, ben es auf das subalpinische Parlament machte, als Cavour 1860 ihm mit Be= weisen aus der Vergangenheit erklärte, Turin sei hochgesinnt genug, um das Opfer der Verlegung der Hauptstadt nach Rom zu bringen. als diese Stunde so ganz unversehens schlug, als kopfloser Weise Blut vergossen wurde, da bestand Turin doch die ungeheure Probe nicht. Man hatte in Turin nicht ohne Grund barauf gerechnet, daß es noch mehrere Jahrzehnte dauern werbe, ehe Rom sich bem König und dem Parlament als Sit öffnen würde. Die Spekulation hatte auf diese Basis hin Isole d. h. Quadrate von palastähnlichen Banten errichtet. Wir sahen unweit des Corso solche eben vollendeten Reihen von Prachtbauten beinahe ganz unbewohnt. Die Völker, sagt Machiavell, ertragen noch eher, daß man ihnen ihr Blut, als daß man ihnen ihr Geld abnimmt. Ich fand zwar Turin immerhin noch belebter als ich erwartet hatte; allein bieses Leben 3. B. diese Masse von Raufläden ist ein krankhaftes; früher sah ich Turin in seinem Entwickelungs= und Wachsfieber, das gegenwärtige ist ein zehren= des Fieber. Die früher so gemäßigte, würdige Arbeiterbevölkerung ist ebenso tief erbittert wie der Bürgerstand; Selbstmorde und boshafte nächt= liche Verwundungen verrathen es. Die "Permanente" im Parlament ist das piemontefische und speciell das turiner Rachecorps gegen Frankreich sowohl, als gegen jedes Ministerium in Florenz. Früher, so lange Turin der Mittelpunkt war, eine parlamentarische Sicherheitsgarde gegen alle Uebereilung heischen jetzt die Turiner mit den Neapolitanern um die Wette die Hauptstadt Rom, beibe mit dem Hintergedanken, daß, wenn Rom Italien verschlossen bliebe, wenn Florenz ganz Italien verleibet würde, der Regierungssit nach Turin zurückehren ober nach Neapel vorrücken würde.

Dabei vergessen die Piemontesen, daß einer der beim Septemberverstrag von 1864 leitenden Gedanken die Absicht war, Italien von Frankreich unabhängiger zu machen, nicht blos indem man dadurch das Princip der Nichtintervention zur Anerkennung auch durch Frankreich brachte, sons dern auch indem man den Regierungssitz von der französischen Grenze weg verlegte. Auch bei dem unvermeidlichen Kampf um Venetien lag Turin den Ausfällen aus dem Festungsviereck zu ausgesetzt. Der König auf dem Schachbrett, der Sitz der Regierung mußte also zuvor in eine geschütztere Stellung gebracht werden. Wie die Schönheit Italiens die

Wölfer des Nordens zu Einfällen reizte, so hatte anch das Glück, welches endlich seit 1859 leuchtend über Italien aufging, seine Gefahren. rasche Verwirklichung des Unglaublichen gewöhnt, konnte sich Italien nicht wieder in den langsamen, sicheren Fortschritt finden, wie ein solcher im Septembervertrag lag. Alspromonte verlangte eine Sühne. Umsonst hatte Rattazzi unmittelbar barnach ein Zugeständniß in der römischen Frage von dem Kaiser Napoleon gefordert. Seine Nachfolger suchten den Ab= zug ber Franzosen aus Rom zu bewirken, indem auch sie dem Kaiser ein Pfand boten, daß Italien nicht durch rasche gewaltsame Schritte gegen Rom dem Kaiserthron seine eigene Grundlage entzöge. So lange die Franzosen Wache vor dem Batikan hielten, war nicht zu hoffen, daß die Kurie irgend daran dächte sich mit Italien zu verständigen Die vertrie= benen Dynastien begten im Jahre 1864 noch gute Hoffnung ihrer balbigen Restauration; benn wenn Italien wie ein Wagen mitten im rasche= sten Lauf angehalten wurde, so mußte es in allen Fugen erschüttert werden. Waren erst die Franzosen abgezogen, so konnte auch eher die Entfernung bes Extönigs Franz II. aus Rom durchgesetzt werden, wodurch dem neapolitanischen Brigantenthum und den Restaurationshoffnungen der borti= gen Klerikalen der Todesstoß gegeben worden wäre. Aber da es dabei auch galt, daß Italien sich von Frankreich freier machte, ba Frankreich diese Absicht wohl kannte, so mußte man seinem wachen Miftrauen ein Opfer bringen. Dieses Opfer war die Fixirung der Hauptstadt in Florenz.

Es mochte bei der bekannten, mit ten besten und mit den schlimm= sten Seiten bes italienischen Charakters solidarischen Eifersucht ber ita= lienischen Städte auf einander erstaunlich scheinen, daß die meisten Städte Italiens der Verlegung der Hauptstadt nach Florenz beistimmten, ja ihr mehr zujubelten als die Florentiner selbst. Allein man hatte es sich eben in den Ropf gesetzt, der steife Piemontismus sei an der Stockung der italienischen Entwickelung Schuld; sobald man den Mittelpunkt von Turin wegverlege, werde bieser Bann bes Piemontismus gelöst werden. **F8** lief dabei nicht wenig Neid gegen Turin mit unter. Dankbarkeit für gebrachte Opfer kennen die Bölker gegen Lebende nicht; und eine Stadt stirbt nicht. Die politischen Röpfe mochten mit Recht sagen, nachbem einmal durch Beseitigung des Regionalspstems die Kräfte Italiens centra= lisirt sind, muß bieses Centrum auch in ben geographischen Mittelpunkt bes Landes verlegt werden; auch der Mensch könnte nicht den zum Leben nöthigen Blutumlauf haben, wenn sein Herz in einer seiner Extremitäten Sie vergagen tabei nur, bag ter Organismus ter vereinigten wäre. Staatsgewalten ein zu junger war, als daß die Versetzung desselben auf einen ihm weniger günstigen Boben ohne gefährliche Erschütterung möglich

gewesen wäre. Wehr aber als alle diese Erwägungen wirkte auf die öfsentliche Meinung des anßerpiemontesischen Italiens der etwas frivole Gedanke: Florenz ist nur eine Etappe nach Rom, nur eine provisorische Hauptstadt — als wäre das italienische Volk ein Israel in der Wüste, welches nur die Pflöcke seines Zeltheiligthums auszuziehen hätte die es nach Zion gelangte. Sowohl die Minister welche den Vertrag abschlossen, als namentlich die, welche seine Aussührung auf ihre Schultern nahmen, meinten es ehrlicher mit der Geltung des Vertrags und Napoleon war sicher nicht gewillt sich düpiren zu lassen. Diese populäre Verdrehung des Vertrags war die Ursache vieler Uebel und sührte das tragische Blutdad von Mentana herbei.

Durch diese willfürliche Deutung wurde auch verhindert, daß Italien Florenz zu einer entsprechenden heimischen Hauptstadt machte. Oder sollten die Florentiner etwa sich in ihrer bequemen Gewohnheit stören, ihre Stadt dem Fremden für immer unwohnlich machen, für den sehr ungewissen Ruten, eine Etappe für die wandernde Hauptstadt zu sein? 3ch mußte in Turin über die häufig gehörte Anklage lächeln, Florenz mit den sich gegen seinen Mittelpunkt bin immer mehr verengenden Straßen, mit seinen alten Palästen eigne sich viel weniger zur Hauptstadt eines großen centralisirten Staats, als das breit gelagerte Turin. Aber im Gedränge jener Florentiner Straßen dachte ich anders. Da in Florenz das Gehen oft gefährlich ist, fährt wer es vermag und jeder trägt damit zur Erschwerung ber Cirkulation bei. Die Ministerien, welche sich in Turin nach= barlich die Hand boten, sind durch die Stadt Florenz zerstreut; die könig= liche Residenz ist durch miserabel enge Gassen von dem Parlament im palazzo vecchio und von den Ministerien getrennt. Hätte die Mehrheit der Italiener es über sich vermocht, auf Rom als Regierungssitz zu ver= zichten, die von den Jesuiten wie von den Mazzinisten genährte Selbstbespiegelung in der alten Größe Roms abzuthun, womit auf die gerechten Ansprüche der Römer eine italienische Freistadt zu werden nicht verzichtet zu werden brauchte, so konnte Florenz binnen zweier Jahre zu einer ziemlich geeigneten Hauptstadt für Italien gestaltet werden. Selbst innerhalb seiner Ringmauern von Porta St. Gallo über Porta a Pinti bis an den Arno herab hat Florenz so viele Gärten, daß sich hier eine neue Regierungs- und Parlamentsstadt anlegen ließ. Für die Beamten ließen sich gesunde Vorstädte bauen. Dies war um so eher auszuführen, wenn man mit der Verlegung zugleich eine zulässige Decentralisirung begann. Dann brauchten nicht so viele Beamtenkreise nach Florenz zu wandern. Es ist ein Verdienst Jacini's, daß er in der Frist von sechs Monaten, mit einem Aufwand von blos sechs Millionen das Quartier für die Regierung und ihren Train herstellte; aber eben bamit war es ihm unmöglich gemacht etwas Bleibendes zu schaffen. Das alles kommt daher, daß seit dem Tode Cavonr's es nicht mehr die Regierung war, welche leitend an der Spitze der öffentlichen Pleinung einherschritt, sondern daß die in ihren Zielen unsichere öffentliche Pleinung das Plinisterium ungeduldig vorwärts drängte.

Der König war gewöhnt viel zu wagen, um seinen Bater und die piemontesische Waffenehre an Desterreich zu rächen, um Italien und sein Haus glorreicher zu machen. Aber das größte Opfer welches er brachte, der bitterste Kelch ten er leerte, war sein militärisches Turin, wo man ihm auch seine minder erhabenen Gewohnheiten verzieh, zu verlassen und zwar unter solchen Szenen! Und welchen Empfang konnte er in dem über seinen hohen Beruf bestürzten Florenz finden? Das steptische, bequeme, darum ganz unkriegerische, ja unpolitische Florenz fühlte sich zur Hauptstadt gepreßt, und zwar nur als Mittel zum Zweck. So hat sich benn trop des guten Willens Vieler von beiden Seiten bis auf diesen Tag kein marmes gegenseitiges Verhältniß gebildet. Die königliche Fami= lie kann ihr Heimweh nach Turin nicht verläugnen; der König eilt dahin und nach seinen alten Jagbgründen, so oft es möglich ist. Wohl marschirt die Nationalgarde täglich zweimal auf, um die Wachen am Palast Pitti mit zu besetzen; aber als der König am Verfassungssest, in der Frühe des siebenten Juni eines Sonnntags in ben Cascinen Beerschau hielt, waren von 7000 Mann Nationalgarben nur etwa 800 versammelt und viele Offiziere berselben mußten aus Mangel an Mannschaft nach Hause gehen. Und ein nicht geringer Theil der Anwesenden sollen ein= gewanderte Norditaliener gewesen sein, welche sich sonst mit den Florentinern nicht vermengen, "benn die Florentiner sind Henchler" fagten zu mir piemontesische Bewohner von Florenz. Und sie sind wirklich hinter= haltig, besonders gegen die zahlreichen Norditaliener, welche als Bauspe= kulanten und sonst als rührige Unternehmer nach Florenz wanderten.

Vicl weiter als zu einem äußerlichen Ineinanderschicken ist es zwischen König, Hof, Parlament und Beamtenwelt auf der einen, und den Florenstinern anf der andern Seite noch nicht gediehen. Die derben Romagnolen haben den von ihnen grundverschiedenen Florentiner nie geliebt; die Piesmontesen und die Reapolitaner glüben von Eisersucht gegen die neue Hauptstadt. Ich mußte manchen höheren Beamten, welchen ich schon in Turin gekannt hatte, in Florenz doppelt bedauern. Es siel mir auf, daß dieselben Männer, welche in Turin ebensowohl in ihrem bequemen Wohnshasse, als auf ihrem schonen Amtslokal zu sprechen gewesen waren, ihre

wahrscheinlich noch enger als bas enge Amtslokal. Ich glaube, daß das durch die Arbeiten für das Amt sehr Noth leiden, daß eine der Ursachen der Geschäftsstockung hier wurzelt und daß diese überhaupt südikalienische Sitte die nothwendige Scheidewand zwischen amtlichem und privatem Verstehr auf bedenkliche Weise entfernt.

Ueber Motive und Anzeichen ber Fremdheit des Königs und bes Hofs ber florentinischen Bevölkerung gegenüber hört man Manches flüstern; es wäre nicht gut, wenn auch nur ein Theil davon wahr wäre. Die schlaue "Gemüthlichkeit" der Lothringer-Habsburger hatte lange einen Austausch von zuckerbrodartiger Koketterie unterhalten. Bei Hof herrschten keine derben Leidenschaften; alles war etwas matt und geheim. Der Hof Viktor Emanuel's hat viel von der Lebensweise eines rüstigen Wittwers. Gelegenheit der Schlappe von Enstozza wurde laut bavon gesprochen, welchen Eigenschaften Mancher ben Platz in den Vorzimmern und bamit im Generalstabe des Königs verbanke. Besonders della Rocca's sehr reser= virte Haltung mit ber Kavallerie unweit bes Schlachtfeldes von Custozza, in einer schönen Ebene, rief die bittersten Aengerungen über die Art seiner Verdienste und der Verdienste seiner Familie hervor. Neben ihm erscheint Persano noch als ein Tollkopf. Natürlich fragte das Volk nach den ge= heimen Gründen, welche ihn gegen Untersuchung und Strafe schützten. Alehnlich sollen die Verdienste noch Anderer vom alten piementesischen Adel auf dem Parketboden des Palastes Pitti sein. Ich hörte es der Consorterie als Verdienst anrechnen, die Untanglichsten hier von dieser Operations= basis verdrängt zu haben. Natürlich mußte die Ungeduld, Enttäuschung und Unzufriedenheit über die Zustände sich einigermaßen auch gegen die Dhnaftie richten. Es fiel mir auf, wie sehr bas Anschen berselben, die Liebe zu ihr im Vergleich zum Jahre 1860 nicht blos in Turin sich abgefühlt hatte. Diese kühle Stimmung bezieht sich auch auf die Söhne bes Königs, auf ben bereits blasirten Aronprinzen, welcher in Mailand, seinem Hautsitze, vielfach sehr anstieß. Gine Dame, die mit klarem Auge das leben in ihrer Nähe beobachtete, versicherte mir, daß die Prinzen entschieden besser seien als ihr Ruf. Ich will es baher glauben, um so mehr, als bas Glauben gegen ben Angenschein um so verdienstlicher ist.

Der Marchese Gnalterio, Minister des königlichen Hauses, soll die Aufgabe übernommen haben, kommenden Herbst mit dem jungen krouprinzslichen Shepaar einen moralischen Eroberungszug nach Neapel und Sicilien zu unternehmen. Die blonde Kronprinzessin wird mit ihrem freundlichen Takt und ihrer unermüdlichen Pflichttreue gewiß doch viele Herzen geswinnen. Aber ob es Folgen haben wird? Der Marchese giebt sich viele Minen viele um die Einrichtung eines Hoses, eine Tradition welche durch das

sechzehnjährige formlose Wittwerleben bes Königs ganz abhanden gekommen war. Und es ist Gualterio wirklich ber große Wurf gelungen, Damen von der höchsten Florentiner Aristokratie als Chrendamen der Kronprinzessin zum Besuch bes königlichen Hofs zu bewegen. Den alten Mitverschwornen Gualterio's kommt es natürlich komisch vor, ihn in seinem Eifer für Etikettte und Galauniformen zu beobachten. Es fehlt sogar nicht an Leuten, welche behaupten, der alte Verschwörer für den nationalen Gedanken sehe jett bei hellem Tage Verschwörungen gegeu bas leben bes Königs. wollte sogar die Beschränkung der Zugänglichkeit des Boboligartens für das Publikum auf Sonntag Nachmittag von solcher Gespeusterseherei ab-Jedenfalls ist der Florentiner nicht für die neue Dynastie geleiten. wonnen worden, indem man die zwei Besuchstage, an welchen die frühere Dynastie ihren Schloßgarten öffnete, auf einen halben beschränkte. Dieses ist nicht wohlgethan von einem Fürsten, welchem so schöne Länder geschenkt Solche Dinge schaben mehr als politische Mißgriffe, welche oft wurden. von der Mehrzahl nach wenigen Tagen vergessen werden. Indeß ist der König selbst, so sehr er für seine Person bie Stikette haßt, dem odi profanum vulgus nicht burchaus abhold. Und die Zudringlichkeit der vielen Parveniis würde Jeden anwidern. Aber selbst als Parvenii von andern königlichen Kollegen betrachtet zu werben, ist peinlich, und strenge Hofetikette giebt vielleicht solchem Stolze gegenüber Ansehen. Biktor Emanuel empfin= det es tief, daß er an manchen Höfen noch als ein glücklicher Thronräuber angesehen wird; er läßt baher seit längerer Zeit eine Sammlung von Dokumenten anlegen, zum Beweise baß er bie italienischen Fürsten öfters zu einem nationalen Bündniß aufforderte, daß aber seine Aufforderungen stets zurückgewiesen wurden. Er und seine Söhne spotten über bas Fürsten= thum von Gottes Gnaden; aber Viktor Emanuel ist stolz darauf einer der ältesten Dynastien in Europa zu entstammen und giebt dieser seiner Sonderheit tadurch Ausdruck, daß er bei Hoffesten allein thronend seinen Wasserhumpen mit Turiner Grisini trinkt. — Indeß ist die Mehrzahl der politischen Italiener mit der Ohnastie Savohen durch eine Vernunft= ehe fest verbunden. Obgleich bei den Ministerveränderungen andere als parlamentarische Motive mitwirken, ist der König ernstlich verfassungsgetren und er würde durch die Noth zu einem Staatsstreich gedrängt, benselben sogleich burch bas Parlament bestätigen lassen.

Turin und die äußerst wichtige Hauptstadtfrage hat uns zu diesen Betrachtungen geleitet. Daher führen wir lieber hier diese Frage zu Ende. Sie ist in den Köpfen der meisten Italiener badurch verwirrt, daß man die Frage, ob Rom eine italienische Stadt, von der anderen, ob es die wirkliche Hauptstadt Italiens, Sitz des Königs, der Ministerien

und bes Parlaments werden solle, nicht gehörig scheidet. Jenes können und werden die Römer, soweit sie nicht zum bedientenhaften Schweif der Kardinäle gehören, mit Recht fordern, Italien muß und wird sie darin unterstützen. Allerdings haben schon Napoleon I. und Cavour Rom we= gen seiner geographisch centralen lage und wegen der Magie seines Namens als wirkliche Hauptstadt Italiens postulirt, und biese zwei Antori= täten fallen schwer in's Gewicht. Allein es giebt auch unwägbare Kräfte, und diese machen sich hier geltend. Noch lange wird die große Mehrzahl ber Katholiken sich gegen die Verlegung der italienischen Hauptstadt nach Rom sträuben, weil dadurch der Pabst in ein, wenn auch nur scheinbares Unterthanenverhältniß herabgedrückt wird. Auch der Vorschlag ihm als Sonveran die Kleinseite von Rom zu lassen, sieht eber einem Scherz gleich, da ein solches Gebiet in unserem Jahrhundert nur in der Republik von St. Marino eine Parallele hätte. Aber es sprechen auch starke innere Gründe dagegen, daß Rom die Hauptstadt zweier Mächte werde. Rom inmitten einer weiten Debe ist von einer in den oberen Klassen sittlich und intellektuell, in den unteren Alassen wenigstens intellektuell verkom= menen Bevölkerung bewohnt. Es ist um ein Jahrhundert hinter Oberitalien zurück. Es kann also nicht einmal Unteritalien als Hebel ber Kultivirung dienen. Die unverantwortliche, im Dogma unfehlbare Autorität kann ihren Sit nicht mit einer parlamentarischen Regierung thei= len, welche noch in ihren Flegeljahren ist, zumal wenn wir die zügellose Presse bazu rechnen. Das heiße Temperament Italiens, seine Gilfertigkeit in der logischen Schlußfolgerung, welche sich 1859 erprobte, würde nicht auf halbem Wege ber Verträglichkeit der beiden Kronen stehen bleiben, der eine oder der andere Theil müßte sich unterordnen. Es könnte ge= schehen, daß bald ber eine, bald ber andere Theil die Oberhand bekäme. Denn die Fürsten aus dem Hause Savohen waren stets Herren von sinn= lich militärischem und zugleich von mystischem Temperament, in ber Jugend abenteuerlich ausschweifend, in späteren Jahren bigot. Man fürchtet dies fogar bei Biktor Emanuel. Das sind keine Aussichten, um deren Realisirung es sich lohnte, mit Frankreich, mit Spanien, mit einem Theil ber eigenen Bevölkerung sich bitter zu verfeinden.

Es bedarf aber längerer Zeit und behaglicher Zustände, ehe Italien sich an den Gedanken gewöhnt, auf die Hauptstadt Rom zu verzichten. Bis dahin wird Florenz ein unbehaglicher Six bleiben. Neapel wird fortfahren gegen Florenz seinen viel großstädtischeren Charakter geltend zu machen. Allein an Neapel ist nicht zu denken, so lange der Norden Italiens der moralische, finanzielle und militärische Träger des Staats bleibt. Eben die maritime Lage Neapels setzt es den Angriffen seindlicher

Flotten aus; es ließe sich bagegen selbst mit den ungehenersten Kosten taum sicher stellen. In dieser Bezichung läßt die Lage von Florenz we= nig zu wünschen übrig. Die fatale Hauptstadtfrage barf aus Italien nicht einen ewigen Juben (juif errant) machen. Die Frage muß daburch ihre übermäßige Bedeutung verlieren, daß die Centralisirung Italiens, sobald sie ihre diktatorische Bestimmung erfüllt hat, einen Theil ihrer Voll= machten an die Selbstverwaltung der Provinzen abgiebt. Dies wurde bekanntlich noch während des letzten Halbjahrs von Cavour's leben mit seiner modificirten Zustimmung, eben als er Rom als Hauptstadt postulirte, namentlich von einigen Bolognesen z. B. Minghetti und Borgatti unter bem Namen des Regionalsthstems in einem ausgeführten Plane vorgeschlagen. Ricasoli, welcher Toscana nach seiner Weise halb selbständig verwaltet und seine besseren Eigenthümlichkeiten eifersüchtig bewahrt hatte, trat als ber Vorkämpfer des Regionalspstems in die betreffende Commission. Allein Poerio in seiner ächt neapolitanischen Angst vor ben Gräneln einer bourbonischen Restauration, welche durch Verminderung der Centralgewalt er= leichtert schien, gewann selbst Ricasoli für seine französische Centralisations= idee und angesichts des nahe drohenden Kriegs mit Desterreich gaben auch die übrigen Verfechter des Regionalspstems dasselbe auf. Aber seine Zeit wird wiederkommen. Die den Städten ertheilten größern Bollmachten sind schon eine Anbahnung besselben. Wenn erst die dem Bürger wichtig= sten Fragen im Schoofe seiner eigenen Stadt entschieden werben, so hat für ihn die Hauptstadt, so hat für Italien der Sit der Regierung weniger Bedeutung. — Wir bedauern auf diese Frage nicht weiter eingehen zu können, da sie auch für Deutschland von der größten Bedeutung ist und das Regionalspstem unseren Traditionen und Sitten am meisten entspricht. In Italien haben mir mehrere bedeutende Politiker ihr großes Wohlgefallen darüber ausgedriickt, daß Preußen, indem es die Eigenheit der annet= tirten Länder schont, den Weg betrat, welchen das bedrohtere Italien 1861 vielleicht nicht betreten durfte. Aber auch die noch "souveranen" Staaten Dentschlands haben die Entwickelung ber Selbstverwaltung nicht blos Preußen zuzuschieben; Babern, Württemberg, Baben bestehen aus sehr verschiedenen erst durch Napoleon I. zusammen kommandirten Elementen, welche berechtigt und im Stande sind, einen Theil ihrer bisher in ben Residenzen beforgten Angelegenheiten selbst zu Handen zu nehmen. Ueber die Beziehungen zu Berlin vergessen die süddeutschen Parteien die Befreiung ihrer kande von München, Stuttgart und Karlsruhe. werden die wahren Stammes: nicht blos die büreaufratischen Eigenheiten geschützt und diese Staaten können dann um so mehr ohne Gefährbung

ihrer Volkseigenthümlichkeiten, ohne Gefahr für die reale Freiheit Glieber bes beutschen Bundesstaats werden.

Dies wäre eine andere, gesegnetere Uebergangsform als die provisorischen Regierungen, welche in Italien zwar, besonders im Kriegswesen, manches Tüchtige geschaffen und vieles Schlimme verhütet, aber auch eine ungeheure Masse "wohlverdienter" Persönlichkeiten in den Staatsbienst gebracht haben, die jetzt durch ihre Unsähigkeit eine Quelle der Unsordnung, der Geschäftsstockung, der Finanznoth geworden sind. Namentlich wird die Unsicherheit von Person und Eigenthum in manchen Provinzen zum Theil dadurch erklärt, daß an die Stelle der alten ersahrenen Sichersheitsbeamten ganz unersahrene, ja fatale Subjekte getreten sind. Gute piemontesische Assessination wurden schlechte Direktoren. Die Regierung verssetzt besonders die der Vestechung ausgesetzten Veamten z. B. die Zollsbeamten von einem Ende Italiens an das andere, überall trifft man ihre Familien auf der Wanderschaft; dies ist der Ruin der Ehrlichen; die Bestrüger sinden überall ihre Samorra wieder.

Die Entfernung der Höfe hat natürlich in Modena und in Parma viele Leute brodlos gemacht, um so mehr seit auch die mit den alten Regierungen solidarischen Klöster eingegangen sind. In Parma siel mir ein auch im mittleren Bürgerstand verbreiteter Sonntagslugus neben viel Bettelei auf. Es wurde bitter über Verdienstlosigseit geklagt. Die Felder sand ich meist trefslich bestellt. Diese Herzogthümer waren unter dem Königreich Italien 1805 bis 1814 sehr aufgeblüht, die Traspadani galten als die treuesten Anhänger desselben. Selbst der grausame Feind aller Freihelt Franz IV. von Modena ließ viele heilsame Gesetze aus jener Zeit sortbestehen, welche den zum Theil weniger ausgereisten Gesetzen Piemonts weichen mußten.

Die Bewohner selbst so kleiner Staaten waren bis 1859 systematisch so von einander abgesperrt, das Reisen in Italien den Italienern durch die Polizei so erschwert, daß auch jett im Parlament und in der Regierung die Gruppirung sich vielmehr nach Landsmannschaften, als nach politischen Parteiprogammen vollzieht. Viele Südländer haben als die leidenschaftlichsten, als die politisch am wenigsten durchgebildeten eine entschiedene Neigung gegen die Regierung zu stimmen, selbst wenn ihre eigene Ueberzeugung mit den Regierungsanträgen übereinstimmt. Es ist dies teine Folge von übermäßigem Muth; man gefällt dadurch der Mehrzahl seiner Wähler. Dagegen sind sie bei den Ministern die unermüdlichen, unerschrodenen sollecitatori sür alle möglichen Privatinteressen, wie bei ihnen zu Hanse nach der herrschenden Meinung jetzt wie früher alles nur durch Intercession, sei es der Kammerscauen

geht. Bestechungen sind zwar die Minister nicht zugänglich, aber bei ihrer unsicheren Stellung, ohne eine sie mit Entschiedenheit tragende Partei, mussen sie oft mit jenen Bettelvirtuosen ber Opposition einen stillschwei= genden Vertrag eingehen, fraft bessen sie auf die Behörden behufs ber Entscheidung einer Privatangelegenheit einen Druck ausüben, um für wichtige politische Fragen im Parlament Stimmen zu gewinnen. Der Abvokat Crispi und Genossen werden sehr verdächtigt, sich auf diesem Wege eine äußerst einträgliche Advokatenpraxis zu schaffen. Deshalb ift man allgemein gegen bie Diäten ber Abgeordneten, in der Ueberzeugung, daß sich die meisten ohnedies mittelbar bezahlt machten. Gewiß scheint, daß die Fürsprache eines Oppositionsmanns bei ben oberen Behörden in der Regel besser zieht, als die eines ohnedies ministeriellen Abgeordneten. Ein ministerieller Biedermann schrieb einem Bekannten in der Proving, er könne seiner Bitte nicht entsprechen, sie entbehre ber Berechtigung. Er erhielt umgehend den Trost, daß ein Oppositionsabgeordneter bei dem Minister schon einen günstigen Entscheid herausgeschlagen habe. Solche Dinge glaubt man wenigstens allgemein, zumal von Rattazzi, bem Berschwender in Ordenszeichen, die indeß ober vielmehr eben beshalb selten getragen werben.

Die Blätter, welche die Humanität, die materiellen und die Kulturinteressen mit den Ansprücken der Nationalität zu versöhnen suchen, die Revue des deux mondes wie die Kölnische Zeitung, rathen Italien wohlwollend, es solle zu Balancirung seines Ctats sein Heer noch mehr redu= ciren. Der Zweck ist gewiß ein bringenber und das Mittel scheint einfach und unfehlbar zu sein. Italien wird ja auch durch die dringenbsten Motive ber Politik angewiesen, sich im Falle eines Kriegs, z. B. am Rhein, so lange wie möglich in der Neutralität zu halten. Aber diese ist nur bann eine würdige, wenn eine schließlich ihre Interessen schützenbe organisirte Nationalkraft hinter ihr steht. Namentlich wäre Italien ohne biese und mit seiner langen Küstenlinie die leichte Beute Frankreichs. Aber Italien hat sein Heer auch zum Haupthebel ber Nationalisirung und Civilisirung seiner vielen zurückgeblicbenen Provinzen gemacht. ten sind in Italien so verschiedenartig als in Desterreich; nur hat die ungeheure Mehrzahl benselben italienischen Grundstock ber Sprache. in jeder Kompagnie Soldaten aus allen Provinzen sich finden, kann kein Provinzialismus oben aufkommen, es hat sich eine Soldatensprache gebil= bet, welche, wenn auch nicht gerade die klassische italienische Sprache und mit Kasernenausdrücken gespickt, doch italienisch ist. — Noch größer als in der Sprache ist der Unterschied der Mannschaft in Sitten und Kultur. Da sind Tausende, welche burch bie Conscription eingefangen sind, wie

die Pustenpferde in Ungarn für die Reiterei. Einer meiner Freunde wohnte im Hafen von Neapel der wüthenden Abschiedsszene von Gebirgs= bewohnern bei, welche sich gebärdeten, als sollten ihre Söhne unschuldig hingerichtet werden. Bei so verwilderten Büffelracen geht der Weg der Civilisation nur durch Heulen und Zähneklappern, wie die Wiedergeburt der richtigen Methodisten. Damit verglichen ist die Angst, die man in Schwaben und in Altbaiern dem Hannesle und Xavere vor dem pommer= schen Schnapslande gemacht hat, eitel Scherz. Nicht wenige junge Soldaten werden frank, weil sie beinahe keine Milch und ungewohnte Fleisch= tost bekommen. Doch das sind Kinderkrankheiten, deren Behandlung man schon versteht. Wenn nun so ein Mensch ober Unmensch, ben man mit "Dornhandschuhen" beigefangen hat, in vernünftige Disciplin nach Benedig, nach Florenz kommt, so brancht er ein Paar Monate Zeit um das Essen und andere Funktionen zu lernen wie ein Mensch. Dann aber kommt er als solcher, als ein Kulturmensch in seine Heimath zurück, nach Sicilien, nach Calabrien, nach Umbrien. Er hat eine ganz andere Bildungslaufbahn durchgemacht als der Schulmeister seiner Gemeinde — s'il y en a. Indeß une studirten Deutschen bei der italienischen Hiße das Lesen schwer wurde, hörte ich, bag meine Nachbarn, die Berfaglieri, welche Morgens früh ihre vier Stunden exercirten und dann im Eilschritt mit Sac und Pac in die Kasernen zurückkehrten, den Tag über in dieser lesen und schreiben lernen. Während immer noch gegen sechzig Procent der Refruten diese edlen Künste nicht kennen, treten etwa sechs Procent ohne ihren Besitz aus bem Heere aus. Und wenn auch Viele später in ihrer Heimath wenig Gebrauch bavon machen, so sind sie boch als Männer von Erziehung im italienischen Sinne ein Kulturagens in berselben. Eine Hauptsache aber ist, daß sie wahrhaft nationalisirt sind durch den grokartigen Anschauungsunterricht, den Italien zu bieten vermag. Ausgabe, selbst nicht die für Eisenbahnen und für Schulen trägt in Ita= lien so sicher und frühzeitig Früchte, als die für das Militär. Es sehlt den Italienern nichts so sehr, als der Geist der Ordnung, der Präcision; wo sollen alle Klassen ihn besser lernen, als im Heerestienst? — Die deutsche allgemeine Wehrpflicht bewundert man, aber man fühlt sich nicht stark genug sie durchzuführen.

Ein Axiom der italienischen Geschichte ist, daß der Norden die unissicirende Revolution machte und daß er der Träger des Staats ist. Der Süden fordert viel und sucht sich den Lasten möglichst zu entziehen. Die Opposition gegen jedes Ministerium im Parlament, welche ihren Grundstock im Süden hat, war es, welche durch Klagegeheul über parteiische

Bölfer des Nordens zu Einfällen reizte, so hatte auch das Glück, welches endlich seit 1859 leuchtend über Italien aufging, seine Gefahren. rasche Verwirklichung des Unglaublichen gewöhnt, konnte sich Italien nicht wieder in den langsamen, sicheren Fortschritt finden, wie ein solcher im Septembervertrag lag. Aspromonte verlangte eine Sühne. Umsonst hatte Rattazzi unmittelbar barnach ein Zugeständniß in der römischen Frage von dem Kaiser Napoleon gefordert. Seine Nachfolger suchten den Ab= zug der Franzosen aus Rom zu bewirken, indem auch sie dem Kaiser ein Pfand boten, daß Italien nicht durch rasche gewaltsame Schritte gegen Rom dem Kaiserthron seine eigene Grundlage entzöge. So lange die Franzosen Wache vor dem Vatikan hielten, war nicht zu hoffen, daß die Kurie irgend daran dächte sich mit Italien zu verständigen Die vertrie= benen Dynastien hegten im Jahre 1864 noch gute Hoffnung ihrer balbigen Restauration; benn wenn Italien wie ein Wagen mitten im rasche= sten Lauf angehalten wurde, so mußte es in allen Fugen erschüttert werden. Waren erst die Franzosen abgezogen, so konnte auch eher die Entfernung bes Extönigs Franz II. aus Rom durchgesetzt werden, wodurch dem neapolitanischen Brigantenthum und den Restaurationshoffnungen der borti= gen Klerikalen der Todesstoß gegeben worden wäre. Aber da es dabei auch galt, daß Italien sich von Frankreich freier machte, ba Frankreich biese Absicht wohl kannte, so mußte man seinem wachen Mißtrauen ein Opfer bringen. Dieses Opfer war die Fixirung der Hauptstadt in Florenz.

Es mochte bei der bekannten, mit den besten und mit den schlimmsten Seiten des italienischen Charakters solidarischen Eifersucht der ita= lienischen Städte auf einander erstaunlich scheinen, daß die meisten Städte Italiens der Verlegung der Hauptstadt nach Florenz beistimmten, ja ihr mehr zujubelten als die Florentiner selbst. Allein man hatte es sich eben in den Ropf gesetzt, der steife Piemontismus sei an der Stockung der ita= lienischen Entwickelung Schuld; sobald man den Mittelpunkt von Turin wegverlege, werde dieser Bann des Piemontismus gelöst werden. Es lief dabei nicht wenig Neid gegen Turin mit unter. Dankbarkeit für ge= brachte Opfer kennen die Bölker gegen Lebende nicht; und eine Stadt stirbt nicht. Die politischen Köpfe mochten mit Recht sagen, nachdem einmal durch Beseitigung des Regionalspstems die Kräfte Italiens centralisirt sind, muß bieses Centrum auch in den geographischen Mittelpunkt des Landes verlegt werden; auch der Wiensch könnte nicht den zum Leben nöthigen Blutumlauf haben, wenn sein Herz in einer seiner Extremitäten Sie vergaßen babei nur, daß ber Organismus ber vereinigten Staatsgewalten ein zu junger war, als daß die Versetzung besselben auf einen ihm weniger günstigen Boben ohne gefährliche Erschütterung möglich

gewesen wäre. Mehr aber als alle diese Erwägungen wirkte auf die öfsentliche Meinung des außerpiemontesischen Italiens der etwas frivole Gedanke: Florenz ist nur eine Etappe nach Rom, nur eine provisorische Hauptstadt — als wäre das italienische Volk ein Israel in der Wüste, welches nur die Pflöcke seines Zeltheiligthums auszuziehen hätte dis es nach Zion gelangte. Sowohl die Minister welche den Vertrag abschlossen, als namentlich die, welche seine Aussührung auf ihre Schultern nahmen, meinten es ehrlicher mit der Geltung des Vertrags und Napoleon war sicher nicht gewillt sich düpiren zu lassen. Diese populäre Verdrehung des Vertrags war die Ursache vieler Uebel und sührte das tragische Blutdad von Mentana herbei.

Durch diese willfürliche Deutung wurde auch verhindert, daß Italien Florenz zu einer entsprechenden heimischen Hauptstadt machte. Ober soll= ten die Florentiner etwa sich in ihrer bequemen Gewohnheit stören, ihre Stadt dem Fremden für immer unwohnlich machen, für den sehr ungewissen Ruten, eine Ctappe sur die wandernde Hauptstadt zu sein? 3ch mußte in Turin über die häufig gehörte Anklage lächeln, Florenz mit den sich gegen seinen Mittelpunkt bin immer mehr verengenten Strafen, mit seinen alten Palästen eigne sich viel weniger zur Hauptstadt eines großen centralifirten Staats, als bas breit gelagerte Turin. Aber im Gebränge jener Florentiner Straßen dachte ich anders. Da in Florenz das Gehen oft gefährlich ist, fährt wer es vermag und jeder trägt damit zur Erschwerung der Cirkulation bei. Die Ministerien, welche sich in Turin nach= barlich die Hand boten, sind durch die Stadt Florenz zerstreut; die könig= liche Residenz ist durch miserabel enge Gassen von dem Parlament im palazzo vecchio und von den Ministerien getrennt. Hätte die Mehrheit der Italiener es über sich vermocht, auf Rom als Regierungssitz zu ver= zichten, bie von den Jesuiten wie von den Mazzinisten genährte Selbstbespiegelung in der alten Größe Roms abzuthun, womit auf die gerechten Ansprüche der Römer eine italienische Freistadt zu werden nicht verzichtet zu werden brauchte, so konnte Florenz binnen zweier Jahre zu einer ziemlich geeigneten Hauptstadt für Italien gestaltet werden. Selbst innerhalb seiner Ringmauern von Porta St. Gallo über Porta a Pinti bis an den Arno herab hat Florenz so viele Gärten, daß sich hier eine neue Regierungs = und Parlamentsstadt anlegen ließ. Für die Beamten ließen sich gesunde Vorstädte bauen. Dies war um so eber auszuführen, wenn man mit der Verlegung zugleich eine zulässige Decentralisirung begann. Dann brauchten nicht so viele Beamtenkreise nach Florenz zu wandern. Es ist ein Verdienst Jacini's, daß er in der Frist von sechs Monaten, mit einem Auswand von blos sechs Millionen das Quartier sür die Regierung und ihren Train herstellte; aber eben bamit war cs ihm numöglich gemacht etwas Bleibendes zu schaffen. Das alles kommt daher, daß seit dem Tode Cavonr's es nicht mehr die Regierung war, welche leitend an der Spitze der öffentlichen Meinung einherschritt, sondern daß die in ihren Zielen unsichere öffentliche Meinung das Ministerium ungeduldig vorwärts drängte.

Der König war gewöhnt viel zu wagen, um seinen Bater und die piemontesische Waffenehre an Desterreich zu rächen, um Italien und sein Hans glorreicher zu machen. Aber das größte Opfer welches er brachte, der bitterste Kelch ben er leerte, war sein militärisches Turin, wo man ihm auch seine minder erhabenen Gewohnheiten verzieh, zu verlassen und zwar unter solchen Szenen! Und welchen Empfang konnte er in dem über seinen hohen Beruf bestürzten Florenz finden? Das skeptische, be= queme, barum ganz unkriegerische, ja unpolitische Florenz sühlte sich zur Hauptstadt gepreßt, und zwar nur als Mittel zum Zweck. So hat sich denn trot des guten Willens Vieler von beiden Seiten bis auf diesen Tag kein warmes gegenseitiges Verhältniß gebildet. Die königliche Fami= lie kann ihr Heimweh nach Turin nicht verläugnen; der König eilt dahin und nach seinen alten Jagdgründen, so oft es möglich ist. Wohl marschirt die Nationalgarde täglich zweimal auf, um die Wachen am Palast Pitti mit zu besetzen; aber als der König am Verfassungssest, in der Frühe bes siebenten Juni eines Sonnntags in ben Cascinen Heerschau hielt, waren von 7000 Mann Nationalgarben nur etwa 800 versammelt und viele Offiziere berselben mußten aus Mangel an Mannschaft nach Hause gehen. Und ein nicht geringer Theil der Anwesenden sollen ein= gewanderte Norditaliener gewesen sein, welche sich sonst mit den Florentinern nicht vermengen, "benn die Florentiner sind Henchler" sagten zu mir piemontesische Bewohner von Florenz. Und sie sind wirklich hinter= haltig, besonders gegen die zahlreichen Norditaliener, welche als Bauspe= kulanten und sonst als rührige Unternehmer nach Florenz wanderten.

Vicl weiter als zu einem äußerlichen Ineinanderschieden ist es zwischen König, Harlament und Beamtenwelt auf der einen, und den Florentinern anf der andern Seite noch nicht gediehen. Die derben Romagnolen haben den von ihnen grundverschiedenen Florentiner nie geliebt; die Piemontesen und die Neapolitaner glühen von Eifersucht gegen die neue Hauptstadt. Ich mußte manchen höheren Beamten, welchen ich schon in Turin gefannt hatte, in Florenz doppelt bedauern. Es siel mir auf, daß dieselben Nänner, welche in Turin ebensowohl in ihrem bequemen Wohnhause, als aus ihrem schönen Amtstokal zu sprechen gewesen waren, ihre Sprechstunde jetzt ausschließlich in diesem haben; ihre Wohnung ist jetzt

wahrscheinlich noch enger als bas enge Amtslokal. Ich glaube, daß das durch die Arbeiten für das Amt sehr Noth leiden, daß eine der Ursachen der Geschäftsstockung hier wurzelt und daß diese überhaupt süditalienische Sitte die nothwendige Scheidewand zwischen amtlichem und privatem Verstehr auf bedenkliche Weise entfernt.

Ueber Motive und Anzeichen ber Fremdheit des Königs und bes Hofs der florentinischen Bevölkerung gegenüber hört man Manches flüstern; es wäre nicht gut, wenn auch nur ein Theil bavon wahr wäre. Die schlaue "Gemüthlichkeit" der Lothringer-Habsburger hatte lange einen Austausch von zuckerbrodartiger Koketterie unterhalten. Bei Hof herrschten keine derben Leidenschaften; alles war etwas matt und geheim. Der Hof Viktor Emanuel's hat viel von der Lebensweise eines rüstigen Wittwers. Gelegenheit der Schlappe von Custozza wurde laut davon gesprochen, welchen Eigenschaften Mancher ben Plat in ben Vorzimmern und bamit im Generalstabe des Königs verbanke. Besonders della Rocca's sehr reser= virte Haltung mit der Ravallerie unweit bes Schlachtfelbes von Custozza, in einer schönen Ebene, rief bie bittersten Neußerungen über bie Art seiner Verdienste und der Verdienste seiner Familie hervor. Neben ihm erscheint Persano noch als ein Tollkopf. Natürlich fragte das Volk nach den geheimen Gründen, welche ihn gegen Untersuchung und Strafe schützten. Aehnlich sollen die Verdienste noch Anderer vom alten piemontesischen Adel auf dem Parketboden des Palastes Pitti sein. Ich hörte es der Consorterie als Berdienst anrechnen, die Untanglichsten hier von dieser Operations= basis verbrängt zu haben. Natürlich mußte bie Ungeduld, Enttäuschung und Unzufriedenheit über die Zustände sich einigermaßen auch gegen die Dynastie richten. Es fiel mir auf, wie sehr bas Anschen berselben, die Liebe zu ihr im Vergleich zum Jahre 1860 nicht blos in Turin sich abgefühlt hatte. Diese kühle Stimmung bezieht sich auch auf die Söhne bes Königs, auf den bereits blasirten Aronprinzen, welcher in Mailand, seinem Hautsitze, vielfach sehr austieß. Gine Dame, die mit klarem Auge das leben in ihrer Nähe beobachtete, versicherte mir, daß die Prinzen entschieden besser seien als ihr Ruf. Ich will es baher glauben, um so mehr, als das Glauben gegen ben Angenschein um so verdienstlicher ist.

Der Marchese Gualterio, Minister des königlichen Hauses, soll die Aufgabe übernommen haben, kommenden Herbst mit dem jungen krouprinzlichen Shepaar einen moralischen Eroberungszug nach Neapel und Sicilien
zu unternehmen. Die blonde Kronprinzessin wird mit ihrem sreundlichen Takt und ihrer unermüdlichen Pflichttreue gewiß doch viele Herzen gewinnen. Aber ob es Folgen haben wird? Der Marchese giebt sich viele Nähe um die Einrichtung eines Hoses, eine Tradition welche durch das

sechzehnjährige formlose Wittwerleben des Königs ganz abhanden gekommen war. Und es ist Gualterio wirklich ber große Wurf gelungen, Damen von der höchsten Florentiner Aristofratie als Chrendamen der Kronprinzessin zum Besuch des königlichen Hofs zu bewegen. Den alten Mitverschwornen Gualterio's fommt es natürlich komisch vor, ihn in seinem Eifer für Etikettte und Galauniformen zu beobachten. Es fehlt sogar nicht an Leuten, welche behaupten, der alte Verschwörer für den nationalen Gedanken sehe jett bei hellem Tage Verschwörungen gegeu das Leben des Königs. wollte sogar die Beschränkung der Zugänglickkeit des Boboligartens für das Publikum auf Sonntag Nachmittag von solcher Gespensterseherei ab-Jedenfalls ist der Florentiner nicht für die neue Dynastie geleiten. wonnen worden, indem man die zwei Besuchstage, an welchen die frühere Dynastie ihren Schloßgarten öffnete, auf einen halben beschränkte. Dieses ist nicht wohlgethan von einem Fürsten, welchem so schöne Länder geschenkt wurden. Solche Dinge schaden mehr als politische Mißgriffe, welche oft von der Mehrzahl nach wenigen Tagen vergessen werden. Indeß ist der König selbst, so sehr er für seine Person bie Etikette haßt, dem odi profanum vulgus nicht burchaus abhold. Und die Zudringlichkeit der vielen Parveniis würde Jeden anwidern. Aber selbst als Parvenii von andern königlichen Kollegen betrachtet zu werden, ist peinlich, und strenge Hofetikette giebt vielleicht solchem Stolze gegenüber Ansehen. Biftor Emanuel empfin= det es tief, daß er an manchen Höfen noch als ein glücklicher Thronräuber angesehen wird; er läßt baher seit längerer Zeit eine Sammlung von Dokumenten anlegen, zum Beweise baß er bie italienischen Fürsten öfters zu einem nationalen Bündniß aufforderte, daß aber seine Aufforderungen stets zurückgewiesen wurden. Er und seine Söhne spotten über das Fürsten= thum von Gottes Gnaden; aber Viktor Emanuel ist stolz barauf einer der ältesten Dynastien in Europa zu entstammen und giebt dieser seiner Sonderheit badurch Ausbruck, daß er bei Hoffesten allein thronend seinen Wasserhumpen mit Turiner Grisini trinkt. — Indeß ist die Mehrzahl ber politischen Italiener mit ber Ohnastie Savohen durch eine Bernunstehe fest verbunden. Obgleich bei den Ministerveränderungen andere als parlamentarische Motive mitwirken, ist der König ernstlich verfassungsgetren und er würde durch die Noth zu einem Staatsstreich gedrängt, benselben sogleich burch bas Parlament bestätigen lassen.

Turin und die äußerst wichtige Hauptstadtfrage hat uns zu diesen Betrachtungen geleitet. Daher führen wir lieber hier diese Frage zu Ende. Sie ist in den Köpfen der meisten Italiener dadurch verwirrt, daß man die Frage, ob Rom eine italienische Stadt, von der anderen, ob es die wirkliche Hauptstadt Italiens, Sitz des Königs, der Ministerien

und des Parlaments werden solle, nicht gehörig scheibet. Jenes können und werden die Römer, soweit sie nicht zum bedientenhaften Schweif ber Karbinäle gehören, mit Recht fordern, Italien muß und wird sie darin unterstützen. Allerdings haben schon Napoleon I. und Cavour Rom we= gen seiner geographisch centralen lage und wegen der Magie seines Na= mens als wirkliche Hauptstadt Italiens postulirt, und diese zwei Autori= täten fallen schwer in's Gewicht. Allein es giebt auch unwägbare Kräfte, und diese machen sich hier geltend. Noch lange wird die große Mehrzahl ber Katholiken sich gegen die Verlegung der italienischen Hauptstadt nach Rom sträuben, weil baburch ber Pabst in ein, wenn auch nur scheinbares Unterthauenverhältniß herabgedrückt wird. Auch der Vorschlag ihm als Souveran die Kleinseite von Rom zu lassen, sieht eher einem Scherz gleich, da ein solches Gebiet in unserem Jahrhundert nur in der Republik von St. Marino eine Parallele hätte. Aber es sprechen auch starke innere Gründe dagegen, daß Rom die Hauptstadt zweier Mächte werde. inmitten einer weiten Debe ist von einer in den oberen Klassen sittlich und intellektuell, in den unteren Klassen wenigstens intellektuell verkom= menen Bevölkerung bewohnt. Es ist um ein Jahrhundert hinter Oberitalien zurück. Es kann also nicht einmal Unteritalien als Hebel ber Kultivirung dienen. Die unverantwortliche, im Dogma unfehlbare Autorität kann ihren Sitz nicht mit einer parlamentarischen Regierung thei= len, welche noch in ihren Flegeljahren ist, zumal wenn wir die zügellose Presse bazu rechnen. Das heiße Temperament Italiens, seine Gilfertigkeit in der logischen Schlußfolgerung, welche sich 1859 erprobte, würde nicht auf halbem Wege ber Verträglichkeit der beiden Kronen stehen bleiben, ber eine ober der andere Theil müßte sich unterordnen. Es könnte ge= schehen, daß bald der eine, bald ber andere Theil die Oberhand bekäme. Denn die Fürsten aus dem Hause Savohen waren stets Herren von sinn= lich militärischem und zugleich von mystischem Temperament, in ber Jugend abenteuerlich ausschweifend, in späteren Jahren bigot. Man fürchtet dies sogar bei Viktor Emanuel. Das sind keine Aussichten, um beren Realisirung es sich lohnte, mit Frankreich, mit Spanien, mit einem Theil ber eigenen Bevölkerung sich bitter zu verfeinden.

Es bedarf aber längerer Zeit und behaglicher Zustände, ehe Italien sich an den Gedanken gewöhnt, auf die Hauptstadt Rom zu verzichten. Bis dahin wird Florenz ein unbehaglicher Sitz bleiben. Neapel wird fortsahren gegen Florenz seinen viel großstädtischeren Charakter geltend zu machen. Allein an Neapel ist nicht zu benken, so lange der Norden Italiens der moralische, finanzielle und militärische Träger des Staats bleibt. Eben die maritime Lage Neapels setzt es den Angriffen seindlicher

Flotten aus; ce ließe sich bagegen selbst mit den ungehenersten Kosten taum sicher stellen. In dieser Bezichung läßt die Lage von Florenz we= nig zu wünschen übrig. Die fatale Hauptstadtfrage darf aus Italien nicht einen ewigen Juden (juif errant) machen. Die Frage muß dadurch ihre übermäßige Bedeutung verlieren, daß die Centralisirung Italiens, sobald sie ihre diktatorische Bestimmung erfüllt hat, einen Theil ihrer Voll= machten an die Selbstverwaltung der Provinzen abgiebt. Dies wurde bekanntlich noch während des letzten Halbjahrs von Cavour's leben mit seiner modificirten Zustimmung, eben als er Rom als Hauptstadt postulirte, namentlich von einigen Bologuesen z. B. Minghetti und Borgatti unter bem Namen des Regionalshstems in einem ausgeführten Plane vorgeschlagen. Ricasoli, welcher Toscana nach seiner Weise halb selbständig verwaltet und seine besseren Eigenthümlichkeiten eifersüchtig bewahrt hatte, trat als der Vorkämpfer des Regionalshstems in die betreffende Commission. Allein Poerio in seiner ächt neapolitanischen Angst vor ben Gräneln einer bourbonischen Restauration, welche durch Verminderung der Centralgewalt er= leichtert schien, gewann selbst Ricasoli für seine französische Centralisation8= idee und angesichts des nahe drohenden Kriegs mit Desterreich gaben auch die übrigen Verfechter des Regionalspstems dasselbe auf. Aber seine Zeit wird wiederkommen. Die den Städten ertheilten größern Vollmachten sind schon eine Anbahnung desselben. Wenn erst die dem Bürger wichtig= sten Fragen im Schoofe seiner eigenen Stadt entschieden werden, so hat für ihn die Hauptstadt, so hat für Italien der Sitz ber Regierung weniger Bedeutung. — Wir bedauern auf diese Frage nicht weiter eingehen zu können, da sie auch für Deutschland von der größten Bedeutung ist und das Regionalspstem unseren Traditionen und Sitten am meisten entspricht. In Italien haben mir mehrere bedeutende Politiker ihr großes Wohlge= fallen darüber ausgebrückt, daß Prengen, indem es die Eigenheit ber annet= tirten Länder schont, den Weg betrat, welchen das bedrohtere Italien 1861 vielleicht nicht betreten durfte. Aber auch die noch "souveränen" Staaten Dentschlants haben die Entwickelung der Selbstverwaltung nicht blos Breußen zuzuschieben; Babern, Württemberg, Baden bestehen aus sehr verschiedenen erst durch Napoleon I. zusammen kommandirten Elementen, welche berechtigt und im Stande sind, einen Theil ihrer bisher in den Residenzen besorgten Angelegenheiten selbst zu Handen zu nehmen. Ueber die Beziehungen zu Berlin vergessen die süddeutschen Parteien die Befreiung ihrer lande von München, Stuttgart und Karlsruhe. Dadurch erst werden die wahren Stammes- nicht blos die büreaufratischen Eigenheiten geschützt und diese Staaten können dann um so mehr ohne Gefährdung

ihrer Volkseigenthümlichkeiten, ohne Gefahr für die reale Freiheit Glieder bes deutschen Bundesstaats werden.

Dies wäre eine andere, gesegnetere Uebergangsform als die provisorischen Regierungen, welche in Italien zwar, besonders im Kriegswesen, manches Tüchtige geschaffen und vieles Schlimme verhütet, aber auch eine ungeheure Masse "wohlverdienter" Persönlichkeiten in den Staatsbienst gebracht haben, die jetzt durch ihre Unfähigkeit eine Quelle der Unsordnung, der Geschäftsstockung, der Finanznoth geworden sind. Namentlich wird die Unsicherheit von Person und Eigenthum in manchen Provinzen zum Theil dadurch erklärt, daß an die Stelle der alten ersahrenen Sichersheitsbeamten ganz unersahrene, ja fatale Subjekte getreten sind. Gute piemontesische Assessination wurden schlechte Direktoren. Die Regierung verssetzt besonders die der Bestechung ausgesetzten Beamten z. B. die Zollsbeamten von einem Ende Italiens an das andere, überall trifft man ihre Familien auf der Wanderschaft; dies ist der Ruin der Ehrlichen; die Bestrüger sinden überall ihre Samorra wieder.

Die Entfernung der Höfe hat natürlich in Modena und in Parma viele Leute brodlos gemacht, um so mehr seit auch die mit den alten Regierungen solidarischen Klöster eingegangen sind. In Parma siel mir ein auch im mittleren Bürgerstand verbreiteter Sonntagslugus neben viel Bettelei auf. Es wurde bitter über Verdienstlosigseit gestagt. Die Felder sand ich meist trefslich bestellt. Diese Herzogthümer waren unter dem Königreich Italien 1805 bis 1814 sehr aufgeblüht, die Traspadani galten als die trenesten Anhänger desselben. Selbst der grausame Feind aller Freiheit Franz IV. von Modena ließ viele heilsame Gesetze aus jener Zeit sortbestehen, welche den zum Theil weniger ausgereisten Gesetzen Piemonts weichen mußten.

Die Bewohner selbst so kleiner Staaten waren bis 1859 spstematisch so von einander abgesperrt, das Reisen in Italien den Italienern durch die Polizei so erschwert, daß auch jest im Parlament und in der Regierung die Gruppirung sich vielmehr nach Landsmannschaften, als nach politischen Parteiprogammen vollzieht. Viele Südländer haben als die leidenschaftlichsten, als die politisch am wenigsten durchgebildeten eine entschiedene Nelgung gegen die Regierung zu stimmen, selbst wenn ihre eigene Ueberzeugung mit den Regierungsanträgen übereinstimmt. Es ist dies keine Folge von übermäßigem Muth; man gefällt dadurch der Mehrzahl seiner Wähler. Dagegen sind sie bei den Ministern die unermüdlichen, unerschrodenen sollecitztori für alle möglichen Privatinteressen, wie bei ihnen zu Hanse nach der herrschenden Meinung jetzt wie früher alles nur durch Intercession, sei es der Hammerscauen

Als zu Anfang bes siebzehnten Jahrhunderts auch die Epigonen der großen Maler fehr felten wurden, als Baufunst und Bildhauerei verschnör= kelte, ba war es Italien, welches in der Oper alle Künste, welche bisher selbständig ihre idealen Bahnen gewandelt waren, zum Vergnügen der Höfe zunächst, bald zur Lust bes Volkes vereinigte. Nicht tiefer Gehalt, sondern die Darstellung des populär Schönen durch die vereinigten Kräfte aller Künste bilbet ihren Charakter. Und die Oper ist seitdem in Italien ein Hauptmittelpunkt bes öffentlichen Lebens geblieben, ihre Melodien verbrängen selbst bie alten Volkslieder. Jedes Städtchen, ja viele Marktflecken bringen mit äußerster Anstrengung ber Gemeinde wie der Privaten eine oft überraschend hübsche Oper zu Stande. Selbst Städte wie Reggio behaupten, sie hätten eines der schönsten Opernhäuser Italiens, benn barin wetteifern alle Städte Italiens mit Hintansetzung dringenderer Bedürfnisse. Alfieri, welcher zuerst bem nationalen Gebanken prägnanten Ansbruck gab, Manzoni, Niccolini, welcher die größten nationalen Fragen, besonders die über das Verhältniß ber römischen Kirche zur Nation auf die Bretter brachte, versuchten umsonst bas Drama ebenbürtig neben die Oper zu stellen. Längere Zeit glückte es dagegen ter Despotie, die durch das Ballet ver= sinnlichte Oper als ein betäubendes Zaubermittel gegen politische Regungen zu gebrauchen. Die Oper und die Birtuosität der Italiener in Festauf= zügen steigerten sich gegenseitig. So verpuffte benn auch in den Republi= ken seit 1797, selbst in der nationalen Auferstehung seit 1846 viele Zeit in operumäßigen politischen Darstellungen, während freilich auch ein großer Theil der Bevölkerung eben durch dieselben erst einigermaßen für den Inhalt erwärmt wurde. Glaubte doch die Kirche sich durch Opernmusik Be= ' sucher zu gewinnen! Picmont, welches vom Operntaumel am wenigsten ergriffen, überhaupt zu steif war um in solchen Darstellungen concurriren zu können, brachte erst ben praktischen Ernst hinein. Garibalbi's Zug nach Sicilien und Neapel, dieses heroische Epos, erinnert uns boch etwas an die "Stumme von Portici." Was die Neapolitaner zu den Thaten der Norditaliener hinzuthaten, hatte oft und viel Operncharakter.

Die Birtnosität in der Darstellung, wovon jeder Italiener etwas an sich hat, bewährt sich derzeit weder besonders in der Kunst, noch in der Litezratur, aber sie hat den nationalen Einheitsstaat mitgeschaffen. Er ist aus eiznem inneren Triebe, aus einer historischen Nothwendigkeit mit eben so viel Bewußtsein als Leidenschaft zur Erscheinung gebracht. Wenn auch bei ihm eben die darstellende Form über den realen Inhalt vorwiegt, so entspricht dies dem Nationalcharakter und sofern es ein Fehler ist, liegt die Schuld großentheils an den, den guten Elementen des italienischen Charakters feindseligen oder doch fremden Regierungen der letzten Jahrhunderte, unter

benen die österreichische und die französische noch die besten waren. Ist es da zu rerwundern, wenn jett in der ganz ungewohnten Freiheit die schlechten Eigenschaften sich vordrängen? Durch die Freiheit ist aber auch in Tausenden das Gefühl der Pflicht geweckt, in Erwägung, daß sürder Italien die Schuld seiner Fehler nicht mehr auf Fremdherrscher wersen kann. Ob dieses Pflichtgefühl einen religiösen Ton bekommen soll und kann, dies hängt davon ab, ob Rom sich blos hinter sein verdrieftes Recht und hinter seine und die französischen Bajonette verschanzt, oder ob der Katholizismus sich mit Italien geistig verjüngt. Es ist wenig Aussicht vorhanden, daß Rom sich dazu freiwillig entschließen werde. Bon woher aber kann die dazu brängende Nothwendigkeit kommen? Bon Deutschland und von Desterreich?? Von Frankreich, von Spanien, von England aus gewiß nicht.

Wir wollen aber auch eine andere, die finanzielle Seite des Italien leitenden Darstellungstalents andeuten. Italien hat fraft desselben Milliarsten in nicht rentirende Bauten, in Paläste, in Klöster und in Kirchen gesteckt. Ihre Erhaltung erfordert jährlich viele Millionen. Und durch den ihm um das Jahr 1860 beinahe aufgedrungenen Kredit ließ sich Italien zu tünstlerisch luxuriöser Anssührung seiner Staatsbauten versühren. Die Zinsen davon wollen jetzt bezahlt sein. Italien hat bald zu viel Unsglück, bald zu viel Glück und Kredit gehabt. Das ist eine gefährliche Erziehung.

Nachdem ich meine Feber niebergelegt hatte, fand ich folgende treffliche Stelle bei Jacini: "Deutschland konnte sich unter dem Bundestag ein schönes Kapital von Bildung, von Ersahrung, von Industrie und von materiellen Mitteln ansammeln; was Italien durch seine retrograden Regierungen unmöglich gemacht war. Dort lagen also Mittel und Material zum nationalen Bau reichlich vor, hier nicht. Daher gleicht Italien einem Fabrikunternehmer, welcher seine meisten Mittel auf das Gebände verwenden muß, während Deutschland einem Fabrikanten gleicht, welcher in einem alten schlechten Gebäude so lange gute Geschäfte macht, die er die Mittel zu einem definitiven Bauwesen sich reichlich verschafft hat." Wie für Italien seine Noth, so ist für Deutschland sein Besitz ein Sporn der nationalen Pflichttreue.

S. Reuchlin.

Erfmann = Chatrian.

In diesem Sommer wird jeuseit des Rheins ein Schauspiel aufgeführt, das viel Unterhaltendes für uns haben würde, wenn wir nicht so ernst dabei betheiligt wären. Die Franzosen rufen nach Krieg, und zwar nach Krieg gegen uns. Ein Journalist sucht ben andern zu überbieten, die kleinen Blätter wetteifern mit den großen, die Klerikalen mit ben Orteanisten und ben Anhängern bes gegenwärtigen Gouvernements. Gesticulationen werden mitunter so heftig und bas Geschrei so mistonent, daß man Cooper's Mohikaner zu hören glaubt, die, ehe es zum Kampf gegen die Huronen geht, sich erst burch sinnliche Aufregung erhitzen. Das Merkwürdigste ist, daß man gar keine Beranlassung entbeckt. zeigt nicht das geringste Gelüft, irgend einem seiner Nachbarn etwas zu Leibe zu thun, es hält sich sogar, um ja nicht zu verletzen, selbst ba zu= riick, wo es bas offenbarste Recht hätte vorzuschreiten. Zwar weiß man Wunderdinge von den Jutriguen Preußens zu erzählen. Preußen hat die spanische Insurrection gemacht, Preußen bett die Wallachen gegen die Juben, die Bulgaren gegen die Türken, die Italiener gegen den Papft, bie Polen gegen Rußland, die Ungarn und Czechen gegen Desterreich. Was die celtische Phantasie an solchen Ungeheuerlichkeiten zu erfinden zu matt ist, darin kommt ihr die verworfene Bande in Dentschland zu Hilfe, die im Solde des ehemaligen Königs von Hannover die Franzosen nach Deutschland zu locken sucht. Es mag einzelne ehrliche Spiefbürger geben, die an bergleichen Gespenstergeschichten ernstlich glauben, um sich bas an= genchme Gefühl des Grauelns zu verschaffen: die gebildeten Männer, die sie in der Presse colportiren, wissen augenscheinlich, daß es Lügen sind.

Selbst ber Zweck ber Eroberung scheint nur ein sekundärer zu sein. Zwar hört man häusig die Rheingrenze verlangen, aber das entscheidende Stichwort, das überall durchklingt, heißt: der Kaiser muß entweder Freisheit ober Ruhm geben; Paris ennuhirt sich, es will beschäftigt sein. Die Chassepots sind fertig, sie haben bei Mentana Wunder gethan, man muß sie jetzt auf einem größeren Schauplatz versuchen. Paris hat das angeborene unumstößliche Recht, nicht blos die Moden für die Welt anzugeben, sondern auch in allen übrigen Dingen ausschließlich alle Zeitungen der Welt zu beschäftigen. Nun hat Preußen das unerhörte Attentat gegen dies angeborene Menschenrecht verübt, in den Zeitungen von sich reden zu machen. Das verlangt Züchtigung.

Die Gefahr wird dadurch nicht vermindert, daß ohne Zweisel der bei weitem größere Theil der Bevölkerung Frankreichs diesem Treiben abshold ist: leider ist diese Masse ebenso surchtsam als verständig. Sie hat den Terrorismus der Sansculotten über sich ergehn lassen, sie hat sich unter die Herrschaft der napoleonischen Prätorianer gebeugt, sie ist nachsher in die Messe gegangen, und so hat sie dis auf unsere Zeiten jedesmal der Macht gehuldigt: freilich mit dem Vorbehalt, über sie zu spotten, und von ihr abzusallen, sobald sie aushörte Macht zu sein. Diese träge Masse sügt sich auch jetzt mit Achselzucken in das Schicksal eines Krieges, in dem sie jedenfalls ruinirt würde.

In jeder Periode, wo sich ein plötliches Zucken der Nation bemächtigt, nehmen die Aufgeregtesten die Führung; die Besonneneren müssen wenigstens so thun, als wären sie von der Epidemie angesteckt. Der nüchternste Mann Frankreichs, der zugleich unter Umständen einen recht energischen Willen entwickeln kann, hat die Führung nicht mehr ganz in Händen, und die "Laterne" und ähnliche Shmptome zeigen ihm nur zu deutlich, daß Paris sich wirklich ernstlich zu langweilen anfängt.

Wenn Pascal die Langeweile als Haupttriebfeder der menschlichen Thätigkeit angab, so zeigt er sich darin als echten Franzosen. In Frankreich ist die Langeweile wirklich eine furchtbare Macht: sie ist im Stande Thron und Altar zu stürzen.

Bor einem Jahr, als das Schanspiel der Weltausstellung aufgeführt wurde, blies man die Friedensschalmei, wenn auch im Stillen vorsorglich die Chassepots sadricirt wurden. Es war ein glänzendes Schaustück: alle Welttheile speicherten ihre Curiositäten im Arhstallpalast auf, Kaiser und Könige ließen sich besehn, selbst der Sultan. Damals erließ Victor Hugo, an Phantasie der größte Celte unter den jetzt lebenden Franzosen, ein Manisest, in welchem er die Völker aufforderte, friedlich nach Paris zu pilgern; die Zeit der Kriege sei vorüber. Im zwanzigsten Jahrhunsbert werde es eine wunderbare Nation geben, eine Nation, in ihrer Freisheit unverkümmert durch die Größe, voll Gedankentiese und Friedensliebe; diese friedsertige Nation werde Europa heißen, ihre Hauptstadt werde Paris sein. Das Bolk Europas sei noch im Werden, die Stadt Europas stehe schon da.

Woher batirt sich die Oberherrschaft von Paris? "Rom hat mehr Majestät, Trier ein höheres Alter, Venedig größere Schönheit, Neapel mehr Anmuth, London mehr Reichthum: was aber hat Paris? Die Revo-lution." "Palermo hat den Aetna, Paris den Gedanken; Constantinopel ist der Sonne näher, Paris der Civilisation; Athen hat das Parthenon erbaut, aber Paris zerstörte die Bastille."

"Immer zu wollen, das ist das Wesen von Paris. Ihr glaubt, daß es schläft: nein, es will. Der Wille ist in Paris in Permanenz."

"Drei Strahlen sind im Jbeal enthalten, das Wahre, das Große, das Schöne. Bon Jerusalem strahlt Wahrheit ans, von Athen Schön= heit, von Rom Größe. Diese Städte sind untergegangen, aber sie leben fort in Paris. Paris ist die Summe dieser drei Städte, der Logarith= mus ron drei Civilisationen in eine einzige Formel gebracht. Paris, die Stadt der revolutionären Offenbarung, ist das Jerusalem der Menscheit."

"Wir können uns die Civilisation nicht ohne Kopf benken. Wir brauchen eine Stadt, in der Jeder Bürger ist. Ein Ausgangspunkt ist dem Menschengeschlecht unentbehrlich."

"Der Beruf von Paris ist Ausstreuung der Jee. Alles, was in den Geistern hier und da aufflammt, ist das Werk von Paris. Es ist seine Pflicht, und es erfüllt sie. Die Pflichterfüllung ist ein Recht."

"Paris ist gleichsam der Mittelpunkt, in dem sich das Nervenleben der Erde vereint; wenn es schaudert, schaudern wir alle. Wenn es irrt, so ist das schlimm für die Urtheilsfähigkeit im Allgemeinen: die Magnetznadel ist eben in Verwirrung, und der Fortschritt schwankt eine Weile unsicher umher. Paris giebt jedem, der es besitzt, die Herrschaft der Welt: hat man es durch ein Verbrechen errungen, so ist die Welt dem Verbrechen unterthan."

"Der Heerd der Vernunft ist nothwendiger Weise auch der Heerd der Kunst. Paris ergießt sein Licht nach zwei Seiten, auf der einen über das reale, auf der andern über das ideale Leben. Nachdem Paris 1789 die politische Revolution begonnen, hat es 1830 die literarische Revolution durchgeführt."

In der sonntäglichen Stimmung, welche die Erwartung der großen Weltausstellung hervorrief, äußerte sich Victor Hugo gegen die untergeordeneten Racen, denen höhere Ideen beizubringen Paris das Recht und die Pflicht hat, äußerst humau und nachsichtig. "Im jetzigen Augenblick" sagte er, "spottet Paris des Krieges, und es wird künftig heißen: eines Tages liebte Paris die Soldaten nicht mehr, darans entstand die Heilung vom Militarismus." Gleichwohl hatte er kurz verher geäußert, Ludwig Philipp habe seine Krone verloren, weil er auf Kosten des französischen Bolks bescheiden war. Paris hat durch sein Lachen oder seinen Zorn zu bestimmen, welche Ideen sich überlebt haben und welche die Welt regieren. Im Jahr 1867 spottete Paris des Krieges, im Jahr 1868 verslangte es ihn. Der eindrucksfähige Dichter wird sich zu fügen wissen.

Niemand hat leidenschaftlicher und beredter die Verruchtheit des Krieges gezeigt als Herr von Girardin, niemand hat eifriger an allen Frie-

benscongressen Theil genommen: und jetzt verlangt er nicht blos mit eben solchem Ungestüm ben Krieg, er erfindet bereits Feldzugspläne, die er in seiner Zeitung veröffentlichen läßt.

Diese Harlekinsprünge wären nur lächerlich, wenn man sie nicht als ein Spmptom der allgemein herrschenden Strömung betrachten müßte. Zum großen Theil ist diese tobende Menge, die von Blutdurst berauscht zu sein scheint, nur von der Phrase berauscht.

Es ist das ein Arebsschaben ber modernen französischen Bildung, der sich in der Literatur nicht minder zeigt wie im politischen Leben: dies Regiment der Phrase und die damit verbundene Unwahrhaftigkeit. Auch wir lassen's an Gedankenlosigkeit nicht fehlen, wenn sich ein Stichwort einmal bei uns eingebürgert hat: aber uns an Phrasen zu berauschen, mit ihnen Abgötterei zu treiben, in dieser Birtuosität stehen wir unsern Nachbarn sehr nach. Die Phrasen werben bebenklich in einer Zeit, wo sie nicht mehr das conventionelle Gepräge tragen, sondern auf Paradoxie ausgehen. Die Phrasen ber classischen Zeit waren unschädlich im Berhältniß zu denen der romantischen Schule, wo es heißt: "Eigenthum ist Diebstahl, echte Ehre findet man nur im Zuchthaus, reine Liebe nur im Borbell." Mit diesen und ähnlichen Dogmen hat die literarische Revolution von 1830, welche Bictor Hugo so rühmt und beren Führer er war, ben Geist des französischen Volks genährt, und eine Gewohnheit der Lüge hervorgebracht, wie kaum in einer Periode der Literatur etwas ähnliches sich findet. Welche Illusion gehört z. B. dazu, Paris in einem Augenblick als den Führer der Civilisation, als den Hort der Freiheit zu verkündigen, wo es an der Spite der Gesellschaft eine Bande von Abenteurern duldet, die, wenn sie nicht eben die Macht hätten, aus jeder Gesellschaft würden weg gewiesen werden. Die Zumuthung würde empörend sein, wenn man sich nicht daran erinnerte, daß Victor Hugo mit jener Tirade nicht mehr gemeint hat als mit allem was er jemals gesagt hat. Die Verherrlichung bes civilisatorischen Berufs von Paris sagt gerade so viel als früher die Verherrlichung der Vourbons, die Verherrlichung Napoleon des Großen, die Verherrlichung Triboulets, die Verherrlichung der Marion de Lorme. Sie wird uns nur empfindlich, weil sie aus bem Reich der Fictionen in das Reich der Realität überspringt.

Unstreitig hat Bictor Hugo viel Talent und hat große Talente angeregt. Dennoch wird ein ernster Sinn, der in der Poesie kein leeres Spiel sieht, sondern in ihr den tiessten, reinsten Ausdruck des nationalen Geistes sucht, keinen Anstand nehmen, über seine ganze Richtung den Stad zu brechen. Es ist mit dem absoluten Werth des Dichters nicht anders als mit dem absoluten Werth des sittlichen Menschen, mit dem absoluten ten Werth des Gelehrten: das Maß desselben liegt in der Wahrheit, die er giebt. Der große Dichter giebt neue, überraschende, tiese, allgemeine Wahrheiten, Wahrheiten, an denen ein Jahrtausend zehren kann, ehe sie vollständig verstanden werden; er zeigt die Welt in ihrer Fülle, er zeigt den hinter den Erscheinungen verborgenen Gott. Aber auch ohne diesen umfassenden Horizont ist Jeder ein echter Dichter, der irgend eine Seite des menschlichen Herzens aufschließt und zur lebendigen Anschauung bringt. Der echte Dichter lügt nie, denn er giebt, was er geben muß, was ihm aus dem Herzen strömt, sei es in Trauer oder Lust. Der Dichter, der lügt, ist nicht echt, und jede Zusammenstellung von Phrasen, die ohne einen wirklichen Gehalt des Gedankens oder der Empfindung blos über die Zunge ging, ist, poetisch betrachtet, eine Lüge.

Es steht nach dieser Seite schlimm genug mit einer großen Zahl gefeierter Schriftsteller des neuen Frankreichs; mit um so größerer Freude begrüßen wir diejenigen Poeten, die auf dieser Wage gewogen, Vollgehalt zeigen. Eine der erfreulichsten Erscheinungen aus den letzten Jahren ist ber große Anwalt des Friedens, Erkmann=Chatrian. Es ist durchaus der Geist der Wahrheit, der ihn leitet, und zwar der Wahrheit im großen Stil. Die Bilder, die er zeigt, sind wirklich angeschaut, voll Leben und freier Bewegung; in seinen Gedanken ist nichts Gehaltloses und Gemachtes, er empfindet echt, eben so zart als stark, und er weiß sich in die Empfinbungsweise verschiedenartiger tüchtiger Menschen zu versetzen. Seine Gestalten haben bas freiste Leben und die freiste Bewegung, er läßt sie nie den Stelzentritt gehen, sie stehen fest auf ihren Füßen. Seine Ueberzeugung von der Verkehrtheit des Krieges vertritt er nicht durch allgemeine Declamationen, er zeigt, mas der Rrieg aus dem Menschen macht, in bem besten Menschen erweckt er die Bestie. Der Dichter ist barin echter Franzose, daß ihm die militärischen Bilber am geläufigsten sind, und er glaubt seinem Princip nichts zu vergeben, wenn er diese echt nationalen Bilder mit Liebe und Selbstgefühl schildert. Seine Sprache ist von um so größerer Kraft, ba sie durchaus sachlich ist und niemals einen Schwung mit fremden Federn versucht.

Er hat erst seit etwa drei Jahren eine größere Anerkennung gefunsten, seitdem seine "Nationalen Romane" gesammelt wurden. Der eine derselben, "ber Rekrut von 1813," hat in vier Jahren 21 Anslagen, der andere, "Waterloo," 18 Aussagen erlebt. Seine früheren Schriften — er sing um 1859 an — sind weniger beachtet, und stehen auch hinter jenen bedeutend zurück; doch ist es nothwendig, einen Blick auf sie zu werfen, um die Entwickelung eines so außerordentlichen Talents zu verssolgen.

Die Firma "Erkmann = Chatrian" soll zwei Schriftsteller bezeichnen. Wie ein so einheitliches Kunstwerk wie jene beiden Erzählungen von zwei Menschen gearbeitet sein kann, ist mir unverständlich, und da ich historisch nichts darüber weiß, so lasse ich das Verhältniß ihrer beiderseitigen Arsbeit dahingestellt sein, und drücke mich so aus, als ob die Firma nur eisnen Schriftsteller bezeichnete. Der Doppelname sindet sich schon in den ersten Werken.

Fast alle seine Erzählungen spielen in der bergigen Gegend zwischen Zabern und Pfalzdurg, in dem Theil des Elsaß, der an Lothringen grenzt. Ob er von deutscher Abkunft ist, kann aus dem Inhalt seiner Werke nicht ausgemacht werden. Nach einer seiner Novellen scheint er in Heidelberg studirt zu haben, auch zeigt sich hin und wieder eine starke Kenntniß der deutschen Literatur. Dann aber trifft man wieder auf seltsame Verstöße gegen den deutschen Sprachgebrauch, und die Aeußerung in Hugues le Loup, der reine sächsische Dialekt ließe sich von keiner andern Mundart nachahmen (er meint nicht den Stamm, sondern das Königreich Sachsen) gründet sich schwerlich auf Urtheile, die er in Deutschland gehört hat.

Faßt man nur seine letten Werte in's Auge, so sollte man meinen, bas politisch=historische Interesse stehe bei ihm in erster Linke, und die Landschaft, in der er seine Geschichten spielen läßt, diene nur dazu, seinen Hauptzweck durch locale Bestimmtheit zu individualisiren. Vergleicht man aber seine frühern Versuche — dis 1863 —, so erkennt man, daß es sich umgekehrt verhält. Die Landschaft, in der er lebt, ist der ursprüngliche Horizont auch seiner Poesie. In der ersten Reihe seiner Novellen sucht er den Charakter seiner Gegend durch spmbolische Gestalten aus der Urzeit, durch Sagen und Spuk phantastisch zu vertiesen; in der zweiten zeichnet er nach Art unserer Dorfgeschichten die eigenthümlichen Volkstupen des Elsaß, wie sie ihm in Schenken und auf der Landstraße begegenen; erst zuletzt sucht er die Rolle zu studiren, welche die Provinz in der wirklichen Geschichte gespielt hat.

Die erste Reihe erinnert sehr an die "Phantassestücke in Callot's Manier" unseres Hoffmann. Dieser Dichter ist seit 1823 in Frankreich
ungemein populär, und zahlreiche Belletristen haben sich seine Manier angeeignet. Heine spöttelt, die leichtlebigen Franzosen seien unfähig, Gespenster zu sehen; ein Geist in den Straßen von Paris, um Mitternacht,
wo Alles noch hell erleuchtet ist, werde nur Gelächter erregen. Er hat
nicht ganz recht. Die Franzosen wissen mit dem Grauen recht gut umzugehen, und einzelne ihrer Gespenstergeschichten sind an Wirkung unsern
Erzählungen weit überlegen. Auch Erkmann-Chatrian versteht das Grauen
hervorzurusen; doch merkt man bei den besten Leistungen dieser Art, das

er noch im Tasten begriffen ist, daß sein Talent die rechte Bahn noch nicht gefunden hat. Der größere Theil dieser Versuche ist in den "Contes de la Montagne" (1860) gesammelt. In der einen Erzählung "Eine Nacht in den Wäldern" verirrt sich der Antiquar Bernhard Herzog aus Rabern, ber an einer Geschichte ber elfassischen Alterthümer arbeitet und namentlich die Zeit der Merovinger studirt, deren Riesenkämpfe ihn mehr anziehn als die der Industrie verfallene Gegenwart, in die Hütte eines Wildbiebs, wo er die Nacht zubringt. Er wird durch eine Stimme auf= gescheucht, die in wilde Klagen gegen einen alten Merovinger König aus= bricht. Es ist eine gespenstische Alte, die nach der Versicherung des Wild= diebes bereits eine Zeitgenossin der Fredegunde gewesen ist; sie kann erst sterben, wenn der Thurm von Nideck einstürzt, "ber Geist der Reinen ist in ihr." Das Capriccio zeichnet sich hauptsächlich durch die höchst an= schauliche Schilderung eines wilden nächtlichen Gewitters aus. — In einem andern Phantasiestück, "Hugo der Wolf," das fast zu dem Umfang eines Romans angeschwollen ist, verkörpert sich ber Geist ber Fredegun= bischen Sagen in dem gelehrten Zwerg Knackwurst, dessen Familie seit Generationen sich mit den Urkunden der alten Familie Nideck beschäftigt hat. Das Haus berer von Nibeck hat zwei Ahnfrauen gehabt, von benen die bose, Huldine (im Thpus der Fredegunde), die gute, Edwige, umgebracht hat. Um diese Schuld zu sühnen, macht sich die bose Ahnfrau im weiteren leben der Burgherrn bemerklich. Der jedesmalige Herr von Nideck verwandelt sich periodisch in einen Wehrwolf, d. h. er zieht sich ein Wolfsfell an, sei es im Somnambulismus ober im Wahnsinn, und fängt an wie ein Wolf zu heulen, worauf ihm aus bem Walde eine Wehrwölfin antwortet, seine Cousine, die zu ihm in keinem andern Rapport als etwa einem magnetischen steht. Sie unternehmen bann seltsame Jrrfahrten burch den nächtlichen Schnee, und scheinen einen Mord zu bugen, den sie aber gar nicht begangen haben. Man wird an das "Majorat von Rossitten" erinnert, wo indessen ein wirkliches Verbrechen vorliegt. Zulett wird ber somnambule Graf gesund, sei es weil seine Wehrwölfin gestorben ist, oder weil seine Tochter Obile, ein hohes und etwas pathetisches Wesen, wie sie sonst bei Erkmann-Chatrian nicht vorkommen, durch ihre Reinheit die alten Schulden tes Hauses abzahlt. Es ist ein tolles Zeug, man glaubt sich mituuter in die Wolfsschlucht des Freischütz versetzt. Entschädigt wird man durch prachtvolle Naturschilderungen. Die Wintereinsamkeit des alten Bergschlosses prägt sich gleichsam den Nerven ein, und das ganze Phan= tasiestück scheint nur die etwas breite paradore Ausführung einer Natur= anschauung zu sein. Der Verfasser bemerkt nämlich einmal, daß jede Gegend nicht blos ein eigenes Gesicht, sondern auch eine eigene Stimme habe,

in der sich ihr Geist ansspreche: für die nordische Winterlandschaft sei diese Stimme das Wolfsgeheul.

Diesmal ist der Schauplatz aus den Bogesen in den Schwarzwald verlegt: ber Erzähler ist ein junger Arzt aus Heidelberg; in den übrigen Geschichten kehrt Erkmann-Chatrian zu seiner Heimath zurück. genehmften derselben sind biejenigen, in denen die gespenstige Färbung durch eine stark humoristische Beimischung gemilbert wird. Dazu gehört "ber Bärenkampf." Ein junger Maler, ben man gern nach Italien schicken möchte, um ihn für das Ideale zu erziehn, sträubt sich dagegen, und macht am liebsten seine Studien in der Weinkneipe das Meister Sebalbus Dick in Berg-Zabern: hauptsächlich wegen der guten Weine, die er dort trinkt, aber auch wegen der originellen Figuren, die sich darin um= her treiben. Er findet, daß die Griechen gar zu einförmige gerade Nasen haben, und erklärt einem Stammgast, daß er ihn mit seiner kleinen dicken Stulpnase tausenbmal schöner finde, als ben Apoll von Belvedere. Stärfer kann man bas Princip bes modernsten Realismus nicht aussprechen. In dieser gemüthlichen Weinhandlung nun erscheinen ein Paar Baren, die mit Hunden kämpfen; eine Masse Zuschauer strömt herbei, und gerade als der eine recht wüthende Bar seinen Maulkorb abgestreift hat, bricht die Galerie ein, und das Publikum ware in die größte Gefahr gekommen, wenn der Wirth nicht eilig einen Stier brächte, der ben Baren ("bessen Mienen höchst beklagenswerthe philosophische Ansichten aussprachen") an die Wand spießte. Die tolle Verwirrung bieser Scene ist meisterhaft wiedergegeben.

Ein junger Musiker hat das Unglück, in seinen Compositionen regelsmäßig die Gedanken anderer zu bestehlen, so sehr er sich Mühe giebt, eisgene Gedanken zu haben. Umsonst befolgt er den Rath seines Lehrers, durch Mäßigung in Speisen und Getränk seinen Geist und Körper elastischer zu machen; er sindet immer nur fremde Melodien. Endlich kommt er Nachts in ein einsames Haus, wo der Geist eines Gehängten ihm auf der Bioline eine Sonate vorspielt, und der Eindruck dieser Nacht — des ren gespenstische Schauer durch starke Tabakswolken gemildert werden — giebt ihm Veranlassung zu seiner ersten originellen Composition.

Ein jüdischer Student hat einen anderen im Duell getödtet, er wird von Reue verzehrt, und fragt einen theologischen Freund um Rath, wie er das Verbrechen sühnen könne. Einmal — sie stehen auf einem hohen Vergabhang — fällt dem Theologen der hebräische Sündenbock ein, und gerade sieht er vor sich einen Vock weiden. Er spricht also die Veschwösungsformel aus, durch welche der Verbrecher seine Schuld dem Thiere auflädt, und will den Vock herabstürzen. Aber sein Tritt ist nicht ganz seit (er hat zwölf Seidel und drei Schnäpse getrunken), der Vock versteht

ben Scherz übel, und ber theologische Vermittler wird schmählich in ben Staub geworfen.

Ein Wildbieb belauscht von der Höhe eines Berges ein Zigeunerlasger. Es fällt ihm plötlich ein, wie wunderlich es sich ausnehmen würde, wenn er einen großen Stein hinunterwürfe und die Leute in Verwirrung brächte. Er sagt sich zwar selbst, daß er wahrscheinlich damit einen Mord begehn würde, aber er kann dem Gelüst nicht widerstehen. Er wirft den Stein und tödtet damit in der That eine Frau. Das Thema ist parasdor und kaum berechtigt, aber der psychologische Scharssinn, der bei ter Gelegenheit hervortritt, verdient allen Respect.

Diesen und ähnlichen Erzählungen sieht man an, daß es eigentlich nur Federstizzen sind, in denen der Verfasser sein Handgelenk versucht. Ganz abgesehen von der höchst ansechtbaren Wahl des Stoffs ist auch die Form sür sein Talent nicht gemacht: fast jedesmal ist man beim Schluß in Verlegenheit und wundert sich, daß nicht noch etwas kommt. Ein solches Gefühl hat man bei Meistern dieses Fachs, z. B. bei Prosper Merimée und den besseren Sachen von Edmund Höfer, niemals. Erkmann=Chatrian bedarf eines größeren Spielraums, um die Kraft und Fülle seines Talents zu entwickeln.

Das einzige dieser Phantasiestlicke, welches er in die Sammlung seiner "nationalen Romane" aufgenommen hat, "Jégof le Fou," ist ein merkwürdiges Beispiel von dem Uebergang eines Stils in den andern. Geschichte behandelt den Einfall der Verbündeten in Frankreich nach dem Sieg bei Leipzig und die Vertheidigung ber Vogesen=Pässe durch bas land= volk. Es scheint der Erzählung nicht ein historisches Factum, sondern eine Sage zu Grunde zu liegen; auch wimmelt sie von Unwahrscheinlich= keiten, die um so mehr anffallen, wenn man sie mit den spätern Erzählungen vergleicht, in denen nicht ein einziger Zug fratenhaft übertrieben ist. Die Jagdgeschichten, die hier von den Heldenthaten der Bergbewohner gegen die alliirte Armee erzählt werden, erinnern stark an Cooper, Alexander Dumas und Eugen Sue. Es scheint bem Berfasser haupt= fächlich auf einige Kraftstücke anzukommen. Das Felsennest bes Schleich= händlers, der den Aufständischen das Pulver liefert, die Hungersnoth und bie in ihr ausbrechenden häßlichen Leidenschaften, bas alles kann in Bezug auf die Wirkung gar wohl mit den kräftigsten Scenen in den "drei Musketieren" oder in dem "letzten Mohikaner" wetteifern. Eins aber ist barin, was die Versuche jener anderen Dichter bei weitem hinter sich läßt, die Landschaftsmalerei. Die Winterlandschaft (Dezember 1813 und Januar 1814) ist von einem seltenen Reiz, und hier ift auch Wahrheit, ja hier fleht man erst, was dem Dichter vorschwebte.

Goethe erzählt von seiner Reise an den Vierwaldstädter Sec, wie die Eigenthümlickeiten dieser Landschaft ihn anregten, Figuren zu ersinden, durch welche sie gewissermaßen in charaktervolle Bewegung gesetzt würde, und wie sich ihm zu diesem Zweck die historischen oder mythischen Figuren des Tell und der Rüttl-Berschworenen darboten. So ist es auch mit Erkmann-Chatrian. Der eigentliche Held seiner Erzählung ist die Vogesen-Landschaft, wie sie im Winter erscheint, und um sie in ihr richtiges Leben zu bringen, müssen die Figuren der Kosacken, des Schleichhändlers, der regulären Armee und der Parteigänger in ihr sich malerisch gruppiren. An und für sich, menschlich betrachtet, haben sie nur ein sekundäres In-teresse.

Wie wenig diesmal dem Verfasser an dem eigentlichen Sinn der Kämpfe von 1814 gelegen ist, zeigt, daß zur historischen Belebung ber Landschaft noch uralte mythische Kämpfe hineinspielen, die mit jenen nicht das mindeste zu thun haben. Man wird sich an die Visionen von der Herrlichkeit der alten Ritterzeit erinnern, die Don Quixote dem Ziegen= hirten vorträgt. Gustav Doré hat es in seinen Illustrationen so ausgeführt, daß diese Visionen gewissermaßen Fleisch und Blut gewinnen und daß sich die ideale Welt phantastisch und schattenhaft in die reale einflicht. So ist's auch hier geschehen. Aus ber Anekbote — gleichviel ob sie ber Sage ober ber Geschichte angehört — baß ein Verrückter Namens Jegof ben Alliirten ben geheimen Weg burchs Gebirge zeigte, hat Erkmann= Chatrian eine ganze phantastische Welt aufgezimmert, die mehr ober minder bunkel als Palimpsest aus dem modernen Schlachtgemälde hervor tritt. Jegof bilbet sich ein, einer von jenen merovingischen Königen zu sein, welche die celtischen Ureinwohner in Fesseln schlugen und ihnen den Fuß auf ben Nacken setzten. In dem Schuhmacher Claude Hullin, der den Widerstand gegen die Allierten leitet, sieht er einen von den celtischen Häuptlingen, die er früher besiegt hat; die alte Catherine-Lefévre, die voll Wuth gegen die Feinde Frankreichs an der Spitze der Bauern Felsblöcke auf die heranziehenden Truppen schleudert, ist ihm eine Druide, ber er früher einmal ben Schäbel eingeschlagen hat; die alliirten Armeen, die gleich Heuschrecken in unabsehbaren Schaaren heranziehen, sind seine eigenen Franken, die herankommen ibn zu rächen und Gallien von neuem unter das Joch zu zwingen. So sind seine Einbildungen: die Schulkinder verfolgen ihn mit Hohnreben und die klugen Leute zucken über den Narren bie Achsel; aber schon der leidenschaftlichen Catherine dämmert es un= heimlich auf, ob sie nicht am Ende doch in einem frühern Leben eine Druide gewesen sei, wie die mythologische Sachsen-Jise in G. Frehtag's "Berlorener Handschrift," und am vollsten würdigen ihn die Raben, denen er

Aas verspricht, und die echten Schne der Winterlandschaft, die Wölfe, des nen er als den Geistern seiner erschlagenen Häuptlinge einen Vortrag über die vergangene Herrlichkeit ihres Stammes hält und die an der passenden Stelle mit sympathetischem Geheul einfallen.

Es ist ein wunderliches Zeug, und der Versasser hat Unrecht gehabt, es in die Reihe seiner wirklichen historischen Romane auszunehmen, wohin es durchaus nicht gehört. Aber sein ursprüngliches Talent kennen zu lernen, ist der Roman von großer Wichtigkeit. Auf den oberstächlichen Leser — freilich nur auf diesen — machen Erkmann-Chatrian's beste Erzählungen den Eindruck einer gewissen Rüchternheit, einer prosaischen Aufsfassung des Lebens: aus diesen früheren Versuchen sieht man aber, was sür ein wildsphantastisches Element er zu bändigen hatte, ehe er zu jener objectiven Klarheit kam.

Die zweite Reihe von Erzählungen, die sich mit seiner ersten durch= freuzt, fällt in die Gattung der Dorfgeschichte. Fast in derselben Zeit, wo man bei uns ber ewigen Salonnovelle mit ihren Literatur= und Kunstgesprächen mübe wurde, und schlichtere Leute aufsuchte, die den Welt= schmerz wenigstens noch nicht in der Schule gelernt hatten, und einfacher Empfindungen und einfacher Schicksale fähig waren, trat auch bei ben Franzosen eine Reaction gegen das parfümirte Genre ein. Zwei der berühmtesten Schriftsteller bieses letteren Genre, Balzac und George Sand, haben zuerst die Bauern aufgesucht. Balzac suchte für seinen fräftigen Pinsel, ber in ber nieberländischen Malerei einen viel günstigeren Spielraum fand als in der idealisirenden, neue noch nicht abgebrauchte Farben. An seidenen Stoffen und Spitzen hatte er nachgerade sich ausgegeben; die grobe Blouse des Landbewohners, das niedrige aber zutrauliche Aneipstübchen im Dorf, wo die Gevattern den kleinen Borrath ihrer Interessen zu Markte bringen, gab seiner Phantasie einen Anreiz zu grelleren Contrasten. Eigentlich änderten sich nur die Stoffe, die Art der Behandlung blieb. Bei George Sand tritt die Veränderung auch in der Form hervor. Wenn in ihren früheren Romanen die Ueberschweng= lichkeit in der Empfindung nicht blos die Sprache beherrscht, sondern auch den Umriß der Gestalten, so bemühte sie sich jett, an den Gelüsten ihrer Phantasie gewissermaßen Kritik auszuüben: zunächst durch die Sprache. Sie nahm nicht geradezu den Dialekt auf, aber sie bemühte sich, in der Weise desselben zu denken und zu empfinden, die Bilder und Vorstellungen zusammen zu combiniren. Der Dialekt kann zwar nicht Alles ausdrücken, was den civilisirten Menschen beschäftigt; da er aber der Büchersprache fern geblieben und noch kein konventionelles Gepräge empfangen hat, so hat er den Vorzug der Einfachheit und Eigenartigkeit. Wenn George

Sand früher die Masse ihrer Leser und Leserinnen durch eine Beredsamsteit, die etwas vom Rausch hatte, mit sich fortriß, so gewöhnte sie nun ihr Publicum an eine knappe, concise, man möchte sagen verstandesmäßige Ausdrucksweise. Auch dieser Form wußte die merkwürdige Frau großen Reiz zu geben, und ihr "François le Champi," "la petite Fadette," "la mare au diable" und ähnliche Versuche werden nicht nur einen ansehnlichen Plat in der Literatur behaupten: sie haben Schule gemacht, und kein verwandtes Unternehmen der Zeit kann sich ihrem Einfluß entziehen.

Eigentlich kann der französische Schriftsteller auf ein älteres Vorbild zurückgehn, auf Diberot. Seine Erzählung "les deux amis de Bourbonne" zeigt in einer Zeit, wo man bei une bem Bauer noch ganz fremb gegenüberstand, ein Verständniß für die Empfindungsweise roher ungebil= beter Menschen, das genügen würde ihn zum Dichter zu stempeln, wenn er auch weiter nichts geschrieben hatte. Bei uns sah man in den Bauern entweder wiiste Barbaren, vor denen man ein Areuz schlug, wie Garve noch kurz vor der französischen Revolution, oder man idealisirte sie in's Blaue hinein zu glücklichen zufriedenen unbefangenen Geschöpfen, zu benen man sich durch resignirte Volkslieder herabließ. Diderot's Olivier und Felix sind ein Paar kräftige Gestalten, wortkarg und verschlossen, bei denen aber jede Regung des Herzens sich augenblicklich im Hirn und in ber Faust kund giebt. Diberot verband mit seinen Dichtungen zugleich einen praktischen Zweck: er wollte das Naturleben, auch in seiner Wildheit, der Vormundschaft der Kirche und des civilifirten Staats entziehen; seine Erzählung war zugleich ein Protest gegen den herkömmlichen Pflichtbegriff. Etwas von diesem oppositionellen Charakter zeigt stets die Dorfgeschichte. Sie will die üblichen Vorstellungen corrigiren, dann aber auf die Abstellung der Sitten und Institute einwirken, die mit jenen Vorstellungen verknüpft sind.

Diberot's Beispiel hatte zunächst wenig Wirkung. Die populäre Literatur ging entweder in den Fußtapfen Boltaire's oder Rousseau's; sie suchte entweder durch gewandtes Hin= und Herwersen der Begriffe den Aberglauben an die Ueberlieserung zu erschüttern, oder sie zog die Schleussen der Fluth des Gefühls auf, um Alles, was ihm entgegenstand, weg zu schwemmen. Durch start und träftig stizzirte Thatsachen, wie Diderot zu wirken, überließ man mehr den Prosa=Schriftstellern. Am weitesten entsernte man sich von Diderot, seit die romantische Schule für die einssachste Geschichte philosophische Speculation und gelehrte Alterthumskunde als nothwendige Vorbereitungen verlangte, dis sie sich endlich mit hochstlingenden aber leeren Phrasen begnügte.

Die Rückfehr zum Schlichten und Einfachen ist deshalb nicht immer bie Rückfehr zum Wahren: auch mit ber Natur kann man cokettiren. Sieht man den Figuren G. Sand's näher in's Auge und entzieht sich bem Zauber ihres Stils, so entbeckt man oft hinter ber Charaktermaske bes Bauermädchens den Grundthpus der Salondame oder der Zigeunerin. Erknann = Chatrian, ber von ihrem Stil viel gelernt hat, besitt ihr gegen= über den großen Vorzug, daß er die Natur nicht erst aufsuchen durfte, daß er in ihr aufgewachsen, daß sie seine eigene war. Wie er die Land= schaft bes Elsaß aus innerster Vertraulichkeit heraus schildert, so sind seine Schankwirthe, Fuhrleute, Kohlenbrenner, kleine Gewerbetreibenbe, Postillone u. s. w. aus dem Leben gegriffen; er hat mit ihnen Brod und Salz getheilt, mit ihnen geredet, sich mit ihnen verständigt, sie sind seiner Art. Lesen wir heute die reizende Idhlle von Sesenheim in "Wahrheit und Dichtung": es sind noch dieselben Menschen, die Erkmann=Chatrian schil= bert, noch basselbe Costum, und wenn Goethe's Erzählung in der sonnigen Ebene spielt, Erkmann=Chatrian's in bem wilden Gebirgsstrich ber Voge= fen, so weht uns doch aus beiden die liebe Heimathluft an.

Eine Sammlung solcher Erzählungen kam 1863 heraus. Darin "les amoureux de Catherine." Eine hübsche Wirthin in Hüningen wird von den Notabeln des Orts umworben, deren Portraits höchst charakteris stisch gezeichnet sind. Sie treibt mit ihnen ein muthwilliges Spiel und zieht den armen verkümmerten Schulmeister vor, um dessen Hand sie förmlich anhalten muß, da er viel zu schüchtern ist sich ihr zu nähern. In "la Taverne du jambon de Mayence" finden wir den ehrlichen Schankwirth Sebaldus Dick wieder, in dessen Wirthshaus ber Kampf bes Bären mit den Hunden spielte. Der gemüthliche humoristische Mann hat einen Herzensbruder in dem Capuciner Johannes, der täglich mit ihm trinkt und plaudert. Sie trinken viel und gut, und verständigen sich vollkommen mit einander; aber einmal bei einem großen Fest, bas Se= balbus giebt, gerathen sie sich in die Haare. Sebaldus hat rothen Wein getrunken, der ihm die Zunge löst, und er hält einen kleinen Vortrag darüber, daß seine einzige Gottheit die Sonne sei, die seine Trauben und scine Aehren reifen lasse. Darüber wird der Capuciner ungehalten, der weißen Wein getrunken und grimmig geworden ist. Er nimmt für Chri= stus und seine Heiligen die Ehre der Göttlichkeit in Anspruch, und als Sebaldus lästert, läßt er ihn seinen Stock fühlen und zwar auf eine fo übele Art, daß Sebaldus halb zerschlagen liegen bleibt und einem Quaksalber in die Hände fällt, dem Doctor Eselskopf, der ihn durch Wasser= suppen, Spinat und Sauerampfer zum Christenthum und zur Gesundheit zurückführen will. Wie nun Sebaldus von diesem Peiniger befreit und mit seinem alten Freunde dem Capuciner wieder versöhnt wird, ist höchst ergötzlich beschrieben. Mir siel die Schilderung des St. Rochussestes in Bingen ein, das Goethe 1814 mitmachte: in beiden Erzählungen athmet die gleiche Weinseligkeit.

Den weitesten Umfang unter diesen Erzählungen nehmen die "Confidences d'un joueur de clarinette" ein. Ein reicher Weinbauer Conrad ist lange Jahre hindurch der Haupthahn seines Fleckens im Ringspiel gewesen; er hat jeden Gegner geworfen. Nun taucht aber, da er bereits in Jahren ist, ein neuer Nebenbuhler auf, ber aus Algier zurückgekehrte Kanonier Jerh Hans. Der alte Conrad kann nicht unterlassen, mit ihm anzubinden, er wird geworfen, an seinem Fuß beschädigt, und hegt nun einen tödtlichen Groll gegen den glücklichen Sieger. Aber dieser hat ein heimliches Liebesverhältniß mit Conrad's Tochter Margredel, die ihn be= stimmt, sich bei einem zweiten Versuch von ihrem Vater werfen zu lassen und ihn baburch zu versöhnen. Die einfache Geschichte ist mit vollende= ter Meisterschaft erzählt. Jerh Hans ist eine schmucke Soldatenfigur, Margrebel eine reizende kleine Coquette, und Conrad ein vollendeter Pracht= mensch: die Lügen die er sich selbst und anderen vormacht, um sich zuerst als ben Angegriffenen, bann als ben unrechtmäßig Besiegten barzustellen; die Verwunderung mit ber er sich beim zweiten Versuch als Sieger fühlt, ba er schon an die Niederlage glaubte; die Furcht, daß Hans noch auf einer britten Probe bestehn würde, und die Intriguen, mit benen er ihn bavon abzubringen sucht: das alles ist ebenso komisch als menschlich wahr. Eine Vorstudie zu der Art seiner späteren Erzählungen ist der junge Mann, der die Geschichte vorträgt: ein schwächlicher Clarinettbläser, der Neffe Conrad's, dem derselbe erst die Hand seiner Tochter versprochen hat, der aber von dem Mädchen nur geneckt wird. Brav und gut genug, daß man sich für ihn interessirt, und doch mit so viel komischen Beimis schungen, daß man sich sein Liebesunglück nicht zu sehr zu Herzen gehn läßt, ist er das Vorbild des "Rekruten von 1813." Diese Figur, als Träger ber Begebenheiten, ift eine ganz neue sehr glückliche Variation bes sogenannten Romanhelben.

Schiller hat in seinen Aufsätzen über Wilhelm Meister die Gründe angegeben, warum der Charakter, der den breitesten Raum im Roman einnimmt und durch dessen Medium die Begebenheiten dem Leser vorgestührt werden, nicht der stärkste und bedeutendste Charakter der Handlung sein dürse. Je unsertiger desto eindrucksfähiger, je eindrucksfähiger desto geeigneter, alles was geschieht als etwas Neues zu empfinden und es das durch den Leser gewissermaßen erleben zu lassen.

So sind auch die Romanhelden der W. Scott'schen Schule niemals

diejenigen, in deren Zügen sich der Charakter mit der stärksten Energie ausprägt; aber man war gewöhnt, von ihnen ein gewisses sittliches Fertigsein zu verlangen: sie mußten die Vorschule der sittlichen Vildung absolvirt haben, sie durften z. B. keine Beleidigung auf sich sitzen lassen, sie mußten gegen Damen höflich, gegen achtungswerthe Erscheinungen zuvorkommend sein, und überhaupt den Coder des guten Betragens inne haben.

Dies Abgangszeugniß des modernen sittlichen Menschen — und darin steht er mit Jeremias Gotthelf auf einer Stuse — erläßt Erkmann-Chatrian seinen Helden. Sie sind durchweg brav und redlich, aber eine bestimmte Form ihrer Art, die Dinge zu beurtheilen, ist nicht vorhanden. Sie sind Naturkinder auch in dem Sinn, daß die subjectiven Motive stets bei ihnen den Ausschlag geben und jede Boraussetzung des Allgemeingülztigen ausschließen. Sie haben Furcht oder sie sind muthig, lieben oder hassen, gehn aus sich heraus oder halten sich zurück, gerade wie es der Augenblick ihnen eingiebt, eine allgemeine Regel ist ihnen unbekannt. In dieser Naivetät liegt ein großer Reiz, wenn sie ehrlich gemeint ist, wenn sie nicht zur Schau getragen wird.

Wie die Reihe der phantastischen Erzählungen mit "Jegof le Fou" in's historische Gebiet einmundet, so die Reihe der Dorfgeschichten mit "Madame Therese" 1863. Die Erzählung schildert den Einmarsch der Republikaner in die deutsche Pfalz, November 1793. Es wird zwar viel politisirt und die militärischen Begebenheiten nehmen einigen Raum ein, aber die Hauptsache sind die Charakterthpen des Fleckens. Der Doctor Jacob Wagner; der Mausefänger, der zugleich Wahrsager ist; Karolus Richter, der Enkel eines alten Bedienten, der auf den Hofdienst stolz ist n. s. w. Zu diesen originellen Leuten gesellt sich nun die Bürgerin Therese, die Marketenderin, eine echte Regimentstochter, die in einem Gefecht verwundet im Dorfe zurückleibt und von dem wohlwollenden Arzt zuerft gepflegt dann geheirathet wird. Die militärischen Figuren sind, wenn auch kurz, doch recht anschaulich geschildert, und bei dem Füsilier Brutus, dem Tambourmajor Horatius Cocles u. s. w. wird man lebhaft an Cromwell's Independenten bei W. Scott erinnert, an "Preisegott Barebone," "Töbtediesinde Heaton" u. s. w. Nur ist W. Scott mit diesen Zeitbildern in sofern in Vortheil, als er ihnen unbefangen gegenübersteht und, ohne ihrer Tüchtigkeit Eintrag zu thun, auch ihre komischen Seiten hervorkehrt, wäh= rend sich ber Berichterstatter ber Mabame Therese als strammen Rupublikaner darstellt, der Alles gut heißt was vom Nationalconvent ausgeht. Es werden nicht blos Bilder aufgerollt, es wird gepredigt, Madame The= rese predigt, die andern tugendhaften Leute der Erzählung, der Doctor Wagner, der Mauser u. s. w. lauschen ihren Borträgen und verbreiten

bas Evangelium weiter, und in biesen Predigten kommen doch mitunter bedenkliche Dinge vor. Wenn eine Armee, um sich zu ernähren, brandschatzt und die Vorräthe des Landes ausplündert, so läßt sich dagegen nichts machen, Noth kennt kein Gebot; aber wenn Madame Therese das, was sie requirirt, redlich bezahlt, d. h. mit Assignaten, die keinen Werth haben, und den Geplünderten, der sie auf den letzteren Umstand aufmerksam macht, nicht blos bedroht, ihn wegen seiner Widersexlichkeit hängen zu lassen, sondern ihn auch belehrt, das Papier der Republik sei immer mehr werth als das Geld der Könige, so kommen wir damit zu sehr auf bas volkswirthschaftliche Gebiet, und erinnern uns baran, daß zu derselben Zeit in Paris, Lyon, Nantes u. s. w. Bürgerinnen von der Art der Madame Therese und mit ganz ähnlichem Räsonnement zusahen und wohl gar kommanbirten, wenn die Gegner des republikanischen Fanatismus massenhaft ertränkt wurden. Wir erinnern uns mit Unwillen baran, wie ähnliche Predigten und Anrühmungen der Menschenrechte einen nicht geringen Theil der deutschen Rheinlande wirklich verführten, sich der Republik anzuschließen, und baburch zuerst unter die Ruthe der Jakobiner, dann unter die Storpionen Napoleon's zu kommen. Wir empfinden das Räsonnement als unreif und die Darstellung als parteiisch. Daher macht gerabe diese Erzählung unter allen ben ungünstigsten Eindruck; sie hat nicht die Unbefangenheit der früheren, nicht die Reise der späteren. Aber sie war es, die zuerst in Frankreich durchschlug, theils vermittelst ihrer Tendenz bei den Republikanern, theils durch die Croquis militaires, nach denen das ganze französische Publikum greift, und dieser Erfolg hat wohl zum Theil den Verfasser bestimmt, sich in dem Genre festzuseten, in dem er seine eigentliche Meisterschaft erreicht hat.

Wenn in Jegof le Fou und Madame Therese der Verfasser noch tastet, so tritt in den solgenden Werken der Zweck mit Bewußtsein hervor. Es handelte sich darum, den großen Anstoß, den Frankreich im Uebergang des vorigen Jahrhunderts zum gegenwärtigen der Welt gegeben hat, statt vom Centrum aus von der Peripherie aus darzustellen. Die Geschichtschreiber der Revolution sührten uns stets an den Heerd der Bewegung, sie ließen uns in der Nationalversammlung und den Clubs die mächtige Stimme der Redner hören, sie begleiteten die Marschälle auf ihren Feldzügen, und zeigten uns den Zusammenhang des großen militärischen Neyes, das sich über die halbe civilisirte Welt ausbreitete. Der Novellist weist nach, wie diese welthistorischen Ereignisse auf die Umstände und auf die Seele des kleinen Mannes einwirkten.

Die beiden Richtungen, nach benen Erkmann-Chatrian bisher sein Talent bis zur Birtuosität ausgebildet hatte, konnten in diesem neuen Rahmen mit gleicher Macht zur Geltung kommen. Die genrehaft ausgemalten Charafterföpfe von Pfalzburg, Zabern u. s.-w. konnten bleiben, und das phantastische Moment steigerte sich zum Dämonischen, wenn ber Dichter seine Augen von den fabelhaften Merovingerkriegen auf die viel gewaltigeren Thaten der napoleonischen Zeit wandte. Was auch der el= fässische Antiquar in seinen Urkunden über die verwegenen Züge der Ti= tanen von Nibeck aufspüren mochte, alle biese Züge verblaßten vor dem schicksalsvollen Antlitz des großen Napoleon, und die Ahnfrauen und Wehrwölfe schrumpften zu einem Kinderspiel zusammen, wenn man den Dämon nachzubilden suchte, der in der Brust des furchtbaren Eroberers wohnte. Die alten Studien waren nicht verloren. Um Wesen und Erscheinung dieses welthistorischen Räthsels auch nur in dämmernden Um= rissen, nur aus der Ferne zu zeigen, mußte man einen Blick in die Nacht= seite der menschlichen Natur gethan haben, in die Werkstätte der unterirdischen Unholde, deren Gesetz sich dem Willen und Verstand des Menschen entzieht, und die, wenn sie einmal Herr über ihn geworden sind, auch dem Tageslicht nicht weichen. Um zu verstehn, wie der Damon einen gewaltigen Menschen ergreift, zeigt der Novellist, wie er selbst das Leben schwacher Geschöpfe berührt und sie gleichsam sich selbst entfremdet.

In einer kleinen Erzählung "le capitaine Rochart" berichtet der Held einem Freunde, wie Frankreich sich im Jahre 1792 bewaffnete, die Menschenrechte gegen den Angriff der verbündeten Könige zu vertheizdigen. Er erzählt es sachlich nicht ganz correct, aber darauf kommt hier weniger an, da man eben nur erfahren will, wie der bessere Theil Frankreichs, der sich in der Armee den Pariser Greueln entzog, sich die Lage vorstellte und wie er darüber empfand. Nun folgt der Staatsstreich Boenaparte's und seine Kaiserkrönung.

"Wenn du mich jetzt fragst, wie so viel Bauern, Handwerker, kleine Bürgersleute, die sich in Masse erhoben hatten, um die Freiheit zu verztheidigen, Männer, die gern ihren letzten Blutstropsen für die Republik vergossen hätten, wie diese Leute sich zuletzt dem Kaiserreich sügten, um Vernichtungsschlachten zu liesern gegen solche, die nichts anderes verlangzten als den Frieden; wie sie an nichts dachten als an Ehrenstellen, Würzden und Reichthümer; wie sie vollskändig den Begriff der Menschenrechte verloren, und die Hälste des Menschengeschlechts unter das harte Joch eines Soldaten beugen wollten: — wenn Du mich fragst, wie diese Dinge möglich waren, so antworte ich Dir: das alles kam von der uns mäßigen Liebe der Franzosen sitr den Ruhm."

"Bonaparte hatte die Republik umgeworfen, ohne welche er nie etwas anderes geworden wäre als einfacher Artillerie-Capitain; er hatte den

Abel, den Klerus, die Majorate wieder hergestellt; er hatte die besten Bürger ohne Recht und Urtheil in's Elend geschickt; er hatte die Revolution stückweise zerstört. Aber da er immer gewann, da die Glocken und Kanonen nicht aufhörten, von unseren Siegen zu erzählen, so fand die Nation das sehr gut."

"Wir Alten von der Rhein-Armee wurden verwirrt, wenn wir auf den Weg zurücklicken, den wir gegen unsere eigenen Ideen eingeschlagen hatten. Wir mußten uns betasten, um zu wissen, ob wir noch dieselben Dienschen wären. Es lief uns kalt über den Rücken. Aber der eine oder der andere rief dann aus: es stand einmal so geschrieben! oder wer recht klug sein wollte bemerkte: nur Schwächlinge bleiben immer auf demsselben Fleck."

"Bor allen Dingen aber — es regnete und schneite, man mußte seis nen Posten beziehen; man hatte grade eine Stunde übrig, um sich in seis nem Mantel am Feuer des Bivouak hinzustrecken; mit Anbruch des Tages ging es vorwärts. Man dachte an gar nichts mehr! — Was willst Du? Der Kaiser hatte die Last auf sich genommen, für alle Welt zu benken, und so hinderte ihn nichts mehr und uns auch nichts."

"So lange die Dinge gut gingen, war Bater, Mutter, Weib, Kind, alles war vergessen. Kaum hörte man hin und wieder: ich muß doch einmal nach Hause schreiben. Der Anblick des Kaisers mit seinem kleinen Hut und grauen Rock, hoch zu Roß, ersetzte uns die Familie, man riß den Mund dis an die Ohren auf um zu schreien: es lebe der Kaiser! Er gab gar nicht mehr Acht darauf, es schien ihm ganz natürlich."

"Der Regen, der Schmutz, die Wunden, die Kameraden, die an unsferer Seite sielen wie die Fliegen, nichts konnte unseren Enthusiasmus abkühlen. Der Soldat hat für glückliche Generale eine unbedingte Hinsgebung: wenn freilich ein anderer General kommt, der ebenso groß ist, so ist es leider derselbe Fall."

"Als nach der Schlacht von Leipzig die verbündeten Armeen uns folgten, als die deutschen Bauern, die für die Unabhängigkeit ihres Landes die Waffen ergriffen, wie wir selbst vor zwanzig Jahren, uns auf der Ferse waren und uns ohne Barmherzigkeit umbrachten — erst da kam uns das Gedächtniß wieder." — Dieser Dämon des Ruhms, der zu scheinbarem Glanz und endlich zu namenlosem Elend führt, ist das Thema der nun folgenden größeren Erzählungen.

Das schönste Bild von dem Eindruck, den der Rückzug der bisher für unüberwindlich gehaltenen französischen Armee aus Rußland auf das landvolk machte, hat der deutsche Leser aus Fritz Reuter's "Ut de Franzosentid." Der Amtshauptmann Weber, der Nathsherr Herse, der

Bäcker Witt, ber preußische Knecht Friedrich — es sind zwar sehr bestimmt ausgesprochene zum Theil an's Groteske streisende Individualitäten, aber sie sind zugleich die Thyen der damaligen Stimmung; die Kunst des größeten Historikers könnte uns nicht so deutlich veranschaulichen, was bei diessem Erzeugniß allgemein in der Seele des deutschen Bolks vorging, als diese kleine anspruchslose Erzählung. Dieselbe Aufgabe stellt sich Erkmannschatrian in "L'histoire d'un conscrit de 1813," die 1864 erschien. Nur geht dei Fritz Reuter die Empsindung in aussteigender, dei Erkmannschatrian in absteigender Linie: dort durchweht uns die Vorahnung der kommenden Befreiung, hier drückt uns der Alp des langsam aber unversmeidlich herannahenden Elends.

Es ist die Zeit, wo Napoleon seinen russischen Feldzug vorbereitet. Wir werben in eine kleine, stille Bürgerfamilie in Pfalzburg eingeführt, einer Stadt, durch welche die große Heerstraße geht, durch welche die Hunberttausende sich wälzen, die zum Eroberungskriege gegen alle Welt geführt werden. Es sind Deutsche, wenn auch ber Held seine Geschichte in gutem Französisch erzählt. Der Uhrmacher Gulben, Republikaner von 1792, von schlichtem, klarem Berstande, würdig in der Gesinnung, leidenschaftlicher Patriot, aber ohne die Vorurtheile des französischen Patriotis= mus. Sein Lehrling, Joseph Berta, ein guter, treuer Junge, rechtschaffen und brav, aber weber an Geist noch an Körper sehr ausgezeichnet, ein reines Naturkind, das nur immer das Nächste sieht und nicht anders zu benken wagt als unter ber Leitung seines verehrten Meisters, körperlich unentwickelt und furchsam. Er ist mit einem Madchen vom Lande verlobt, Catharina, beren Mutter, Tante Grebel, bas eigentlich volksthümliche Sie steckt voll von Vorurtheilen und läßt nach ber Element vertritt. Art einer einfachen Frau allgemeine Rücksichten nicht gelten; ber Kreis ihrer Familie und ihrer Lieben ist zugleich die Grenze für ihr sittliches Bewußtsein. Die beiden Alten sind in einer beständigen, sehr ergöplichen Fehbe. Das Liebesverhältniß der jungen Leute ist von der einfachsten Art, und beschämt burch bas warme Interesse, bas es erregt, die Schule Victor Hugo's, nach welcher die Liebe so lange farblos bleibt, bis nicht burch Chebruch ober ein Stück Demimonde ein interessantes Schlaglicht barauf fällt. Das einfache Berhältniß reizend zu schilbern ist freilich schwerer, als den Conflict: zum letteren gehört nur Phantasie, zum ersteren Wenn der alte Gulben an den Amtshauptmann bei Frit Reuter erinnert, so möchte ich bem letzteren ben Vorzug geben, er ist naturwüchsiger, und gewinnt durch den Humor, mit dem Frit Reuter bei allem Respect ihn ausmalt, eine größere Rundung. Die Chrbarkeit des republitanischen Uhrmachers hat mit ihrer unpersonlichen Philosophie etwas

Gebachtes. Joseph Berta tagegen ist eine ganz originelle Figur, und es ist ein sehr glücklicher Griff, daß ihm die Erzählung in den Mund gelegt wird. Gerade seine Natur giebt den Ereignissen eine frappante Stimmung, auf die man selber nie gekommen wäre.

Am 10. Mai 1812 bewegt sich ein großer Zug durch die Straßen, Nachts; Joseph belauscht ihn vom Fenster. Ein Reiter stürzt und bleibt todt liegen; aus dem dahinter folgenden Wagen beugt sich ein gelbes Gessicht vor, eben im Begriff, eine Prise zu nehmen: es ist der Kaiser, der sich die Sache ansieht und den Kopf dann wieder zurückzieht. Er tritt noch einige Male auf, immer nur in der Ferne, immer nur flüchtig, aber jedes Mal in einer symbolischen Haltung. Man fühlt unmittelbar wie seist die Massen elektrisirt.

Die Armee ist auf bem Marsch, ber Winter tritt ein. Man sieht nicht blos, man sühlt die Schneefelder, welche die ganze Gegend bedecken; man wird an die landschaftlichen Stimmungen bei Turgenjew erinnert. Die Landschaft wächst ganz aus der Situation heraus: Joseph muß auch bei der strengsten Kälte seine Braut besuchen; man friert mit ihm, man wärmt sich mit ihm in der kleinen traulichen Stude der Tante Gredel. Durch das Nachdenken des alten Gulden wird man aber weiter geführt: wie mag es jest mit der Armee in Rußland stehen?

Das Bülletin ist erschienen, welches die vollständige Vernichtung der großen Armee bekennt. Die Familien, deren Angehörige geblieben sind, strömen in der Rirche zusammen; es ist ein gewaltiger, wahrhaft tragischer Eindruck. Nun aber greift der Krieg auch in das Schicksal der jungen Leute ein. Die Cadres der Armee müssen gefüllt werden. "Ich wußte es voraus," sagt der alte Gulden, "es ist nur der Ansang größerer Leiden. Die Preußen, die Desterreicher, die Russen, die Spanier, und alle die Völker, die wir seit 1804 geplündert haben, werden unser Elend benußen, um über uns herzusallen. Weil die Soldaten alles bei uns waren, und wir keine Soldaten mehr haben, sind wir gar nichts mehr."

Als die zurückkehrenden Truppen von den Russen erzählen, wird Joseph erst von Wuth ergriffen, aber bald corrigirt er sich. "Diese Russen sen vertheidigten ihr Baterland, ihre Familien, alles, was die Wenschen heiliges in dieser Welt haben. Wenn sie sich nicht vertheidigt hätten, dann müßte man sie verachten. Die Deutschen sind der schlechten Sitten unserer Soldaten und der Habgier unserer Generale mübe, und ganz Deutschland wird sich gegen uns erheben." — Der Tag der Aushebung, 8. Mai 1813, kommt heran. Seinem Alter nach ist Joseph Verta dienstepslichtig, daß er hinkt, kann ihn nicht retten, da man diesmal auch Schwächstinge und Krüppel zum Kanonenfutter aushebt. Die stumpse Verzweislung

ber Ausgehobenen, und wie sie sich burch gemachte Lust zu betäuben suchen, ist wiederum mächtig geschildert, ohne daß die Schilderung in's Grelle oder gar Fratenhaste fällt. Unter den neuen Rekruten stellen sich sosort die beiden Hauptthpen heraus. Joseph vertritt die eine Seite; die große Zahl berzenigen, welche die Verhältnisse nüchtern vom rein natürlichen Standpunkte auffassen, die der Fahne solgen weil sie müssen, und schließelich nur durch die Todesangst sich den Muth der Verzweislung und sogar eine gewisse Wildheit aneignen. Die andere weniger zahlreiche, aber doch namentlich in Frankreich nicht seltene Reihe wird durch Joseph's Landsmann und Cameraden Zebedäus vertreten: ihm steckt der militärische Geist schon im Blut, und sodald sie eingekleidet sind, ist die Unisorm Herr über sie, sie theilen alle Vorurtheile und allen Ehrgeiz des Corps, dem sie nun angehören. Es sind die prädestinirten Sergenten. Beibe Thpen heben sich sehr glücklich gegen einander ab und ergänzen sich zum Gesammtbild der französsischen Armee.

In historischen Büchern sind die Schlachtbilder gewöhnlich ber langweiligste Theil. In der Regel sind die Verfasser Laien in der Kriegskunst, und die Sachverständigen, die für Ihresgleichen schreiben, haben etwas ganz Anderes im Auge als den sinnlichen Eindruck wieder zu geben, der doch allein über das Interesse entscheidet. Es handelt sich darum, ein ungeheures Chaos, in bem mit wenig Ausnahmen jeder Einzelne blind ist für das Ganze, dem Verstande beutlich zu machen, zur Lehre für ähn= liche Fälle, und bem Verstande kommt man immer nur durch Abstractionen bei. Der Militär von Fach wird über Goethe's "Campagne in Frankreich" ober die Belagerung von Mainz die Achsel zucken, lernen kann man baraus nicht viel; bei Sybel, Häusser ober Thiers, die freilich auch nicht vom Metier sind, orientirt man sich über ben Zusammenhang bieser verwickelten Dinge viel besser. Aber in die Stimmung hineingerissen wird man bei Goethe boch mehr, und wie er selber das Kanonenfieber schildert, das er einmal um des Experiments willen aufsuchte, so weiß er es auch bem Leser zu erregen: nicht blos Auge und Ohr, sämmtliche Sinne. überhaupt das ganze Nervenstiftem wird in Mitleidenschaft gezogen. Erkmann=Chatrian ist das in noch höherem Grade der Fall. war ein starker, gesunder, geistesfrischer Mann und die unmittelbare Gefahr seiner Lage im Ganzen nicht groß; auch fuhr er im Wagen ober ritt. Joseph Berta hinkt, und weiß uns die Strapazen bes furchtbaren Mar= sches, Frost und Nässe, ganz anders vor die Phantasie zu bringen. bem schärft die Furcht seine Sinne, er sieht wie mit tausend Augen; bas Commando-Wort "Serrez les rangs! wenn rechts und links die Cameraden zu Boden stürzen, geht auch dem Leser durch Mark und Bein.

Es ist ber Tag ber Schlacht von Groß=Görschen. Eine feindliche Uebermacht nähert sich den Franzosen; mehrere Officiere werden zum Kaiser abgeschickt, um Hülfe zu bitten, "sie gingen wie der Wind," erzählt 3. Berta, "und ich betete in meinem Geist, ber Herr möge so gnädig sein, sie zur Zeit ankommen zu lassen, damit die ganze Armee uns zur Hülfe fame. Denn es ist schrecklich zu boren, daß man umkommen soll, und ich wünsche meinen größten Feind nicht in eine ähnliche Lage. Sergent Pinto fagte zu uns: Ihr habt Glück, Rekruten! wenn einer ober ber andere von Euch glücklich davon kommt, so kann er sich rühmen, etwas Ausgesuchtes gesehen zu haben. Es ist ganz eigentlich eine Schlacht, wo man das Kreuz gewinnt, und wenn man es nicht gewinnt, barf man später nicht mehr barauf rechnen. — Wirklich, Sergent? sagte Zebedäus, ber niemals zwei klare Ibeen im Kopf hat und ber sich schon vorstellte das Kreuz zu haben. Seine Augen seuchteten wie die Augen von Bestien, bie alles verschönert sehen. — D ja! antwortete ber Sergent: wenn man in dem Gedränge einen Oberst ober eine Kanone sieht, eine Fahne ober sonst etwas, das in's Auge springt, so bringt man darauf ein durch Ba= jonette und Sabelstreiche, wirft alles um sich nieber, greift zu, und wenn man nicht bleibt, so wird man zum Kreuz vorgeschlagen. — Indem siel mir ein, daß der Maire von Felsenburg das Kreuz erhalten, weil er beim Einzug der Kaiserin Marie Luise sein Dorf in bekränzten Wagen ihr entgegengeführt hatte, und mir kam biese Art, das Kreuz zu gewinnen, viel angenehmer vor als die bes Sergenten."

Nun sind die Feinde da, die Colonnen werden gebildet, und Joseph sagt zu sich selbst: "dies Mal ist alles verloren, alles ist zu Ende. Es giebt keine Hülse mehr. Alles was Du thun kannst, ist Dich zu rächen, kein Mitleid zu haben! vertheidige Dich, vertheidige Dich!" — Der Zusammenstoß erfolgt. "Ich war gleichsam toll vor Zorn und Unwillen gegen diesenigen, die mir das Leben nehmen wollten, dieses beste Gut aller Menschen, das jeder hütet, so gut er kann. Ich empfand eine Art Haß gegen die Preußen, deren Geschrei und übermüthiges Aussehen mir das Herz umkehrte."

Man glaube nicht, daß diese Art der Darstellung auch nur einen Augenblick einen komischen Eindruck macht. Man erlebt es förmlich mit, wie die Menschen sich in wilde Thiere verwandeln, man hört das Geschrei der Berwundeten, deren Glieder unter der Bucht der darüber sahrenden Kanonen zerbrechen, und wenn die ganze Masse im wüsten Pulversdampf zu verschwinden scheint, so tritt im entscheidenden Augenblick eine hervorragende Gestalt im grellen Licht in den Bordergrund, und es kommt Ordnung in dies Chaos. Der humoristische Anstrich dient nur

bazu, die Seele so weit frei zu halten, daß sie sich nicht haltlos im Gewühl verliert.

Joseph Berta wird verwundet und bleibt vier Monate im Lazareth Diese Pause zeigt nun den großen Vortheil, den der Novelvon Leipzig. list in Vergegenwärtigung der Stimmungen gegen den Historiker hat. Wie man im wirklichen leben die Beränderungen, die mit den Freunden vorgegangen sind, beutlicher erkennt, wenn man sie nach einiger Trennung wieder sieht, so hätte kein Historiker, der doch immer verpflichtet gewesen wäre, bem Zug der Armee zu folgen, mit so sinnlicher Gewalt schildern können, was sie ausgestanden hat, als Joseph Berta, wie er nach seiner Heilung zu seinem Regiment zurücktehrt. "Bier Monate Lazareth!" ruft ber erste, der ihm begegnet; "hast Du Glück gehabt!" der zweite, sein befter Freund, sieht ihn mit kühler Verwunderung an: "Sieh an, Joseph! lebst Du noch? ich bachte bu wärst längst todt und begraben!" Von Müh und Noth ausgebörrt, sigen sie ba im Kreise, einer beneidet dem anderen ben kleinen Rest von Lebensmitteln, den armseligen Plat am Feuer. Es ist kurz vor der Schlacht von Leipzig, als Joseph im Lager ankommt. Natürlich hat er nur ben kleinsten Theil bes Schlachtfeldes vor Augen; bieses, namentlich ber Durchzug durch die Elster, ist vortrefflich geschildert, mit weit größerer Meisterschaft aber ber Rückzug ber geschlagenen Armee, die beständige Steigerung des Stumpfsinnigen und Hoffnungslosen, bis endlich Joseph nicht weiter kann und trop seines verzweifelten Flebens am Wege liegen gelassen wird: es ist ein Bild, bas dem Leser in's Herz schneibet. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wird Joseph gerettet und zu Wagen nach bem Dorf seiner Braut gebracht, die ihn pflegt. Als er nach längerem Delirium die Besinnung wiederfindet, bort er Kanonen in der Nähe. Es ist die allierte Armee, die seine Baterstadt Pfalzburg belagert: der Feind ist in Frankreich. Damit schließt diese Novelle; die Belagerung von Pfalzburg ist der Inhalt einer zweiten, "le blocus," die 1867 erschien.

In der Ersindung von Charakteren im Großen ist Erkmann-Chatrian nicht reich; die Grundthpen seiner Figuren kehren überall wieder. Desto bewunderungswürdiger ist er im Ausmalen der Nuancen. Man erkennt das recht schlagend, wenn man den Helden und Berichterstatter der neuen Novelle, den jüdischen Eisenhändler Woses, mit dem der vorigen zusammenstellt.

Der Judenroman nimmt in der französischen Literatur einen viel geringeren Umfang ein als bei uns; es scheint, daß die sprachlichen Unterschiede sich weniger merklich machen. Mir ist kein Bersuch bekannt, im Französischen die Sprechweise nachzuahmen, die wir bei uns Jüdeln nennen.

Sonderbarer Weise machen bei uns auf den unbefangenen Leser diejenigen Geschichten, die von Juden selbst geschrieben und bazu bestimmt sind, das Judenthum von der positiven Seite zu schilbern, im Durchschnitt einen bänglicheren Eindruck als die humoristischen Darstellungen. Freilich werben sich die Juden durch Frehtag's "Soll und Haben" ober durch Frit Reuter's "Stromtib" nicht geschmeichelt fühlen, und es wird sie verbrießen, daß man so schlechte Charaktere als Thpen für den jüdischen Volksstamm überhaupt betrachten könnte. Aber wenn sie im Stanbe sind, unbefangen bem künstlerischen Eindruck sich hinzugeben, so werben sie die Naturtreue und die komische Wirkung namentlich der Ausbrucks= weise nicht verkennen. Sollten es benn etwa die Kuster und Inspecto= ren als eine Beleidigung ihrer Standesehre auffassen, wenn Frit Reuter ben Kuster Sur und ben Inspector Bräsig das Hochbeutsche messingsch rabebrechen läßt? In beiben Fällen findet eine verwandte Geistesopera= tion statt: eine fremde Sprache gewissermaßen organisch fortzubilben, aber in einem Geist, ber ihr nicht eigen ist. Je berber und origineller bie Natur ist, in der sich diese Operation vollzieht, desto komischer die Wirfung.

Ein ganz anderer Fall ist mit der mechanischen Sprachmengerei. Jeder Versuch z. B. einen deutschen Einwanderer in Amerika sich in dem greulichen Durcheinander von Dentsch und Englisch ausdrücken zu lassen, das leider nur zu sehr bei ihnen üblich ist, wirkt nicht komisch, sondern abstoßend, und ähnlich geht es mir mit bem Durcheinander von Deutsch und Hebräisch, wie es z. B. Bernstein in seinen Novellen anbringt, bie sonst sehr anerkennenswerthe Seiten haben. Hier ist kein sprachlicher Organismus mehr vorhanden, sondern ein wüstes Rütteln, wobei das eine Element gerade so verwüstet wird wie bas andere. Das ist der bängliche Eindruck, von dem ich sprach. Denn bas Fremde, Unverständliche, absolut Unvereinbare bleibt nicht blos in ber Sprache, es geht auch in die Gefin= nung über. Gar zu oft wird uns bei Bernstein die Zumuthung gestellt, wir sollen etwas rührend ober tragisch oder erhaben finden, was uns ganz den entgegengesetzten Eindruck macht. Diese Figuren finden nun einmal keinen Ausbruck, der unserem Gemüth verständlich wäre, und so gern wir sie anhören und ihre Intentionen würdigen möchten, zuletzt macht uns die vergebliche Anstrengung unwillig. Bei Leopold Kompert ist es ein anderer Uebelstand: er idealisirt die Sprache und idealisirt damit auch die Gefinnung, aber nach einer Richtung hin, die den von ihm felber geschilberten Vorbedingungen der Charaktere nicht entspricht. Der Dichter hat sich ein Ibeal gebilbet, bessen einzelne Züge aus bem beutschen ober dristlichen Leben geschöpft sind, er sucht bieses Ibeal seinem Bolk zu vin-

/

biciren, und so hat man wieder bas Gefühl ber Unvereinbarkeit, bas Ge= fühl einer Gesichtsmaske ober eines Stelzenschritts.

Erkmann-Chatrian läßt seinen Juden nicht anders sprechen als seinen elsässischen Handwerker — ich wenigstens habe in ber Sprache nicht bie leisesten Nuancen eines Unterschiedes entbeden können. Und boch fann man sagen, daß jedes Wort, das Moses spricht, specifisch jüdisch geracht ist. Die Art und Weise, wie er über Rechte und Pflichten behattirt, ist die eines Stammes, der mit bem Leben des Bolkes, unter dem er wohnt, keine innere Verknüpfung hat, ber weber seine Vorurtheile noch seine heiligen Gefühle theilt, und ihnen gegenüber stets den Mutterwitz und ben gesunden Menschenverstand geltend macht, welcher in einer beschränkten Sphäre oft das Schwarze trifft. Die Ueberlieferungen, an denen er hängt, sind durchaus hebräisch; jede ernstere Empfindung, die in ihm rege wird, schwingt sich zu den Worten eines Psalms auf, jede Frage ober jeber Conflict seines Denkens wird durch einen Bibelspruch erledigt. Anch die schwerste Noth hindert ihn nicht, die Feste seiner Nation in der Weise zu feiern, wie es geschrieben steht. An seiner Familie hängt er auf's Innigste. Es ist ein festes Zusammenhalten, bas nicht blos durch die Sitte bestimmt, sondern gemüthlich angeregt ist. Aber auch hier sind die Formen seiner Freude und seiner Trauer ganz seinem Bolk angehörig. Die Art und Weise, wie er ein neugeborenes Kind begrüßt, ober ber Jammer über ben Berlust eines Kindes nimmt Farben an, die uns ganz fremd erscheinen. Aber das ist gerade die Kunst des Dichters, daß er, ohne das Gefühl der Fremdheit aufzuheben, seinen Helden sich bentlich und ausführlich aussprechen läßt. Wir verstehen ihn vollkommen, wir lernen uns in seinen Gemüthszustand versetzen, und so oft wir über ben alten Juden gelacht haben, wir werden ihm zuletzt herzlich gut.

Hier eine Probe von der Darstellung.

Die napoleonischen Kriege kosten immer mehr Menschenopfer. Die Aushebungen werden immer gewaltsamer, und Moses fängt an für seine beiden Söhne zu fürchten. "Es waren zwei Kinder, denen es nicht an Verstand sehlte. Mit zwölf Jahren waren ihre Ideen schon sehr klar, und ehe sie sich dazu hergegeben hätten, sich für den König von Preußen zu schlagen, wären sie die an's Ende der Welt gelaufen. — Abends, wenn wir beim Essen um die siebenarmige Lampe vereinigt waren, sagte die Mutter mitunter, indem sie sich das Gesicht bedeckte: meine armen Kinder! meine armen Kinder! wenn ich dran deuse, daß das Alter heranrückt, wo ihr mitten unter Flintenschüsse und Bajonetstiche gehen müßt, unter die Blitze und unter die Donner — ach mein Gott! welches Unglück! — Und ich sah, daß sie ganz blaß wurden. Ich lachte in mir selbst und

vachte: ihr seid keine Dummköpfe! ihr haltet am Leben, das ist brav. Wenn ich Kinder gehabt hätte, die Soldaten werden wollten, so wäre ich vor Verdruß gestorben; ich hätte mir gesagt, diese sind nicht von meinem Stamme."

"Aber die Kinder wuchsen an Kraft wie an Schönheit. Mit 15 Jahren machte Itig schon gute Geschäfte, er kaufte Bieh für seine Rechnung auf den Dörfern und verkaufte es wieder mit Vortheil an den Fleischer Borich von Mittelbron. David stand ihm nicht nach: er verstand am besten die alte Waare los zu werden, die wir in drei Baracken unter der Halle aufgehäuft hatten. Ich hätte diese Jungen gern bei mir behalten wollen, es war mein Glück und meine Freude, sie um mich zu sehen. Oft drückte ich sie in meine Arme, ohne etwas zu sagen; sie verwunderten sich darüber und hatten Furcht. Aber mir gingen schreckliche Dinge durch den Geist, ich wußte, daß, so oft der Kaiser nach Paris zurückkam, er jedesmal 400,000 oder 300,000 Menschen verlangte, und sagte mir: Diesmal muß alle Welt mit, bis auf die Kinder von 17 Jahren. bie Nachrichten immer schlimmer wurden, sagte ich ihnen eines Abends: — Ihr versteht alle beide den Handel, und was ihr noch nicht ver= steht, werdet ihr lernen. Jett, wenn ihr einige Monate noch warten wollt, so wird man euch zur Aushebung holen, man wird euch auf den Platz führen, man wird euch zeigen, wie bas Gewehr zu laben ist, und dann werdet ihr fortziehen und ich werde nichts mehr von euch hören. — Meine Frau schluchzte, wir schluchzten alle zusammen. Endlich fuhr ich fort: — Aber wenn ihr augenblicklich abreist, nach Amerika, über Havre, so werdet ihr bort heil und gesund ankommen, ihr werdet handeln wie hier, ihr werdet Geld verdienen, ihr werdet ench verheirathen, euch ver= vielfältigen nach der Verheißung des Ewigen, und ihr werdet mir auch Geld schicken nach Gottes Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren! ich werbe euch segnen, wie Isaak Jakob gesegnet hat, und ihr werbet ein langes Leben haben. Nun wählt. — Sie entschieden sich sofort, nach Amerika zu gehen, ich brachte sie bis nach Sarburg. Jeder von ihnen hatte für eigene Rechnung schon 20 Louisd'or verdient, ich hatte also nur noch nöthig ihnen meinen Segen zu geben."

Da ist Natur barin! — Man kann sich vorstellen, eine wie bedauernswerthe Rolle der friedfertige Mann bei der Belagerung von Pfalzburg spielt, wo sämmtliche Bürger zum Dienst herangezogen werden. Er muß mit seinen krummen Beinen marschiren, muß das Gewehr führen lernen, das ihm die größten Besorgnisse einflößt. Sein Barbier wird sein Borgesetzter und schilt ihn laut wegen seiner Ungeschicklichkeit, ja hätte ihn beinah geprügelt. Aber unterstützt von den weisen Nathschlägen seiner Frau läßt er sich burch diese Beschwerben nicht niederdrücken, sondern wagt ein großes Unternehmen. In der Boraussicht, daß die Belagerung viel Durst erregen werde, riskirt er den größten Theil seines Bermösgens, um im Ausland in Masse Branntwein einzukausen. Die Gesahr ist vorhanden, daß die Ladung unterwegs aufgegriffen wird und er sie doch bezahlen muß. "Ich will mich deshalb nicht mit Napoleon vergleichen," sagt er einmal vergnügt, "aber dies Geschäft war meine Schlacht von Austerliß!" und er weiß die sieberhafte Spannung vor dem Ausgang des Unternehmens so eindringlich zu schildern, daß der Lesser sich mit hineinlebt, und ausathmet, als der Branntwein glücklich gerettet ist.

Es hat Verdruß erregt, daß Moses seine Söhne, um sie der Consscription zu entziehn, hat auswandern lassen. Um ihn dafür zu züchtigen, legt man ihm den wüstesten der Soldaten, den Schrecken aller ruhigen Bürger, den Sergent Trubert in's Quartier: aber auch diesmal weiß seine kluge Fran Rath. Es kommt mit der Zeit dahin, daß die beiden Männer sich nicht nur vertragen, sondern sich aufrichtig lieb gewinnen. Die Seele des Soldaten wird nun gleichsam das Medium, durch welches der Leser die menschlich edlen Züge im Charakter des Juden empfindet, und die Seele des Juden das Medium, durch das er sich mit dem Gebahren des wilden Rausbolds verföhnt.

Die Belagerung von Pfalzburg bauert so lange, bis bie Abbankung des Kaisers veröffentlicht wird. "Es war," erzählt Moses, "ein schrecklicher Schlag für unsere Beteranen. Wir sahen an demselben Abend an bem Gesicht unfres Sergenten, daß es für ihn der Gnadenstoß war. Er war um zehn Jahre älter geworben, sein bloßer Blick hätte uns Thranen entlocken können. Er trat in unsere Stube, ohne etwas zu sagen, und blieb stehn, ganz blaß, und sah uns an. Ich bachte bei mir: dieser Mensch hat uns boch lieb! er hat uns Gutes gethan; er würde uns seine Ration Fleisch abgetreten haben; er ließ unsern kleinen David auf seinen Anien tanzen; es ist ein braver Mann, ein anständiger Mann — und er ist so unglücklich! — Ich hätte ihn trösten mögen, ihm sagen, daß wir Alles thun würden, ihm zu helfen, wenn er genöthigt wäre seinen Stand zu verändern. Ja das wollte ich thun, aber wie ich ihn ansah, kam mir seine Trauer so schrecklich vor, daß ich kein Wort fand. Er machte noch zwei ober brei Schritte, und stand von neuem still, bann plötzlich ging er hinaus."

"Die ganze Nacht hörten wir ihn in der Kammer kommen und gehn, sich niederlegen und wieder aufstehn, indem er verwirrte Worte murmelte. Er hatte keinen Augenblick Ruhe."

Nun wird auf öffentlichem Plat die Abdankung des Kaisers verlesen, die Truppen werden aufgelöst.

"Ich lief nach Hause, biese Neuigkeiten anzukundigen. Kaum war ich oben, als auch der Sergent herauf stieg, das Gewehr auf der Schulter. Wir hätten uns über das Ende der Belagerung freuen wollen, aber wie wir den Sergenten vor unserer Thür stehn saben, ging uns ein Schauer in die Anochen, und wir sahen ihn aufmerksam an. — Es ist zu Ende! sagte er, indem er den Kolben auf die Erde stieß. Einen Augenblick sagte er nichts weiter, dann stammelte er: Das ist die größte Niederträchtigkeit von der Welt! Frankreich bleibt mit gebundenen Händen und Füßen in ben Klauen der Kaiserlichen! Ach ihr Hunde! — Ja Sergent! antwortete ich gerührt, aber man muß oben auf zu schwimmen suchen. Sie haben noch eine Schwester im Jura, Sie werden zu ihr gehn. — Meine arme Schwester! schrie er auf, indem er die Hand aufhob; es war wie ein Stöhnen, aber er faßte sich schnell, stellte sein Gewehr in ben Winkel und setzte sich einen Augenblick zu uns an den Tisch. Er nahm unsern kleinen David bei dem Kopf und küßte ihn, wir sahen schweigend zu. Er sagte: ich muß euch verlassen, Papa Moses! ich muß mein Bünbel schnüren. Tausend Donnerwetter! es thut mir leid, euch zu verlassen! — Uns auch, Sergent! antwortete meine Frau traurig, aber wenn Sie mit uns leben wollten — Es geht nicht — Also bleiben Sie im Dienst? — In wessen Dienst? Ludwig's XVIII.? Nein ich kenne nur meinen General. Aber es thut mir weh zu scheiben. Nun, man hat seine Pflicht gethan! — Plötzlich erhob er sich und schrie mit einer herzzerreißenden Stimme: es lebe ber Kaiser! — Wir fuhren zusammen, wir wußten nicht was uns zittern machte. Er reichte mir die Hand. Ich stand auf, wir umarmten uns wie Brüder. Ich sah ihm nach wie er fortging. Fünfundzwanzig Jahre Dienst, acht Wunden, und kein Brob für seine alten Tage! Bei bem Ge= banken blutete mir das Herz." —

Man bringt ihn als Leiche zurück: er hat sich burch's Herz geschossen. Das Ende des alten Soldaten ist so ergreisend, daß man sich erst daran erinnern muß, welche Periode damit zu Ende ging. "Damals," erzählt der alte Moses, "sahen die Heerstraßen wie Bäche von Schmutz aus. Die Aecker blieben unangebaut, weil man keine Arme fand, die Häuser stürzten ein, weil sie keine Einwohner hatten. Das Volk ging hungerig und bettelte, während die Offiziere hoch zu Roß saßen und auf das Menschengeschlecht mit Berachtung herabsahen. Alles war niedergetreten in der Nation, Bürger und Volk galten nichts mehr, man kannte nur noch die Gewalt. Wenn einer damals sagte: es muß doch ein Recht und eine Wahrheit geben! so antwortete man lächelnd: kann nicht verstehn! Und

bann galt man für einen Mann von Witz, für einen Mann von Erfah= rung, der schon seinen Weg machen würde."

Es sind interessante devalereske Figuren, diese alten Sergenten, unzgefähr wie die finstern Merovinger, von denen Erkmann-Chatrian früher träumte: — aber Frieden ihrer Asche! es war Zeit, daß ihre Herrschaft ein Ende nahm.

In einer bramatisirten Erzählung "la guerre" — ber Uebergang Suworow's über den St. Gotthardt — schildert der Dichter noch eifziger und vollkommen überzeugend das Elend des Krieges. Freilich sind auch diesmal die einzigen Figuren, die das Interesse rege machen, der alte Suworow, der sich rühmt, hundert Städte und Dörfer niedergebrannt zu haben, und seine Leibmarketenderin, die in einer niederen Sphäre diesselben Anschauungen vertritt.

In der Erzählung "Waterloo," die ungefähr in berselben Zeit anhebt, wo "le blocus" schließt, ist's wieder Joseph Berta, der das Wort führt. Unter der Pflege seiner Catherine erholte er sich allmählig von den Strapazen seiner Feldzüge, und obgleich noch immer dienstpflichtig, erhält er, da nun der Friede gesichert scheint, von den Behörden die Erstandniß zum Heirathen. Das Glück der beiden jungen Leute ist rührend ausgemalt, alle ihre schönen menschlichen Eigenschaften kommen nun zum Vorschein.

Frankreich überhaupt scheint auszuathmen. Die Felber werben wieber angebaut, man gewöhnt sich an das ganz vergessene Gefühl einer gessicherten Heimath. Die durch das lange Gewaltreich unterdrückte religiöse Gesinnung des Volks sucht wieder nach den alten Formen des Cultus. So abhold ErkmannsChatrian der Restauration ist, so erkennt er doch sehr scharf heraus, daß die Umstimmung nicht blos äußerlich motivirt war. Als die ersten Processionen beginnen, als das Volk schon um Nitternacht aus den Bergen hervorströmt, um zur rechten Zeit anzukommen, da merkt Joseph Verta, der zusieht, daß die Religion doch "eine schöne Sache" sei: "die Leute in den Städten wissen nicht viel davon, aber die Tausende von Feldarbeitern, Kohlenbrennern u. s. w., rauhe und doch gute Gesschöpfe, die Weib und Kinder lieben, das Alter ihrer Eltern ehren und ihnen in der Hossmung eines bessern Seins die Augen zudrücken, die hasden doch nur diesen einen Trost auf Erden."

Freilich hat der Zustand auch seine argen Schattenseiten. Eine Anzahl fremder Gestalten kommen nach Frankreich zurück, die Emigranten, die 22 Jahre von ihrem Vaterlande getrennt waren und, noch ganz von ihren alten Ideen erfüllt, nichts von dem verstehn, was seit 1792 vorzgegangen ist. An sie drängt sich das Gesindel, das in jeder großen

Staatsumänderung oben aufschwimmt. Unter dem Terrorismus heulten sie mit den Jakobinern, jett, wo der Wind von einer andern Seite weht, ziehn sie ein frommes Gesicht auf, und denunciren ihre alten Spießgesel= Der alte Abel ist mit Groll im Herzen zurückgekommen, bas wilbe Soldatenvolk, das doch immer für das Vaterland geblutet und eine Reihe glorreicher Schlachten gewonnen hat, wird verächtlich behandelt. immer noch kräftige Masse wird so ben neuen Zuständen entfremdet und brütet Rache. Auch im Bürgerthum vollzieht sich eine rasche Umstimmung. Dieselben Kriegsleute, die früher den Bürger niederdrückten, nehmen jest sein Mitleid in Anspruch, und er gewöhnt sich au's Frondiren. ergötlich und doch auch ernst sind die politischen Gespräche zwischen dem alten Gulden und Tante Gredel. Auch Tante Gredel schwärmt nicht für die Mönchskutten, die sich überall in den Vordergrund drängen, aber auf alle philosophischen Argumente ihres Freundes hat sie die eine engherzige aber entscheidende Antwort: "bamals waren wir Spielball in der Hand des Einen, jest können wir für uns selbst leben. Damals mußte jeder schweigen, jetzt ist volle Freiheit zum Räsonniren da, und ihr werdet sie so lange mißbrauchen, bis ihr die alte Geißel wieder zurückruft."

Aber der nückterne Verstand ist immer ohnmächtig, wenn die Leidensschaften in's Spiel kommen. Deutlicher als bei irgend einem neuen Historiker, auch deutlicher als bei Lamartine, dessen Darstellungen aus den ersten Jahren der Restauration sonst alle Anerkennung verdienen, tritt hier das Gesühl hervor, daß die Zustände nicht haltbar sind. Bei den alten Soldaten, die man doch nicht Alle hat verabschieden können, lebt nur ein Gedanke: Er kommt wieder! und wenn sie vor der Hand die Unterdrückten sind, so braust in ihnen doch die stärkere Leidenschaft, und sie haben noch die alte Fähigkeit zur Organisation. Es ist sehr glücklich, daß der Dichter diese Stimmung an ein paar einzelne Charakterköpse knüpft, die in individueller Lebendigkeit dem Leser vor die Augen treten.

Die Katastrophe, Napoleon's Rückfehr und der Aufstand des Militärs, ist ein grandioses Bild. Das Fieber, das in den Herzen der alten Soldaten zittert, bemächtigt sich auch der Unbetheiligten, bemächtigt sich auch des Lesers, der in das Vive l'empéreur mit einstimmen möchte, wenn ihn nicht die gleich darauf folgenden Gespräche zwischen Gulden und Tante Gredel ernüchterten. Der alte Republikaner hat die wahnsinnige Hoff-nung, der Kaiser werde jetzt von seinem Kriegsdurst geheilt sein und constitutionell regieren; Tante Gredel faßt die Sache praktisch auf, sie sieht, daß ihr armer Schwiegersohn wieder unter das Gewehr treten, wieder die alten Strapazen erdulden muß. Und so geschieht es auch: alle Besmühungen des alten Gulden, ihm eine leichtere Stellung zu verschaffen,

sind eitel — wer hätte in diesem Augenblick Zeit an den Einzelnen zu denken! — Und so kommt es wieder zu den alten Schlachtbildern, in des nen es dem Dichter gelingt, nene Nuancen zu sinden und den Eindruck zu steigern. Bon der Tragik des großen Tages von Waterloo kenne ich nur noch ein Bild, daß mit Erkmann-Chatrian wetteisern kann, Thakerah's Vanity kair, wo man freilich die Kanonen nur aus der Ferne hört.

Diese drei Erzählungen, "le conscrit," "Waterloo" und "le blocus" stehen allem andern, was Erkmann=Chatrian sonst geschrieben hat, bei weitem vor. Lehrreich sind freilich auch die anderen Bersuche, die versschiedenen Phasen der Revolution in der Seele des Volks sich spiegeln zu lassen, aber sie haben nicht die gleiche Macht.

"L'histoire d'un homme du peuple," 1865, behandelt die Revolution von 1848. Der erste Theil ist wieder eine höchst anmuthige Dorfzgeschichte. Die Kindheit des armen Walsenknaben Jean-Pierre ist mit vollendeter Anmuth erzählt, und die Obsthändlerin, die diesmal die Stelle des weisen Uhrmachers vertritt, hat weit mehr Naturkraft als dieser. Man lebt sich in die kleinen Verhältnisse des Städtchens völlig ein: der Ban der Häuser, das Treiben in den Gassen, die närrischen Figuren der Gevattern, das alles wird uns völlig vertraut. Die kleine Liebesgeschichte ist pikanter als die früheren, da sich ihr diesmal nicht blos äußere, sondern auch innere Hindernisse entgegenstellen.

Nun aber kommt Jean-Pierre als Tischlergesell zu seiner weitern Ausbildung nach Paris, und wird von seinen älteren Kameraden in die Geheimnisse ber großen Politik eingeweiht. Was nun folgt, ist wahrscheinlich alles sehr treu geschildert: wie die bravsten Jungen sich abquälen, aus den Zeitungen und aus dem Anhören von Clubrednern sich über bas Wesen der spanischen Heirathen, über den Sonderbundsfrieg und über die Affaire Pritchart zu unterrichten, wie sie sich lebhaft ber Opposition anschließen, und nun, ba ber Augenblick kommt, auf bie Barrikaben gebn, um diese Angelegenheit nach ihren Ansichten zu erledigen. Mit dem guten, aber einfältigen Jean-Pierre geht man völlig mit, man folgt seinen Seelenbewegungen, man begreift, wie er bazu kommt, durch Aufreißung bes Straßenpflasters ben Schulunterricht wohlfeiler machen zu wollen; aber was man nicht begreift, ist, daß ber Verfasser in den nämlichen Wahn Gewiß ließ das Bourgeoisregiment auch in ben innern Fragen viel zu wünschen übrig, aber es war boch bas leidlichste von allen,- unter denen Frankreich gelebt hat, und es handelte sich diesmal nicht um Abwehr ber Willführ und Gesetlosigkeit, sondern um Anwendung von Gewalt gegen einen Zustand, mit dem man unzufrieden, der aber doch gesetzlich Wer die Gewalt herauf beschwört und ihr die Entscheidung in war.

Staatsangelegenheiten anvertraut, ber ist Schuld baran, daß die organissirte Gewalt d. h. daß die Armee das letzte Wort spricht. So ist es 1799, so ist es 1850 gekommen, es ist ein Naturgesetz, dem sich keine Revolution entzieht, und wenn man die braven Leute bedauert, die im ehrlichen Glausben, für das Beste der Menscheit einzutreten, den Straßenkampf ansingen, so muß man doch den historisch gebildeten Schriftsteller tadeln, der nach allen Ersahrungen des letzten Jahrhunderts noch immer denselben Irrthum verbreitet.

Und dabei kann man noch eine andere Bemerkung nicht unterbrücken. Woher stammte die Unpopularität der Julidynastie? — Daß Louis Philipp, um mit Victor Hugo zu reden, auf Kosten Frankreichs bescheiden war; daß er den Parisern nicht Aufregungen und Schauspiele genug bereitete. Der Bonapartismus hat die Revolution von 1848 nicht blos beendigt, sondern auch angefangen; die socialistischen Träumer waren nur seine willenlosen Wertzeuge. Die aufrichtigen Gegner des Bonapartismus, d. h. der blinden Abgötterei mit dem Kriegsruhm, wie es Erkmann-Chatrian ist, sollten sich hüten, dem seindlichen Princip in die Hände zu arbeiten.

Das lette Werk unseres Verfassers, "l'histoire d'un paysan, " geht auf die große Revolution von 1789 zurück. Der Erzähler, Michel Bastian, ein naher Verwandter von Joseph Berta und Jean-Pierre, verspricht im Eingang, die Geschichte der Revolution vom Standpunkt eines einfachen Bauern zu erzählen: sie sei bisher von gelehrten und geistreichen Männern geschrieben, welche bie Dinge immer ein wenig von oben betrachten. "Die Hauptsache," setzt er hinzu, "ist, auf seine eigenen Geschäfte zu achten." Das ift nun ein höchst bankenswerthes Unternehmen, und könnte zu einer wahren Bereicherung der Geschichte sühren, der es bisher bei allem Aufwand von dramatischen Scenen noch sehr an konkretem leben fehlt. Tocqueville hat den Anfang gemacht, indem er aus den Archiven die Zustände in den Provinzen, von denen man bisher nur die allgemeinen Umrisse kannte, in ihren Einzelheiten analhsirte. Aber Tocqueville's Werk, so kurz es ist, verlangt boch ein gründliches Studium, und ist auf die Masse der Leser nicht berechnet. Eine populäre Geschichte nach denselben Principien könnte eine willkommene Erganzung sein. In viel verbreiteten Abrissen, wie dem von Mignet, scheint die Revolution mit vollkommener Logik wie ein Rechenezempel zu verlaufen: in der That aber übersieht man in solchen Uebersichten die Hauptsache, nämlich die Gewalt ber Leibenschaft, die im Volk lag, und so große, so entsetliche, so lang andauernde Wirkungen hervorbrachte.

Der erste, der es meines Wissens versucht hat, von dieser geheimen Genesis der Revolution ein sinnliches Bild zu geben, ist Dickens. Es

ist höchst merkwürdig, daß seine "Tales of Two cities" teinen größeren Eindruck gemacht haben. Vicles ist darin allerdings manierirt, und es sehlt an Auswüchsen nicht, welche zur Aufstärung der Sache nichts beistragen und an sich höchst widerwärtig sind. Aber das Buch ist im großen Stil gedacht: der Dichter hat einen Spalt geöffnet, durch den wir das Kochen des unterirdischen Feuers beobachten, von dem man sonst nur den Ausbruch zu malen pflegte. Von den Ideen und schönen Reden der gedildeten Classen aus jener Zeit sind wir zur Genüge unterrichtet, aber die Bruthitze, die eigentlich productive Krast der Revolution, empfindet man nirgend mit einer so überzeugenden Wahrheit als bei Dickens. Marquis St. Evremonde, Dr. Manette, Therese Defarge und der namenlose Chausséearbeiter, das sind symbolische Typen, aus denen man Marat, Robespierre und alles übrige versteht.

Dit diesem Buch läßt sich "l'histoire d'un paysan" in keiner Weise vergleichen. Wenn Dickens selbst bie Anwendung melodramatischer Mittel nicht scheut, um ben Zustand ber Rechtlosigkeit, das Elend und ben Haß ber niederen Volkstlassen recht grell auszumalen, so ist Erkmann-Chatrian in seiner Darstellung eher nüchtern; er scheint hauptsächlich auf den Verstand einwirken zu wollen. Der Anfang ist gut, man lernt an einer kleinen Bauerfamilie die Hoffnungslosigkeit kennen, die nicht aus der all= gemeinen menschlichen Schwäche, sondern aus ben bestimmten sittlichen und rechtlichen Voraussetzungen jener Zeit hervorging. Aber der Verfasser be= einträchtigt die Wirkung, indem er seiner Virtuosität in Ansmalung bes behaglichen Stilllebens zu großen Spielraum giebt. Wie in den frühern Dorfgeschichten wird die Schmauserei, die ein wohlhabender Gastwirth veranstaltet, so lebhaft ausgemalt, daß der Leser gewissermaßen selbst daran Theil nimmt. Das geschieht diesmal etwas zur Unzeit, denn man wird versucht, mit Isolani auszurufen: "ich sehe boch, es ist noch lange nicht alles Gold gemünzt!"

Sehr bald wird auch die ländliche und provinzielle Noth bei Seite gelassen und die Bauern und Bürger unterhalten sich über das, was in der Hauptstadt vorgeht, über den Cardinal Rohan und Marie Antoinette, über Necker und Mirabeau. Es kommen in diesen Unterhaltungen manche originelle Aperçus vor, aber man hat es doch nicht mehr mit dem Volk, sondern mit dem Publikum zu thun, wenn auch mit dem Publikum einer kleinen Ackerstadt. Dazu kommt, daß die Landpastoren, Gastwirthe und Ackerbürger in kurzem zurück treten, und daß ein Literat die Leitung der Gespräche in die Hand nimmt. Der Colporteur Chauvel ist zwar kein eigentlicher Schriftsteller, er verkauft nur die Brochüren, die von den Geslehrten geschrieben werden, und such sie das Volk aufzuregen, aber

er hat sie doch gelesen, durchdacht und sein Urtheil wie seine Ausdrucksweise so weit durchgebildet, daß man ihn, obgleich einen Calvinisten, zum Abgeordneten der Nationalversammlung wählt. Bon Versailles aus schickt er einen Rechenschaftsbericht an seine Wähler, der die Geschichte der Revolution dis zu den Tagen enthält, die der Erstürmung der Bastille voraus gehen. Sie ist vom demokratischen Standpunkt aus zut und geschent
geschrieben, aber doch in der Art nicht anders, als von Mignet und ähnlichen Schriftstellern. So wird der ursprüngliche Zweck, die Revolution
von der Peripherie aus zu beschreiben, versehlt, und man ist wieder in's
Centrum der Bewegung versetzt.

Chauvel's Tochter Margarethe, die bestimmt ist, das eigentlich novellistische Interesse warm zu halten, erinnert mehr an ähnliche Figuren von George Sand, an die kleine Fadette u. s. w. als an die wirklichen Thpen jener Periode. In den Jahren 1788 und 1789 lag es noch nicht in der Art, daß ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren die Politik zum Gegenstand ihrer Studien und ihrer Thätigkeit machte, das kam erst einige Jahre später.

Die Fortsetzung der beiben letztgenannten Werke, die Geschichte ber Junitage von 1848 und der Julitage von 1789, wird gewiß sehr bedeutende Schilberungen enthalten; es ist nur zu wünschen, daß der Verfasser sich durch seine socialistischen Sympathien nicht zu unhistorischer Einseitig= keit verführen läßt. An sich ist es zwar kein Unglück, wenn das Evan= gelium von 1789 von dieser Seite her etwas lauter als sich gebührt ge= predigt wird, da man auf der andern Seite bei uns das Große, was damals geschehn, oft zu sehr verkennt. Europa hat alle Ursache, das Jahr 1789 zu segnen, trot des namenlosen Elends, das die nächsten Jahre über die Bölker gebracht haben, und Erkmann=Chatrian hat vollkommen Recht, als den Mittelpunkt jener großen Bewegung die Menschenrechte hinzustellen. Gewiß war die Fassung berselben, wie sie Lafahette vor= brachte, in vielen Punkten anfechtbar, und noch weniger correct war die Methode, aus Lehrsätzen Gesetze zu machen; aber Lafapette hatte doch Recht, wenn er den Triumphzug der Menschenrechte durch ganz Europa prophezeihte. Es war etwas Großes, zu entdecken, daß mit dem geschrie= benen Recht, mit den Privilegien und der Antorität bes Stärkeren noch nicht bas lette Wort gesprochen wäre. Die Menschenrechte sind eine Macht geworben, vor ber im Stillen auch diejenigen sich beugen, die sie öffentlich verspotten. Als geprägte Münzen sind sie freilich nicht auszugeben, ihre Macht liegt eben in ihrer Dialektik.

Europa hat alle Ursache, die Revolution zu segnen: von Frankreich läßt es sich nicht so unbedingt behaupten. Die Tricolore und die Max-

seillaise sind schöne Trophäen, aber sie haben ben Nachtheil, daß sie zu sehr mit kriegerischen Erinnerungen verknüpft sind. Vor 1789 wurde Frankreich auch öfters seinen Nachbarn unbequem und gefährlich, aber ber kriegerische Geist steckte boch nur in dem König und in dem Adel: seitbem hat er sich des Bolks bemächtigt. Die Menschenrechte haben im Ganzen einen vortrefflichen Inhalt, aber bei allen Programmen kommt es weniger auf den Inhalt als auf die Anwendung an, und die Franzosen sind noch immer geneigt, sie ungefähr so zu betrachten, wie die Araber ihren Koran: nicht als eine Norm barnach zu leben, sondern als ein Bekenntniß, dem sich die Ungläubigen zu unterwerfen hätten. die Praxis ist nicht viel tavon übergegangen. Man hat die massenhaften Deportationen nach Capenne zwar getabelt, aber man hat sie sich gefallen lassen; das militärische Regiment dauert bald zwanzig Jahre, und trot aller laternen sprechen die öffentlichen Wahlen wenigstens dafür, daß man nichts Besseres weiß. Darin liegt die einzige Stärke ber gegenwärtigen Regierung. Ein geistvoller Schriftsteller hat unmittelbar nach der Februarrevolution den Ausspruch gethan, die Franzosen gefielen sich in der Rolle bes Sclaven, ber immer seine Retten bricht: sie nehmen erst einen starken Anlauf und entwickeln eine furchtbare Kraft, bann aber ermüben sie und fügen sich jeder Disciplin. So lange sich bei ihnen nicht die Ueberzeugung feststellt, daß die Freiheit nur in der Form einer unablässigen zweckvollen Arbeit sich realisirt, wird auch bas Evangelium ber Menschenrechte ihrem Staatswesen nicht aufhelfen.

Für uns Dentsche hat die Revolution den Nachtheil gehabt, daß der Elsaß wirklich französisch geworden ist. Zwar war der Besitz schon früster den Königen von Frankreich abgetreten, und die Aushebung der kleisnen deutschen Souveränetäten in dieser Provinz im Jahr 1792 wollte nicht viel sagen: aber die Elsässer wurden in die allgemeine Bewegung Frankreichs hineingezogen und lernten sich als Glieder der großen Nation führlen. Dies Gefühl ist geblieden, ja es hat sich noch gesteigert, und nicht ohne Bedauern sehen wir einen Schriftsteller, der uns so lieb und in vieler Beziehung so verwandt ist, französisch schreiben.

Indeß hat Deutschland seit Jahrtausenden, ohne an innerer Kraft zu verlieren, von seinem Reichthum den anderen Nationen abgegeben. Gewiß eine zehnsach größere Zahl von Deutschen als im Elsaß leben, dient der großen Republik der Bereinigten Staaten. Wir sehen es ohne Neid. Der Fortschritt ist überall gemeinsam, die wirkliche Culturentwickelung des einen Staats kömmt jedem andern zu gut. Wir sehen es auch ohne Neid mit an, wenn der französische Geist durch Aufnahme des deutsschen Elements bereichert wird und zu freiern Formen sich erhebt. Wenn

es einmal bahin gekommen sein wird, daß echte Nationalstaaten neben einsander bestehn, Staaten, die von einander unabhängig auf die Entwicklung der eigenen inneren Kräfte angewiesen sind, so ist es nicht ein bloßer Traum, den Verkehr derselben wie in einer großen Bölkersamilie zu denken. Und von allen Nationen haben wenige so dringenden Grund, in Frieden und Freundschaft neben einander zu leben, als die Deutschen und Franzosen. Ein willführlich begonnener Krieg zwischen ihnen wäre ein namensloser Frevel gegen ganz Europa, denn ganz Europa würde die Erschütterung sühlen. Sollte der Frevel begangen werden, so würde die Sühne nicht ausbleiben. Das Schauspiel von 1815 würde sich nicht erneuern und dem Schlagwort der Rheingrenze würden wir das Schlagwort der Vogesen entgegensetzen.

Julian Schmidt.

Die Einheit des obersten Gerichtshofs in Preußen.

"Es soll in Preußen nur Ein oberster Gerichtshof bestehen." So lautet der Art. 92 der preußischen Verfassung. Man ist wohl darüber einig, daß mit dieser einheitlichen Spitze der Rechtsprechung nicht bloß eine architektonische Zierde des Staatsgebäudes zu schaffen bezweckt sei, sons dern daß in ihr ein reeller praktischer Gedanke sich verwirklichen solle. Dieser Gedanke, sagt man, ist die Wahrung der Einheit des Rechts im Staate.

Es ist wahr, die organisirte Gemeinschaft der Nation, die wir Staat nennen, soll vor Allem eine Rechtsgemeinschaft sein, und es ist daher eine berechtigte Forderung an den Staat — wir möchten sagen an den abstracten, idealen Staat — daß das in ihm geltende Recht ein einheit-liches sei.

Aber was sind denn die Bedingungen eines solchen einheitlichen Rechts? Schafft man dasselbe etwa schon dadurch, daß man ein einheitzliches Gericht bestellt? Das wäre ausreichend, wenn der Richter das Recht lediglich subjektiv aus sich selbst heraus schüfe; wenn er sich um nichts Objektives zu kümmern brauchte. Dann wäre in der Einheit der Personen, welche das Recht sprächen, die allein ausreichende Bedingung sür eine einheitliche Rechtsgestaltung gegeben. So liegt ja die Sache aber nicht. Der Richter hat bei seiner Rechtsprechung bestimmte objektive Rezgeln zu befolgen. Und so lange nicht diese objektiven Regeln einheitlich gestaltet sind, so lange nicht, mit anderen Worten, Einheit des Geseuse

hergestellt ist — es möge hier unter dem Ausbruck "Geset" die Gesammt= heit alles dessen verstanden sein, was objektiv die Rechtsregel begründet — so lange kann, das scheint doch klar wie der Tag, die bloße Einheit des Gerichts keine Einheit des Rechts erzeugen.

Allerdings hat auch die Einheit des Gerichts für die Einheit des Rechts eine nicht zu unterschätzende Bebeutung. Wo nämlich bas Recht durch Einheit des Gesetzes bereits die einheitliche Grundlage gewonnen hat, da hat die Einheit des Gerichts zu verhüten, daß nicht das einheitliche Gesetz durch Verschiedenheit der Auslegung, die es in der praktischen Anwendung erfahren könnte, doch wieder zu einem verschiedenen, zwiespal= tigen Recht auseinanderlaufe. Aber diese Bedeutung der Gerichtseinheit für die Rechtseinheit ist boch immer nur eine secundäre, negative. Sie kann die Einheit des Rechts nie schaffen, sondern nur erhalten. Für ihre Wirksamkeit als Factor der Rechtseinheit ist die Einheit des Gesetzes unabweisliche Vorbedingung. Und wer etwa vermeint, trot der mangeln= ben Gesetzeseinheit durch einheitliche Gestaltung des Gerichts Rechtseinheit erzeugen zu können, der würde sie nur erzeugen auf dem gewiß nicht zu billigenden Wege der Rechtsverwirrung und Rechtsentstellung. Nur allzu leicht werden diese sich einstellen, wo man verfrüht Gerichtseinheit schafft zwischen Gebieten, die sich keiner Gesetzeseinheit erfreuen. Die Gerichtseinheit wird hier zu einem Hhsteron Proteron, das sich an dem Recht selbst rächt. Ein solcher Gerichtshof gleicht einem Lande, in welchem verschiedene Sprachen zusammenfließen; wo bann in der Regel keine gut gesprochen wird, und hier und dort Barbarismen einfließen. Es kann nicht frommen, Gerichtshöfe zu schaffen, in welchen eine größere Anzahl von Richtern ihren Git haben, die einer dem jeweilig anzuwendenden Rechtssuftem fremden Rechtsbildung angehören. Denn die Rechtsprechung, zumal in höchster Justanz, soll von einer völligen Beherrschung bes Rechtsstoffes burchbrungen und getragen sein; und wo sie bas nicht ist, wo ber Richter dem Rechte, das er anwenden soll, als ein Reuling gegenüber steht, da wird die Rechtsprechung noch in weit höherem Maße ein Ergebniß des Zufalles werden, als dies leider schon an sich der Fall ist. kann die verfrühte Schaffung einer Gerichtseinheit keine Rechtfertigung finden, daß etwa dieses oder jenes kleine Stud Recht zwischen ben verschiedenen Rechtsgebieten bereits durch einheitliches Gesetz geordnet und so zu einem gemeinsamen geworben ist. Denn das bischen Rechtseinheit, was im Bereich bieses Gemeinsamen burch bie Gerichtseinheit gefördert wird, kann gar nicht in Betracht kommen gegen die Gefahr der Berwirrung, welche dem Recht im llebrigen broht. Die Frage, ob zwischen verschiedenen Gebieten Gesetzeseinheit oder Gesetzesverschiedenheit vorhanden

und ob folgeweise Gerichtseinheit gerechtsertigt sei ober nicht, läßt sich nur nach dem Standpunkt der Gesetzgebung im großen Ganzen bemessen. Und namentlich kann nicht dafür gehalten werden, daß etwa schon ein einheit- liches Procegrecht genüge, um für die Gerichtseinheit eine rechtsertigende Grundlage zu geben; denn die ungleich wichtigere und schwierigere Aufsgabe der Rechtsprechung liegt ja auf dem Gebiete des materiellen Rechts. Ueberhaupt möge man sich hüten, der Rechtseinheit eine so übertriebene Bedentung beizulegen, als ob es sich lohne, sie zu schaffen auf Kosten des Rechtes selbst; um so mehr, als man sich ja sagen muß, daß in dem steten Wechsel menschlicher Dinge eine vollsommene Rechtseinheit doch niemals zu erreichen steht.

Aber einmal unterstellt, es sei bereits jene Vorbedingung für die Rechtseinheit, die Einheit des Gesetzes, vorhanden, wie schafft man denn Einheit des Gerichts? Man sagt: badurch, daß man Ginen obersten Gerichtshof einsett, welcher burch seine Entscheidungen die gesammte Recht= sprechung des landes beherrscht. Uebergehen wir vorerst die Frage, wie eine solche Beherrschung objektiv sich ermögliche, und fragen hier zunächst, was denn eigentlich subjektiv die Einheit der Rechtsprechung innerhalb eines solchen Gerichtshofs verbürge: so liegt es auf der Hand, daß dies nichts anderes ist, als die Identität der Personen, deren stänbiges Zusammenwirken und einheitliches juristisches Denken auch ständig sich gleichbleibende Auslegung des Gesetzes erwarten läßt. Die Einheit des Gerichts hört daher auf, wenn die Richter eines Gerichtshofs sich in verschiedene Abtheilungen theilen, von denen jede selbständig eine Rechtsprechung übt, bei welcher bie nämlichen Rechtsfragen zur Entscheidung kommen. Denn der Umstand, daß die in diesen Abtheilungen begrif= fenen verschiedenen Personen unter dem Namen eines und desselben Gerichtshofs fungiren, giebt natürlicher Weise keine Garantie bafür, baß sie nicht über dieselben Fragen ganz verschieden entscheiden.

Es wurde oben die "Rechtseinhelt" als eine Anforderung an den abstracten, idealen Staat hingestellt. Die wirklichen, concreten Staaten entsprechen aber dieser Anforderung nicht immer. Und namentlich ist Preußen ein solcher "concreter," wir dürfen wörtlich übersetzen "zusammensgewachsener" Staat, zusammengewachsen aus den verschiedensten Gebieten, die eine selbständige Rechtsbildung aus früherem staatlichem Verhältnisse mit herüber gebracht haben.

Es war dies der Zustand Preußens schon vor 1866. Damals bestanden drei Ländergruppen verschiedenen Rechtes, freilich von sehr unsgleichem Umfange. Während der größere Theil der preußischen Monarchie in dem allgemeinen Landrechte die Grundlage eines im großen Ganzen

einheitlichen Rechtes besaß, hatte die Rheinprovinz französisches Recht beisbehalten; und Inmitten der übrigen Provinzen, unter einander selbst weit getreunt, lagen dann noch die ganz kleinen Bezirke Neuvorpommern und Chrenbreitstein, in welchen gemeines Necht galt; zu denen als dritter seit 1850 auch noch Hohenzollern hinzukam. Diesen Gruppen entsprechend bestanden früher auch verschiedene höchste Gerichtshöse, für die Provinzen des preußischen Landrechts das Obertribunal; für die Rheinprovinz der rheinische Revisions= und Cassationshof; und selbst der gemeinrechtliche Bezirk Neuvorpommern hatte sich in dem Oberappellationsgericht zu Greiss-wald eine selbständige höchste Instanz bewahrt; während die höchste Instanz über Ehrenbreitstein der rheinische Revisionshof aus den früheren Verhältnissen mitüberkommen hatte.

Nachdem bereits im Jahre 1849 Neuvorpommern unter bas Obertribunal gestellt worden war, brachte die Verfassung unter ihren mancherlei etwas abstracten Sätzen auch ben von der Einheit des obersten Gerichtshofs, behielt aber in Art. 116 die wirkliche "Bereinigung der noch bestehenden beiden obersten Gerichtshöfe" einem besonderen Gesetze vor. Dicses Gesetz wurde wohlweislich erft im Jahre 1852 erlassen. man es früher gegeben, so würde die Vereinigung ganz und gar ein leeres Scheinwerk geblieben sein, ba ja bei völliger Verschiebenheit ber Rechtsgrundlagen eine einheitliche Rechtsprechung boch nicht möglich gewesen wäre. Im Jahre 1852 war aber ein neues Strafgesetzbuch für die gesammte Monarchie ergangen, und nun konnte wenigstens auf dem Gebiete ber Strafrechtspflege — für welche übrigens erst seit 1849 die höchste Justanz in das Obertribunal verlegt worden war — durch Verbindung der Gerichte eine einheitliche Rechtsprechung erzielt werden. Die Civilrechtspflege aber leistete diefer Verbindung naturgemäßen Widerstand. Der vormalige "rheinische Revisionshof" blieb auch im Obertribunal als "rheinischer Senat" bestehn; und bieser übt bis auf ten heutigen Tag für bie rheinischen Sachen eben so selbständig die höchst instanzliche Rechtsprechung aus, als ob die Vereinigung niemals geschehen wäre. Auch an ben Plenarbeschlüssen des Obertribunals nahmen die Mitglieder des rheinischen Senats anfangs nur bei gemeinsamen Rechtsmaterien Theil. Erft seit 1856 wurde diese Theilnahme allgemein eingeführt; eine Einrichtung, bie Seitens der übrigen Senate nicht ohne einiges, sachlich gewiß nicht unberechtigtes, Mißbehagen empfunden zu werden scheint.

Die Rechtsprechung über die kleinen gemeinrechtlichen Bezirke wurde in der Weise innerhalb des Obertribunals vertheilt, daß Greisswald auf die landrechtlichen Senate überging, während Ehrenbreitstein dem aus dem Revisionshose hervorgegangenen rheinischen Senate verblieb; welchem bann auch, so viel bekannt aus rein geschäftlichen Rücksichten, die Hohenzollern'schen Sachen zugewiesen wurden. Dieses gleichsam nebensächliche Unterbringen der gemeinrechtlichen Sachen — welche, wie ein Reduck des Herrenhauses äußerte, den Mitglieder des Obertribunals besonders zur Erfrischung gereichen — fand ohne Zweisel seine Rechtsertigung in der Unalogie des Sayes: Minima non eurat Praetor, d. h. darin, daß versschwindend kleine Bezirke im großen Staate keinen Anspruch auf Sonderseinrichtungen für sich machen können.

Blicken wir nun auf die Einrichtungen des ursprünglichen Obertri= bunals in seinem Junern, welche ja auch durch das rein äußerliche Hinautreten des rheinischen Senats keine Beränderung erlitten, so arbeitete dasselbe bis zum Jahre 1832 in einem Senate unter einem Prasidenten. Das an basselbe gehende Rechtsmittel war nach der Allg. Gerichtsordnung bie Revision, analog ber Oberappellation des gemeinen bentschen Rechtes. Eine Nichtigkeitsbeschwerbe gab es nicht, da die Ansechtung eines Urtheils als nichtig nur in ber Form ber Nichtigkeitsklage stattfand. Die Nichtig= keitsgründe selbst waren wiederum benen des gemeinen Rechts entsprechend. Obgleich nun tamals neben dem Obertribunal auch noch verschiedene Oberlandesgerichte als dritte Instanz fungirten, so war boch ber Zustand bei demselben durch die zunehmende Geschäftslast völlig unhaltbar geworben. Es führte dies zu den Reformen von 1832 und 33. Die britte Instanz wurde ausschließlich in das Obertribunal verlegt. Dasselbe wurde in drei Senate getheilt, beren jedem eine gewisse Gattung von Spruch= sachen ausschließlich zugewiesen werden sollte. Die Rechtsmittellehre wurde reformirt. Man behielt zwar die einmal überkommene Revision, wenn auch in beschränkterem Umfange, bei; daneben aber wurde eine Nichtigkeitsbeschwerde eingeführt, nachgebildet der französischen Cassation, so daß, neben der Verletzung wesentlicher Procegvorschriften, auch jede Verletung eines Rechtsgrundsates bieselbe begründet.

Während man durch diese Bestimmung der Competenz des höchsten Gerichtshofs dem Gedanken der durch denselben zu wahrenden Rechtseinsheit offendar näher schritt, war freilich die Beränderung der inneren Einrichtungen desselben jenem Gedanken minder günstig. Eine Bestimmung der Kabinets Drdre vom 19. Juli 1832, daß die neugeschaffenen drei Senate durch einen Präsidenten geleitet werden sollten, in dessen Person gewissermaßen die innere Einheit des Gerichts sich verkörperte, erwies sich als undurchsührbar. Auch die in jener Ordre enthaltene Vorschrift, "daß alle aus einer Provinz eingehenden Rechtssachen, auf deren Entscheidung besondere Verfassungen, Rechte oder andere provinzielle Eigenthümlichkeiten einwirken, stets demselben Senat zugetheilt werden sollen," ist nicht zur

Ourchführung gekommen. Als einzige Garantie einheitlicher Rechtsprechung innerhalb ber verschiedenen Senate blieb hiernach nur die Vertheilung der Sachen nach Fächern (dingliche Rechte, Obligationen 2c.) und eine gewisse ergänzende Thätigkeit des Plenums. Im Jahre 1847 mußte noch ein vierter Fachsenat geschaffen werden. Und diese 4 Fachsenate üben (neben dem rheinischen Senat) zur Zeit die Civilrechtspflege des Obertribunals aus, während die Strafrechtspflege von zwei Criminalsenaten geübt wird, die wiederum nach Provinzen ihre Competenz getrennt haben.

Was nun diese Eintheilung in Fachsenate betrifft, so kann dieselbe offenbar nur als ein im Interesse der Rechtseinheit getroffener Nothbehelf angesehen werden. Denn vom wissenschaftlichen Standpunkt ist sie boch gewiß nicht zu billigen. Das Princip der Arbeitstheilung mag für ein Fabrifgeschäft passen; die Rechtsprechung aber soll doch etwas Anderes Eine Rechtswissenschaft fann nur bestehen, wo man für ben organischen Zusammenhang des Rechts als Ganzen sich den lebendigen Blick erhält. Der Laie möge, um sich dies zu veranschanlichen, einmal benken, die Aerzte wollten sich in Kategorien theilen, von denen jede nur einen einzelnen Theil des menschlichen Körpers, den Kopf, die Brust 2c. behandelte. Würde das wohl der medicinischen Wissenschaft frommen? Wie ber menschliche leib, so ist aber auch das Recht ein Organismus, der in der wissenschaftlichen Betrachtung nicht getrennt werden sollte. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß jene Facheintheilung die dringendste Gefahr der Einseitigkeit in sich trüge, ließe sie sich in ihrer praktischen Handhabung wirklich durchführen. Glücklicher Weise ist dies aber nicht ber Fall. Tros ber nominellen Trennung stehen die Fragen der verschiedenen Rechtsmaterien doch vielfach in einer so engen Verbindung, daß die eine gar nicht ohne die andere sich beautworten läßt. Noch weniger aber sind die einzelnen Spruchsachen jederzeit nur auf eine Rechtsfrage und eine Rechts= materie beschränkt, sondern sie enthalten deren oft mehrere in buntester Mischnng; wie es denn auch Rechtslehren giebt, die fast in allen Sachen wiederkehren. Was aber solchergestalt ber Erhaltung ber Wissenschaft zu Gute kommt, das tritt freilich wieder der Erhaltung der Einheit entgegen. Denn es läßt sich banach nicht vermeiden, daß trot ber eingeführten Facheintheilung doch die einzelnen Senate rücksichtlich der nämlichen Rechtsfragen in Concurrenz, und folgeweise auch in Widerspruch treten. abgesehen davon, daß selbst innerhalb der einzelnen Senate eine volle Garantie einer einheitlichen Rechtsprechung auch insofern nicht besteht, als deren Mitglieder wegen Ueberfüllung mit Geschäften an den Sitzungen nur abwechselnd Theil zu nehmen pflegen.

Für die Ausgleichung der Widersprücke der einzelnen Senate giebt

es nun noch ein Mittel, die Plenarentscheidungen. Für jeden Sachkuns digen wird es aber einleuchten, daß ein Collegium von 54 Mitgliedern in seiner übermäßigen Größe wenig geeignet ist, den juristischen Denkproceß, in welchem die Thätigkeit des Nichters besteht, durchzumachen. Junerhalb des Obertribunals scheint dies auch vollkommen empfunden zu werden. Die Plenarsitzungen gelten sür eben so unerquicklich als unfruchtbar. Jedermann sucht sie zu vermeiden, und sie kommen sehr selten vor. Praketisch darf man daher die rechtsprechende Thätigkeit des Plenums so gut als bedeutungslos erachten.

So war die Sachlage bereits im Jahre 1866. Dem Namen nach war dem Art. 94 der B.-U. genügt. Denn es gab nur ein "Obertribunal." Aber in diesem "Obertribunal" bargen sich unter dem Namen von "Senaten" eine ganze Reihe selbständig erkennender Gerichtshöse. Bon einer wahrhaft einheitlichen Rechtsprechung konnte nicht die Nede sein, theils wegen Berschiedenheit des anzuwendenden Rechtes, theils wegen mangelnder einheitlicher Organisation des Gerichts in seinem Junern. Und sast die einzige praktische Folge davon, daß diese verschiedenen Gerichtshöse äußerlich als einer hingestellt waren, erwies sich darin, daß die Mitglieder zwar, wie alse preußischen Richter, unversetzbar, wohl aber im Justizverzwaltungswege aus einem in den andern Senat verschiedbar waren; eine Einrichtung, die bei dem empfindlichen Sinne unserer Zeit für Richterintegrität der Stellung eines höchsten Gerichtshoss in der öffentlichen Meinung unmöglich förderlich sein kann.

Durch die Ereignisse des Jahres 1866 traten Preußen eine Anzahl Länder hinzu, die in jahrhundertelanger Selbständigkeit sich je einen gessonderten Rechtszustand erschaffen hatten. Gleichwohl war es natürlich und auch durch Art. 92 der B.=U. geboten, die Frage zu stellen, ob und wie diese Länder in die Rechts= und Gerichtsgemeinschaft mit den alt= preußischen Landen aufgenommen werden können.

Auf einem Gebiet war diese Gemeinschaft verhältnißmäßig leicht zu erzielen; auf dem des Strafrechts. Dieses bildet einen ziemlich abgesschlossenen, wohl übersehbaren Theil des Rechts. Ein Strafgesetzbuch und eine Strafprocegordnung lassen sich nen einführen, ohne daß dadurch in bestehende Verhältnisse allzu tief eingegriffen wird. Und so mochte das Interesse der Rechtseinheit es immerhin rechtsertigen, daß man das einmal bestehende preußische Strafgesetzbuch und eine der preußischen nachgebildete Strafprocesordnung in die neuen Länder alsbald übertrug; wobei die Frage, ob dadurch deren Strafrechtspslege an sich gewonnen habe, hier dahin gestellt bleiben mag*). Wit der Einheit rieser Rechtsgrundlage war

^{*)} Im Abgeordnetenhause wurde vom Regierungscommissar zur Rechtsertigung ber

aber auch die Möglichkeit einer einheitlichen Rechtsprechung gegeben. Und Niemand würde wohl etwas dabei gefunden haben, wenn die höchstinstauz= liche Rechtsprechung jener Länder in Strafsachen alsbald mit der des Obertribunals vereinigt worden wäre; wo dann nur die Anfgabe zu lösen geblieben sein würde, diese Rechtsprechung auch im Junern wahrhaft ein= heitlich zu gestalten.

Die ganze Schwierigkeit der Frage liegt auf dem Gebiete der Civilrechtspflege; und diese wird taher unsere weitere Erörterung ausschließlich in's Auge fassen.

Für das Civilrecht der neuen Länder bildet zwar das gemeine deutsche Recht eine gewisse einheitliche Grundlage; und im Hinblick hierauf scheint in Preußen vielfach die Ausicht zu bestehen, als könne man jene Länder füglich als einheitliches Rechtsgebiet, die Juristen derselben als fungible Größen betrachten, welche gerabe so gut in dem einen wie bent andern Lande ihr Werk zu thun im Stande seien. In Wahrheit ist die Sache aber boch nicht ganz so. In jedem dieser länder hat bas gemeine Recht (welches ja schon an und für sich eine so wenig bestimmte Natur hat), durch zahlreiche Particulargesetze, durch gewohnheiterechtliche Institute und Gerichtspraxis eine so eigenthümliche Gestalt angenommen, baß in der That jene Länder unter einander nur in wenig höherem Mage, als in Bergleich mit den altpreußischen Provinzen, auf dem Standpunkt der Gesetzeseinheit stehend sich barstellen; ein Verhältniß, welches auch baburch fein anderes wird, daß die kleinen Partien bes Wechsel= und Handels= rechts bereits allen gemeinsam sind. Das Civilrecht eines Landes ift aber ein viel zu umfassendes und tief eingreifendes Ding, als daß man es wie ein Kleid aus= und auziehen könnte. Zwar scheint wirklich hie und da ber Gebanke sich geregt zu haben, man könne ja bie annectirten Länder sofort auch mit dem preußischen Landrechte begaben. Allein dieser Geranke war doch etwas zu kühn, als daß er hätte durchdringen können. Man konnte nicht umhin, bas Civilrecht jener Länder vorerst unversehrt zu lassen.

Wenn es hiernach zwischen ben alten und neuen Lantestheilen, ja

alsbaldigen Einführung des preußischen Strafgesetzbuchs in jenen Ländern u. A. darauf hingewiesen, daß in einigen derselben sogar noch die Carolina gegolten habe; was dei einem Theil der Zuhörer einen mitleidsvollen Schauder zu erwecken schien. Man hätte sich dieses Mitleid aber wohl ersparen können. Allerdings galt in jenen Ländern dem Namen nach noch die Carolina; in Wirklichkeit aber wurzelte die Rechtsprechung in einer seit Menschenaltern heraugebildeten Praxis, welche, einer reichen Humusschicht gleich, den dürftigen Boden des veralteten Gesetzbuchs überzogen hatte. Daß auf Grund einer solchen Praxis unter Umständen eine eben so gute, wo nicht bessere Rechtsprechung geübt werden kann, als auf Grund einer, vielleicht nur mittelmäßigen, modernen Codification, davon scheinen selbst sehr einsschles Männer, wenn sie in der Schule eines codificirten Rechtes erzogen sind, östers kaun eine Ahnung zu haben.

selbst zwischen diesen letztern untereinander an der ersten Bedingung der Rechtseinheit, ber Gescheseinheit, fehlte, und man auch biese Gesetzeseinheit nicht über Nacht schaffen konnte: welchen Zweck konnte es ba noch haben, eine Gerichtseinheit herstellen zu wollen? Hatte man auch die fleinen gemeinrechtlichen Bezirke Altpreußens unbedenklich in die Jurisdiction des Obertribunals hineingeschoben, so waren doch die jett erworbenen Länder so groß, daß sie wohl auf etwas mehr Berücksichtigung ihrer Sonderverhältnisse Anspruch machen durften. Wie aber konnte es beren Rechtsinteressen befriedigen, wenn man ihnen in höchster Instanz Richter gab, deren große Mehrzahl dem jeweilig anzuwendenden besonderen Pan= besrechte fremd war? Und dies zu einer-Zeit, wo zugleich eine Unzahl neuer Gesetze aus dem Gebiete bes öffentlichen und Verwaltungs=Rechtes diese Länder überfluthete und beren Rechtszustand in Verwirrung brachte! Aber auch abgesehen von dem unmittelbaren Interesse der neuen Länder: wäre nicht gerabe auch im Interesse Altpreußens ber Zutritt bieser länber bie rechte Veranlassung gewesen, sich zu fragen, ob denn der höchste Gerichtshof, wie er bestand, seinem Zwecke wirklich entspreche? ob er bie Rechtseinheit, in welche man die neuen Länder aufnehmen wollte, wirklich in sich trage, oder ob diese Einheit nicht ein bloßer Schein sei, ber vollends unhaltbar werbe, wenn man diesen Gerichtshof bis zu ber monströsen Zahl von 70 Mitgliedern vermehre?

Wir wissen nicht, wie weit diese Fragen zur Erwägung gekommen sind. Das Geschehene bekundet nur, daß man nichts Eiligeres zu thun zu haben glaubte, als die neuen Länder schleunigst unter die Jurisdiction des Obertribunals einzureihen, welches, so wie es war, auch bestehen bleiben sollte, ohne jegliche Beränderung, eine Vermehrung der Mitgliederzahl und allenfalls auch der Senate allein ausgenommen.

Schnell war Frankfurt unter Dach und Fach gebracht. Die höchste Instanz, welche dasselbe bisher in Lübeck gehabt, ward einfach auf das Obertribunal übertragen. Seine Justizeinrichtungen im Uebrigen blieben unverändert.

Schwieriger war die Behandlung der anderen neuen Länder. Eine Stellung derfelben unter das Obertribunal hielt man nur unter gleichzeitiger Vermehrung der Mitglieder dieses Gerichts durch Richter aus jenen Ländern für thunlich. Hierzu fand man aber eine Mitwirkung der altpreußischen Gesetzgebung nöthig. Um jedoch die Zeit nicht ungenutzt zu lassen, beeilte man sich noch während der Dictatur wenigstens auf dem Boden jener Länder vollendete Thatsachen zu schaffen. Man beschloß, für sie einen neuen höchsten Gerichtshof zu errichten, ganz nach dem Ebensbilde des Obertribunals. Der preußischen Gesetzgebung sollte dann nur

noch die Aufgabe bleiben, die Vereinigung dieses Gerichtshofs mit dem Obertribunal auszusprechen.

Für die Rechtsprechung dieses Gerichtshofs aber mußten die neuerworbenen länder in sehr verschiedener Weise den Stoff abgeben.

Der Provinz Hannover wurde ihre gesammte Gerichtsorganisation und Civilrechtsprechung intact erhalten. Nur mußte das Oberappellationszericht in Eelle sich gefallen lassen, daß in seinem Titel das Wörtchen "Ober" gestrichen, und daß die Thätigkeit des innerhalb desselben bestezhenden "Cassationssenats" in das neue Oberappellationsgericht verlegt wurde. Dieser Senat hatte aber nur in wenigen genau begrenzten Fällen processussischer Verletzung (durchschnittlich nur etwa in 6 Sachen jährlich) zu erkennen, und die gesammte von ihm auf das neue Gericht übergegangene Thätigkeit ist daher extensiv und intensiv völlig bedeutungslos. Die Unterordnung der Civilrechtspslege Hannovers unter das Oberappellationszericht ist hiernach wiederum nur leerer Schein. In Wirklichkeit ist der Gerichtshof zu Celle die höchste Instanz, welche die Rechtsprechung Hansnovers beherrscht, geblieben.

Anders erging es ben drei ländern Schleswig-Holstein, Kurhessen und Nassan. In ihnen wurde nicht allein die gesammte Gerichtsverfassung geändert, der Personalbestand ihrer Gerichte zerstört, und ihre höchste Instanz ganz nach altpreußischem Muster in das neugeschaffene Gericht verslegt, sondern sie mußten sich auch, ohne Rücksicht auf die innere Bedürfsnißfrage und Angesichts der unmittelbar bevorstehenden Procesgesetzgebung des nordbeutschen Unndes, die Verleihung einer neuen Procesgesetzgebung mit allen den aus einer solchen Wandelung unausbleiblich hervorgehenden Nachtheilen gefallen lassen. Auf diesem schwachen einheitlichen Piedestal ward dann der neue höchste Gerichtshof ausgedaut, zusammengesetzt aus 4 hannoverschen, 4 schleswig-holsteinschen, 4 kurhessischen, 2 nassausschen und 2 altpreußischen Richtern; eine Schöpfung, deren innere Schwierigsteiten schon bei der ersten Beseing des Gerichtshofs unverkennbar zu Tage traten.

Aber dieser Gerichtshof war nicht Selbstzweck. Er war nur bestimmt, einen Verpuppungszustant darzustellen, aus welchem binnen kürzester Frist die Rechtsprechung über jene Länder als vollendeter Schmetterling im Obertribunal ausstliegen sollte. Schon nach wenigen Monaten seines Bestandes wurde dem Landtage ein Gesetz vorgelegt, welches die Vereinigung beider Gerichtshöse zum Gegenstand hatte.

Bekanntlich scheiterte dieses Gesetz an der Ablehnung des Herrenhauses. Mit großer Klarheit wurde dort von sehr sachkundigen Reduern der wahre Sachverhalt erörtert: wie die Einheit des höchsten Gerichtshofs schon jetzt mehr Schein als Wirklichkeit sei, und wie dieser Schein sich nur um eine neue Unwahrheit vermehren würde, wenn man den neuen Gerichtshof als selbständigen Senat mit geographisch bestimmter Competenz dem Oberstribunal einreihe; während ein Aufgehenlassen der Rechtsprechung über die neuen Länder in den Fachsenaten des Obertribunals bei der Mannichsaltigkeit der anzuwendenden Rechte für die zu wahrenden Rechtsinteressen doch sehr bedenklich sei; auch abgesehen davon, daß dann wenigstens noch ein neuer Fachsenat geschaffen, damit die Rechtsprechung im Innern des Gerichtshofs noch mehr zersplittert werden, das Plenum aber zu der bestenklichen Größe von 70 Mann heranwachsen würde.

So ist benn einstweilen das Oberappellationsgericht als selbständiger Gerichtshof stehen geblieben. Charakteristisch dabei aber ist Folgendes. Man hat diesen Gerichtshof wiederum in zwei Senate getheilt, deren einem neben den Straffachen auch noch, in etwas seltsamer Verbindung damit, die Wechsel- und Handelssachen zugewiesen sind, während der andere alle übrigen Civilsachen bearbeitet. Da nun aber in Wechsel- und Handelssgeschuch, sondern auch alle möglichen anderen Fragen vorzusommen pflegen, so concurriren wiederum beide, personell gänzlich getrennte, Senate in der Nechtsprechung. Und da hat es denn nicht sehlen kömnen, daß in Bezie- hung auf die nämlichen Fragen, namentlich in Auslegung der neugeschaffenen einheitlichen Procehordnung, bereits innerhalb Jahresfrist ganz versschiedene Entscheidungen ergangen sind. Also auch hier mangelt die Rechtseinheit, in deren Namen dieser Gerichtshof erschaffen wurde.

Nominell bestehen hiernach zur Zeit zwei höchste Gerichtshöse. Der Wahrheit nach müßte man beren in Civilsachen minbestens vier aufzählen: ben rheinischen Senat bes Obertribunals, das übrige Obertribunal, das neue Oberappellationsgericht und das Appellationsgericht in Celle. Von diesen zersallen wiederum zwei (Obertribunal und OAGericht) in verschiedene Fachsenate, innerhalb deren sich die Sinheit der Rechtsprechung zersplittert. Das Appellationsgericht zu Celle aber übt seine Rechtsprechung in drei, nach geographischen Bezirken getrennten, völlig selbständig judicizenden Senaten aus, ohne daß in dieser Einrichtung bisher ein wesentlicher Mangel der hannoverschen Rechtspslege gefunden wäre.

Die Ablehnung des Vereinigungsgesetzes durch das Herrenhaus hat bewirkt, daß die Frage über Gestaltung des höchsten Gerichtshofs als eine noch offene Jedermann vor Augen liegt. Aber auch die Schaffung einer Procesordnung für den nordbeutschen Bund wird mit Nothwendigkeit auf dieselbe zurücksichen. Es sohnt sich daher wohl deren Besprechung. Die

zu lösende Aufgabe liegt in der Frage: wie ist es möglich, den Art. 94 der V.=U. seinem Sinn und seiner Bedeutung nach zur Wahrheit zu machen? Es ist nicht gut, wenn im Staatsleben Einrichtungen bestehen, die nur dem äußern Schein nach dem Gesetze genügeleisten. Sie geswöhnen daran, das Gesetz entweder nur äußerlich zu verstehen, oder, des besseren Berständnisses unerachtet, nur äußerlich zu befolgen. Das Eine wie das Andere untergräbt den ächten Sinn für Gesetzlichseit. Das Schein=Geschliche ist für den Aufbau des Rechtsstaats stets ein noch schlimmerer Feind als das Wider=Gesetzliche.

Blicken wir auf das Obertribunal und fragen, warum dasselbe, so wie die Sache liegt, zu einer wahrhaft einheitlichen Rechtssprechung nicht gelangen könne, so finden wir dafür den doppelten Grund:

daß in seiner Thätigkeit Dinge zusammengehäuft sind, die für die einheitliche Rechtsgestaltung keine Bedeutung haben,

und daß es zu groß ist, als daß es in seinem Jnnern eine einheitliche Thätigkeit entwickeln könnte.

Glücklicher Weise stehen diese beiden Hindernisse wahrer Einheit dersgestalt in Wechselbeziehung, daß, wenn man das eine beseitigt, damit auch die Nöglichkeit einer Beseitigung des anderen gegeben ist. Man entlaste den höchsten Gerichtshof von Allem, was für die Rechtseinheit ohne Besentung ist; dann wird es thunlich sein, ihn auch im Innern einheitlich zu gestalten.

Fragen wir, burch welches Mittel benn überhaupt ein oberfter Gerichtshof die Aufgabe zu lösen im Stande sei, die gesammte Rechtsprechung des Landes zu regeln: so kann dieses Mittel offenbar nicht in seiner unmittelbaren Wirksamkeit, d. h. darin gefunden werden, daß er eine gewisse Anzahl von Sachen selbst entscheidet. Denn wie auch die Auswahl dieser zu seiner unmittelbaren Entscheident, stehenden Sachen bestimmt sein mag, stets wird deren Zahl in Vergleich mit der Jahl der übrigen Sachen, bei denen man nicht umhin kann, die letzinstanzliche Entscheidung ben untergeordneten Gerichten zu überlassen, eine verschwindend kleine sein. Wollte man daher nur in der unmittelbaren Wirksamkeit, welche ein höchster Gerichtshof durch seine jedesmalige Entscheidung für die einzelne Sache übt, die Garantie der Rechtseinheit suchen, so würde doch immer nur ein ganz kleiner, durch eine willkürlich gezogene Grenzlinic abgeschiesdener Theil der Prozesse in dieselbe hineinfallen, während der bei weitem größere Theil nothwendig davon ausgeschlossen bliebe.

Die wahre Bedeutung eines obersten Gerichtshofes für die Einheit der Rechtsprechung kann vielmehr nur darin gesunden werden, daß seine Entscheidungen über den einzelnen Fall (das jus in hypothesi) zugleich Entscheidungen über die Rechtsgrundsätze und beren richtiges Verständniß (das jus in thesi) enthalten, und daß diese Entscheidungen für die Rechtsprechung im Allgemeinen maßgebend und fruchtbar wers den. Wit anderen Worten: die Bedeutung eines höchsten Gerichtshofs für die Rechtseinheit liegt in der Präjudicial=Qualität seiner Entscheidungen.*)

Darans ergiebt sich, daß es für die durch den höchsten Gerichtshof zu erzielende Rechtseinheit keinen Werth hat, Rechtsmittel zu gestatten, welche auf eine nur für den concreten Fall bedeutungsvolle Entscheidung hinzielen, daß vielmehr für jenen Zweck nur Rechtsmittel von Werth sind, welche auf Erwirkung einer Entscheidung gehen, die zugleich über das Recht in thesi sich ansspricht und dadurch eine höhere, allgemeinere Besteutung gewinnt. Ein Rechtsmittel der ersteren Art ist die preußische Revision, welche die gesammte Beurtheilung des Falles zur höchstrichterslichen Entscheidung bringt, auch wenn es sich dabei nur um Fragen des concreten Falles handelt. Ein Rechtsmittel der zweiten Art ist die auf Berletung eines Rechtsgrundsatzes gegründete Cassation. **)

Das nächste Mittel, den höchsten Gerichtshof im Sinne einer durch ihn zu erzielenden einheitlichen Rechtsprechung zu entlasten, wäre hiernach Beseitigung der Revision, und Beschränkung seiner Zuständigkeit auf das Rechtsmittel der Cassation.

Wohl ist es befannt, daß nicht wenige Richter, zumal auch solche, welchen auf dem Gebiete beider Rechtsmittel unmittelbare Ersahrungen zur Seite stehen, einer solchen Resorm abgeneigt sind, daß sie vielmehr, wenn geändert werden soll, lieber die Cassation als die Revision gestrichen, oder doch wenigstens die Cassation nach der Richtung der Revision hin erweitert sehen möchten. Es gründet sich diese Auschauung auf eine den Praktifer in hohem Maße ehrende Tendenz, welche gern überall materiell helsen möchte. Es ist wahr, das Rechtsmittel der Cassation entspricht dieser Tendenz nur in geringem Grade, und trägt überhaupt große Schwächen in sich. Die demselben gesteckten Grenzen, welche einerseits so eng gezogen, andererseits aber doch auch wieder so schwankend und schwer bestimmbar sind, machen dasselbe für die Parteien zu einem eben so versührerischen als trügerischen Rechtsbehelf, für den Richter aber zu einer Quelle stän-

**) Es wird hier der französische Ausbruck gewählt, weil der deutsche Rame "Richtigkeitsbeschwerde" zufolge der verschiedenen Begriffe, welche man mit diesem Rechtsmittel in den verschiedenen deutschen Landen verbindet, zweideutig ist.

^{*)} Mit welcher intensiven Kraft biese Präjudicial. Qualität innerhalb der Thätigkeit der gesammten Gerichte eines Landes sich geltend mache, hängt von Berhältnissen ab, die wieder sehr verschieden gedacht werden können. Es würde jedoch zu weit führen, auf diese Frage hier näher einzugehen.

bigen Zweifelkampfes und nicht selten ber schmerzlichsten Entsagung. Bom Standpunkt der Parteien liegt ja ohnehin für die Unterscheidung zwischen Berletzungen, die sie durch Verkennung eines Nechtsgrundsates oder durch falsche concrete Beurtheilung erfahren, kein innerer Grund vor, da eins wie das andere sie völlig gleich verletzt; und ein Rechtsmittel, welches nur gegen die eine dieser Verletzungen Abhülfe gewährt, macht sich deshalb für sie stets als ein einigermaßen zufälliges und willkürliches sühlbar. Wer möchte deshalb nicht, wenn es anginge, lieber nur Rechtsmittel schaffen, welche die Beurtheilung des gesammten Falles dem höheren Richter eröffnen; Rechtsmittel, bei denen sich Parteien und Richter ohne Zweisel viel wohler sühlen!

Wenn man aber höhere Zwecke erreichen will, muß man auch bie Unvollkommenheit mit hinnehmen, welche die für jene Zwecke allein gegebenen menschlichen Mittel in sich tragen. Mag man immerhin die Beschränkung der höchsten Instanz auf das Rechtsmittel der Cassation für ein Uebel halten, so ist sie boch, wenn anders biese Instanz ber Erhaltung ber Rechtseinheit dienen soll, im großen Staate ein nothwendiges Uebel. Um sich bamit zu versöhnen, muß man vor Allem ben Gedanken aufgeben, als sei es eigentlicher Zweck bes Cassationshofes, ben Parteien eine weitere Instanz für ihre Rechtsverfolgung zu gewähren. Vielmehr muß man ben Cassationshof als dazu bestimmt denken, seinen Ausspruch zu geben im allgemeinen Interesse ber Erhaltung ber Integrität bes Rechts. Dieser Gebanke braucht freilich nicht bergestalt auf die Spitze getrieben zu werden, daß, wie dies in einzelnen Ländern der Fall, nur dem Staatsanwalt das Recht verliehen wird, Cassation "im Interesse des Gesetzes" nachzusuchen; und daß dann der Gerichtshof sein Erkenntniß gleichsam in die Luft giebt, d. h. nur ausspricht, was Rechtens gewesen wäre, ohne den concreten Fall zu reformiren. Denn eine solche Cassation ist praktisch boch allzu bedeutungslos. Vielmehr geben wir der Einrichtung ben Vorzug, wie sie in Altpreußen besteht, daß die Cassation hingestellt werbe als ein Rechtsmittel, das ben Parteien selbst zusteht, und welches, wenn damit eine Reformation bes jus in thesi erstritten wird, auch bem concreten Falle zu Gut kommt. Dies letztere aber boch nur consecutiv davon, daß ber concrete Fall Beranlassung giebt, einen Rechtsgrundsatz zu reformiren; während die im unmittelbaren Interesse bes concreten Falles gegebenen Rechtsmittel mit der unterhalb des Cassationshofs liegen= den Instanz als abschließend gedacht werden mussen. Hierin allein kann eine Rechtfertigung bes Zufälligen gefunden werben, welches von der durch die Cassationsinstanz gewährten Rechtshülfe unzertrennlich ist. Der Cassations= richter aber, wenn er durch die enge Umgrenzung der Cassation sich gehemmt

sieht, muß sich zum Trost sagen, daß er in der That einer höheren Aufsabe lebt, als der, dem einzelnen Falle zu helsen, und daß er dieser Aufsabe nur leben kann, wenn er, so schmerzlich es auch seinem Gerechtigsteitsgefühle mitunter aufommen mag, auf die dem einzelnen Fall zu leistende Hilfe, wo sie nicht auf dem Wege jener höheren Aufgabe liegt, verzichtet.

Aber nicht einmal überall, wo bas jus in thesi in Frage steht, crscheint es für die Bewahrung der Rechtseinheit geboten, die Thätigkeit bes Cassationshofs eintreten zu lassen. Bielmehr läßt sich wiederum von sei= ner Thätigkeit ausscheiben basjenige Recht, für welches die Gefahr einer verschiedenen gerichtlichen Auslegung gar nicht gegeben ist. Dies tritt ein bei allen provinziellen Rechten, welche nur innerhalb bes Bezirks eines und besselben Apellationsgerichts Anwendung finden. Denn hier ist schon burch die Einheit dieses Gerichtshofs die einheitliche Auslegung gesichert; während andererseits es für die Stellung des Cassationshofs nur wohl= thätig wirken kann, wenn ihm die eben so schwierige als werthlose Aufgabe erspart bleibt, sich mit allen Details der mannichfaltigen innerhalb des Staatsgebiets geltenden Provinzialrechte zu befassen. Welch ein vernünf= tiges Interesse möchten wir fragen, besteht bafür, daß über die Auslegung bieses ober jenes Provinzial-Statuts, über Fragen bes Nassauer Cherechts ober des Kurhessischen Währschaftswesens u. s. w. letinstanzlich in Berlin entschieden werbe von einem Richtercolleg, bessen Mitglieder ihrer großen Mehrzahl nach vielleicht noch nie von diesen Dingen etwas gehört haben, und sicherlich niemals im Stande sein werden, ein so buntscheckiges Rechts= material, wie nun einmal die preußischen Provinzen aufweisen, vollständig zu beherrschen?

Durchweg pflegt, wo ein Cassationshof besteht, zu bessen Competenz auch die Cassation wegen s. g. processualischer Nichtigkeiten, b. h. wegen Verletzung wesentlicher Processormen zu gehören. Angeregt möge aber wenigstens hier die Frage sein, ob nicht auch diese Nichtigkeiten, soweit sie nicht eben mit Verletzung eines Rechtsgrundsates zusammensallen, beshuss Entlastung des höchsten Gerichtshoses aus dessen Competenz ausgesschieden werden könnten. Denn mit dem Princip der Erhaltung der Rechtseinheit haben dieselben an sich nichts zu thun. Freilich ist anzuerstennen, daß da, wo der Richter die wesentlichen Formen des Processes hintansetz, die hierin sür die Parteien liegende Rechtsverletzung sich als eine so intensiv starte sühlbar macht, daß man gegen sie unter allen Umsständen einen Rechtsschutz gewährt sehen möchte. Allein irgend wo muß dieser Rechtsschutz doch ein Ende nehmen. Wer z. B. bürgt dasür, daß nicht auch einmal der Cassationshof selbst wesentliche Procesvorschriften verletze? Und doch wird man darauf verzichten müssen, sie diesen Followerletze.

wieder einen neuen Cassationshof bereit zu halten. Geht man aber anch davon aus, daß ein solcher Rechtsschutz den Entscheidungen der Appellationssgerichte gegenüber nicht wohl zu entbehren sei, so würde sich doch fragen lassen, ob nicht behufs Verschonung des Cassationshofs innerhalb des Orsganismus der Appellationsgerichte selbst eine Instanz für Gewährung jenes Rechtsschutzes sich schaffen ließe; so wie ja auch in Hannover der für jenen Zweck bestimmte Cassationsscnat eine Abtheilung des nämlichen Gerichtshofs bildete, gegen dessen Entscheidungen Cassation nachgesucht wurde.

Je mehr es nun gelänge, den zu schaffenden Cassationshof auf das knappste Maß einer im Interesse der Rechtseinheit nothwendigen Thätigkeit zu beschränken, um so mehr würde es möglich sein, die Zahl seiner Mitglieder zu mindern, die geistige Kraft innerhalb desselben zu concentriren, und seine innere Organisation so zu gestalten, daß darans eine wahrhaft einheitliche Thätigkeit für die Rechtsbildung erwüchse. Als Ziel dieser Organisation wäre in's Auge zu fassen, daß positive Aussprüche über Rechtsfragen stets von der sich gleich bleibenden Gesammtheit der dazu berusenen Richter gefällt würden.

Dies würde aber keineswegs voraussetzen, daß der Gerichtshof stets nur als Plenum thätig würde. Bielmehr wäre es unbedenklich, Aussprüche, welche nur dahin gingen, daß in dem vorliegenden Falle ein Rechtsgrund= sat nicht in Frage stehe, burch Abtheilungen des Gerichts selbständig fällen zu lassen. Damit würde nach ben bisher vorliegenden Erfahrungen schon ein großer Theil ber Cassationsgesuche abfällig werden. Auch in Frankreich besteht eine besoudere Abtheilung des Cassationshofes, welche zunächst über die Zulassung ober Berwerfung bes Cassationsgesuchs entscheidet, worauf eine andere Abtheilung über die zugelassene Cassation befinitiv erkennt. Ob man diese Einrichtung nachahmen, oder statt dessen für jene Vorprüfung verschiedene Abtheilungen, in welche alle Mitglieder vertheilt werden, bilden will, ließe sich fragen. Diese Abtheilungen würden bann auch die befinitive Entscheidung der Rechtsfrage vorbereiten, und bei auszusprechender Cassation das an die Stelle zu setzende Erkenntniß, soweit dabei noch concrete Beurtheilungen in Frage kämen, selbständig ertheilen können. Ferner würde es sich rechtfertigen, nach ben verschiebenen im Staatsgebiet geltenden Rechtssystemen größere Abtheilungen des Gerichts — diese jedoch in fester Begrenzung und mit fester Bestellung ihrer Mitglieber — zu bilben, behufs selbständiger Entscheidung der Rechtsfragen, welche nur einem dieser Rechtssysteme angehören. Für das Plenum blieben dann nur die Fragen vorbehalten wegen Auslegung aller bem gefammten Staate angehörigen Gesetze. Ober wenn man auch für diese Thätigfeit bas Pleyum noch zu groß erachtete, so ließe sich an seiner Statt eine

weitere, fest begrenzte Abtheilung aus einer Anzahl Mitglieder der übrigen Abtheilungen bilden. Je mehr dann durch Schaffung neuer Gesetze das einheitliche Recht des Staates wüchse, um so mehr würde auch die Gerichtsthätigkeit in die des Plenums oder der an dessen Stelle tretenden Abtheislung hineinwachsen; eine naturgemäße Genesis wahrer Gerichtselnheit. Endlich wäre auf processualische Einrichtungen für die Cassation Bedacht zu nehmen, welche eine Sachbehandlung in der vorangedeuteten Weise ersmöglichten; namentlich in der Richtung, daß eine allzu große Ueberfluthung mit Sachen gehindert, und daß dem Versahren so viel als thunlich Formalitäten (wohin wir auch in allen den Sachen, in welchen die Cassation sich von vornherein als unstatthaft darstellt, die mündliche Verhandlung zu rechnen geneigt wären) erspart würden.

Durch eine Umgestaltung bes höchsten Gerichtshofs, wie sie hier vertreten ist, würde die Bedeutung desselben als Factors der Rechtseinheit nicht etwa geschwächt, sondern gestärkt werden. Zugleich würde aber das durch auf allen denjenigen Gebieten, welche einer höheren einheitlichen Rechtsprechung nicht bedürfen, den übrigen Gerichten ihre Selbständigkeit belassen bleiben. In diesem Sinne repräsentirt jene Umgestaltung den Gedanken der Decentralisation, angewendet auf das Gebiet der Rechtsprechung. Man soll das Centrum nicht mit mehr belasten, als im Interesse der Staatseinheit gedoten ist, und soll der Provinz lassen, was der Provinz ist; dieser Gedanken hat auf allen Gebieten des Staatselebens gleiche Berechtigung.

Gleichwohl würden vielleicht, der Macht des Hergebrachten gegenüber, Gebanken dieser Art nur geringe Hoffnung auf Erfolg haben, wenn ihnen nicht zur Zeit ein mächtiger Bunbesgenosse zur Seite stände. Es wurde schon oben erwähnt und ist vor Kurzem in diesen Blättern treffend ausgeführt worden, wie die Proceßgesetzgebung, welche auf dem Programm des nordbeutschen Bundes steht, mit Nothwendigkeit auch auf die Gerichtsorganisation führen und diese, direkt ober indirekt, werde in sich schließen müssen. Und zwar wird man, bei der Unmöglichkeit, daß sämmtliche in ihrer Größe so enorm verschiedenen Bundesstaaten sich je selbständig eine übereinstimmenbe Gerichtsorganisation geben, nothwendig zu einer ein heitlichen, alle umfaffenden Gerichtsorganisation gebrängt werben, an beren Spite ein einheitlicher höchster Gerichtshof treten muß, auf bessen Schaffung auch die Erhaltung der Rechtseinheit in den Bereich des schnell anwachsenben Bunbesrechts mit Macht hindrängt. Neben diesem höchsten Bundesgerichtshof wird aber ein preußischer oberster Gerichtshof nicht selbständig bestehen bleiben können. Beibe müssen nothwendig in einander Soll bann aber die den übrigen Bundesstaaten garantirte aufgehen.

Selbständigkeit noch eine Spur von Wahrheit behalten, so wird man ihnen eine Unterwerfung unter diesen höchsten Gerichtshof nicht anders zumuthen können, als wenn derselbe auf das knappste Maß dessen beschränkt wird, was zur Erhaltung der Rechtseinheit im Bundesgebiet erforderlich ist. Und dieser Gedanke, einmal erfaßt, wird sich dann unwillkürlich auch für das Maß der Centralisation in Preußen selbst fruchtbar erweisen. So wird auch hier, dürsen wir hoffen, die enge Verbindung, in welche Preußen mit dem übrigen Deutschland getreten ist, mit Nothwendigkeit zu Ressormen sühren, denen man sich vielleicht sonst verschließen möchte, wenn sie gleich, wenigstens nach diesseitiger Meinung, auch im wohlverstandenen Insteresse Preußens selbst gelegen sind.

Erst während des Druckes dieses Aufsatzes ist dem Berfasser ein in biesen Tagen erschienenes Schriftchen "von einem praktischen Juristen" zu Händen gekommen, welches "die gänzliche Verwerflichkeit der Nichtig= keitsbeschwerde" darzulegen sich zum Ziele sett. Statt berselben wird vorgeschlagen die Revision allein beizubehalten, unbeschränkt durch Gleich= heit der Vorerkenntnisse, dagegen beschränkt durch eine Revisionssumme von 1000 Thalern. Der Gebanke, daß der höchste Gerichtshof zur Wahrung der Rechtseinheit berufen sei, wird von der Hand gewiesen, diese vielmehr lediglich als eine Aufgabe ber Gesetzgebung bezeichnet. — Man kann mit dem, was in dieser Schrift über den Vorzug der Revision vor der Nichtigkeitsbeschwerbe gesagt ist, großentheils einverstanden sein. (F8 fragt sich nur, was man will. Verzichtet man auf den Gedanken der durch den höchsten Gerichtshof zu wahrenden Rechtseinheit — und wir erkennen an, daß diese Rechtseinheit in vielen Beziehungen einen mehr doktrinären, als realen Werth hat — so ist ohne Zweifel die Revision bas bei Weitem bessere Rechtsmittel. Dann verliert aber auch der Art. 92 ber V.=U. jede innere Berechtigung. Es hat dann durchaus keinen Werth, nur "Einen obersten Gerichtshof" zu besitzen. Es ist nicht einzusehen, warum die verschiedenen Collegien, welche doch wahrscheinlich jene Rechtsprechung üben würden, in Berlin ihren Sit haben, unter einem Namen fungiren, und — um nur den "Einen Gerichtshof" nicht gar zu groß wach= sen zu lassen — mit der hohen Mauer einer Competenzsumme von 1000 Thalen urmgrenzt werden müßten, in welche dann doch immer wieder durch unzählige geringere Sachen, welche unter bem Titel ber "Unschätzbarkeit" sich geltend machen, Bresche gelegt werden würde. Vielmehr wäre cs. nach diesseitigem Dafürhalten, als dann das Natürlichere, die lette Instanz, unter angemessener Minberung ber Competenzsumme, in die Provinzen,

resp. die einzelnen einen selbständigen Rechtsverband bildenden Landestheile zu verlegen.*) Der Rechtsbildung würde gewiß daburch kein Eintrag ge= schehen; gerade so wie es der allgemeinen deutschen Rechtswissenschaft bis= her nicht zum Schaben gereicht hat, daß eine Mehrzahl höchster Gerichts= höfe in Deutschland bestand, welche wetteifernd an der Ausbildung des Rechts arbeiteten. Weiter aber würde sich alsdann fragen lassen, ob es sich denn überhaupt lohne, eine dritte Instanz zu haben, oder ob es nicht vielmehr den Vorzug verdiene, nach dem Vorgang Hannovers durch= weg nurzwei Instanzen zu schaffen. Wir sollten denken, im Interesse ber Rechtssuchenden müßten diese genügen. Man muß sich nur klar machen, daß ja mit der Schaffung einer solchen besonderen Instanz keine neue Kraft gewonnen wird; daß vielmehr, wenn es wirklich gelingt, innerhalb berselben die besseren geistigen Kräfte zu vereinigen, diese Kräfte in gleichem Maße den Vorinstanzen entzogen, und diese dadurch um eben so viel schlechter werden. Gerade aus diesem Gesichtspunkt hat, unseres Bedün= kens, der Borschlag, lediglich zur Entscheidung der Tausendthaler-Sachen eine besondere Instanz zu gründen, etwas bem Gefühl Widerstrebendes. Giebt man also ben Gebanken ber durch ben höchsten Gerichtshof zu mah= renden Rechtseinheit auf, so gebe man auch den einheitlichen höchsten Gerichtshof selbst auf. Im unmittelbaren Interesse ber Rechtsuchenden ist bafür fein Bebürfniß. D. Bähr.

Politische Correspondenz.

Berlin, Anfang November.

Mit dem verstossenen Monat hat die andauernde Arbeit wieder begonnen, welche der deutsche Norden seinen politischen Männern heute zumuthet. In den neuen Provinzen haben die Stände getagt und die Grundzüge ihrer künftigen Selbstverwaltung berathen. Unmittelbar an diese Berhandlungen schließt sich die Session des preußischen Landtags, die voraussichtlich tief in das neue Jahr hineinreichen wird. Nach turzer Pause wird dann der Neichstag seine unterbrochene wirthschaftliche Gesetzgebung wieder aufnehmen, und da die Bundesverwaltung mit ihren Einnahmen nicht aussommt und für die etwa besabsichtigte Erhöhung einzelner Zölle oder indirecter Steuern an die Beschlüsse Bollparlaments gebunden ist, so haben wir im Frühsahr vielleicht das Glück, auch die Zöllner aus den Südstaaten in unserer Hauptstadt wieder zu begrüßen.

^{*)} Die Gründe hierfür sind die nämlichen, welche das Schriftchen selbst (S. 66) für die Unangemessenheit der Verweisung einer Sache an ein anderes als das heimische Appellationsgericht treffend aussichtt.

Bon diesen verschiedenen parlamentarischen Organen ift es keineswegs ber preußische Landtag, der die größere Popularität genießt. Obwohl die Mitglieder des Abgeordnetenhauses durch Diäten entschädigt werden und die des Reichs= tags nicht, so haben boch unter ben ersteren massenhafte und unter ben letteren nur seltene Mandatsniederlegungen stattgefunden. Das Abgeordnetenhaus hat in gewissem Sinn das Schickfal aller nordbeutschen Territorialgewalten getheilt; es ist wenn nicht depossedirt so doch mediatisirt. Aus seinen Räumen ist bie deutsche Frage, die auswärtige Politik und die Debatte über Heer und Flotte für immer verbannt. Ein Sit in bem Bause scheint also nicht mehr so begehrens= werth, als in dem über ihm stehenden Reichstag. Ueberdieß ist seine Mitglieder= jahl viel zu groß, und bas Berhältniß ber Parteien im Augenblich so unglücklich geartet, daß sich bei den wichtigsten Fragen nur schwankende und zufällige Majoritäten ergeben. Ferner fehlt es ben Abgeordneten angesichts ber geringen Initiative der Regierung und des Widerstandes des Herrenhauses an dem Bertrauen auf die Fruchtbarkeit ihrer Arbeit. Unsere constitutionelle Maschinerie ist zur Zeit der unbeschränkten Herrschaft der Stahl'schen Theorien gründlich verborben; in rechten Gang ift sie nur dann wieder zu bringen, wenn sich die Regierung, wie vor Jahren bei ber Grundsteuervorlage, aufrichtig mit bem Abgeordnetenhaus verbündet. Alle diese Umstände muß man zusammennehmen, um sich die leider ziemlich allgemein werdende Flucht aus dem Hause zu erklären. Aber die Erscheinung bleibt gleichwohl lehrreich für die Diätenfrage. Daß bei einer großen Bahl politischer Männer jene ibealen Erwägungen stärker in's Gewicht fallen als die materiellen Rudfichten, daß sie aus dem Landtag sich jurudzichen und im Reichstag bleiben, scheint uns ein Beweis, bag wir wirth= schaftlich im Stande find, ben Wegfall ber Diäten zu ertragen.

Freilich sollte weder das Unerfreuliche unserer inneren Berhältnisse noch die geminderte Autorität des Landtags einen Abgeordneten zum Berzicht auf sein Mandat bestimmen. In der Geschichte jedes Bolks sind die Tage selten, wo der Fortschritt im großen Zuge geschah; kein wesentliches Stud der Freiheit ist anders als im Rampf und nach manchen vergeblichen Bersuchen errun= gen worden. Das Terrain aber, das dem Landtag nach der Einordnung Preugens in den norddeutschen Bund noch offenbleibt, ist sehr ausgedehnt und werthvoll. Ja trop der großen Reformen, die wir der Thätigkeit des Reichstags verbanken, wagen wir die Behauptung, daß nicht er, sondern der Landtag ber eigentliche Mittelpunkt unferer staatlichen Umgestaltung ist ober vielmehr sein Der Reichstag hat noch bedeutende Aufgaben in ber socialen Gesetzebung zu lösen, er hat glücklicher Weise auch das Recht, die Reform des norddeutschen Justizwesens in die Hand zu nehmen, aber er reicht nicht bis in das communale Leben und die Formen der Berwaltung hinein. Wäre unsere auswärtige Politik nicht ersichtlich an einem Ruhepunkt angelangt, müßten wir die Hoffnung auf eine freiwillige ober vom Ausland provocirte Ueberschreitung des Mains nicht für unbestimmte Zeit vertagen, — dann allerdings konnten wir unsere inneren Organisationsfragen vorläufig unberührt lassen, konnten wir warten, bis der nord deutsche Reichstag mit seinen engbemessenen Competenzen sich in den deutschen Reichstag mit ber ungemessenen Competenz ber

Fürsorge für das Wohl der Nation verwandelte. Aber bei der heutigen Lage ber Dinge wäre bas eine Rechnung auf ben Bufall. Die außeren Greignisse, welche unsere jetigen Provisorien — das Zollparlament, den Reichstag und ben Landtag — wegschaffen und sie in ein einziges Parlament umschmelzen, tonnen kommen, aber sie konnen auch ausbleiben. Die Frage, wie wir die unvollkommnen parlamentarischen Werkzeuge los werden, ist vorerst müßig, wir muffen mit ihnen arbeiten, so gut es gehn will. Gelingt es, die communalen Grundlagen des Staats so umzubilden, daß sie unseren heutigen gesellschaft= lichen Zuständen einigermaßen entsprechen, daß die Selbstthätigkeit der Gemeinde, des Kreises, der Provinz so weit als möglich an die Stelle der mecha= nischen Verwaltung von Oben tritt, so ist das die beste Borbereitung für die volle lösung der nationalen Frage. Wir können dann den Rest von Deutsch= -land ohne Erschütterung aller Berhältnisse mit uns vereinigen; und das In= einanderfallen der verschiedenen Organe der Legislation macht sich von selbst. Die gesunde Entwidelung Preugens und mit ihm des Bundes, Die Belebung feiner Bolksfräste, die Beilung der Schäden seiner Berwaltung, die richtige Abgrenzung zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen Beamtenthum und Bürgerthum, das alles hängt vorzugsweise an ber Organisation der kleineren Einheiten von der Ortsgemeinde bis zur Provinz. Die Cardinalfrage des norddeutschen Staats, die Frage, über welche uns alle glänzenden militärischen Leistungen und alle bewundernswerthen mechanischen Einrichtungen nicht hinwegbringen, — gehört vor ben preußischen Landtag.

Dieses Bewußtsein eines hohen Berufs, ber von dem Reichstag in keiner Beise mit übernommen werden kann, mag die Abgeordneten in ihrer mühseligen und vielleicht wenig fruchtbaren Arbeit trösten. Es sind keine erfreulichen Gin= brücke, unter denen sie ties Mal zusammentreten. Unser Haushalt ist, vorüber= gebend wenigstens, derangirt. Wir hatten schon im Etat von 1868 ein Deficit, das nur durch ten Verkauf von Salzbeständen verhüllt wurde. Da die die8= jährigen Einnahmen der Bundesverwaltung in Postwesen und ben Zöllen hinter dem Anschlag zuruckgeblieben sind, so werden wir für das laufende Jahr noch 2 Millionen nachträglich aufzubringen haben. Dieses Deficit steigert sich für das Jahr 1869; zu der Differenz, die im Borjahr vorhanden war, kommen die erhöhten Matricularbeiträge für den Bund, die Zinsen der neuen Gisenbahnanleihen und die Ausfälle an Steuern, welche durch den Nothstand in Osl= preußen veranlaßt sein werden. Das allgemeine Darniederliegen bes Berkehrs, an bem ganz Europa nun schon seit drei Jahren leidet, wirkt auf alle unsere Einnahmequellen. Man sagt, daß nach den ersten, von den einzelnen Ministerien eingereichten Etats sich ein Deficit von 13 Millionen ergeben habe und daß dieses dann durch unbarmherzige Reductionen des Finanzministers bis auf etwa 6 Millionen herabgesetzt sei. Diese strenge Sparsamkeit ist allerdings nöthig, sobald das Gleichgewicht zwischen Soll und Haben einmal verloren ist. Man muß sich bann einrichten, und jeder Dienstzweig muß die Calamität mittragen, wie dringend auch oft die Bedürfnisse sind, die unbefriedigt bleiben. solches Kargen und Sparen hat der preußische Staat seine Finanzen gesund erhalten, mährend alle übrigen Continentalmächte in erdrückende Staatsschulden hineingerathen sind. Aber das Abstreichen ist nicht immer eine wirkliche Erssparniß. Wenn tas Geld sür eine neue Strasanstalt, für neu zu begründende Richterstellen, sür ein Seminar, sür landwirthschaftliche Meliorationen u. s. w. den einzelnen Ressorts abgeschlagen wird, so sind tas Forderungen, die im solzgenden Jahr im gesteigerten Maße wieder auftauchen, oder deren Nichtbefriesdigung vielleicht unsere künftigen Einnahmen schädigt. Und es ist ungewiß, ob die nächsten Jahre die größere Last werden tragen können, ob wir dann die kriegerische oder kriegdrohende Epoche hinter uns haben.

Hiernach hat das Abgeordnetenhaus wenig Aussicht, das Deficit durch nech schärfere Controlle der Ausgaben zu vermindern. Weit mehr wird es die Dürf= tigkeit der für geistige und productive Zwede verwendbaren Mittel zu beklagen baben. Auch muffen wir zugestehen, bag alle Reformen in ber Justig und Atministration unsere Finanzen nicht bedeutend erleichtern würden. Bas wir 3. B. burch bie kleinere Zahl von Collegialgerichten ersparen können, muß in Zukunft auf die Berbesserung ber Gehälter der Richter verwandt werden, nicht zu reben von der Böhe der Gerichtstosten, die eine Berabsetzung bringend erheischt; die Reorganisation ber Justig schützt uns nur vor fünftigen unerschwinglichen Ausgaben, unsere gegenwärtigen Leistungen werben baburch nicht verringert. 3m Gebiet der Verwaltung laffen sich durch Zusammenziehung der Mittelbehörden zu einer einzigen Regierung in jeter Proving wohl große Summen ersparen, aber sicher keine Millionen. Dan könnte bann noch ben Militäretat in's Auge fassen, dem bis jum 31. Dezember 1871 befanntlich eine feste Summe angewiesen Aber wenn dies auch nicht wäre, und wenn es in der Hand der Bolksvertretung läge, die 5 - 6 Millionen etwa durch Entlassung bes ganzen britten Jahrgangs der Infanterie zu erübrigen, wir möchten die Berantwortung für eine solche Magregel jest nicht übernehmen. Es ist lediglich ber Respect vor ber Ueberlegenheit unserer Armee, ber uns seit zwei Jahren den Frieden mühselig erhalten hat. Napoleon III. hält, auch wenn er die angekündigte Beurlaubung von 80,000 Soldaten ausführen läßt, noch immer 320,000 Mann 1... er den Waffen und Herr v. Beust hat sich unter Hinweis auf die Eventralität eines preußisch=französischen Kriegs vor turzem eine Recrutenstellung von zusammen 97,000 Mann bewilligen lassen. Unter biesen Berhältnissen ift es für une, die wir der bedrohte Theil sind, nicht erlaubt zu entwaffnen. solche Berkurzung der Dienstzeit, die in den Augen der fremden Militars ohne Zweifel als eine Berschlechterung ber Beschaffenheit unserer Truppen erscheinen würde, könnte die halbunterdrückten Gelüste leicht wieder aufreizen und für uns ein theueres Experiment werden. Die Entwickelung der Macht Preußens ift nach ber "France" der einzige schwarze Punkt in der neueren Geschichte Frankreichs. Diesen Fled wollen wir boch in seiner ganzen Schwärze steben laffen.

Das Desicit ist also nicht hinwegzuschaffen; es muß gedeckt werden. Seit Monaten schwirrten die Gerüchte von neuen Steuern in der Luft; man sprach von einer Börsensteuer, die indeß eine nebelhafte Vorstellung blieb, von einer Inseratensteuer, die aber keinen erheblichen Ueberschuß über die gegenwärtige Besteuerung der Zeitungen einbringen würde, endlich von einem Zuschlag zur Mahl= und Schlacht=, Einkommen= und Klassensteuer. Das letztere, uns Alt=

preußen nicht ganz unbekannte Hülfsmittel war von dem Staatsministerium ernst= lich in's Auge gefaßt, es scheint aber bann aus Besorgniß vor der Opposition des Landtags wieder fallen gelaffen zu sein. Bei der bedrängten Lage ber arbeitenben und erwerbenden Rlassen wäre die Magregel selbst in den alten Provinzen fehr eruft, in den neuen wäre fie entschieden unrathfam. Die politischen Rud= sichten stehen doch noch höher als die finanziellen; so lange die äußerste Noth nicht zwingt, nuß man eine Bevölkerung, Die feit taum einem Jahr theils bobere theils andersvertheilte uud ungewohnte Steuern bekommen hat, mit Buschlägen verschonen. Der Finanzminister scheint sich jetzt mit provisorischen Mitteln behelfen und bann im Reichstag und im Zollparlament mit neuen Vorschlägen auftreten zu wollen. Wir hören von bem Project einer Gassteuer, die also als erste Reichssteuer auftreten würde, von der Erhöhung der Tabakssteuer und von der abermaligen Forderung eines Zolls auf Petroleum. Gin fester Plan liegt aber augenscheinlich bis jett nicht vor; uur ist die Hoffnung gering, daß ber Aufschwung des Handels und ber Industrie allein uns aus ber Berlegenheit herausbringen werbe.

Unter den Männern der Volkspartei in Hannover, Frankfurt u. s. w. ist große Freude über bas Deficit. Wo irgend ein Symptom ber Schwäche Preu-Kens sich zeigt, da schwillt bas Herz bieser wackeren Leute. Sie sind zwar bei ihrem geliebten Desterreich an ganz andere Dinge gewöhnt, an Deficits, die ein halbes Jahrhundert hinturch mit grenzenlosem Leichtsinn aufgesummt werden, bis man zulett den Bankerott erklart, die Zinfen verkurzt, Die Gläubiger betrügt. Sie wissen auch recht gut, daß eine Differenz von sechs Millionen für einen Staat, der unter allen Großmächten der Welt die weitaus geringste Staatsschuld hat, kaum der Rebe werth ist, und daß ein Franzose oder Russe, ein Italiener, Desterreicher ober Amerikaner uns über all unsere Sorgen auslachen würde. Aber es ist boch eine Genugthuung, daß der stolze Staat mit ber gepriesenen soliden Finanzwirthschaft nun auch seine Berlegenheit hat, und es lassen sich baran schwunghafte Phrasen über ben preußischen "Wilitarismus" knüpfen. Diese Fanatiker überlegen natürlich nicht, daß von allen Deutschen gerade sie an der Fortdauer des Kriegszustandes und seinen wirthschaftlichen und finanziellen Folgen die meiste Schuld tragen. Gabe es in Deutschland nicht Parteien, die mit allen Mitteln gegen Preugen wühlen und ohne Scham ihre französischen Sympathien zur Schau tragen, so würde es auch in Frankreich schon längst keine Lust zur Einmischung mehr geben. Herr Eichholz erklärte fürzlich bei ber Gründung eines großbeutsch-bemokratischen Bereins in Hannover: Die Frage, auf welche Seite sich die beutsche Bolkspartei im Fall eines französischen Kriegs zu stellen habe, sei unbesprechbar an einem Ort, ber unter preußischer Obrigkeit stehe. Das ift deutlich. Diese Gesellen winken tagtäglich bem Feind, daß er kommen nibge, und gleichzeitig jammern sie über den Kriegezustand und schimpfen auf den Militarismus.

Die Finanzfrage ist nicht die größte unserer Sorgen; es stehen uns Wege genug offen, um, wenn es sein muß, sür die dauernden Mehrausgaben auch dauernde Mehreinnahmen ohne allzu großen Druck zu beschaffen. Was uns noth thut ist, daß wir in den Organisationen der Selbstverwaltung endlich vorwärts kommen, und daß die unerträgliche Athmosphäre, die auf den geistigen Gebieten des Staatslebens, auf dem Unterrichts- und Cultuswesen liegt, endlich gereinigt werde. Die verschiedenen Resorts haben für den Landtag eine kaum zu bewältigende Zahl von Gesetzentwürfen vorbereitet. Aber wie nützlich und nothwendig sie auch alle sein mögen, von entscheidender Bedeutung ist doch nur das, was sich auf jene beiden Cardinalpunkte bezieht.

Wir verkennen es nicht, - Die Regulative für Die provinzielle Berwaltungsorganisation, welche ter Minister tes Innern ten Ständen von Hannover und Beffen hat vorlegen laffen, die Absichten die er für Raffau ausgesprochen bat, find ein großer Fortschritt. Wir sprechen bies aus, obwohl die Zusammensepung der hannöverschen Stände unser Ideal nicht ist. Sie ist zwar nicht mittelalterlich und nicht feudal; benn die Scheidung von Stadt und Land, von großem und kleinem Besitz kann man so nicht nennen. Sobald der Abel als folder keinen Vorzug mehr hat, sobald ein jeder Besitz einem Jeden zugänglich ist, so ist das ständische Prinzip gebrochen. Hiermit aber soll nicht gerechtfertigt werben, bag außer einigen Birilstimmen die Rittergüter ein volles Dritttheil ber Bertretung erhalten haben. In einem Lande, wo der große Grundbesit nur 5 % des Areals beträgt, heißt das einer Bevölkerungsklasse ein Maß von Rechten geben, welches über das Maß ihrer Leistungen hinausgeht. Es ist durchaus zwedmäßig, daß man bie Wahlförper für eine Rreis- ober Provinzialvertretung nach Stadt und Land scheibet, es ift auch ganz naturgemäß, bag man auf dem Lande die zwei Gruppen des großen und fleineren Besitzes bilder, aber es ist nicht naturgemäß, daß man bei der Bestimmung der Anzahl der Vertreter für die einzelne Gruppe die objectiven Magstäbe der Steuertraft, bes Areals u. s. w. verläßt, und nach willführlichen Ideen da ein Drittheil ber Rechte verleiht, wo noch kein Zehntheil ber Pflichten erfüllt wird. Gin folder Subjectivismus racht sich gewöhnlich badurch, daß die geschaffenen Inftitutionen kein rechtes Leben gewinnen, benn die Runft vermag nichts gegen die Gerade weil die communalen und provinziellen Zwede ben Leuten Natur. örtlich näher liegen und übersehbar sind, erhebt sich hier ber Anspruch, über sie in dem Verhältniß beschließen zu dürfen, als man für ste bezahlt. Es möchte unseren Geheimen Rathen schwer werden, diese Forderung einer ursprünglichen Gerechtigkeit aus unserm Volk berauszutreiben. Sobald die Zeit gekommen ift, wo der Provinzialsouds Hannovers nicht mehr ausreicht und ter Beutel ber Steuerzahler geöffnet werden muß, wird auch die Reform ber bortigen, zwar nicht ständischen, aber künstlichen Provinzialvertretung allgemein verlangt werben. Eine ständische Reminiscenz in derselben ist übrigens noch das Fortleben der nur für die Wahlen berechtigten Dreitheilung innerhalb der Bertretung selbst, - ein Princip, bas jest leider auch in ber Zusammensetzung bes Ausschuffes aus den drei Curien seinen Ansdruck gefunden hat. Freilich ist es ein erheblicher Unterschied, ob tie Curien aus sich selbst oder ob das Plenum aus ihnen wählt; auch ist es richtig, daß in einem Ausschuß, der keine politischen Geschäfte zu besorgen, sondern materille Interessen zu pflegen hat, die Bauptklassen ber Bevölkerung vertreten sein muffen. Aber man konnte dies getrost dem Takt des Landtags ohne gesetzliche Borschrift überlassen. Bon jenen Mängeln ab=

gesehen, ist die Competenz, die dem Provinziallandtag jetzt zugestanden ist, die selbständige Berwaltung der provinziellen Anstalten, die selbständige Berwendung der Geldmittel für den Wegebau u. f. w. (wir sepen hiebei voraus, daß die directe Berbindung ber geldbewilligenden Stände mit den Wegeverban= ben trop unserer Berliner Büreaufratie zugestanden wird) von der höchsten Bedeutung. Der Aussicht des Staats ist eine feste Grenze gezogen, er hat nur die Legalität nicht die Zwedmäßigkeit der einzelnen administrativen Acte zu beurtheilen. Die laufenden Geschäfte besorgen von den Ständen ernannte Beamte. der Ausschuß führt die Controlle nach Maßgabe ber Beschlüsse des Plenums. Die Hannoveraner haben es für zwedmäßig gehalten, für den täglichen Geschäftsgang besoldete Beamte zu nehmen; sie wollen statt eines Oberbeamten teren drei, mit dem Landesdirector als Chef, wählen. Ueber beide Punkte, die Besoldung statt des Ehrenamts, und die halb-collegiale statt der streng einheitlichen Form einer lediglich ausführenden Behörde, kann man streiten. sind der Meinung, daß jede Proving Dies nach ihren Berhältniffen am besten muß beurtheilen können. Die Bessen werden sich statt des Directoriums für einen Director entscheiben. Bor ber Wahl bes Ausschusses aus Curien werben sie sich jetzt, wo die Nachgiebigkeit ber Hannoveraner vorangegangen ist, schwerer schützen können; obwohl die modernere Zusammensetzung ihres Communalland= tags und die verschwindend kleine Zahl ihrer Ritter zu der Ginrichtung gar nicht paßt. Man sollte mit Rudsicht hierauf wenigstens zulassen, baß bas gesetzliche Anrecht jeder der vier Curien auf Bertretung im Ausschuß auf ein Mitglied beschränkt würde. Die Bessen haben nämlich vier Elemente in ihrem Landtag: das conservative Element der Höchstbesteuerten von Stadt und Land und das der Ritter, aber auch das demokratische Element der allgemeinen Wahlen. Beffen und Hannover besitzen ihre Fonds ober Renten; intessen wünschen wir ihnen eine so rasche Ausdehnung ihrer Selbstthätigleit, daß sie bald an ihre Steuerzahler appelliren müssen. Dem Communallandtag in Nassau will die Regierung die jährliche Summe (etwa 200,000 Thaler) überweisen, welche ber Staat bisher für den Neubau von Chaussen, für die Unterstützung der Wegebauten der Gemeinden, für wohlthätige Anstalten, Landarmenwesen u. s. w. verwandte, und ihm die Fürsorge für diese Zwecke fortan anheimgeben. Das Alles verdient entschieden Anerkennung; eine solche Decentralistrung ift eines Staates würdig, ber zu groß geworben ift, um alles zu thun. Wenn diese provinziellen Berbande sich in ihre neue Thätigkeit erst eingewöhnt haben, so werden ihre Schultern kräftig genug sein, um dem Staat noch manche andere Last abzunehmen. Zu der Sorge für den Wegebau, für bas Armenwesen und die wohlthätigen Institute, wird insbesondere auch das Schulwesen hinzutreten können. Eine Gemeinde baut eine Volksschule, eine Stadt gründet eine Realschule oder ein Gyninasium, warum soll nicht auch die Provinz landwirthschaftliche, polytechnische u. s. w. Lehranstalten errichten können? Eine Stadt ernennt ihre Schulräthe und Schuldeputationen zur Leitung ihres Unterrichtswesens, warum soll nicht der Ausschuß ber Provinzialvertretung in Berbindung mit technischen Beamten die leitenbe Instanz für das Unterrichtswesen der Landschaft sein? Welch ein unendlicher Segen ware es für uns, wenn nicht mehr von einem Punkt aus die Erziehung bes ganzen Bolks uniformirt, dressirt und einseitigen theologischen Richtungen überantwortet werden könnte? Sollte der Sinn für das Wohlthätige solcher Mannigsaltigkeit nicht endlich auch jenen altpreußischen Areisen aufgehen, die in der Angst um die Staatseinheit nicht sehen, daß es für die Freiheit nur zwei mögliche Basen giebt — eine politische Aristokratie oder eine ernstlich durchgeführte Decentralisation? Die Einheit des Staats mißt sich nicht nach der Duantität seiner Geschäfte. Seine Energie wächst, wenn er seine administrative wie seine legislative Thätigkeit auf die wesentlichen Dinge beschränken kann.

Die Organisationen in den neuen Landestheilen sollen nun zugleich als Muster für die alten Provinzen dienen. Aber das ist leichter gesagt als ausgeführt. Es wird sehr schwer halten, aus dem Staatsbudget irgend erhebliche Posten für die letzteren anzuweisen, benn die Irren=, Blinden= und Taubstum= menanstalten, das Armenwesen, die Chausseebauten u. f. w. - wurden von den Provinzial = oder Kreisständen schon bisher zwar nicht selbständig geleitet, aber bis auf geringe Zuschüsse bezahlt. Eine Ausscheidung, wie sie in Nassau jett vorgenommen wird, ist also hier unmöglich. Man müßte vorläufig und bis die Zwecke gefunden sind, für die etwa sammtlichen Provinzen eine Quote ber Grund= und Gebäudesteuer zugewiesen werden könnte, sich begnügen, die bisher von den Provinzen blos bezahlten und vom Oberpräsidenten administrirten Institute auch selbständig von ihnen verwalten zu lassen. Aber auch diese Beränderung wird erst ein Fortschritt, wenn die Bertretung der Provinzen abgeandert ift. Wir können die Competenz von Bersammlungen nicht erweitern, die meist zur Balfte aus bem Berren- und Ritterstande bestehen; wir können ihnen nicht die Anstalten überlassen, die ber ganzen Provinz gehören. Bon einer Reform der Provinzialvertretung aber haben wir bis jest nichts vernommen, und wir wünschten auch nicht, daß sie nach dem zwar relativ besseren aber doch etwas rohem Muster ber hannöverschen Dreitheilung erfolgte. Eine Provinz ist eine Bielheit von Kreisen, sie soll für die Interessen sorgen, die über ben einzelnen Kreis hinausgehen und allen gemeinsam sind, ohne boch allgemein staatliche Interessen zu sein. Die Provinzialstände werden also auch am besten aus den Kreisen, resp. aus den Städten, welche selbständige Kreise find, - un= ter Berücksichtigung ber größeren ober geringeren Steuerkraft biefer einzelnen Berbände — hervorgehen, und durch sie gewählt werden.

So stoßen wir wieder auf die Grundlage für unsere Selbstverwaltung, auf die Berfassung des Kreises. Sie ist es wenigstens in unserem Osten, wo die Einzelgemeinde noch unentwickelt ist, und wo er die unterste, nach allen Richtungen leistungsfähige communale Einheit darstellt. Die Regierung will eine Reformvorlage einbringen, aber wie wird sie gestaltet sein? Sollte sie in ihren allgemeinen Grundzügen hinter dem zweiten Schwerin'schen Entwurf zurückleizben, so ist auf eine Berständigung nicht zu rechnen. Man kann sich eher bei den Provinzialständen auf schlechte Compromisse einlassen, als bei den Kreiseständen; diese sind das Fundament, jene sind das Dach des Gebäudes; ein Rothzbach wird leicht abgerissen und durch ein besseres ersetzt, aber das Fundament muß von Ansang an solid gelegt sein. Der Schwerin'sche Entwurf gab den grundzbesitzenden Klassen und unter ihnen wieder dem großen Grundbesitz jeden irgend

zulässigen Einfluß; man kann zweiselhaft sein, ob es nicht wünschenswerth wäre, neben den städtischen und ländlichen Grundbesitzern auch der Gesammtbevölkerung als solcher einen Antheil an der Bertretung zu gönnen, aber man kann den Raum für die großen Grundbesitzer nicht noch erweitern. Ein mechanisches und künstliches Uebergewicht würde nur hindern, daß sie sich das moralische Uebergewicht verschaffen, welches auf der Intelligenz und den Leistungen für die Gesamntheit beruht.

Liberale und conservative Partei haben im Staat eine jebe ihre berechtigte Aufgabe. Die eine treibt vorwärts, die andere hält zurück, die eine forgt dafür, baß die Einrichtungen des Staats den veränderten Zuständen der Gesellschaft folgen, und verhütet durch das rechtzeitige Drängen auf Reform die Revolutionen, die andere vertheidigt was noch existenzfähig ist, sucht das Neue an das Alte anzuknüpfen und schitzt die Continuität unserer Entwickelung. Die Gefahr des Liberalen ist, daß er den Boben nicht sieht, auf dem er steht, und in abstracte Ibeale verfällt, die Gefahr bes Conservativen ist, daß er die Bewegung so lange hemmt, bis ihre Fluthen auch bas niederreißen, was er bei größerer Voraussicht hätte retten können. Jene Conservativen, die seit 1818 die Bildung der Reichsstände unterbrachen, und uns statt bessen mit den alterthümlichen Rreis= und Provinzialtagen beschenkten, haben die Revolution von 1848 ver= schuldet und im Dienst des Radicalismus gearbeitet. Die heutigen Conserva= tiven, welche die leidigen Reformen von Landgemeinde und ländlicher Polizei, von Kreis und Provinz, Jahr für Jahr hinausschieben, oder auf das abgetragene Rleid ein Paar neue Flicken setzen möchten, machen es genau so wie ihre Vorfahren. Sie haben die Sache heute noch in der Hand, morgen vielleicht schon nicht mehr. Sie könnten heute noch durch die verständige Schöpfung communaler Berbände die radicale Unterlage unschädlich machen, welche ber Staat burch das allgemeine Stimmrecht erhalten hat. Sie könnten den besitzenden Klassen das Uebergewicht schaffen, alle wahrhaft conservativen Elemente in einen Bund verslechten, organische Bildungen an die Stelle ber mechanischen Gleichmacherei setzen. Ob sie bas morgen noch können, weiß Niemand sicher; ste haben burch den Aufschub nur zu verlieren, aber nichts zu gewinnen. weniger sie jetzt geben, besto mehr wird ihnen später genommen werden. Pessimisten und Demokraten muffen geradezu wunschen, bag unter ber jetigen Regie= rung das Reorganisationswerk gar nicht angefangen, daß zuvor wo möglich erst der deutsche Südwesten an Norddeutschland angeschlossen werde, denn um so mechanischer, radicaler wird die Organisation bann ausfallen. Fabel von den spbillinischen Büchern. Indem die gemäßigte Partei auf die Umbildung drängt, die äußerste Rechte selbst in einem für ihre Interessen so günstigen Zeitpunkt sie zu hindern sucht, vertritt jene den eigentlich conservati= ven Gebanken, mährend biese gebankenlos die Zukunft für die kurzen Freuden der Gegenwart opfert. —

In den Vordergrund der Berathungen der Session wird außer den reinen Verwaltungsfragen das Schulwesen treten, theils in Folge der Gesetzentwürse über die Einrichtung und Unterhaltung der Volksschulen, welche die Regierung etwas verändert wieder vorlegen will, theils in Folge der Conflicte, in welche

verschiedene große Communen bes Staats mit den Aufsichtsbehörden bei ber Gründung neuer höherer Schulen gerathen sind. Jene Gesetzentmürfe sind im Februarheft unserer Zeitschrift tritisch beleuchtet; mas bie Berfassung Art. 26 verlangt, die Regelung des ganzen Unterrichtswesens durch ein Gesetz, erfüllen sie auch für das begrenzte Gebiet der Bolksschule nicht im geringsten. Abgeordnetenhaus wird aus der neuen Borlage alles herauswerfen muffen, was sich nicht streng auf die Berbesserung der pecuniaren Lage der Lehrer bezieht. Die dürftigen und abgerissenen Sätze über allgemeine Schulpflicht, Lehrplan, Bolksschullesebuch, confessionellen Charakter ber Schulen u. s. w., die in die alten Entwürfe hineingeflickt waren, gehören in ein Organisationsgesetz, bas erst nach Neubildung ber Gemeinde und des Kreises zu Stande gebracht werden kann, und durch welches die Grundfätze ber Raumer'schen Regulative nicht bestätigt, sondern soweit sie die Seminarien und die Bolksschullehrer zu Werkzeugen ber inneren Mission, die Anstalten ber bürgerlichen Gemeinden und bes Staats specifisch kirchlichen Bestrebungen dienstbar machen wollen, entschieden beseitigt werden müssen. Was jetzt vorliegt, ist die Dotationsfrage ber Lehrer, und hier wird dafür zu sorgen sein, daß die Gehaltsverhältnisse auf bem platten Lande, die Minimalgrenze, die Alterszulagen, das Maß beffen, was von den Communen, resp. den großen Grundbesitzern rechtlich gefordert werden barf, so wie die Pflicht des Staates zur Beihülfe im Unvermögensfalle, weit schärfer bestimmt werben. In den alten Regierungsentwürfen waren zwar bie Borschriften für die städtischen Gemeinden ziemlich klar, aber sehr viel unbestimmter die für die Berpflichteten des platten Landes. Wer freilich mag, nach den Commissionsbeschlussen des Herrenhauses in der letten Session, bier auf eine rasche Verständigung der beiden Häuser hoffen? — Die Lösung ber Prinzipienfragen nun gar können wir im Augenblick nicht erwarten. Bei ber Bildung bes Bolke nimmt ja allerdings der Religionsunterricht eine hervorragenbe Stelle ein; also werben auch die Organe der Rirchengemeinschaften stets einen Antheil an der örtlichen Leitung der niederen Schulen haben müssen. Aber heute fällt die örtliche Leitung wie die Inspection der größeren Bezirte ausschließlich den Theologen anheim. Die Gemeinde, ber Rreis sind gerade in den Dingen, die sie am nächsten angehen, in dem Unterricht ihrer Jugend, ohne Organ und ohne Recht. Die Theologie und die Bürcaukratie theilen sich in die Herrschaft ber Schule, und da das Personal der höheren staatlichen Aufsichtsbehörden, der Provinzialschulcollegien wie des Cultusmini= steriums Jahrzehnte hindurch in der Richtung ergänzt ist, die man seit dem Dinister Eichhorn und noch mehr seit tem Minister Raumer für die beilsamste hielt, so dürfen wir die Behauptung aussprechen - trop der formellen Staatsaufsicht beherrscht boch nicht der Staat mit seinen bürgerlichen Zwecken, sondern beherrschen die privilegirten Rirchen mit ihren theologischen Zweden die Boltsschule. Diesem Zustande fann nur abgeholfen werden, einmal durch Aenderung der Bestimmungen des Landrechts über die Lokalaufsicht und durch Bildung von Schulcommifsionen ber Gemeinden, ober wo diese nicht ausreichen, ber größeren Berbande zur lokalen Leitung ber inneren und außeren Schulangelegenheiten, ferner burch die Uebertragung ber Inspection über die Schu-

len bes ganzen Kreises nicht an Theologen, sondern an Pädagogen, beren Thätigkeit mit ber Rreisvertretung in organische Berbindung zu bringen wäre, endlich durch Wiebereinführung eines, auf die rein bürgerlichen und ethiichen Zwede des Volksunterrichts gerichteten, allen exclusiv firchlichen Bestrebungen sich objectiv gegenüberstellenden Beistes in unsere Unterrichtsbehörden. Hier ist ber Punkt, wo auch bas beste Geset allein nicht reicht, weil kein Gesetz individuell genug ist, um die Tendenzen der Berwaltung zu bestimmen. Neue Menschen, neuer Sinn und Wille können uns allein aus den tiefen Uebeln heraushelfen, in die wir seit der 1840 beginnenden Periode der kirchlichpolitischen Romantik gerathen find. Das äußere Kennzeichen bieser Periobe war die Bildung der pietistischen Kreuzzeitungspartei, ihr wissenschaftlicher Ausdruck bas System von Stahl, ihre bestechende Theorie der Begriff vom driftlichen Staat; ihre Wirkung auf die Rirche war die Versteinerung derfelben durch juristische Auffassung der Bekenntnißformeln, und in Folge der Berachtung jeder ernsten philosophischen und historischen Forschung der Zerfall der theologischen Wissenschaften und ein stets sinkendes Niveau der geiftlichen Bildung; ihre Wirkung auf das Volk war ber Zwiespalt zwischen dem Bolksgemüth und der demselben aufgedrungenen manirirten Form von moderner Gläubigkeit, eine Entfremdung der gebildeten Rlassen von der Rirche, eine Beschränkung des Einflusses berfelben auf einen täglich mehr zusammenschwindenden Theil ber Bevölkerung. Wie die protestantische Rirche aus diesem Verhängniß heraustommen foll, wie sie wieder Boltstirche, Kirche aller Stände, aller Bilbungs= stufen werden kann, das haben wir hier nicht zu untersuchen, das Geheimniß wird zu einem guten Theil in einer lebendigen Gestaltung der firchlichen Berfassung liegen. Der Staat aber, ter zu seinen steuerzahlenden Unterthanen Protestanten und Katholiken, Dissidenten und Juden, dogmatisch Gläubige und bogmatisch Ungläubige zählt, kann aus diesem Gewirr nur herauskommen, wenn er ben erhabnen Beruf festhält, über folden Gegenfäten zu steben, wenn er sein Unterrichtswesen — unbeschadet der Theilnahme des Pfarrers an der ört= lichen Aufsicht der bürgerlichen Gemeinde über ihre Schule -- schlechterdings aus aller Theologie und allen theologisirenden Gesichtspunkten berausstellt.

Für die Einrichtung der öffentlichen Boltsschulen empfiehlt die Berfassung Art. 24 die niöglichste Berücksichtigung der confessionellen Berhältnisse. Damit ist ausgesprochen, daß die gleiche Rücksicht für die höheren Unterrichtsanstalten nicht gelten soll. Auch außer der Berfassung existirt schlechterdings kein Gesetz, welches den consessionellen Charafter höheren Schulen vorschriebe. Wo also nicht nach dem Willen des Stifters eine Schule jenen Charafter hat, wie das z. B. bei den Gymnassien der Fall ist, deren Gründung in die alten Zeiten der Bermengung von Schule und Rirche hineinreicht, da ist sie auch gesetzlich keine consessionelle Anstalt. Gleichwohl behauptet das Cultusministerium, daß alle unsere Gymnassien, Realschulen und höheren Bürgerschulen entweder evangelisch, oder katholisch oder in einzelnen Fällen simultan (Lehrercollegium möglichst halb katholisch, halb evangelisch, Director zwischen beiden Consessionen wechselnd) seien. Worauf gründet sich diese Behauptung? Bis in die vierziger Jahre hinein dachte man an jene Schablonen nicht, und bei einer großen Zahl von höheren

Anstalten möchte es schwer sein, aus ben Statuten ben confessionellen Charafter nachzuweisen. Erst unter Friedrich Wilhelm IV. tauchte die Theorie auf; die Theorie ward zum Usus, und aus dem Usus leitet man jetzt ein Recht ab. Einer höchst einseitigen, von der Intelligenz des Bolts stets bekämpsten Richtung gelingt es, die Zügel der Unterrichtsverwaltung zu ergreisen; sie trifft Ansordnungen, die mit der bisherigen Entwicklung Preußens, mit dem Stande seiner Bildung, mit den Bedürsnissen einer confessionell getrennten, aber nach bürgerlicher Einheit und Eintracht strebenden Bevölkerung im Widerspruch stes hen. Allenthalben thut sich dieser Witerspruch kund, aber der Wille der kleinen Minorität hat die Macht, er setzt sich einige Jahre oder Jahrzehnte durch, und nun wird, was früher modern und unhistorisch war, für berechtigte Praxis, sür Berwaltungsrecht erklärt.

So sind die Schablonen entstanden, gegen welche von dem Augenblick an der Rampf wieder aufwachen mußte, wo die nationale Idee, der bürgerliche Zwed, der einigende Beruf des Staats den definitiven Sieg über jene tranthafte Mischung von Beltlichem und Geistlichem gewann, wie sie in ben Gerlach und Stahl verkörpert war. Das Wühlen gegen die Union, das Hervorkehren ber confessionalistischen Spitzen, die Berdächtigung aller ethischen und religiösen Ibeen, wenn sie nicht auf solchem zugespitzten Confessionalismus beruhen, und da unsere gesammte neuere Bildung nicht darauf beruht, die Berdächtigung diefer Bildung überhaupt, das Einführen der kirchlichen Differenzen in die Anstalten, wo biese Bildung gewonnen werden foll, bamit sie bie verlorene specifische Färbung wiedererhalte — alle diese Bestrebungen laufen auf ein Ziel zusammen, das dem Interesse des Staats entgegengesetzt ift. Denn der Staat muß die Einheit in ben Gemüthern seiner Bürger und nicht die Gegensätze fördern; er soll — natürlich ohne Zwang und Gewalt — dahin streben, daß das Bewußtsein, welches jeder Einzelne als Preuße, als Deutscher hat, weit stärker sei, als das, welches er als Ratholit ober Protestant, als Dissident ober Jude, als Strenggläubiger oder Rationalist haben kann. Und wo nun die Burger ihrerseits bem Streben entgegenkommen, wo sie ihre höheren Schulen in einträchtigem Sinn allen Confessionen öffnen wollen, ba verleugnet der Staat unserer Meinung nach sich selbst, wenn er sie hindert.

Auf diesen praktischen Punkt beschränken wir den Rest unserer Betrachtung. Da ist eine große Commune, die aus Evangelischen und Katholiken, aus Dissibenten und Juden besteht. Sie alle zahlen Steuern, sie alle decken, wenn es Noth thut, mit den Leibern ihrer wehrtüchtigen Männer die Existenz des Staats. Unter ihren legitimen Wortsührern, der städtischen Behörden, sind alle Bekenntnisse vertreten. Katholische und Evangelische beschließen einmüthig, ein Symnassum, eine Realschule zu gründen, die der Bildung ihrer Jugend, aber nicht einer bestimmten Kirche geweiht werden soll. Sie beschließen das aus sehr gewichtigen Gründen. Die Schulen sollen aus den städtischen Mitteln erbant werden, zu denen alle Bewohner beitragen; aber die Mittel reichen nicht aus, um für jede der vielen Consessionen eine besondere Anstalt zu gründen. Die städtischen Behörden wollen das auch nicht; sie sühlen sich als ein Sanzes, das zwar im Glauben getrennt, aber in allem bürgerlichen Thun und Denken

geeint ist. Sie haben die Erfahrung gemacht, wohin das Hineintragen der Glaubensunterschiede in ihr Unterrichtswesen führt. Da wird von den Confessionen eifrig nachgerechnet, ob die Zahl der Anstalten, der Lehrer wohl auch dem Bevölkerungs= und Steuerverhältniß entspricht. Jede Partei glaubt sich verkürzt; es eutsteht ein widerwärtiges Abrechnen, ein gehässiger Zank; es werden Leidenschaften geweckt, die der Einheit der Gemeinde gefährlich sind. Die Bertreter der Gemeinde wollen solcher Rivalität durch die Begründung confessionsloser Anstalten ausbiegen. Da ist aber in der Stadt eine extreme Partei, eine ultra= montane z. B., welche jede Schule nur als Organ für ihre clerikalen Zwecke betrachtet, bie setzt gegen den Beschluß ber städtischen Behörden himmel und Hölle in Bewegung. Mit der gewöhnlichen Phrase von dem schlimmen Zeitgeist, von bem beillofen Indifferentismus, ben eine nicht auf die Spite bes Dogma's gestellte Bildungsanstalt verbreite, wendet sie sich an die Aufsichts= behörden des Staats. Wen haben diese Behörden zu hören, — die legitimen Bertreter der Stadt oder eine wilde Partei? Wonach haben sie die Wünsche der katholischen, evangelischen u. s. w. Einwohnerschaft zu bemessen, - nach dem Botum der katholischen, evangelischen u. s. w. städtischen Bertreter, die bas Gesetz zu solchen Bertretern gemacht hat, ober nach dem Botum einer unbetanuten Maffe, beren Unterschriften burch wer weiß welche Ginflusse zusammen= getrieben sind?

Alle Gründe der Legitimität, ber Ordnung sprechen für das Erstere. spricht insbesondere bafür auch der Grund, daß wenn es einer Commune nicht mehr gestattet sein foll, in den Schranken tes Gesets mit ihrem eigenen Gelb eine höhere Schule zu errichten, nur deshalb weil dieselbe nicht einer bestimmten Rirche geweiht ist - bag bann von irgend einer Selbständigkeit bes communalen Lebens gegenüber der Berwaltung wohl nicht mehr geredet werden Die Commune will ja nach keiner Richtung die Rechte des Staats beschränken. Dem Staat bleibt bas Aufsichtsrecht, die Bestätigung des Lehrplans und der Lehrer, die Prüfung der Schulen. Die Commune will sich zwar in der Wahl ihrer Lehrer an eine bestimmte Confession nicht im Voraus binden, aber wenn nun das Schreckliche geschehen sollte, daß ein Jude etwa für den Unterrichtszweig der Mathematik und Naturwiffenschaften gewählt wird, so kann ber Staat ja im individuellen Fall durch Berfagung der Bestätigung bieses Unglück noch immer verhüten. Und ist denn wirklich die confessionelle Einheit des Lehrpersonals für den pädagogischen Zweck einer höheren Unterrichtsanstalt so nöthig? Ja — Einheit ist nöthig, Einheit in den padagogischen Grundbegriffen und der Berufstlichtigkeit, in der hingebenden Arbeit, in dem sittlichen Ernst der Lebensanschanung, — furz in allem, was den idealen Menschen von dem gemeinen trennt; aber nur nicht die Einheit in der Confession - diese Einheit schlitzt nicht vor der Gemeinheit. Es ist immer wieder der alte romantische Grundirrthum, ber sich in den scheinbar tieffinnigen Sat kleibet: ber pabagogische Zweck fordere den Confessionalismus. Ja wir wollen unserer Jugend nicht blos Renntnisse beibringen, wir wollen fie erziehen, wir wollen den Berstand schärfen, bas Gemuth weden, ben Willen fraftigen, ben Charafter stählen; aber die Mittel, die wir dabei anwenden, die Gewöhnung an Zucht und Ordnung, die Gewöhnung an die Strenge ber Arbeit, die Unterordnung ber individuellen Willführ unter die große Gesetmäßigkeit der objectiven Dinge, die Anspannung und Aufmerksamkeit, ber Fleiß und die Pflichttreue, die Schärfung bes Urtheils, ber Zusammenhang tes Denkens, die Begeisterung für bas Große und Gute in ber Menschengeschichte, Die Begeisterung für den Staat, das Ba= terland, die Nation, die treue Anhänglichkeit an das Fürstengeschlecht, mit welchem die Borsehung unsere heimische Geschichte und alles Höchste und Beste in ihr verknüpft hat seit Jahrhunderten — wo beruht denn irgend Etwas von diesen Momenten der Jugenderziehung auf Eurem confessionalistischen Dogma? Die Forderung dieses Confessionalismus, sie ist, wenn nichts schlimmeres, eine romantische Selbsttäuschung, entsprungen in jener Zeit, als tie Berirrungen unserer Philosophie und die Schrecken einer mit ber Geschichte brechenden Revolution einen Rückschlag hervorriefen und in schwachen, mit der Wissenschaft nur als Dilettanten vertrauten Gemüthern eine krankhafte Reigung für die Wiederherstellung der Zustände weckten, wie sie in Kirche und Staat etwa vor brei Jahrhunderten vorhanden maren.

Doch wir brechen hier ab. Wir fürchten, daß das lange nicht erschöpfte Thema uns schon zu weit geführt hat. Aber unsere Leser wissen, wie jedes Volk und vor allem das deutsche Bolk burch nichts niehr aufgeregt, gereizt, verstimmt wird, als durch den Gingriff in die innersten Gebiete seines Berzens und Gewissens, in die Gebiete des Religiösen, der Erziehung, des Unterrichts. Wenn unsere Beamten die Gewohnheit hatten, nicht blos mit den kleinen Rreifen der specifischen Gesinnungsgenossen, sondern mit allen Volksschichten zu verkehren, sie würden mit Beforgniß bemerken, wie viel, so leicht zu vermeidendes Aergerniß in unferen neuen Provinzen, in unseren großen Communen durch die Grundsätze der Unterrichtsverwaltung veranlaßt wird. Nur wegen dieser politischen Folgen haben wir die Frage so eingehend behandelt. Es treibt uns lediglich die Sorge, daß das schwere Werk unserer nationalen Politik burch geradezu unbegreifliche, weil so leicht vermeidbare Fehler über jede Ahnung hinaus schwieriger gemacht wird. Was uns und was weite Kreise hier allein berubigt, das ist die Gewißheit, daß ber König mit seinem ruhigen, klaren Blick auch hier auf der Seite der verständigen Bunsche seines Bolts steht. Daß Graf Bismark in dieser Zeit ber höchsten politischen Aufgaben nicht wünschen kann, ben Entwickelungsprozeß, der das Resultat tes Jahres 1866 ift, durch vollkommen mußige Streitigkeiten beeinträchtigt zu sehen, dies versteht sich für jeden logischen Ropf von selbst. So viel wir wissen, ist selbst die Mehrheit des Staatsministeriums ben confessionalistischen Theorien abgeneigt. Das ist bie Lage. König und Volk und jede politische Erwägung stehen auf der einen, - jene kleine Partei mit den Reminiscenzen der Olmützer Bußtheologie steht auf der anderen Seite. Wir sind nicht zweifelhaft wer den Sieg gewinnen wird.

B.

Notizen.

Nachdem uns Gneist's epochemachenben Arbeiten liber englisches Berfassunge= und Berwaltungerecht ein tieferes Berständniß ber eigentlichen Grund= lagen der englischen Staatsorganisation geöffnet haben, ist den Darstellungen über bas System und bie Geschichte ber parlamentarischen Regierung, über bas Parlamentsverfahren u. f. w., die von jenseits des Ranals zu uns berüberkommen, eine erhöhte Theilnahme gesichert. Denn begreifen wir auf der einen Seite jest besser als früher, daß die brittischen Institutionen auf socialen Grundlagen beruhen, die von den unsrigen weit abweichen, und daß sie daher nicht unmittelbar übertragbar sind, so haben wir andererseits auch erfahren, welche Fülle von Belehrungen über die Prinzipien der Gelbstregierung, über den Zusammenhang von Berwaltung und Berfassung, über die Praxis des parlamen= tarischen Lebens wir aus dem Studium der englischen Berhältnisse schöpfen tonnen. Sie sind für unsere constitutionellen Bestrebungen zwar kein birect nachzuahmendes, aber doch das einzige anleitende und berichtigende Borbild. Das neueste Werk über bie "Parlamentarische Regierung in England, ihre Entstehung, Entwickelung und praktische Gestaltung von Alpheus Todb, Band I., übersett von R. Agmann (Berlin bei Springer 1869)" ift nicht im englischen Mutterland, sondern im entfernten Canada entstanden. Der Ber= fasser, Bibliothekar des Reprasentantenhauses in Canada, schrieb für den Ge= brauch der vereinigten Legislative seiner Colonie zunächst ein Handbuch über die Parlamentspraxis und machte sich dann an die größere Aufgabe, das poli= tische Spstem, das damals von dem Mutterlande auf die Colonie übertragen wurde, in seinen Hauptsactoren und deren gegenseitigem Wirken barzustellen. Sein Buch follte ein Compendium des constitutionellen Wissens sein und als solches theils in den Colonien und England als praktischer Führer dienen, theils dem europäischen Continent die eigenthümlichen Züge der parlamentarischen Regierungsform im genauen Detail zeichnen. Das in bem Werk aufgespeicherte Material an Präcedenzfällen aus den Parlamentsverhandlungen, an Zeugnissen von Rednern und Staatsmännern u. f. w. zur Feststellung der einzelnen Fragen ist sehr reich. Ein näheres Eingehen auf bas Neue, was bas Buch bietet, behalten wir uns für eine andere Gelegenheit vor. Es sei nur noch bemerkt, daß der Herr Uebersetzer seine keineswegs leichte Aufgabe durch ebenso präcise und sachkundige, wie gewandte und geschmackvolle Uebertragung vortrefflich ge= löst hat.

Wir erfüllen eine zu unserm Bedauern bisher versäumte Pflicht, indem wir diejenigen unser Leser, welche bei der Ausübung ihres Beruses eines statistische politischen Hilfsbuchs bedürfen, das "Handbuch für Staatenstunde, politische Statistis aller Culturländer der Erde, von Dr. B. Kellner (Leipzig bei v. Quandt und Händel), empsehlen. Der Versasser, früher in einer süddeutschen Stadt als Publicist thätig und der nationalspreußischen Richtung angehörend, hat während der Stürme von 1865—66 seiner politischen Besinnung die größten persönlichen Opfer bringen müssen. Sein Buch zeichnet sich durch unparteissche und gedrängte Zusammenstellung der Thatsachen aus; es beschränkt sich nicht auf die Elemente des Staatslebens, welche sich präcis durch Zahlen ausdrücken lassen, sondern enthält auch die Hauptpunkte der Berfassungen, der Verwaltungs und Gerichtseinrichtungen. Es beschreibt in alphabetischer Reihensolge 38 Culturstaaten nach den Rubriken: Umfang und Bevölkerung, Staatssversassung und Verwaltung, Gemeindeversassung und Verichtswesen, Finanzen, internationale Verhältnisse, Krigsmacht und Handelsslotte. Das Handbuch ers

schien, als die Geschicke Deutschlands sich in ihrer entscheidenden Wendung bestanden, und so ist der reicklich und mit richtiger Hervorhebung des Wesentlichen auszestattete Abschnitt über Deutschland (er nimmt, Preußen eingerechnet, von 540 Seiten 150 in Anspruch), zum Theil von den Ereignissen überholt. Sonst aber enthält das Buch die neuesten Angaben, welche dis zum Frühjahr 1866 gemacht werden konnten, z. B. für Schweden neben den Grundzügen der alten Verfassung auch bereits die Reformen von 1865. Wir wünschen, daß der Herr Verfasser bald in die Lage komme, in seinem sür alle praktischen Politiker sehr brauchbaren Werk die neuesten politischen Veränderungen nachzutragen und einzelne Incorrektheiten des Druckes zu beseitigen.

"Frankfurts Schmerzensschrei und Berwandtes" ist ber Titel einer fürzlich erschienen Broschure von Dr. Karl Braun (Leipzig D. Wiegand), die mit Unrecht in Frankfurt, wie man une fagt, Erbitterung hervorgerufen Denn wer diese humoristischen Stizzen unbefangen liest, muß die Empfinbung gewinnen, daß hinter bem humor sich ein wohlwollendes Gemüth verbirgt, daß ber Herr Berfasser das alte Zopfthum und die Enge der particularistischen Besichtspunkte nur geißelt, weil er überzeugt ift, daß erst mit ber Beseitigung dieser Schäden die durch so viel Borzüge der Natur, der Berkehrsverbindungen und des Kapitals ausgezeichnete und als Hauptort des deutschen Südwestens gleichsam prädestinirte Stadt ihre rechte Entwidelung finden kann. Aber Diese Entwickelung hat eine Borbedingung — Die Anerkennung der vollzogenen weltgeschichtlichen Thatsachen. Hätte im Jahre 1866 bie alte Reichsstadt sich nicht von einer Strömung leiten lassen, welche die Klugheiteregel vergaß, daß wo die Großen auf einander losgeben die Kleinen wohlthun sich zuruckzuhalten, so könnte Frankfurt jetzt eine Stellung im norddeutschen Bunde einnehmen wie Hamburg oder Bremen. Dieselbe Strömung verhindert heute die Bersöhnung der Gemüther mit den Thatsachen, die unwiderruflich sind — unwiderruflich, so lange ein wehrhaftes preußisches Bolk existirt. Heute kann eine jede Partei in den neuen Provinzen, sei sie so liberal ober demotratisch als sie wolle, für ihre eigene Beimat nur wohlthätig wirken, wenn sie so verständig ist, jene Unwiderruflichkeit zu begreifen, wenn fie innerhalb bes Staats, bem fie nunmehr angehört, die Güter des freien selbständigen Bürgerthums erstrebt. Stellt sie sich außerhalb, negirt sie ben Staat, ber der jugendkräftigste und stärkste von allen in Europa ist, so wird sie ihn wenig aufhalten, wohl aber sich selbst ruiniren, und was schlimmer ist, die Heilung der Wunden ihres lokalen Gemeinwesens Jahr um Jahr hinausschlevven.

Thüre zum letzten Vorsaal entgegen; der König blieb rechts, der Kronprinz links in der Thüre stehen. Napoleon rief beim Erbliden des Kronprinzen: "Ah!" worauf der König sagte: "il est dien grand pour son age!" Napoleon um-armte den Kronprinzen, berührte das rechte Ohr desselben, sagte: "il y a quelquechose du Grand Frederic!" und sührte die hohen Gäste in das Innere seiner Gemächer. Der König konnte trotz der angenommenen sehr höslichen und verdindlichen Formen einen gewissen, die Unzufriedenheit über die augenblickliche Lage verrathenden Zwang nicht verleugnen, was einen der Großen aus dem Gesolge Napoleons zu der Bemerkung verleitete: "le roi de Prusse a l'air d'un renard, que l'on tire par la queue!"

Den beiden Monarchen von Destreich und Preußen wurden bei jeder Gelegenheit — wann und wo sie sich öffentlich zeigten — die unzweideutigsten
Beweise alt gewohnter, herzlicher Liebe und Verehrung der Bewohner Dresdens. Bei dem seierlichen Einzug und Empfang des Kaisers Franz hatte der Jubel-Ruf des Boltes bereits an der grünen Wiese begonnen, und dann den Monarchen dis in's Pirnaische Thor begleitet; von da an aber sorderten beauftragte Personen, die hinter der am Truppen-Spalier gedrängten Menge
standen, die Anwesenden zur Stille auf; vermuthlich, um Napoleon nicht zu
kränken, stir welchen weder bei seinem Einzuge, noch bei irgend einer Gelegenbeit sich eine Stimme erhoben hatte. Dieser Sorge sür Napoleons Stimmung
ist wahrscheinlich auch der gebührende Empfang des Königs von Preußen geopfert worden.*)

Während der ersten Borstellung der fremden und einheimischen Notabilitäten nach beendeten petites et grandes Entrées, nachdem die Flügelthüren aufsgerissen waren, der Thürhüter sein: "l'Empereur!" gebrüllt, und die Anwessenden in Eile einen weiten Halbtreis gebildet hatten, schlich Erzähler dieser Anesdeten außerhalb des Kreises in gleicher Höhe mit dem wandernden Naposleon, um wo möglich etwas von den Aeußerungen des Kaisers zu erhaschen. Der sächsische Ober-Rammerherr, Baron von Friesen, welcher vom König von Sachsen zum Dienst als Oberhofmeister bei Napoleon bestimmt war, stellte vor. Beim russischen Sesanden, Herrn v. Canicos, sagte Napoleon sehr laut: "Ah! ancienne connoissance!" sprach dann ziemlich lange, doch in der Entssernung unhördar, aber sehr freundlich mit dem Gesandten. Der daneben stehende sächsische Minister, Graf Hopfgarten, ward als: Ministre du cadinet ausgesührt. Napoleon fragte: "quel département?" Die Antwort laustete aus Zerstreuung oder aus Gewohnheit an eine alte damals in Sachsen übliche Benennung des Inneren: "département domestique!" Napoleon

^{*)} Die Vermuthung des Generals ist begründet. Wir wissen jetzt aus den Memoiren des Grasen Senfft, daß Napoleon ausdrücklich verboten hatte, den König von Preußen mit denselben Ehren wie den Kaiser von Desterreich zu empfangen. Uebrisgens erstreckte sich Napoleons Höslichkeit auch auf seinen königlichen Wirth. Er lud den Kaiser Franz im Dresdner Schlosse täglich zu Tische, während König Friedrich August als eine Person von niederem Range nur einen Tag um den anderen dieser Ehre gewürdigt wurde.

fragte: "qu'est ce que domestique?" worauf der Graf Hopfgarten mit Würde entgegnete: "Sire! l'intérieur!" und Napoleon: "bien, bon!" Bei Vorstels lung der Conserenz-Minister fragte Napoleon nach dem Ministre de justice et des sinances, und auf Entgegnung: "Sire il n'y en a pas!" (damals nämslich stand der Regierungs-Ranzler an der Spize der Justiz-Pflege und ein Prässident an der Spize der Finanzen;) erwiderte Napoleon mit einem ironischen Lächeln: "Ah il n'y en a pas! bien, bon!" — Zu dem regierenden Fürsten Renß-Edersdorf Heinrich LI. sagte Napoleon ebensalls: "ancienne connoissance!" und frug dann den Fürsten: "quelle unisorme portez Vous?" der Fürst antwortete: "Sire je porte l'unisorme de notre contingent!" worauf Napoleon erwiderte: "Vous êtes donc Colonel dans Votre propre contingent!" vermuthlich, weil der Fürst Oberst-Epauletten trug.

Bei einer großen musitalischen Atademie, gegeben in dem zu einem Saal umgewandelten alten großen Opernhaus, konnte Napoleon von dem hohen alterthümlichen Armstuhl den Fußboden nicht erreichen, baumelte stets mit den Füßen, nahm unaushörlich Tabak, schaute oft nach dem Plasond, und schien überhaupt in einem Zustand unruhiger Erwartung. Während seiner Fußbewegungen siel ihm einmal das Programm der Atademie vom Schoos herab; die Rönigin von Sachsen, welche Napoleon zur Linken saß, beeilte sich in der Zerstreuung das Papier auszuheben und ihrem Nachbar zu überreichen. Rapoleon schien so viel Takt zu haben, die Zerstreuung der Königin nicht bemerzten zu wollen, wandte sich sprechend gegen die ihm zur Rechten sitzende Kaiserin von Oestreich und griff blind maschinenmäßig nach dem Blatt.

Bei dem am Abend vor der Abreise beim König von Sachsen stattgehabeten Bankett, wo alle Gesichter der hohen Gäste in Folge großer Hitze glühten, sas Napoleon ohne alle Färbung der ihm eignen blutlos scheinenden Gesichtssarbe wie der steinerne Gast, wortarm und scheinbar mit trüben Gedanken besichäftigt. Nach ausgehobener Tasel, nachdem die Anwesenden sich zurückgezogen hatten, begleitete der König von Sachsen das französsische Herrscher=Paar. In der Mitte des Nebengemaches, wo der ganze Dienst versammelt war, wandte Napoleon sich gegen den nacheilenden König und saste ziemlich barsch in merksdarer Ungeduld: "j'ai dejá prié Votre Majesté, de ne pas s'incommoder plus loin!" ergriss die Kaiserin, welche dem alten ehrwürdigen König vermuthslich noch etwas Verbindliches sagen wollte, unsanst am Arm und rief etwas roh: "venez done!"

Der Kaiser von Destreich reiste den Tag nach Napoleons Abreise und der König von Preußen mit dem Kronprinzen den zweiten Tag darauf von Dresden ab. Der König suhr am frühen Morgen, nachdem er den Abend zuvor sich bereits vom König von Sachsen und der königlichen Familie beurlaubt hatte, noch nach der Festung Königstein, wo er zu Mittag speiste. Auf dem Kückweg hielten unweit des Dorfes Leuben auf der Straße von Pirna nach Dresden der König und die Königin von Sachsen, um den König und den Kronprinzen von Preußen noch zu sehen und ein herzliches Lebewohl zu sagen. Die hohen Herrschaften stiegen

aus ben Wagen, und ber herzlichste Abschied auf offener Strafe erquidte bie Bemüther der redlich Theilnehmenden. Der gemüthreiche König von Preußen war sichtlich ergriffen und so heiter gestimmt, bag er noch in Meißen gegen Gewohnheit und Neigung den Einwohnern den Eingang in das Tafelzimmer während der Abendmahlzeit gestattete, ja felbst nach der Tafel in der erleuchteten Stadt in Mitte des ihn umdrängenden laut jubelnden Bolkes umberging. Leider wurde die vortheilhafte Stimmung des Preußischen Monarchen durch verfehlte Maagregeln res General-Lieutenauts von Zeschau wieder gestört. Der König hatte nämlich gegen den König von Sachsen den Wunsch geäußert, die neu erbaute, der Bollendung nahe Festung Torgau auf der Rückreise besehen zu dürfen, und bem General-Lieutenant von Zeschau waren angeblich die deshalb nöthigen Beranstaltungen übertragen. Dieser war so überzeugt von der Unfehlbarkeit seiner Anordnungen, daß er in Meißen tas Anerbieten des Oberst von Bieth, die Nacht bis Torgau voraus zu eilen, um zu Bernieidung möglichen Irrthums die genaue Befolgung der gegebenen Befehle einzuschärfen, abwies. Dennoch mußten diese Befehle so wenig bestimmt ausgedrückt gewesen sein, daß sie ganglich mißverstanden werden konnten; benn die neuen Pferde waren weit außer= halb der Festung auf der Poststraße aufgestellt, und die königl. Herrschaften mußten die Reise, ohne Torgau zu berühren, fortsetzen. Diese - wir wollen hoffen — zufälligen Diigverständnisse hatten einen so üblen Eindruck gemacht, daß der König denselben Abend in Wörlitz, wo er speiste und die Nacht zu= brachte, bem sich beurlaubenden Oberst von Bieth ziemlich aufgeregt sagte: "man hat mich nicht nach Torgau eingelassen; ich hätte doch gewiß nicht spionirt!" und schwer glauben zu wollen schien, daß höhere bestimmt gegebene Besehle migverstanden werden könnten. — Ob der Befehlshaber in Torgau wegen seines Irrihums oder Ungehorsams zur Berantwortung gezogen worden, ist unbetannt geblieben. *)

Der Verfasser schildert darauf die Ereignisse des Frühjahrs 1813.

Der russische Oberst Brendel, unterrichtet von dem Abzuge der Franzosen und von der freundlichen Stimmung der Dresdener Einwohner, rückte mit der Spitze der Borhut in die Altstadt; der General-Lieutenant Baron Winzingerode, Commandant der Avantgarde der verbündeten russischen und preußischen Arsmeen, besetzte die Neustadt, und schickte einen Rosafen-Rittmeister, gebornen Niederländer, an den General Bieth mit der Bersicherung freundschaftlicher Gesinsnungen und der Anerkennung desselben als Kommandant von Dresden. Der

^{*)} Zur Beleuchtung dieses Misverständnisses erinnern wir daran, daß man in Sachssen während des Winters 18^{11} , alle Anstalten getroffen hatte um die Armee in Preußen einmarschiren zu lassen. Die Unterwerfung Preußens unter Napoleons Besehle, durch den Vertrag vom 24. Febr. 1812, ließ jenen Plan nicht zur Ausssührung kommen. — General v. Zeschau zählte zu der französischen Partei und widersetze sich während der Schlacht von Leipzig dem Uebergange der sächsischen Truppen zu den Berbündeten. —

General Bieth begab sich sofort zum General Winzingerobe und ward von tiefem auf die liebreichste Weise empfangen. Der russische Feldherr verlangte die
Schlüssel von Dresden. Bei Ermangelung der schließbaren Thore und also
auch der Schlüssel wurde unter den im Rathhaus befindlichen alten Schlüsseln
— vermuthlich Hausschlüssel — der größte gewählt, und auf einem Sammettissen durch eine vom General Vieth angesührte Rathsdeputation dem General Winzingerode überreicht. Dieser Schlüssel ist unverzüglich dem Kaiser Alexander durch einen Courier übersendet worden, und hat dem General Winzingerode für diese friedliche Einnahme Oresdens einen — wenn wir nicht irren, AlexanderNewsti-Orden gebracht.

Dresten konnte sich ber freundlichen und wohlwollenden Gesinnungen des General-Lieutenants Winzingerode nur rühmen; jedoch nahm er dem General Bieth, nachdem er benselben doch als Rommandant von Dresden anerkannt hatte, den Degen ab, erklärte ihn zum Kriegsgefangenen und verlangte deffen schriftliches Ehrenwort: "während dieses Feldzuges nicht nur nicht gegen die Allirten zu dienen, sondern auch jeder Art von Berbindung mit den Franzosen und beren Berbündeten zu entsagen." Auf seinen Befehl mußte Bieth die gleiche Magregel bei allen in Dresten befindlichen sächsischen Generalen und Offizieren — alles alte ganz invalide Männer — und bei allen anwesenden Polen von Militär und Civil treffen. Rachbem diefer Befehl punktlich befolgt und eine Namen-Liste ber nun Kriegsgefangenen nebst beren eigenhändig unterzeichnetem Chrenwort dem russischen Befehlshaber überreicht war, gab dieser auf einem ihm von den Behörden im Hotel de Pologne veranstalteten Ball bem General Bieth vor allen Anwesenden den Degen zurück, befahl ihm, allen erwähnten Generalen und Offizieren ebenfalls die Degen wieder zu geben, und ihnen sowie den Polen ihre volle Freiheit zu verkünden, und bestätigte ihn im Commando von Dresden, setzte ihm aber einen russischen Commandanten zur Seite in der Person des edlen wahrhaft menschenfreundlichen Obersten von Beibeken. —

Balb trasen ber Minister Freiherr von Stein und mehrere Tage später die beiden verbundenen Monarchen von Außland und Preußen mit der Haupts- Armee in und um Dresden ein. Der Minister Stein war bereits früher durch Bemühung einiger Freunde vortheilhaft für den General Bieth gestimmt worsden und trat sofort nach seiner Ankunft mit demselben in genaue Berbindung; es wurde daher letzterem leicht, das volle Bertrauen des Baron Stein, dieses damals surchtbar gewaltigen und klugen, in seinen Zwecken immer kräftigen und consequenten, in den Mitteln hingegen oft inconsequenten und unstäten, zu sehr von Leidenschaft geleiteten Mannes zu erwerben, und die Richtungen seines von leidenschaftlichem Haß gegen den König von Sachsen getriebenen Sinnes zu ersforschen.

Einige sächsische mit dem Minister Stein und andern Behörden der Berbündeten bekannte Männer, unter andern der edle als Menschen- und Baterlands-Freund längst bewährte Herr von Miltit auf Siebeneichen (gegenwärtig

Die Schlacht von Königgrätz.

"In historischen Sachen muß man ben Waffertropfen sammeln, um eine Strömung zu gewinnen."

Barnhagen von Enfe.

II.

Anmarsch und Eingreifen der II. Armee. Ausharren der I. Armee. Eroberung von Problus und Chlum.

Man spricht oftmals von einer Schlacht als einem großen Drama; es ist vielleicht interessant, bem Bergleich einmal näher zu treten. — Die älteste tragische Kunst, wie die moderne Technik des Dramas, heben deutlich drei Momente von einander ab: Beginn des Kampfes, Höhepunkt und Katastrophe. Diese stehn für alle Verhältnisse fest, und sie bedingen auch die Dreitheilung unserer Darstellung der Schlacht. — In diesen Hauptmomenten selbst aber tritt, je reicher bie Handlung angelegt ist, um so erkennbarer, noch eine weitere Entwickelung auf. In ber Einleitung, bem ersten Akte, unterscheiden sich die formale Exposition und "bas aufregende Moment," b. h. ber Beginn ber Steigerung; ber zweite Aft bringt die Steigerung selbst mit ihren Einzelconflicten und ihrem stufenweisen Wachsen; bann folgt ber Akt bes Höhepunktes, eng um eine große gewaltige Scene gruppirt, in der sich "das tragische Moment" und oft auch eine erschütternde unerwartete Wendung concentrirt: die "Perspetie" des Dramas. Von hier führt der Akt der Umkehr abermals stufenweise in sinkender Bahn hinab zum letten Akt, zur Katastrophe.

Diese ganze Gestaltung sinden wir wieder bei der Betrachtung einer Schlacht, wie die von Königgrätz. — Wir haben im ersten Afte unserer Darstellung mit der formalen Exposition begonnen, die einen großen Raum einnehmen mußte, weil wir zugleich mit ihr auch den Schauplatz selbst, sowie die Besetzung der vornehmsten Rollen anzugeben hatten. "Das aufregende Moment" stellte sich dann überaus anschaulich dar in den Folgen der Recognoscirungen: den Dispositionen des Prinzen Friedrich Karl, dem nächtlichen Kriegsrath und dem Entschluß des königslichen Feldherrn. — Nun begann die Steigerung mit dem Betreten des Schlachtseldes. Erste Stufe: Uebergang über die Bistritz; zweite

Stufe: Kampf um ben Swipwald und um das Hola-Gehölz von Sastowa. Auf dieser Entwickelungsstuse ließen wir den Borhang fallen. Jett, da er sich wieder hebt, haben neue Pelden aufzutreten; und weil die unsgeheure Größe des Schlacht-Amphitheaters nicht alle seine Theile gleichzeitig zu überschauen gestattete, so müssen wir zunächst rückwärts blicken, bis auch diese neuen Pelden der Steigerung erste Stufe emporgeklommen sind, müssen sie dann den Mitstreitern vereinigen und endlich die ganze Schaar der Helden, Kampsgenossen und Gegner, dem Höhepunkte der gewaltigen Tragödie entzegensühren, deren surchtbar-großartige Peripestie sich auf der Höhe von Chlum vollzieht.

1. Anmarsch und Eingreifen der II. Armec. Ausharren der I. Armee.

Bergegenwärtigen wir uns noch einmal in aller Kürze die Aufstellung der kronprinzlichen (schlesischen oder II.) Armee in der Nacht vom 2. zum 3. Juli.

Ihre Front bezeichnet die Linie: Gradlitz-Königinhof Prausnit, welches lettere eine Meile nordwestlich von Königinhof (außerhalb unseres Planes) gelegen ist. Bei Gradlitz standen das V. und VI. Armees Corps mit Avantgarden an der Elbe bei Kukus und Schurz; in Königknschof befand sich das Armees Hauptquartier mit ter 1. Gardes Division, welche ihre Avantgarde über die Elbe hinüber dis Daubrowitz vorgeschoben hatte; bei Prausnitz endlich lagerte das I. Armees Corps mit der Avantzgarde bei Anhlejow, nördlich Niletin.

In zweiter Linie standen die 2. Garbe-Division und die Kavallerie-Division Hartmann: erstere bei Rettendorf, ½ Meile nördlich von Grablit; lettere bei Neustadtl, 1½ Meilen nordwestlich von Königinhof. (Beide außerhalb unseres Planes.)

Es war 4 Uhr morgens, als der Flügel-Adjutant des Königs, Graf Finckenstein, aus Jiein mit dem schon besprochenen, vom General Moltke unterzeichneten Besehl eintras: der Kronprinz solle "die nöthigen Ansordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen Anmarsches des Feindes vorsrücken zu können, und dabei so bald wie möglich eingreisen."

Sofort ertheilte ber Kronprinz die entsprechenden Befehle, um mit drei Corps in der Front und einem in der Reserve die Armee auf dem südlichen Elbuser zu vereinigen. Es wurde nämlich das Garde-Corps auf Jericek und Lhota, das I. Armee-Corps nebst der Kavallerie-Division Hartmann auf Gr. Bürglitz und das VI. Armee-Corps auf Welchow dirigirt und ihm aufgegeben, von hier aus eine Abtheilung

zur Beobachtung der Festung Josephstadt aufzustellen. Das V. Armees Corps sollte 2 Stunden später als das VI. antreten und als Reserve nach Choteborek rücken. Der Aufbruch solle übrigens so bald als möglich erfolgen, Trains und Bagagen aber vorläufig zurückleiben.

Wie man in den leitenden Kreisen über das Bevorstehende dachte, darüber spricht sich ein Nahdetheiligter*) folgendermaßen auß: "Ob es überhaupt bei der I. Armee nur zu Avantgarden-Gesechten kommen, oder ob die entscheidende Schlacht sich heut entwickeln würde, und wenn letzteres der Fall war, in welcher Richtung das wirksamste Eingreisen stattzusinden habe — alles dies waren Fragen, die im weiteren Borgehen auf dem Felde selbst erst ihre Lösung sinden konnten. Vorläusig neigte sich die allgemeine Ansicht noch dahin, daß Feldzeugmeister Benedek wohl schwerlich mit der Elbe im Rücken eine Schlacht annehmen würde, während er sich dieses Flusses als wirksamer Deckung seiner Front bedienen konnte."

Verfügbar für eine Schlacht waren von der Armee tes Kronprinzen:

Inf	anterie= u. Jäger= Bataillons.	Ravallerie= Escabrs.	Artillerie= Battern.	Pionier= Compgn.
Garde=Corps	$23^{3}/_{4}$	16	13	3
I. Armee-Corps .	$23\frac{3}{4}$	21	16	4
VI. = =	17	11	10	2
V	21	9	15	
Kavallerie-Division.		24	2	
Summe: $85^{1}/_{\bullet}$		81	56	9

Von allen Truppen der II. Armee war cs die Avantgarde der 1. Garde-Division, die am weitesten vorwärts stand. Der seit halb acht Uhr zu ihr herübertönende und allmählig immer stärker werdende Kanonendonner brachte Alles in Bewegung: die Pferde wurden gesattelt, die Wagen fahrsertig gemacht, Husaren-Patrouillen vorgesendet.

Ordre de Bataille der Avantgarde der 1. Garde=Division. Kommandeur General=Major v. Alvensleben.

2. Garbe-Infanterie-Brigabe.

Oberst v. Pape.

- 1. u. 2. Bataillon 2. Garbe Regts. z. F.
- 3. u. 4. Compagnie Garbe Jäger Bataillons.

Oberft v. Werber.

1. u. 2. Bataillon Garbe Rufilier : Regts.

Ravallerie.

1. u. 4. Escabron Garbe- Sufaren - Regts.

Artillerie.

Eine 4pfündige und eine 6pfündige Batt. der 1. Fußabtheilung Garde-Feld-Artill.-Regts.

^{*)} Die Theilnahme der II. Armee unter dem Ober-Commando S. R. H.

Um 1/49 Uhr ertheilte ber Generalmaj. v. Alvensleben ben Befehl, baß Oberst v. Pape sich von Liebthal, Oberst v. Werber von Daubrawit aus auf Jericet dirigiren sollte. Die Besehlzettel trugen die besondere Bezeichnung: "Auf Requisition des Generals v. Fransecki, eilig!!"*) In unglaublich kurzer Zeit war angetreten, und gleich nach 9 Uhr begann der Bormarsch. Hufaren-Patrouillen vorauf, ging es ohne allen Zeitverlust rapid vorwärts. "Der heftige Kanonendonner von Sadowa und Benatek entzündete das alte Feuer von Soor und Königinhof," und die Mannschaft trat in so enormer Weise aus, daß trot des vom Regen aufgeweichten Bodens um 1/412 Uhr nicht nur Jericek sondern Zizelowes erreicht ward— 13/4 Meilen in zwei Stunden, gewiß eine seltene Leistung.**)

Unterdeß war auch das Gros der 1. Garde-Division in voller Bewegung. Schon bald nach 6 Uhr war in Königinhof Generalmarsch geschlagen worden, und während es in Strömen vom Himmel goß, wickelten die langen Potsdamer Grenadiere ihre Mäntel und tauschten ihre Bermuthungen darüber aus, was es wohl zu bedeuten habe, daß sie ohne Tornister und in Mügen ausrücken sollten. ***) Um 7 Uhr etwa trat die Division den Bormarsch an: bald begrüßt von dem aus der Ferne drähmenden Kanonendonner, von dem man bei den Truppen ansangs glaubte, er käme von Miletin.

Ordre de Bataille des Gros der 1. Garde=Division.

Divisions-Kommanbeur: Gen.-Lt. Frhr. Hiller v. Gaertringen. Generalstabsoffizier: Maj. v. Ramete.

Rommanbeur bes Gros: Dberft v. Dbernit.

Rombinirte Füsilier Brigate: Oberft v. Ressel.

Füsilier Bataillone 1. u. 2. Garbe Regts. 3. F.

3. Bataillon Garde Füsilier Rgts.

1. u. 2. Compagnie Garbe = Jäger = Bataillons.

1. Garbe-Infanterie-Brigabe: Dberft Anappe v. Anappstäbt.

Grenadier Bataillone 3. Garbe - Regte. z. F.

Grenadier = Bataillone 1. Garbe = Regts. z. F.

Ravallerie: Oberst v. Krosigk.

2. u. 3. Escabron Garbe - Sufaren - Regts.

bes Kronprinzen von Preußen am Feldzuge von 1866. (Bon Major v. Berdy du Bernois vom Generalstabe des Ober-Commandos der II. Armee.) Berlin 1866. A. Bath.

^{*)} Bergleiche ben I. Artitel bieses Aufsatzes Seite 220.

^{**)} Das zweite Garbe-Regiment zu Fuß in dem Feldzuge des Jahres 1866. (Dem Bernehmen nach von v. Pape, damaligem Kommandeur des Regts.) Für die Mannschaften des Regiments geschrieben. Berlin. 1868.

^{***)} Sechs Wochen im Felbe. Bon Dr. Besser, suth. Kirchenrath und Pastor zu Walbenburg in Schlessen. Halle. 1866.

Artillerie: Major Bychelberg.

Eine 4pfündige u. eine 12pfündige Batt. der 1. Fusiabtheilung Garbe-Feld-Artill.-Regts.

Bioniere: Dberft- Lt. Braun.

2. u. 4. Compagnie Garbe - Pionier - Bataillons.

Ein leichtes Felblagareth.

Der Weg, ben dies Gros zurückzulegen hatte, war äußerst beschwerlich; ber lehmige Boben, durch den heftigen Regen aufgeweicht, strengte schon beim Ersteigen des südlichen Plateaus von Daubrawitz Menschen und Pferde ernstlichst an, und die schwierigen Neigungen auf den Berg an, Berg ab gehenden Nebenwegen, welche man betrat, als man sich auf Dubenetz wendete, steigerten diese Anstrengungen fortwährend. Trotzem erreichte die Tete der Division bereits um 11 Uhr Choteborek.

Der 1. Garbe=Division folgte die zweite: die Regimenter Alexans der, Franz, Augusta und Elisabeth. Sie kam nicht wie die 1. Division in Näten und ohne Gepäck, sondern in voller Marschausrüstung, und alle Mann trugen grüne Zweige an den Helmen. Die Kanonade, welche man vernahm, erfuhr bei diesen Truppen die geläusige Erklärung: "Jossephstadt wird beschossen!"*)

Orbre de Bataille der Avantgarde der 2. Garde-Division.

Kommanbeur: Oberft v. Brigelwig.

Füsilier=Bataillone ber Garbe=Grenadier=Regimenter Alexander und Franz. Garbe Schiltzenbataillon.

3. Garbe = Illanen = Regiment.

Eine 4pfündige Batt. ber 3. Fusabtheilung Garbe-F.-A.-Regiments.

3. Compagnie Garbe Bionier Bataillons.

Diese Avantgarbe hatte bereits Königinhof passirt, als ber Besehl einging, daß zunächst die Reserve-Artillerie ber Garbe solgen solle, dann erst die 2. Division und zulett die schwere Kavallerie-Brigade Prinz Alsbrecht Sohn. Damit war die Anmarschordnung der ganzen Garbe bestimmt, und Prinz Hohenlohe setzte sich mit der Artillerie unmittelbar hinter die Avantgarde der 2. Garde-Division. Das Gros der letzteren konnte daher erst nach 11 Uhr das Desilee von Königinhof durchschreiten; aber dieser Durchmarsch gestaltete sich, namentlich als das 2. Bataillon von "Kaiser Franz" kam, förmlich zum Fest. Der Hauptmann der du jour-Compagnie der Besatungstruppen von Königinhof ritt salutirend dem Bataillon entzgegen, und während die Wache am unteren Ende des Marktes das Gewehr präsentirte, rief er mit weithinschallender Stimme: "den Helden von Soor, den Siegern von Trautenau — Hurrah!" Ueber den ganzen

^{*)} Mein Sommer unter den Waffen. Von Theodor Batke, ehem. Gefreiten im Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2. — Berlin. 1867.

Markt hatte sich Spalier gebilbet, die Musik spielte das Preußenlied und tausend Stimmen sangen mit und stimmten ein in das Hoch auf des gessallenen Gauch tapferes Bataillon.*) — Als die Division das Platean von Daubrawitz erstiegen, wurden bereits mehrere brennende Dörfer sichtbar. Man erkannte, daß es zur Schlacht ging. Destlich erblickte man die Kolonnen des V. Armee-Corps, und die Offiziere machten darauf aufsmerksam, daß diese Truppen unter Steinmetz bereits dreimal und mit großer Auszeichnung im Feuer gewesen. Immer beschleunigter wurde nun der Marsch, immer dentlicher und lauter die Kanonade, immer schweigssamer und gespannter die Haltung. Das ungesprochene Wort, das in all' dem mühsamen und unaufhaltsamen Vorwärtsdrängen lag, war das eine: "Gott gebe, daß wir noch zur Zeit kommen!"**)

Das Gros der 2. Garde-Division gehörte, in Folge des Aufenthaltes bei Königinhof, praktisch genommen jetzt wie das V. Armee-Corps dem zweiten Treffen der Armee an. ***) Im ersten Treffen befand sich neben der 1. Garde-Division das VI. Armee-Corps unter dem General der Kavallerie v. Mutius, und zwar zunächst die 11. Division.

Orbre be Bataille ber 11. Infanterie-Division.

Kommanbeur: Gen.-Lt. v. Zastrow.

22. Infanterie-Brigabe: Gen.-Maj. v. Hoffmann. Schles. Füsilier-Regt. Nr. 38.

4. Nieberschlef. Infant.-Regt. Nr. 51.

21. Infanterie-Brigabe: Gen.-Maj. v. Hanenfeld.

3. Nieberschles. Infant.-Regt. Nr. 50.

1. * %r. 10.

2. Fußabtheilung Schles. F. A. Regts. Nr. 6. Maj. Broeder. Eine Spfündige und brei 4pfündige Batterien.

Kombinirte Kavallerie=Brigabe: Oberst=Lt. v. Wichmann.

2. Schles. Dragoner = Regt. Nr. 8.

1. Schles. Husaren Regt. Nr. 4.

Die Avantgarde der Division bildeten das 1. schlesische Husaren-Regt. und das Füsilier Bataillon des Regts. Nr. 50. Sie schlug die Richtung von Stangendorf auf Litic ein. Ihr folgte die 21. Brigade, 4 Batterien hinter dem Tetenbataillon. Die Wege, namentlich diejenigen, welche von Stangendorf zum südwestlichen Thalrand der Elbe emporsührten, waren sast grundlos und dabei so eng, daß die Jusanterie in Reihen, die Artillerie zu Einem marschieren mußte. Der Kanonendonner bezeichnete die

^{*)} Dr. Besser, a. a. D.

^{**)} Befr. Batte, a. a. D.

^{***)} Daher ist eine Spezification ber Orbres be Bataille bieser Truppen hier zu umgeben.

Richtung des Vormarsches und beschleunigte ihn zugleich; aber es erwies sich als unmöglich, aufgeschlossen zu bleiben. Man entschloß sich gegen 9 Uhr, der Avantgarde und der Artillerie Vorsprung zu geben. — Etwas rascher kam die 22. Brigade vorwärts, welche den besseren Weg von Schurz nach litic eingeschlagen hatte. Gegen 10 Uhr marschierten beide Brigaden nördlich Welchow auf. Beim Weiter=Avanciren mußte die Trotina über=schritten werden, wobei die Bataillone des Regts. Nr. 50 bis an die Brust in's Wasser geriethen. Um 11 Uhr aber war die 11. Division westlich der Trotina auf der Höhe dicht vor Racit vereinigt.

Den äußersten sinken Flügel der II. Armee bildete die 12. Division. Ordre de Bataille der 12. Infanterie=Division.*)

Rommanbeur: Ben. stt. v. Pronbyneti.

Kombinirte Infanterie-Brigabe: Ben.-Maj. v. Cranach.

Füsilier-Bataillon 1. Oberschlesischen Infant.=Regts. Nr. 22.

- 2. Oberschlesisches Infant. Regt. Nr. 23.
- 2. Schlesisches Jäger Bataillon Nr. 6.

Kavallerie: Dberft v. Trotha.

2. Schles. Husaren = Regt. Nr. 6.

Artillerie: Maj. Forft.

Zwei Apfündige Batt. der 1. Fußabtheilung Schles. F.-A.-Regts. Nr. 6.

2. Compagnie Schles. Pionier-Bataillons Nr. 6.

Die 12. Division hatte am 2. Juli nachmittags ben Befehl empfangen, am folgenden Morgen gegen Josephstadt vorzugehn und biese Festung, falls sie wirklich von den Desterreichern verlassen sein sollte (wie man nach eingegangenen Nachrichten für möglich hielt) zu besetzen; andern= falls aber nördlich von Jaromer stehn zu bleiben und gegen Josephstadt und Königgrätz zu patrouilliren. — Demgemäß hatte die Division am 3. Juli früh 6 Uhr, kriegsmäßig formiert, ben Weg über Kloster Schlotten auf Salnen eingeschlagen. Die vorgeschobenen Husaren stießen auf feindliche Patrouillen und hieben sich mit ihnen umber, ja sie erhielten auch Feuer von den Wällen Josephstadts, das sich somit als keineswegs aufgegeben erwies. Gleichzeitig aber mit ben Schüffen ber Festung vernahm man zu großer Ueberraschung auch Kanonentonner im Westen: aus welder Ferne, bas konnte man bei ber mit Nebel und feinem Regen gefüllten Luft schwer schätzen. Da indeß der erhaltene Befehl auf eine Vorwärts= bewegung der II. Armee nicht schließen ließ, auch das V. Armee = Corps nebst ber 11. Division im Biwack bei Gradlitz zurückgeblieben war, so konnte nur ein Engagement bei ber I. Armee mit einem vor Königgrät

^{*)} Die 12. Division hatte bas 4. Oberschles. Infant. Regt. Nr. 63 zu den Besatzungen von Neiße und Glatz abgeben müssen. Das 3. Oberschles. Infant. Regt. Nr. 62, das Schles. Ulanen-Regt. Nr. 2 und die 1. 6pfündige Batterie des Schles. F.-A.-Regts. Nr. 6 befanden sich bei dem Detachement Knobelsdorf in Oberschlessen.

aufgestellten Corps des Feindes angenommen werden. An die Möglichkeit einer großen Schlacht wurde aber noch nicht gedacht. — Um 1/28 Uhr jedoch überbrachte ein Offizier vom Stabe bes VI. Armee-Corps einen Zettel mit bem Befehl: "Die 12. Division marschiert auf Westetz, Ertina bis zur Straße von Welchow nach Jaromer und deckt die linke Flanke des Armee=Corps." Es ging hieraus hervor, daß die 11. Division, von ber man bisher angenommen, sie werbe später nur ber Bewegung ber 12. als Soutien oder Gros nachfolgen, jett vielmehr rechts derselben auf eigne Hand vorgehe, und damit trat der Gedanke einer großen combinirten Action schon näher. — General v. Prondzynski beschloß die befohlene Sicherungsstellung auf ber freien Höhe östlich Roznow zu nehmen, von wo aus jeder aus Josephstadt heran marschierende Feind erblickt werden mußte. Querfelbein, durch das hohe Getraide schwierig Bahn schaffenb, erreichte die Infanterie, unter mühevoller Nachhülfe der Bedienungsmannschaften die Artillerie dieses Plateau. Unter dem Feuer des Feindes, der von den Außenwerken Josephstadts Granaten warf, wurde die Division zum Gefecht formirt. Die feindlichen Geschosse fielen in die Intervalle und blieben im sehmigen Boden ohne zu crepiren unschäblich stecken. Um 1/2 10 Uhr war der Aufmarsch vollendet. *) — Immer deutlicher vernahm man den fernen Kanonendonner, der beständig wuchs. Ersichtliche Spannung durchlief die Reihen der Truppen, und es drängte den Divisionskommandeur mehr und mehr, dem Schauplatz ber Entscheidung zuzueilen. Er bekämpfte aber diese Regung noch im Hinblick auf den erhaltenen Befehl; war boch die Straße, welche gebeckt werben sollte, ohnehin schon überschritten; eine Fortsetzung des Marsches nach Südwesten gab dieselbe völlig preis. — Nach allen Seiten gingen indeß Husarenpatrouillen vor, von denen die des Rittmeisters Grafen Strachwitz mehrere Gefangene einbrachte. Um 10 Uhr sandte ber General v. Mutius folgenden mit Bleistift geschriebenen Befehl: "Feind im Auge behalten, Berbindung mit der 11. Division nicht verlieren. Diese geht auf Kanonendonner zu." — Dieser willkommene kleine Zettel löste ben Bann, ber auf bem Divisionskommandeur und den Truppen gelastet hatte. General v. Prondzynski beschloß, ebenfalls auf den Kanonendonner zu marschieren. Er befahl, die Fahnen zu enthüllen: bas Zeichen bes nahenden Gefechts; und aus jedem Auge glänzte ihm Befriedigung und Dank entgegen. Von Bataillon zu Bataillon ritten die Feldgeistlichen beider Confessionen, aufmunternd und segensprechend, und der katholische Divisionspfarrer ertheilte die conditio= nelle Absolution in deutscher und polnischer Sprache. Dann ging es vor-

^{*)} Mit Ausnahme bes Jäger-Bataillons, welches vorläufig zur Deckung der rückwärtigen Berbindung gegen Josephstadt in Ertina zurücklieb.

wärts durch die veröbeten Oörfer Nesnasow und Habrina, in denen nur wenige finsterblickende Greise in den Thüren standen, während vom Schlachtsselbe her lange Züge slüchtender Landleute mit Kranken, Kindern und Vieh entgegenkamen, die aus den Reihen der Soldaten mit Worten des Mitzgefühls begrüßt wurden. — Um 11 Uhr war der Horicka-Berg nordöstslich Racik erreicht, und somit das VI. Armee-Corps vereinigt.*)

Der Ober=Kommandirende indeß, S. K. H. ber Kronprinz, hatte in Königinhof einen Theil ber Garbe bei sich vorbei befiliren lassen, und sich bann in langem Galopp an die Spitze ber Marschkolonne gesetzt. Schon auf der Höhe von Daubrawit zeigte ihm der Rauch brennender Gehöfte, daß die I. Armee bereits im Gefecht stehe; doch ließ sich die Ausbehnung besselben um so weniger ermessen, als der Wind abseits stand und ben Schall ber Kanonabe modifizirte. Querfelbein wurde ber Ritt gen Choteborek fortgesett; jeder Schritt erweiterte die Aussicht; bald erkannte man, daß eine große Schlacht geschlagen werde. 15 Minuten nach 11 Uhr hatte der Kronprinz die Höhe westlich Choteborek erreicht, auf welcher auch der kommandirende General des Garde-Corps, Prinz August v. Würtemberg, mit seinem Stabe hielt. — Von hier aus öffnete sich jenseits bes Trotinathales eine weite, im Nebel bämmernbe Fernsicht. Das Bligen feuernder Batterien und die Rauchfäulen brennender Dörfer bezeichneten nach Südwesten hin die Linie der Bistritz, um welche der Kampf ber I. Armee tobte. Gradaus aber stand wie ein düsterer gewaltiger Wall der Höhenzug von Horenowes, auf dessen höchster Kuppe zwei stattliche Bäume, weithin sichtbar, die Richtung bezeichneten, in welcher man vorzurücken hatte und in welcher man den Feind erwarten mußte.

Bon der bei Benatek kämpsenden Division Fransecki wußte man zu dieser Zeit bereits, in wie heftigen Kamps sie verwickelt und wie dringend sie der Unterstützung bedürftig sei; ja es schien, als ob das Gesecht gerade in jenem Augenblick etwas zurückginge. Der sonstige Stand der Schlacht ließ sich allerdings noch nicht beurtheilen; aber so viel ward klar, "daß der einsache Weitermarsch der II. Armee in die rechte Flanke und theilweis sogar in den Rücken der seindlichen Ausstellung sühre, und bereits hier auf den Höhen von Choteborek kam die Aehnlichkeit der Lage, in welcher sich die II. Armee mit dem Eingreisen der Preußen in der Schlacht von Belle-Alliance befand, zur Sprache."**)

^{*) &}quot;Theilnahme der 12. Infanterie-Division an der Schlacht bei Röniggrätz." Militärische Blätter. XVII. Band 6. Heft. (Dem Vernehmen nach vom Kommandeur jener Division, General-Lieutenant v. Prondzynski.)

^{**)} Bergl. "Die Theilnahme ber II. Armee 2c. am Feldzug 1866." Die österreichischen "Rückblicke" bemerken zu dieser Stelle: "Der Berfasser vergist, daß bei Waterloo die französische Armee die angreisende gewesen ist und bas sie

Es handelte sich für das Oberkommando nun vor Allem darum, sich vom wirklichen Eintreffen ber Armee-Corps zu überzeugen. bazu bestimmten Adjutanten waren indeß kanm fortgesprengt, als General v. Mutius meldete, daß sein — das VI. Corps — bei Welchow eingetroffen sei und auf ben Kanonendonner zumarschiere. Bald barauf lief auch vom General v. Steinmet die Melbung ein, bag bas V. Corps sich Choteborek nähere. Das Garbe-Corps war unter ben Augen bes Kronprinzen in ununterbrochenem Vormarsch geblieben, man sah seine Spite aus Zizelowes in der Richtung auf Horenowes bebouchiren, während seine Reserve = Artisserie bereits bei Phota eintraf, und es fehlte also nur noch Nachricht vom I. Corps (Bonin) und ber Kavallerie-Division Hartmann, welche lettere burch bie geringe Wegbarkeit bes Anmarsch=Terrains genöthigt war, bem Corps Bonin zu folgen. Dies lettere aber war nun freilich noch weit zurück, viel weiter, als man felbst unter voller Berücksichtigung ber bebeutenden Entfernung und der schlechten Wege beim Generalstabe des Kronprinzen vorauszusetzen Veranlassung hatte. Es lag bas an der Verzögerung des Abmarsches. Obgleich nämlich die Avantgarbe bes I. Corps ben Kanonenbonner von Sadowa ebensowohl börte, als tie bes Garbe-Corps, so fant sie sich boch nicht wie biese veranlaßt, auf eigne Hand ben Vormarsch anzutreten. Befehl bazu, seitens bes Generals v. Bonin, empfing sie aber erst zehn Minuten vor 1/210 Uhr. Denn obgleich gerade das General=Kommanto des I. Armee-Corps am frühsten von allen, nämlich um $4\frac{3}{4}$ Uhr morgens birect vom Hauptquartier bes Königs aus von den veränderten Dispositionen für den 3. Juli Kenntniß erhalten, so hatte — gegen jede Voraussetzung — ber kommandirende General boch nicht zu handeln gewagt, ohne den ausdrücklichen Befehl vom Ober-Kommando der II. Armee. Einen solchen konnte er natürlich erst um 1/28 Uhr empfangen. Aber auch nach Eingang besselben bauerte es noch eine Stunde, bevor die Dispositionen für das Corps ausgefertigt waren. Erst nach abermals einer Stunde hatte die Avantgarde

nicht nur die numerisch stärkere englische Armee unter Bellington, sondern auch die mit ihr gleich starke preußische Armee unter Blücher zu bekämpsen hatte. Die k. f. österreichische Nordarmee war der Totalität aller drei preußischen Armeen bei Königgräß an Zahlenstärke nicht viel untergeordnet. Bei Waterloo traten die ersten Preußen um ½5 llbr, bei Königgräß die Avantgarden der krondrinzlichen Armee um ½1 llbr in 8 Gesecht. — Schwerlich sind dem ausgezeichneten Versasser der "Theilnahme der II. Armee" solche Verschiedenheiten vieler bedeutender Umstände zwischen Belle Alliance und Königgräß entgangen; aber diese Unterschiede alteriren doch keinesweges die große Verwandtschaft der Situation, die nicht fortzuleugnende "Aehnlichseit der Lage," sür die ja gerade der Umstand so eindringlich spricht, daß sie den Miterlebenden in so großer Lebendigkeit und Energie unwillstärlich entgegentrat. Man versteht nicht recht, was der österreichische Einwurf soll; höchstens macht er den, dei den "Nückblicken" sast der seinerund einer Apologie Benedel's und seiner Wahl des Schlachtmomentes.

Orbre anzutreten, und obgleich sie nun sofort aufbrach und ben Marsch auf's Aeußerste beschleunigte, so vermochte sie um 11 Uhr doch erst Groß-Bürglitz zu erreichen. Die Queue vom Groß bes I. Armee-Corps reichte aber zu eben dieser Zeit noch bis zur Elbe zurück, und hinter dieser Queue erst folgte die Kavallerie-Division Hartmann, welche in Folge bessen auch erst abends nach völlig beendigter Schlacht das Gesechtsseld erreicht hat. — Es steht wohl sest, daß, wenn beim I. Armee-Corps an leitender Stelle gleich freie Selbständigkeit des Entschlusses vorhanden gewesen wäre, wie bei anderen preußischen Corps, so mußte es drei Stunden früher in die Schlacht eingreisen, als wirklich geschah, und der Kampf der I. Armee, namentlich der der Division Fransecki, hätte dann, wenn auch keinen glorreicheren, so doch einen ungleich günstigeren Karakter gehabt.

Entsprachen nun auch diese Verhältnisse des rechten Flügels nicht den Voraussetzungen und Absichten weder des Kronprinzen, noch des königlichen Hauptquartiers, so hatten die Meldungen der Generale es doch zur Gewißheit gemacht, daß die bisher über 5 Meilen ausgebreitete II. Armee auf eine kaum 2 Meilen messende Front zusammengeschlossen sei und daß man nöthigenfalls, wenn auch nur in großen Schelons, über die Kräfte der ganzen Armee werde verfügen können. Damit aber gewann man auch die zuversichtliche Ueberzeugung: die Schlacht werde unter allen Umständen gewonnen werden.*)

Zuvörderst galt es, sich in Besitz des Höhenrückens von Horenowes zu setzen; denn von dort aus konnte der Feind das Herannahen jedes einzelnen Bataillons der II. Armee erkennen und unter Feuer nehmen. Die gegen Norden steil absallenden Höhen mit der sumpfigen Trotina vor der Front boten aber eine so starke Defensivstellung, "daß nur im Zu-

^{*) &}quot;Die Theilnahme ber II. Armee am Feldzuge 1866." Und wohl war jene Ueberzeugung begründet! Nicht nur die Thatsachen, auch bas unbefangene Urtheil aller Kenner bestätigen es. Der fast neunzigjährige Altmeister unter den Stratesgen, General v. Jomini, sagt in einem von der "Revue militairo" veröffents lichten Schreiben, welches sich gegen die Behauptung richtet, daß die Preußen ihre Erfolge vorzugsweise dem Zündnadelgewehr und dem sicheren Schießen verdankten: "Wenn die Desterreicher bei Sadowa auch 30,000 der geschicktesten Tirolerschützen gehabt hätten, fie würden beffenungeachtet geschlagen worden sein. Der Angenblid, in bem ihr rechter Flugel burch eine ganze Armee bes Kronprinzen beborbirt und angegriffen murbe, mar enticheibenb. Golde Manover sind die sichersten Ursachen ber Siege." Das Schreiben ift an Herrn v. Torville, Correspondenten ber "France" gerichtet. — General-Lieut. v. Willisen, ber Berfasser ber "Theorie bes großen Krieges" und ale solcher in vielen Kreisen als strategische Autorität betrachtet, bemerkt in seinem neuesten Werke: "Ueber bie Keldzüge ber Jahre 1859 und 1866" in Bezug auf die große Gesammtsituation ber Schlacht von Königgrät: "Eine Schlacht unter solchen Umständen annehmen, beißt nicht viel weniger, als sich muthwillig einer Niederlage aussetzen" und "Konnte ber Angriff tein anderer sein als ein boppelt concentrischer, so konnte er nicht besser angeordnet und ausgeführt werben, als ber preu-Kische." —

sammenwirken sehr bebeutender Streitkräfte eine Bürgschaft für tas Geslingen des Angriffs lag." Aus diesen Gründen erhielten sammtliche Corps die schon erwähnten dicht zusammenstehenden Linden *) auf dem hervorzagenden Punkte des Höhenzuges als Richtungsobjecte ihres Weitermarssches angewiesen.

Freilich ward bort oben nur eine einzige große Batterie sichtbar, und selbst die ausmerksamste Beobachtung durch vorzügliche Gläser zeigte in dem ganzen Vorterrain auch nicht eine einzige Vedette. Aber unmöglich konnte man trot dessen annehmen, daß der Feind gar nichts vom Ansmarsche der II. Armee wisse, gar nicht benachrichtigt worden sei vom Ueberzgang über die Elbe. Man mußte voraußsetzen, daß sich unmittelbar hinter der Höhe von Horenowes große Massen verhielten, und konnte nicht ahnen, daß die mit Vertheidigung der Nordsront betrauten Corps (das II. und IV.), mit Ausnahme der bei Trotina zurücksebliebenen Brigade Henriquez, schon lange gegen Nordwesten in verzehrendem Kampfe stünden.

Uebrigens war weber die unbeabsichtigte Schwäche ber Nordfront, noch der Anmarsch der kronprinzlichen Armee durchaus unbemerkt geblieben im österreichischen Heere. Um 11 Uhr etwa empfing F.Z.M. v. Benedek ein Telegramm des Kommandanten der Festung Josephstadt des Inhalts, daß ein preußisches Corps, wahrscheinlich das V., in der Richtung auf Salneh vorrücke, **) und eine halbe Stunde später scheinen ihm seitens des Prinzen Holstein, dessen schude Kavallerie-Division dei Chlum hielt und der vermuthlich auf eigene Hand recognoscirt hatte, etwas genauere Nachrichten über den Anmarsch des Kronprinzen zugegangen zu sein. ***) — Es war wohl in Folge jener josephstädter Depesche gewesen, daß Benedek den Generalstads-Wajor Baron Sacken zu den Kommandos des II. und IV. Corps sandte mit dem mündlichen Besehl, daß beide Corps in die ursprünglich durch die Disposition ihnen vorgeschriebene Stellung Chlum-Nedelist zurückzugehn und "einen desensiven Haken zu bilden" hätten.

Dieser Befehl kam in einem Augenblick an, wo das IV. Corps seine gewaltigen Brigademassen Angriffe gegen Fransecki's Division im Swip-walde machte, Angriffe, die ja in der That große Chance hatten, zu reussiren. Der Corps-Kommandant erachtete es daher als seine Pflicht, vor-erst dem Feldzeugmeister Bericht über die Gesechtslage abstatten zu lassen, welche ihm so angethan schlen, daß ein Offensivstoß gegen die linke Flanke

^{*)} Diese beiden weithin sichtbaren Bänme hatten schon lange die Ausmerksamkeit beis der Armeen auf sich gezogen. Sie erschienen übrigens von Weitem nur als ein einzelner Baum.

^{**) &}quot;Das t. t. II. Armee-Corps im Feldzuge 1866." Strefflenr's Zeitschrift. 1867. Januar.

^{***) &}quot;Der Krieg i. J. 1866." Kritische Bemerkungen. Leipzig. Wigand.

bes Feindes die Besiegung desselben in Aussicht stelle. — Als jedoch balb darauf vom General en chef (wahrscheinlich in Folge der Meldung des Prinzen Holstein) der Besehl zum Rückzuge wiederholt wurde, schien dem F. M. L. Mollinarh der Stand des Gesechtes um den Swipwald in Folge des (noch zu schildernden) Eingreisens des II. Corps (Graf Thun) so überaus günstig, daß er selbst nach der Höhe zwischen Lipa und Chlum eilte, wo der Höchstkommandirende seine Ausstellung genommen, um persönlich Bericht zu erstatten und ein weiteres Offensiv-Vorgehen des IV. und II. Corps gegen Fransecki zu besürworten. — Mollinarh wurde ins dessen abgewiesen.

Die "Rücklicke," offenbar von einem Mitstreiter des IV. Corps ge= schrieben, sprechen sich über das Zurückziehn des rechten Flügels sehr erregt und bitter aus. Sie sagen: Feltzeugmeister Benedek that das Ent= gegengesetzte von dem, was andere Generale und große Feldherrn in peinlichen, seiner Lage bei Königgrätz analogen Situationen gethan haben. Als ihm die Vorrückung des Kronprinzen elbabwärts gemeldet wurde, ertheilte er seinem siegreichen (oho!) rechten Flügel den Befehl, die bisher errungenen Vortheile aufzugeben, ben Kampf sogleich abzubrechen und sich hinter eine imaginär starke Barriere zurückzuziehn. Napoleon handelte bei Waterloo ganz anders!*) Er warf zwei Kavallerie=Divisionen zur Recognoscirung und Begegnung ber Preußen weit vorwärts und dirigirte bas VI. Corps in die Richtung des Angriffs, nachdem er ihm auf dem Höhenabhange ber Ohle eine Stellung hatte aussuchen lassen. — So hätte auch Benedek handeln muffen und handeln können; denn die Kavalleric=Divisionen Prinz Holstein und Fürst Taxis standen zur Hand bei Chlum und Nedelist und das VI. Corps (Ramming) hatte auf die erste Nachricht vom Herannahen der II. Armee, es ist nicht klar, ob mit ober ohne Befehl, seine Reservestellung bei Rosberit verlassen und ben Vormarsch angetreten, um den rechten Flügel der Armee zu unterstüten. Aber jene Kavallerie = Divisionen erhielten keinen Befehl zu avanciren, und der von ben Truppen des Ramming'schen Corps mit großer Begeisterung begonnene Vormarsch wurde gleich im Beginn durch den Höchstfommandirenden selbst mittelst an Ort und Stelle gegebener Contreordre abbestellt. — Statt bessen wurden das II. und IV. Corps in die Stellung Chlum= Nebelist zurückbeordert. Der Rückzug borthin geschah unter dem Schutze ber Artillerie beider Corps, und zwar fuhr die Geschützeserve Mollinarh's in und bei ben Verschanzungen nordöstlich von Chlum auf, das II. Corps aber wendete die auf der Höhe östlich von Horenowes gegen Fransecki

^{*)} Hier gebrauchen bie "Rückblicke" selbst ganz naiv ben an anderer Stelle perhorrescirten Vergleich von Königgrätz und Waterloo. Hier paßt's ihnen eben.

sammenwirken sehr bebeutender Streitkräfte eine Bürgschaft für tas Gelingen des Angriffs lag." Aus diesen Gründen erhielten sämmtliche Corps die schon erwähnten dicht zusammenstehenden Linden *) auf dem hervorragenden Punkte des Höhenzuges als Richtungsobjecte ihres Weitermarsches angewiesen.

Freilich ward bort oben nur eine einzige große Batterie sichtbar, und selbst die aufmerksamste Beobachtung burch vorzügliche Gläser zeigte in dem ganzen Vorterrain auch nicht eine einzige Vedette. Aber unmöglich konnte man trotz bessen annehmen, daß der Feind gar nichts vom Ansmarsche der II. Armee wisse, gar nicht benachrichtigt worden sei vom Uedergang über die Elbe. Man mußte voraussetzen, daß sich unmittelbar hinter der Höhe von Horenowes große Wassen verhielten, und konnte nicht ahnen, daß die mit Vertheidigung der Nordsront betrauten Corps (das II. und IV.), mit Ausnahme der bei Trotina zurückgebliebenen Brigade Henriquez, schon lange gegen Nordwesten in verzehrendem Kampfe stünden.

Uebrigens war weber bie unbeabsichtigte Schwäche ber Nordfront, noch ber Anmarsch ber kronprinzlichen Armee durchaus unbemerkt geblieben im österreichischen Heere. Um 11 Uhr etwa empfing F.Z.M. v. Benebek ein Telegramm bes Kommandanten der Festung Josephstadt des Inhalts, daß ein preußisches Corps, wahrscheinlich das V., in der Richtung auf Salneh vorrücke,**) und eine halbe Stunde später scheinen ihm seitens des Prinzen Holstein, dessen schwere Kavallerie-Division bei Chlum hielt und der vermuthlich auf eigene Hand recognoscirt hatte, etwas genauere Nachrichten über den Anmarsch des Kronprinzen zugegangen zu sein. ***) — Es war wohl in Folge jener sosephstädter Depesche gewesen, daß Benedek den Generalstabs-Major Baron Sacken zu den Kommandos des II. und IV. Corps sandte mit dem mündlichen Besehl, daß beide Corps in die ursprünglich durch die Disposition ihnen vorgeschriebene Stellung Chlum-Redelist zurückzugehn und "einen besensiven Haken zu bilden" hätten.

Dieser Besehl kam in einem Augenblick an, wo das IV. Corps seine gewaltigen Brigademassen=Angriffe gegen Fransecki's Division im Swip-walde machte, Angriffe, die ja in der That große Chance hatten, zu reussiren. Der Corps-Kommandant erachtete es daher als seine Pflicht, vor-erst dem Feldzeugmeister Bericht über die Gesechtslage abstatten zu lassen, welche ihm so angethan schien, daß ein Offensivstoß gegen die linke Flanke

^{*)} Diese beiben weithin sichtbaren Bäume hatten schon lange die Ausmerksamkeit beis ber Armeen auf sich gezogen. Sie erschienen übrigens von Weitem nur als ein einzelner Baum.

^{**) &}quot;Das t. t. II. Armee Corps im Feldzuge 1866." Streffleur's Zeitschrift. 1867. Januar.

^{***) &}quot;Der Krieg i. J. 1866." Kritische Bemerkungen. Leipzig. Wigand.

bes Feindes die Besiegung besselben in Aussicht stelle. — Als jedoch balb darauf vom General en chef (wahrscheinlich in Folge der Meldung des Prinzen Holstein) der Besehl zum Rückzuge wiederholt wurde, schien dem F. M. L. Mollinary der Stand des Gesechtes um den Swipwald in Folge des (noch zu schildernden) Eingreisens des II. Corps (Graf Thun) so überaus günstig, daß er selbst nach der Höhe zwischen Lipa und Chlum eilte, wo der Höchstemmandirende seine Ausstellung genommen, um persönlich Bericht zu erstatten und ein weiteres Offensiv-Vorgehen des IV. und II. Corps gegen Fransecki zu befürworten. — Mollinary wurde ins bessen abzewiesen.

Die "Rücklicke," offenbar von einem Mitstreiter bes IV. Corps ge= schrieben, sprechen sich über das Zurückziehn des rechten Flügels sehr erregt und bitter aus. Sie sagen: Feltzeugmeister Benedek that bas Ent= gegengesetzte von dem, was andere Generale und große Feldherrn in peinlichen, seiner Lage bei Königgrät analogen Situationen gethan haben. Als ihm die Vorrückung des Kronprinzen elbabwärts gemeldet wurde, ertheilte er seinem siegreichen (oho!) rechten Flügel den Befehl, die bisher errungenen Vortheile aufzugeben, ben Kampf sogleich abzubrechen und sich hinter eine imaginär starke Barrière zurückzuziehn. Napoleon handelte bei Waterloo ganz anders!*) Er warf zwei Kavallerie=Divisionen zur Recognoscirung und Begegnung ber Preußen weit vorwärts und dirigirte das VI. Corps in die Richtung des Angriffs, nachdem er ihm auf dem Höhenabhange der Ohle eine Stellung hatte aussuchen lassen. — So hätte auch Benedek handeln mussen und handeln können; denn die Kavallerie-Divisionen Prinz Holstein und Fürst Taxis standen zur Hand bei Chlum und Nedelist und das VI. Corps (Ramming) hatte auf die erste Nachricht vom Herannahen ber II. Armee, es ist nicht klar, ob mit ober ohne Befehl, seine Reservestellung bei Rosberit verlassen und ben Vormarsch angetreten, um den rechten Flügel der Armee zu unterstüten. Aber jene Kavallerie = Divisionen erhielten keinen Befehl zu avanciren, und ber von den Truppen des Ramming'schen Corps mit großer Begeisterung begonnene Vormarsch wurde gleich im Beginn durch ben Höchstkommandi= renden selbst mittelst an Ort und Stelle gegebener Contreordre abbestellt. — Statt bessen wurden das II. und IV. Corps in die Stellung Chlum= Nebelist zurückbeordert. Der Rückzug dorthin geschah unter dem Schutze ber Artillerie beider Corps, und zwar suhr die Geschützeserve Mollinarh's in und bei ben Verschanzungen nordöstlich von Chlum auf, das II. Corps aber wendete die auf der Höhe östlich von Horenowes gegen Fransecki

^{*)} Hier gebrauchen die "Rücklicke" selbst ganz naiv den an anderer Stelle persporten Vergleich von Königgrätz und Waterloo. Hier paßt's ihnen eben.

Aber trot so großer Tapferkeit und trothem, daß noch immer massenweise österreichische Gefangene zurücktransportirt wurden, steigerte sich die Gefahr doch sortwährend für die Division Fransecki. Nicht nur die Zahl der Gefangenen, auch die der zurückströmenden Verwundeten und führer= los Versprengten wurde groß. Sie schleppten sich über das Feld nach Benatek hin; aber nach ihnen erschienen bald auch seindliche Schützen an der Nordwestlissiere des Waldes und endlich traten geschlossene österrei= chische Abtheilungen in's Freie und schlugen die Richtung auf Benatek ein.

Hiermit hatte die Krisis ihre bedenklichste Höhe erreicht; denn der Verlust Benateks hätte den linken Flügel Horn's und des II. Armees Corps auf's äußerste gefährdet.

Dies Dorf war indessen auf Befehl Fransecki's mit mehreren aus bem Swipwalde zurückgezogenen Kompagnien besetzt worden, stand außerbem unter der indirecten Vertheidigung der in seiner Nähe aufgefahrenen Artillerie ber Division, und Dank solchen rechtzeitigen Ginrichtungen hatte diese, auch für einen etwaigen Rückzug hochwichtige Position zunächst, b. h. so lange ber Gegner nicht sehr starke Massen heranführte, noch wenig zu befürchten. Desto schlimmer erging es den aus dem Walde debouchirenden feindlichen Abtheilungen. Die eine, 3 Offiziere und 200 Mann stark, brach aus der Nordwestspitze des Gehölzes gegen Benatek vor; fie wurde von Musketier=Kompagnien des 26. Regts. umzingelt und ohne Ausnahme gefangen. Stärkere Abtheilungen, welche biesem Trupp folgten, empfingen von Benatek her ein so wirksames Fener, daß es sie sofort in ben Wald zurückjagte. — Nicht minder übel fuhr ein Bataillon des Regiments "Erzherzog Ferdinand" Nr. 51, welches von der Westlisiere bes Swipwaldes gegen bas Stalkagehölz an der Bistrit, also gegen eine Bosition vorging, die für die Verbindung Fransecki's mit bem Centrum ber

und bange Kriegs-Gefangener zu werben, lieber mochte ich sterben als in bie robe Behandlung ber Destreicher zu gerathen, ich sah mit Entsetzen, wie sie meine Berwundeten Kameraben, die bilisos balagen, noch gang Tod schossen und mit bem Kolben schlugen, als ich sahe bas sie auch bald an mich heran waren, stellte ich mich Tod, aber die Unmenschen, (die Kaiserjäger) konnten sich doch nicht mäßigen und schlugen mich mit bem Kolben auf ben linken Suftenknochen, ich sagte nichte. ich mußte meine Schmerzen Verbeißen, sonst hätten sie mich noch Tobt gestochen. Aber unsere Leute standen wie Die Mauern, fie schligen bie Deftreicher abermals zurück und ich bankte meinem Bater im himmel bas ich erft wieber Preufen fah aber nun ging ber Rampf wieder fürchterlich los, wenn man noch nicht Todt ift und liegt bulflos ba und die Rugeln pfeifen um einen berum, ba wird man Angst und bange, Die Granaten schlugen um mich berum mächtig ein. und ich betete ju Gott, bas er mich nur in seinen Schutz nehmen möchte bas ich nicht nochmabl und noch mehr Schmerzen bavon tragen mugte. Das Schlachtenglud ichwantte bin und ber, endlich gegen Abend befamen wir Bulfe, Ge. R. B. ber Kronpring tam une mit seiner Armee gu Bulfe, jett friegten bie Deftreicher noch tüchtig was auf ben Leib gebraunt und mußten sich zuruckziehn, unsere Truppen verfolgten sie, ber Kanonenbonner banerte bis in die Nacht." -

Armee von unschätzbarer Wichtigkeit war. Das gab preußischen Reitern Gelegenheit zu einem echten Husarencoup; der doppelt erwünscht war, weil bei bem stundenlangen Waldkampfe, ben bie Infanterie mit so ungeheuren Opfern burchfocht, die Kavallerie bisher natürlich nur von Außen zuschauen konnte. Zwar waren die drei Schwadronen ber Magdeburgischen Husaren, welche zum Gros gehörten, sofort benjenigen österreichischen Ab= theilungen entgegengegangen, die sich gegen Benatek gewendet hatten; doch vermochten sie dabel, weil der Feind sich schnell zurückzog, weber zum Einhauen noch zum Zugreifen zu gelangen. Letteres warb nun im reichsten Maße der Avantgardenschwadron zu Theil. Diese stand nämlich, möglichst gegen bas Granatseuer gebeckt, in ben Hohlwegen vor Benatek; ihr Chef, Rittmeister v. Humbert, beobachtete ben Waldrand. Kaum erblickte er jenes in der Richtung auf Stalka debouchirende Bataillon, so zog er die Schwabron in aller Stille aus bem Hohlwege und marschierte hinter einer Terrainwelle gebeckt auf. — So erwarteten die Magbeburgischen Reiter in höchster Spannung die immer näher kommende siebenbürgische Infanterie. - Ziemlich unbefangen erreichte biese mit ihrer Tete ben Wiesengrund am Fuße des Berges, als Humbert das zum Vorbrechen verabrebete Zeichen gab. In vollem lauf stürzte sich die Escadron blitähnlich, in geschlossener Attacke auf den gänzlich überraschten Feind, der in jähem Schreck erstarrte und, aufgefordert, sich zu ergeben, ein ganzes Bataillon: 16 Offiziere und 665 Mann stark vor der keden Husarenschwadron das Gewehr streckte. Eine Fahne wurde hierbei von dem das Bataillon durchreitenden Gefreiten Wurfschmidt ergriffen, eine zweite, an ber Queue befindliche, kam abhanden. *)

Während dieser ganzen Zeit kämpfte der äußerste rechte Flügel der Division, vorzugsweise Theile von Zychlinski's Vorhut, in und bei Cisto-wes. Unter der obersten Führung des Generals v. Gordon hielten sie mit zäher Standhaftigkeit den westlichen Theil des Dorfes sest; aber schon den Gedanken des Vorgehns verbot der Umstand, daß man sich in Cistowes unmittelbar in der Schußlinie jenes gewaltigen Artilleriekampses befand, der zwischen den preußischen Batterien am Wald von Maslowed

^{*)} Bergl. die vom preußischen Generalstabe redigirte Geschichte bes Krieges, serner v. Frausedi's Mittheilungen in den "Militärischen Blättern, und v. Besser's Wert über "die preußische Kavallerie 1866." — Diesen Zeusgen tritt ein anonymer "Ofstzier des t. t. 51. Insant. Regts." in Hirtenseld's Militärzeitung (Aug. 1867) mit der Behauptung entgegen: das Bataillon sein Schwarm von 1 Ossizier und 25 bis 30 Mann gewesen, und das Ereigniß habe erst Nachmittags stattgefunden, als die übrigen Truppen des IV. Corps bereits abgezogen gewesen wären. Wir überlassen dem Leser, sich seinen Gewährsmann zu wählen. —

und benen der Oesterreicher auf der Höhe von Lipa verheerend herüber und hinüber tobte.

Mit größter Heftigkeit wüthete indessen ber Kampf an jener Stelle, wo der nördliche bastionsartige Waldvorsprung mit dem Haupttheil des Waldes zusammenhängt und wo sich General v. Fransecki selbst befand. Vollkommen war dieser sich bewußt, daß die Vereinigung der Armee des Kronprinzen mit der des Prinzen Friedrich Karl zunächst auf dem Widersstande seiner Division beruhe, und diese seine Erkenntuiß wurde ihm von Offizieren und Leuten instinctartig nachgefühlt. Immer neue Offensivsstöße begegneten dem Nachdringen des Feindes; immer wieder blieben zahlreiche Gesangene in preußischen Händen: unwidersprechliche Zeugen ihrer überlegenen Tapserkeit.

Im westlichen Theil des Waldes behauptete sich das Magdeburgische Jäger-Bataillon nebst dem 1. Bataillon 72. Regts., und auch hier wurde von kühnen Händen eine Fahne des Feindes erobert.

Diese Stunden sahen viel Trophäen, viel Gesangene, viel Heldensthaten — aber auch den Berbrauch der letten äußersten Manneskräfte. Unteroffizier v. Gablenz erzählt: "Glaubten wir, den Gegner geschlagen zu haben, so traten uns immer neue Massen entgegen; oft erhielten wir von allen Seiten Feuer; aber der Beginn des Weichens ward stets durch den Ruf gehemmt: Nur noch eine halbe Stunde, dann kemmt der Kronprinz! — und wahrhaftig, obgleich sich dieser Ruf mehrmals wiederholte bevor er sich verwirklichte, so übte er jedesmal einen magischen Einfluß auf uns Alle; er beseelte aus Neue alle Mannschaften, und ich glaube versichern zu können, daß kein Einziger sich unter uns besand, der bei diesem Ruf nicht den sesten Vorsatz faßte: Nun wenn dir Gott das Leben läßt, so wirst du diese halbe Stunde auch noch aushalten!" —

Endlich zwischen 1 und 2 Uhr wurde eine Abnahme der feindlichen Angriffe bemerkbar. Zuerst war es die Batterie auf der Höhe von Hores nowes, welche, wie schon erwähnt, die Bekämpfung Fransecki's einstellte, um sich gegen die II. Armee zu wenden; dann wurde im ganzen Umkreis des Waldes Batterie auf Batterie zurückgezogen, um jene neuen Stellungen zu nehmen, unter deren Schutze das II. und IV. Corps den befohlenen "desensiven Haken" bilden sollten. Allmählig zog sich dann auch die Infanterie aus dem Gesecht; aber freilich wurden die Besehle den sest engagirten österreichischen Abtheilungen nur langsam und allmählig bekannt, so daß die Kämpse im Walde noch dis 2½ Uhr dauerten.

Unteroffizier v. Gablenz erzählt: "Nach und nach schienen uns die letzten Kräfte zu verlassen, als plötzlich, anstatt uns zu neuem Vorgehen aufzumuntern, unsere Vorgesetzten die Truppen sammelten. Wir selbst

konnten uns im ersten Augenblick die Ursache hiervon nicht erklären; aber bald ergriff uns ein unbeschreiblich erhebendes Gefühl, als uns der Ansblick des Vormarsches einer Garde Division verkündete, daß der Kronsprinz wirklich angelangt sei. In bester Ordnung, geschlossen wie eine lebendige Mauer rückten die Garden vorüber, und konnten wir auch die Einzelnen nicht erkennen, so gab uns doch das ruhige Vorgehen dieser Truppenmasse eine Sicherheit des Sieges, den wir bis zu dieser entscheidenden Stunde mit dem Herzblut vieler Kameraden, mit den gespannstesten Krästen von uns allen, an unsere Fahnen zu sessellen erstrebt hatten. Stolz den Sieg jett in unseren Händen zu wissen, konnten wir es ruhig diesen Truppen überlassen, die schönsten Lorbeern des Tazes zu pflücken; benn wir alle fühlten, daß wir unsere Soldatenpflicht gethan, in des Wortes ernstester Bebeutung."*)

Das Sammeln ber Infanterie der Division geschah auf der süblich von Benatek gelegenen Wiese, während die Artillerie auf die Höhe von Maslowed vorgezogen ward und von hier aus noch den letzten feindlichen im Abzug begriffenen Kolonnen ihren eisernen Abschiedsgruß mit ernsten Donnerlauten nachsendete.

Drei Fahnen und gegen 2000 Gefangene waren die Trophäen des großartigen Waldgesechts der Division Fransecki; aber auch die Verluste stellten sich als überaus groß, als größer wie die irgend einer anderen Division heraus. Abgesehen von der Artillerie betrugen sie 84 Offiziere und 2036 Mann. Auch die beiden an diesen Kämpsen betheiligten Bataillone der 8. Division verloren 5 Offiziere und 126 Mann. Aber es war auch eine außerordentliche Aufgabe gelöst, eine Aufgabe, welche bis zum Eintressen der II. Armee ganz ausschließlich und allein auf den Schultern dieser Division ruhen mußte, weil es dem obersten Führer der I. Armee, dem Prinzen Friedrich Karl, "nicht rathsam schien, noch mehr Kräste im aufreibenden Waldgesecht zu absordiren und auch nicht statthaft, die Hauptreserven vom Centrum fortzuziehn, wo möglicherweise der Gegner einen allgemeinen Vorstoß versuchen konnte." Aus welchen Gründen der

^{*)} Es ist höchst interessant zu hören, wie sich ein ausgezeichneter englischer Fachmann über den Kamps der Division Fransecti ausspricht. Er sagt: "As regards physique, the men of the Saxon province are decidedly inferior to other corps of the Prussian Army, but as a highly disciplined and admirably-drilled body of men, they had commanded my warmest admiration. The results of this eventful day showed them to be possessed of the highest qualities of an efficient infantry, and that to the docide tractability and intelligence of the Saxon, were added the sturdy patience under fire, which we have always looked on as the peculiar characteristic of the English Infantery-soldier. (The battle of Königgrätz. Lecture by colonel Walker, C. B. Military Attaché, Berlin. Delivered at the Royal United Service Institution. June 26. th. 1868).

erlauchte Feldherr also urtheilte, wird deutlich werden, sobald wir uns die Lage vergegenwärtigen, in welcher die 8. Division sowie das II. Arsmee-Corps und späterhin auch die beiden Divisionen des III. Corps der gewaltigen Höhenstellung Benedet's gegenüber ausharrten und widerstanden.

Wir wenden uns deshalb dem Gefecht an der Bistritz zu, in welchem wir die Generale Horn, Herwarth und Werder um 11 Uhr verslassen haben.

Im Centrum hatte die Schlacht "vorwiegend ben Karakter eines Artilleriekampfes" von den großartigsten Dimensionen. Die Höhensstellung der Desterreicher, welche, wie erwähnt, mit besonderer Rücksicht auf die Artillerie gewählt worden war, zeigte sich nun in ihrem ganzen Werthe. Dit Recht zögerte die kaiserliche Artillerie keinen Augenblick, die Ueberlegenheit dieser Position sosert und so vollkommen und so reichlich auszunutzen, als irgend möglich. Unmittelbar nach dem Uebergang der Division Horn und des II. Armee-Corps über die Bistritz traten sast sämmtliche Batterien des österreichischen III. und X. Corps nebst denen der 3. Reserve-Kavallerie-Division in Thätigkeit und wurden bald noch durch 64 achtpfündige Geschütze von der Armeegeschützeserve verstärkt. Gegen Mittag wurden allein auf dem von Lipa nach Tresowitz ausgedehnten Höhenrücken 200 Feuerschlünde wirksam und zwar "unter Bedingungen, welche für die Bertheibigung nicht vortheilhafter gedacht werden können."

Mit Mühe und Opfern war biefer großartigen Batteriestellung gegenüber nach und nach die Zahl von 42 preußischen Geschützen über die Bistrit gezogen worden; 18 derselben standen nördlich, 24 süblich ber Chaussee. War es nun schon kein leichtes Unternehmen, burch bie mit vorwärts brängenden Truppen und rückwärts ziehenden Verwundetentransporten überfüllten Defilces, auf einem für Artillerie fast unpassirbaren Boden und unter bem wirksamsten Feuer bes Feindes überhaupt heranzukommen, so fanden sich die wackeren Batterien, von welchen die der Hauptleute Gallus und v. d. Dollen am weitesten und fühnsten vorwärts gingen, nach dem Abproten einer mahren Riefenaufgabe gegenüber und hatten einen unendlich schwierigen Stand! Frei und offen in der Tiefe stehend, sollten sie eine an Zahl vierfach überlegene Artillerie bekänipfen, die auf der Höhe so wohl gedeckt postirt war, daß man ihre Stellung fast nur nach dem Pulverblick beurtheilen konnte und bie Korrectur des eigenen Feners fast unmöglich war. Außerdem beengten die Waldgruppen das Schuffeld außerorbentlich, und gerade ben am meisten genirenden feindlichen Batterien konnte man am wenigsten Schaben thun. Die starke österreichische Geschützposition vorwärts Lipa z. B. überschüttete

ben Walb von Sadowa, ja sogar die hinter demselben stehenden Reserven ungestraft mit Scrapnells und Granaten.

Die im Walde stehende Infanterie, namentlich die 8. Division (Horn) hatte schwer zu leiden; aber "die Besorgniß, diesen wichtigen Besitz durch plötliches Hervorbrechen des Feindes wieder verlieren zu können, nöthigte zu einer starken Besetzung des Holaholzes, insbesondere seiner Lisiere, und führte zu einer größeren Anhäufung von Reserven hinter demsselben, als sonst augemessen gewesen wäre. Es bedurfte der ganzen Hinzegebung der Mannschaft an die mit ihrem Beispiel vorangehenden Offiziere, um sich während eines so verheerenden Artilleriefeners mehr als fünf Stunden völlig passiv zu verhalten."

Ein Angehöriger der Division Horn erzählt:*) "Der einzige Trost lag für die Unseren barin, daß wenige Geschosse krepirten. Einmal an bie betäubende Musik der Granaten, Scrapnells und Kartätschen gewöhnt, faßten die wackeren Krieger, ohne den feindlichen Geschossen mehr als die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken, nur ihre Aufgabe in's Auge, welche hier in festem unentwegtem Ausharren bestand, wenn's sein mußte, bis zum letten Mann Die österreichischen Batterien vor Chlum und Lipa thaten übrigens in vollem Maße ihre Schuldigkeit. Da war kein Plätichen im ganzen Walbe, bas nicht in regelmäßigen Zwischenräumen seine volle Ladung erhielt. Von Deckung war keine Rede; benn zu ben in ber Front arbeitenden Geschützen, beren regelmäßige Salven ben Forst burchfurchten, gesellte sich bald auch bas Flankenfeuer von Dohalit und Dohalica, wo der Angriff des II. Armee-Corps nur langsam Boden ge-Wer sich platt zur Erbe niederwarf, bot baburch den Granaten nur eine größere Angriffsfläche, auch die Bäume gewährten keinen Schut; sie erhöhten burch abbrechende Aeste und splitternbe Stämme bie Gefahr; am besten befand sich, wer aufrecht stehend ruhig und sicher dem Tode in's Auge schaute; er blieb Herr seiner Bewegungen und war verhältnißmäßig weniger ausgesett. Man staunt, wenn man bebenkt, daß die ungeheuren Eisenmassen, die ber Feind vier Stunden lang gegen die im Walte postirten Truppen warf, unseren beiden Bataillonen boch nur etwa vier Prozent ihrer Stärke kosteten."

Den östlichen Rand des Holawaldes hielten vorzugsweise Abtheilungen der Regimenter Nr. 31 und 71; jene in der Richtung auf Ober-Do-halitz unter General v. Schmidt, diese unter General v. Bose zunächst der Kaiserstraße. Im Juneren des Waldes "schweißte die Gluth des

^{*)} Geschichte bes 4. Thüringischen Infanterie-Regts. Nr. 72 i. J. 1866, vom Ausmarsch bis zur Heimkehr. Torgau. Schneiber. 1867.

Kampses Thüringisches Erz mit Pommerschem Eisen zusammen." Hier nämlich stand der Rest der Division Horn und ein großer Theil der 4. Division (Herwarth). Die den rechten Flügel der I. Armee bilbende 3. Division (Werder) stellte Verbindung mit der Elb-Armee her und richtete die Dörfer Johanneshof und Motrovous, sowie den Bistrikabschnitt vollständig zur Vertheidigung ein. *) Zur Offensive wie zur Desensive gleich bereit, hatte die Division in dieser doch einigermaßen reservirten Stellung etwas geringere Verluste als die Truppen im Holawalde, zumal General v. Werder alle eigenmächtigen Ausfälle bestimmt untersagt hatte und streng auf die Innehaltung dieses Besehles sah.

Solche Ausfälle nämlich fandensvom Holawalde her allerdings mehrfach statt, kosteten viel. Blut und trugen, wenigstens unmittelbar, keine Früchte. Dennoch gehören sie keinesweges in die Rubrik berjenigen Sturmangriffe, welche die Franzosen als das "Ausreißen nach vorn" bezeichnen; sie erscheinen vielmehr als kühne, aber überlegte Einzelthaten, die stets in Momenten unternommen wurden, welche einen lokalen Erfolg versprachen, und die nur beshalb nicht reussirten, ja nicht gebilligt wers den konnten, weil sie der Gesammtlage widersprachen.

Schon einige Compagniekolonnen der Division Horn hatten versucht, vom Walde auswärts steigend, gegen die Höhenstellung der Batterien vorzugehn. So raffte z. B. Hauptmann v. Hanneken vom Regt. Nr. 72 in einem günstig scheinenden Augenblick alles zusammen, was noch von der Compagnie zur Hand geblieben, um zum Angriff zu schreiten. Es waren Alles in Allem nur 93 Mann und ein den Sturmmarsch schlagender Tambour, mit denen er, überkühn, gegen 16 in voller Thätigkeit besindliche Geschütze avancirte. In der That näherte er sich ihnen dis auf 1200 Schritt. Die österreichische Artillerie hatte das anrückende Häussein augenscheinlich für den Bortrab größerer Massen gehalten und deshald ihr Feuer gespart: als indessen kein Groß solgte, gab sie eine volle Kartätschelage ab. Dies genügte. Die Thüringer machten natürlich Kehrt, und von den 93 Braven wurden 30 verwundet, aber merkwürdigerweise keisner getöbtet. **)

Wie diese Compagnie, so versuchten auch Theile des 1. Bataillons 4. Pommerschen Regts. Nr. 21 einen brusquen Vorstoß über den Wald-rand hinaus. Sie wiesen dabei zwei Kavallerie-Angriffe energisch ab; endlich aber mußten sie doch mit großem Verlust zurück in den Forst, und

^{*)} Die Theilnahme des Pommerschen (II.) Armee-Corps an dem Feldzuge von 1866. Bon einem Augenzeugen den Pommerschen Landsleuten erzählt. Stettin. 1866. Nahmer.

^{**)} Geschichte bes 4. Thilring. Infanterie-Regts. Nr. 72.

auch der Führer des Bataillons, Hauptmann v. Bagenski, bezahlte sein Wagstück mit dem Leben.

Ein anderes Unternehmen gleicher Art bereitete sich besser vor; scheiterte aber freilich zuletzt ebenfalls. — Vor bem Holagehölz, nahe ber Chaussee befand sich nämlich ein verlassenes österreichisches Hüttenlager. In diesem hatte sich Hauptmann Kumme vom 8. Pommerschen Regt. eingenistet und von dort aus fingen seine einzeln heranschleichenden Füsiliere an, der etwa 600 Schritt vor Lipa aufgefahrenen Batterie der Brigade Kirchsberg lästig zu werden. Als sich nun plötzlich bas Gerücht verbreitete, es sei ein allgemeiner Vormarsch befohlen, da wurde jene vor= geschobene Position Kumme's die Basis, von der aus zwei andere Compagnien besselben Regts. und Abtheilungen vom 71. Regt. auf und an ber Kaiserstraße mit Ungestüm gegen die Batterie Kirchsbergs losbrängten. Als Bedeckung dienten der letzteren 2 Schwadronen (die erste Division) bes 9. österreichischen Ulanen=Regts. (Galizier). Ihnen ertheilte der Brigabekommandeur, als bie preußischen Compagnien burch den Nebel und den Pulverdampf begünstigt, bis auf etwa 600 Schritt an die Position herangekommen waren, Befehl zu attaquiren. Die 2. Escabron brach so= fort mit großem Ungestüm und so überraschend hervor, daß sie einen Theil der kaum zu Klumpen formirten Infanterie überritt; doch wurden die Manen unmittelbar barauf aus ben Chaussegräben und aus bem Hütten= lager von so heftigem Feuer empfangen, daß sie sogleich wieder Kehrt machten. Indeß sie sich rallirten, versuchte die 1. Escadron einen zweiten Choc. Sie aber fand die Infanterie schon vorbereitet, und die regelrechten Salven, welche sie empfing, wirkten so verheerend, baß sie sehr balb nach bem Anreiten wieder umwendete. Die Ulanendivision bufte die Hälfte ihres Bestandes ein; sämmtliche verwundete Offiziere starben ben Helbentob. *) — Trot eines so glänzenden Gefechtes aber reussirte auch dieser Vorstoß keineswegs. Gerade das Auffallende der Begebenheit zog viel= mehr die allgemeine Aufmerksamkeit und mit ihr ein furchtbares concen= trisches Feuer auf die vorrückenden Compagnien, sodaß diese genöthigt waren, wieder auf ben Wald und auf bas Hüttenlager zurückzugehn, welche beide unverändert und beständig in ihren Händen blieben.

Alle diese einzelnen, vom Oberkommando durchaus nicht beabsichtigten Vorstöße "entsprangen der Kampflust der Truppen und einem gewissen Unbehagen über das passive Verhalten zu dem sie sich verurtheilt sahen." Sie waren daher nicht leicht zu verhindern, obgleich sie die ohnehin großen Verluste noch steigerten. Ganz nutzlos blieben sie indessen nicht. "Die

^{*)} Hirtenfeld's milit. Zeitschrift "ber Kamerab." 1867. S. 136 und J. N. a. a. D.

tollkühnen Versuche, auf Lipa vorzurücken — sagt ein ausgezeichneter Fachsmann*) — hatten, wie sich späterhin zeigte, einen mächtigen Erfolg: die Brigaden des III. österreichischen Corps wurden sämmtlich nach diesem Oorfe und dem benachbarten Walde zusammengezogen, und einer der vorsnehmsten Punkte der Position — Chlum — blieb fast unbesetzt."

Ueber die Dertlichkeit endlich, auf welcher diese ruhmvollen und blutigen Einzelkämpse stattsanden, spricht sich ein Johanniterritter, der sie am Tage nach der Schlacht durchschritt, folgendermaßen aus: "Es war schrecklich jenseits des Holaholzes! Man sah an den Toten, welch ein Hagel von Geschossen die aus dem Walde tretenden Preußen empfangen haben mußte. Von der Lisiere des Waldes die zu den Höhen dei Lipa zog sich das Feld in einer Entsernung von etwa 1000 Schritt allmählig bergan. Die Getraideselder und die großen Zuckerrübendreiten waren zertreten und mit Toten bedeckt. Bis auf etwa 300 Schritt an die Batterien sah man die preußischen Leichen liegen. Diese Geschützposition war unmöglich!" — **)

Es versteht sich von selbst, daß sowohl jene compagnieweise, ja oft in gemischten Hausen unternommenen Vorstöße, als namentlich auch der Aufenthalt im Walde und das Zurückschleppen der Verwundeten die Truppen außerordentlich untereinanderbrachten, so sehr sich auch die Offiziere bemühten, den Zusammenhang durch lautes Ausrusen der Compagnienummern, der Namen der Unteroffiziere und dgl. m. aufrecht zu erhalten.

Man bestrebte sich baher, die am tiefsten engagirt gewessenen Bataillone nach und nach aus dem Walde herauszuziehn, und namentlich bemühte sich der verwundete Oberstlieutenant v. Valentini, sämmtliche Versprengte der thüringischen Infanterie-Vigade (15.) in einer Aufnahmestellung am Rostosberge zu sammeln. Körperlich angegriffen waren diese Truppen in hohem Grade. Es ging auf 12 Uhr mittags, und seit nachts 1 Uhr, also bereits seit 11 Stunden waren sie in naße kaltem Wetter, ohne etwas gegessen zu haben fortwährend auf den Beinen und im Gesecht. ***) Tief ergreisend war der Anblick, diese zusammensgeschmolzenen Abtheilungen zurücksommen zu sehn. "Aus unverbundenen Wunden blutend, mit zerrissenen Kleidern, viele ohne Helm und mit versbogenen Bajonnetten, so traten sie langsam aus dem Walde: im Antlit

^{*)} Dragomirow, Oberst im Kais. Russ. Generalstabe 2c.: Abrif bes österreichische preußischen Krieges.

^{**)} v. Werber, Ehrenritter des Johanniterordens, wirkl. Forstmeister a. D.: Erlebnisse eines Johanniterritters auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen. Halle: 1867.

***) v. Werber a. a. O.

bie feste männliche Entschlossenheit, das Bewußtsein ihre Mannespflicht gethan zu haben. Einer dieser Trupps, das Wrak eines Bataillons, wurde nur noch von einem Feldwebel geführt, der rechts neben der Fahne marschierte, zur linken derselben schleppte sich hinkend ein Neufoundländer Hund fort; das linke Bein war ihm abgeschossen — schönes Sinnbild der Treue! Il prend le ton de la famille! Seine Familie war das Bataillon."*) —

Aber nicht nur die Treue, auch der Muth der Wackeren war ungebrochen! Alle diese, unter so schwierigen Umständen von ihren Abtheilungen abgekommenen Mannschaften drängten sich kampffreudig und diensteifrig heran, um geschlossen wieder vorgeführt zu werden; indeß befahl S. M. der König, ihnen einstweilen Ruhe zu gewähren, da auch ohne dieselben der Wald für den Augenblick ausreichend besetzt schien.

Denn zunächst nahm ber Rampf an ber Bistritlinie wieber ben Karakter eines riesigen Batterieduelles an, das beiderseits mit unend= licher Bravour und Intelligenz burchgefochten wurde. Von der öfterreichischen Infanterie betheiligten sich nur die in Lipa aufgestellten Abtheilungen, das 3. Jäger=Bataillon (Oberösterreicher) und das 1. Bataillon 78. Regts. (Kroaten) am Gefecht, und auch biese nur in sofern, als sie aus gut gewählten beckenden Positionen ein langsames Gewehrfeuer gegen den Rand des Holawaldes und gegen Ober-Dohalitz unterhielten. Desto furchtbarer wirkte das Feuer der Artillerie. Der Feldmarschall=Lieutenant v. Gablenz hatte die Artillerie seines Corps in ganz außergewöhnliche Thätig-Etwa um 12 Uhr ließ er bem F.=Z.=M. v. Benedek sagen, baß seine Munition auf die Neige gehe und bat, ihn durch einige der Referve-Batterien zu unterstützen. Der sehr ruhige und gesammelte Oberbefehlshaber antwortete, gelassen seine Cigarre weiterrauchenb, er könne keine entbehren und fügte die Frage hinzu, weshalb Gablenz so viel Munition verbraucht habe. Wenige Minuten später indeß schickte er ihm den= поф brei Achtpfünder-Batterien. **) Das X. Corps verfügte nach dieser Verstärfung aus ber Armee-Geschützreserve über 18 Batterien, bie freilich nicht immer gleichzeitig thätig waren, weil ber Munitionsverbrauch zu kolossal war, die aber bei gegenseitiger Ablösung und Schonung ber Kräfte ganz Außerordentliches leisteten. ***) Hierzu kam die unmittelbare Mitwir= tung der bis zum Tage von Königgrätz noch völlig intakten Artillerie des III. Corps +) (Erzherzog Ernst), eine Mitwirkung, welcher zum großen

^{*)} Fritz Schulz: Aus bem Tagebuch eines Schlachtenmalers.

^{**)} Aus bem Berichte bes Timescorrespondenten im österreichischen Lager.

^{***)} J. N. a. a. D.

⁺⁾ Auch eine sächsische gezogene Reserve -Batterie betheiligte fich längere Zeit mit be-

Theile jene furchtbaren Erfolge zu banken waren, die den Aufenthalt im Holawalde und in Dohalit so schrecklich machten und alle Anstrengungen ber preußischen Artillerie überwogen. Was die lettere betrifft, so hatte allerdings auch sie Verstärkungen an sich gezogen, des beschränkten Raumes wegen aber nicht in ausreichendem Maße. — Man konnte zwei preußische Artillerie-Linien unterscheiben: diejenige südlich bes Holawaldes und diejenige nördlich besselben à cheval ber Chaussee. Beiden Abthei= lungen waren Verstärkungen gewährt. Als bie Truppen bes III. Armee-Corps, welche die Reserve der I. Armee bildeten, an die Bistrit herangelangt waren, hatte ber Kommandeur der Artillerie der 5. Division,*) Major Rüstow, brei gezogene Batterien in eine avancirte Stellung zwischen bem Walbe und Dohalicka vorgeführt. Eben bahin folgte auch eine Batterie der 6. Division; die übrigen fanden indessen zunächst keinen Raum und blieben in Reserve. Erst später doublirten noch zwei Batterien bes III. Corps in die Stellung vor Unter-Dohalitz ein und verstärkten fie auf 60 Geschütze. So stand es süblich des Holawaldes. — Nördlich besselben waren auf Grund der Meldung des Generals Schwarz, Kommanbeurs der Armee=Reserve=Artillerie, zwei Batterien dieser Reserve zur Ablösung, resp. Verstärfung berjenigen Batterien entsenbet worden, welche auf dem westlichen Abfall bes nach Cistowes ansteigenden Höhenrückens aufgefahren waren. In der Folge verstärkte sich diese Aufstellung noch durch zwei Batterien des 4. und eine des 3. Artillerie=Rgts. auf bie Zahl von 42 Geschützen, welche ber einheitlichen leitung bes Obersten Roth unterstanden. — "Trot biefer Verstärkungen hat indeß die Artillerie der I. Armee zu keiner Zeit mehr als etwa die halbe Stärke ber ihr gegenüberstehenben österreichischen erreicht."

Wenn nun schon dieser gewaltige numerische Unterschied keine günstigen Resultate erwarten ließ und die bereits früher erläuterten Schwierigkeiten einer artilleristischen Wirkung aus der ungedeckten Tiese gegen die wohlzgedeckte Höhe unverändert dieselben blieben, so machte sich bald genug auch noch ein anderer Uebelstand geltend: die Unzulänglichkeit der Bersbindung mit den Munitionsstaffeln, welche durch die nur an wenisgen Punkten überschreitdare Bistriz verursacht wurde. Der Energie nur eines einzigen Feldwebels war es gelungen, durch jene verstopsten Defilees seine Wagen der Batterie nachzusühren und diese, sowie andere Apfündige Batterien zu versorgen. Mehrere Batterien, welche ihre Stellung um keinen Preis ausgeben wollten, verschossen sogar in Ermangelung anderer

beutender Wirkung an diesem Gesecht. (Ueber den Antheil des R. Sächs. Armeecorps an der Schlacht bei Königgrätz. Streffleur 1866 September.)

^{*)} Bgl. die Orbre de Bataille der 5. Division Seite 683.

Munition ihre Brandgranaten. In der eifrigen Thätigkeit neue Munition heranzuschaffen, blieb auch ein ausgezeichneter artilleristischer Führer, Major Rüstow, auf dem Bette der Ehre.*)

Die Erkenntniß ber ungenügenden Wirkung bes eigenen Geschützfeuers, die Gewißheit, seit Stunden noch keinen Fußbreit Terrain gewonnen zu haben, ließen — es wird dies allgemein zugestanden — in den mit den großen Intentionen der obersten Leitung weniger vertrauten Kreisen der I. Armee nach und nach ein Gefühl ber Sorge aufkommen, das um so stärker war, je weiter ruckwärts die Truppen standen. Denn auf die noch westlich der Bistrit stehenden, bisher noch nicht in den Kampf eingetretenen Truppen machte auch jenes vorher geschilderte Zurücksommen versprengter Abtheilungen einen niederschlagenden Eindruck, um so mehr, als in diesen Reservestellungen gerüchtweise die schreckliche Vermuthung laut wurde, daß man an allen Stellen ber Front zurückgebrängt werde. Wie babei ben braven Herzen zu Muthe ward, mögen uns die Worte eines Augenzeugen sagen: "Wie die Schlacht stand, das Ineinandergreifen der allerhöchsten Befehle und ber großen Operationen konnte ich nicht wissen; was aber in meinem Gesichtsfreis lag, gab mir immer mehr die schmerzliche lleberzeugung: die Schlacht ist für die I. Armee verloren! Ich gestehe, daß mich um diese Stunde eine Stimmung ergriff, wie ich sie ähnlich nur am Sterbebette meiner Lieben bei bem letten Scheiben empfunden habe: keineswegs Muthlosigkeit ober Feigheit, im Gegentheil ein mit Verleugnung jedes persönlichen Interesses gesteigerter Opfermuth! " **) -

Und jener Opfermuth zeigte sich in der That überall gleich großartig und großmüthig: vorn in der donnernden Gefechtslinie wie hinter ihr an den nicht minder blutigen Verbandplätzen und in den Lazarethen. Der eben redend eingeführte Gewährsmann bemerkt in dieser Hinsicht: "Um jene surchtbare Stunde, als bei den Schreckensbildern der massenhaft Verwundeten ein Gefühl der Zaghaftigkeit auch dem Muthigsten nicht zur Schande gereichen konnte, da habe ich mit patriotischem Stolze den preußischen Abel in dem bei uns allein und einzig dastehenden Orden der Johanniter bewundert. Ueberall, in Uniform oder Haldeivil, kenntlich durch die weiße Binde mit dem rothen Kreuz, waren sie anordnend und helsend zur Hand. Wie auch die Kugeln sausten, sie gingen unerschüttert vor, hier den Verwundeten verbindend, dort ihn mit einem Trunk erquickend und mahnten an unsres Schiller's Wort von den Johannitern,

^{*)} Dieser tapsere und kenntnifreiche Offizier war ein Bruder des vielgenannten deutschen Militärschriftstellers und italienischen Oberst-Brigadier W. Allstow. Es war ihm der rechte Unterschenkel zerschmettert worden.

^{**)} Fritz Schulz a. a. D.

bas mir in dieser Stunde prophetisch klang:

"Herrlich kleidet sie euch des Kreuzes furchtbare Rüstung — Aber ein schnerer Schmuck umgiebt euch die Schürze des Wärters, Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms, Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt."*)

Einer diefer Ritter **) schildert die Thätigkeit auf ben Berbandplätzen und in den leichten Feldlazarethen der schwülen, beklommenen Mittagestunden von Sadowa. "Auf den Verbandplätzen hat man die Schreckensscenen aus erster Hand. Das Heranbringen ber Verwundeten mit zerschmetterten Gliebern, die Schmerzensschreie ber Schwerverwundeten, das Wimmern und Jammern nach meist unzureichender Hülfe: Alles ist herzzerreißend und bietet ein Schauspiel, von dem man sich gern abwenden möchte, wenn die Pflicht nicht festhielte. Oft giebt erst der Ausspruch bes Arztes: "Er hat ausgerungen! ber tieferschütterten Seele einen beruhigenden Abschluß des gewaltsamen Gefühls. Der Verbandplatz war in einer Art Sandgrube aufgeschlagen, und man war gegen die über uns hin sausenden Granaten leidlich gedeckt . . . Da brachte man den braven Kommandeur des 49. Regts., den Oberst v. Wietersheim, meinen alten Bekannten und Jagbgenossen mit zerschmettertem Oberschenkel angetragen. Er wurde sofort amputirt, und war dies die erste Amputation, ber ich zusah, um so ergreifender als es ein Bekannter war. Er erkannte mich nicht und doch war er bei ber Amputation nicht ganz ohne Besinnung, da die sonst übliche und zulässige Dosis von Chloroform bei der großen Nervenaufregung nicht genugsam wirkte. Mein armer Wietersheim wurde nach Sabowa getragen und gab am folgenden Tage seinen Beist auf." ***) - In Sabowa befand sich, wie bereits erwähnt, ein leichtes Felblazareth. Das Wirthshaus, die Nähle, die Schmiede, jeder brauchbare Winkel war möglichst mit Stroh belegt und zum Schmerzenslager eingerichtet. Von Minute zu Minute wuchs die Zahl ber Verwundeten und bald waren die Lokalitäten derartig überfüllt, daß man die Neuankommenben in Scheunen und Ställen unterbringen mußte. Das ärztliche Bersonal war über alle Maßen beschäftigt; die Ritter ordneten daher die Vertheilung und Lagerung ber Verwundeten an und erquickten die Hinfälligen möglichst mit einem Labetrunk. "Leiber hatten wir uns für so

^{*)} Es sind unmittelbar auf ben Schlachtfelbern über hundert Ritter und eben so viel in Reserves, Kriegss und Privatlazarethen oder bei Verpflegungscommissionen persönlich thätig gewesen.

^{**)} v. Werber a. a. D.

^{***)} v. Wietersheim war bei bem Ausfall Bagenski's, bem er sich angeschloffen hatte, verwundet worden.

großartige Dimensionen nicht mit genügenden Borräthen von Wein versehn; ich hatte zwar einige Flaschen Madeira und Rothwein auf dem Wagen aus denen meine Feldslasche immer von neuem, mit Wasser gesmischt, gefüllt wurde; indeß was war dies gegen die große Zahl der Schmachtenden, denen bei ihren Schmerzen ein solcher Trunk das größte Labsal ist. Wir waren aber am 2. Juli von Jicin abgesahren in der Boraussicht, daß am 3. ein Ruhetag, nicht aber eine große Schlacht statssinden würde." — Gegen Nittag erschien das Lazareth gefährdet. "Granaten zerschmetterten die Pappeln an der Sadowa-Brücke, und es kam ein Moment, wo wir wohl daran denken konnten, ob die Oesterreicher unsere Armbinde mit dem Arenz der Genser Convention respectiren würden.") — In diesem Augenblick kam Prinz Friedrich Karl durch Sasdowa geritten; der Strom Verwundeter, der ihm auf der Brücke entgegenkam, hemmte sast sein Durchkommen. Sein Gesicht war sehr ernst; er war sich der Wichtigkeit des Momentes wohl bewußt."

Es handelte sich um die Verstärkung ber im Feuer stehens ben Divisionen, und diese Verstärkung schien nothwendig, erstens weil man Vorbereitungen einer größeren österreichischen Offensive zu bemerken glaubte, welcher die bisher engagirten Truppen nicht ohne Unterstützung gegenüber bleiben dursten, und zweitens, weil man den Zeitpunkt nahe meinte, an welchem der Kronprinz zuverlässig eingreisen und die I. Armee aus ihrer Passivität erlösen mußte. Daß diese dann mit voller Wucht auch ihrerseits zum Angriff übergehn werde, verstand sich von selbst, und daher galt es, sämmtliche Divisionen sür diesen allgemeinen Vorstoß zu massiren und alle Truppen auf das östliche User der Bistritz hinüber zu ziehn.

Zur Disposition des Oberkommandos standen außer dem Kavallerie-Corps noch die beiden Divisionen des III. Armee-Corps, von denen bisher nur ein Theil der Artillerie zur Verwendung gekommen war.

Ordre de Bataille der 5. preuß. Infanterie=Division.

Stellvertr. Kommanbeur: Gen.-Maj. v. Kamiensty.

9. Infanterie-Brigabe.

Gen. Maj. v. Schimmelmann.

5. Brandenburgisches Infanterie-Regt. Nr. 48. Leib-Grenadier-Regt. (1. Brandenburgisches) Nr. 8.

10. Infanterie-Brigabe. Oberft v. Debschit.

- 1. Poseniches Infanterie Regt. Nr. 18.
- 2. Brandenburgisches Grenadier-Regt. Nr. 12.

^{*)} Desterreich trat bekanntlich ber humanen Genfer Convention erst nach bem Rriege bei.

Artillerie.

Major Rüftow.

- 1. Fußabtheilung Branbenburgischen Felb-Artillerie-Regts. Rr. 3.
- 1 Compagnie Brandenburgischen Pionier-Bataillons.

Ordre de Bataille der 6. preuß. Infanterie-Division. Kommandeur: Gen. Pieut. v. Manstein.

Avantgarbe.

Ben. - Maj. v. Gereborff.

Brandenburgisches Füsilier = Regt. Nr. 35.

Branbenburgisches Jäger = Bataillon Nr. 3.

- 1 4pfündige Batterie Brandenburgischen Feld-Artillerie-Regts. Rr. 3.
- 1 Compagnie vom Brandenburgischen Pionier-Bataillon Nr. 3.

Leichtes Feld=Lazareth.

Gros.

Gen. = Maj. v. Rote.

- 8. Brandenburgisches Infanterie = Regt. Nr. 64.
- 4. Branbenburgisches Infanterie = Regt. Nr. 24.
- 1 Apfündige Batterie Brandenburgischen Feld-Artillerie-Regts. Nr. 3. Reserve.

Dberft v. hartmann.

7. Brandenburgisches Infanterie-Regt. Nr. 60.

Deibe Divisionen waren bereits seit einiger Zeit im Ueberschreiten ber Bistrit begriffen; Theile derselben standen sogar schon seit zwei Stunsben rechts der Bistrit massirt; in das Gesecht eingegriffen aber hatten sie disher nicht. Jett beschloß man, sie völlig und beschleunigt debouchiren zu lassen und aus ihrer Infanterie die in verzehrendem Ausharren stehenden Truppen des II. und IV. Corps zu unterstützen, ohne doch die Divisionsverbände des III. Corps berart anzutasten, daß sie außer Stand gesett würden, sür den bevorstehenden allgemeinen Angriff als Kern der Offensive auszutreten. Aus letzterwähnter Rücksicht nahm man die nothewendige Verstärtung ans bei den Divisionen, indem man nach Ober=Doshalit drei Bataillone der 5. Division, nach dem Holaholze aber zwei der 6. Division entsendete.

Die Regimenter der 5. Division zogen in Sadowa mit klingendem Spiele an dem Könige vorüber und begrüßten ihren Kriegsherrn mit jusbelndem Hurrah. Diese Truppen hatten bei Jicin gezeigt, was sie vermochten. "Wo solche Regimenter noch nicht im Feuer gewesen" ruft ein Augenzeuge*) aus "da stand unsere Hoffnung noch hoch!" — Das 1. und das Füsilier-Bataillon des Regts. Nr. 18 und das 2. Bataillon des Regts.

^{*)} v. Werber a. a. D.

Nr. 12 wurden nach Ober-Dohalit herangezogen. Ein Mitkampfer schilbert die dortige Lage folgendermaßen: *) "Meine Compagnie wurde zu= nächst in einem Obstgarten bes Dorfes postirt, woselbst ich auch einige Leute vom 4. Jäger=Bataillon bemerkte, welche, die Büchse unter bem Arm, gebeckt hinter ben Bäumen standen. Der Feind mußte unser Vorrücken frühzeitig gemerkt haben, benn schon bei ben ersten Häusern von Unter = Dohalit schlug eine Granate, von bem Hurrah der Soldaten be= grüßt, in fehr verdächtiger Nähe durch die Giebelwand eines Hauses, und von diesem Augenblick an hatten wir wahrlich keine Ursache, darüber zu klagen, daß der Feind uns unberücksichtigt lasse. Fast ununterbrochen fuhren die Granaten zischend und brausent, für jest aber noch unschäd= lich, über unsere Köpfe und fielen, meist ohne zu crepiren, in die sumpfigen Ufer ber Bistrit Es war ein Sausen und Zischen in ber Luft, ein Dröhnen und Knallen beim Platen ber Geschosse und ein markerschütterndes gellendes Klingen beim Umhersprühen ber Sprengstücke, als sei die ganze Hölle losgelassen. — Den Obstgarten, in dem ich stand, mußten die Munitionswagen passiren, welche unseren Batterien von einer Kolonne Munition zuführten, die auf der Chaussee zwischen Sadowa und Unter = Dohalit hielt. Sobald ein Wagen im Galopp herbeirasselte, ver= stärfte sich das feindliche Feuer, ein Zeichen, daß man das Heranfahren jener Wagen österreichischerseits beobachten konnte. Glücklicherweise wurde keiner derselben getroffen; wir würden sonst wohl mit ihm in die Luft geflogen sein. Nur einmal wurde in meiner Nähe bas Stangenpferd eines solchen Gefährts von einer Granate buchstäblich zerrissen. In unbegreif= lich kurzer Zeit aber waren die Stränge durchschnitten und der Wagen eilte seiner Bestimmung zu Der erste Verwundete, ben ich sah, war ein Artillerist. Ich werbe seinen Anblick nie vergessen! ber linke Arm war ihm zerschmettert, und, das verlette Glied in dem untergeschla= genen rechten Arme tragend, schritt er schmerzverzerrten Antliges bei uns vorüber und rief uns zu: "Kinder, haltet ihr fest; wir können fast nicht mehr!"

Es war eine im Walde und in den besetzten Dörfern allgemein ansgewandte Taktik, möglichst oft den Aufstellungsort der Truppen zu wechsseln, ein Verfahren, welches doppelten Vortheil gewährte: einmal zerstreute es die Truppen geistig und nahm ihnen einigermaßen das lähmende Gestühl der Passivität, indem es sie bewegte und beschäftigte, zweitens aber hinderte es den Feind daran, sich auf geschlossene Trupps, deren Aufstellung er entbeckt hatte, einzuschießen. Diese Taktik bewährte sich in dem Grade,

^{*) &}quot;Bier Stunden in Reserve bei Königgrätz." Eine Erinnerung zum Jahrestage der Schlacht. (Die Gartenlaube. Nr. 27. 1868.)

baß die Soldaten bald anfingen, schlechte Witze zu reißen über bas nach ihrer Ansicht mangelhafte Schießen bes Feindes. Selbst als einem knieend im Anschlag liegenden Dlanne das Sprengstück einer Granate burch ben Feldkessel fuhr, hatte er für bies Ereigniß nur die lachende Bemerkung: "Das sind Kerle, gönnen einem nicht 'mal bas Bischen Speck, bas man noch bei sich hat!" — Und doch, -- wenn auch nur ein Schuß wirklich traf, welche Zerstörung! "So schlug eine Granate mitten in eine bichte Kolonne bes 18. Rgts. und brachte ganzen Rotten Tod und gräßliche Verstümmelung. Einer ber Armen wurde an uns vorüber getragen und bie aus seiner von dem Geschoß zerrissenen Tasche herausrollenden Patronen wurden von den Füsilieren sorgfältig aufgelesen und aufgehoben. Bielleicht konnte eine von ihnen zum Werkzeug werben, ben gefallenen Kameraben zu rächen Entsetlich war ber Anblick, als in bas zum Verbandplat eingerichtete Bauernhaus ein Geschoß einschlug. Glücklicherweise blieben unsere Aerzte, deren braves Verhalten, beren unermübliche aufopfernde Thätigkeit über alles Lob erhaben ist, unverlett. Berstörten Antlites stürzten sie aus bem Hause, um einen sicherer gelegenen Ort für ihre Thätigkeit zu suchen und ihnen nach schleppte sich jammernd und webklagend, was von den Verwundeten sich noch fortzubewegen vermochte Solchen von Minute zu Minute sich mehrenden Scenen ruhig zuschauen zu können, dazu gehörten so abgestumpfte Rerven, wie die unfrigen nach grabe geworben waren!"

Von der 6. Division war zunächst die Avantgarde über die Bistrit gezogen worden, in erster Linie die Brandenburgischen Füsiliere Nr. 35, die voll Lust waren, den Desterreichern zu beweisen, daß sie noch dieselben feien, die vor zwei Jahren ben Danebrog zu Boben warfen. Sie hatten vor Sadowa Tornister und Helme abgelegt und fühlten sich nun unter der Feldmütze so recht als leichte Füsiliere. Vorwärts ging's mit Sing und Sang. Lautes Hurrahgeschrei begrüßte auch aus ihrem Munde, als sie vorüberzogen den König, der ihnen einen Guten Morgen zurief und sie an Düppel und Alsen erinnerte. *) Zu ihrem Bedauern waren fie aber nicht sofort in ben Ampf gekommen, sonbern fast zwei Stunden un= thätig bei Sadowa in Reserve geblieben. Nun endlich erhielten das 2. und 3. Bataillon Erlaubniß in den Holawald vorzugehn. Im Laufschritt ging es über das Feld. "Jest kommen wir, die 6. Division! Wir wollen sie schon fassen!" hieß es hier und bort. Es war Schwung in ben markischen Jungen; vorwärts ging es in dem weichen Boden, so schnell es irgend möglich war. **) — Indessen auch der Nachschub dieses trefflichen

^{*)} Bossische Zeitung vom 2. August 1866. **) Fritz Schulz. a. a. D.

Regiments in den feurigen Ofen des Holawaldes konnte, ja sollte die Situation nicht ändern; er hatte ja nur den Zweck, die Widerstandskraft der schon im Kampf Ausharrenden zu erhöhen, und diese Absicht wurde auch vollständig-erreicht.

In der That war die Vermuthung, daß der Feind einen Offensivstoß vorbereite, durchaus begründet gewesen.

Der Kommandant des III. österreichischen Corps, Erzherzog Ernst, hatte nämlich etwa um 1 Uhr nachmittags einen Offizier seines Stabes in das große Armee-Hauptquartier mit der Anfrage geschickt, ob nicht unter den gegenwärtigen Gesechtsverhältnissen das Corps eine Offensiv-bewegung unternehmen solle. Das III. Corps (die Brigaden Pro-hazia, Kirchsberg, Benedek und Appiano) stand bekanntlich geschlossen in der Höhenstellung Lipa-Chlum. Man beabsichtigte nun die Offensive vom rechten Flügel aus einzuleiten, und versprach sich davon das beste Resultat, namentlich schleunige Beendigung des Kampses um den Swipwald. Denn man wollte den Angriff derart sühren, daß eine Brigade (Benedek) über Cistowes gegen das Skalka-Gehölz vorstieße und dort einen Bistrig-Uebergang versuchte, während die Brigade Appiano zum directen Angriff auf den Wald von Maslowed schritte.

Da die Brigaden Kirchsberg und Prohazka zur Behanptung der Front zurücklieben, da es auch an Reserve-Truppen nicht fehlte, um die verlassenen Stellungen neu zu besetzen, da serner die Offensive unter dem Feuer von fünf dominirenden Batterien ausgeführt werden konnte und, darf man wohl hinzusügen, da die Idee von einem Erzherzog ausging, so zweiselte man keinen Augenblick an der Genehmigung jenes Borschlags und der Corps-Kommandant ließ der Brigade Benedek auch ohne Weiteres bestimmte Dispositionen zugehn, während er die unmittelbare Führung der Brigade Appiano sich selbst vorbehielt.

Vom Armee-Kommando erfolgte indessen die Weisung, "keine Offensive zu unternehmen; — im Gegentheil sei das IV. Corps angewiesen worden, sich in die demselben nach der Disposition zufallende Ausstellung zurück zu begeben."

Fast gleichzeitig mit diesem Bescheide erfolgte von der Brigade Kirchsberg die Meldung, daß das Infanterie-Regt. Baron Heß, Nr. 49 (Nieder-Desterreicher), auf eigene Hand die Offensive gegen den Holawald ergriffen habe und daß, um solches zu degagiren, auch das Infanterie-Regt. Erzherzog Abrecht, Nr. 44 (Ungarn), in die Gesechtslinie vorgenommen und von der allgemeinen Unordnung mit fortgerissen worden wäre. *)

^{*) 3.} N. a. a. D.

Der Vorstoß ber Brigate Kirchsberg gegen bie preußische Stellung im Holawalbe mißlang vollständig. Der österreichische Berichterstatter*) sagt: "Diese einzeln bastehende Angriffsepisode und bie daburch herbeigeführte Katastrophe nahm unter ben ungunstigsten Umstän= ben für unsere Truppen ihren Anfang und Verlauf; . . . benn es hatten sich größtentheils frische Bataillone im Sarowawäldchen etablirt und gegen diese bedeutende, fast intacte Macht ruckte bas Infanterie: Regt. Nr. 49 aus eigenem Antriebe zum Sturme vor." Dies ist ein Jrrthum. ben neuhinzugekommenen Verstärkungen sind dem Angriff keine Truppen entgegengetreten, da sie zu bieser Zeit noch nicht weit genug vorgerückt waren, es begegneten ihm vielmehr in der Front sowohl als durch Borbrechen auf den Flügeln untereinandergemischte Abtheilungen der thüringischen Regimenter Nr. 71, 72 und 31 und der pommerschen Regimenter 49 und 61. — Die österreichische Schilderung bestätigt bies übrigens selbst: "Das aus seiner Stellung bei lipa in Divisionsmassenlinie in einer Terrainvertiefung unter Vortritt dichter Plänklerketten avancirende 2. und 4. Bataillon des Regiments Baron Beg wurde von dem thuringischen Regimente Nr. 31 mit einem mörderischen Frontal= und Flankenfeuer auf 350 Schritt Entfernung empfangen und mit einem Berlufte von 23 Offizieren, worunter ber Regimentskommandeur, Oberst Binder, und 800 Mann (!) zum Rückzuge gezwungen. Das 1. Bataillon bes Regiments, welches in Staffeln nachrückte, wurde noch rechtzeitig, wenn auch nicht ohne namhaste Verluste, durch die Contreordre zum Stehn gebracht. Wie auf bem Exerzierplatz legten bie braven "Hessen" die Strecke von 1000 Schritt unter bem verheerenden Kleingewehrfeuer und bem einer flankirenden Batterie zurück . . . In Folge so außerordentlicher Berluste melbete der Brigadekommandeur, Oberst Kirchsberg, dem Erzherzoge, "daß seine beiden Regimenter durch die Reserve-Brigade Prohazka abgelöst werden müßten, um die Gefechtslinie wieder sicher zu stellen." — Durch biese nothwendige Maßregel kam aber das Corps um seine Reserve-Brigabe und der Aulag hiezu zog die Aufmerksamkeit des Corps-Hauptquartiers abermals von Chlum ab. Es schien ein eigenes Fatum obzuwalten, daß dieser wichtige Punkt, der seit früher Stunde die Aufmerksamkeit des Erzherzogs und seiner Umgebung gesesselt hatte, niemals erreicht und genügend gesichert werden konnte. **) Das waren die verhängnifvollen Folgen ber österreichischen Offensive.

Ein preußischer Kampfgenosse sagt über eben diesen Angriff: "Das war der Glanzpunkt unseres achtstündigen verzweifelten Ausharrens!

^{*)} J. N. a. a. D. **) Ebenba.

Buntgemischt brängten wir an ben Waldrand und begrüßten den anrückenben Feind in schußgerechter Nähe mit einem so nachdrücklichen bleiernen
Regen, daß er nicht zu der von Benedek so sehr empsohlenen BajonnetAttaque schritt, sondern schon nach der ersten Salve Kehrt machte. —
Dann begann drüben von den großen Brummstimmen wieder das alte
Spiel und die heroischen Vertheidiger verschwanden allmählig vom Waldrand, dessen weißlenchtende Stämme hin und wieder wohl schon mit Blut
und hinsprüßendem Gehirn gefärbt, von einschlagenden Kugeln gesprenkelt
oder von einer sausenden Granate gesnickt und zersplittert waren."*)

Und des Ausharrens im Holaholz sollte noch immer nicht genug sein. So richtig man in Betreff bes Vorstoßes ber Desterreicher geurtheilt hatte — bas Eintreffen, ober vielmehr bas Gewahrwerben-ber Einwirkung des Kronprinzen verzögerte sich noch immer; noch immer galt es auszuhalten und zu harren und zu hoffen. — Daß bies Aushalten aber möglich und durchführbar war, ist ein glänzendes Zeugniß für den guten Geist und die Disciplin ber preußischen Armee; "benn nichts ist mehr geeignet, ben Soldaten unruhig zu machen und die unentbehrliche Ordnung zu lockern, als lange Unthätigkeit und müßiges Abwarten in heftigem Feuer. Der avancirente, kämpfende Soltat concentrirt sein ganzes Denken und Fühlen auf ben Kampf, auf ben zu bezwingenben Gegner. Er weiß, daß es gilt, sich seiner Haut zu wehren, und die Mög= lichkeit dazu ist ihm gegeben. Dies Bewußtsein und die Aufregung des Kampfes lassen kein anderes Gefühl in ihm aufkommen. Der unthätig bem Feuer ausgesetzte Mann hat zu viel Zeit nachzudenken. Die Granaten umzischen ihn: er darf nicht wanken und weichen; sein Nebenmann sinkt zerfleischt zu Boben: bie eiserne Disciplin fesselt ihn an ben angewiesenen Plat. Und bennoch war und blieb die Haltung der Truppen musterhaft. Schwerverwundete, Tobte wurden fortgetragen und sofort schloß sich bie Lucke. Biel ernste und bleiche Gesichter standen ringsum, aber keines, das Angst und Furcht verrathen hätte. Die Stabsoffiziere ritten, begleitet von ihren Adjutanten, die Pfeife ober die brennende Cigarre im Munbe, bann und wann auf und nieber und richteten eine ermunternde Bemerkung, wohl auch ein Scherzwort an ihre Trnppe, und jeder Subaltern Dffizier that dasselbe in Betreff der ihm untergebenen Leute. **)

Da aber so viel Zeit zum Nachdenken war unt die, dem Anschein nach, sich immer schwieriger gestaltende Situation allerdings nicht wenig

^{*)} Geschichte bes 4. Thür. Infant. Regts. Nr. 72.

^{**)} Bier Stunden in Reserve bei Königgrät a. a. D.

bazu aufforderte, über sie zu grübeln, so wurde benn freilich um diese Stunde in hohen und niederen Kreisen jedes Für und Wider ber taktischen Lage auf das Eingehendste betrachtet und besprochen. — Auch in den Er= wägungen ber Hauptquartiere, sowohl dem des Königs, als bem bes Prinzen Friedrich Karl, mögen sich mannigfaltige Strömungen geregt haben und zum Ausbruck gelangt sein. Zwei Anschauungen bürften sich vorzugsweise entgegengestanden haben. Die eine, offenbar die einer geringen Minorität, hielt es für gerathen, die Divisionen wieder über die Bistrit zurückzuziehn. Sie wiesen babei auf die feindliche Stellung bin, bie einen rein befensiven Karafter habe und eine Berfolgung seitens Benebet's nicht erwarten lasse. Eine Verfolgung! Diejenigen, welche solcher Art rechneten, gaben also die Hoffnung zu siegen schon auf, sa sie bekannten sich, wenn nicht als geschlagen, so boch als abgeschlagen. Aber nur Wenige, sehr Wenige werden so kleinmüthig empfunden haben. Die Majorität hoffte sicher auf die Ankunft der II. Armee; sie täuschte sich nicht darüber. daß ein Abbrechen ber Schlacht unendlich schwierig sein mußte, weil die Truppen zu tief vorgebrungen waren in dem coupirten Terrain, sie erschraf vor der Betrachtung, wie viel demontirte Geschütze man bem Feinde, wegen des difficilen Rückzugs burch die Defileen, als Trophaen murbe überlassen müssen, und sie erwog kaltblütig, daß ein solcher Abzug leicht schwerere Verluste zur Folge haben könne, als die Behauptung des Plates. Ueber alle diese Erwägungen hoch hinaus aber erhob sich bas Bertrauen auf die Ankunft bes Kronprinzen. Habe seine Armee auch einen Aufenthalt erfahren — ausbleiben könne sie in keinem Falle und mit ihrem Kommen werbe und müsse die ganze Lage sich glänzend verwandeln.

Diese muthige Ansicht behielt, trotz ber nun schon seit Stunden gestäuschten Erwartung, wenigstens das I. Armee-Corps (Bonin) in die Schlacht eingreisen zu sehn, entschieden die Oberhand, ja sie steigerte sich in leitenden Kreisen bis zu dem Unternehmen eines der kronprinzlichen Armeen entgegenkommenden Massenstoßes. Die 6. Division erhielt Befehl, über den Wald von Sadowa hinaus offensiv vorzusgehn.*) Mit Jubel empfingen die märkischen Regimenter (24.64 und 60) diese langersehnte, verheißungsvolle Ordre. Prinz Friedrich Karl sprengte

^{*)} Es scheint, daß dabei auch an eine Unterstützung durch die Reserve-Ravallerie gedacht war; wenigstens berichtet ein Augenzeuge (F. Schulz a. a. D.): "Es war 3/42 Uhr als Prinz Friedrich Karl die Bistritz entlang ritt. Als S. K. H. D. das Gewirr übersah, das an der Stelle herrschte, wo die Chaussee das Gebüsch schneidet und wo die Artillerie nicht vorwärts konnte wegen der Transportwagen der Berwundeten, machte er eine unwillige Bewegung und gab weithin hörbar den Besehl: "Die Chaussee muß augenblicklich frei gemacht werden für die Reserve-Kavalleriel"

Ju ihnen heran und nannte sie "seine Freunde, auf welche er fest baue."*)
— Aber im Augenblick des Antretens wurde die Angriffsbewegung von Seite des Ober=Rommandos sistirt. An Allerhöchster Stelle herrschte ein noch größeres, noch sester begründetes Vertrauen zu der Gessammtanlage der Schlacht, eine Zuversicht, die unerschütterlich daran sests hielt, "daß nur die unmittelbare Einwirkung auf die Flügel der seinrlichen Stellung den Erfolg eines Vorgehens gegen ihre Front ohne allzu blutige Opfer sichern könne."

Es scheint, daß eine kurz vorher unternommene Spezialrecognos= cirung des Chefs des Generalstabs der Armee das Königliche Hauptquartier in diesen Anschauungen bestärkt und befestigt hatte.

General v. Moltke hatte sich nämlich einige Zeit lang von ber königlichen Suite getrennt und war in kleiner Begleitung weiter vorgeritten. Ruhig beobachtend hielt er unweit des Elsenbusches an der Chaussee, eine Pferdelänge hinter ihm der Generalquartiermeister v. Podbielski, der Abjutant Major Wright und die Generalstabshauptleute Strempel und Graf Wartensleben, welche mit einigen an jener Stelle ausruhenden österreichischen Gefangenen sprachen. Der General sprach kein Wort; prüfend spähte sein Auge nach vorwärts, nach links, wo noch immer ber Kampf um den Swipwald toste, nach rechts auf das rauchende Dohalica, und dann ruhte sein Blick wieder sinnend auf der kleinen Karte in seiner Hand. **) Hier unmittelbar im Angesicht ber furchtbaren Artilleriestellung ber Desterreicher trat es dem klarschauenden Manne gewiß auf's Neue und auf's Deutlichste vor die ruhige Seele, "wie groß die Opfer gewesen sein würden, wenn man sich überhaupt nur auf den frontalen Angriff der feindlichen Position beschränkt hätte, selbst dann, wenn er mit allen Kräften unternommen und bafür die drei Armeen vor der Schlacht auf einem Punkt versammelt worben wären." Gewiß, dieser concentrische Anmarsch war nicht eine Zersplitterung, er war eine Vervielfältigung ber preußischen Kräfte. Die geniale Idee, alle einzelnen Armeen auf bem Schlachtfelde selbst berart zur Bereinigung zu bringen, daß ihr Heran-

^{*)} Unterofsizier W. Petsch. "1866." Berlin 1867. — Es sei vergönnt, hier eine kleine Anecdote einzuschalten: Ein Thüringer kommt leicht verwundet zurück aus dem Gesecht. Als er am Dorse, wo die 64er standen, anlangt, rust ihn einer von denen, die bei Düppel mit waren, an: "Du, Kamerad, wie sieht es denn da vorne aus? — ""Ach schlecht, sehr schlecht!"" und nun schildert er einigermaßen jammervoll die Situation. — "Weeste wat? mach, det de fortsommst," schneidet ihm der Uckermärker das Wort ab; "ick schwe mir, det ick mit dir Sch... kerl gessprochen habe!" Hiermit waren die andächtigen Zuhörer, von denen dieser oder jener wohl schon weicher gestimmt worden war, wieder in den richtigen Humor verssetzt. — Fritz Schulz a. a. D.

^{**)} Fritz Schulz a. a. D.

tommen zum Theil zu Flanken : ja zu Rückenstößen würde — biese Ibee burfte durch nichts beeinträchtigt werden, auch nicht burch einen vorzeitigen Angriff in der Front. Wie weit ber Chef des Generalstabes von einem solchen entfernt gewesen ist, wie er vielmehr wahrscheinlicherweise an ganz andere Manörer geracht, das geht aus mehreren Andeutungen hervor. Eine ber frühesten offizieslen Publicationen über die Schlacht (ber erste Bericht bes Staatsanzeigers) sagt nämlich: "Der Feind wagte keinen träftigeren Offensiostoß, vielleicht weil er für seine Flanken fürchtete, vielleicht, weil er bie Vortheile seiner Stellung nicht aufgeben wollte. Man bachte baber sogar baran, ibn burch einen verstellten Rudjug bes Centrums bazu einzulaben, in ber Erwartung, baß baburd, seine Nieberlage nach bem Auftreten ber 3meiten Armee um so entschiedener werden würde. Die fechtenden Truppen waren indeß zu fest engagirt, als baß man ein solches Scheinmanörer ohne Bebenken hatte anordnen können." — Mit bieser Angabe bes Staatsanzeigers stimmt vollständig überein ber Bericht eines Johanniterritters*) über eine höchst bezeichnente Aeußerung bes Generals v. Woltke am Abent des Schlachttags. Er erzählt: "Es war gegen 8 Uhr abends, als mehrere Generale aus der Umgebung Seiner Majestät in Sabowa anlangten, um ben König, ber vom Schlachtfelbe kommend nach Horsitz fuhr, hier zu erwarten. So auch General v. Moltke. Er trat zu uns heran, und er, ben man "ben Schweigsamen" nennt, war wohl durch die Höhe ber Situation erregt, lebendig und mittheilsam. "Ich bin — sagte er unter andern — mit ben Erfolgen der Schlacht nicht vollkommen zufrieden. 3ch hätte gewünscht, die Desterreicher maren hier bei Sabowa vorgebrungen; bann hätten wir fie vollständig wie in einer Mausefalle gehabt;" — In der That, das ist mahr! Der Angriff bes Kronprinzen wäre zum großen Theile bann eine Bewegung unmittelbar gegen die Verbindung Benedet's mit Königgrät geworden; die U. Armee würde weniger eine Offensive gegen die österreichische Flanke, als eine Occupation ber Rückzugslinie bes Feindes vorgenommen haben, und in diesem Falle hätten die Früchte des Tages unmittelbar auf dem Siegesfelde sich vielleicht noch reicher, noch größer, noch verheißungsvoller dargethan, als schon ohnedies zum Staunen der Welt geschehn. — Jetenfalls geben jene Andeutungen aber ben Beweis, daß im Geiste des leiten= ben Strategen, von Anfang an und burch keine Berzögerung beirrt, ber Gebanke jener großartigen Flankenbewegung als bas Grundmotiv und das farafteristische Ariterium des Schlachtplans festge-

^{*)} v. Werber a. a. D.

standen hat und sestgehalten worden ist. Aus dieser umwandelbaren Ansschauung heraus wurde benn auch der von anderer Seite her intendirte Massenangriff der 6. Division inhibirt.*)

Und dies treue Festhalten an dem einmal für richtig erkannten Plan, dies zuversichtliche Beständigbleiben — bald sollte es den reichsten Lohn finden.

Es war wenige Minuten nach 3 Uhr, als bie in vorberster Linie engagirten Truppentheile ber I. Armee zunächst ein Nachlassen bes österreichischen Teuers und nicht lange barauf auch rückgängige Bewegungen ber Artillerie im seindlichen Centrum bemerkten. Schnell verbreitete sich diese Wahrnehmung auf der ganzen Linie, und bald entbeckte Oberst v. Sandrart, Rommandeur des Rats. Colberg, auf dem Abhange von Chlum avancirende preußische Kolonnen. Der Kronprinz war da! Gleichzeitig liesen Meldungen darüber von den Generalen v. Schmidt und v. Manstein auf dem Rostosberge ein, und beide Generale baten um Kavallerie zur Verfolgung. — Undeschreiblich war die Freude der Truppen, anvanciren zu dürsen, herauszukommen aus dem Burstkessel, wie sie bitter scherzend den Wald von Hola und Dohalitz genannt. "So muß — ruft einer der Erlösten aus — einer armen Seele zu Muthe sein, die aus dem Fegescuer plötlich in's Paradies versetz wird!"**) — Und ganz ähnlich war auch die Wirfung jenseits der Visitritz

^{*)} Es wird bei der Rückunft von dieser Recognoscirung gewesen sein, daß sich jener tleine tarafteristische Moment ergab, beffen Graf Bismard bei einem ber Siegesfestmable scherzend erwähnte. Jebermann in der Suite des Königs habe sorgen-voll und peinlich rechnend nach Nordosten geschaut und des Kronprinzen mit offenbarer Unruhe geharrt. Nur Moltke's Antlitz sei burchaus ruhig und zuversichtlich gewesen. Da habe ber große Stratege auf einmal bie ausgerauchte Cigarre zu Boben geworfen und habe keine andere anzuzunden gehabt; benn sein Borrath sei zu Enbe gemesen. Bismarct aber habe sich gesagt: "bem Manne barf jett bie Pfeife nicht ausgehn; und obgleich er felbst nur noch ein einziges Exemplar im Etui gehabt, so habe er es ihm boch mit Bergnügen prasentirt und sich berzlich gefreut, als Moltke wieder Feuer hatte." — Ueberfluß berrschte auch im toniglichen Sauptquartiere auf bem Rostos-Berge überhaupt feineswegs. Schmalbans war Kilchenmeister. Gin auf bem Schlachtfelbe anwesenber Schriftsteller Georg Hiltl: "ber bohmische Krieg." Bielefelb 1867) erzählt: "Es ist Mittag. "Hast du nichts zu essen?" fragt ber König ben Reitknecht, ber hinter ihm hält. Der König ist seit halb fünf Uhr unterwegs; er hat keinen Biffen genoffen; Die Solbaten baben boch ein Stud Brot verschlungen. - "Majestät, ich habe nur eine Kelbflasche mit Wein bei mir." - "Gieb mir einen Becher und frage ben Mann bort am Karren, ob er mir ein Stück Brot geben will." - Ein Stück Brot ist viel in solchem Augenblick. Der Reitknecht bringt das Brot, er schenkt bem Könige ein, und bas Brot in ben Wein tauchend, reitet ber König einige Schritte weiter. Es hat ihn gewiß gelabt. — Er aß bas Brot am Tage von Röniggrät - wenn auch nicht mit Thränen, so boch sicher mit schweren Sorgen. "Haft bu Gelb bei bir, so gieb bem Mann einen Thaler," sagt ber König unb wendet sein Antlitz wieder dem Toben des Gefechtes zu."

^{**) &}quot;Bier Stunden in Reserve bei Königgrätz." a. a. D.

bei ben Reserven. "Wie sieht es vorn aus?" so hatte man bort tausendmal gefragt, und immer einshlbiger, immer zurückaltenber waren bie Antworten geworden. "Wie sieht es vorn aus?" so riefen die Offiziere ber an der Spite der Reserve=Ravallerie haltenden Thüringischen Husaren abermals einem wackeren Beobachter*) entgegen, ber just um 3_Uhr sorgenvoll und niedergeschlagen aus ber vorderen Linie zurückehrte. "Es waren noch mehrere Husaren herangetreten," erzählt er, "und gespannt erwarteten sie meine Antwort; ich mochte mich beghalb nicht aussprechen und machte ausweichenbe, leere Wendungen; die Offiziere wurden bringenber in ihren Fragen. Da kam das 2. Bataillon des 49. Regts. zusammen= geschmolzen aus Sabowa zurück; daß es ein Bataillon war, konnte man nur an der Fahne erkennen: die Leute marschierten stumm und zu Tob ermübet. Auf sie hinweisend sagte ich: Sehn Sie bas Bataillon und urtheilen daraus; so sieht es vorn aus! — In diesem Augenblicke aber hieß es "Aufgesessen!" die Husaren schwangen sich in den Sattel; die Trompeten schmetterten: Marsch! — Der Kronpring war gekommen und ber König setzte sich an die Spitze ber Kavallerie, um das schwankende Schickfal des Tages zu wenden, und ihn mit glorreichem Siege zu enden."

Wenn man auf die letten Stadien des eben geschilderten Kampfes im Centrum ben prüfenden Blick wirft, so erkennt man leicht eine überraschente Verwandschaft. — Auf preußischer Seite wird von hoher Stelle ein bedeutender Offensivstoß vorbereitet — im Augenblick des Beginnens aber vom Ober=Rommanto inhibirt. Im Centrum der Nord=Urmee ist es ein Erzherzog, der Einleitung zu einer großen Angriffsbewegung trifft — die Ausführung wird ihm an entscheidender Stelle versagt. Bas diese Parallele aber noch interessanter und für ben Gang ber Schlacht bebeutungsvoller macht, ist der Umstand, daß die Gründe, aus welchen in letter Instanz jene Einzel=Offensiven verworfen worden, fundamental genommen, auf beiben Seiten dieselben sind. Das Hauptquartier König Wilhelm's sistirt den Angriff jener Division zu Gunsten einer allgemeinen Offensive in dem noch zu erwartenden günstigsten Zeitpunkte; ber F.= Z.= W. v. Benedek verweigert dem Erzherzoge die Erlaubniß, mit seinem Corps anzugreifen ebenfalls zu Gunsten einer allgemeinen Offensive in dem noch zu erwartenden günstigsten Zeitpunkte. Der Unterschied zwischen dem Berhalten auf preußischer und dem auf österreichischer Seite tritt aber nicht minder deutlich und erkennbar hervor als jene Verwandschaft: er berubt barin, daß der günstige Augenblick für die Preußen kam und sofort

^{*)} Fritz Schulz a. a. D.

benutzt wurde, für die Desterreicher dagegen, ihrer strategischen Lage wegen, kaum erwartet werden durfte, in der That auch nicht kam und folglich auch nicht benutzt werden konnte. Aber auch geringere Chancen, die sich etwa boten, wurden durch dies zögernde Hoffen auf die große günstige Gelegenheit versäumt.

Es ist nothwendig, dies lettere näher zu beleuchten und zu begrün-Das österreichische Armee-Hauptquartier hatte sich nach 11 Uhr auf die Höhe nächst Chlum begeben, wo es von der Brigade Appiano mit unendlichem Jubel empfangen wurde . . . Hier angekommen zeigte sich beutlich, daß der Kampf um den Swipwald nicht das Gefecht einer österreichischen Arrieregarde sei, sondern daß bedeutende Kräfte, ja wahrscheinlich das ganze IV. Corps engagirt sei.*) — Angesichts dieser Lage galt es, einen raschen Entschluß zu fassen. Es galt jetzt entweber, unter Benutung des Engagements des IV. Corps und unter vorläufig nur demonstrirender Beobachtung der noch nicht allzu nahen Corps des Kronprinzen, mit aller Gewalt und Macht sich auf Friedrich Karl zu werfen -- ober bas IV. Corps aus bem Kampfe gegen Fransecki zurückzuziehn, Front nach beiben Seiten zu machen und sich somit auf die reine Defensive zu beschränken. Wir haben berichtet, daß Benedet in letterwähnter Weise handelte ober vielmehr durch Zurückziehung bes IV. Corps zu handeln begann; denn mehrere Umstände beuten darauf hin, daß er auch nach jenem Schritt noch lange Zeit geschwankt und einen großen Offensivstoß gegen die I. Armee im Sinne gehegt, ja bis zum Augenblick ber Katastrophe niemals ganz aufgegeben hat. Und so entsteht benn ein verhängnißvolles Schwanken Benedek's. Um alle Mittel für einen Angriff Friedrich Karl's beisammen zu halten, kann er sich nicht entschließen, ausreichende Kräfte gegen ben Kronprinzen zu verwenden; und aus Besorgniß für seine burch die schlesische Armee bedrobte Flanke, kann er sich nicht entschließen, die beabsichtigte Offensive über die Bistrit auch wirklich auszuführen. Diese Lage bem österreichischen Felbherrn aufgenöthigt zu haben, ift bas Verbienst ber ebenso kühnen als genialen Schlacht= disposition des preußischen Hauptquartiers. —

Es läßt sich barüber streiten, ob Benedek seine Lage durch einen glücklichen Borstoß gegen Friedrich Karl verbessert oder verschlechtert has ben würde; die Möglichkeit einer solchen Offensive aber muß man anerstennen. Ein englischer Kritiker, Capitain Webber, sagt: "Wan muß, Besnedek's Haltung gegenüber, annehmen, daß er die I. Armee zu schlagen hoffte, ehe der Kronprinz zur Hülse kommen konnte. Dies wäre auch

^{*) 3.} N. a. a. D.

wohl möglich gewesen, wenn er ein Corps auf seinem rechten Flügel in bas Terrain zwischen Dubenetz und Luzan entsendet hätte, um die II. Armee ein ober zwei Stunden lang aufzuhalten . . . Aber Benebek war nur nach dem Westen aufmerksam, während er, sobald er nur bie Ruppel ber Chlumer Kirche sprengen ließ, freie Aussicht nach beiben Seiten gehabt hatte." *) Auch ein erlauchter Franzose **) betont bie Diöglichkeit, ben Prinzen Friedrich Karl vor Eintreffen ber II. Armee zu schlagen. "La situation de l'armée de Benedek n'a pas été là sans analogie avec celle de l'armée française à Waterloo. Elle avait devant elle deux armées, celle du prince Frédéric-Charles et celle du prince royal; mais, bien que ces armées fussent en communication et que leur action combinée eût été arangée dans la nuit, qui précéda la bataille, le général autrichien pouvait espérer battre le prince Frédéric-Charles avant l'arrivée du prince royal, comme Napoleon avait espéré battre Wellington avant l'arrivée de Blücher." — Wenn aber auch jene Möglichkeit, bie I. Armee vor dem Eingreifen der II. zu schlagen, bestand; so galt boch jedenfalls das Wort: "Was du thun willst, das thue bald!" hier in emi-Benedek aber schwankte, zögerte, verschob. Der Correnentem Sinne. spondent der Times im österreichischen lager giebt mehre Andeutungen jener Velleitäten, jenes hinhaltenben Halbwillens. "Um 111/2 Uhr erhielt Windischgrätz den Auftrag, seine Ravallerie nach der Ebene vorzuschieben und sie znm Angriff bereitznhalten. Drei Kürassierregimenter***) rudten mit bem Desterreichs Reiterei fennzeichnenden schimmernden Glanze in guter fester Haltung vor. Nur ein gänzlich kaltes Herz hätte biese tapfren Burschen felsenfest im heftigen preußischen Fencr so lange sigen zu sehn vermocht, ohne von Gefühlen der Theilnahme bewegt zu werben." Und sie hielten ganz vergebens im Feuer; benn es kam nicht zum Angriff. - "Gegen 12 Uhr erhielt ber Fürst von Holstein ben Auftrag, bas Terrain zu recognosciren, über welches er mit seiner Kaval= lerie Division bald murbe vorzuruden haben. Es kam nicht zu einem folden Vorrücken. Um 1/21 Uhr, furze Zeit nachtem er Gablenz die oben besprochene Artilleric-Verstärkung bewilligt hatte," wenbete sich ber Feldzeugmeister im Sattel um und sagte: "Niemand soll

^{*) &}quot;Eine englische Kritit über ben Krieg in Böhmen." Bon Cooke, Oberste Lient. im englischen Ingenieur «Corps. Uebersetzt von einem preußischen Offizier. Berlin. Bath. 1867.

^{**)} M. le prince de Joinville: "Encore un mot sur Sadowa." Bruxelles. Muquardt. 1868.

^{***)} Es muß heißen: 2 Kürassier = und 1 Manen - Regt.; denn aus diesen Truppen bestand die zur 3. Reserve - Kavallerie - Division gehörige Brigade Windischgrätz.

auch nur über eine einzige Batterie weiter verfügen; ich werde sie alle sogleich brauchen." Die Zeit vergeht; es wird fast 2 Uhr: er braucht sie nicht! Und bennoch muß ihm die Absicht, sich auf Friedrich Karl zu werfen, noch immer vorschweben; denn er verwendet nichts von seinen Referven gegen die bedrohten Flügel; er hält sie unbedingt fest und geschlossen zu gesammeltem Vorstoß; aber er verfäumt ben letztmöglichen Augenblick, um tiesen Stoß zu thun. Es ist ein seltsames Schwanken zwischen ber zäh in Willen und Vorstellung hastenden ersten Absicht und den Anforderungen einer später gewonnenen und deshalb weniger wirksamen Erkenntniß; ober — wie ein etwas galliger beutscher Kritifer *) sagt: "Es ist "ber eiserne Wille" ohne die regelude Vernunft, welcher die Katastrophe herbeiführt. Wie der Feldzeugmeister in der Idee, den Prinzen Friedrich Karl schlagend in die Lausitz einzubrechen, trot Nachod und Soor den Krouprinzen beharrlich ignoriren wollte und hierüber ihn zu schlagen versäumte, so war er bei Sadowa wieder ganz versessen, ben Gegner vor allem über die Bistrit zurückzuwerfen. Er meinte, damit fertig zu werden, bevor der Arouprinz sich recht fühlbar machen könne — dann sollte dieser an die Reihe kommen. Die Starrheit, mit ber er an seiner Ibee festhielt, verbarb bas Spiel; hätte er um Mittag seine Reserven den Verhältnissen gemäß verwendet, so wäre die Katastrophe kaum eingetreten." —

Es war fast 2 Uhr, als Feldzeugmeister v. Benedek endlich mit sich felbst in's Reinc gekommen und sich entschlossen zu haben schien — zu= nächst freilich nur den vom Kronprinzen bedrohten rechten Flügel und den vom II. und IV. Corps gebildeten "defensiven Haken" persönlich in Augenschein zu nehmen und nach Befund dann seine weiteren Dispositionen zu treffen. Er mußte also glauben, noch sehr viel freie Zeit und freie Wahl zu haben. "Als ber Stab antrabte — berichtet ber englische ·Correspondent — und sich die grünen Febern schnell fortbewegten, stimmten die Musikhöre die Nationalhymne an und die Leute begrüßten ihren Feldherrn mit lautem Zuruf. A:f jedem Antlit spielte ein freundliches Lächeln; die Jäger warfen ihre Hüte in die Luft; alles schien von ber bestimmten Hoffnung auf einen bevorstehenden Sieg beseelt. — Benedek jedoch winkte ben Leuten, ihre Demonstrationen einzustellen und rief in seinem stets lauten und kraftvollen Tone: "Jett nicht, Kinder! wartet bis morgen!" - - Ach, wer jubelte Benedek am folgenden Morgen noch zu!?

^{*) &}quot;Der Krieg i. J. 1866." Kritische Bemerkungen. Leipzig. 1866.

Rückblick auf die Geschichte der Leibeigenschaft.

(Shluß.)

Deutsche Leibeigenschaft seit bem Zeitalter ber Reforma= Das funfzehnte Jahrhundert bereits hat keine Fortschritte dieser Art mehr aufzuweisen; benn es ist die Zeit der langsam hereinbrechenden allgemeinen politischen Anechtschaft. Unter unfähigen und stumpfsinnigen Kaisern geräth bas Reich schnell in Zerfall; ewige Fehden vernichten seinen Wohlstand und seine Bildung; die Geistlichkeit geräth durch ihr üppiges Leben und ihre Unwissenheit in Berachtung; bas land füllt sich mit Raubern, Wegelagerern und Bettlern. Die Fürsten und ber Abel seben sich burch unverhältnismäßige Prachtentfaltung genöthigt, auf neue Mittel zur Steigerung ihrer Einfünfte zu sinnen, und sie sind darin nicht blobe: sie entreißen den Bauern ihre gemeinen Wälder und Weiben, verbieten ihnen die Jagb und Fischerei, sodaß nun des Landmanns sauer gezogene Früchte von dem massenhaften Wild zertreten werden; sie sprechen allerhand neue Steuern, Frondieuste, Weidegerechtsame, Gewerbsmonopolien an, und verkümmern bem freien Mann das Recht des freien Zugs burch Anforderung einer hohen Auswanderungssteuer, des Abzugsgelds. knechtisches und schlecht beaufsichtigtes Geschmeis von Beamten nistet sich in Masse in der ganzen Staatsverwaltung ein, und bringt bald auch die Rechtspflege in seine Hände; die bisher unter freiem Himmel tagenden Gerichte werden nun hinter verschlossenen Thüren gehalten, neben ber jett allerwärts eingerichteten Folterkammer. Kein Wunder, daß die Landesfürsten anfangen die Landeseinwohner schlechtweg ihre "Armenleute," "Unterthanen," ober gar ihre "Leibeignen" zu nennen.

Der Druck steigerte sich schnell zum Unerträglichen, sobaß ben Bauernbie ja sprichwörtliche beutsche Gebuld reißen mußte. Längst ehe Luther
seine Thesen an der Kirche zu Wittenberg angeschlagen hatte, verkündete
ein unheimliches Wetterleuchten in vielen deutschen ländern herannahenden
Sturm. Der gemeine Mann, ohne nach dem veralteten Unterschied von
frei und leibeigen zu fragen, that sich zusammen, formulirte seine Bitten
und Forderungen und ließ merken, daß er auch vor Gewaltgebrauch nicht
zurückschrecke. Die bazu kommende religiöse Kesorm schien dieser Bewegung
nur sörberlich werden zu wollen. Unter den Verlangen der Bauern war
überall anch eines, welches auf Abschaffung der Leibeigenschaft und ihrer
Ausstlüsse ging. So besagte der britte von den zwölf Artikeln, in welchen
bie Bauern Oberschwabens um's Jahr 1525 ihre Beschwerden zusammen-

faßten: "Zum dritten ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen ist, angesehen daß uns Christus alle mit seinem kostbaren vergossenen Blut erlöst und erkauft hat. Darum erfindet sich in der Schrift, daß wir frei sind, und wir wollen frei sein. — Wir sind außer Zweisel, Ihr werdet uns der Leibeigenschaft als wahre und rechte Christen gern erlassen, oder uns aus dem Evangelium dessen berichten, daß wir leibeigen sind." Hierbei ist zu besachten, daß die Lehre, Christi Leiden habe alle Menschen von der Anechtschaft erlöst, aus dem Sachsenspiegel und Schwabenspiegel in die Rechtssüberzeugungen des Volks übergegangen war, was jetzt um so leichter geschehen konnte, als bereits Tausende gedruckter Exemplare davon umliesen.

Luther, ben die revolutionäre Bewegung mit Sorgen für die Sache bes Evangeliums erfüllte, wollte von der Folgerung der Bauern nichts wissen, sondern ließ sich barsch gegen sie aus. "Es soll tein Leibeigner sein, weil uns Christus hat alle befreit. Was ist das? Das heißt drist-liche Freiheit ganz fleischlich machen. Hat nicht Abraham und andere Patriarchen und Propheten auch Leibeigne gehabt? Leset St. Paulum, was er von den Anechten, welche zu der Zeit alle Leibeigne waren, lehret. Drum ist dieser Artisel stracks wider das Evangelium räuberisch, indem der darnach handelnde seinen eigen gewordenen Leib seinem Herrn wider-rechtlich nimmt." Luther erklärt damit also sogar das Entlausen des Leibeignen für sündhaft; ja er geht soweit zu sagen: "Das Geset, daß vor Zeiten die Menschen gleich als ein Ochs oder Schaf gekauft worden, hebet Gott nicht auf, sondern er bestätiget es."

Auch Melanchthon und Calvin erkennen nirgends an, daß Leibeigensschaft gegen den Geist der Lehre Christi verstoße, — während der in einem freien Gemeinwesen aufgewachsene Huldreich Zwingli gewißlich anders dachte.

Die Reformation hat benn auch im Ganzen genommen keinen erheblichen Einfluß auf die Lage der Leibeignen ausgeübt, höchstens daß die meist damit Hand in Hand gehende Einrichtung eines allgemeinen Schulunterrichts die Leibeignen auf eine höhere Stufe der Bildung erhob. Im Uebrigen bilden protestantische und katholische Länder in jener Hinsicht durchaus keinen Gegensatz, wie sich sogleich zeigen wird.*) Auch die Aufhebung der Klöster äußerte sehr verschiedene Wirkungen; sie gereichte den

^{*)} Die Thatsachen, welche v. Döllinger in seiner Schrift "Kirche und Kirchen, Papstethum und Kirchenstaat" (1861.) S. 93—155 zum Beweise der nachtheiligen Wirkung der Resormation auf die politische Freiheit vorbringt, sind nach einseitiger Richtung gesammelt; den Zuständen in Böhmen, Schlessen, Ungarn, Polen, in dem katholischen Westsalen und Oberschwaben und sonstigen katholische regierten Ländern ist nicht nachgefragt.

Kloster-Leibeignen ba, wo sie an kleine Herrn ober Privatpersonen kamen, zum empfindlichen Nachtheil, während sie anderwärts, wie z. B. in Hessen, in Württemberg, in der Schweiz, zu ihrem Vortheil ausschlug. Es ist ein anderer, seit dem sechzehnten Jahrhundert sich mehr und mehr schärfender Gegensat, welchen man festzuhalten hat, nämlich der zwischen den durch deutsche Colonisten germanisirten slavischen Ländern und dem übrigen Deutschland.

Wir wollen zunächst an dem Beispiele einiger der bedeutendsten südund mitteldeutschen Länder zeigen, wie ce dort mit der Lage der Unfreien durchschnittlich stand, und beginnen unsere Schilderung bei dem Hauptherde der Bauernunruhen, der Schweiz und Schwaben.

Süd= und Mittelbentschland. Die aristofratische Republik Zürich hatte im lauf der Zeit theils durch Kauf theils durch Eroberung ober freiwilligen Anschluß eine Reihe von Landschaften erworben, in welchen bie früheren Landesherren zahlreiche Leibeigne befaßen, die nun in den Besit ber Stadt übergingen. Auch bie Säcularisirungen zur Zeit ber Reformation brachten viele Leibeigne unter die directe Botmäßigkeit des Raths. Die Lage berselben war schon gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts eine verhältnismäßig gute. An dem Land welches sie bauten hatten sie durchweg erbliche Nutzungerechte; seit 1489 nahmen sie mit steigendem Erfolg tasselbe Recht des freien Zugs in Anspruch wie die freien Leute, benen sie auch durch die Gerichts- und Waffengemeinschaft immer mehr genähert wurden. Bei Beginn der Reformation nahm bas Berlangen nach völliger Befreiung die Gestalt eines allgemeinen Volksverlangens an. Der Rath gab demselben im Jahr 1525 nach, erklärte die Eigenleute für frei, erließ ihnen unentgeltlich ben Tobfall, die Strafen ber Ungenoffenehe und andere Lasten mit Ausnahme ber Frondienste, indem er als Beweggrund dieser seiner Bewilligung angab: "baß wir Alle Kinder Gottes seien und brüderlich gegeneinander sollen leben." Dies lettere führt um so mehr darauf hin, daß Huldreich Zwingli die Emancipation kräftig beförderte, als er sich in einem ausführlichen gebruckten Gutachten über die Forberungen ber Bauern sehr einsichtig und theilnehmend geäußert hat. Wo tie Bauern zu zügellosem Aufruhr übergegangen waren, in ber Herrschaft Grüningen, ließ ber Rath die Leibeigenschaft zur Strafe fortbesteben. Doch war er auch fortan barauf ans, ben Loskauf ber Eigenleute, welche auswärtige Herren im Zürich'schen Gebiet besaßen, zu beförbern. wurden im Jahr 1562 alle Eigenen des Klosters St. Gallen, 1638 die des Klosters Einsiedeln zu Stäfa losgekauft. Die völlige Beseitigung der Unfreiheit, namentlich ber Besthauptsabgabe, erfolgte erst in ben Jahren 1796 und 1797.

Eine sehr beachtenswerthe Wendung nahmen bie Dinge um die nämliche Zeit in bem Herzogthum Württemberg, einem zwar kleinen Lande von damals vielleicht nur 300,000 Einwohnern, bas aber unter lauter noch kleineren Nachbarn eine beherrschende Rolle spielen konnte. So weit die bis jett freilich ungenugenden Untersuchungen reichen, war die Leibeigenschaft hier allerwärts stark verbreitet; selbst die Städte, beren man etwa 60 zählte, enthielten nicht durchweg eine freie Bürgerschaft; z. B. waren alle Bewohner der Städte Beilstein und Liebenzell ohne Ausnahme Eigenleute bes Herzogs: und ebenso wohnten in verschiedenen Städten Eigenleute als Beisassen (Einwohner ohne Bürgerrecht). Mehrzahl dieser Unfreien stand dem Herzog zu; der Rest waren in der Hauptsache Eigenleute ber 14 landsässigen Klöster, die theils in den klös sterlichen theils in den herzoglichen Aemtern wohnten. Ritter gab es seit dem sechzehnten Jahrhundert im Herzogthum nur noch in geringer Zahl, da sich die meisten reichsunmittelbar gemacht hatten; folglich läßt sich auch innerhalb bes Herzogthums von Eigenleuten ber Ritter nicht reben. — Die Streitigkeiten bes Herzogs Ulrich mit ben Landständen, bie Annectirung des Herzogthums durch Desterreich (von 1519 bis 1534), endlich die stets von Neuem im ganzen Lande ausbrechenden Bauernunruhen führten allmählich zu einer wesentlichen Milberung der leibeigenschaft. Auf dem zu Tübingen im Jahr 1514 gehaltenen Landtage, wo die wichtige Verfassungsurkunde bes Herzogthums, ber Tübinger Bertrag, zu Stande kam, hatten Klosteräbte und Stärtcabgeordnete bem Herzog eine nach und nach in bem Zeitraum von 32 Jahren zu zahlende Gelbsteuer von 950,000 Gulden Damit der gemeine Mann diese Last um so leidlicher und williger trage, bedangen die Stände, daß nach Berfluß einer Anzahl von Jahren jeder Einwohner bes Landes das Recht haben solle, nach seinem Gefallen aus bem Land auszuwandern ober seine Kinder in's Ausland zu verheirathen, auch von jeder Auswanderungssteuer frei sein solle. Kurze Zeit nachher, im Jahr 1520, während ber österreichischen Occupation, lagen die Stände den Rathen Karls V. an, die Auswanderungs= steuer schon jetzt wegfallen zu lassen, da in den übrigen österreichischen Landen eine solche auch nicht erhoben werde. Es wurde dem willfahrt und zugleich der Tübinger Vertrag dahin erläutert, daß das Recht des freien Zugs außer Lands auch ben Leibeignen zukommen solle, in ber Weise daß der Auswandernde "alsbald der Leibeigenschaft ledig sein und weiter nicht beschwert werden solle." Auch jest bezog man diese Concession nur auf die landesherrlichen Leibeignen, nicht auf die der Klöster. Erst nachdem letztere reformirt, d. h. in evangelische Rlosterschulen unter Leitung evangelischer "Aebte" verwandelt waren, erstreckte ber Landtagsabschied vom Jahre 1551 den freien Zug auch auf die Kloster-Leibeignen. Als ein Grundrecht aller Württemberger wurde basselbe fortan in vielen Landtagsabschieden und Grundverträgen bestätigt und aufgefrischt. Es hatte allerdings hauptsächlich Bedeutung für die freien Leute; aber auch dem Leibeignen gab es das Gefühl der Unab= hängigkeit; glaubte er, daß man ihm das Leben zu sauer mache, so ver= taufte er seine Habe und suchte sich eine bessere Heimath — überm Ocean. Denn, wohl zu merken, in andern deutschen Ländern war damals schwer anzukommen. Innerhalb bes Herzogthums genoß der Leibeigne keineswegs Zugfreiheit, war vielmehr fortwährend meist an die Scholle gebunden, und den Städten war seit 1552 ausdrücklich verboten Leibeigne, seien es aus- ober inländische aufzunehmen, bevor sie ihre Ledigzählung (Entlassung von Seiten des Herrn) nachgewiesen. Der Leibeigne mußte in alter Weise fein Halshuhn, seine Leibbeede, das Besthaupt entrichten, Frondienste leisten, zur Eingehung einer Che die Einwilligung der staatlichen Behörden einholen, in welchem letzteren Punkte aber die freien Leute bald auch nicht besser baran waren. Im achtzehnten Jahrhundert wurde die Ledigzählung selten verweigert, und gewöhnlich gegen mäßiges Lösegeld gewährt; die Landstände ließen sich ausdrückliche Versprechungen hierüber geben. Auf die öffentlich - rechtlichen Berhältnisse, auf Strafrecht, Gerichtsverfahren, Gemeindeverhältnisse, Militärdienst und auf Privatrecht hatte übrigens die Leib= eigenschaft keinerlei Einfluß; schon das erste Landrecht von 1555, bas auch eine Civilprozegordnung enthält, gedenkt ber Leibeignen mit keiner Splbe. Leibeigne wurden auch Schultheißen, Schullehrer, Pfarrer, was sie aber keineswegs von der Schuldigkeit zur Entrichtung des Todfalls befreite.

Ganz anders freilich sah es in den das Herzogthum umgebenden zahllosen kleinen Herrschaften aus, in welchen in buntem Gewirre kleine Fürsten, Grasen, Reichstitter, Reichsäbte und Reichsstädte regierten. Hier verkam vielsach der freie Mann, wie viel mehr der unfreie. Insbesondere in dem katholischen Oberschwaben war die Leibeigenschaft nicht bloß drückend sondern auch sehr allgemein. Da das Erbrecht der Bauern an ihren Gütern im Lause der Zeit gebrochen worden war, so konnte man von vielen Grasen und Klöstern ein Bauerngut nur unter der Bedingung erhalten, daß man sich ihnen in personliche Leibeigenschaft ergab. Die Beamten hatten das so sehr im Griff, daß noch im Jahr 1825, nachdem die Leibeigenschaft längst für immer abgeschaftt war, ein Rentamtmann des Fürsten von Thurn und Taxis bei der Verleihung eines Bauernguts in den Lehnbrief die Clausel aufnehmen ließ, daß der Bauer mit Weib und Kindern seiner hochfürstlichen Durchlaucht und höchstdero Nachkommen mit der Leibeigenschaft zugethan sein solle.

Die Leibeigenschaft im Herzogthum Bahern, in den Landgrafschaften Hessen=Cassel und Hessen=Darmstadt, in der Kurpfalz, war in ähnlicher Weise abgeschwächt wie in Württemberg. Neistentheils hatten die Eigenleute hier freien Zug innerhalb des Landes, theilweise auch außerhalb dessen Grenzen; nur blieben sie, wo sie sich auch niederließen, in Leibeigenschaft (durchgängig des Landesfürsten), mußten also nach wie vor ihre Abgaben entrichten.

Allen Leibeignen im ganzen Reich war durch den Augsburger Relisgionsfrieden von 1555 Art. 44 und den Osnabrücker Frieden von 1648 Art. 5, §. 37 die Zusicherung ertheilt worden, daß sie im Fall einer Aenderung des Religionsstandes des Landes befugt sein sollten nach Bezahlung des herkömmlichen Loskaufsgelds und der Nachsteuer auszuswandern.

Weil die Vortheile, die der Herr vom Leibeignen hatte, nicht sehr groß waren, so ließ er sich meistens bereit finden, gegen eine mäßige Ge= bühr auf sein Herrenrecht völlig zu verzichten. Diese Gebühr stand in vielen Gegenden durch Gewohnheit fest, und betrug 20 bis 40 Gulden, in den österreichischen Ländern sogar meist nur 2 Gulden. um so werthvoller, als es einem Leibeignen, der seinen Loskaufsbrief nicht in der Tasche hatte, seit dem sechzehnten Jahrhundert immer schwerer gemacht wurde sich in fremden Orten einzusiedeln. Die Magistrate ber Reichsstädte, bei denen spießbürgerliche Beschränktheit mehr und mehr überhand nahm, die keine Ahnung mehr davon hatten, was im dreizehn= ten und vierzehnten Jahrhundert zur Blüthe ber Städte beigetragen, wiefen alle Leibeignen, welche Aufnahme in der Stadt begehrten, ab. Ebenso die Landstädte. Bon den baperischen Städten wird dies im Jahre 1540 durch Perneder bezeugt; den württembergischen war es, wie erwähnt, durch den Herzog allgemein verboten; ebenso den preußischen, wie noch bas preußische Landrecht von 1794 2, 8, §. 15 wiederholt. Biele Lanbesherren schlossen ihr ganzes Land vor fremden Leibeignen. So befahl im Jahr 1586 der Kurfürst-Erzbischof von Trier, in Zufunft solle keinem fremden Leibeignen mehr geftattet werden sich im Kurfürstenthum nieberzulassen; die Beamten sollten Jeben ausweisen bis er sich von ber Leibeigenschaft ganz und gar erledigt habe.

Auch die Gebühren für die Bewilligung der Heirathen waren gering; vieler Orten sielen sie ganz weg, und nur die Heirath von Ungenossen zog noch eine, ebenfalls geringe, Strase nach sich. Im Herzogthum Babern wurde im Jahre 1508 von Fürst und Landständen vereinbart, die Heirathen der Leibeignen sowohl des Aurfürsten als anderer Herren sollten frei sein, auch die Abgaben für die Erlaubnißertheilung wegfallen. Das kurbaherische

Landrecht von 1756 enthält zwar einen Abschnitt über die rechtliche Stellung ber Leibeignen, welcher aber nur subsidiäre Bestimmungen giebt, zunächst bas lokale Herkommen für maßgebend erklärt, und insbesondere vor ber Hereinziehung des römischen und anderer ausländischer Rechte warnt. Der Ausspruch seines Verfassers, bes Ranzlers Areittmahr, daß sich in Babern ein leibeigner und ein anderer gemeiner Baner fast wie zwei Tropfen Wasser einander gleich sähen, mag für einen bedeutenden Theil der leibeignen zugetroffen haben. Vorzugsweise auf Babern ist auch bie Beschrei= bung zu beziehen, welche ber fürstliche Hofrath und Secretarius Andreas Perneter zu München († 1540) von der rechtlichen Lage der Leibeignen in Deutschland macht, und die im Auszuge folgendermaßen lautet: Die Eigenleute in Deutschland find ben Freigelassenen (Liberti) ber Romer ju vergleichen. Denn sie besitzen eigene Büter, wohnen in eigenen Sausern, und werden keineswegs unter das Hausgesinde des Herrn gerechnet. Sie mögen auch, sofern sie geschickt sind, Richter sein, vor Gericht als Partei auftreten und Zeugen sein. Ihnen selbst zu Rut können sie Gewerb treiben und Kaufmannschaft üben, und haben barin mit ihren Leibherrn keine besondere Gemeinschaft, außer daß sie zu Zeiten ihre Höfe und Güter pacht- ober zinsweise um einen Zins bauen. In einem Punkt gleicht aber ihre Stellung der knechtlichen alten Dienstbarkeit: an etlichen Orten dürfen sie sich mit niemand anders als leibeignen Personen verheirathen, es sei benn mit Willen und Vergönnen ihrer Leibherren; sie werden auch je zu Zeiten, wenn sie ohne Erlaubniß außerhalb bes Gebiets ihrer Herren heirathen, um Geld gestraft. — Ein Herr, ber einen seiner leibeignen leute um= bringt, ist der Todesstrafe nicht frei oder gesichert. Denn die Nothdurft bes gemeinen Nutens erfordert, daß Niemand seine Leute ober Güter mißbraucht. — Hinsichtlich ber Dienste ber leibeignen besteht an den verschiedenen Orten ein sehr ungleiches Herkommen. Etliche geben jährlich Hennen, etliche leib-Pfenning, etliche thun Scharwerk. — An etlichen Orten ist es Gewohnheit, daß wenn ein Leibeigner stirbt, sein Leibherr einen Theil sei= nes hinterlassenen Guts erbt, entweder 1/3, 1/4 ober 1/2. Etliche Herren nehmen statt solcher Erbschaft ihres gestorbenen Leibeignen Vieh und Kleiber. — Die Eigenleute mögen auch verkauft ober vertauscht werben;*) aber in keines Herrn Macht steht es, dieselben zu schlagen ober nach Willfür zu peinigen. Denn unsere leibeignen Leute werden mit der viehi= schen Dienstbarkeit, wie sie vor Alters üblich gewesen sein mag, nicht mehr beladen, und die Bestimmungen des kaiserlichen (römischen) Rechts, welche

^{*)} D. h. das Recht über dieselben; benn von selbst verstand es sich, daß die Eigen- leute in ihren eigenen Häusern wohnen blieben.

von dieser Thrannei handeln, sind in Unbrauch gekommen. — So Perneder. —

Die Leibeigenschaft im Often und Norben Deutschlands. Ein ganz anderes Bild entrollt sich unseren Blicken im Osten und Norden Deutschlands: in Böhmen, Schlesien, ber Lausit, ber Mark Branbenburg, Oftpreußen, Pommern, Mecklenburg, an ber Oftfüste von Schleswig = Holstein und selbst in Westfalen. In gemeinsamer Verschwörung vernichten Abel und Landesherren alle Verbesserungen, die die Lage ber Leibeignen im Laufe der Jahrhunderte erfahren hatte, und dann reißen sie auch ben freien Bauer mithinein in ben Strubel ber Anechtschaft, sodaß in einigen dieser Länder außer ben Städtebürgern und den Rittern wenige freie Leute übrig blieben. Es ist nach der jetzigen Lage der Bor= arbeiten schwer, das historische Gesetz zu erkennen, welches sich in diesen erschreckenben Rückschritten ausspricht. Daß allgemeinere Ursachen jebenfalls dabei mitgewirkt haben, läßt sich aus der Thatsache schließen, daß seit ber nämlichen Zeit auch ber banische und schwedische Bauer seine Freiheit einbüßt, 1514 in Ungarn und Siebenbürgen und 1597 in Großrußland allgemeine Leibeigenschaft eingeführt wird. Als solche allgemeine Gründe erscheinen vorzugsweise: die Beränderung der Art der Ariegsführung, die ben Ritter zur ländlichen Beschäftigung hinführte,*) sodann bie Aenberung des Geldwerths durch die Entdeckung Amerikas, große Kriege und Seuchen, die zur Verarmung des Abels und zur Entvölkerung ber Länder führten; endlich der Verfall der früheren volksthümlichen Gerichtsverfassung, womit bas Recht bes gemeinen Mannes seinen Schutz verlor.

Die Entwickelung nahm nicht überall ben gleichen Gang, hielt auch gewisse Stusen ein. Der erste Schritt war, daß man das Erbrecht des Baners auf seine Hube vernichtete, um seine Lasten beliebig steigern, oder ihm das land ganz nehmen zu können. Bei den Leibeignen gelang dies meist ohne Schwierigseit; aber auch gegen den freien Bauer wußte man es durchzusehen, theils unter einsacher Gewaltanwendung, theils mittelst Abmachungen, welche die tief in Schulden steckenden Landesherrn mit den seudalen, d. h. vorzugsweise aus Rittern bestehenden sog. Landständen trasen. Man stellte Präsumtionen gegen das bäuerliche Erbrecht auf, die seinen Nachweis in jener Zeit, wo so Vieles auf ungeschriebenem Hersommen beruhte, unmöglich machten; das Uebrige besorgten seige, käusliche oder unwissende Richter, Beamten, Schriftsteller.

War dies erreicht, so schritt man weiter dazu, den freien Pachter

^{*)} Die mecklenburgische Ritterschaft z. B. ist zum Letztenmal im Jahre 1506 in's Felb gerlickt; im siebzehnten Jahrhundert ist sie wohl nirgends mehr aufgeboten worden.

zu nöthigen sich in erbliche Leibeigenschaft zu ergeben. Schon im Anfang bes sechzehnten Jahrhunderts haben dies die Gutsherrn hier und ba in Uebung, wie ein im Jahr 1522 vom Herzog Johann von Cleve für die westfälische Grafschaft Mark erlassence strenges Verbot zeigt. Ein urkund= liches Beispiel, ebenfalls aus Westfalen, mag dieses Verfahren flar machen. Im Jahr 1577 machte die "Rechenkammer" bes Fürstbischofs von Münfter ben freien leuten im Amt Bechte, welche Güter bes Stifts in Erbpacht bauten, die Eröffnung, es sei ihnen die Alternative gestellt, entweder Leibeigne bes Bischofs zu werden, ober aber Zeitpächter zu sein, die alle 12 Jahre die Ernenerung ihres Pachts nachzusuchen hätten, damit der Landesherr bas Pachtgeld steigern könne. Die Lauern wandten sich an bas bischöfliche Regierungscollegium zu Münster, beriefen sich tarauf, taß sie freie Leute seien und die bischöflichen Güter in Erbpacht hätten. Regierung wies sie aber ab, indem sie erklärte: darauf komme cs nicht an; wenn sie bie Güter bes Fürsten schon so lange um geringes Pachtgelb genössen, so hätten sie sich dessen mehr zu bedanken als zu beklagen; ba nach ihrem Zugeständniß bas Eigenthum ber Güter bem Fürsten gebore, so könne er dasselbe gebrauchen, wie es ihm am vortheilhaftesten dunke. Wenn sie nicht Leibeigne werben wollten, worauf so sehr nicht bestanden werbe, so müßten sie alle 12 Jahre die Güter neu gewinnen. — Von einer Rechtshülfe gegen solche Gewalt, die sehr bald etwas ganz alltäg= liches wurde, war keine Rede; die Bauern nahmen ihr bisheriges erbliches Besitzthum als Zeitpächter, und wenn die Zeit um war, hieß es: Hof und Gut haben will, muß sich in erbliche Leibeigenschaft ergeben. Die Alternative, mit Weib und Kind von Haus und Hof gehen zu muffen ober leibeigen zu werden, war damals weit furchtbarer als sie heutzutage fein würde, weil es schwerer fiel sich anderwärts niederzulassen. Dennoch entschlossen sich viele Tausende bazu um den Preis der Armuth ihre Freiheit zu retten und ihr Baterland zi: verlassen.

Die dritte Stufe der Entwickelung war das Legen der Bauerhöfe. Ein Theil der Huben, welche die Leibeignen bis dahin gegen Abgaben und Dienste gebaut hatten, wurde mit dem Hoffeld vereinigt, die bäuerlichen Hofraithen abgerissen, und das Land unmittelbar auf Rechnung des Herrn in Bau genommen. Die Bestellung bürdete man ansangs den noch übrig gelassenen Hubenbauern und den in Tagelöhnerhäuser gesteckten ehemaligen Hubnern auf, dis man zuletzt für gut fand auch den Rest der Hubenbauern in Tagelöhner und Gesinde zu verwandeln. Diese Sitte beginnt im sechzehnten Jahrhundert und wird, wo nicht die Landesherrn hindernd eingreisen, im siedzehnten und achtzehnten Jahrhundert allgemein. Damit war ein Zustand geschaffen, wie ihn früherhin weder die deutschen noch

die flavischen länder jemals gekaunt hatten, der die lage des Bolks elend und unerträglich machte. Wer noch freien Stantes war, kehrte jest wo möglich der Heimath den Rücken. Um die in bedenklicher Weise einreißende Auswanderung zu hindern, vereinbaren Landesherrn und Ritter neue Gesetze, daß überhaupt kein Bauer mehr aus bem land hinaus burfe, womit denn allgemeine l'eibeigenschaft sanctionirt war. Diese neue Knechtschaft wurde dann durch allgemeine Landesordnungen, benen man den unschuldig lautenden Namen von "Bauerordnungen," Gesindeordnun= gen, ""Gigenthumsordnungen" gab, in allen Details fixirt, und bamit allen Einwendungen enthoben. Heimlich einem solchen Elend zu entrinnen war ans vielen Gründen fast unmöglich. Es fehlte den Armen dazu an bem nöthigen Geld; die benachbarten Regierungen lieferten auch aus; es waren darüber viele Staatsverträge geschlossen. Ja sogar ber beutsche Kaiser, Joseph II., legte sich als Reichsoberhaupt in's Dittel und erließ im Jahr 1768 7. Juli, auf ben Wunsch mehrerer angesehenen niederbeutschen Fürsten, welche klagten, daß durch die Auswanderung das Land entvölkert werbe, ein Gebot an die Reichsstädte Lübeck, Bremen und Ham= burg, keinem heimlich Auswandernden die Abreise zu gestatten. Den wieder eingefangenen Unglücklichen erwartete bie Strafe bes Meineibs; benn um diese verhängen zu können, ließ man die Leibeignen einen förmlichen Eid leisten, daß sie dem Herrn hold sein und nicht entlaufen wollten. Pommern konnte der Herr dem Eingefangenen durch den Scharfrichter ein Brandmal auf die Backe brennen lassen;*) in Mecklenburg und Schle= sien war beim Wiederholungsfall sogar Todesstrafe zugelassen.

Die Lage, in welche sich die Leibeignen im Norden Dentschlands nun versetzt sahen, war in allem Betracht eine weit schlimmere als in den meisten übrigen Gegenden unseres Vaterlandes. Nicht Landesherrn, Rlöster, freie Reichsstädte waren hier vorzugswelse ihre Herrn, sondern wenig vermögliche ablige Gutsbesitzer, die darauf ausgingen große Hoswirthschaften zu errichten, die Eigenleute daher von den Huben vertrieben und als Dienstboten und Tagelöhner verwendeten. Der Leibeigne war nicht Mitglied einer politischen Gemeinde, nicht einer Markgenossenschaft, wohnte meist nicht mit freien Leuten untermischt, hatte kein Obdach auf eigenthümlichem Grunde; sondern er erschien als bloßes Anhängsel eines Ritterguts, auf dem der Ritter wie ein kleiner König herrschte: denn dieser war nicht bloß Eigenthümer, sondern Polizeiobrigkeit, Richter, Kirchenpatron, Schulinspector, Armenvogt, Rekrntenlieserant. Bon seiner Gnade hing es ab,

^{*)} S. Sugenheim, Gesch. ber Aushebung ber Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa-1860 gekrönte Preisschrift.

welchen seiner leibeignen Bursche er in die Montur steden und bem Lanbesberrn senden wollte, eine Willfür, die bei der damaligen langen, ja fast ewigen Dienstzeit, doppelt gefährlich war. Bon einem Rechtsschut ließ sich bei der fast fehlenden Beaufsichtigung der gutsherrlichen Rechtspflege kaum reden; es übersteigt allen Glauben, wie völlig viele nordbeutsche Landesherrn in dieser Hinsicht ihre Regentenpflichten vergaßen. Der Schulunterricht befand sich, da bie Sorge auch dafür dem Ritter überlassen war, allerwärts auf ber niebersten Stufe. Ausgebildete Rehrer gab es nur wenige; man verwendete Juvaliden, Flickschneiber, Nachtwächter und Hirten dazu. *) Nicht Geiz allein sondern auch die Furcht, daß bie Rinder ber Leibeignen zu klug werden möchten, standen jeder Berbesserung im Wege. In Schleswig-Holstein verboten nicht wenige Gutsherrn ausbrücklich das Schreibenlernen in der Schule. **) In Schlesien sowie in Westfalen waren mit der gewaltsamen Gegenreformation die erangelischen Schullehrer vertrieben, katholische aber selten an ihre Stelle gesetzt worben. Und was wäre auch von solchen damals zu erwarten gewesen? Seltsamerweise behielten die mecklenburger Leibeignen aus einer früheren besseren Zeit her allgemein ein Recht, dessen sich in ben wenigsten übrigen Ländern der freie Bauer rühmen konnte, nämlich das Recht ihren Pfarrer aus drei ihnen vorgeschlagenen Candidaten zu wählen. Freilich wird bas auch mehr auf bem Papier gestanden haben; es wird oft gegangen fein wie Gellert in seinem humoristischen Gedichte erzählt, wo ber Amtmann ben gegen die Ermahnungen bes Superintendenten tauben Bauern zuruft:

> Ihr Ochsen, die Ihr alle seid! Euch Flegeln geb' ich den Bescheid, Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten. Sagt's, wollt ihr, oder nicht? denn itzt sind wir noch da. Die Bauern lächelten: Ach ja, Herr Amtmann, ja!

So war es benn doch nicht so ganz ohne, wenn der Mittel= und Oberdeutsche in der Meinung stand, es um ein Erklekliches besser zu has ben als die Bewohner der Elbe und Oder. Mußte auch mancher Hans noveraner, Hesse, Württemberger wider Willen in sernen Weltgegenden für die Kaussente Benedigs, Hollands und Englands sein Leben dranges ben; "Landesväter, die um fremdes Geld ihre Kinder erwürgten" — wie F. C. v. Moser sie nannte — blieben immerhin ein vorübergehendes Elend. So sasten auch die besser unterrichteten deutschen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, wie Heineccius, Danz u. A. die Sachlage auf, und

^{. *)} v. Bassewit, die Kurmark Brandenburg im October 1806. S. 342.

^{**)} Fald, Handbuch b. Schleswig Dolft. Privatrechts 4, 219.

das Ausland urtheilte ebenso. Montesquieu z. B. weiß von Leibeigensschaft nur "dans plusieurs endroits de la basse-Allemagne."

Zur besseren Veranschaulichung der vorhin geschilderten Entwickelung mögen auch hier einige hervorragende Beispiele dienen.

Böhmen. Die Verhältnisse im Königreich Böhmen, diesem überwiegend von Czechen bevölkerten lande, schildert der jüngste und bedeutenbste bohmische Geschichtschreiber, Palacity, folgendermaßen: Den flavischen Völkern der alten Zeit war ein Unterschied der Stände nicht bekannt, es gab also weder Adel noch Leibeigne bei ihnen, — ein Sat, für welchen Palaczth indeß keine Beweise beibringt. Schon im zwölften Jahrhundert war der größere Theil des Landvolks ohne Grundbesitz; dasselbe baute die Ländereien des Königs, der Herren, Ritter und Rirchen; aber es war regelmäßig frei, hatte bas Recht des freien Zugs. Die Leibeig= nen, die es nun allerdings gab, erfreuten sich einer verhältnißmäßig gun= stigen Rechtsstellung. Die Bauerngüter waren meist zu erblichem unwiderruflichem Recht, vielfach zu einer Art Eigenthum verliehen; die Bauern saßen weder auf Herrengunst noch waren sie bloße Zeitpächter, wie ein Rechtsgelehrter im Jahre 1383 ausdrücklich bezengt. Daher konnten die Bauern ihre Herrn auch im eigenen Namen vor bas Gericht laben. Das funfzehnte Jahrhundert brachte den Umschlag. Der Hussitenkrieg, welcher 15 Jahre lang, von 1419 bis 1534 andauerte, verödete und ent= völkerte einen guten Theil des Landes und verschaffte den Herren und den Rittern als Anführern im Krieg ein Uebergewicht über die Bauern und Städtebürger. Schon auf einem Landtag von 1453 wurde ein Beschluß gefaßt, der sich dahin auslegen ließ, daß kein Taglöhner ober Zins= bauer ohne Erlaubniß seines Herrn sich von seinem Wohnort wegbegeben dürfe. Die Arbeiter waren jett gesucht, obwohl viele Strecken Lands in Teiche verwandelt wurden, und wer ihnen schlechte Bedingungen stellte oder sie schlecht behandelte, sah sich von ihnen verlassen. Dem suchte ber Abel im gemeinsamen Interesse zu steuern. Er selbst lag inzwischen auf ber faulen Bärenhaut, spielte, luberte und verprasste sein Bermögen, was ihn wieder zu besto größerer Härte gegen die Bauern trieb. Haarsträubende Schilderungen darüber hat der Stifter der böhmischen Brüderge= meinde, Peter Chelcich aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts hinterlassen. Schon 1472, 1474 und 1479 waren neue Beschränkungen ber Freizigigfeit ber Unterthanen beliebt worden. Im Jahre 1487 that ber Abel den entscheidenden Schritt. Ein landtagsbeschluß verfügte, daß flüchtiges Gesinde und Landvolk überall zurückgefordert werden dürfe, und Jedermann bei hoher Gelbstrafe es seinem Herrn ausliefern muffe. Diese Auslieferungspflicht vernichtete bas Recht bes freien Zugs. Zugleich wurde ben Bauern überall bas Jagbrecht entzogen und selbst ber Besitz ber bazu nöthigen Geräthschaften verboten. Daß Jeber, ber nicht selbst ein Herr sei, einen Erbherrn haben musse, war ein jetzt nicht mehr zweifelhafter Sat. Im Jahr 1498 wurde verfügt, auch Teicharbeiter, Hirten und Hausgefinde müßten einen Erbherrn haben; sodann solle bei Strafe von 10 Schock Groschen Niemand einen Miethsmann, Taglöhner ober sonsti= gen Lohnbiener in seine Dienste nehmen, ohne daß diefer ein gestegeltes Zeugniß (Pag!) seines Herrn vorweisen könne, welches ihn ermächtigte sich von seinem Wohnort wegzubegeben. — Jett, wo der Bauer nicht mehr entweichen konnte, mutheten ihm die Herren natürlich nach Belieben Frondienste oder Robote zu. Ein Zeitgenosse, Bictorin Cornelius von Wfehrd, fagt: "Das arme Volk muß wider alles Recht, wider göttliche und menschliche, driftliche und weltliche Gerechtigkeit schwere Roboten leisten, eine Widerrechtlichkeit, die sich nicht einmal die Türken noch bie Heiben zu Schulden kommen lassen. Aus biesem bisher in Böhmen unerhörten Unrecht folgt vieles Bose; benn die leute, welche eine folche neue und erbarmungslose Vergewaltigung nicht ertragen können, flüchten von ihren Gründen und verlassen Alles und ergeben sich dem Verbrechen als Ränber, Mörder und Brandstifter, das land wird öbe, Alles theuer und der Hunger heimisch. Andere erheben sich, durch dieselben Bedrückungen veranlaßt, gegen ihre Herren, ziehen bewaffnet in die Berge und verlassen Höfe, Erbgüter, Liegenschaften, Weiber und Kinder." Es waren dies die Tage der höchsten Blüthe der Abelsmacht und die Tage der traurigsten Versunkenheit und Ueppigkeit ber Geistlichkeit in Böhmen.

Der Meinung des Czechen und Protestanten Palaczsty nach wäre die Schuld dieser Niedertretung des Bolks überwiegend der katholischen (deutschen) Partei des böhmischen Adels zuzuschreiben; demselben hätten hiers bei die deutschen Verhältnisse als Vorbild vorgeschwebt, da ja in Deutschsland damals die Leibeigenschaft des Bauernvolks Regel gewesen. Daß diese Behauptung für einen großen Theil von Deutschland unzutreffend ist, haben unsere obigen Aussührungen gelehrt.

Schlesien. In dem nur in lockerem Verbande mit Böhmen stehenden Schlesien trat die Wendung zum Schlimmeren später ein, und die Entwickelung war überhaupt, da es hier viele kleine Fürstenthümer mit weitgehender Selbständigkeit gab, lange Zeit hindurch eine particuläre und sehr verschiedene. Die ersten Schläge gegen die Freiheit der Bauern erfolgen erst nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo es das oberste Bestreben des Hauses Habsburg war, das fast ganz evangelisch gewordene Land der alleinseligmachenden Kirche mit allen Mitteln der List und Gewalt wieder zuzussichen. Zunächst wurde auch hier das erbliche Recht bes Bauers an ber Hube gebrochen. In bem Fürstenthum Oppeln=Ra= tibor vereinbarte im Jahre 1562 König Ferdinand von Desterreich mit ben Ständen eine Landesordnung mit folgenden Bestimmungen: Ein Bauer, ber seinem Herrn nicht gefällt und den dieser nicht ferner unter sich leiben will, ist verpflichtet sein Besitzthum zu verkaufen; faumt er, so barf ber Herr es taxiren lassen und nach ber Taxe behalten. Der Bauer kann also gegen eine vom Belieben des Herrn abhängige Entschäbigung von Haus und Hof verjagt werden. Daß insbesondere die lutherischen und reformirten Bauern ihren katholischen Herrn, namentlich dem Klerus, nicht gerade "gefielen," versteht sich von selbst. Sodann sollen nach ber Panbesordnung diejenigen Bauerskinder, welche sich als Dienstboten ver= miethen wollen, schuldig sein, sich zuerst dem Herrn anzubieten; der Herr foll aber nicht minder befugt sein, Banersfinder, deren viele in einem Hanse sind, so daß die Wirthschaft ohne sie versorgt werden kann, um "billig=mäßige" Belohnung wiber ihren Willen in Dienst zu nehmen. Doch foll er sie nicht schlagen, noch unchristlich und thrannisch mit ihnen umgehen. Am freien Zug an andere inländische Orte oder in's Ausland sol= Ien die Unterthanen zwar nicht gehindert werden dürfen. Laufen sie aber weg, ohne sich mit dem Herrn dem Gebrauche nach vertragen zu haben, so verlieren sie zur Strafe ihr Erbe, (d. h. wohl, wenn sie zurücktehren, kön= nen sie nicht mehr begehren in ben Genuß ber Bauerngüter einzurücken, welche bis dahin ihre Eltern ober Verwandten bauten, und auf welche sie an sich Erbrechte hatten). — Auch die Ritterschaft des Herzogthums Liegnitz erhielt am 17. Januar 1596 von Herzog Friedrich IV. das Pris vileg, ihre Bauern um billigen Preis (!) auskaufen zu ditrfen. — Nach= dem das Haus Habsburg, der katholische Klerus und die Jesuiten ihre Macht in Schlesien stärker befestigt hatten als jemals, folgten die weiteren Schritte auf der Bahn der Gewalt: die Einziehung der Huben und die Gründung der Großwirthschaften. Für diese Großwirthschaften brauchte man natürlich Gesinde, und um bieses zu beschaffen, erließen Landesherr und Stände eine "Gesindeordnung," die in der nach dem breißigjährigen Krieg am 1. December 1653 vorgenommenen Erneuerung folgendes verfügte: die Höhe des dem Gesinde zu zahlenden Lohnes follte für's ganze Land wie bisher durch Verordnung gleichmäßig festgestellt bleiben, und Niemanden erlaubt sein mehr als diese Taxe zu zahlen, bei 30 Thalern Strafe. Die Pflicht bei der Gutsherrschaft zu dienen sollte ein Jahr dauern, und die sich Weigernden durch Einsperrung bei Wasser und Brod genöthigt werden. Verlassen des Dienstes vor Ablauf des Jahres sollte Wiedereinfangung, Verluft des Anspruchs auf Lohn und "nach Befinden" selbst Rettenstrafe bei Wasser und Brod nach sich ziehen. Einen Gesellen,

ber so "muthwillig" wäre wiederholt fortzulaufen, sollte die Obrigkeit mit Staupenschlägen züchtigen, bes landes verweisen ober auch gar, "wenn ber Muthwill zu groß," "Anderen zum Abschen" vom Leben zum Tobe verurtheilen. Um bessere Controle üben zu können, wurde es zugleich verboten Gesinde zu dingen, das nicht Kundschaft und beglaubigte Bescheinigung von seinem vorigen Herrn vorweise, daß es demselben ausgedient Auch wurden in jedem Amte Aufseher bestellt, um dem freien Volke nachzuspüren. Die Wirkungen solcher barbarischen Gesetze traten balb zum Vorschein. "In Oberschlesien wie jenseits der Oder auf der polnischen Seite führte ber Bauer ein elendes Leben. Lehmerne Gütten mit Löchern statt ber Fenster waren seine Behausung, der Rauch durchzog sie in den kalten Monaten, benn Feueressen hatten wenige. Halbnack, hochstens in einen Schafpelz gehüllt, lief er umher. Brod und Mehlklöße, auch Rapusta oder Sauerkraut waren seine Hauptnahrung; Fleisch bekam er fast nie zu essen. Sein Herr fütterte ihn. Aus einer solchen Existenz wird es erklärlich, daß er in dem Rufe stand, er arbeite nur, wenn ihn Schläge trieben. In der neuaufgedrungenen (katholischen) Religion war er, da an tüchtigen Geistlichen überall großer Mangel war, schlecht ober gar nicht unterrichtet. Alter Aberglaube blieb bemnach festgewurzelt. Lügen, Stehlen und Betrügen galt ihm kaum als Sünde. So oft er konute, soff er sich voll. Der Trunk und hinter dem warmen Ofen müßig zu liegen waren seine Hauptfreuden."*)

Im großen Ganzen ähnlich wie in Schlesien erging es bem Bauern in Theilen Kursachsens, in der Mark Brandenburg, in Ost = und Westzpreußen. Am schlimmsten sah es in Pommern und Mecklenburg aus,
indem hier der gesammte Bauernstand in Leibeigenschaft verstoßen und
damit der Uebermuth der Herrn auf das höchstmögliche Maß gesteigert
wurde.**) Besonderes Interesse nehmen noch die Verhältnisse zweier kernbeutschen Landschaften in Anspruch, Schleswig-Holsteins und Westfalens.

Schleswig=Holstein. In den überelbischen Herzogthümern gab es im Jahre 1804 bei einer Gesammtbevölkerung von vielleicht 600,000 Seelen noch etwa 20,000 leibeigne Familien, die zu 100,000 Seelen angeschlagen werden dürfen. Auf manchen adeligen Gütern sowie auf sämmtlichen königlichen Domänen in Holstein waren die Leibeignen bereits frei-

^{*)} Heinrich Wuttke, Entwickelung b. öff. Verhältnisse Schlesiens, vornämlich unter ben Habsburgern. Bb. 2. S. 419 (1843).

In Pommern geschah dies im Jahre 1616, in Mecklenburg nach vorbereitenben Edicten aus den Jahren 1572, 1608 und 1621 gleich nach dem dreißigjährigen Krieg, im Jahre 1654. Die genauere Kenntniß dieser unerhörten Borgänge verbankt man erst den Forschungen von Ernst Morit Arndt, Boll, Wiggers u. A.; die älteren Geschichtswerke beobachten darüber gänzliches Schweigen.

gelassen; auf den Domänen in Schleswig hatte es Unfreie gar nicht gegeben. Diese Leibeignen befanden sich auf den 300 adeligen oder Ritter= Gütern, welche vorzugsweise auf ber fruchtbaren Oftseite beider Herzogthümer gelegen sind, und 1/2 des Areals des ganzen Landes ausmachen Auf der Westseite gab es fast nur freie Eigenthümer ober Erbpachter. Die Leibeigenschaft war in Holstein verbreiteter als in Schleswig; nördlich ber Schlei bestand sie nur auf wenigen Gütern, in Angeln nur auf neun. Der Grund bavon, daß die Leibeigenschaft eine solche Ausbehnung und eine so schlimme Beschaffenheit, wie sie sie in Wirklichkeit hatte, erlangen konnte, lag in vielen Umständen. Seit 1524 hatten die Landesherren den meisten Rittern die volle Gerichtsbarkeit, auch die volle Criminalgerichtsbarkeit über ihre Bauern eingeräumt. Dieses Mittel reichte allein schon beinahe aus, um jedes Recht der Bauern zu vernichten; allein mehrere landesherrliche Verordnungen halfen noch dazu allenfallsige Schwierigkeiten zu beseitigen; und bas Gleiche that die Rechtsprechung des halb mit Abeligen halb mit Gelehrten besetzten Landgerichts. Holsteinern war die Appellation an das Reichskammergericht und an den Reichshofrath unbefugterweise abgeschnitten worden; die Schleswiger ge= hörten gar nicht zum deutschen Reiche. So entfiel also auch dieser Schutz.

Da seit dem sechzehnten Jahrhundert die Einziehung der Hufen oder Huben mit größester Schonungslosigkeit betrieben worden war, so war der größere Theil der Hufner zu Tagelöhnern herabgesunken. Statistische Uebersichten über die Zahl der schließlich noch vorhandenen Hufner sind mir bisher nicht zu Gesicht gekommen. Uebrigens war auch die Lage ber letteren in rechtlicher Hinsicht eine völlig unsichere; von Erbrechten an den Hufen war keine Rebe; bas Inventar, also Schiff und Geschirr, gehörte ebenfalls dem Gutsherrn; Haus, Hof und Inventar nutte ber Hufner lediglich so lange, als der Herr wollte, er war bloß "Wirth bis weiter." In Holstein war es Sprichwort, ber Bauer musse sein Bett nicht vor Abend zurecht machen, weil er nicht wissen könne, ob er noch die nächste Nacht darin schlafen werbe. Ein Bauer, der heute noch mit 6 Pferden fuhr, sah sich morgen zum Taglöhner begradirt und bezog eines der Taglöhnerhäuser des Herrn, d. h. eine elende Hütte, die mehr einem Viehstalle als einer menschlichen Wohnung glich. Die Dienstpflicht aller Klassen der Unfreien war eine ungemessene. Schon im frühen Lebensalter mußten die Knaben, allem Wetter Preis gegeben, Nachts auf dem Felde schlafen, um dort das Bieh zu hüten; noch unausgewachsen wurden sie zu schweren Frondiensten herangezogen und badurch in ihrer körperlichen Entwickelung gehemmt. Gute Anechte und Mägte behielt ber Herr bis zum vierzigsten lebensjahr im Haus, wo sie bann zu alt waren

noch ihr Glück zu machen. Die Kost, welche Taglöhner und Gesinde ein= pfingen, pflegte ranh und karg zugemessen zu fein; sie bestand oft nur in gefochten Kartoffeln, die mit auf's Feld genommen und bort kalt mit Salz verzehrt wurden. Die Höhe tes Lohns hing vom Belieben tes Herrn ab; er reichte kaum für bie nothdürftigste Bekleidung aus; Knechte, die viele Grabenarbeiten auszuführen hatten und lange im Wasser stehen mußten, brauchten ihn größtentheils für ihr Schuhwerk allein. Etwas zu erwerben war für die Leibeignen hiernach ganz unmöglich, da sie kaum das leben fristeten! Die Vormundschaftsordnung von 1767 erklärte es für unnöthig in Betreff Leibeigner etwas zu bestimmen, "weil die leib= eignen Unterthanen in unserem Herzogthum Holstein ordentlicher Weise wenig ober gar nichts Eigenes besitzen." So boten diese elend gekleideten und genährten, in engstem ungesundem Raume schlafenden, ber Winterkälte schutlos preisgegebenen, in der Jugend verwahrlosten, im Alter verlassenen, ihr Leben lang den rohesten Mißhandlungen ausgesetzten Geschöpfe ein Bild des wahren Jammers. "Das physische und moralische Elend batte sich ben Gesichtszügen und der ganzen Haltung der Leibeignen tief und gewissermaßen erblich eingeprägt; auf den ersten Anblick waren sie von ben Eingesessenen freier Landstriche zu unterscheiben." *)

Westfalen. Wenn auch in Westfalen schon in alter Zeit die Un= freiheit stärker verbreitet gewesen ist als in vielen anderen deutschen Gebieten, so fehlt es boch an Untersuchungen barüber, wie es in bieser Hinsicht nach dem Mittelalter stand; ob nicht durch die Bemühungen ber weltlichen und geistlichen landesherrn auch hier eine allgemeinere Wendung zum Besseren eingetreten war. Im siebzehnten Jahrhundert herrscht in Westfalen eine strenge und weitverzweigte Leibeigenschaft. Vorzugsweise die katholisch zeistlichen Fürstenthümer Münster, Paderborn, Osnabrück, Minden sind ihr Sit, also länder, die in der Reformationszeit fast ganz zur evangelischen lehre übergetreten waren, bann aber, wie Schlesien, einer gewaltsamen Gegenreformation verfielen. (!) Ferner ist sie heimisch in den Grafschaften Ravensberg, Lingen, Teklenburg, Bentheim, Lippe Witgenstein, Hoha und anderen kleineren ländern. Besitzer der Leibeignen, hier meist "Eigenbehörige" genannt, waren die Landesherrn, die Domka= pitel und sonstigen Stifter, die Ritterschaft, die Städte, im Osnabruckschen anch andere Privatleute. Statistische Aufnahmen fehlen sowohl für die neuere als für die ältere Zeit fast gang. Rur für Minden und Ravensberg wurde im Jahre 1797 eine Zählung veranstaltet, die ergab, baß

^{*)} G. Hanssen, die Ausbebung ber Leibeigenschaft -- - in ben Herzogthümern Schleswig und Holstein. 1861. S. 29.

von 13,132 Bauerngütern mehr als der vierte Theil, nämlich 3843, von Leibeignen des Abels und der katholischen Stifter gebaut wurden, ein Verhältniß, das vor Freigebung der landesherrlichen Leibeignen durch die preußischen Herrscher noch ungünstiger gewesen ist.

Bis zum siebzehnten Jahrhundert fehlte ce hier überall an allgemeinen Normen über die Verhältnisse der Eigenleute; und das war nur natürlich, ba sich seit vielen Jahrhunderten für die einzelnen Gegenden, ja für die einzelnen Güter locale Gewohnheiten bilden konnten und gebildet hatten. Auf biese letteren stütte sich der Eigenbehörige und rief mit Erfolg richterlichen Schutz an. Die Ritterschaft, welche hier allerwärts ausschließlich ober zusammen mit dem regelmäßig ebenfalls mit Adeligen besetzten Domfapitel bas landständische Corpus ausmachte, ging baher barauf aus, das alte Herkommen mit Hülse neuer Landesordnungen zu stürzen. Anfang bazu machte die Ritterschaft ber Grafschaft Ravensberg. Nachbem sie bereits im Jahr 1654 eine landesherrliche Erklärung erwirkt hatte, daß ber Leibeigne sich auf keine Art der Berjährung, auch die unvordenk= liche nicht, gegenüber dem Herrn berufen könne, glückte es ihr im Jahre 1669 die von ihr entworfene "Eigenthumsordnung" zur landesherrlichen Genehmigung zu bringen. Im Eingang berselben wird als Beweggrund zu ihrer Abfassung angegeben: es sei von den Gerichten "sehr verschieden" geurtheilt worden, "auch wohl gar die Acta an fremde Rechtsgelehrte und Universitäten, welche bes "Eigenthums" nicht eben erfahren (!), zur Abfassung eines Urtheils verschickt, und dieselbe (Urtheile) zum merklichen Nachtheil Unfer und anderer Guts- und Eigenthumsherren publiciret wor= ben." Vor ben Gerichtshöfen hatten also die Gutsherren öfters ben Kür= zeren gezogen. — Diese Codification erwies sich gegen solche Nachtheile so probat, daß die meisten benachbarten Ritterschaften ebenfalls danach strebten; so wurden benn Eigenthumsordnungen publicirt: 1722 im Fürstenthum Osnabrud, 1741 für Minden und Ravensberg zusammen, 1764 für Baterborn, 1770 für Münster.

Wie die durch diese neufabricirten Ordnungen regulirte Eigenbehörigsteit beschaffen gewesen ist, mögen folgende Andeutungen lehren: Nach der Osnabrücker E. D. v. 1722 kann kein Eigenbehöriger über seinen Nachstaß auf den Todesfall versügen. Beim Tod desselben nimmt der Herr die Hälfte aller beweglichen Habe als "Sterbsall." Bei Sheleuten geschieht dies zweimal; von der Hälfte, welche dem Ueberlebenden blieb und von dem was er etwa noch hinzu erworden, wird abermals die Hälfte genommen, alles dies ohne Rücksicht auf die vorhandenen Schulsden. Ihren Kindern, keineswegs aber anderen Verwandten oder Oritten, dürfen Eltern bei ihrem Leben Scheukungen die zur Hälfte ihrer Fahr-

habe machen; als Schenkung gilt aber nur das sofort Hingegebene, an dem sich die Eltern keinen Nießbrauch vorbehalten, und wogegen sie sich keinen Unterhalt ausbedingen. Einer Tochter darf ein Brautschatz nur mit Bewilligung des Herrn gegeben werden. Die Vermuthung spricht bei Eigenbehörigen dafür, daß alle von ihnen besessene bewegliche und unbewegliche Habe zum "Eigenthum" gehöre, also ber Erbtheilung des Herrn unterliege. Erwirbt ein Eigenbehöriger "freie" Grundstücke und veräußert sie mährend seines lebens nicht wieder, so fallen sie bem "Erbe" zu, b. h. wohl, sie gehören zu der dem Herrn zur Hälfte verfallenen Erbschaft. "Insgemein" mussen die Kinder der Eigenbehörigen ein halbes oder ein ganzes Jahr als Knechte ober Mägde um sonst bienen, und bieser "Zwangs= bienst" kann alle sieben Jahre von Neuem gefordert werden. — Im Fürstenthum Münfter hatte ber Eigenthumsherr bas Recht, die Vormünder für unmündige Kinder der Eigenleute zu bestätigen; in Osnabrück und in Minden=Ravensberg aber war er gar selber ber Vormund. Da kann man sich benken, wie für bas Recht ber unmündigen Leibeignen gegenüber ihrem Herrn gesorgt war. Für die niedere Grafschaft Lingen schaffte dieses Recht erst die hannöverische Verordnung vom 9. Mai 1823 ab.

Daß ein solcher Zustand die Bauern in drückender Armuth halten, völlig entmuthigen und bemoralisiren mußte, ist einleuchtend, und man begreift das betrübte Erstaunen Friedrich's des Großen, mit welchem er bei der Bereisung der westfälischen Provinzen im Jahre 1738 die Verstommenheit der dortigen Bevölkerung wahrnahm. Mit Recht äußerte im Jahre 1797 ein in die westfälischen Verhältnisse wehleingeweihter preussischer Beamter: "Das Gesetz ist so streng, daß fast jeder Gutsherr in Wirklichkeit gelinder verfährt." Die Ritter sanden wie allerwarts die Sache gar nicht so schlimm. Als die Minden-Ravensbergische Ritterschaft im Jahre 1807 bei König Jerome gegen Abschaffung der Leibeigenschaft remonstrirte, machte sie geltend, der westfälische "Colone" dürse mit den Leibeignen in Mecklenburg, in der Wark Brandenburg, in Polen u. s. w. nicht verglichen werden!

Um die eben geschilderte rückläufige Bewegung, die sich durch so viele deutsche Länder fortpflanzte, in ihrer Bedeutung und in ihren Ursachen richtig zu erfassen, erscheint es geboten noch einen Blick auf Deutschlands öftliche Nachbarländer Ungarn, Polen und Rußland zu werfen. Es liegt das um so mehr nahe, als die inneren Zustände derselben dis auf diesen Tag auf Deutschland mächtig zurückgewirft haben.

Ungarn. In Ungarn, wo von jeher fast alles Land sich in den Händen des Adels befand, wurde der Bauernstand seit Ludwig dem Grossen (1342—1382) mehr und mehr herabgedrückt; der Geiftlichkeit hatte

er den Zehnten, dem Adel den Neunten vom Rohertrag aller Felbfrüchte abzugeben, war der Gerichtsbarkeit des Abels unterworfen, und an die Scholle gebunden. Im funfzehnten Jahrhundert stellte Sigismund III. die Freizügigkeit wieder her, was Matthias Corvinus bestätigte; allein die Lage ber Bauern wurde doch allgemach so unleidlich, daß sie zur nämlichen Zeit, wo auch in Deutschland ber sog. Bauernkrieg entbrannte, unter Führung Doisa's gegen Abel und Städte aufstanden. Darauf befretirte der im November 1514 zu Ofen gehaltene Landtag, daß alle Bauern für alle Zeiten leibeigen sein sollten, was auch für Ungarns Nebenland Siebenbürgen Gesetz wurde. Bis auf Maria Theresia blieb der leibeigne Bauer der Willfür des Grundherrn ziemlich schuples ausgesetzt; erst bas Urbarium, welches diese Regentin während ber Jahre 1767—1773 in Ungarn durchführen ließ, wehrte ben llebergriffen, machte ben bäuerlichen Besitz erblich und stellte ben Bauer unter das Urbarialgericht. Seine volle Freiheit erhielt er sodann durch Joseph II.

Bereits im vierzehnten Jahrhundert war in Polen die große Masse ber Bauern (Ameten) unfrei, und zwar sowohl bie ber polnischen Nationalität angehörenden als die Littauer, Weißrussen, Kleinrussen (Russinen) und Ruthenen. Sie saßen auf Grund und Boden bes Königs, ber Kirchen und bes Abels, standen unter der Gerichtsbarkeit ihres Grundherrn und waren an die Scholle gebunden. Ihren Geburteort durften sie nur in seltenen Fällen verlassen (bei Nothzucht des Grundherrn an einem Bauernmädchen bas ganze Dorf). In ber zweiten Sälfte bes funfzehnten Jahrhunderts konnte von mehreren Söhnen eines Ameten immer noch wenigstens Einer seinen Aufenthalt in den Städten nehmen, um sich ber Wissenschaft oder ben Gewerben zu widmen, der Herr galt als verpflichtet ben unentbehrlichen Erlaubnifschein auszustellen. Seit 1511 verschwand auch dieser Rest von Freiheit; ber Besuch städtischer Schulen und der Eintritt in städtische Zünfte wurde ganz verboten. Da der Abel in der Republik die Gesetzgebungsgewalt und die Gerichtsgewalt hatte, so war ihm der Bauer völlig preisgegeben; im sechzehnten Jahrhundert verschwindet daher das Erbrecht des Bauers an seiner Hube; er wird beliebig hierhin und dorthin versett, seine Froupflicht ist eine willkürliche, er ist zeugnißunfähig und unfähig vor Gericht aufzutreten. "Go stand benn die polnische Bauerschaft als eine träge, stumpfe, durch Trunk und Elend verthierte Masse dem Untergang des Reichs theilnahmlos gegenüber. Bon jeber Aenderung konnte sie nur Besserung erwarten, eine schlimmere Stellung war nicht möglich." *)

^{*)} S. Hüppe, Berfaffung b. Republ. Polen. Berlin 1867. S. 60-65.

Rußland.*) Der herrschenden Ansicht nach bestand das russische Volk bis in's sechzehnte Jahrhundert im großen Ganzen aus freien Leu-Wie allerwärts in den flavischen Ländern gab es aber fast keine Grundeigenthümer, sondern der Grund und Boden gehörte dem Landesfürsten, der größere Theile davon an Kirchen, Rlöster, Beamte und Kriegs= leute (Vafallen) auf bestimmte Jahre ober auf unbestimmte Zeit zum Genuß einräumte. Der Bauer bearbeitete bas Land als Zeitpächter; Erbpachtverhältnisse scheinen sich nirgents ausgebildet zu haben. Neben ben freien Leuten gab es übrigens auch leibeigne, da Rriegsgefangenschaft und freiwillige Ergebung solche erzeugen konnten. Den ersten bedenklichen An= griff auf die persönliche Freiheit enthielt eine Verfügung des Großfürsten Johann III. vom Jahr 1497, welche bestimmte, bag fein Bauer zu einer andern Zeit als eine Woche vor und eine Woche nach St. Georgstag (26. November) von einem Gute wegziehen dürfe, womit benn jeder Bauer das Jahr über an die Scholle gebunden war. Hundert Jahre später erfolgte auf Betreiben und unter Genehmhaltung der Bojaren (des Abels) und der Geistlichkeit die Verstoßung der Bauern in volle Leibeigenschaft. Ein Ukas vom 24. November 1597 sprach ihnen den freien Zug völlig und für immer ab; Jeber sollte auf dem Grund und Boden bleiben wo er sich befinde. Das Gesethuch von 1649 erklärte bas Zurückforberungsrecht entlaufener Bauern für unverjährbar. Heimliche Flucht berfelben, Jagd auf Flüchtlinge, Strafflagen gegen ihre Hehler waren nun an der Tagesordnung. Die letzte Möglichkeit des Entrinnens benahm dem Bauer Peter der Große, indem er im Jahre 1724 verordnete, Niemand dürfe sich von seinem Aufenthaltvorte entfernen ohne einen schriftlichen Erlaubnißschein seines Herrn, also einen Pag. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erfolgte dann allmählich die völlige Vermischung der alten Eigenknechte mit den übrigen Bauern zu einer einzigen Masse von völlig Rechtlosen. Thatsächlich erträglicher war die Stellung der Bauern, welche den Kirchen **) und der Krone unmittelbar zustanden; aber auch sie litten unfäglich unter schlechten Verwaltern. Peter ber Große fing auch an Kronbauern den Schiffswerften, Fabriken, Salz- und Bergwerken, Forsten und Posten des Staats ale leibeigne Handwerker, Tagelöhner und Berwalter zuzutheilen, beren Pflicht dann auf Kinder und Kindeskinder überging; ja er verpachtete Kronbauern an Fabrikanten um die Industrie in

^{*)} Tschitscherin in Bluntschli's und Brater's Staatswörterbuch 6, 393—411. 1861 und v. Buschen in der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. 1861. S. 540—576.

^{**)} Die Säcularistrung bes Kirchenguts in den Jahren 1762 und 1764 brachte ben größten Theil der Kirchen-Bauern an die Krone.

seinem Reiche zu heben. In eine wahrhaft trostlose Lage versanken die Bauern des Abels, namentlich bes ärmeren Abels. Es ist schwer einen Unterschied derselben von amerikanischer Negersklaverei herauszufinden. Der Bauer ist unfähig Grundeigenthum zu haben (Ukas v. J. 1730); selbst bewegliches Vermögen fehlt ihm meistens; der Herr kann ihn zu beliebigen Diensten nöthigen, ihn heute als Pachter ausetzen, morgen als Anecht oder Handwerker verwenden, oder als Fabrikarbeiter in eine Fabrik fteden. Bon seiner Gnade hängt es ab, ob der Bauer heirathen barf; dieser Gnade ist letterer ferner überhaupt völlig darum überliefert, weil er unter ber Civilgerichtsbarkeit und mit Ausnahme einiger schweren Fälle auch unter der Criminalgerichtsbarkeit seines Leibherrn steht. *) Berstümmelungen und Tödtungen von Bauern durch den adeligen Herrn blieben im achtzehnten Jahrhundert straflos, weil die (mit Abeligen besetzten) Gerichte "nicht wußten," wie sie solche Handlungen ahnden follten. Enbe des siedzehnten Jahrhunderts wurde es Sitte, Bauernföhne und wohl auch Bauerntöchter einzeln in die Fremde zu verkaufen, also von Eltern, Freunden, Nachbarn auf ewig zu trennen. Das von Peter dem Großen beabsichtigte Verbot dagegen trat nie in Kraft, der Menschenhandel wurde vielmehr im Jahre 1736 ausdrücklich sanctionirt, namentlich ber Verkauf ober die Verleihung von Bauern an Fabrikanten. 1760 ertheilte dann Kaiserin Elisabeth ben Gutsbesitzern die Erlaubniß, Leibeigne, mit denen sie unzufrieden seien oder die ihre Lasten schlecht trügen, in die Bergwerke nach Sibirien zu schicken; ja jede folche Berweisung sollte als Stellung eines Refruten angerechnet werben. Die Frau mußte in einem solchen Fall dem Manne folgen, während der Gutsherr die Kinder zurück= behalten durfte. Dieses unmenschliche Recht, wonach der Abelige seine unschuldigen Bauern in eine Lage versetzen durfte, die ihm selbst wie ewi= ges Gefängniß ober Tod vorkam, und Criminalstrafe für ihn war — es hat fortgebauert bis zum Jahre 1861, nur baß bie vom Staat barauf gesetzte Prämie weggefallen war.

Die Provinzen, welche Rußland an der Ostsee sowie von Polen erswarb, kannten wenig bessere Zustände. Außer dem Adel und den Städten gab es also fast keine freie Bevölkerung mehr. Nur die Kosacken der Ukraine (Kiew, Podolien und Wolhynien) machten eine wahre Ausnahme. Sie waren allezeit ein freies Kriegervolk geblieben, das seine Gemeindes vorsteher, Hundertschaftsvorsteher und ebenso den Heerführer (Ataman)

^{*)} Seit bem Jahre 1736 war bem Gutsherrn auch die Bestrafung der eingebrachten slüchtigen Bauern überlassen, die dis dahin dem Staate gebührte. Ein in den 1850er Jahren ergangenes Gesetz verbietet einem Leibeignen mehr als 40 Ruthenstreiche ober 15 Stockprügel "auf einmal" geben zu lassen. (!)

⁴⁷

wählte; es galt bei ihnen volle Gleichheit, indem man ebensowenig von einem Abel als von leibeignen Kosacken wußte. Sie hatten zwar Eigenstnechte, die durch Kriegsgefangenschaft ober Kauf erworben waren, aber ihre Zahl belief sich nicht hoch; 90 Prozent der Bevölkerung jener Njepersgegend waren freie Lente. — In ähnlicher Verfassung lebten die Kosacken am Don. — Katharina II. hielt diese Freiheit für eine unzulässige Anomalie und erklärte im Jahre 1782 die sämmtlichen Kosacken für leibeigen, was eine Million neuer Leibeignen ergab.

So war benn Rußland kein Staat mehr zu nennen, sondern ein großer Kerker für Leibeigne, in welchem kein Lied von der Freiheit mehr erklingen konnte, wo der unglückliche Bauer selbst seine Thränen surchtsam verheimlichen mußte. Abel und Beamte, die kaum irgendwo sich einem freien Menschen gegenüber sahen, die von früher Jugend an kclavischen Gehorsam zu fordern gelernt hatten — sie mußten naturgemäß Träger einer nach asiatischem Muster despotischen inneren Verwaltung werden, die bei uns sprichwörtlich ist. Und wahrlich! Europa hat es während eines halben Jahrhunderts genugsam empfinden müssen, daß ein solches System auf allen seinen freiheitlichen Bestrebungen lastete.

Negerstlaverei. So wie wir in der ganzen östlichen Hälfte Europas seit bem funfzehnten Jahrhundert einen traurigen Rückschritt ber Civilisation wahrnehmen, so gewahren wir ihn seit berselben Zeit auch im Westen. Die Entbecker und Verwüster Amerikas machten sich alle kein Gewissen baraus, die eingeborne Bevölkerung als Leibeigne zu behandeln; dieselbe eignete sich nur schlechter zu austrengenden Arbeiten, zeigte sich auch in unerwarteter Weise widerspenftig, und so kam man auf den Gebanten, Neger-Stlaven borthin zu verführen, welche bereits seit fast hundert Jahren auf den Märkten Spaniens und Portugals ausgeboten zu werden pflegten. Nach kurzem Zögern ertheilten die katholischen und die allerchristlichsten Könige ihre Genehmigung dazu, ber herzlose Karl V. alsbald bei Antritt der Regierung über Spanien (1517), und sodann Ludwig XIII. von Frankreich, nachdem man ihn zu belehren gewußt, daß jede an ber Rüste Afrikas geraubte und nach Indien gebrachte Seele dort dem Chris stenthum gewonnen werde. Ueber alle heißen Länder ergoß sich nun die Pest der Neger-Stlaverei. Alle han deltreibenden Nationen, ohne Unterschied ob von romanischer ober germanischer Race, ob katholischen ober protestantischen Glaubens, machten sie auf ihren Colonien heimisch; ber Menschenranb bilbete einen ber gewinnreichsten Geschäftszweige, ber manchem Raufmann zu Genna, Lissabon, Amsterdam, London, Kopenhagen die Mittel lieferte zur Errichtung prachtvoller Palläste, die von Marmor und Gold strotten. Daß biese Reger-Sklaverei nun die schlimmste Art ber

Anechtschaft geworden ist, die je die Welt gesehen, ist bekannt. Selbst die allerbösesten Zeiten Roms lassen sich dem nicht an die Seite stellen, was namentlich die Pflanzer von Carolina, Louisiana, Virginien und ihre Nachbarn noch ganz neuerlich geleistet haben. Es wurde zum straf= baren Vergehen oder gar Verbrechen gestempelt, Neger freizulassen, in Schulen zu unterrichten, Ehen mit ihnen einzugehen; jede geistige Hebung, jebe gesellschaftliche Annäherung berselben murte also von Staatswegen vereitelt, Verleugnung der Menschlichkeit und Religion Jedem zur Burgerpflicht gemacht. Von keiner katholischen oder protestantischen Kanzel durfte ein Wort des Tadels über die Sklaverei ausgehen, und über Ein= schränkung ober gar Abschaffung derselben zu reden oder zu drucken war eine Art Kapitalverbrechen, durch das man sich schwere Strafe zuzog, wenn man überhaupt bas Glück gehabt hatte, ber berüchtigten Lynch=Ju= stiz des Pöbels zu entrinnen. Nicht bloß der Stlavenhandel, sondern auch bie Stlavenfängerei bildeten ein eignes schwunghaftes Gewerbe, und man verstand es große Hunde barauf abzurichten um entlaufene Schwarze aufzuspüren und zu fassen; und bies war erlaubt. — Doch wenden wir uns zu erfreulicheren Wahrnehmungen.

Bekämpfung der Knechtschaft seit der Mitte des achtzehn= ten Jahrhunderts und endliche Beseitigung berselben in allen Ländern. Das achtzehnte Jahrhundert, die Zeit der Aufklärung, Duldung und wenn man will Entfirchlichung, unternahm es zuerst, die Frage nach der Berechtigung der Leibeigenschaft und Sklaverei vom staatlichen und juristischen Standpunkte aus gründlich zu erörtern, und hat sie auch niemals mehr zur Rube kommen lassen. Im Jahre 1748 veröffentlichte Montesquieu sein berühmtes Werk über ben Geist ber Gesete, wenige Jahre nachher, 1753, Roussean seine Schrift über den Ursprung ber Ungleichheit unter den Menschen, und 1762 den "Contract social," Werke, die nicht bloß in Frankreich, sondern in aller Welt den größesten Eindruck machten, wie z. B. aus der Thatsache erhellt, daß der "Geist der Gesetze" in 11/2 Jahren 22 Auflagen erlebte. Während große Den= ter des griechischen und römischen Alterthums, und dann seltsamerweise im siebzehnten Jahrhundert die gepriesenen Bäter des Naturrechts, der Hollander Hugo Grotius und der Sachse Samuel Pufendorf, die Knecht= schaft in Schutz nahmen, führen Montesquieu und Rousseau mit unwiderstehlicher Logik und beschämender Fronie den Sat aus, daß Unfreiheit eine gegen die menschliche Natur streitende, folglich widersinnige und rechtlich nichtige Einrichtung sei. Beibe gehen zurück auf die Entstehung ber Staaten und die Entwickelung bes erften Staats aus ber Familie. finden, daß es eine Zeit gegeben haben muffe, wo alle Menschen frei ge-

wesen seien; dies sei das natürliche Verhältniß von Mensch zu Mensch. Daß ein Theil der Menschen zu Herren, die andern zu Knechten erschaffen worden, verspottet Rousseau als die Lehre von Thrannen ober auch von Leuten, die sich überstudirt haben. Ist dieser Vordersatz gesichert, so gilt es weiter zu untersuchen, ob von diesen ursprünglich freien Menschen ein Theil ihre Freiheit in rechtsverbindlicher Weise haben einbüßen konnen und zu Knechten der Andern werden. Zwei Fälle sind hier denkbar: Entziehung der Freiheit wider Willen, und freiwilliger Verzicht auf die= selbe. Erstere, sagt Rousseau, würde Gewalt fein, Gewalt kann Recht zwar beugen aber nicht erzeugen, — was bann mit besonderer Rücksicht auf die Knechtung von Kriegsgefangenen in schlagender Weise ausgeführt wird. Ungezwungen seine Freiheit opfern, sei es schenkungs= oder kaufs= weise, ist keine Handlung eines vernünftigen Wesens, bas kann nur thun, wer nicht recht bei Verstand ist, solche Leute können sich aber nicht gültig verpflichten. Montesquien fügt ben bebeutenden Ausspruch hinzu: "Die Freiheit jedes einzelnen Bürgers ist ein Theil der staatlichen Freiheit; im bemocratischen Staat (dans l'état populaire) ist diese Eigenschaft sogar ein Theil der Souveränetät, da diese ja hier bei der Gesammtheit ber Freien ist." Er spricht darin genau ben Gedanken aus, ber unsere neueren Gesetzgebungen veranlaßt, jede freiwillige Ergebung in Leibeigenschaft als einen nichtigen Aft zu behandeln, wie bies in gleicher Weise auch bereits die Römer gethan haben. *) — Ist sonach Knechtschaft bei benen, die zuerst Knechte murben, niemals ein rechtmäßiges Verhältniß gewesen, so ist sie dies noch viel weniger bei deren Kindern und Nach= kommen. Geburt kann nicht zum Anechte machen. **)

Den Versuch, diesen Folgerungen die Anwendbarkeit auf die Neger abzusprechen schlägt Montesquien mit den Waffen geistvoller Ironie zu Boden. "Wie könnte man sich vorstellen — sagt er als angenommener Sachwalter der Stlaverei — daß Gott, der ein hochweises Wesen ist, in einen vom Scheitel dis zur Zehe schwarzen Körper eine Seele, und gar eine gute Seele gelegt haben könnte." "Diese schwarzen Leute für Mensichen zu halten geht nicht; denn wenn wir sie sür Menschen halten würden, müßte man anfangen zu glauben, wir selbst seien keine Christen."

Rousseau sührt die ganze Schlußfolgerung noch um einen großen Schritt weiter. Er sagt: "So wenig wie die Knechtschaft Einzelner, so wenig hat die politische Knechtschaft eines ganzen Volkes eine rechtliche Basis. Zu sagen, ein Volk habe sich einem Herrn geschenkt, heißt ein

^{*)} Ihering, Geist b. röm. Rechts 2, 222—239. (2. Aufl. 204—218).

^{**)} Es ist ein schöner Ausspruch Voltaire's: l'humanité avait perdu ses titres, Montesquieu les a retrouvés.

Volk von Narren voraussetzen; die Narrheit macht aber kein Recht; zu fagen, Bölker ergeben sich einem Herrn kaufsweise, ist nicht besser. Was empfängt denn das Volk als Kaufpreis? etwa seinen Unterhalt? Der König zieht im Gegentheil seinen Unterhalt vom Volk. Ober tauscht bas Volk gegen seine Freiheit die bürgerliche Stille ein? Diese Stille ist selbst eines seiner Leiben. In Stille lebt man auch im Zuchthause; aber ist das genug um sich dort wohl zu fühlen?" — So gelangt also der kühne Denker zu der Lehre, daß jedem Volke das Recht zustehe, seine verlorengegangene politische Freiheit wiederzunehmen, eine Lehre die dann die Gründer der nordameri= kanischen Unabhängigkeit in dem an alle Bölker gerichteten Manifeste vom Jahre 1776 anerkannten und zur Ausführung brachten. Alle nörblicheren Staaten ber Union machten mit ber Erklärung, "baß alle Menschen gleich geboren und mit bem unveräußerlichen Recht auf Freiheit begabt seien," vollen Ernft. Nachdem Pennsplvanien im Jahre 1780 die Sklaverei abgeschafft und 30,000 Regern die Freiheit geschenkt hatte, folgten Delaware und die übrigen diesem Beispiele schnell nach.

Die Knechtschaft wurde übrigens nicht bloß mit diesen philosophischen Schlußfolgerungen, sonbern auch mit praktischen Gründen bekämpft; unb hierin steht Montesquieu ebenfalls voran. "Die Sklaverei, sagt er, ist ihrem innern Wesen nach vom Uebel; sie gereicht weber dem Herrn noch bem Sklaven zum Nuten, diesem nicht, weil er nicht aus freier Tüchtigkeit handeln kann, jenem nicht, weil er zusammen mit seinen Sklaven alle möglichen schlechten Eigenschaften annimmt, weil er sich unvermerkt an ben Mangel aller sittlichen Vorzüge gewöhnt, weil er hochmüthig, rücksichtslos, hartherzig, jähzvrnig, wollüstig, grausam wird." Niemals vor= her war die verderbenbringende Wirkung, die die Knechtschaft auf die Herrn selbst äußern muß, schonungsloser hervorgehoben worden. bie neue Wissenschaft ber Nationalökonomie trat für die Freiheit in die Schranken; ihr Schöpfer Abam Smith verkündete den bedeutenden Lehr= fat: "Die Erfahrung aller Zeiten und Bölker lehrt uns, daß freien Man= nes Arbeit im Grunde wohlfeiler zu stehen kommt als Arbeit die Sklaven verrichten."

Staatsmänner, die Päpste, Theologen, Religionsgenossenschaften aufzählen wollte, die sich um die Bekämpfung der Anechtschaft Verdienste erworden haben; ihre erhebend große Zahl beweist, wie das ganze Jahrhundert an der lösung dieser Lebensfrage der Menschheit gearbeitet hat. Nur die Sine Thatsache verdient an's Licht gestellt zu werden, daß sich keine Resligionsgemeinschaft rühmen kann, durch Wort und thätige Nächstenliebe namentlich durch Gründung von Neger-Schulen, sich so verdient gemacht

zu haben wie die ehrenwerthe Genossenschaft der Quäker. Diese waren die ersten, blieben aber auch die einzigen welche im Jahre 1758 den Beschluß faßten, daß jedes Mitglied ihrer Gesellschaft, welches auf der Beibehaltung der Sklaverei beharren würde, ausgestoßen werden solle.

Langsam aber unaufhaltsam brängten nun auch auf dem europäischen Festlande — benn England kennt schon seit dem funszehnten Jahrhundert keine Lelbeigenschaft mehr — diese neuen politischen Ideen zur Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung, und die Solidarität der europäischen Angelegenheiten, die so oft der Unterdrückung hilfreich geworden ist, diente nun auch einmal der Sache der Freiheit. Naturgemäß richtet sich der Blick zunächst auf das Verhalten des großen Königs, nach welchem man mit Recht das vorige Jahrhundert benannt hat. Um darüber zu einem richtigen Urtheil zu gelangen, ist etwas weiter auszuholen.

Der prenßische Staat bestand im achtzehnten Jahrhundert zum ganz überwiegenden Theile aus germanisirten Provinzen, in benen bie Leibeigenschaft theils unter ben früheren hohenzollernschen Regenten, theils unter der vorausgehenden schwedischen, österreichischen und polnischen Herrschaft (wie in Pommern, Schlesien, Westpreußen) eine große Ausbehnung und eine brückende Beschaffenheit erlangt hatte. Die auf Herstellung eines modernen Staats gerichtete jüngere hohenzollernsche Regierungspolitik mußte, bei aller Begünstigung bes freilich immer klagenden Abels, die energische Hebung ber niederen Volksklassen anstreben, und sie hat dies im ganzen achtzehnten Jahrhundert fortwährend gethan. Gleich nachdem Friedrich I. durch Annahme der Königsfrone vor aller Welt den Anspruch erhoben hatte seinen Staat in die Reihe ber Großmächte einzufügen, sprach er 1702 die Absicht aus, auf allen königlichen Domänen die Leibeigenschaft unter gewissen Bedingungen aufzuheben, und ließ bazu alsbald Anstalten Ein Edict vom 5. März 1708 sicherte allen königlichen Leibeigmachen. nen in ber westfälischen Grafschaft Ravensberg gegen Uebernahme einer jährlichen mäßigen Steuer volle Freiheit zu. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I. milberte im Jahre 1717 die Leibeigenschaft in Oftpreußen, indem er zugleich verfügte, daß die Leibeignen hinfort "Erbunterthänige" heißen sollten; eine Reihe anderer Verordnungen war darauf berechnet die Eigenleute auf den königlichen Domänen nicht bloß zu freien Leuten sondern auch zu Eigenthümern ihrer Höfe und Güter zu machen, was freilich theils von den Bauern nicht benutzt, theils von den Beamten nicht ordentlich ausgeführt wurde. Im Jahre 1738 erschien das bekannte Prügelmandat, welches "das barbarische Wesen, die Unterthanen gottloser Weise mit Prügeln ober Peitschen, wie das Vieh, anzutreiben," strenge verbot, außer für Ostpreußen, "weil das Bolk daselbst sehr gottlos, faul

und ungehorsam" sei, — woraus zugleich der Character der im Jahre 1717 eingeführten Milberung der dortigen Knechtschaft zu erkennen ist.

Friedrichs des Großen lange Regierung war, wie sich bei seiner rastlosen Thätigkeit für das Wohl seiner Unterthanen schon voraussetzen läßt, ein steter Kampf gegen die Bedrückungen, welche sich die königlichen Beamten und der Abel wirer die Bauern erlaubten. Durch zahlreiche allgemeine Verordnungen,*) durch specielle Besehle, durch Bestrafung thrannischer Beamten, Ueberwachung ber gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, die sich der König bei seinen Reisen selbst zur Hauptaufgabe machte, suchte er den Bauern Schutz zu gewähren, die ihm dafür mit begeisterter Anhänglichkeit dankten. Die Verbesserungen in allen Zweigen des Staatslebens, insbesondere die Milberung der Strafgesetze und die Abschaffung von Mißbräuchen im Strafverfahren kamen auch den Leibeignen zu Gut. Namentlich in feinen späteren und ruhigeren Regierungsjahren schenkte der König der Frage seine volle Aufmerksamkeit. Im Jahre 1772 machte er ben Versuch die westfälischen Ritter zur Fixirung der unbestimmten Leibeigenschaftsgefälle, später auch der Zehntgefälle zu bestimmen; allein bazu fehlte bei bem Abel alle und jebe Bereitwilligkeit. Im folgenden Jahre verbesserte er in dem eben erworbenen Westpreußen das Loos ber Leibeignen ganz wesentlich, indem er die Dienste regelte und verfügte, daß kein Bauer ohne rechtskräftiges Erkenntniß von seinem Hofe vertrieben werden dürfe. Eine Verordnung vom 20. Februar 1777 gab Auftrag alle Bauern auf den Domänen zu Eigenthümern ihrer Höfe zu machen. Hand in Hand damit gingen die emsigsten Anstreugungen burch Hebung bes Schulunterrichts einer ber schlimmsten Wirkungen ber Anechtschaft, der Unwissenheit und Robheit, zu steuern. **)

Zu einer völligen Beseitigung der Unfreiheit aber war die Zeit noch nicht reif. Das Uebel saß im ganzen Staate zu tief. Der Abel war durch seine wirklich anerkennenswerthe Hingebung in den langen Kriegen zu verarmt, als daß man eine Resorm wagen mochte, die nun einmal, wenn auch ganz mit Unrecht, so sehr gefürchtet war; in den neueroberten Provinzen Schlesien und Westpreußen mit dem Adel glimpflich umzugehen, seinen Vorurtheilen nicht zu stark vor den Kopf zu stoßen, war obendrein Gebot der Politik. Sodann sehlte es dem König auch an Werkzeugen zur Durchführung seiner humanen Grundsätze; alle höheren Beamten, auch in den Provinzen, waren Adelige, die gar keine Ursache zu einer günstigeren

^{*)} Das Prügelmandat seines Baters erneuerte er durch Cabinetsordre v. 15. Juli 1749 unter Androhung von 6 Jahren Festungsstrafe.

^{**)} Im Jahre 1775 ließ er in Westpreußen 180 neue protestantische und katholische Schulen errichten; es hielt schwer nur die Lehrer aufzutreiben.

Behandlung ber Bauern einsahen, und in beren Händen die schönen Cabinetsbefehle tes philosophischen Königs in Wasser zerrannen. Auch anbere Grundfätze ber Regierungsweise Friedrich's, die eben immer eine absolutistische blieb, standen ber völligen Befreiung des Bauers entgegen. Dies zeigt sich beutlich an folgendem Beispiel. Als Friedrich im Mai bes Jahres 1763 in Pommern weilte und von der traurigen Lage ber Bauern Kenntniß erhielt, erließ er noch von Colberg aus an die pommersche Kammer den Befehl: "Sollen absolut und ohne das geringste Rafonniren alle Leibeigenschaften, sowohl in königlichen, abeligen als Statteigenthums = Dörfern von Stund an gänzlich abgeschafft werden." pommerschen Landstände reichten hierauf eine Erklärung ein, welche in trefflicher Berechnung hervorhob, daß in Pommern nicht eine "Leibeigenschaft" wie bei ben Slaven und Wenben, sonbern nur eine "Gutspflichtigkeit" bestehe, bei welcher sich ber Bauer sehr wohl befinde, zu welcher er sich auch vielfach freiwillig engagirt habe (nämlich durch Ergebung in Eigenschaft!). Hebe man dieselbe auf, so würden nicht bloß bas junge unverständige Bolt, soudern selbst die auf Höfen wohnenden Bauern, in Hoffnung es anders wo "noch" besser zu finden, austreten und das Land entvölkert werben, was den Intentionen Sr. Majestät doch nicht entspreche. Insbesondere fehle ce bann an der Möglichkeit, Bauernbursche, welche aus Furcht, ihrer Größe wegen in die Armee gesteckt zu werden, nach Schwedisch-Pommern oder Medlenburg entflöhen, von dort zurückzuholen, während sie jetzt als entlaufene "Gutspflichtige" bem Herrn bereitwillig ausgeliefert würden. Diese Argumente, namentlich die Furcht vor Entvölkerung und vor bem Entlaufen der beliebten großen Refruten, schlugen burch. Die zwei Jahre hernach, 1764, für Vor= und Hinterpommern publicirte Dorfordnung ließ Alles beim Alten; ja eine Verordnung vom 7. April 1777 bestimmte, daß abgedankte Soldaten nicht nur auf's Neue ihrer alten Grundherrschaft unterthänig sein sollten, sondern daß dieses Loos auch ihre im freien Stande gebornen Frauen, Wittwen und Kinder treffe. So blieb es also bis zulett bei einem Zustand ben Preuß in sei= nem Leben Friedrich's des Großen folgendermaßen beschreibt: "Harte Prügel litt ber Bauer von seinem Ebelmanne, von bem Beamten, von den Forstbedienten, z. B. in ber Neumark bei den Wolfsjagden im Winter; beim Vorspann; in seinem eignen Hause von dem Reiter, der sein Pferd vier Monate auf Grasung brachte; im Regimente von Unteroffizier und Offizier."*)

^{*) &}quot;Der heutige Solvatenstand — klagte Justus Möser im Jahre 1768 — ist ebenfalls eine Art von Knechtschaft."

Im Jahre 1794, acht Jahre nach bem Tobe bes großen Königs und zur nämlichen Zeit, wo die preußischen Heere zum Drittenmal ausrückten zur Zermalmung der revolutionären französischen Republik, erschien das allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten, welches in fünftehalbhundert Paragraphen eine recht strenge Anechtschaft sanctionirte. "Die ehemalige Leibeigenschaft, als eine Art ber persönlichen Sklaverei," wonach ber Mensch nur Sache sei, sollte freilich nicht Statt finden; aber die "Erbunterthänigkeit," beren mahre Beschaffenheit sich in folgenden Bestim= mungen spiegelt: Die Erbunterthänigen sind an die Scholle gebunden, haben einen nachjagenden Herrn; ohne die Genehnigung desselben bürfen sie nicht heirathen, kein bürgerliches Gewerbe erlernen und treiben, nicht studiren; die ledigen Kinder müssen ber Herrschaft gegen Lohn dienen, und wo bisher "ungemessene" Dienstpflicht bestand, deren Dauer von der Willfür der Herrschaft abhing, hat es auch hinfort dabei sein Bewenden. Dem Herrn kommt ein Züchtigungsrecht zu; ansäßige Bauern barf er 48 Stunden in's Gefängniß legen, "faulem, unordentlichem und widerspenstigem Gesinde" mit einer ledernen Peitsche "eine mäßige Anzahl" von Hieben auf den bekleideten Rücken aufzählen, dieses Recht auch seinen Pächtern und Wirthschaftsbeamten übertragen. Die Ertheilung von Stockschlägen wurde erst durch eine Novelle verboten. Unter gewissen Umstänben sollen zwar die Unterthänigen gegen Zahlung eines Abzugsgelds ihre Entlassung aus der Unterthänigkeit verlangen können, aber diesem Recht sind so viele Clauseln beigefügt, daß es illusorisch wird. — Wie sich bei einer solchen "Erbunterthänigkeit" bie Bauern befanden, das hat Häusser's Meisterhand an dem Beispiele ber Mark Brandenburg mit wahren Farben geschildert. Das allgemeine landrecht hätte dem Abeligen die sonst Jebermann gestattete (!) freiwillige Ergebung in diesen bienstbaren Stand nicht zu verbieten brauchen; auch in ber größten Verlegenheit hätte es keinen barnach gelüstet.

Die blinde Verstocktheit der damaligen preußischen Staatslenker sticht um so mehr hervor, wenn man betrachtet, was in den vorausgehenden zwölf Jahren in den übrigen deutschen Staaten vor sich gegangen war. Seit dem Jahre 1782 hatte der hochberzige Kaiser Joseph II. aus fürstelicher Machtvollkommenheit in allen seinen Erbe und Vorlanden die Leibeigenschaft völlig aufgehoben, und damit ein Beispiel gegeben, das auf Fürsten und Völker den tiefsten Eindruck hervordrachte, und alsbald mehresache Nachfolge sand. Den Freudentag, den Markgraf Karl Friedrich von Baden seinen leibeignen Unterthanen durch ihre Befreiung bereitete (23. Juli 1783), hat der unvergeßliche Hebel in seinen alemannischen Gebichten mit den Versen geseiert:

An so ne Zit, wo alles singt und Jung und Alt in Freude springt, an so ne Tag, wie Gott ein schenkt, an so ne Freud het niemes benkt.

In Schleswig-Holstein hatten schon seit längerer Zeit viele abelige Grundbesitzer aus freier Bewegung ihre Eigenleute der Dienstbarkeit entlassen und sie zu freien Landeigenthümern ober Erbpächtern gemacht. Der treffliche Erfolg bieser Maßregeln und ihre lebhafte literarische Besprechung entfräftete allmählich die gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft herrschen= ben Vorurtheile, und im Jahre 1797 erklärte sich die Ritterschaft fast einstimmig bazu geneigt, freilich ohne ben Bauern irgendwie Erbrechte an bem bisherigen Bauernfeld einzuräumen (!). Mit diesem schweren Mangel trat im Jahre 1805 die Emancipation in's Leben. *) Wurde Preußen in bieser Lebensfrage schon von beutschen Nachbarstaaten überholt, so stellten es die reißenden Fortschritte der in der französischen Umwälzung verkörperten Ideen noch mehr in den Hintergrund. Siegreich hatte die Revolution alle beutschen Lande auf bem linken Rheinufer sowie die Schweiz überfluthet und alle Leibeigenschaft weggeflößt; mit dem Ablauf bes Jahrhunderts stand hier ber Satz unwiderruflich fest, daß das Recht auf Freiheit allen Menschen angeboren sei. Die Schlacht bei Jena gab Napoleon Gelegenheit auch im Herzen Deutschlands als Befreier von der Knechtschaft aufzutreten. Von Fontainebleau und Mabrid aus befretirte er im Jahre 1807 und 1808 ihre Aufhebung im Königreich Westfalen, im Bahreuthi= schen und anderen occupirten Provinzen, und die Rheinbundsfürsten folgten ohne Zögern dem ihnen von dem mächtigen Protector gegebenen Impulse. Die Tage ber Noth sollten auch für Preußen ber Anfang einer guten und großen Zeit werben. Noch im October 1807 machte ber König Friedrich Wilhelm III. ohne weiteres Fragen aus fürstlicher Macht aller Erbunterthänigkeit ein Ende und traf energische Magregeln zur Schaffung eines grundbesitzenden Bauernstandes. Aber selbst der große Befreiungskampf gegen die Fremdherrschaft brachte nicht in allen Marken des Vaterlandes den Bauern die Freiheit; das schöne Dichterwort

ber Gott ber Eisen wachsen ließ ber wollte keine Knechte!

verhallte wirkungslos an den Ohren mancher Landesherrn; ja Deutschland mußte die Schmach erleben, daß einige vertrieben gewesene Thrannen die Leibeigenschaft wieder herstellten, wo sie unter dem Schuße Frankreichs abgeschafft worden war. Erst die neue Erschütterung aller politischen

^{*)} Im Königreich Dänemark waren im Jahre 1788 bie Leibeignen auf ben königlichen Domänen freigegeben worben, die übrigen mit dem 1. Januar 1800.

Ordnungen im Jahre 1830 brachte in Kurhessen, im Königreich Sachsen und in Hannover das Mittelalter zu Fall. Der mecklenburgische Tagslöhner gar mußte sich bis zum Jahre 1866 und dis zur Gründung des nordbeutschen Bundes gedulden.

Auch in anderen Welttheilen brach sich in engstem Zusammenhange mit den geschilderten Ereignissen die Freiheit Bahn. Die Republik Mexiko hob im Jahre 1810 alle Leibeigenschaft der Indianer und der wenig zahlreichen Neger im ganzen Staate auf, und die südamerikanischen Republiken folgten diesem Beispiel. Das reiche England, ausgeschreckt durch die Julitage des Jahres 1830, ermannte sich endlich ebenfalls und kaufte seinen Pflanzern in Ostindien ihre Stlaven um die Summe von 20 Milstonen Pfd. Sterling ab (1. Juni 1834), half auch die Negeraussuhr an den afrikanischen Küsten unterdrücken. Durch die Bemühungen von Menschenfreunden entstand an tiesen nämlichen Küsten ein Neger-Freistaat, Liberia, dessen ruhiges Ausblühen einen vollgültigen Beweis für die politische Besähigung der Neger abgiebt, und die vom Beispiele Haiti's hersgenommenen Zweisel niederschlägt.

Noch immer aber trotten auch in ber zweiten Hälfte bes neunzehnten Jahrhunderts die beiden Hauptlager der Sklaverei allen Sturmläufen, nämlich Rugland und bie nordamerikanischen Sklavenstaaten. Rußland war zwar schon nicht mehr Alles beim Alten. In den Ostsee= provinzen Liefland, Chstland und Kurland hatte der beutsche Abel, dem beinahe das ganze Land gehört, einsichtig und wohlmeinend die Hand dazu geboten, den ehftischen und lettischen Bauern allmählich volle Freiheit zu gewähren; die 1804 begonnene Reform wurde in den Jahren 1816—1819 zu einem für jene Zeit anerkennenswerthen Ziele geführt, bei dem man freilich mit Recht später nicht stehen geblieben ist. Im Königreiche Polen sobann, wie es der Wiener Congreß im Jahre 1815 in die Hände Ruß= lands gab, waren die Bauern theils schon durch die napoleonische Constitution vom 22. Juli 1807, theils durch die am 27. November 1815 von Kaiser Alexander gegebene für frei erklärt worden. Aber in den inneren russischen Provinzen war die Rechtlosigkeit der Leibeignen mit kaum nennenswerthen Milderungen noch die alte, und der Adel ganz und gar nicht geneigt von seinen Gewalten etwas auf ben Altar bes Bater= landes niederzulegen. Die Volkszählung vom Jahre 1859 ergab daher die ungeheure Zahl von 22,560,000 Leibeignen des Abels, von 23,300,000 halbleibeignen Kronbauern ohne feste Rechte an Grund und Boden, und von nicht mehr als 1,700,000 Freibauern auf eignem Grund und Boden. Die Leibeignen des Adels waren zum ganz überwiegenden Theil (20,158,000) auf Bauerstellen gesetzt, 1,467,000 bienten als Dienstboten und Hofhand-

werker, 542,000 arbeiteten in den eigenen Bergwerken ober Fabriken des Abels, ober waren an Kaufleute verliehen. Ein großes nationales Unglück niußte, wie ehemals die beutschen Staatsmänner, so nun die russischen über die Verke rtheit und fernere Unhaltbarkeit der Leibeigenschaft belehren, und den Lenkern des Staats die Möglichkeit geben alte Vorurtheile siegreich zu überwinden. Es wird ihr ewiger Ruhm bleiben — und in erster Linie der Ruhm Alexander's II. — das Ausführbare klar und sicher erkannt und mit einer Weisheit, Kraft und Schnelligkeit, wovon die Geschichte kein Beispiel kennt, verwirklicht zu haben. Rußland ist seit bem Ukas vom 19. Februar (alten Sthls) 1861, also im Laufe von nur ganz wenigen Jahren, ein auf völlig neuen Grundlagen bereits fertig organifirter Staat; ber Bauer ist frei, ist zum Erbpachter genügender Länbereien erklärt mit ber Aussicht sich balb zum Eigenthümer derfelben machen zu können, regelt feine Gemeindeangelegenheiten felbständig, nimmt Antheil an der Rechtspflege und anderen Zweigen der öffentlichen Berwaltung, und wird Rußland bald zu einem unendlich mächtigeren und unenblich glücklicheren lande umgeftalten helfen.

Aber auch für die 3 Millionen Negerstlaven in den Baumwolle= und Tabakspflanzungen Nordamerikas ist der Tag der Freiheit angebrochen. Niemals schien die Stlaverei fester gegründet als vor ihrem Fall; neue Gesetze ber Union gestatteten ihre Ausbreitung in neugegründete Staaten und gaben entlaufene Schwarze jedem beliebigen Menschenräuber Preis bis hinauf zur Grenze Canadas. Die Freiheit Amerikas schien an ber Kette des Sklaven verschmachten zu sollen. Da kam Errettung durch eine Kraft, welche Sklavenhalter zwar fürchten aber leicht unterschätzen: durch die sittliche Entrüstung eines wirklich driftlichen Volkes. Mit der geistigen Waffe des Christenthums, mit den friedlichen Mitteln der Predigt und der Presse verstanden es Männer wie Tappan, Garrison, Sumner, Wendel Philipps, Beecher und besonders Theodor Parker, die Ausführung jener schmachvollen Gesetze immer schwerer zu machen. Ihnen trat eine neue Klasse von Kampfgenossen hülfreich zur Seite: die Frauen. Die Frauen des Nordens waren es, welche Tausenden armer Schwarzer, bie aus der Gewalt der Herrn entflohen, Freiheit und Leben retteten. Aus ihren Reihen ging Frau Beecher Stowe hervor, deren Erzählung "Onkel Toms Hütte" die Gewissen aller Christen aus der fühllosen Gleich= gültigkeit aufrüttelte, und ben Abschen gegen die Sünde der Sklaverei in allen Welttheilen verbreitete. Wie längst zu befürchten stand, ließen es die Stlavenhalter auf das Blut hunderttausender ihrer Mitbürger ankommen, um ihre naturwidrigen Licenzen — es wäre Verfündigung an ber Sprace hier von Rechten zu reben — ungeschmälert für alle Zukunft zu

erhalten. Aber ber Norben nahm ben Riesenkampf auf, begleitet von ben Wünschen aller Nationen, vor allen Deutschlands, das mit Stolz Taussende seiner Söhne in den vordersten Reihen der Freiheitskämpser erblickte. Die Würfel der Schlachten sielen gegen die Stlaverei. Auch die letzte heiße Frage: ob die von Privatknechtschaft erlösten Neger dem politischen Despotismus ihrer entarteten weißen Herren preisgegeben bleiben sollten, ob letztere auf unbestimmte Zeit das Borrecht behalten sollten, allein die öffentlichen Aemter zu bekleiden, die Richter über die Schwarzen zu sein, nach Gefallen Gesetze über Aufenthalts und Heimathrecht, Familienrecht, Armenpflege, Schulwesen, Strafrecht und Strafversahren sür sie zu maschen, — sie ist von dem amerikanischen Volke verneint worden, und so endlich nach heiligen Opfern das stolze Sternenbanner von alten trüben Fleden glorreich gereinigt.

Spanien und die preußische Politik.

(1814 - 1825.)

Haumgarten's Geschichte Spaniens vom Ausbruch ber französischen Revolution bis auf unsere Tage. II. Theil.

Wir wollen in der folgenden Stizze aus dem reichen Inhalt des Baum= garten'schen Werks über Spanien eine Seite hervorheben, die für unsere Leser von besonderem Interesse sein wird. In dem Jahrzehnt, welches der Wieder= aufrichtung des bourbonischen Throns, 1814, folgt, vollzieht sich die Zersetzung der spanischen Monarchie. Unter dem Regiment des zurückgekehrten Königs, ber gestützt auf Clerus und Böbel mit der Laune eines Sultans herrscht, löst sich die in einem sechsjährigen Kampf schwer erschütterte Staatsordnung auf und das Land wird in die Bahn der Nevolutionen gedrängt, die bis jest noch nicht abgeschlossen ist. Die tieferen Ursachen bieser Zersezung liegen in einer Geschichte von Jahrhunderten. Spanien war der specifisch katholische Staat; sein Volk, seine Könige bienten den Zweden der römischen Kirche mit einer Hingebung ohne Gleichen; es war bas gelobte Land der Nuntien und der Beichtväter, ber Inquisition und bes monchischen Müßiggangs. Wohin ein Bolf gelangt, wenn es nach hierarchischen Begriffen so recht ein Mustervolk geworden ist, wenn die Kirche und die Klöster einen großen Theil seines Grund und Bobens, natürlich steuerfrei besitzen, wenn die Bischöfe seine Politik und die höchsten Rathsstellen, die Monche seine Erziehung in der Hand haben, wenn es statt an Berständigkeit, burgerliche Sitte und Fleiß, an heidnische Wundergläubigkeit, Sinnlichkeit und Trägheit gewöhnt wird, — das zeigt uns tas Schicksal Spaniens mit einer Klarheit, die jeden Zweifel ausschließt. Schon

gegen Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts war die große katholische Macht von ihrer Weltstellung herabgestürzt und in Ohnmacht und Verfall gerathen; unter ber neuen Dynastie ber französischen Bourbonen hob sie sich wieder; ber aufgeklärte Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts brachte auch der pprenäischen Halbinsel eine Mera ber Reformen. Aber diese Resormen stellten wohl die äußerliche Ordnung, Finanzen und Verwaltung für einige Zeit wieder her, bie inneren Wurzeln aller Uebelstände, das hierarchische System mit feinem Einfluß auf die Lebensrichtung von Dynastie und Volk, vermochten sie nicht auszurotten. Alles, mas seit Generationen gebessert mar, schwand in wenigen Jahren wieder hin, als 1788 mit Karl IV. ein unfähiger, von einem zügellosen Weibe geleiteter Fürst auf den Thron kam. In den königlichen Balast drang ein schamloses Sündenleben ein, das auf den Sohn und die Enkelin fortwucherte, bis endlich ber verberbte Stamm aus bem spanischen Boben ausgerissen wurde. Auch diese Verderbuiß wuchs aus dem gesammten sittlich = re= ligiösen Zustand heraus. Ein Geliebter ber Königin als erster Minister, ein Charafter und ein Leben wie das Ferdinand's VII. und der Königin Isalella, das alles gedeiht nur, wo Kuppler und Beichtväter sich die Hand reichen, wo die Religion zu Heidenthum und Hierarchie veräußerlicht ist, wo die Regenten für ihre Berdienste um ben Clerus von allen Günden gegen bie bürgerliche und politische Moral losgesprochen werden.

Bon diesem Gesichtspunkt aus betrachtet erscheint uns, mas seit 50 Jahren in Spanien geschah, als eine unabwendbare Nothwendigkeit. Wir können nicht fragen, mas geworden mare, wenn nach der Abschüttelung der französischen Fremdherrschaft die Spanier statt bes treulosen, bigotten Ferdinand einen Fürsten erhalten hätten, dem die Wohlfahrt seines Landes am Herzen lag. Denn ein Sohn der Marie Louise, von früh auf verwahrlost, von den Eltern in sei= nem Erbrecht bedroht, in Palastintriguen gegen sie verwickelt, konnte nicht anbers werben als er ward. Aber biese Berflechtung in eine allgemeine Nothwendigkeit hebt die Schuld des Einzelnen nicht auf, sie hebt auch die Zurechnung berer nicht auf, welche irgendwie von außen auf die Geschide bes unglücklichen Landes einwirken konnten. Wie verhielten sich die europäischen Mächte zu dem wieder eingesetzten König? Begünstigten sie sein Regiment wilder Barbarei und unsinniger Herstellung clerikaler Vorrechte? Halfen sie burch ihren moralischen Beistand mit, daß die Staatsgelber in die Taschen ber Mönche und Günstlinge flossen, Verwaltung und Armee besorganisirt, alle Stützen bürgerlicher Orbnung unterhöhlt wurden, bis endlich der Zusammenbruch kommen mußte? Und als er kam, waren sie unbefangen genug, einen unwürdigen Träger ber monarchischen Gewalt ber Nemesis zu überlassen? Ober verführte sie bas Princip ber Legitimität, in die unabänderlichen Gesetze bes Bölkerlebens einzugreifen und badurch einen Revolutionszustand zu vertiefen und zu verlängern, ber ohne sie vielleicht sehr bald seine natürliche Ausgleichung gefunden hätte? Bie war insbesondere, allen diefen Fragen gegenüber, die Stellung ber preußischen Politit? Es versteht sich ja von selbst, daß Preußen, als bamals schwächfte Großmacht ohne Kriegsflotte und maritime Interessen, keine hervorragende ac= tive Rolle in den Wirren der geographisch entlegenen Halbinsel spielen konnte.

Aber wie sehr es sich auch in zweiter Linie hielt, von welchen Anschauungen ging es aus? Es ist ein wesentliches Berdienst Baumgarten's, daß er uns mit Hülfe bes Berliner Archivs über die Haltung der Großmächte aufgeklärt hat. Er hat an die Stelle der bisherigen unbestimmten und theilweise sehr irrigen Vorstellungen ein concretes und actenmäßig belegtes Bild der wirklichen Hergänge Wir wissen jest, daß die heilige Allianz keineswegs von Anfang an Die spanische Regierung in ihrem verderblichen Gang bestärkte. Bielmehr die Einflüsse Europas nach ber Restauration gingen barauf aus, Spanien ber Bar= barei zu entreißen, den König vernünftigen Rathschlägen zugänglich zu machen. Erst seit der Revolution von 1820 tritt eine Wendung ein; die revolutionäre Bewegung breitet sich über Europa aus, und bie europäischen Cabinette fangen an, die heilige Allianz als eine europäische Versicherungsanstalt gegen politische Unruhen zu betrachten. Der Partei des Umsturzes, die man sich in den südlichen Halbinseln Europas, in Frankreich, Deutschland u. s. w. als eine innerlich ver= bundene Macht, als ein boses Prinzip thätig denkt, wird das gute Prinzip, die Legitimität, das göttliche Recht des Monarchen entgegengesetzt. Auf der Grundlage dieser Ideen schreitet Desterreich in Italien, Frankreich in Spanien Man will die Autorität, die Ordnung herstellen; aber der doctrinäre ein. Eifer leidet nicht, daß man die Willführ der Souverane beschränke, aus beren Sünden die Unordnung hervorwuchs. So führt die Restauration durch die Waffen zur Wiederkehr des scheußlichsten Absolutismus. Dieser Ausgang wird bann von den Cabinetten getadelt, beklagt, ohne daß sich ihre Mitschuld beshalb vermindert. Der Druck der äußeren Gewalt, der Eingriff in die selb= ständige Entwickelung der Bölkerindividuen bereitet neue und schwerere Revo= lutionen vor. Gleichzeitig mit bem clericalen System macht die Doctrin ber heiligen Allianz in Spanien Bankerott. Es sei uns gestattet, diesen Gang ber Dinge — immer mit vorzugsweiser Rücksicht auf die preußische Diplomatie — noch etwas näher zu vergegenwärtigen. —

Niemals war ein Fürst seinem Lande zu größerem Dank verpflichtet, als Ferdinand VII. Während er als Gefangener Napoleon's in Valençay faß, in unwürdiger Unterwürfigkeit zu allem bereit was fein Kerkermeister wünschte, hatten die Spanier burch einen Volkstrieg ohne Beispiel den Staat und den Thron gerettet. Die Periode einer fast republikanischen Selbstregierung und der Eindruck der Erfahrungen, die sie vor und während des Befreiungstrieges mit ihrer Dynastie gemacht, hatte allerdings zu jener extremen Verfassung von 1812 geführt, die nach der Theorie der Theilung der Gewalten gebildet, die Cortes, das Ministerium und das Königthum in ein unmögliches gegenseitiges Berhältniß sette. Gine Umgestaltung berselben ware nöthig und bei bem Anfeben, welches das Königthum im Bolk hatte, leicht genug zu vollziehen gewe= Jedenfalls wogen die Berdienste, welche die Liberalen in der Regentschaft und den Cortes sich um die Erhaltung des Throns erworben hatten, weitaus ihre Irrthümer auf, und legten bem zurückehrenden Fürsten die entschiedenste Pflicht auf, ein System ber Mäßigung, ber Versöhnung, ber Vermittlung zwischen den Parteien anzunehmen. Als ihn aber bei der ersten Berührung bes spanischen Bodens der Jubel der von den Mönchen geführten Massen em=

pfing, als die Bischöfe und Generale ihn als absoluten König begrüßten, schwand mit ber Besorgniß vor ber Gefahr eines Bruchs der Berfassung auch ber Wille sie zu halten und ber Träger ber Krone machte sich zu bem, mas seinen Instincten entsprach, zum Werfzeug ber wilden Rachsucht bes Clerus und ber Servilen gegen die Liberalen. Im Mai 1814 wurden Verfassung und Decrete ber Cortes für null und nichtig erklärt, die eben tagende Berfammlung geschloffen, und einige breißig ber angeseheusten Dlänner aus ber früheren Regentschaft und den Cortes in die Kerker geworfen, vor deren Thuren ber suße Pöbel ber Hauptstadt, von wüthenden Mönchen gehetzt, nach dem Blute ber Verräther lechzte. Dann ergingen bie Decrete, welche bie Klöster, bas alte Steuerwesen und bie Abgabenfreiheit bes Clerus, endlich bie beilige Inquisition wieder herstellten. Die Warnungen Englands mährend dieser Krise wurden in den Wind geschlagen; vergeblich mahnte ber conservative Lord Wellesley, nicht durch den Umsturz ber Verfassung spätere unüberwindliche Schwierigkeiten hervorzurufen; vergeblich drohte sein Bruber Wellington, ber die Constitution von 1812 selbst für unhaltbar erachtete, mit Entziehung ber Subsidien, wenn nicht neue Cortes berufen, die Gewaltthätigkeit eingestellt, nach liberalen Grundfäten regiert werde. Ende Juli 1814 traf der preußische Gesandte, Freiherr von Werther, am spanischen Hofe ein; er theilte bie Ansicht ber Englander über die Berderblichkeit der eingeschlagenen Richtung. Seine Reise nach Dabrid hatte er zur Sicherung vor ben umherstreifenden Räuberbanden unter starter Estorte machen muffen; schon unterwegs erfuhr er von der üblen Stimmung der Armee. "Die eigentliche Gewalt, schreibt er aus Madrid, üben die Priester, Die, Oftolaza (Beichtvater des Infanten Don Carlos und früher Genosse Ferdinand's in Balençay) an ber Spige, ben König vollkommen beberrschen, ber sie jeden Abend in seinem Cabinet versammelt. Dieses Comité beherrscht Alles, erläßt Decrete und ordnet die Berhaftungen aller derjenigen an, beren Meinungen ihm verbächtig sind. Die Opfer, die man so mit Raubern und Mördern in denselben Kerker zusammenwirft, sind unzählig und unter ihnen befinden sich viele, burch Talent und geleistete Dienste ausgezeichnete Männer. Dieser Despotismus ist um so empörender, da er geubt wird von fanatischen, habsüchtigen, rachgierigen, aller Talente wie aller moralischen Empfindungen baaren Priestern. Die Finanzen sind in trostloser Berwirrung. Dennoch giebt der König den Monchen Alles, was in die Raffen kommt." "Wenn die Regierung so fortfährt, erklärt Werther am 19. September, fo ift eine Explosion, wenn auch erft spät, unvermeidlich und die Armee wird bann ben König nicht stützen, weil sie vernachlässigt und mißhandelt wird."

Man sieht, dieser Diplomat ist ein klarer Kopf, der die Dinge in ihrer nackten Wirklichkeit ohne den umhüllenden Rebel doktrinärer Voraussetzungen sieht. Nun traten im folgenden Früjahr, 1815, Ereignisse ein, die wohl gezeignet waren das europäische Urtheil über das bestehende Regime noch zu verschärfen. Napoleon landete an der französischen Küste, die Gesandten der Alllirten drängten in Madrid zur Theilnahme an der militärischen Action und, damit diese möglich werde, zur Aenderung des ganzen Systems, bei dem in der Staatskasse stete Ebbe war und die Armee in Hunger und Elend zu Erunde

"Warum, fragte Werther ben spanischen Minister, trage man selbst in biesem fritischen Moment Bebenken, ben Clerus zu besteuern, ber in seiner Habgier unermegliche Reichthümer aufgehäuft habe, während Alles hungere?" Der Minister gab bem Gesandten Recht, aber die Camarilla bachte anders. Sie begriff sehr wohl, bag ein Feldzug gegen Frankreich ber Ausbeutung bes Staats burch Priester und Rammerbiener ein Ende machen, eine andere Finang= wirthschaft, eine andere Regierung bedingen werde. Sie bampfte also ben Kriegseifer bes Königs, ber in seiner Feigheit ihren Rathschlägen auch herzlich gern folgte. "Ich erfahre aus guter Quelle, schreibt Werther am 10. Juni, daß der Minister Cevallos durch die Furcht vor Napoleon bestimmt wird. halt ihn für unbesiegbar und glaubt, baß er noch einmal über Spanien herrschen wird . . . Ein weiteres Motiv für ihn ist, daß er sich in seiner Stellung be= haupten will. Er weiß, daß die Priester und die subalternen Günstlinge des Königs den Krieg nicht wollen." Erst als die Ratastrophe von Waterloo er= folgte und Napoleon verloren war, machte die Regierung den albernen Bersuch, unter pompösen Phrasen ein Armeekorps über die Phreuäen zu schicken.

Dieses schmähliche Verhalten des Königs mußte die Alliirten an das traurige Geschick der Männer erinnern, die den Kampf gegen die Uebermacht Napoleon's furchtlos aufgenommen hatten, und die von ihrem undankbaren Fürsten zusammen mit gemeinen Berbrechern im Gefängniß gehalten wurden. Die Nichtswürdigkeit der innern und die Prätensionen der auswärtigen spanischen Politik machte bei den europäischen Cabinetten einen gleich üblen Eindruck. Spanien protestirte gegen die Verabredungen des Wiener Congresses über Italien, erhob gleichzeitig auf Parma und Toskana u. s. w. Anspruch und vergaß über den bourbonischen Familieninteressen das Wichtigste, die Ordnung seiner Colonialangelegenheiten. "Mit Bedauern sehen wir, schrieb Fürst Hardenberg im Sept. 1814 aus Wien, die gewaltsamen Magregeln, welche die spanische Regierung für nöthig hält, um ihre Autorität herzustellen. Sie sind so maßlos, baß man sehr für die Ruhe des Landes fürchten muß." Wenn sich der König darüber beklage, ur= theilt er später, daß Spanien in Wien einen so geringen Ginfluß geübt habe, so werde er bei den Pariser Verhandlungen dasselbe erleben. "Nichts ist na= türlicher, ehe man sich mit den Angelegenheiten Anderer beschäftigt, muß man seine eigenen in Ordnung bringen." Nach ber zweiten Niederwerfung Napo= leon's wurde nun unter eifrigem Betrieb Harbenberg's ein gemeinsamer Schritt zu Gunsten der gefangenen spanischen Liberalen von den in Paris versammelten Ministern der vier allirten Mächte versucht. Sie erließen am 28. August 1815 eine übereinstimmende Weisung an ihre Vertreter in Madrid. "Unter den Er= eignissen, hieß es darin, welche sich seit der Rückehr Gr. Katholischen Maj. auf den Thron in Spanien zugetragen haben, hat keines den übrigen Mächten Europas ein lebhafteres Interesse erwedt, als bas Schickfal ber Männer, welche wegen ihres politischen Verhaltens während ber Gefangenschaft bes Königs verhaftet und eingekerkert sind. Wenn diese Individuen bei der Abfassung der neuen Constitution nach übel verstandenen oder übertriebenen Grundsätzen ge= handelt haben, so waren das Irrthümer des Augenblicks, welche sie reichlich aufgewogen haben durch ihren unerschütterlichen Patriotismus und durch die

Festigkeit, mit der sie jedem Friedensantrage von Seiten des Feindes widerstanden haben, welcher mit der Restauration ihres legitimen Souverans unverträglich war" . . . "Man wird es also nicht überraschend finden, daß die allirten Souverane einen sehr lebhaften Untheil an bem Schickfal bieser unglücklichen Personen nehmen" . . . "Es wird Ihre Aufgabe sein, zu beurtheilen, welches die passendste Form ist, um in dieser Angelegenheit Vorstellungen zu machen, ob es besser durch die vereinigten Vertreter der allierten Souveräne in Matrid geschehen wird oder durch jeden derselben einzeln" u. s. w. In Folge bicser "im Rath der gegenwärtig zu Paris vereinigten Cabinette" ergangenen Weisung traten die Gesandten in Madrid zu einer Conferenz zusammen. Gie theilten bas Urtheil ihrer Regierungen. "Der König, erklärten sie in bem Conferenzprotofoll, fand bei seiner Rückfehr zwei Parteien vor, welche sich die Regierung bes Landes streitig machten; unglücklicher Weise ließ er sich fortreißen, die Bartei ber Servilen zu ergreifen." Aber sie fürchteten durch ihre Schritte bie Lage ber Gefangenen zu verschlimmern. So war es Wellesley gegangen, ber bem Könige in wiederholten Audienzen in's Gewissen geredet hatte. Ferdinand versprach Milbe und verdoppelte bann bie Strenge. Sie beschlossen also nur "mit Sorgfalt ben günstigen Moment zu erspähen, um für bie Liberalen zu wirken, und auf jede Gefahr hin zu interveniren, wenn bas Leben der Gefangenen irgent wie bedroht werden sollte." Dabei beruhigten sich die friedensbedürftigen Ca= binette, und diese Enthaltsamkeit ware nicht zu tadeln, wenn sie ihr nur später, als die Verhältnisse sich umgekehrt hatten, treu geblieben wären.

Während jene Berathungen vorgingen, brach der erste Militäraufstand unter Porlier's Führung in Corunna aus. Er scheiterte; aber er bewog boch den furchtsamen König unter seiner Camarilla aufzuräumen und die schlimmste Sippschaft, barunter Ostolaza, zu verbannen. Man konnte auf eine Wendung zum Besseren hoffen. Da die königliche Unguade, schrieb Werther über diese Septemberkrisis, Alle getroffen habe, welche auf die Begründung des bisher befolgten Systems einen hervorragenden Einfluß geübt hätten, so konnte man daraus für die Liberalen günstige Schlüsse ziehen. "Aber, fügte er vorsichtig hinzu, ich bin weit davon entferut, einen allgemeinen Spstemwechsel zu erwarten, da hier oft die nichtigsten Motive genügen, um willführliche Maßregeln und wichtige Veränderungen hervorzurufen." Und er hatte Recht. Der König hatte einige Günstlinge abgeschüttelt, aber der thrannischen Willführ gedachte er nicht zu entsagen. Nachdem in dem Prozeß gegen die Liberalen nun bereits die siebente Commission sich für Freisprechung erklärt hatte, forderte er die Acten ein und setzte eigenmächtig die Kerker= und Verbannungsstrafen gegen 33 Personen fest. Jetzt geriethen die Gesandten der Mächte noch einmal in Bewegung. Aber ihre Mahnungen bei dem Minister und dem König waren ohne Erfolg; dem Vertreter Englands weigerte Ferdinand die Audienz. ther berichtete: "trot dem Wunsche, die Leiden von Männern beendet zu sehen, welche ein besseres Schicksal verdient haben . . . wüßte ich doch kein Mittel auzugeben, um ihr Loos zu erleichtern. Ein freundschaftlicher eigenhändiger Brief Er. Maj. würde vielleicht Erfolg haben, aber ich bin weit entfernt, ihn ga= rantiren zu können, weil die Leidenschaften und der Parteigeist hier mehr Einfluß haben, als irgend wo sonst." Hardenberg bachte an einen Collectivschritt ber Souveräne und ließ diese Idee an den anderen Hösen anregen. "Man hat Mühe, schreibt er, zu begreifen, wie ein König, der seinen Thron den frei-willigen Anstrengungen seines Volkes verdankt, das ohne ihn für ihn gefämpst hat, eine so extreme Härte gegen die Führer der edlen Erhebung der Spanier üben kann; man begreift noch weniger, wie der König mit Verachtung der wahren Grundsätze jeder legalen Monarchie sich zum Richter auswersen und willkührliche Strasen selbst über strasbare Unterthanen verhängen kann." Aber er sürchtete dann doch, seinen Fürsten durch persönliche Schritte, deren Ersolg-losigkeit vorauszusehen war, zu compromittiren. Denn weder die Briefe Kaiser Alexander's und Ludwig's XVIII., noch die seidenschaftliche Sprache der Opposition im englischen Parlament hatten in Madrid den Liberalen irgend einen Ruzen gebracht.

Europa gelang es also nicht, die königliche Rachsucht zu milbern, so weit indeß seine Bertreter am spanischen Hof zu Ginfluß gelangten, übten sie ihn in der Richtung auf verständige Reformen. Es gilt das in diesen ersten Jahren im gleichen Mage von Rugland wie von England. Diese beiben Mächte befämpften einander auf spanischem Boden. England suchte bie bedeutende Stellung, die es durch Wellington's Siege erworben, festzuhalten, das Land von der bourbonischen Familienpolitik abzuziehen und es zu einer Verständigung mit den abgefallenen Kolonien und zu Handelsverträgen zu bewegen. Kaiser Alexander dagegen strebte ben englischen Einfluß in Madrid wie in Paris zu verdrängen. "Seine Absicht, meinte Werther, ist dahin gerichtet, eine enge Allianz unter allen bourbonischen Höfen zu bilben, um eines Tages eine formi= dable combinirte Flotte gegen England aufstellen zu können." Diese Agitation der russischen Diplomatie hatte nun freilich für Spanien die üble Folge, daß dasselbe sich von der Macht abwandte, mit deren Hülfe allein es in Amerika noch retten konnte was zu retten war; für eine Aenderung des inneren Spstems aber, ohne welche Spanien kein fräftiger Allierter werden konnte, arbeitete bie russische Politik eben so fehr wie die englische. Und wie in Paris Pozzo di Borgo dominirte, so gelang es in Madrid dem geschickten Gefandten Tatistcheff, durch gute Besoldung der Priester und Bedienten den König so weit in seine Hände zu bekommen, als bei bessen Unzuverlässigkeit überhaupt möglich war. Von ihm vorzugsweise gingen die liberalen Anläufe, die Ministerwechsel im reformirenden Sinn aus. Sein bedeutendster Sieg war die Einsetzung des Finanzministers Garan (1817-1818). Es war ein Jahresbeficit von fast einer hal= ben Milliarde Realen zu beden, und das konnte nur durch Heranziehung der beiden privilegirten Stände zu den Steuern, durch Revision des Steuer= und Bollwesens, durch geregeltes Budget und scharfe Controlle aller Ausgaben bes Hofs und der Verwaltung geschehen. Mit Jubel wurden die königlichen De= crete aufgenommen, welche im Mai 1817 Diese Reformen verkündeten. Werther schrieb: "Man kann diesen Finanzplan als ben Beginn einer neuen Aera der spanischen Verwaltung betrachten." Aber ber Kampf Garap's gegen ben Egois= mus von Clerus und Abel, gegen die Berberbtheit betrügerischer Beamten und die Verschwendung des Hofs konnte nur gelingen, wenn der Minister von dem nachhaltigen Willen eines rechtschaffenen Fürsten getragen wurde. Da die neuen Maßregeln nicht sosort die Rassen füllten, so erlahmte der König, und alle Künste Tatistchess's reichten nicht aus, ihn festzuhalten. Garan, an seinem Werke verzweifelnd, erhielt im September 1818 die wiederholt geforderte Entlassung. Er war zulett auch in Gegensatz zu seinem russischen Beschützer gestommen. Die Finanznoth hatte ihn zu einer Armeereduction getrieben, die sich mit dem Berlangen Russlands nach einem amerikanischen Kreuzzug nicht mehr vertrug.

Wirkte ber russische Cinfluß im Innern nach ber liberalen Richtung bin, so bestärkte er bagegen die Spanier auf bem falschen Wege, ben fie in ber Colonialfrage einschlugen. In diesem Punkte waren alle Parteien bes Laures gleich verblendet; sie wollten nicht zugestehen, baß Spanien zu ohnmächtig geworben fei, jene weiten Gebiete ber neuen Welt zu behaupten, burch beren rudfichtslofe Ausbeutung das Mutterland seine Ausgaben gedeckt und Tausende von Abentenrern einen nühelosen Reichthum erworben hatten. Im Ginverständniß mit Rußland forderte ber Minister Pizarro, 1817, ben Beistand bes monarchischen Europa zur löschung bes republikanischen Brandes in Amerika. "Wie ganz Europa, hieß es in einer spanischen Rote, verbunden gewesen sei gegen die revolutionären Prinzipien in Frankreich, so musse es ben Bund aufrecht erhalten gegen tie Bewegungen in Amerika, bis es berfelben Herr geworden fei. Raifer Alexanber ließ tiese Iteen eifrig unterstützen; sein Wunsch war, England unter ten gesammteuropäischen Willen auf einem Gebiet zu beugen, wo es sich bisher als alleinigen Herrn betrachtet hatte. Er sowohl wie Fraukreich hätten ben Conflict, ber bamals in Folge ber amerikanischen Revolutionen zwischen ben Bofen von Rio und von Mabrid ausgebrochen war, gern benutt, um Portugal sowohl wie Brasilien von England unabhängig zu machen. Der portugiesische Hof, ber von Rio aus bas Mutterland regieren ließ, hatte bie insurgirten Ge= biete nördlich vom La Plata in Besitz genommen, und war nicht abgeneigt ras tleine europäische Königreich gegen einen Theil ber spanischen Colonien in Gutamerika preis zu geben. In Matrid hatte tie Occupation so viel Zorn erregt, daß nur die Dhumacht der spanischen Regierung einen Kriegszug gegen Por= tugal verhütete. England strengte alle Kräfte an, um ben Conflict auszugleichen; es bot ber spanischen Regierung seine Gulfe zu einer vortheilhaften Auseinandersetzung mit den Kolonien, aber es bestritt der h. Allianz, der es nicht einmal in Europa beigetreten war, natürlich bas Recht zur Einmischung jenseits des Weltmeeres. Auf dem Congreß zu Aachen, 1818, erinnerten Ruß= land und Frankreich an die Folgen für Europa, wenn die Institutionen ber Vereinigten Staaten sich auf Sittamerika austehnten und so eine jugendliche republikauische Welt sich bem alten monarchischen Europa gegenüberstelle. hatte ben Gedanken, in Buenos Apres eine selbstäudige Monarchie unter einem spanischen Infanten zu bilden. Indessen auch dieser Plan scheiterte an ber Hartnäckigkeit bes Madrider Hofes, der baran festhielt, die Colonien mit den Waffen wieder zu gewinnen. Nichts hatte das Unsehen Tatistcheff's bei Fer= dinand niehr befestigt als bas Versprechen, baß der Czaar bem König eine Kriegsflotte zu jeuem Zwed abtreten wolle. Die Flotte tam auch im Früh=

jahr 1818 auf der Rhede von Cadix an; aber die Schiffe waren bis auf zwei nicht seetüchtig und der Einfluß Tatistcheff's erhielt damit einen Stoß, von dem er sich nicht wieder erholte. Kaiser Alexander schickte dann zur Entschädigung einige Fregatten nach und nun wurde noch Jahr und Tag für die Expedition gerüstet, ohne daß sie freilich bei der Zerrüttung des Staats vom Fleck kam.

Als Freiherr von Werther im Sommer 1817 Spanien verließ — sein Posten wurde bis 1823 interimistisch burch einen Geschäftsträger, Obersten von Schepe= ler, versehen, — schilberte er bie Zustände in ben schwärzesten Farben. Er wisse nicht, ob der Verfall größer sei im Ackerbau oder im Handel, in der Politik oder in der Wirthschaft. "Man zieht sogar die Regierung Godop's der jetzigen vor. Glücklicher Weise läßt sich die spanische Nation nicht leicht zu revolutionären Unternehmungen hinreißen. Aber kommt es einmal zu einem Ausbruch, so wird ber Hof auf das Militär nicht rechnen können und sammt bem Clerus stürzen." Das war noch vor jener Zeit geschrieben, wo das Schei= tern ber Garan'schen Reformenversuche bie letten Hoffnungen ber besseren Ele= mente vernichtete. Alle Stüten bes Staats waren innerlich verfault, es bedurfte nur einer geringen Erschütterung, und sie stürzten zusammen. Da brach in jenem Expeditionsheer zu Cadix, das durch jahrelangen Müßiggang, durch Ent= behrung und Noth und durch die Furcht vor dem sicheren Verderben jenseits bes Oceans bemoralisirt war, die Empörung los, die endlich im März 1820 mit dem Sturze der bisherigen Regierung und der Unterwerfung des Königs unter die Berfassung von 1812 endete.

Es war nun in Erfüllung gegangen, was jeder verständige Beobachter längst prophezeit hatte. Aber die siegreiche Revolution erregte boch Bestürzung und Schrecken. Zwischen den europäischen Stimmungen von 1815 und benen von 1820 war ein gewaltiger Unterschied. Die Impulse, welche bie großen Leistungen der Bölker in den Freiheitskriegen auf die Fürsten geubt, waren zu= rückgetreten, die Furcht vor dem revolutionären Geist hatte die großen Cabinette ergriffen. Harbenberg hielt sich in Preußen nur noch, indem er seinen Gegnern die liberalen Ideen preis gab; der Eifer Kaiser Alexander's für constitutionelle Formen war sehr abgefühlt; es ward dem Fürsten Metternich jetzt leichter, ihn für ben reinen und nackten Absolutismus zu gewinnen, auf ben Desterreich sein Uebergewicht in Deutschland und Italien stütte. "Welch ungeheures Ereigniß, ließ Ancillon am 25. März von Berlin schreiben, die Urfachen deffelben sind unglücklicher Weise nur zu klar, die Folgen unberechenbar. Ein zur Annahme einer Verfassung gezwungener König, welche seine Unterthanen ihm mit Waffengewalt auferlegen, ift in Wahrheit ein entthronter König, mag die Verfassung noch so gut sein . . . Und nun welche Verfassung! Sie ist ein schlechtes Mosaik der schlechtesten Ideen und Phrasen von 1789, eine schlecht organisirte Republik, die für den Augenblick bas Geschäft unter der Maske des Königthums führt." Es sei ein Glück, daß statt bes liberalen Decazes jett ber conservative Herzog von Richelieu an der Spite von Frankreich stehe. Dennoch sei es nothwendig, daß die Mächte ihre Reihen festschlössen. Darin liege das einzige Heil.

Indeß mit dieser Einheit der Mächte war es nicht weit her. Zwar Kaisfer Alexander erließ sofort einen Mahnruf zu gemeinsamen Maßregeln, die

von der Pariser Gesandtenconferenz berathen werden sollten und Frankreich hatte Neigung, zur Abwehr ber Revolution ein Armeecorps an der spanischen Grenze aufzustellen; allein England konnte eine Intervention jenseits ber Phrenäen nicht wünschen und auch Metternich fürchtete bas Wachsthum ber franzö= sisch=russischen Macht. Harbenberg, ber anfangs den russischen Vorschlag sehr weise gefunden hatte, wurde zurückaltender und der Gesandte von der Goly in Paris empfing die Instruction: es sei zwar außer Zweifel, daß Europa bas Recht habe in Spanien zu interveniren, aber ebenso gewiß, daß die Klugheit rathe, von biesem Recht keinen Gebrauch zu machen. Wenn Frankreich ruhig bleibe, habe Europa nichts zu fürchten. "Die französische Regierung würde sich selbst und den spanischen König zu Grunde richten, wenn sie einen einzigen Soldaten über die Phrenäen schickte." Diese abwehrende oder kühle Haltung aller Mächte, außer Rußland, brängte auch in Paris ben Wunsch zum Gin= greifen zurück. Die Besorgnisse vor der Revolution und ihrer ansteckenden Kraft minderte sich, da die gemäßigte Partei in Spanien das Uebergewicht er= "Um gerecht zu sein, meldete damals Schepeler, muß ich sagen, daß das gegenwärtige spanische Ministerium (Arguelles) aus Männern von anerkannter Tugend und Rechtschaffenheit besteht, die sicher nie eine revolutionäre Propaganda begünstigen werden." Schepeler wurde baber instruirt, daß zu= gleich Klugheit und Gerechtigkeit, das allgemeine und das spanische Interesse ben Allierten vorschreibe, sich weder birect noch indirect in die inneren An= gelegenheiten bes Landes zu mischen. Vor allem sei zu betonen, daß keine revolutionäre Einwirkung auf Portugal geduldet werden dürfe. Die Zukunft werde von den Cortes und einer verständigen Aenderung der Berfassung abhängen."

Eine solche Aenderung war allerdings höchst dringlich, denn mit einer Con= stitution, welche die Minister zum Bollziehungsausschuß einer fast souveränen Versammlung machte, einer Versammlung, auf beren Willen die Minister nicht einmal durch Theilnahme an den Sitzungen einwirken durften, war weder eine monarchische noch überhaupt eine staatliche Ordnung vereinbar. Aber leider ließ sich die Aenderung bei dem Charakter des Königs nicht wagen. Er würde die Spaltung, welche der Antrag auf Revision des gefeierten Werkes von 1812 unter den Liberalen hervorgerufen hätte, sofort zur Unterwühlung der constitu= tionellen Institutionen überhaupt benutzt haben. Er wollte keine gesetzliche Schranke; eine radicale Verfassung war ihm immer noch lieber, als eine im monarchischen Sinn revidirte, weil sie leichter umzustürzen war. Das Ministerium Arguelles war ihm verhaßt, weil es bas wüste Treiben ber Clubs bändigte und Europa mit den neuen Zuständen zu versöhnen anfing. Abwech= selnd verschwor er sich mit ben Servilen und der Exaltados; er stiftete Meutereien unter ben Truppen und ließ in ben Provinzen Glaubensbanden orga= nistren; er weigerte ten gemäßigtsten, von ganz Europa längst befürworteten Reformen in Betreff ber Klöster und Kirchengüter die Sanction. Statt mit seinem königlichen Ausehen die Kraft der Mittelparteien zu verstärken, bette er die Leidenschaften rechts und links auf, trieb sein Ministerium in die Arme des Radicalismus und förderte die Anarchie bis zu dem Grade, welcher ihm wün= schenswerth schien, um die europäische Sicherheitscommission zum Einschreiten zu bewegen.

Vielleicht daß die großen Cabinette boch die Besonnenheit gehabt hätten, diesen verrätherischen König seinem Schicksal, dieses Chaos seiner naturgemäßen Klärung zu überlassen, wäre die spanische Bewegung isolirt geblieben. aber griff die Revolution auf Italien und Portugal über und eine imperiali= stisch = radicale Verschwörung in Frankreich weckte die Furcht, daß auch dort die unterirdischen Gewalten den Boden unterhöhlt hätten. Im Juli 1820 profla= mirten die Neapolitaner die spanische Verfassung von 1812; die Unverständigen in Madrid jubelten über diesen Erfolg ihrer herrlichen Berfassung, die Berständigen erschraken. Italien, in seinem Nordosten eine österreichische Provinz, ber Sitz habsburgischer Secundogenituren und des Pabstthums, war mit den europäischen Interessen sehr viel enger verflochten, als das abgelegene Spanien. In der That verständigten sich die Continentalmächte sehr bald dahin, daß der Brand gelöscht werden musse, nur stritten sie über die Art und Weise ber Löschung. Desterreich wollte auf eigene Faust einschreiten und in Neapel den Absolutismus sans phrase herstellen. Frankreich und Rugland aber scheuten sich, ganz Italien in Abhängigkeit von den öfterreichischen Waffen zu bringen; sie wunschten daß die Intervention unter europäischer Firma geschehe und daß Neapel durch eine gemäßigte Verfassung nach dem Vorbild der französischen Charte von der Wiener Bevormundung losgelöst werde. Aber auf dem Con= greß zu Troppau (October 1820) siegte Metternich's biplomatische Kunst. Er überredete ben Raifer Alexander, sein europäisches System einzuschränken auf eine engere Allianz der drei Oftmächte, die sich gegenseitig verpflichteten, die revolutionären Staaten, womöglich durch freundliche Schritte, nöthigenfalls durch Waffengewalt zur h. Allianz zurückzuführen. Damit war Frankreich von Rußland abgetrennt, ber Constitutionalismus ber Westmächte beseitigt. Die brei absoluten Monarchien des Ostens etablirten eine europäische Polizei, die trot einzelner liberaler Anwandlungen Alexander's überall, wo sie eintrat, nur die Restauration des Absolutismus zur Folge haben konnte.

Metternich verlor keine Zeit, ben Troppauer Berabrebungen gemäß die Revolution in Neapel nieder zu werfen; weniger rasch ging es mit der Intervention in Spanien. Hier konnte nur Frankreich die Rolle übernehmen, welche Desterreich in Italien gespielt hatte. Frankreich aber zögerte und besaß auch nicht das Bertrauen der Ostmächte. Wenigstens die deutschen Cabinette zogen sich während des Sommers 1821 in die frühere Neserve zurück. An Schepeler wurde von Berlin aus am 2. Mai geschrieben "Spanien gehe einer vollständigen Zersetzung aller Elemente der Ordnung entgegen; nichts besto weniger beschränken sich die Allierten darauf und werden sich darauf beschränken lebhaft zu wünschen, daß diese schreckliche Krisis zum Glücke Spaniens ausschlagen und daß es wieder mit der legitimen Autorität ausgesöhnt werde." In einer Depesche vom 3. November wurde Schepeler ausgesorbert, die gerichtsliche Versolgung eines Madrider Blattes zu verlangen, das die Person des preußischen Königs beleidigt hatte, und bei Verweigerung dieser billigen Satissfaction mit der Abberufung des Gesandten zu drohen. Aber auch in dieser

Depesche war gesagt: "Die alliirten Souveräne können und dürfen nichts anderes thun, als die Entwickelung der Dinge voraussehen und erwarten. Spanien ist sich selbst überlassen und muß es bleiben."

Gegen Ende des Jahres 1821 fiel in Frankreich bas gemäßigte Ministerium Richelien von der abermals bei den Wahlen verstärkten Rechten. Nachfolger, Villèle, wünschte zwar auch noch, die spanische Frage durch eine Revision der Verfassung friedlich zu lösen, und Ludwig XVIII., dessen Hülfe Ferdinand auflehte, beharrte dabei, daß es für Frankreich unmöglich sei, den Bustand von 1814 wieder herzustellen. Indeß zu einer praktischen Formulirung ihrer constitutionellen Wünsche brachte es die französische Politik nicht, und so hatten die Wünsche auch keinen Werth. Man sprach von einer Berufung ber alten Cortes nach Ständen; aber biese Institution war in Spanien so veraltet, wie etwa die alten Parlamente in Frankreich. Ein festes, flares Ziel hatten in Paris nur die royalistischen Ultras, die Freunde des Grafen von Artois, die mit ber spanischen Emigration und ben Agnaten bes Königs Ferdinand eng verbunden waren. Sie wollten einen Kreuzzug für die Legitimität und sie brängten die Regierung bahin, ben an der spanischen Grenze gezogenen Mili= - tärcordon allmählich in ein großes Observationscorps zu verwandeln. Leidenschaftlichkeit steigerte sich, als Ferdinand im Juli 1822 in Folge eines Aufstandes der Garten, tie er zum Losbruch veranlaßt und bei beren Nieber= metelung er bann aus Angst Beifall geklatscht hatte, ein Gesangener seiner Unterthanen wurde. Die beutschen Mächte sahen übrigens diesen Juliereignis= fen mit fühlem Blide zu. In Berlin ärgerte man sich über bie Erbärmlichkeit des spanischen Königs. Metternich war es zuwider, daß die französischen Dottrinäre in Spanien, wie früher in Neapel, immer noch an eine Charte bachten. War er freilich über diese Besorguiß erst hinaus, so konnte sein reactionärer Fanatismus sich mit bem Gifer bes Czaren leicht zusammen finden. die europäischen Souverane zum October nach Verona ein; alle großen Entschlüsse, meinte er, müßten bieser Zusammenkunft ber Monarchen vorbehalten werben.

Dem Monarchencongreß gingen Besprechungen in Wien voraus. Noch immer schien es, als würde Europa ber Intervention ausbiegen. Graf Bernstorff schrieb am 9. September: "er glaube nicht, daß ter Kaiser Alexander seinen Wunsch einer bewaffneten Einmischung gegen die übereinstimmenden Ansichten und vereinten Bemühungen aller betheiligten Cabinette nur ernsthaft geltenb machen werde." Obwohl der Czaar Feuer und Flamme in der Frage war, so hatte er boch über die Art, wie man au Spanien herankommen solle, noch keine ausführbare Vorstellung. Voll Mißtrauen gegen Frankreich und seine Armee, war er durchaus nicht geneigt, tieser Macht die Execution zu übertragen; er träumte von einer alliirten, also theilweise russischen Invasionsarmee, Die durch Frankreich hindurch über die Phrenäen ziehen sollte. Wellington bemühte sich ihn zu überzeugen, daß Frankreich ties niemals zulassen könne, und hoffte ihm damit die Intervention überhaupt zu verleiden. Indeß die Dinge waren im Rollen. Der französische Minister Montmorency ging in Verona weit über die Instructionen hinaus, die er von seinem Chef Billele empfangen; und die

wensche, wenn es durch das Benehmen der spanischen Regierung gezwungen sei, und daß es alle Sorge auswende, den Krieg zu vermeiden. Aber beide beutschen Mächte sagten die Abberufung ihrer Gesandten gleichzeitig mit der des französischen zu und verhießen im Kriegsfall ihren moralischen Beistand. In der Zusage der materiellen Hülfe waren sie vorsichtiger. Preußen erklärte: wenn die Consequenzen des Kriegs Frankreich das Bedürfniß einer thätigen Unterstützung empfinden ließen, werde der König auch bereit sein, sich an den Maßregeln zu betheiligen, die man in dieser Hinsicht verabreden würde, so weit die Nothwendigkeiten seiner Stellung und die seinem Lande schuldigen Rücksichten es zuließen.

Wir können ben Verlauf bes Congresses hier nicht im Einzelnen verfolgen. Sein großes Resultat war die Trennung Englands von dem Continent und die Unterwerfung Frankreichs unter die Prinzipien der h. Alslianz. Jest war der Ezaar bereit, dem Cabinet, dessen Vertreter mit seinen Grundsätzen so sehr übereinstimmte, die Intervention anzuvertrauen, und Meteternich war froh, daß es zu keinem Durchzug eines russischen Heeres nach dem Westen komme. Die Engländer protestirten, versparten aber die Energie ihrer Entschlüsse auf die amerikanischen Dinge. So weit es den Verabredungen von Verona noch an provocirender Schärfe sehlte, sorgten der Czaar und die französischen Ultras für die Verschärfung. Wie früher Montmorench, so arbeitete jetz Chateaubriand als auswärtiger Minister gegen die friedlichen Neigungen seines Chefs. Er wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Frankreich durch einen kurzen, sast gefahrlosen, von den Rohalisten unwiderstehlich gesorberten Krieg in die Reihe der Militärmächte zurück zu sühren und der weißen Rokarde ihren alten Glanz wieder zu geben.

Im April 1823 überschritt ber Herzog von Angouleme an ber Spipe von 100,000 Mann ben Bibassoa; ohne Mühe und ohne Ruhm brang er bis vor Mabrid und bis vor Cadix. Aber in ber Stellung, welche bas Pariser Cabinet als willenloser Executor der h. Allianz eingenommen hatte, und in der Gesinnung ber allmächtigen Ultras in Frankreich selbst lag es nun, daß wohin ber fran= zösische Soldat kam, ber royalistische Terrorismus sein Haupt erhob. Die toniglichen Glaubensbanden schlossen sich, zu vielen Tausenden machsend, den Befreiern an. Angouleme hatte keinen Ginfluß auf die Bildung der Junta's und ber Regentschaft, ein früherer Beichtvater bes Königs, Saez, wurde wegen seines Hasses gegen alles Liberale zum Minister des Auswärtigen gemacht. Der in Mabrid zurückgelassene preußische Gesandtschaftssecretar, Jentzsch, gab seiner Regierung am 5. Juni ein Bild von ben Schrecknissen bieser Contrerevolution. Er habe von französischen Officieren die betrübendsten Erzählungen über die gräulichen Ausschweifungen gehört, welche die Ronalisten überall begingen; die Soldaten der Glaubensarmee betrügen sich schlimmer als Rosaden, plünderten, raubten, morbeten so viel sie konnten. Schon jett machten biese Excesse ben schlimmsten Eindruck und hätten ber königlichen Sache viele verständigen Leute entfremdet. Auch in Madrid verübten diese Menschen die frechsten Gewalt=

thaten und Niemand wehre ihnen; in Aranjuez hätten sie alle Häuser geplündert, gleich ob sie von Royalisten oder Liberalen bewohnt würden. Die Wohlmeinensben hätten gehofft, der Herzog von Angoulême werde ein fertiges Regierungssisstem einsetzen und seien erschrocken, daß er den spanischen Fanatismus gewähren lasse. Man kenne Spanien in Europa nicht, auch nicht in Paris! Niemand in der That habe Dinge für möglich gehalten, wie sie die eben befreiten Royaslisten begingen. "Wer hätte sich das in Verona gedacht!"

Gegen alle diese Scheußlichkeiten war Angouleme machtlos. Wenn er einmal, gereizt durch die Verfolgungssucht der Regentschaft und ihrer Organe, welche selbst die von französischen Officieren gewährten Capitulationen nifachte= ten, mit einer Ordonnanz eingriff, so wurde er von dem eigenen Gesandten und der eigenen Regierung in Paris im Stich gelassen. Frankreich ließ sich die demüthige Rolle gefallen, das Land militärisch zu besetzen, aber seine politische Reconstruction einer wahusinnigen Partei und den im Prinzip mit ihr einverstandenen Oftmächten zu überlassen. Und biese Mächte setzten, statt ge= meinsam mit Frankreich die Wuth der Servilen zu bändigen, alle ihre Kraft daran, den noch immer gefürchteten Liberalismus Frankreichs zu übermachen. Herr von Roper, seit 1823 der Vertreter Preußens, ein französischer Emigrant und Legitimist reinsten Wassers, melbete am 25. Juli: er könne nicht umbin, die Besorgnisse der Spanier vor den constitutionellen Machinationen der Franzosen zu theilen. Die brei Gesandten bildeten eine Art Aufsichtsbehörde über Angouleme und ihrer Gunst sich bewußt, fügte die Regentschaft zu den Juni= becreten, welche die Zehnten, die Klöster, die Güter der Jesuiten, die Provinzial= reuten u. s. w. restaurirten, im Juli noch einen Erlaß, ber gegen alle Spanier, welche seit 1820 der liberalen Sache gedient hatten, Amtsentsetzung und Berfolgung verfügte. Herr von Roper ließ sich von Saez überzeugen, baß auch Dieses Decret, wenn auch in ber Form zu scharf, boch im Wesen berechtigt Der Doctrinarismus macht blind gegen die realen Berhältnisse. Ohne jede Rücksicht auf die individuelle Natur des Königs Ferdinand, von dem doch selbst der Graf v. Artois zugestand, daß er "der hauptsächlichste Urheber feines eigenen Unglücks und des Uuglücks seines Landes sei," stützte sich die damalige Diplomatie auf das Dogma von der unbeschräuften Freiheit des königlichen Willens. Es galt als das höchste Ziel der Intervention, den spanischen Mo= narchen jedem Zwang zu entheben, ihn in die vollste Selbständigkeit zuruckzu= versetzen; nachdem dies geschehen, sollte er bann durch Rath und Mahnung zur Vernunft gebracht werden. Und boch hatten die Cabinette von ihren Gesandten am Madrider Hof seit vielen Jahren die eingehendsten Berichte über die Nichts= würdigkeit dieses Königs empfangen. Das alles war jetzt vergessen; bas Prinzip der absoluten Fürstengewalt sollte über die Revolution siegen, wie unwürdig auch der Träger der Gewalt sein mochte. Die Verblendung ging so weit, daß der russische Gefandte zur Freude seiner Collegen einen Brief an den König in bas belagerte Cabix einschnuggelte, um ihn zu beschwören, er solle boch ja seine Freilassung nicht von den Revolutionären durch liberale Concessionen er= Im August erschien ein Mitglied der englischen Gesandschaft im fran= zösischen Hauptquartier, um mitzutheilen, die spanische (in Cadix sammt bem

mitgeführten König eingeschlossene, constitutionelle) Regierung sei bereit, Frieden zu schließen, wenn Angouleme irgend eine Repräsentativverfassung garantire. Der Herzog mußte diesen Borschlag ablehnen, wie verständig er ihn auch fand.

Als dann freilich ber legitime Monarch frei geworden war, benutte er die ihm von Europa wiedergegebene Unbeschränktheit den Trieben seiner Natur gemäß, und es enthüllten sich die entsetzlichen praktischen Folgen der schönen Theorie. Er hatte im Augenblick seiner Abreise von Cabix allen Compromittirten Sicherheit, allen Spaniern burgerliche Freiheit gelobt; jett verurtheilte er die Spiten der constitutionellen Regierung, darunter einen so eben noch unter allen Anzeichen seiner höchsten Zufriedenheit entlassenen Minister, zum Galgen, machte den Beichtvater Saez zum provisorischen Universalminister, und ließ Manifeste voll wilder Glaubenswuth in das Land schleubern, die das Zeichen zur Ausrottung der Liberalen wurde. Ein Decret vom 4. October verbaunte alle Per= sonen, die als Abgeordnete ober im Civil- und Militärdienst mit dem constitu= tionellen System verflochten waren auf 15 Meilen von ber Residenz Mabrid und den königlichen Landsitzen. "Das Decret, schrieb damals ber preußische Legationssecretär Graf Königsmark aus Madrid, trifft zwölf der ersten Gran= den, welche nun ihre unermeglichen Reichthümer im Auslande verzehren werden; es hat fast alle Personen berührt, welche sich vom Pöbel durch Reichthum ober Bildung unterscheiden; biejenigen, welche es nicht hat erreichen können, sind durch specielle Befehle bes Königs exilirt." Mabrid, fuhr ber Graf fort, sei in tiefe Traurigkeit gestürzt, die Promenade verödet, eine große Menge Läden, beren Besitzer in der Miliz gedient, geschlossen. Mehrere Bankiers und andere reiche Leute, welche weitere Decrete in diesem Stil erwarteten, hätten die Stadt verlassen, um ihren Wohnsitz in Frankreich zu nehmen. Die Inquisition sei vollkommen organisirt und werbe in wenigen Tagen ihre Arbeit beginnen. So eröffne sich für das unglückliche Land eine trostlose Zukunft, vor der es allein die heilige Allianz bewahren könne und — "die heilige Allianz ist es der Mensch= heit schuldig!"

Die Cabinette der h. Allianz versuchten es benn auch ben König zu bes= "Wir sind, schrieb Graf Bernstorff am 30. October, ebenso erfreut über die Befreiung des Königs, als überrascht und betrübt von dem Gebrauch, den er von seiner Freiheit macht. Seine Undankbarkeit gegen Frankreich ist unfaß= Alle seine ersten Decrete tragen den Stempel der Ueberstürzung, der lid. Unklugheit und einer Rachsucht, die sich für einen Souveran nicht ziemt. Sie werden den König vollständig isoliren, alle Hoffnungen erstiden und schrecklichere Ereignisse vorbereiten, als er sie erlebt hat. Es ist wichtig, ben König am Hange des Abgrundes aufzuhalten. Es wird das gewiß sehr schwer sein, aber es muß mit allen Mitteln erstrebt werben." Allein die Cabinette hatten selbst die Mittel aus der Hand gegeben, indem sie aus Prinzip verhinderten, daß der Wille des Königs an feste Schranken gebunden und daß ihm verständige Männer zur Wacht beigegeben wurden. Jest bemühten sich Roper und seine Collegen vergebens, von ihm eine Amnestie zu erwirken. Sie riethen ihm. seinen Einzug in Madrid durch einen Act der Milde zu feiern; er aber zog es in seiner väterlichen Gemüthsart vor, ihn in seiner Art, durch Berhaftung

von 21 Mitgliedern ber städtischen Behörden, zu verherrlichen. Die Gefandten hofften mit ber Organisation eines festen Ministerraths einen Damm gegen die fürchterlichen Intriguen zu schaffen, und Roper, zufrieden mit ber befinitiven Einsetzung bes Beichtvater-Ministeriums Saez, hielt bereits ben Zeitpunkt für gekommen, wo die Armee und die Finanzen in Ordnung gebracht und eine gute Verwaltung geschaffen werden könne, an der allein es ben Spaniern fehle. Aber ber plögliche Sturz des Ministeriums erinnerte ihn daran, daß auf diesem Boten nichts dauernd sei, als die Intrigue. Wie früher ber Ruffe Tatistcheff bas Reformministerium Garan, so hatte jest ber aus Paris herbeigeeilte Pozzo di Borgo mit Gulfe eines reichen Wucherers, bem ber König Millionen schuldete, die Priesterregierung gestürzt und bas viel bessere Ministerium Ofalia an die Stelle gesetzt. Da das aber ohne Wissen und Mitwirkung ter Gesandten von Desterreich, Preußen und Frankreich geschehen war, so arbeiteten dieselben nun gemeinsam mit den Royalisten und dem Clerus gegen die neue Regierung. "Der König, flagte Roper am 13. December, ist ber unglückliche Spielball ber schlechtesten Intriguen; unsere Vorstellungen vermögen nichts über ihn. Nur ein Congreß ber alliirten Souverane wird im Stande sein Spanien zu retten und Spanien ist heute Europa." Um 9. März 1824 jammert er, die Lage werde täglich schlimmer; die Minister, welche vom Könige in ber ärgerlichsten Weise mißhandelt, vom Clerus und ben Rohalisten bis zur offenen Auflehnung angefeindet würden, hätten keine Autorität. Der Hauptsit bes Nebels liege im Könige "in diesem durch die kläglichste Erziehung entarteten Charafter, bessen Fehler so gehäuftes Unglud nicht hat verbessern können." Gegen tieses lebel seien sie gang ohnmächtig, zumal ber König, ein Sclave seiner Bedienten, die Allianz verachte, weil er sie nie einträchtig und fräftig wirken sehe. — Diesen Mangel an Eintracht verschuldete aber Riemand, als bie Ostmächte selbst. Sie hatten früher bie verständigen Bestrebungen Angon= leme's vereitelt und jett standen zwei von ihnen auf Seiten der extremen Partei gegen bas Ministerium Ofalia. Sie lamentirten über bie Mordthaten ber königlichen Freiwilligen, wenn bas Ministerium aber die geistigen Urheber Diefer Greuel, Die Priefter und Bischöfe, scharf anfaßte, so klagte Roper: "es reize die Royalisten und strebe den Clerus nicht zu regeln, sondern niederzu= werfen und als Macht im Staate zu vernichten." Co verdunkelten die ver= kehrten Prinzipien immer wieder die Einsicht in die Ursachen und Heilmittel ber so schwer beklagten llebel. Ja bie Ostmächte hielten an dem Gebanken fest, bie monarchische Ordnung, die im europäischen Spanien so herrlich gedieh, nun auch in den Kolonien einzuführen. "Die Kolonialfrage, meinte Bernstorff am 5. December, ist unleugbar eine europäische, ba der Ausgang dieser blutigen Tragodie alle Macht = und Besitzverhältnisse in Europa zu ändern broht, und die gesellschaftliche Ordnung in der alten Welt consolidirt oder den größten Gefahren ausgesetzt sein wird, je nachtem in der neuen Welt das monarchische ober republikanische Prinzip ben Sieg davon trägt. Das ist so evident, daß sich England umsonst bemüht, es zu leugnen." Als Canning noch einmal die Hand bot, um ein freundschaftliches Verhältniß mit ben Kolonien auf Grund= lage der Unabhängigkeit derselben zu vermitteln, war die Pariser Conferenz

verblendet genug, Spanien zu ermuthigen, daß es sich von England nicht einsschüchtern lasse, vielmehr für die Herstellung seiner Autorität in den Kolonien energische Rüstungen mache. Es war eine vollkommen leere Prinzipienpolitik; denn weder das zerrüttete Spanien, noch die continentalen Cabinette hatten die geringste Macht, gegenüber England und den Vereinigten Staaten ihrem Wilslen Geltung zu verschaffen. Am 1. Januar 1825 verkündigte Canning den Mächten den Entschluß Englands, die Unabhängigkeit von Buenos Ahres, Coslumbien und Mezico anzuerkennen. Die große Frage war gelöst; England hatte sich für Verona gerächt; dem alten Europa blieb nichts übrig, als ein wirkungsloser Protest.

So erlitt die h. Allianz eine doppelte Niederlage. In der neuen Welt siegte das republikanische Prinzip, in der alten erhielt das monarchische Prinzip durch die Unvernunft der Restauration einen nicht zu verwindenden Stoß. Die leichten Erfolge des spanischen Kreuzzugs verführten die französischen Rohalisten zu einem Uebermuth, der dann die Julirevolution hervorries. In Spanien aber wurde der revolutionäre Prozes verlängert und vertiest. Hätte man das spanische Volk sich selbst überlassen, es würde seine inneren Gegenstäte rascher und leichter ausgeglichen haben, und vielleicht wäre die Zahl der entthronten Dynastien in Europa heute um eine geringer. —

Die preußische Politik der Gegenwart steht in wohlthuendem Contrast zu den Anschauungen der Bernstorff und Rober. Wir tragen nicht mehr die Schleppe Desterreichs ober Rußlands; wir sind burch fräftige Thaten und reelle Ziele von aller Krankheit ber Doctrinen geheilt. Gehorsam einer höhe= ren geschichtlichen Mission haben wir die engen Schranken eines unhistorischen Legitimismus durchbrochen. Seitdem gegen uns die Depossedirten wühlen und Restaurationen geplant werden, begeistern wir uns nicht mehr für fremde Prätendenten und werden an keinem europäischen Kreuzzug gegen die Freiheit anderer Nationen mehr Theil nehmen. Die Umgestaltung Deutschlands, Die Politik in welche Preußen geworfen, ist die höchste Garantie für die Unabhängigkeit aller lebensfähigen europäischen Volksindividuen, ist die befinitive Be= seitigung des alten Spstems ber Bevormundung und Intervention. Wir gön= nen jeder Nation ihre freie innere Gestaltung, wie wir sie für uns selbst for= bern und zur Geltung bringen. Da Preußen niemals wieder einer Coalition angehören kann, welche eine österreichische ober französische Armee über die Alpen ober Phrenäen schickt, so wird eine solche Execution auch niemals wieder möglich sein. "Die Ereignisse auf ber westlichen Halbinsel Europas, fagte bie Thronrede vom 4. November dieses Jahres, können uns zu keinem anderen Gefühl veraulassen, als zu dem Wunsche und Vertrauen, baß es der spanischen Nation gelingen werde, in der unabhängigen Gestaltung ihrer Berhältnisse bie Bürgschaft ihres Gebeihens und ihrer Macht zu finden."

Aus Desterreich.

Ein Blid auf Wege und Ziele bes herrn von Beuft.

Man hat wohl schwerlich je einen diplomatischen Ausspruch mit größerem Erstaunen vernommen, als seiner Zeit in Wien jenen sprichwörtlich gewordenen Rath: "ben Schwerpunkt bes Reiches nach Ofen zu verlegen." Zwar in ben größeren Kreisen war man noch so wenig geeignet die Bedeutung bieser Worte zu fassen, daß die altösterreichischen Bölker, Dank ber Wiener Journalistik, die "preußische Zumuthung" mit naiver Beiterkeit behandelten, bei eingeweihten und maßgebenben Personen dagegen war von Anfang kein Zweifel an dem ernsthaften Sinne der Sache, und man war ja an der Stelle, wo allein ein Entschluß darüber endgiltig gefaßt werden konnte, längst mit Gedanken dieser Art durch den intimen Umgang mit ungarischem Adel und durch die Beziehungen, welche seit dem Sturze Schmerling's zu Ungarn bestanden, vertraut geworden. in den österreichischen Traditionen war die Erinnerung an "das Reich" viel zu mächtig, als daß zu erwarten gewesen wäre, eine solche Wandlung werde sich friedlich vollziehen lassen. Es folgte ber Krieg und was man von Seiten ungarischer Politiker unter allen Umständen wünschen mußte, trat ein. Nachdem man unmittelbar nach dem Siege von Custozza den damals noch tagenden ungarischen Reichstag auflöste, war in Zeit von acht Tagen die Stimmung für eine Empörung reif geworben, und es war niemand, ber einen Sieg Desterreichs vom Standpunkte der ungarischen Politik im damaligen Augenblicke hatte wünschen Die furchtbaren Schicksalsschläge ber Monarchie mußten dem ungarischen Reiche noch durch einen Umstand günstige Folgen bereiten, welcher weniger bekannt zu sein pflegt: die ungarische Partei hat nämlich schon im Rriege vom Jahr 1859 mit Glud die Meinung verbreitet, daß die Eide, welche ber ungarische Soldat dem nicht gekrönten und gesalbten Könige schwört, in der Meinung des Boltes teinen Werth hatten. Man hat dieser Fabel in sehr maßgebenden Kreisen einen gewissen Glauben verschafft. Als nun der Krieg vom Jahre 1866 zeigte, daß die ungarischen Soldaten es in der That wenig Ernst mit ber Fahnentreue nahmen, so sah man barin eine wunderbare Bestätigung ber Weisheit, welche bie verschiedensten Gräfinnen an geeigneten Stellen schon fo lange Zeit verbreiteten. Nichts giebt in dem tragischen Ausgang bes Rrieges einen eigenthümlicheren Beigeschmad, als daß endlich das lange Zeit tagende Rriegsgericht in Neuftadt Einen Schuldigen fand, das war ein t. t. Lieutenant, der seine Schuldigkeit nicht gethan und erschossen wurde, aber es war natürlich kein Ungar.

Unter dieser Constellation der Gestirne trat Herr von Beust am 30. Ot= tober 1866 in das Amt, mit ihm zugleich F.=M.=Lt. von John als Kriegsmi= nister. Der ungarische Landtag wurde gleichzeitig auf den 19. November ein= berusen und es brauchte Herrn von Beust jedenfalls nicht unangenehm zu sein, baß in den alten Provinzen der provisorische Zustand des Sistirungsministeriums fortbauerte, weil er mit den Ungarn zu einem festen Abschluß gelangen wollte, auf Grund bessen nachher mit der teutschslavischen Hälfte verhandelt werben sollte. Man hat von Seiten mancher Abgeordneten später, als es sich um die Bereinbarungen mit Ungarn im österreichischen Reichsrath handelte, Herrn von Beust den Vorwurf gemacht, daß er absichtlich und mit guter Ueber= legung selbst die "Zwangslage" geschaffen habe, auf die er sich fo gerne berief, und die er vorgefunden zu haben behauptete, allein hierin that man vielleicht dem jetigen Reichskanzler einigermaßen Unrecht. Daß er gleichsam in überlegter Art die cisleithanische Bevölkerung den Ungarn gebunden ausliefern wollte, bazu ist kein Grund zur Annahme; daß er es durch seine Politik wirklich und that= fächlich dahin gebracht, das hat er unter dem euphemistischen Ausbrucke der Zwangslage selbst eingestanden. In Wahrheit aber hatten diese inneren Fragen für Herrn von Beuft, als er in Desterreich in den Dienst trat, ein secundares Interesse. Mit Ungarn konnte rascher eine Berständigung erzielt werden, schon deshalb, weil dort die Berfassung auf einer festen Grundlage beruhte, die Stim= mung eine einheitliche und ber gesetzliche Reichstag versammelt mar. In Desterreich dagegen war durch Belcredi alles in Frage gestellt, der Boden für die Berhandlung mußte erst verfassungsmäßig wieder hergestellt werden, — bieser Borgang brauchte längere Zeit und würde die gute Stimmung in Ungarn erdrückt haben. Es hieße Herrn von Beuft nicht die Anfangsgrunde der Politik zugestehn, wenn man ihm einen Borwurf baraus machen wollte, bag er so rasch wie möglich dort zugriff, wo sich die Gelegenheit bot und wo er schneller zum Biel tommen tonnte.

Die Frage mar nur, ob bas Ziel ben Preis werth mar, ben Herr v. Beuft auf diese Weise die deutschslavische Bevölkerung bezahlen ließ und noch fort= während bezahlen läßt. Denn eben über das Ziel waren freilich die Politiker nicht eins. Den Altösterreichern erschien Herr von Beust einfach als ein En= gel, der gekommen war die Monarchie zu retten, und sie dankten ihm zunächst. Die Polen dagegen hatten keineswegs einen Dank für die Rettung Desterreichs, aber sie waren Herrn von Beuft ebenfalls als Retter dankbar, sie meinten die Rettung Polens; oppositionell waren blos die Czechen und Slovenen, und mit diesen beiden hoffte man fertig zu werden. Wie die Sache im Anfange bes Jahres 1867 stand, war es durchaus noch nicht entschieden, ob eine strammere oder losere Berfassungseinheit der cisleithanischen Länder Platz greifen werde. Die angesammelte Mißstimmung ließ Herr von Beuft zunächst an dem Grafen Belcredi, den er gerade so lange hielt, in den Landtagen der einzelnen Länder Man hörte damals Reden, von denen man geglaubt hätte, sie seien nur da möglich, wo kein österreichisches Berz schlägt, wo keine Spur von einer Anhänglichkeit an den alten Kaiserstaat mehr vorhanden ist. aber etwas Herrn von Beust zur Ehre gereicht, so ist es dies, daß er seine neuen Landsleute so gut gekannt hat. Denn als in Graz Herr von Raiserfeld davon sprach, daß die Deutschen in Desterreich demnächst die Bleisohlen von

ihren Füßen abwerfen würden, die ihnen ihre Berbindung mit allerlei Slaven und Ungarn auflegen, und als man in Linz dem österreichischen Staate den Gehorsam kündigte — wenigstens mit Worten — und vom "baierisch werben" redete, da hatte Herr von Beuft nicht einen Augenblick ein Bedenken sich gerade an diejenigen zu halten, welche am meisten radotirten, fürwahr ein Beweis, daß er tiese Leute besser kannte, als sie sich selbst. In der That fehlte es einem staatsmännischen Ropse an parlamentarischem Material in Desterreich feineswegs, um eine nach außen bin einen gewissen Glanz verbreitende neue Mera zu begin-Das im Jahre 1861 geschaffene Herrenhaus bestand vorzugsweise aus einem dem Hofe vollständig und unbedingt folgenden Abel, der andere Theil waren höhere Beamte, welche zahlreiche Systeme wechseln sahen und die bei keinem starr ausgeharrt, also auch die Hoffnung gaben, sich in das ungewohnte, neue halbungarische Kleid bald zu finden. Das Abgeordnetenhaus, welches Schmerling aus den Landtagen hervorgehen ließ, hat eine politische Grundlage nie gehabt und kann sie nicht haben. Die Parteien desselben sind lediglich nationale Gegenfätze, politische Gedanken konnten sich in diesem kleinen Rreise ber Bertreter von 17 Landtagen vom ersten Augenblicke an nicht ein bestimmtes Stimmenverhältniß gewinnen, denn das lettere hing ftets ganz zufällig von der Constellation der nationalen Richtungen ab. Waren die Polen in einer Frage auf der liberalen Seite, so stimmten die Ruthenen conservativ und umgekehrt, nicht weil sie für dieses oder jenes Princip eingenommen waren ihre Parteien als Parteien gestatteten ihnen das eine wie das andere. Die steirischen und frainischen Slovenen stimmten in allen Punkten gegen bie Deutschen, obwohl es von Natur ganz liberale Leute sind. Bon Anfang an saßen ferner in diesem Parlamente alle welche anderwärts links sigen, rechts, und der Hauptheerd der reactionären Bestrebungen schiebt sich hier in ein Paar Bänken der Mitte zusammen. Wer diesen Verhandlungen von der Gallerie zusieht, hat die einzige Erscheinung vor sich, daß über jede Frage Männer aus allen Theilen des Hauses bei der Abstimmung aufstehn und sigen bleiben. Die Majoritäten waren eine rein zufällige Sache, und bei dem Umstande, daß das Haus von über 140-150 Mitgliedern niemals besucht wurde, handelte es sich bei allen größern Angelegenheiten, welche in diesen Räumen entschieden worben sind, fast immer nur um ein halbes Dupend Stimmen, welche die eingreifendsten Gesetze votirt ober die wichtigsten Veränderungen des Staatslebens herbeigeführt haben. Niemals, so lange dieser parlamentarische Körper bestand, war ein Club vorhanden, ber länger als eine Scision gedauert hatte, mit Ausnahme jener, die ausgesprochen nationaler Art waren. Im übrigen sind Fractionsbildungen gewöhnlich im Anfange ber Seffionen versucht worden, allein von den Autonomisten und Unionisten angefangen, haben alle diese Versuche ein erbarmliches Scheinleben gefristet, blos vorhanden um bestimmten hervorragenderen Namen des Hauses ein Piedestal zu gewähren. In biesem Parlamente konnte Jeder ganz bequem auf seine eigene Faust Politik machen, und fand er ein Paar gute Freunde, die für jeden einzelnen Fall nicht fehlten, so

konnte er hoffen mit Hulfe einer gewandten Rebe leicht einen parlamentarischen Sieg zu erfechten und für acht Tage lang als ber Führer ber parlamentari= schen Majorität zu gelten. Das also war die parlamentarische Versammlung, mit welcher Herr von Beuft zu rechnen hatte. Ueberlegte man, mas diese Män= ner in den Jahren ihrer freien Thätigkeit unter Herrn von Schmerling's Regiment an Gesetzen fertig gebracht haben, so konnte man fich sagen, daß ihre Begriffe von liberalen Institutionen nicht sehr hoch gingen, und daß es sich wie etwa beim Prefigesetz seiner Zeit als nicht schwer erwiesen hat, ihnen Dinge aufzureden, welche sich nachher als bie trefflichsten Bandhaben der Reaction erwiesen haben. Eines nur war nöthig, um dieses Parlament vollständig zum Werkzeug seines Willens zu machen, und bessen scheint sich herr von Beuft allerdings rechtzeitig versichert zu haben. Der Raiser durfte nicht zurückschrecken, wenn ihm aus der sogenannten parlamentarischen Majorität die Ministerliste vorgelegt wurde. War Herr von Beust so glücklich diese Schwierigkeit überwunden zu haben, so war er des cisleithanischen Desterreichs so sicher, daß er mit den Ungarn auf alle Bedingungen bin Frieden niachen konnte.

Inzwischen war in Ungarn das Ministerium Andrassy zur Regierung gelangt. Es bestand fast aus lauter Perfonlichkeiten, welche in der Umgebung bes Raisers sich des besten Ansehens und eines großen Ginflusses seit langer Zeit erfreuten, — die liberalen Magnaten, die auch im Bolke wie aller Abel in Ungarn eine ganz ungewöhnliche Popularität genießen, wurden Minister, für den Cultus mit großer Klugheit ein Mann ausgewählt, der nicht entfernt der katholischen Rirche auch nur den leisesten Anstoß zu geben vermochte, ein perfönlich sehr frommer hochkatholischer Mann, aber zugleich von literarischem Rufe und einer gewissen freisinnigen Richtung innerhalb der katholischen Kirche nicht abgeneigt. Die Einrichtung endlich, taß ein eigener Minister am köngl. Hof= lager, Graf Festetits ernannt wurde, gab der neuen ungarischen Regierung eine Festigkeit, wie nie vorher ein deutsches Ministerium sie befag. Zwischen dem im Juni gekrönten Könige von Ungarn und seinem Lande zeigte sich ein so berzliches Berständniß, wie vielleicht nur bei einem so beweglichen und von augenblicklichen Stimmungen so ergriffenen Bolte möglich sein mochte, wie bei ben Ungarn. Damals hat kein einsichtsvoller Politiker zweifeln können, daß bie Macht der Action für die Angelegenheiten des österreichischen Staats ausschließlich in ben Händen des ungarischen Ministeriums ruhe. Bedeutsam für die Entwickelung ber Dinge mar auch, bag ber Raiser ganz und gar aus eigener Initiative ben Entschluß der Krönung zum ungarischen Könige gefaßt hatte, und daß er hierin nicht einem Beschlusse des Familienrathes folgte, welcher nach den traditionellen Einrichtungen in dem faiserlichen Sause stets eine größere Bedeutung hatte als in anderen Monarchien, und der insbesondere unter den Regierungen des Kaisers Ferdinand und in den früheren Jahren des jetigen Raisers — burch die Natur der Dinge eine häufigere Wirksamkeit übte und in so wichtigen Fällen fast immer entscheidend war. Die Mitglieder des kaiserlichen Baufes verhielten sich gegenüber ber ungarischen Krönung sehr passiv und nur bie Raiserin nahm freudigen Antheil an dem großen Schritt ihres Gemahls. Wohl mag hierin ein Grund mehr für die dauernde und unzweideutige Bersständigung zwischen den Ungarn und ihrem Könige erblickt werden.

Während aber jenseits ber Leitha sich alle Berhältnisse auf bas beste consolidirten, herrschte diesseits die kläglichste Zerfahrenheit. Ueber tie Frage, ob ein außerordentlicher oder ordentlicher Reicherath zu berufen sei, mar Belcreti mit den Landtagen in Streit gekommen und hierauf von Beust im Stich gelaffen und abgedankt worten. Dann tam die Zeit, wo herr von Beuft Minister bes Aeufern, ber Polizei, bes Unterrichts, ber Justiz und bes Cultus war, und nur den Grafen Taaffe, ter früher Statthalter von Salzburg und noch früher ein Gespiele des Raisers gewesen, an der Seite hatte, und wo man tas Publicum täglich mit neuen Ministercombinationen unterhielt. Während man endlich in herrn von Dye eine neue Arbeitstraft für zwei Portefeuilles sich gewann, und dieser eifrig strebte burch allerlei Ueberraschungen in Betreff seiner liberalen Anschauungen besonders im Strafgesetz, tessen lette Retaction vom Jahre 1852 boch als sein eigenes Werk gilt, die Parteien des Abgeordnetenhauses zu befriedigen, mar die Zeit für tas große Ausgleichswerk herangekommen, zu welchem der ungarische Reichstag eine Gesandtschaft nach Wien sandte, die mit ber Deputation des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 7. August an in Unterhandlungen trat und bis zum 26. September tagte. Es ist noch nicht bie Zeit gekommen, wo die geheime Geschichte ber Ausgleichsbeputationen geschrieben merden kann; die außerordentliche Institution, welche durch Dieselben aufgeführt worden ift und welche den Antheil der beiden Reichshälften an ben Entscheidungen über bie gemeinsamen Angelegenheiten b. i. Krieg, Finanzen und auswärtige Angelegenheiten, völlig gleich fest, bie Beitrageleiftungen aber in bas Berhältniß von 3 zu 7 stellt, diese Institution, welche auch in Bezug auf die Form ihrer Beschlüsse vielleicht einzig basteht, wollen wir nicht in allen Details hier vorführen, nur bas eine noch hinzufügen, bag auf diese Weise bie Fragen ber auswärtigen Politik völlig aus bem Rahmen ter Verfassung herausgeschnitten sind und bag Ministerverantwortlichkeit in beiden Reichshälften als die trefflichste Garantie dieses Zustandes gepriesen wird, aber bie Fragen ber äußern Politik gar nicht vor das Forum der Volksvertretung gehören. Man hat eine Verfassung gemacht, welche nach innen vollkommen dualistisch, nach außen einheitlich sich barstellen soll, - diese Einheit aber wieder nur auf Grund einer militärischen Macht besitzt, welche in Bezug auf tie Bezahlung und auf tie Recrutenstellung wieder abhängig ist von den Bertretungsförpern der beiden Reichshälften, fürwahr eine außergewöhnliche Institution, von der nur zu verwundern ist, daß sie auch in solchen Kreisen Anerkennung gefunden hat, wo sonst die pedantischsten Forderungen an die constitutionelle Schablone ber Staatsverfassungen gestellt Wiederum aber muß man sagen, baß sich bie Frage vom Standpunkt eines Diplomaten, eines Staatsmannes, wie Herr von Beust ist, durchaus anbers stellt, als von dem eines cisleithanischen Bürgers. Es wäre thöricht gewesen von dem Reichstanzler zu verlangen, er solle aus Liebhaberei für irgend

ein Shstem ober eine boctrinare Auffassung bes Berfassungsstaates die bargebotene Gelegenheit ber Delegationen zurückweisen, zumal bieselben einem Staatsmanne, der im Begriff ist ein feines diplomatisches Spiel zu beginnen, als eine gar febr geeignete Form erscheinen muffen, seine Karten zu verbeden. Der richtige politische Takt ist es daher mahrlich nicht, der Herrn von Beust bei der Fiihrung dieser verwickelten Fragen mangelte. Man wird im Gegentheil teinen Augenblid die Geschicklichkeit zu verkennen vermögen, die Herr von Beuft in der raschen Ordnung des aus den Fugen gekommenen Staats an den Tag legte. So rasch war er mit diesen inneren Schwierigkeiten fertig geworben, daß er schon mit froher Zuversicht vor den Kaiser von Frankreich hintreten konnte, als die Monarchenzusammenkunft in Salzburg stattfand. Die große Frage war nur, ob Desterreich in der Lage war einen so genialen Staatsmann ichon jett zu vertragen, und ob es überhaupt fähig ist eine äußere Politik zu beginnen, die es wünschenswerth macht, nicht in der Deffentlichkeit eines Abgeordnetenhauses, sondern in der Stille der Delegationen besprochen zu werden. Wie dem aber auch sei, das Ausgleichswerk machte in Cisleithanien jedenfalls volles Glück. Vor allem waren die Polen dem Rufe des Reichskanzlers und ber ungarischen Regierung wie auf Commando gehorsam. Gine nicht offen motivirte aber besto tiefer gefühlte Sympathie bestand für Herrn von Beust auf Seite der eifrigsten Polen. Man hat behauptet, daß es gewisse Bersprechungen im Schulmesen maren, welche die Polen zu ber unbedingten hingabe an Desterreich, die sie jetzt an den Tag legten, bestimmten. Ungläubigere freilich fahen sich die Leute genauer an, diese von harten Schicksalen reich bedachten Männer einer unglücklichen Nation, die ernst, schweigend und lauernd sich allem gegenüber verhalten haben, mas seit Jahren von Desterreich tam, die ben Belagerungszustand der Schnierlingschen Aera nicht vergessen haben und wahrlich nicht an Polens Untergang zu glauben scheinen. Diese Männer also seien baburch plötzlich fanatische österreichische Patrioten geworden, weil man ihnen versprach das Realschulwesen zum Gegenstand der Landtagsautonomie zn machen? Es gehörte die Naivetät eines Wiener Liberalen dazu, um sich hierbei zu beruhi= gen; in der That aber werden es andere Bersprechungen sein, mit welchen Herr von Beuft und die Ungarn die Polen so vollständig gewonnen haben. Doch davon später. Bunächst also waren die Polen für den Ausgleich; es folgten die Steierer, die unter ber Anführung Raiserfelds gewissermaßen jett den von ihnen gestreuten Samen aufblühen sahen und nur darüber besorgt zu sein schienen, daß ihnen Herr von Beuft die Priorität des Gedankens nicht offen genug einräumen werbe. Schwerer ichon ging es mit ben öfterreichischen, böhnischen und mährischen Centralisten. Diese zu gewinnen gab es überhaupt nur zwei Möglichkeiten; die ernstere Durchführung ber constitutionellen Principien und zwar in möglichst principieller Form, und sodann die Aussicht auf die Führung ber Geschäfte. Wir sind entfernt bavon, der Partei, welche auf biefe Beise dem Ausgleich zustrebte, zuzumuthen, sie hatte sich von ehrgeizigen Motiven leiten lassen. Es ist dies gewiß nicht der Fall, aber es ist in Desterreich unter

Professoren und Abvokaten seit langer Zeit eine Art von politischer Religion vorhanden, an welche sie vielleicht mit mehr Fanatismus glauben, als die Bolen an ihre Nationalität. Diese Religion besteht für die meisten gebildeten Defterreicher noch heute in ten Lehren bes Rotted-Welder'schen Staatslegicons. Manche ber Männer, welche sich wirklich bestimmen ließen in bas Amt einzutreten, haben es nur unter ten schwersten persönlichen Kämpfen gethan. Nur die Doctrin konnte sie bazu bestimmen. Seit dem October 1867 arbeitete die constitutionelle Maschinerie mit höchstem Nachbruck, alle grundrechtlichen Bestimmungen, Die man seit Jahrzehnten als bas Evangelium constitutioneller Freiheiten anfieht, wurden in das Gerüste ber durch ben Ausgleich noch complicirter gewordenen Februarverfassung vom Jahre 1861 verwoben. Und als auf diese Beise bie Dtajorität des Abgeordnetenhauses alles und jedes erreicht hatte, was die fühnsten Hoffnungen ihres politischen Systems erfüllte, da war ce freilich als eine Bewissensfrage an die Führer tieser Majorität herangetreten, auch bie Ausführung . des von ihnen geschaffenen "Rechtsstaates" zu übernehmen. In diesem Sinne sind wir benn auch gewiß eher geneigt ein Opfer, als bie Befriedigung bes Chrgeizes in der Uebernahme der Ministerportefeuilles von Seite der Rammermitglieder zu erblicken. Allein so hoch bie perfonlichen Motive steben mogen, welche biefes aus Professoren und Advocaten zusammengesetzte Cabinet ge= leitet haben, so können uns dieselben boch nicht überheben, die Lebensfähig= keit bes in Desterreich neugeschaffenen Zustandes ganz objektiv zu betrachten. Suchen wir uns die vom Oftober bis Dezember geschaffenen Berfassungsgesetze in ben Hauptsachen zu vergegenwärtigen. Neben bem schon widerholt erwähnten Gesetze über die gemeinsamen Angelegenheiten und die Art ihrer Behandlung ist es das Gesetz über die Ausübung der Regierungs- und Bollzugsgewalt und das über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, welche den weitest gehenden und folgenreichsten aber auch folgenbedürftigsten Inhalt haben. Daß ber größte Theil der Bestimmungen derfelben so allgemein ist, wie bei Grundrechten der Fall zu sein pflegt, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Das schlimmste aber war, daß de meisten dieser Principien ben bestehenten Berhältnissen und auch bem, mas im Bewußtsein ber Menschen sich festgesetzt hat, so sehr entgegen waren, daß eine unmittelbare Folge von den Staatsjuristen bem Gesetze eigentlich nicht zugeschrieben werden konnte, sondern daß man die alte Gesetzgebung für jedes einzelne in Kraft lassen niußte, um nicht einer völligen juristischen Anarchie das Thor zu öffnen. Der wichtige §. 14 über die Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche jedermann gemährleistet ift, hat die Bewunderung der meisten Zeitungen (man kann sagen von halb Europa) hervorgebracht, schlium aber stände es, wenn man bie Ausführung biefer berühmten Gesetzesbestimmung in ben späteren confessionellen und Chegesetzen gleich bamals gekannt hatte; benn das Cherecht ist einfach auf das Jahr 1811 zurückgeschraubt worden, und bie interconfessionelle Gleichheit ist trot der Glaubens= und Gewissensfreiheit durch= aus nicht auf bem Standpunkte angelangt, daß ein katholischer Bater beispiels= weise seine Söhne dem Bekenntniß ber evangelischen Mutter folgen laffen dürfte,

gar nicht zu sprechen von ben Berhältnissen zwischen driftlichen und nichtdriftlichen Bekenntnissen. In Wahrheit also ist der berühmte Paragraph über die Glaubensfreiheit in einer Beise zur Ausführung gebracht, welche weit hinter bem zurücksicht, was in fast ganz Deutschland längst erreicht ist und worüber gar nirgends mehr eine Debatte stattfindet. Das verringert nun den relativen Werth dieser neuen Gesetze nicht im mindesten, und weit entfernt wird man sein über ben in confessionellen Dingen in Desterreich gemachten Fortschritt nicht volle Freude zu empfinden, aber es ift nur ein erheblicher Unterschied zwischen bem, was nach den Gesetzen wirklich zu Recht besteht, und was die allgemeinen Principien glauben machen können und auch unter bem Bolke allerorten mit günstiger ober ungünstiger Wirkung glauben ließen. In ber That es giebt kein schlagen= deres Beispiel von der doctrinären Nichtigkeit, welche die alte staatsrechtliche Soule mit der gesetzlichen Formulirung der "Principien" durchgehends caratteristrt. Die Folgen bieses Berfahrens fangen sich benn auch schon jetzt zum Schaten bes Ministeriums und bes ganzen Parlaments an zu zeigen und rächen sich an ihren Urhebern. Denn alle Welt hat in Desterreich gemeint, bag bas Concordat aufgehoben sei, bald aber zeigte sich dem Blödesten selbst, welche große Täuschung bas ware. Selbst Gerichtshöfe schienen von Irrthumern in Diesen Dingen befangen. Denn in Prag ist es vorgekommen, daß ber Erzbischof vor bas Gericht citirt worden, auch wirklich erschien, aber nur um bie Richter darüber aufzuklären, baß sie sich in dem kleinen Irrthum befän= ben vorauszusetzen, die durch bas Concordat den Bischöfen zweifellos zuerkannte Immunität sei etwa nicht mehr rechtens. Daß nun ein Gericht in eine Amtshandlung eintritt, um von dem Inculpaten sich Aufklärung über bestehende Gesetze geben zu lassen, ift so außerordentlich, daß man glauben möchte, ber Gerichtshof hätte an der allgemeinen Täuschung über die Aufhebung des Concordats theil genommen. Solche Dinge sind schwerlich geeignet bie Autorität ber Regierungsgewalten zu heben. Und wenn wir uns gleich hier ber gesammten Streitigkeiten erinnern, die nun seit mehr als einem halben Jahr zwischen ben Rirchen= und Staatsgewalten in Cisleithanien geführt werben, während in Ungarn ber schönste Friede zwischen Ministerium und Bischöfen besteht, so muß man ebenfalls gestehn, daß es mit den constitutionellen Rezepten allein nicht gethan ist, sondern daß man vor allem zu regieren wissen muß, wenn man die Staatsgewalt repräsentirt, und daß tenn doch das erste Princip jeder Partei ist, sich Autorität zu verschaffen. Nicht so in Desterreich. Gegen bie Opposition der Bischöfe ist das Ministerium thatsächlich ohne jede Macht. Beit zu Zeit versichern die ministeriellen Organe, daß jest bemnächst die Minister die Macht gegen die Widerspenstigen gebrauchen werden, aber was solgt, ist sehr kläglich; die objectiven Berurtheilungen, die die liberale Partei vor wenig Jahren als einen häßlichen Fleck ihres eigenen Preßgesetzes bezeichnet hat, werden jetzt gegen die bischöflichen Hirtenbriefe in Anwendung gebracht, und wegen ber Herausgabe ber Chegerichtsacten werden gegen verweigernde bischöfliche Gerichtsbehörden Geldstrafen bis zu überschwenglicher Böhe ausgesprochen,

aber biese Bugen können nicht eingetrieben werden. Aber woher sollte auch bie Macht tommen? Das Concordat steht in allen Puntten mit Ausnahme ber Che= und Schulangelegenheiten vollkommen aufrecht; ist es nun nicht gleich bamals, als man biese Gesetze gab, mit Banden zu greifen gewesen, bag man bieselben nicht gegen ben Willen des Episcopats durchzuführen vermag, vorausgesetzt daß nicht auch die Mittel gesetzlich gemacht werden, um diesen Willen zu brechen? Statt beffen hat man Befetze gegeben, welche unter allen möglichen ebelichen Gefetgebungen ber Rirche stets am verhaftesten maren, weil fie eine Bermengung des kirchlichen und staatlichen Standpunkts enthalten, welche von canonischen Gesichtspunkten aus viel schlimmer erscheint, als bie Einführung der obligatorischen Civilehe. So unfruchtbar war die österreichische Jurisprudenz, daß sie, statt mit kühner Neuerung, mit bem Gesetzbuche von 1811 einherschritt, und durch das ehrwürdige Alter bieses vergilbten Rechts die Geiftlichkeit zu überreten hoffte, gutwillig und weise zu sein! Und welcher Clerus ift es, mit bem die Regierung ihre Schwierigkeit gefunden hat! Man stellt sich vielleicht vor, es seien Leute nach der Art Droste Bischerings ober der Freiburger Hiptopfe. Weit gefehlt! wer biese Leute kennt, ber weiß, daß es die gutmuthigsten, friedliebendsten Naturen sind, wenn sie nicht gerade hochadlige Namen tragen, welche sich dann niehr durch den Adel als burch das Pallium verpflichtet fühlen. Es sind meistens Männer, welche nach franzisceischen Berkommen ihre Carriere in ben Canzleien ber Statthalterschaften gemacht haben, selbst ber Büreautratie viel näher stehen als die Bischöfe irgend wo sonst in der Welt, von idealen und schwunghaften Gesichtspunkten eigentlich wenig geplagt werden, und endlich in der Regel nicht einmal große Freunde der äußersten firchlichen Partei, wie ber Jesuiten, sontern vor allem sehr ausgesprochene Defterreicher meist mit etwas lokalpatriotischer Färbung und überaus wenig universalistischen Träumen sind. Das ift der Clerus, welcher unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, und der in dem ganzen Abgeordnetenhaus nur zwei Sprecher hat, die bort fast mehr als heitere benn als gefährliche Leute betrachtet werben. Allerdings würde man fehl gehn, wenn man aus der geringen Bertretung ber katholischen Sache im Reichsrath einen Schluß auf die allgemeine Stimmung ber Bevölkerung machen wollte, — nach ber Natur ber Sache müßte in Desterreich die katholische Fraction sicherlich im Abgeordnetenhause stärker sein als in Preußen, aber hierin liegt nun abermal ein charakteristisches Zeichen für ben Clerus in Desterreich, daß derselbe die Capacitäten für eine entsprechende Bertretung gar nicht aufzubringen im Stande ist. Und bennoch Schwierigkeiten, — von einer Größe und einem Umfang, tag heute in Desterreich es Niemand mehr für möglich hält, das "Loch" "im Concordat" zu einem ausgiebigen und anständigen Rif durch dieses verhängnisvolle Papier zu erweitern. Bezeichnend ist hierflir, daß der Versuch, welcher im Beginn der jetzigen Sitzung des Abgeordnetenhauses gemacht worden ist, die obligatorische Civilehe noch nachträglich zu beantragen, auf den entschiedensten Widerspruch des Ministeriums stieß. Und es gehört wahrhaftig nicht viel Prophetengabe bazu, um zu erkennen, daß die Minister

einem Gesetze dieser Art zum zweiten Male schwerlich die kaiserliche Sanction zu verschaffen im Stande wären.

Wenn in der confessionellen und Chegesetzgebung auf diese Beise schon so bald ein durchgreifender Widerspruch zwischen den volltönenden Grundrechten und der kleinlauten Ausführung derselben hervortrat, so ließe sich das gleiche auch von ben Bestimmungen über Die Schule zeigen, nur mit bem Unterschiede, daß bei den Gesegen über den Unterricht in der Bolfsschule der Clerus in völlig unnöthiger Beise in manchen Punkten beleidigt wurde, mahrend für die Beranbildung unabhängiger weltlicher Lehrer für die Volksschulen nicht vorgesorgt wurde, und an den Mittelschulen eine viel bringendere Magregel — nämlich die Aufhebung der Klosterschulen — in dem Schulgesetz nicht einmal in Aussicht genommen ift. Das lettere Grundübel der öfterreichischen Monarchie, welches bewirkt, daß ein großer Theil ber gebildeten Classen trot aller Staats = und Grundgesetze einen klösterlichen Unterricht erhält und alle Uebel berselben besonders den Mangel an Ernst des Wissens und Ueberzeugungstreue durch das Leben schleppt, scheint entweder den Liberalen des Abgeordnetenhauses nicht fühlbar zu sein, ober sie haben im Drange ber Geschäfte bergleichen vollkommen vergessen. Doch wir wollen uns hier nicht mit tem Schulwesen, sondern vorzugsweise mit den politischen Berhältnissen beschäftigen, und in dieser Beziehung haben wir nun noch bes gewichtigsten Irrthums zu gebenken, in welchem man bei der Abfassung der Staatsgrundgesetze, wie sich jetzt schon mit aller Deutlichkeit zeigt, befangen war.

Mit bem Gesetz vom 21. Dezember 1867 wurde bas Grundgesetz über die Reichsvertretung vom 26. Februar 1861 abgeändert. Man hätte denken sollen, daß eine Gelegenheit wie diese, die Gebrechen und die durch seche Jahre von den verschiedensten Seiten her beklagten Mängel der Februar=Berfassung abzustellen, mit beiden Banden ergriffen werden würde. Wenn man sich erinnert, wie das Ministerium Schmerling auf die Bertretungsform gerathen ist, welche man von Seiten der liberalen Partei des Reichsrathe durch feche ober fieben Jahre auf bas bitterfte angegriffen und jest wie ein Palladium ber Berfassungsmäßigkeit krampfhaft conservirt hat, so zeigt sich daß jenes Ministerium auch in einer Art Zwangslage war, welche den Gedanken eingab, die Reichs= vertretung aus den Landtagen hervorgehen zu lassen. Ohne die Majestät des Raisers im Februar 1861 schon zum Wortbruch am October 1860 zu verleiten, war nichts anderes möglich, als ein Auskunftsmittel zu ergreifen. Man stellte die Reichsidee, — den Staat auf den Unterbau des Octoberpatents b. h. auf die als autonom erklärten Landtage und escamotirte bei dieser Gelegenheit die Au-Dagegen ließ sich vom Standpunkte ber praktischen Politik gewiß nichts einwenden, aber die Berfassung frankelte, wie jedermann bekannt ift, an diesem Gegensatze zwischen Landes= und Reichsvertretung, das consequente Ausbleiben der ungarischen Landtagsboten unter Schmerling hat die böhmischen aufgemuntert bas Gleiche zu thun, und das Abgeordnetenhaus hat seine Existenz überhaupt nur daburch gefristet, daß die Beschlußfähigkeit auf ber enorm geringen Zahl von 100 Mitgliebern beruht. Daß biefes Funbamentalübel ber Berfassung bei ber Einführung bes dualistischen Staatswesens beseitigt werben konnte, darüber kann ein theoretischer Zweifel nicht bestehn. Daß der deutschredende Theil der Abgeordneten wünschte eine di= recte Bertretung des Bolkes zu gründen, ift bekannt genug; daß auch die jetigen Minister ehebem den directen Wahlen geneigt waren, wird zugegeben werden, ohne daß wir in die früheren Epochen ihrer politischen Thatigkeit aurudzugreifen genöthigt waren. Warum also vermochte die ausgleichende Gerechtigkeit bes Herrn von Beuft allen diesen Stimmen bes angeblich von ihm so gepflegten deutschen Elements nicht Rechnung zu tragen? Und warum bat man es unterlassen, tiese nothwendigste Aenderung bes Staatsgrundgesetses ein= zuführen und die Schwierigkeiten, welche die Schmerlingsche Maschine bot, mit einem einzigen Sate im §. 6 zu beseitigen? Wir benken auch bei Beantwortung tiefer Frage keineswegs tie sachlichen Motive, welche unzweifelhaft vorlagen, zu ignoriren, nur bas eine wünschen wir zu erreichen, bag man fich vollständig darüber flar werde, ob und in wie weit in dem von Ungarn getrennten Desterreich Institutionen burchsührbar sind, welche eine Dauerbarkeit hätten und versprächen. Eben teshalb ift es nöthig tie Fragen ganz bestimmt zu formuliren; sollten wir also eine Antwort barauf ertheilen, warum eine dauernde Gemähr bes Bestandes auch bie jetigen Institutionen nicht zu geben vermögen, so würden wir sagen: weil jett genau wie vor der Sistirungsperiode bie Rechte ber Länder und ihrer Landtage keine genau zu fixirenden Grenzen an bem cieleithanischen Reicherath finden, und weil bieser überhaupt nur burch den guten Willen ber einzelnen Landtage sein Dasein hat. Alle Läuber haben aber nicht den Wunsch tiese Körperschaft bestehn zu lassen und daher besitzt man in Desterreich eine Berfassung, bei welcher die Secession zur Regel wird und die vor und nach tem Jahre 1866 nicht einen Tag bestand, ohne von dem einen ober bem anderen Theile ber Bevölkerungen refüsirt zu sein. Wenn nun im Jahre 1867 dieser Zustand aufrecht erhalten wurde, so geschah bies, weil jebe andere Form der Vertretung des Reiches auf den Widerstand einer Nation gestoßen wäre, beren Bedeutung für ben Ausgleich mit Ungarn schon früher hervorgehoben worden ist, und welche ein wichtiges Glied in den Berechnungen bes herrn von Beuft bilbete. Die Polen, welche bem Ausgleich mit Ungarn am meisten geneigt waren, durften selbstverständlich nicht durch eine Berfassungsänderung zurückgestoßen werden, welche ihre gesammten Absichten zerstört hatte. Denn durch directe Wahlen in den Reichsrath würde die Majorität der aus Galizien entsendeten Deputirten den Ruthenen zugefallen sein, und kaum ber dritte Theil von den nationalen Parteigängern, welche jetzt Mitglieder des Reichsraths sind, würde sodann die Sitze des Abgeordnetenhauses einnehmen. bemnach ber beutschrebende Theil ber Reichsrathsmitglieber bas von ihnen so lange Jahre hindurch vertretene und ersehnte Princip jett burchsetzen wollen, so hätte er zu der Opposition der Tschechen die der Polen hinzugefügt, und dazu fehlte es im Abgeordnetenhause schon an sich an Muth, ganz abgesehen

bavon, daß Herr von Beuft gerade auf die Polen vor allen anderen rechnete. Fürwahr man muß über die Entsagung und Selbstaufopferung erstau= nen, welche diese deutschredenden Männer, liberaler Gesinnungen voll, bei jeder Gelegenheit und auch in diesem Falle an den Tag legten, indem sie stets nur bebacht von bem alten Staat zu retten, was immer zu retten ware, selbst auf bie besten Principien des constitutionellen Systems zu verzichten im Stande waren. Eine gewisse patriotische Größe liegt barin, und es war sehr ungerecht, wenn Berr von Beuft wiederholt mahrend der Debatten, die zur Feststellung dieser Dinge führten, sich vernehmen ließ, daß ben Desterreichern ein Pessimismus anhafte, den er schon in Sachsen bemerkt als er sich die Dinge von dort angesehen habe, und daß es Zeit ware daß die Deutschen ihr Mißtrauen fallen ließen. Alles dies Männern gegenüber, welche vor wenigen Monaten davon gesprochen hatten, wie sie Dieisohlen an den Füßen satt wären, und die sich nun mit der lächelndsten Miene zu den ungarischen auch noch die polnischen Bleischuhe anschnallen ließen und höchstens schüchtern bemerkten, daß auf diese Weise benn boch ber constitutionelle und parlamentarische Fortschritt schwach ausfallen dürfte, so sehr man auch die Stimme anstrengt und mit ten Banden agirt!

Alle biese Opfer wurden intessen im ersten Augenblide ber Freude über ein höher gehendes politisches Leben und bei der liberalen Handhabung des Preß= gesetzes, ber Bereins- und Bersammlungsfreiheiten taum bemerkt, taum geahnt. Bereins- und Bersammlungsrecht war bis dahin noch etwas vollständig unbetanntes in Desterreich, — die religiösen Fragen überwogen zudem bei ber weitaus größten Mehrheit der Menschen die politischen Probleme, welche letzteren kaum in ihrer vollen Tragweite begriffen wurden. Es war also nicht zu verwundern, daß das leichtlebige Geschlecht in eine Stimmung gerathen mar, als befände man sich auf der höchsten Stufe staatlicher Blüthe und gesellschaftlichen Der gewisse renommirende Uebermuth des richtigen Desterreichers, Glüdes. der vor dem Jahre 1866 so traurig und verhängnißvoll hervorgebrochen war, fing da und bort wieder an sein Haupt zn erheben. Wie Desterreich durch seine ungeheuer fortgeschrittenen Institutionen bemnächst der großen föderalen europäischen Entwickelung einen gewaltigen Borschub leisten müsse und dann ber alte Raiserstaat boch noch an die Spitze ber freiheitlichen Bölker treten und schließlich einen unblutigen, aber nur besto vernichtenberen Sieg über bie cafaristischen Staaten Europas davontragen werde, das waren die Gespräche, die nicht blos die Bierstuben, wie vor 1866, zu füllen begannen. Ja, hieß es, die unerschöpflichen Hulfsmittel Desterreichs und seine Capacitäten, die man nur zu finden wissen müsse! Es wäre zu Zeiten sehr bedenklich gewesen mit Glos= fen bes Zweiflers fich unter biefes politistrenbe Spiegburgerthum zu mengen.

Inzwischen traten die Folgen des Ausgleichs dem Publicum näher. Der Staatsbankerott hatte zwar eine sehr milde Form angenommen, indem er sich auf die Besitzer der Staatspapiere beschränkte und den bescheidenen Titel einer 20procentigen Couponsteuer erhielt, aber desto empfindlicher wurde die Erhöhung fast aller Steuern namentlich auch der Einkommensteuer auf das Doppelte des

früheren Betrags vermerkt. Man fing spät an zu fühlen, daß Cisleithanien seine 70 Procent zahlt und Ungarn 30 zu ben sogenannten gemeinsamen Lasten, b. i. vor allem für tas Heer. Während tes Sommers schien benn doch immer niehr hervorzutreten, bag herr von Beuft und Graf Andrassy ihre Uebereintunfte mit einander treffen, ohne daß die "Burgerminister" Cieleithaniens irgend eine Ahnung haben was eigentlich vorgeht. Der Monarch, der selten in Wien verweilte, mar nur für das ungarische Ministerium und herrn von Beuft ju sprechen, die Bürgerminister hatten notorisch monatelang bas Untlit ihres Herrn nicht gesehen. Nur ber Ministerpräsident Fürst Carlos Auersperg bielt noch die Fühlung mit ben regierenden Persönlichkeiten einigermaßen aufrecht. Ihn zu beseitigen war baber eine Nothwendigkeit für Herrn von Beuft, wenn er nicht in seinen Berechnungen fortwährend beaufsichtigt und gestört sein wollte. Zuerst wurde baher im Juni ein biplomatisches Fechterstück gegen Auersperg ausgeführt, welches dieser noch parirte, indem die von Beuft angezettelte Berständigung mit ten Tschechen burch Ungeschicklichkeit verrathen und von Carlos Auersperg mannhaft und rechtzeitig vereitelt worden war. Gleich barauf gab bann die Einberufung ber Landtage neuen Stoff der Intrigue. die in ihren hoffnungen getäuschten Tschechen bis zu revolutionaren Bewegungen fortschritten und bie Unwendung eines Ausnahmegesetzes, welches in der Gile unter Borbehalt der Genehmigung bes Reichsraths octropirt werden mußte, herausbeschworen, bereiteten sich die Polen vor, den Raiser bei dem Landtag in Lemberg zu empfangen. Die übrigen Landtage durften unterdessen die subtilsten Untersuchungen zwischen ber Stellung der Landschullehrer und Bfarrer anstellen, aber bie Politik wurde in Lemberg und Pesth gemacht. cisleithanische Ministerium erfuhr erst von der Absicht des Raisers nach Lemberg zu gehn, als gar keine Möglichkeit mehr war, sich bagegen zu setzen. Fürst Carlos bankte ab, allein seine Cabinetscollegen fanden es gerathen in ihren Sigen ju verbleiben, um den Regenerationsprozeg von Desterreich, an ten sie burchaus ehrlich noch immer glauben, bennoch burchzusühren. Um so überraschender war es nun freilich, als plötzlich ber Borfatz ber Raiserreise nach Lemberg aufgegeben und fast gleichzeitig mit dem Fürsten Auersperg auch Graf Goluchowski entlassen wurde, ber bis babin ber Statthalter von Galizien war und als die polnisch gesinnteste Persönlichkeit im Kreise ber einflugreichen Beamten bes Staates galt. Es ist sicher, daß Kaiser Alexander von Rufland bei Gelegenheit ber Begriffung von Seite Desterreichs durch ben Fürsten Thurn-Taxis in Warschau Aengerungen über die Stellung des österreichischen Hofes zu der polnischen Frage gethan hat, die ben ganzen Ernst dieser Ereignisse nicht zwei-Denn so fehr auch bie Organe Beuft's bemüht waren vor ber felhaft lassen. Welt diese Affaire zu vertuschen, so hat doch niemand die Mittheilung zu dementiren vermocht, daß Flirst Thurn-Taxis in einer Soiree ber Gräfin Potoca zu Lemberg die gemachten Aeußerungen des Czaren wieder erzählt habe. So bestimmten Angaben gegenüber erhalten aber alle die auffallenden Beziehungen, in welchen wir die österreichische Politik zu den Polen vom ersten Augenblice

bes Amtsantritts bes Herrn von Beust sinden, ihre einfache Lösung; wir ersinnern uns nun, wie bei der Reise des Raisers Franz Joseph nach Paris im Oktober 1867 neben Beust und Andrassy verschiedene polnische Große, wie der Fürst Sapieha, sich im Gefolge befanden; wir können nun nicht unerklärlich sinden die wiederholten Besuche des Pariser Czartoryski in Pesth und dessen Conferenzen mit Andrassy und Beust; — wir begreisen darnach auch, warum das ungarische Ministerium so große Eile hatte, das neue Wehrgesetz votiren zu lassen, durch welches die Armee gestärkt werden sollte, und man kann denn auch nicht mehr erstaunt sein, wenn die Polen in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, leidenschaftlich für die Annahme des Wehrgesetzes in dem cisleisthanischen Abgeordnetenhause eingetreten sind.

In der That hier liegt der Zusammenhang der Dinge mit seltener Offenheit vor. Die in Ungarn regierende Partei, auf welche Herr von Beust sein Spstem gebaut hat, ist ben Polen in irgend einer Beise durch Bersprechungen verpflichtet, - es werden dieselben sein, die bei ber Ausgleichsfrage eine Rolle spielten. Aber eben in der gegenwärtigen Wehrgesetzirage culminirt auch bas Berhältniß zwischen Ungarn und Cisleithanien. Die bieffeitigen Minister haben die Annahme des von den Ungarn begehrten Gesetzes zur Cabinetsfrage gemacht. Indem sie zu dem Ausgleich den Staatsbankerott hinzugefügt haben, glauben fie im Dienste ihrer Ibeen nunmehr auch ein Wehrgesetz burchzuführen, welches Desterreich vor den feindlichen Nachbarschaften sichert. Das glauben wir nun Männern, wie Berger und Gistra auf ihr Wort, baß sie ben Frieden für Desterreich wünschen. Wenn aber Herr von Beust auch neuerdings versichert, daß ein Hintergedanke gegen Preußen nicht die Rüstungen des Hee= res veranlasse, so hat er sich darüber freilich niemals ausgesprochen, ob er eine österreichische Secundogenitur in Polen ober andere politische Phantasien als eine für Preußen wünschenswerthe und erträgliche Politik ansehe, ober nicht. Selbstverständlich denken wir nicht daran den Conjecturen, wie sie sich hier aufdrängen, irgend einen Anspruch auf Sicherheit zu geben, aber benkbar ist es ja doch wohl, daß ein Politiker, der im Jahre 1866 so sicher rechnete daß die Desterreicher über Dresben nach Berlin ruden werden, jest sich ber Hoffnung hingeben mag, mit dem Aufhissen der nationalen polnischen Flagge, für welche ja auch Frankreich, eventuell Italien und was sonst noch sich zu interessiren vermag, in die Schranken zu treten, die jetige Gestaltung der Dinge aus ben Angeln zu heben. Die ungarische Regierung indeß, wie sich auch die allgemeine Lage entwideln mag, kann von sich behaupten, daß von den drei ausgleichenden Faktoren der cis= und transleithanischen und der Reichsminister der Vortheil zunächst und für's erste sich gang auf ihre Seite gewendet habe, und daß sie, so flug auch die Schachzüge von allen Seiten gemacht worden sein mögen, doch einen wirklichen unzweifelhaften und großen Erfolg nur für ihr Land aufzu= weisen habe, benn ber "Schwerpunkt ruht in Ofen," — baran kann heute niemand zweifeln! alle anderen Projekte, wie immer sie Herr von Beuft auch er= sonnen haben mag, ruhen vorläufig im ungewissen Dunkel ber Zukunft, und bies

um so mehr, als die Partei auf welche er sich in Ungarn selbst stützt und die allein ihn hält, dort täglich an Boden verliert, und bei den nächst bevorstehens den Wahlen die Linke des ungarischen Reichstags, wie man von allen Seiten versichert, die größten Aussichten hat eine bedeutende Majorität zu erlangen. Ob auch dann der cisleithanische Reichstag sich in's Schlepptau nehmen läßt, — ob ein neues Verfassungsbild aufgestellt wird, muß bald, sehr bald klar werden.

Schleswig=Holstein landschaftlich und volkswirth= schaftlich.

Mit den Herzogthümern Schleswig-Holstein hat Preußen ein Land gewonnen, welches erheblich größer als das Königreich Sachsen ist und seiner Bevölkerungszahl nach zwischen Baden und Hessen steht. Das Land hat sehr fruchtbare Striche, viel Küste und vortreffliche Häfen. Die Bevölkerung ist von tüchtiger Art, durchschnittlich wohlhabend, mit Ausnahme von etwa 130,000 plattdänisch redenden Nordschleswigern deutschen Stammes und fast ausnahmlos protestantischen Glaubens.

Obwohl die neue Provinz zu den nördlichsten Theilen Preußens gehört, ist das Klima derselben in Folge ihrer Lage zwischen zwei Meeren weuiger rauh als in südlicher gelegenen Strichen der Monarchie, indem die größte Kälte seit langer Zeit 21½ Grad nicht überstieg und die durchschnittliche Winterkälte seit 65 Jahren 1 Grad betrug.

Schleswig-Holstein, die kleinere, aber bevölkertere Hälfte der eimbrischen Halbinsel, gehört der großen nordeuropäischen Tiesebene an, die ursprünglich vom Meere bedeckt war. Bulkanische Kräfte hoben es über den Wasserspiegel, und die Fluthen im Osten und Westen gaben ihm allmählig seine heutige Gestalt. Die Basis des Bodens ist eine feste Gebirgsbildung, die mit der skandinavischen zusammenhängt. Darauf liegt eine Kreideschicht, und auf dieser wieder hat sich eine gelbe, eisenhaltige Sandsteinmasse abgelagert, die mit Glimmer- und Braunstohlenblättchen, seltner mit eigentlichen Braunkohlenschichten vermischt ist. Die oberste Lage ist im Osten Geschiebethon, in der Mitte Geschiebe- und Haidesand, im Westen meist wieder Thon.

Das meerentstiegene Land ist durch Einwirkung der See vielfach umgestaltet worden. Zunächst durch eine baltische Fluth, die auf der Ostseite tiese Buchten einschnitt, der Oberstäche eine wellenförmige Gestalt gab und aus dem Geschiebesthon derselben das gröbere Material, den Geschiebesand, nach der Mitte des Landes hinaufspülte. Nach dieser Fluth scheinen auf letzterer Sentungen stattsgefunden zu haben, welche die hier besindlichen Wälder begruben und sich allemählig in Torsmoore verwandelten. Dann kam, vermuthlich mehrere Jahrhuns

berte vor unserer Zeitrechnung, die sogenannte eimbrische Fluth, welche die alte Rüfte im Westen zerspreugte und dem Nordsegestate Nordholsteins und Schleswigs sowie der Elbhucht die Grundzüge ihrer heutigen Gestalt gab. Schließlich sette sich an dieser Westseite die Marsch an, zu deren Bildung das durch jene und einige spätere Fluthen zerstörte und in schlanmige Untiefen, "Watten," verwantelte Land den Thon lieferte. Außerdem wirkte bedeutend auf die Beschaffenheit des Landes, namentlich der Mitte, die übertrieben farte Entwaldung ein, welche die letten fünf Jahrhunderte mit sich brachten. Der Waldbestand Schleswig-Holsteins nimmt jett nicht mehr als etwa 4 Procent von bessen Grundfläche ein. Früher aber waren fast bie ganze Landesmitte und alles bitgelige Terrain im Westen nit bichten Waldungen, hauptsächlich von Eichen, bededt. So die blankeneser Berge, die ditmarscher Geest, das Amt Rendsburg, die Gegenden zwischen Apenrade und Tondern. Die segeberger Baibe hieß im vierzehnten Jahrhundert der Urwohld, von Lütjenburg bis Schleswig erstreckte sich einst die ungeheure Waldung Isarnho, bas ganze Amt Steinbed burchzog der Asbrok, ein Eichen= und Buchenforst. Die rasche Zerstörung bieser Balder legte die Landesmitte dem Westwinde blos, die entwaldeten Streden waren zu bedeutend, um alle angebaut zu werden, und so beteckten sie sich theils mit Flugsand, theils mit Haibekraut. Nur langfam vermag bie Cultur unserer Tage die üblen Folgen bieser Borgange einigermaßen wieder auszugleichen.

Nach dem Gesagten zerfällt die Provinz Schleswig-Holstein landschaftlich in drei von Süden nach Norden hinauflaufende Streifen, die eben so viele schroffe Gegensätze darftellen:

- 1. Die hügelige, von tiefen Buchten in eine Anzahl Halbinseln zerschnittene, von Höhenrücken in verschiedener Richtung durchzogene Ostseeküste, die in ihrem Geschiedethon fruchtbares Acker= und Weideland bietet, zum Theil mit Laubholz, vorzüglich mit Buchen, bewaldet ist und bis Hadersleben hinauf, na= mentlich aber im südlichen Holstein zahlreiche kleine Laudseen zeigt.
- 2. Die hohe Geest, deren Boden im Osten und Westen, sowie hin und wieder auch in der Mitte aus immerhin noch fruchtbarem Geschiebesand, noch mehr aber aus Haitesand besteht, welcher vorzüglich da, wo er mit der Fuchsoder Ahlerde, einem rothbraunen eisenhaltigen Sandstein, gemischt ist, keine ans
 dere Begetation als die des Haidekrauts duldet. Der Boden tritt hier in der Regel als ein breites Hochplateau auf, doch durchschneiden ihn auch, besonders
 in Holstein, einige scharf markirte Höhenzüge. Die Cultur hat hier an verschiedenen Stellen Nadelholzwälder entstehen lassen, doch überwiegen Haide und
 Moor noch auf weite Strecken hin.
- 3. Die Marschen an der Unterelbe und der Nordsee, ein schmaler Saum angeschwenimten, von hohen Deichen eingefaßten, sonst durchweg ebenen Landes, welches völlig waldlos, ja im Norden fast ohne Baumwuchs ist.

Eigentliche Berge giebt es weder in Holstein noch in Schleswig. Der höchste Punkt bort, der zwischen Neustadt und Lützenburg gelegene Bungsberg, erhebt sich nur 554 Fuß über den Meeresspiegel, und die höchste Spite Schleswigs, die Stamlingsbank bei Habersleben, erreicht gar nur die Pohe von 363 Fuß. Flüsse von irgendwelcher Bedeutung hat Schleswig keine aufzuweisen, und die in Holstein haben außer der Elbe nur kurzen Lauf.

Betrachten wir die drei Streifen des Landes näher, so ist fast der ganze, ziemlich vierzig Meilen lange Rustenstrich von der neustädter Bucht bis Christiansfeld hinauf bald in größerer, bald in geringerer Breite ein einziger großer Naturpark. Wenige Strecken ausgenommen, wo die Haibe sich in das Bild hineindrängt, ift das Land mit einem Net lebendiger Heden überzogen, welche Die Wege überschatten und in Angeln bisweilen förmliche Laubengänge bilben. Bisweilen bestehen diese grünen Mauern, hinter denen Saatfelder reifen ober Beerden rother Milchkühe grasen, aus Ziersträuchern, gewöhnlich aber aus Weiben, Erlen, Saseln und Eschen. Mit allerhand Ranken burchwachsen, verbergen und öffnen sie immer auf's Neue bie vor bem Wanderer gelegene Gegend, und nur die Kirchthürme und die hohen, meist bunt angestrichenen holländischen Windmühlen zeigen ihm die Nähe von Dörfern an. Mitunter hebt sich ber Boden, und wir bliden in einen Reffel hinab, in tem ein stiller blauer See im Rahmen von Wiefe ober Wald glänzt, oder der Weg führt an einem stattlichen Herrenhause oder einer großen Baffermühle vorüber. Prächtig erheben sich bier und bort Buchen= holzungen mit stolzen schlanken Stämmen und dunkelbelaubten Wipfeln. Höchst wechselvoll ist die Formation der Hügelgruppen, die bald aus sanften Lehnen, bald aus steileren Regeln bestehen. Während sie hier mit verschiedenfarbigen Saatfelbern, gelbem Raps und grünem Korn gestreift sind, schwellen sie andermärts als waldgefrönte Halbkugeln aus lichtgrüner Grasfläche empor, um weiterhin als rasenbekleidete sonnenhelle Ruppen aus einem Kranze bunklen Baum= schlage emporzusteigen. Besondere schön sind Wagrien mit seinen vielen Bügelketten, seinen Seen und seinen Abelsschlössern, Angeln und bas Sundewitt mit seinen herrlichen Buchengehölzen und seinen reichen Dörfern, endlich das entzückend liebliche Ibull von Hügeln, Thälern, Kesseln, welches bie kleine Halbinsel Loit zwischen ber Apenrader und ber Gjennerbucht barbietet.

Nur an wenigen Punkten gelangt man zu Fernsichten, aber gerade bie Beschränktheit des Horizonts ist es, was diesen Gegenden einen so idhlischen Charakter verleiht, und gerade in der Einengung des Blicks durch immer wieder vortretende Hügel oder Heckenwände liegt die Ursache mannichsacher lleber-raschungen. Plötlich thut sich die Hecke, das Gehölz oder das Thal auf, und eine jener herrlichen Buchten, welche der Stolz Schleswig-Holsteins sind, oder die Fläche des offnen Weeres wird sichtbar. Am gelben Gestade plätschern die Wellen. Weiße Segel gleiten über die lichtblaue Fluth in der Ferne. Eine langgestreckte Stadt zieht sich mit rothen Ziegeldächern um das innere Ende der Föhrde herum. Vor ihr spielt der Wind mit Flaggen und Wimpeln, über ihr rauchen Fabrikschornsteine, neben ihr drehen sich Mühlenslügel. Am Hasen und auf dem Markte herrscht reges Leben.

Steigen wir von Osten nach der Landesmitte empor, so hören die Hügel, welche die baltische Fluth geformt hat, und welche oft so dicht aneinander stehen

wie die Beeren einer Traube, allmählig auf. Die Heden werden niedriger, die Saaten dürftiger, die Dörfer seltner und ärmlicher. An die Stelle bes Wechsels tritt Einsörmigkeit. Die Wege führen durch Sand, zur Seite erscheint erst in einzelnen Büscheln, dann in immer größeren Breiten Haidelraut. Die Buche macht der Rieser Raum, und weiter westlich begegnet das Auge nur noch niedrigem Gestrüpp von Sichen und Virken, einer Erinnerung an die alten Wälder dieser Gegenden. Nur selten noch tressen wir beim Weiterschreiten eine weidende Heerde au, statt bläulichen Weizen oder gelben Raps nur bleichgrünen Buchweizen oder dunn stehenden Roggen. Immer seltner werden die Dörfer, immer häussiger unterbrechen weite Strecken mit rostbraunem Haidelraut, graugrünem Sandhaser oder schwarzem Moor die bestellten Felder.

Buletzt blickt ber Wanderer in eine einsame, einfarbige Fläche hinaus, die das leibhafte Vild ber Dürre und Armuth ist. Meilenweit kein Dorf, kein Schatten, kein fließendes Wasser. Visweilen ein ärmliches mit Haidplaggen gedecktes Haus, neben dem eine magere Ruh oder ein paar Schafe weiden, oder eine Hütte für die Torfgräber, die auf dem benachbarten Moor ihre Torfziegel machen und in schwarzen Phramiden zum Trocknen ausstellen. Bei Wind Wolken röthlichen Flugsandes. Nur bisweilen der schrille Schrei eines Raubvogels droben oder der klagende Ruf eines Moorhuhns in den Sumpflachen seitwärts vom Wege. Sonst überall und allenthalben tiefste Stille.

Mit beschleunigtem Schritt eilt der Reisende den künftlichen Dasen zu, die in diesen traurigen Wüsten liegen und die jest weit häufiger sind, wie ehedem, wo man die Verbesserung des Bodens durch Mergeln und Anpflanzen von Nadelholz nicht kannte, oder den natürlichen Unterbrechungen, die sich in den Thälern des Landrückens sinden. Wo ein lebendiges Wasser durch die Haide rinnt, ändert dieselbe sogleich ihren Charakter. Ellernbrüche und breitblätterige Pflanzen, Schilfdickichte und settes Gras süllen die Stellen zu beiden Seiten berselben. Wiesen treten auf, und beackerte Felder umgeben wohlhäbige Bauershöse. Wo aber mehrere kleine Bäche zusammentressend einen Fluß gebildet haben, da stehen geschlossene Dörfer mit schönen Kirchen, behaglichen Wirthshäusern, wohlverschenen Kramläden. Eine Schmiede schlägt Funken, lustig klappert eine Mühle, und selbst Gärten mit Obst und Gemüse sehlen nicht.

Die nächste Bodenerhebung führt uns wieder auf die Haide, die nächste Senkung wieder in aumuthigere Striche. Zulest zeigt die Luftspiegelung, die am Horizont dieser Hochebenen fleißig ihre Bilder webt, Schiffe und Inseln in ihrem Gewebe, und bald nachher läßt uns unter ihr die Wirklichkeit in der Ferne die schiefergrauen Wellen der Nordsee erblicken. Zwischen dieser aber und dem Westrande der hohen Geest zieht sich der dritte der drei von Süden nach Norden lausenden Landstreisen Schleswig-Holsteins, die Marsch, hin.

Geht der Charafter der Ostseeküste nur ganz allmählig in den der hohen Geest über, so fällt der Unterschied hier, an der Grenze zwischen Geest und Marsch, allenthalben plötzlich in's Auge. War der Osten schön und wechselvoll, die Landesmitte vorwiegend dürftig und eintönig, so ist das Hauptcharafter=

merkmal der Marsch ihre außerordentliche Ergiebigkeit. Von Schönheit und Abwechselung ist nicht die Rede, aber ber Sand hat der fettesten Thonerde Plat gemacht, und jedes Flecken ift in Cultur genommen. Weizen wie Schilf, Gerste so stark wie Weizen, Gras so uppig wie Gerste, dazwischen Felder mit Pferdebohnen und gelbem Raps, baneben Weidegründe, auf benen zahllose seiste Rinder sich für den englischen und hamburger Markt mästen, das ist die über= all sich gleich bleibende Physiognomie der Marsch, die sich von der Nordgrenze in einer Breite von einer bis drei Meilen und nur bei Husum und St. Peter im Eiderstädtischen durch Sanddünen unterbrochen, längs des Meeres und der in dasselbe mündenden Flusse bis nach Wedel bei Pinneberg hinzieht. ber See zu bilden die gewaltigen Bollwerke der Haffdeiche ihre Grenzen. Zahl= lose andere Dämme, die einst dieselbe Bestimmung hatten, jest aber, wo das Land seewärts über sie hinausgewachsen ift, nur noch als Stragen dienen, burch= schneiben sie nach allen Richtungen und theilen so die unter ihnen sich hindehnende Fläche in einzelne Gemarkungen ober Röge. Am östlichen Saume ber Marsch liegen geschloffene, mitunter sehr große Dörfer und Fleden, sowie einige Städtchen, in der Marsch selbst dagegen giebt es lediglich zerstreute Bofe, die sich auf fünstlichen Bügeln erheben, gewöhnlich mit Gräben umringt sind und oft sehr ansehnliche Rirchspiele bilben.

Die Marschen zerfallen in drei Aubriken. Bon der Nordgrenze an bis Hoper sind sie uneingedeicht und bloße Biehweiden. Weiter südlich, bis an die Sider und bis nach Norderditmarschen hinein, herrscht Ackerbau und Biehzucht, doch so, daß letztere überwiegt. In den Flußmarschen des Südens endlich, unter denen beiläufig die Wilstermarsch am wenigsten guten Boden hat, wird vorwiegend Ackerbau getrieben.

Das Bolk Schleswig-Holsteins ist in Wagrien slavischer Abkunft, hat aber seine alte Sprache und Sitte schon seit Jahrhunderten aufgegeben und ist von seinen Nachbarn im übrigen Holstein nur in sofern unterschieden, als der Bauer hier mit seltenen Ausnahmen nur Zeitpächter des Großgrundbesitzers, nicht Eigenthümer des von ihm cultivirten Bodens ist. Mit den Wagriern wahrscheinlich verwandt, aber durchgehends auf eigenem Grund und Boden sitzend, ist das kleine Bölkchen der Propsteier, welches im Osten der Rieler Bucht etwa 20 Dörser bewohnt und sich in der Tracht seiner Frauen noch einen Rest alter Moden bewahrt hat. Alle übrigen Holsten und Südschleswiger gehören dem großen Stamme der Niedersachsen an, der sich in den holsteinischen Marsschen vermuthlich mit Friesen gemischt hat.

Die Sachsen reichen im Osten bks hinauf an die Schlei, in der Landes= mitte dis über das Dannewerk hinaus, im Westen dis zur Untereider, und lez ben theilweise in ähnlichen Berhältnissen wie die Wagrier. Die Marschleute sind durchgehends freie Bauern auf eigener Huse, und dasselbe gilt von den Bewohnern der Landesmitte. Dort wurde das Vordringen der Ritterschaft vom Bolke mit starker Hand abgewehrt, hier in der ärmeren Gegend lohnte das Unterjochen der Landbevölkerung dem Adel nicht. Dagegen erwarb und

bewahrte sich ber letztere außerhalb Wagriens an ber Ostküste namentlich in Dänisch=Wohld und Schwansen reichen Besitz, und so finden sich auch hier viele Zeitpächter.

Jenseits der Schlei wohnen in Angeln Südjüten, die aber mit Ausnahme weniger Dörfer bei Glücksburg mit Einwanderern sächsischen Blutes gemischt und selbst in Sprache und Sitte germanisirt sind. Dasselbe gilt von der Lansdesmitte bis in die Gegend zwischen Flensburg und Tondern, nur daß hier neben dem Plattdeutschen von der großen Mehrzahl auch der südjütische Diaslett gesprochen wird, den man als Rabendänisch bezeichnet hat. Gehen wir von hier westlich, so ist Siderstedt von Friesen bewohnt, die sich indessen des Plattzeutschen bedienen. Bon Husun die Tondern herrscht der friesische Stamm und dessen. Bon Husun bis Tondern herrscht der friesische Stamm Udrsch und auf den benachbarten Inseln, doch bedient man sich hier wie in Angeln in Kirche und Schule der deutschen Schriftsprache.

Die Friesen sind ein Rest des großen Küsten= und Infelvolkes beutschen Stammes, welches in ber Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, vermuthlich ben ganzen Nordseestrand von der Gegend des Zupdersees bis zur jutischen Grenze nebst allen ihm vorliegenden Gilanden inne hatte, später aber auf weite Streden hin niederdeutschen Stämmen, hin und wieder im Norden auch Jüten Platz machen mußte. Ift das Friesische in Hannover und in Giberstedt schon langst bem Plattbeutschen gewichen, so beobachten wir auf ber Geest östlich von ber friesischen Marsch die auffällige Erscheinung, daß eine Anzahl von Dörfern in den Rirchspielen Aventoft, Kligbull, Tod, Joldelund, Biel, Olderup und Schwesing, die sich noch in tiesem Jahrhundert jenes Idioms bedienten, jetzt platt= banisch sprechen, während sonft allenthalben an ben Grenzen das Danische bem Deutschen Raum gegeben hat. Gegenwärtig ist bas Friesische nur noch für etwa 30,000 Menschen die Haus- und Bolkssprache, und es zerfällt in verschiedenen Mundarten, die so stark von einander abweichen, daß z. B. die Fastewallinger, b. h. die Festlandsfriesen, ihre Stammgenossen auf den Inseln nur verstehen, wenn sie hoch = oder plattdeutsch reden.

Nördlich von den Kirchspielen Kodenäs, Neukirchen, Aventoft, Uberg, Süderlyzum, Ladelund, Medelby und Bau überwiegt das platte Dänisch vollsständig im gewöhnlichen Verkehr, Schristbänisch ist die Kirchens und Schulsprache, die Einwohner sind hier auch in Betreff ihres Idioms reine Südjüten geblieben, während weiter südlich in der Landesmitte die Bolkssprache gemischt ist, so daß jedermann plattbeutsch und zugleich plattdänisch versteht, und noch weiter südslich auf der Landesmitte und, wie bemerkt, sast in ganz Angeln nur noch plattbeutsch gesprochen wird, obwehl das Bolt bis zur Schlei und die nahr an das Dannewerk hin in seiner Pauptmasse ebensalls jütischen Blutes ist.

Wenn deutsche Schriftsteller behauptet haben, tie Sprache der Nordschlesswiger sei kein Dänisch, sie habe "nur eine dänische Färbung," so gehen sie offenbar viel zu weit. Es ist wahr, ein Kopenhagner wird Mühe haben, einen Bauer aus dem Sundewitt oder aus dem Amte Hadersleben, der ihm in seinem Dialekt antwortet, zu verstehen, aber einem Berliner wird es mit einem Ditmarscher nicht anders ergehen.

Das Rabenbänisch ber Nordschleswiger würde sich von der dänischen Schrift= sprace kaum mehr wie das Plattbeutsche vom Hochbeutschen unterscheiden, wenn es nicht einige wichtigere Differenzen zwischen jenen beiden Idiomen gabe. Wäh= rend die Inselbänen und die Nordjüten wie alle Standinavier den bestimmten Artikel dem Substantiv anhängen, falls dieses kein Abjectiv bei sich hat, stellt ber Nordschleswiger ben Artikel nach beutscher Weise voran. Während ferner jene, ebenfalls gleich ten übrigen Stantinaviern, bas Passivum ohne Bulfezeitwort durch besondere Flexion bilden, wird es im Nordschleswigschen wie in ber beutschen Sprache gehalten, also ein Auxiliarverbum gebraucht. In beiden Beziehungen gleicht ber Nordschleswiger bem Bewohner bes süblichen Jütland. Bis an die Seen von Standerborg und bis an ten Himmelberg ist die teutsche Stellung bes Artikels und bie beutsche Bildung tes Passivums allgemein verbreitet. Diese Eigenthümlichkeiten folgen barauf bem Laufe ber Gubenaa bis an beren Biegung nach Often, wenben sich bann gegen Besten und geben östlich um Biborg herum gegen ben Limfjord hinauf. Ein Unterschied zwischen bem nordschleswigschen und dem südjütischen Dialekt herrscht nur in sofern, als in ersterem in plattbeuticher, in letterem in ber sehr abweichenden dänischen Beise gezählt wird, als der Nordschleswiger überhaupt eine Anzahl plattdeutscher Wörter in seinen Bocabelvorrath aufgenommen hat und als er tie Bocale und manche Consonanten etwas anders ausspricht als ber Nachbar in Südjütland. Dagegen hat ber Nordschleswiger mit ben Südjüten wieder eine nicht geringe Bahl von Ausbrücken gemein, bie weber ber Inselbane noch ber Deutsche kennt. Diese Worte und die soeben erwähnte Uebereinstimmung tes nordschleswigschen und jutischen Idioms in Betreff des Artikels und des Passidums lassen allein schon vermuthen, daß die Nordschleswiger gleichen Stammes wie bie Südjüten, und daß beide ein von ten Inseldanen verschiedener Stamm sind. Sie sind keine reinen Danen, noch weniger aber Deutsche, sondern sprachlich der Uebergang, das Berbindungsglied zwischen dem ftanbinavischen und tem beutschen Zweige ber germanischen Bölkerfamilie.

Ein anderer Beweis, daß das nordschleswigsche Landvolk den Jüten sehr nahe steht und auch den Inseldäuen in mancher Hinsicht verwandter ist als den Deutschen, liegt in der Färbung seiner Sagen und seines Aberglaubens, und wie eine gewisse Sagengemeinschaft, so läßt sich auch eine Sprichwörtergemeinschaft zwischen Nordschleswig und Dänemark nachweisen. Unzweiselhaft dänisch ist sodann die Bauart der nordschleswigschen Gehöfte. Dieselben sind durchweg verschieden von dem Hause des Niedersachsen, während das Haus des Anglers ein Mittelding zwischen diesem und dem des Südjüten ist.

Das niedersächsische Haus ist ein längliches Viered von Balten und Ziegeln, welches unter seinem Strohdach Menschen, Vieh und Getreidevorräthe zugleich beherbergt. Es kehrt nicht eine der langen, sondern immer eine der schmalen ober Giebelseiten der Straße zu, und hier hat es eine Einfahrt, aber keine Durch-

fahrt. Bon der Einfahrt aus geht durch die Mitte die Tenne, an deren Ende sich der Heerd besindet, neben der rechts und links das Bieh mit den Köpsen nach innen gekehrt seinen Stand hat, und über der auf Stangen die letzte Ernte lagert. Zu beiden Seiten des Heerdes, der Einfahrt gegenüber, öffnen sich Thüren, von denen die eine in die Alltagsstube (Dörns), die andere in das Staatszimmer (Pesel) sührt. Die Außenwände, namentlich die Balten, die Einfahrtsthür und die Fensterrahmen sind mit schreienden Farben bemalt. Besonders charakteristisch ist endlich, daß das alte sächsische Hans keinen Schornstein hat, der Rauch sich also seinen Weg durch die Einfahrt und das Dach suchen muß, und daß es an den beiden Enden des Firsts eine hölzerne Berzierung trägt, welche zwei Pserdelöpse vorstellt.

In jeder Beziehung anders ist das Gehöft des Nordschleswigers. Es ist zunächst nicht ein einzelnes Haus, sondern ein wirkliches Gehöft, bestehend aus vier langen Gebäuden, die an den Enden zusammen treffen oder sich wenigstens nahe treten und so einen vieredigen Hof bilden. Eins derselben dient als Wohn-haus, in den andern befindet sich das Bieh, das Getreide u. s. w. Das Wohn-haus hat einen Schornstein und niemals Pferdetöpfe, seine Fenster gehen auf den Hos, auf dem sich der Düngerhausen befindet. Im Stall stehen die Thiere mit den Köpfen nach der Wand gekehrt. Die Gehöfte sind ohne irgend welchen Farbenschnuck, deshalb von düsterem Aussehen, wenn sie alt sind, aber gewöhn-lich sehr massiv gebaut.

Und wie in der Bauart der Gehöfte so spricht sich auch in manchen Sitten die nahe Verwandtschaft des Nordschleswigers mit dem Südjüten und die etzwas fernere mit dem Inseldänen aus. Der Nordschleswiger hat bei großen Schmäusen dieselben herkömmlichen Gerichte wie der Better im Norden, er trägt wie dieser für gewöhnlich Holzschuhe, er schwingt beim Dreschen den Flegel zur rechten, nicht wie der Deutsche zur linken Seite u. s. w.

Wir haben bisher nur die Landbevölkerung Schleswigs im Auge gehabt Im Folgenden die nothwendigsten Bemerkungen über die Städte. Dieselben sind im Süden rein deutsch wie ihre unmittelbare Nachbarschaft. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß Flensburg, Tondern, Habersleben und Apenrade, Gravenstein, Sonderburg und Norburg unter ihrer Bevölkerung ein starkes dänisches Element haben, ja daß in dem beiden letzgenaunten Orten Alsens das Deutschethum vor dem Dänenthum bisher sast verschwand.

In Flensburg bilden die theils hochdänisch, theils das südjütische Patois sprechenden Dänen, die vorzüglich in den nördlichen Quartieren der Stadt wohnen und zur bei weitem größeren Hälfte den unteren Klassen angehören, etwas mehr als ein Orittel der Bevölkerung. In Tondern ist für die Mehrzahl der Familien die Alltagssprache in Haus und Verkehr der südjütische Dialekt, wiewohl in den meisten dieser Familien von den Erwachsenen, in vielen auch von den größeren Kindern deutsch verstanden wird. In Sonderburg und Nordurg auf Alsen und in Gravenstein im Sundewitt stand es dis auf die neueste Zeit noch weniger günstig. In Apenrade wird man die für gewöhnlich deutsch

Rebenden auf etwa drei Zehntel der Gesammtbevölkerung veranschlagen dürfen. Noch minder günstig für das deutsche Element liegen die Dinge in Haters= leben, über das wir Aussührliches mittheilen wollen, und zwar nach den sehr genauen statistischen Notizen eines nichts weniger als dänisch gesinnten Geist= lichen der Stadt.

Bis zu Anfang bieses Jahrhunderts gab es unter ber Haberelebner Bürgerschaft nur sehr wenige, die sich in der Familie der deutschen Sprache bedienten. Auf der Gelehrtenschule und unter den Beamten und Geistlichen herrschte sie, die übrige Bevölkerung sprach für gewöhnlich und zum großen Theil ausschließ= lich das Patois des Landvolks in der Nachbarschaft ber Stadt. Erst nachdem die napoleonischen Kriege ausgebrochen, änderte sich wie in andern Beziehungen so auch in dieser die Physiognomie Haber lebens wesentlich. Durch Grundung ber Herrnhutercolonie Christiansfeld anderthalb Meilen nörtlich von ter Stadt war lettere sehr herabgekommen. Die teutschen Angehörigen Dieses Zweiges der Brüdergemeinde waren umsichtiger, geschickter, rühriger und besser organisirt als die Haterslebner, und bald standen diese jenen in allen Beziehungen so weit nach, bag hatersleben sogar sein Brot und sein Fleisch von Christiansfeld beziehen mußte. Die Stadt schien gänzlicher Berarmung anheimgefallen, als ihr plötzlich von Süden her Unterstützung kam. Die in einigen Theilen Deutschlants, namentlich im Königreich Westfalen, eingeführte französische Conscription hatte viele dortige Handwerksgesellen bewogen, sich nach ber banischen Monarchie zu flüchten. Eine Anzahl berselben wurde nach Habersleben herauf verschlagen und blieb bier. Sie brachten ihr Geschick und ihren Fleiß mit, man lernte begreifen, woran es bisher gefehlt, und allmählig hob sich die Betriebsamkeit ber herabgekommnen Stadt burch dieses neue Blut termaßen, daß man die nieisten Artikel nicht nur billiger, sondern auch besser als die Herrnhuter liefern konnte. Das Berhältniß ber deutsch sprechenden zu den banisch rebenden Einwohnern aber war burch diese Einwanderung erheblich verändert worten. Dennoch verhielten sich jene zu biesen um bas Jahr 1840 nur ungefähr wie 23 zu 65. Indeß wurde das, was das tänische Element an Zahl voraus hatte, durch die größere Masse von Bildung und Besitz aufgewogen, welche das beutsche vertrat. Die niedere Klasse, bie Dienstboten und Gesellen sprachen in der Regel nur den südjütischen Dialekt, ebenso die meisten kleinen Gewerbtreibenden; Die wohlhabenden Hantwerfer tagegen, tie Kaufleute, tie Pretiger und Beamten, die Lehrer des Gymnasiums bedienten sich untereinander lediglich des Hochteut= schen, und in ungefähr 140 Familien wurde bas platte Danisch ber Uebrigen nicht einmal verstanden.

Durch die dänische Reaction gegen die Verdeutschung Nordschleswigs wurde dieses Verhältniß hier ebenso verändert als anderwärts, wo ähnliche Zustände sich entwickelt hatten. Zunächst regte die Kopenhagner Propaganda die Plattdänischredenden an, sich als durch den Usus, nach welchem der Schulsunterricht und die Hauptpredigt in der Stadt in deutscher Sprache stattfand, bedrückt zu betrachten. Dann wurde die Gelehrtenschule danisstrt. Endlich nach der mißlungenen Erhebung von 1848 folgten durch das Sprachrescript von 1850

weitere Schläge gegen das Deutschthum. Ein Theil der Intelligenz und des Kapitals zog weg von Habersleben, die Zurückgebliebenen schückterte man ein. Bon Norden wanderten zunächst Lehrer und Beamte dänischer Nationalität ein, die nun in der Stadt das große Wort führten, dann Kausseute und Hand-werker, die ihrerseits ebenfalls beitrugen, allen Berhältnissen wieder einen dänischen Anstrich zu geben. Ein Jahrzehnt noch, und Hadersleben mit seiner dänisch unterrichteten jüngeren Generation wäre dem Deutschthum sast ganz verloren gewesen. 1864 erfolgte der Rückschlag gegen diesen Gang der Dinge, die Deutschen bekamen wieder Dberwasser, aber wenn sie jest auch wieder den Ton in der Stadt angeben, so ist es doch gewagt, von ihr als einer deutschen Stadt zu reden, wenn man dabei andere als politische Verhältnisse im Auge hat.

Die Nordschleswiger sind ihrer Hauptmasse nach — barauf führt unsere Betrachtung unabweislich bin eines Stammes mit ben Sübjüten. Die Sübjüten stehen in den meisten Stücken ben Inseldanen von Natur schon näher als uns Deutschen. Die ursprüngliche Natur ber Nord= schleswiger endlich ist durch ihre Lage nahe bei Fühnen und (bis zur Erbauung guter Strafen) fern von Deutschland, burch Unterricht und Gottesbienst im Schriftbanischen und in den letten Jahrzehnten durch reichliche Berbreitung dänischer Literatur unter ihnen sowie durch die polische Arbeit der Kopenhagner Propaganda der eigentlich bänischen Unschauungs= und Lebensweise noch ver= wandter geworden. So aber stehen wir nicht an, die jetigen Bewohner ber Provinz Schleswig-Holftein nördlich von der Linie, welche durch die bis 1850 üblich gewesene, dann aufgehobene und seit 1864 wieder angeordnete Bertheilung ber Kirchen= und Schulsprache gegeben ist, ganz in bem Sinne für einen Zweig ber bänischen Nationalität zu erklären, in welchem wir die Angler und die ebenfalls ganz oder halb verdeutschten Südjüten der Landesmitte für die deutsche Nationalität reclamiren.

Mit jener Erklärung aber foll nicht gesagt sein, daß es gerecht und gerathen wäre, bei einer etwaigen Wiederabtretung nordschleswigschen Gebiets die Sprache und den Bolkswillen der Abmessung zu Grunde zu legen. Das Nationalitätsprinzip in Ehren, aber bier muß es sich begnügen, eine bescheidene Rolle zu spielen, und zwar nach beiben Seiten bin. Die Deutschen in Hadersleben müßten sich fügen, wenn Preußen sich genöthigt glaubte, um bes Friedens willen, die neue Grenze sublich von ihrer Stadt, etwa von der Gjennerbucht nach Hoper hin, zu ziehen, selbstverständlich nach verlangter Garantie für Schonung ihres Deutschthums burch Danemark. Ebenso aber verlangt unser Interesse, baß Nordschleswig bis über die apenrader Föhrde hinaus und daß namentlich Sundewitt und Alsen in deutschen Banden bleiben. Wir sehen ab von den Gründen bes Gefühls, nach benen bie preugischen Krieger, die beim Sturm auf die Stellung Düppel-Sonderburg für die Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joch gefallen sind, nicht in dänischer Erde ruhen dürfen. Aber diese Stellung ist von höchster militärischer Wichtigkeit für die Behauptung ber ganzen Proving, sie ist eine preußische Festung geworden, die den geeignetsten Landungspunkt für ein hier oben Preußen bedrohendes Heer vertheidigt. Alsen

haben heißt für ein solches über turz oder lang den größten Theil auch von Südschleswig haben. Bor solchen Betrachtungen aber müssen alle übrigen zurücktreten, und am wenigsten hat der Bolkswille von Halbdanen in Dinge zu
reden, die für uns Deutsche Lebensinteressen einschließen.

Die Provinz Schleswig-Holstein ist als ein Aderbauland bezeichnet worsben, und im Wesentlichen mit Recht. Allerdings darf man damit nicht behaupten wollen, daß dieselbe für alle Zeit vorwiegend auf die Landwirthschaft angewiesen sei, um zu gedeihen, und ebenso unrichtig wäre, zu meinen, daß sich hier gegenwärtig viel mehr Procente der Bevölkerung mit der letzteren beschäftigten, als in den meisten anderen Ländern, die man nicht als Aderbauländer bezeichnet. Wohl aber darf man die Provinz so nennen, weil ihre Aussuhr fast ausschließelich in Erzeugnissen des Aderbaus und der Biehzucht besteht, eine Aussuhr, die groß genug ist, um die ganze Einsuhr von sonstigen Verzehrungsgegenständen zu decken, und die um so mehr für jene Bezeichnung spricht, als der Regel nach nur schwach bevölkerte Länder an landwirthschaftlichen Producten viel aussihren, Schleswig-Holstein aber, verglichen mit benachbarten Gegenden, die sichlicher Berhältnisse erfreuen, eine ziemlich dichte Bevölkerung hat. *)

Die zu diesen Sätzen gehörigen Zahlen sind folgende. In den altpreußischen Provinzen nähren sich etwa 51, in Frankreich und selbst in dem industriesreichen Belgien ungefähr 53 Procent der Bevölkerung von der Landwirthschaft, in Holstein nicht mehr als 52, in Schleswig 56 Procent. In Altpreußen lesben circa 4171, in der Provinz Hannover 2700, in Medlenburg gegen 2200, in Holstein dagegen 3397, in Schleswig 2454 Menschen auf der Quadratmeile

Die Landwirthschaft ist, darin liegt der Hauptgrund der soeben erwähnten Erscheinung, durch die Natur des in Rede stehenden Theiles der eimbrischen Halbinsel ungewöhnlich begünstigt. Der nur hügelige Boden im Osten bietet der Cultur selten erhebliche Schwierigkeiten und vielsach das fruchtbarste Erdzeich. Die sandigen Höhenzüge der Landesmitte mit ihren Haiden und Mooren stind zum guten Theile für den Ackerdau oder den forstwirthschaftlichen Betrieb gewonnen oder liefern doch nicht unbedeutende Erträge an Torf. Die Ergiebigkeit der Marschen endlich, die reichen Beizen= und Napsernten und die setzten Biehweiden von Stor= und Ditmarschen, Eiderstedt und Nordfriessland sind schon hervorgehoben worden. Das Klima, von zwei Meeren beeinslust, ohne übergroße Sommerhitze, ohne zu strenge Winter, seuchter als im Binnenlande, sagt dem Körnerbau und noch mehr dem Graswuchs außerordentlich gut zu.

Dazu kommt, daß die Besitzverhältnisse dem rationellen Betrieb der Landwirthschaft im Allgemeinen günstig sind. Ueberall beinahe haben sich Wirthschaften von verschiedener, aber meist zweckmäßiger Größe bilden können, und in einem großen Theile der Provinz, in den Marschen, in ausgedehnten Strichen des nordöstlichen Schleswig, in ter Mitte Holsteins und in der Propstei ist der Boden fast durchaus in den Händen freier Bauern. Der Großgrund-

^{*)} Bgl. zu bem Folgenden: Selig, Schleswig-Holstein und der Zollverein (Kiel 1865). S. 138—186 und S. 221—247, und v. Schröber und Biernatzti, Topographie von Polstein und Schleswig, Allgemeiner Theil.

besitz, der in Südostschleswig, besonders in Schwansen, und in Holstein vorzüglich im Süden, allerdings stärker als wünschenswerth vertreten ist, hat hier wenigstens nicht alle die nachtheiligen Folgen gehabt, die ihm anderwärts zugeschrieben werden müssen.

Die Entwidelung ber Agrarverfassung in Schleswig-Holstein ist vielsach verschieden gewesen von der in den Nachbarländern Hannover und Medlenburg. Manche der in Hannover erst vor dreißig Jahren ausgehobenen, in Medlenburg noch heute bestehenden Feudallasten waren in Schleswig-Holstein nie vorhanden, andere wurden schon vor Beginn des laufenden Jahrhunderts hier beseitigt, und so ist der anderwärts noch existirende Widerstreit der Interessen des grossen und kleinen Grundbesitzes hier in Bezug auf die wichtigsten Fragen ausgeglichen. Ein beträchtlicher Theil der kleinen ländlichen Grundeigenthümer steht freilich noch in einem Erbpachtsverhältnisse, nicht wenige berselben in Wagrien und Schwansen sind sogar nur Zeitpächter, aber die Praxis ist mild, und der rationelle Betrieb wird unter diesen Umständen nicht sehr gehindert. Die Berkoppelung der Ländereien endlich ist in Holstein wie in Schleswig berreits seit etwa hundert Jahren durchgeführt, und hat die Wirthschaft sehr gesfördert.

Eine weitere Folge der im Allgemeinen befriedigend geordneten Agrarverhältnisse besteht darin, daß der Landwirthschaft, namentlich den größeren Gütern, fremdes Kapital reichlich zuströmt. Ferner kam der schleswig-holsteinischen Landwirthschaft die Lage des Landes an zwei Meeren, bei der sie ihre Producte wohlseil aussühren konnte, und nahe bei Hamburg, nicht fern von dem reichen und viel verzehrenden England sehr zu Statten.

Schließlich stützte sich auf alle diese Bortheile ein verständiger, dieselben nach Möglickkeit ausnutzender Betrieb, ein Wirthschaftssystem, welches in seiner Art lange Zeit als mustergültig zu bezeichnen war.

Es ist dies die obenerwähnte Koppelwirthschaft, die vorzüglich im Often bes Landes verbreitet ist. Dieselbe theilt das zu einem Hofe gehörige Land in Schläge, die mit Gräben umzogen und mit Heden eingefriedigt sind und abwechselnd als Saatfelder und Weideländereien benutzt werden. Fast die Hälfte der Schläge pflegt zur Beibe verwendet zu werden, auf diese folgt Brache und bann basjenige Korn, welches vom Boben am meisten Kraft verlangt, gewöhnlich Raps, dann Weizen oder Roggen u. s. w. Die Weide dient hauptsächlich für das Milch= vieh des Gutes. Diese Methode wird namentlich auf den größeren Gütern Oft= holsteins und Süd= und Mittelschleswigs bis in die Gegend von Apenrade angewendet, die wesentlich auf Butterfabrikation berechnet sind. Auf kleineren Befitzungen ist die Mildwirthschaft nur in Angeln von einiger Bedeutung, sonst wird auf diesen die Weide mehr zur Aufzucht von Rindvieh und Pferden, gegen die Landesmitte hin auch von Schafen benutt. In den Marschen endlich ist die Roppelwirthschaft nicht üblich. Es kommt hier Land vor, welches ununterbrochen bebaut und anderes, welches ebenso ununterbrochen zur Weide verwendet wird, ja es giebt hier Feldstücke, die über huntert Jahre nicht aufgebrochen worden sind und in Folge bessen ebenso lange nur Gras hervorgebracht haben. Im

Allgemeinen aber ist zu sagen, daß der Landmann auch hier wie dort im Osten nichts unterläßt, um dem Boden den möglichst höchsten Ertrag abzugewinnen.

In den letzten Jahrzehnten allerdings hat die schleswig: holsteinische Landswirthschaft nicht so große Fortschritte zur Bolltommenheit gemacht, als die ans derer deutscher Länder. Doch hat auch diese Periode hier wichtige Betriebsresformen in größerem Umfange als anderwärts aufzuweisen, wie denn das Mergeln und — in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts — das Drainiren hier zuerst allgemeiner begann.

Das zweite Drittel unseres Jahrhunderts hat der schleswig=holsteinischen Landwirthschaft vorzüglich von auswärts sehr erhebliche Begünstigungen gebracht. Seit Aushebung der Korngesetze hat die Aussuhr nach England, besonders die von Mastvieh und Butter, einen Umfang gewonnen, wie ihn frühere Zeiten nicht ahnten. Fast in ganz Europa riesen die spärlichen Ernten in den letzten vierziger und den ersten funfziger Jahren eine erhebliche Steigerung der Getreidepreise hervor. Die Schleswig=Holsteiner aber erfreuten sich in dieser Zeit durchschnittlich mittlerer, zum Theil selbst reicher Ernten, so daß ihnen die ungewöhnlich hohen Preise, die 1855 für Raps auf 32, für Weizen auf 27, für Roggen auf 19 Mark die Tonne stiegen, sehr hohen Gewinn abwarfen.

Diese günstigen Umstände hatten zur Folge, daß die Landwirthe ihren Berdienst größtentheils wieder in ihre Wirthschaft stedten, indem sie entweder auf
intensivere Ausnutzung derselben durch Melioration, oder auf Erwerd neuer
Bodenflächen bedacht waren. Ferner ging durch die gesteigerte Nachfrage nach
landwirthschaftlichen Arbeitern der Gesinde- und Tagelohn bedeutend in die Höhe, und die arbeitenden Rlassen konnten sich nun eine Reihe von Genüssen
gestatten, an die sie anderwärts nicht leicht denken. Die Consumtion von Fleisch,
Fett, Butter, Zuder, Kassee und Tabak ist bei ihnen so stark und in einigen
dieser Gegenstände des Berbrauchs stärker als in England und Holland, und
sie ist vorzüglich in Betreff der erwähnten Colonialwaaren, wie solgende Uebersicht zeigt, sehr viel stärker als im Bollverein ohne Schleswig-Holstein oder gar
in Desterreich. Es kamen 1862 auf den Kopf hinsichtlich des Berbrauchs an

	•		Buder.				Raffee.		Tabat.	
In	England.	•	•	•	38	Pfund	1 Pfund		1 Pfund	
	Holland .	•	•	•	2 0	=	12	*	3	*
	Schleswig.	Pol	stei	n	2 0	•	7	*	33/4	\$
	Zollverein	•	•	•	10 ¹	/2 =	4	٠, چ	3 ·	s
	Desterreich			•	6	s	2	=	1	£

Einen ganz besonderen Einfluß endlich übten die hohen Erträgnisse der schleswigsholsteinischen Landwirthschaft auf das Steigen der Güterpreise und der Gelder, welche für Pachtungen gezahlt wurden. Dieselben gingen binnen funszehn dis zwanzig Jahren um hundert Procent und in einzelnen Fällen noch weit darüber hinaus in die Höhe, und in den Marschen ist bei Feldstücken, die zur Fettgräsung dienen, ein Pachtzins von 100 Mark für die Tonne, d. h. von 20 Thalern für den preußischen Morgen jest durchaus nichts Seltenes mehr.

Bei solchen Wahrnehmungen tann es nicht auffallen, wenn die Bevölkerung

Schleswig Polsteins der Landwirthschaft ein ganz besonderes Interesse zuwens dete, und wenn man diese neue Provinz Preußens noch in höherem Grade wie Hannover als ein Acerdauland aufzufassen sich gewöhnt hat. Es fragt sich nur, ob dieselbe auch in Zukunst diesen Charakter zu bewahren, ob die landswirthschaftliche Production wie jetzt so immer fast allein die Aussuhrgegenstände zu liesern im Stande sein wird, mit welchen die alljährlich wachsende Einsuhr bezahlt werden muß, und dies ist zu verneinen.

Die Bedürfnisse unserer Bevölkerungen machsen auf doppelte Beise. Giner= seits vermehrt sich die Bevölkerung, und andererseits nehmen bei jedem wirth= schaftlich gesunden Bolte immer mehr Genüsse, die anfänglich nur den höheren Rlaffen bekannt maren, den Charakter allgemein nothwendiger Lebensbedürfniffe Die Bevölkerung Schleswig-Holsteins ist von 1840 bis 1860 um 25 Procent gestiegen, die Berzehrung von Zucker betrug 1840 nur 12 1/2, 1862 aber, wie gezeigt, schon 20 Pfund per Kopf. Dieser Gang der Dinge wird sich al= ler Wahrscheinlichkeit nach fortsetzen. Die Aussuhr landwirthschaftlicher Er= zeugnisse ist in jener Periode ebenfalls gewachsen, und gleichermaßen sind die Preise für dieselben gestiegen. Der Export von Weizen steigerte sich von 200,000 Tonnen auf bas Doppelte, ber von Butter von 12 auf 16 Millionen Pfund, der von Pferden von 10 auf 40, der von Rindvieh von 34 auf 52, ber von Schafen von 15 auf 45, ber von Schweinen von 12 auf 44 Tausend Stud. Für Schlachtvieh wurden, schon weil deffen Qualität sich verbessert, bessere Preise, für Butter gegen 50 Procent mehr erzielt als früher. Wird auch dies sich fortsetzen?

Nicht zu bezweifeln ist, daß der Boden Schleswig-Holsteins noch mehr tragen und liefern kann als bisher. Man wird noch viele bis jetzt wenig ober gar nicht benutte Flächen beffelben für die Cultur gewinnen. Man wird die Haiden der Landesmitte wieder bewalden und badurch das Klima verbessern, mehr Waffer zur Urbarmachung und für ben schädlichen Nordwestwind einen Damm schaffen. Man wird die ausgedehnten Moorflächen zwischen Rendsburg und Schleswig und zwischen Flensburg, Apenrade und Hadersleben einerseits, Husum und Tonbern andererseits vielfach rationeller bewirthschaften. wird das ganze Wirthschaftssustem in manchen Studen den Anforderungen der Gegenwart mehr anpassen, z. B. die Fruchtfolge modificiren, die Fütterung der Hausthiere gewinnbringender einrichten, dem Boden durch Düngung mehr von den für den Pflanzenwuchs wichtigen Stoffen zurückgeben. Aber die Er= fahrung zeigt, daß in der Landwirthschaft bei schon hohen Ausbildung derselben eine jede neue Steigerung des Ertrages immer nur durch Anwendung verhältniß= mäßig viel größerer Productionskosten möglich wird. Es giebt baber eine Grenze, wo das Wachsthum der Production den steigenden Aufwand nicht mehr bedt, und eine Linie, wo der Bedarf für die vermehrte Bevölkerung burch die Landwirthschaft nicht mehr vollständig geliefert werden kann.

Warf die Landwirthschaft Schleswig-Holsteins in den letzten Jahrzehnten mehr ab als früher, so war, wie wir sahen, die Ursache hiervon großentheils die eingetretene Steigerung des Preises ihrer Producte durch erhöhte Nachfrage.

Wird diese Nachfrage und diese Steigerung auch ferner zu erwarten sein? In Betreff des Getreides gewiß nicht, in Betreff der thierischen Producte wahr= scheinlich nur noch für einige Zeit.

Die großen landwirthschaftlichen Berbesserungen, welche in den letzten Jahrzehnten in ganz Europa, selbst in Polen und Südrusland, eingeführt worsden sind, müssen nothwendig die Erzeugung von Getreide außerhald Schleswigs Polsteins bedeutend steigern. Diese Bermehrung der Production kann vorsübergehend in einem weit stärkeren Berhältniß erfolgen als der Zuwachs der Bevölkerung. Der Orient und Rusland liefern schon jetzt beträchtliche Getreides zusuhren auf die Märkte des europäischen Westens, und hat jener besser geordentet Zustände erhalten, (man denke nur an die fruchtbaren Sbenen der unteren Donau) Russland sein großes Eisenbahnnetz vollendet, so wird dies ohne Zweissel in noch weit höherem Maße der Fall, das Angebot also noch viel stärker sein. Endlich ist die alljährlich wachsende Concurrenz der überseeischen Länder, vor allem die der weiten, schwachbevölkerten Gebiete im Westen der Bereinigten Staaten in Betracht zu ziehen, welche die Kornsammern der Union bilden und die Dank der dortigen tresslichen Wasserstraßen und der großen Berbesserung aller Transportmittel uns schon jetzt bedeutende Getreidemassen zusühren.

Nur Jahre großen und fast allgemeinen Mistwachses also werden künftig die Getreidepreise zu steigern vermögen, und selbstverständlich wird diese Steigerung nur vorübergebend sein.

Hinsichtlich bes Absates ber thierischen Producte steht es besser. Doch wird auch bei diesen durch Verbesserung der Verkehrsmittel mit der Zeit die Concurrenz auf den europäischen und namentlich auf den sitr Schleswig-Holstein besonders wichtigen englischen Märkten steigen. Schon geben böhmische Ochsen und ungarische Schweine nach England, und schon wird dorthin Fleisch aus den Laplata-Staaten gebracht, wo dessen Production nur sehr wenig kostet, und wo das Halten von Vieh bei lohnendem Absatz seiner Erzeugnisse eine außerordentlich große Ausdehnung gewinnen kann. Schon spielt die Wolle Australiens auf den englischen Märkten eine Hauptrolle, und sehr wahrscheinlich ist, daß in nicht langer Zeit auch andere thierische Producte der neuen Welt, durch den Fortschritt der Wissenschaften transportsähig gemacht, in England massenhaft angeboten werden und die Preise herabbrücken.

Dazu tritt aber noch ein anderes Bebenken. In Bezug auf die Hervorsbringung der Erzeugnisse ber Biehzucht sind die Grenzen enger gesteckt als beim Aderbau. Das Fettvieh, welches auf den englischen Märkten die höchsten Breise erzielt, wird auf den Marschen gezogen, diese aber machen nur etwa ein Neunstel Schleswig-Holsteins aus, und in ihnen ist schon jetzt fast alles zur Fettgrässung geeignete Land zu diesem Zwecke in Benutzung genommen. Die Butter, welche in Hamburg und England die besten Preise erlangt, wird deshalb so theuer bezahlt, weil sie selbst bei langer Ausbewahrung und weitem Transport in warme Länder ihren Wohlgeschmack bewahrt. Diese Eigenschaft rührt davon her, daß das Bieh der Milchwirthschaften, welche sie liesern, nur durch Weidesgang ernährt wird, wie ihn die schleswigsholsteinische Roppelwirthschaft ermögs

licht. Bei den größeren Ansprüchen aber, welche in anderer Beziehung jetzt an die Erträgnisse des Bodens gemacht werden, ist es nicht wahrscheinlich, daß künftig die Größe der im Weidegange benutzten Grundfläche und damit die Menge der auf diese Weise erzeugten Butter zunehmen wird.

Nach dem Gesagten ist kaum zu bezweiseln, daß Schleswig-Holstein eins mal dahin kommen wird, wo es nicht niehr im Stande ist, seine Einfuhr aussschließlich oder vorzugsweise durch die Aussuhr von Erzeugnissen des Ackerdaus und der Biehzucht zu decken. Es ist deshalb nicht gut, daß das Rapital hier seine Richtung einseitig auf die Anlage in der Landwirthschaft genommen hat, und Schleswig-Holstein kann deshald, obwohl hier sehr weite Schichten der Bevölkerung sich eines hohen Grades von Wohlstand erfreuen, nicht als ein reiches Land bezeichnet werden. Denn reich ist nur das Bolk, welches sich nicht blos in der Gegenwart in befriedigender Lage besindet, sondern auch Aussicht auf eine materiell möglichst gesicherte Zukunft hat, indem es im Besitze vieler volkswirthschaftlicher Rapitale ist, die in stetem Wachsen begriffen sind.

Die Landwirthschaft Schleswig-Holsteins hat sich in der That eines bedeutenden Kapitalreichthums zu erfreuen. Für sie vor Allem sind die großen und kostspieligen Eindeichungen an der Nordseekliste, an der Elbe und Sider vorgenommen worden, da dieselben wesentlich Gewinnung von neuen Aeckern und Weiden bezweckten. Beträchtliche Summen sind auf Drainage und Berieselung verwendet. Man hat vielsach landwirthschaftliche Maschinen und andere Werkzeuge angeschafft, welche die Ersindungen der Neuzeit dem Ackerdau geliesert haben. Fast allenthalben trifft man in den Dörfern veredelte Pferde, Rinder und ans dere Hausthiere. Die Gebäude in denselben zeigen häusig, daß der Landmann sich nicht blos bequem, sauber und praktisch einzurichten versteht, sondern schon Gefallen am Luxus sindet, was namentlich in den holsteinischen Marschen, in Eiderstedt und in Angeln, sowie hier und da in der Propstei zu bemerken ist.

Dagegen ist den übrigen Zweigen der volkswirthschaftlichen Thätigkeit nur wenig Rapital zugewendet worden. Die Industrie ist, von einigen großen Stablissements abgesehen, nur dürftig damit ausgestattet. Die 25 Procent der Bevölkerung, welche sich von Gewerben nahren, arbeiten meift mit ben einfachsten Hilfsmitteln und beinahe nur für den Bedarf der Provinz oder des Krei= ses, in welchem sie leben. Hätte bas Bolt Schleswig-Holsteins keine Reigung oder keine Anlage zur Fabrikintustrie, so sollte man bei der Lage der Provinz meinen, daß wenigstens dem Handel und der Schifffahrt viel Rapital zugeflossen sei und viel Arbeitstraft sich gewidmet hatte. Aber auch dies trifft nicht zu. In Schleswig-Holstein, wo man ein Borwiegen bes Aktivhandels und möglichst directen Betrieb deffelben erwarten sollte, ift noch ein sehr beträchtlicher Theil tes Importhandels durchaus passiv. Bei Weitem die größere Balfte des Lanbes wird mit Colonial = und Manufacturwaaren von Hamburg aus versorgt. Nur Altona und Flensburg haben einigen Antheil an diesem Importhandel, indeß war Altona, bisher vom Zollgebiet Schleswig-Holsteins getrenut, hierbei als Ausland zu betrachten, und der Importhandel Flensburgs ist bermalen schon lange nicht mehr, was er gewesen. Selbst ber Aussuhrhandel ist theilweise in

ben Händen Auswärtiger, und von einem umfangreichen Zwischenhandel ist nur in Betreff des Getreides die Rede.

Wenig besser steht es im Allgemeinen mit der Schiffsahrt. Schleswig-Holstein hat im Berhältniß zu seiner Größe (315 Quadratneilen) ein sehr bedeustendes Küstenareal (von circa 100 Meilen Länge). Es hat an der Ostsee eine ganze Reihe trefslicher Häfen und es besitzt an beiden Meeren, die es bespülen, vorzüglich aber auf den friesischen Inseln, eine Bevölkerung, die von Alters her mit dem Seeleben vertraut ist. Tropdem hat die Rhederei des Landes keine sehr große Ausdehnung, und die schleswigsholsteinische Kauffahrteislotte wird von der des kleineren und weniger von der Natur begünstigten Mecklenburg an Größe nicht nur relativ, sondern absolut übertroffen.

Nach diesen Erörterungen steht fest, daß man in Schleswig-Holstein auf Erweiterung und Vermehrung der Produktivquellen bedacht sein muß, wenn der jetzt vorhandene, fast lediglich auf den Betrieb der Landwirthschaft sich gründende Wohlstand der Bevölkerung auch in den kommenden Zeiten gegenüber den vermehrten Ansprüchen einer gestiegenen Zahl dieser Bevölkerung erhalten bleiben soll. Es fragt sich nur, ob in dem Lande Elemente vorhanden sind, aus denen sich neue Erwerbszweige bilden, oder die zur Ausbehnung der bereits existirenden dienen könnten, wenn sich ihnen mehr Kapital zuwendete.

Betrachten wir hier zuerst die Fabrikindustrie, so ist die Meinung, die Bevölkerung Schleswig-Holsteins eigne sich für dieselbe nicht, eine irrige. Diese Bevölkerung ist in wesentlichen Stücken der englischen verwandt, und England ist ein Fabrikland ersten Ranges. Sodann aber hat die Provinz Schleswig-Holstein bereits eine Anzahl Fabriken, deren einheimische Arbeiter sich recht wohl neben andern sehen lassen können, und wäre der Schleswig-Holsteiner wirklich nicht für alle Arten von fabrikmäßiger Thätigkeit geeignet, so wird er es sicher in Betreff solcher sein, bei denen es vorzliglich auf Körperkraft und überlegsames ruhiges Bersahren ankommt.

Als Industriezweige, die zuerst eine größere Ausdehnung ersahren sollten, müssen die bezeichnet werden, welche sich direct an die Landwirthschaft auschlies gen, die, wie gezeigt, gegenwärtig die Hauptrolle in der Production des Landes innehat. Es ist das Naturgemäßeste, wenn der Gewerbsleiß sich auf Berarbeistung der dis jetzt in rohem Zustande ausgeführten Landeserzeugnisse auf den Gebieten des Acerdaus und der Viehzucht, also auf die Fabrikation von Mehl, Rüböl, Leder und Knochendünger richtet.

Die Forderung, das Mehl an die Stelle der in so großer Menge ausgessührten rohen Cerealien treten zu lassen, ist eine so natürliche, daß sie schon längst erhoben worden ist. Früher standen ihr, die vorzüglich auf Errichtung von Dampsmühlen abzielte, die Mühlenbannrechte entgegen. Dieselben sielen, aber das Land hat von der Beseitigung derselben nicht den Vortheil gehabt, der zu erwarten war. Erst in den letzten Jahren sind einige größere auf die Benutzung von Dampstraft berechnete Etablissements entstanden, welche Mehl sir den Export sabriciren (zwei z. B. in Altona, von denen die eine im Durchsschnitt jährlich 10 Millionen Pfund Mehl producirt, sowie eine an der Swens

Wühlen noch ganz. Die ganze Aussuhr von Mehl aus Schleswig-Holstein bestrug 1864 nicht mehr als 7½ Millionen Pfund, während an Weizen im rohen Zustande ungefähr 400,000 Tonnen ausgeführt wurden, aus denen sich 50 bis 60 Millionen Pfund für den Export geeigneter Mühlenfabrikate hätten herstels len lassen.

Mit der Ausbehnung des Mühlengewerbes für die Zwede der Anssuhr könnte die Fabrikation von Schiffszwiedack Hand in Hand gehen, von dem ein Stablissement in Altona gegenwärtig im Jahr eirea 3 Millionen Pfund prostucirt. Ferner ließe sich die fabriknäßige Bereitung von Branntweinen aller Art für den Export über See, die bereits in Altona, Kiel, Lütjenburg und Flensburg betrieben wird, ohne Zweisel in größerem Maßstabe lohnend betreisben, und ebenso hat die Bierbrauerei bei der Borzüglichkeit der Gerste, die in ter Provinz erzeugt wird, Aussicht auf erheblichen Ausschwung.

Mit der Rübölfabrikation verhält es sich wie mit der des Mehles. Noch führt man jährlich bis zu 200,000 Tonnen rohe Rapssaat aus, von Del dagesgen kaum eine Million Pfund, d. h. noch nicht einmal so viel als Del eingesführt wird — ein Berhältniß, welches um so mehr zu beklagen ist, als mit dem Export der rohen Rapssaat der schleswigsholskeinischen Landwirthschaft ein werthvolles Futters und Düngmittel, die Delkuchen, verloren geht. Ebenso steht es mit den Knochen, von denen jährlich noch etwa anderthalb Millionen Pfund aus dem Lande gehen, anstatt daß dieselben in Düngestoff verwandelt dem eigenen Boden zu Gute kommen sollten.

Bebenkt man, daß neben der Aussuhr der zulett erwähnten Stoffe auch noch ein sehr beträchtlicher Biehexport hergeht, so erscheint es in der That bestenklich, daß dem Boden in jenen Gegenständen fortwährend eine so bedeutende Menge der wirksamsten Mittel zur Erhöhung seiner Fruchtbarkeit entzogen wird Daß der allerdings in Schleswig-Holstein viel angewendete Guano ausreichens den Ersat für diesen Berlust nicht liefert, ist leicht nachzuweisen. Man sieht hier deutlich, in welchem engen Zusammenhange Ackerbau und Industrie stehen, und wie beider Interessen, weit entsernt davon, sich zu widersprechen, vielmehr Hand in Hand mit einander gehen.

Die Lederfabrikation in Schleswig-Holstein, die in Altona 16 Etablissements hat, ließe sich ebenfalls noch ausdehnen. Noch werden jährlich Felle und Häute im Vetrage von anderthalb Millionen Pfund ausgesührt, und wenn daneben eine vielleicht ebenso starte Einfuhr fremder Rohstosse dieser Art stattsindet, so ist dies in anderen Gegenden Dentschlands in noch höherem Grade der Fall, obwohl dieselben ihre Häute selbst verarbeiten.

Spinnerei und Weberei wurde in Schleswig-Holstein von jeher als Hausindustrie betrieben, und hier und da, vorzüglich in Schleswig, hat sie sich noch als landwirthschaftliches Nebengewerbe erhalten, doch nicht in dem Maße wie im Osnabrückschen oder im hannoverschen Wendlande. Als besonderer Erwerbszweig kommt sie nur an einigen Orten in größerer Ausdehnung vor. Die Tuchmacherei ist in dem großen holsteinischen Fleden Neumünster schon seit Jahrhunderten in lebhaftem Betrieb und seit Beginn des letzten Bierteljahrhunderts in unzweiselhaftem Aufschwunge. 1840 hatte der Ort nicht viel über 4000 Einwohner, jetzt hat er mehr als doppelt soviele, und darunter besinden sich gegen 800 Arbeiter, die mittelbar oder unmittelbar mit der Fabrikation von wollenen Waaren beschäftigt sind. Man kann also annehmen, daß fast die Hälfte der erwachsenen männlichen Einwohner des Fleckens sich von diesem Erswerdszweige nähren. Die Berarbeitung von circa 240,000 Pfund importirter seiner und ungefähr 400,000 Pfund einheimischer Wolle liesert hier jährlich zwischen 500 die 600,000 Ellen verschiedener Zeuge, die einen Werth von minsbestens 700,000 Thaler repräsentiren. Hat die Fabrikation dieser Stosse sich sier merklich gehoben, so ist die Wollindustrie hier sowohl wie in andere Orten der Provinz, z. B. in Altona, wo sie circa 650 Arbeiter beschäftigt, die jährelich gegen 550,000 Pfund Wollengarn produciren, noch größerer Blüthe sähig, indem noch mehr als 800,000 Pfund in Schleswig-Holstein erzeugter Wolle ihren Weg in's Ausland nehmen.

Weniger Aussicht auf erheblichen Aufschwung hat die in der That undes deutende Leinenindustrie der Provinz, da der Tagelohn für Feldarbeiten zu hoch ist, als daß man den Flachsbau, der bekanntlich viel Handarbeit erfordert, leicht weiter ausdehnen könnte. Indeß wird im nordöstlichen Schleswig Flachs auszgeführt, auch bezieht England für seine mechanischen Flachsspinnereien das Rohmaterial aus Rußland, und Schleswig-Holstein könnte desgleichen thun und sich namentlich auch auf Berfertigung von Segeltuch durch Maschinen legen. Gleichfalls unbedeutend, aber gleichfalls größerer Ausdehnung fähig ist die Baumwollenindustrie, welche nur grobe Sorten von Baumwollenstoffen sabriziert, aber bei dem wohlseileren Bezug von Steinkohlen und roher Wolle auf der Wasserkraße leichter als die binnenländische für den Export arbeiten könute.

Die Papierfabrikation in Schleswig-Holstein ist, da bei dem Mangel an größeren Druckereien der Berbrauch von Papier hier nicht sehr stark ist, vershältnismäßig unbedeutend. Doch liefern Papiermühlen wie die zu Rastorf bei Kiel und die zu Flensburg ein recht gutes Produkt, und das bunte Papier von Neumünster geht, ebenfalls von sehr guter Qualität, bereits in ziemlicher Menge nach dem Auslande, besonders nach dem Norden.

Die Fabrikation von Glas war früher bedeutender als gegenwärtig. Hat sie infolge der hohen Holzpreise abgenommen, so kann sie sich jetzt, wo die Torsslager des Landes besser ausgebeutet werden und englische Steinkohlen verhälte nißmäßig wohlseil zu haben sind, wieder heben. Dasselbe gilt von der Verserstigung von Steingut und von der Kunsttöpserei, mit der man in den ersten sechziger Jahren bei Kellinghusen in Holstein einen vielversprechenden Anfang gemacht hat. Ebenso viel Aussicht auf glücklichen Fortgang haben die vor einisger Zeit begonnenen Versuche, die Torsmoore der Provinz zur Gewinnung von Leuchtmaterialien zu benutzen.

Auch die Mehrzahl der Industriezweige, welche ihre Rohstoffe aus dem Auslande beziehen müssen, könnte in Schleswig-Holstein gedeihen, falls sich ihnen genügendes Rapital zuwendete. Sie bedurften bisher außerdem nur eines

größeren Absamarktes, und dieser ist ihnen mit der Einverleibung in die preussische Monarchie und den Zollverein zu Theil geworden. Ein Beispiel dessen, was hier geleistet werden kann, ist die ebenfalls erst vor einigen Jahren gesgründete Fabrik von Pellow-Metall zu Krusau bei Flensburg, die ihr Zink aus Schlesien, ihr Kupfer theils aus Schweden, theils aus Chile bezieht und mit englischen Rohlen arbeitet, und die ihr Produkt, Platten zur Belegung der Schiffsrümpse, hauptsächlich nach Hamburg und England absetzt. Ein anderes Beispiel ist die Eisengießerei und Maschinensabrik in Riel, die schon lange vor dem Eintritt Schleswig-Polsteins in den Zollverein landwirthschaftliche Geräthe und besonders Dreschmaschinen für Staaten, die zu diesem gehörten, lieserte, wieder ein anderes die Eisengießerei in Flensburg, welche schon seit geraumer Zeit selbst rheinische Fabriken mit einer eigenthümlichen Art von Walzen versseht, die einen Stahlüberzug erhalten. Vor allem aber ist auf diesem Gebiet die Karlshütte bei Kendsburg zu erwähnen, die im Jahre 1865 gegen 700 Arzbeiter beschäftigte und ungefähr 5 Millionen Pfund Roheisen verbrauchte.

Schiffbau und Rheberei haben, wie oben angebeutet, noch bei Weitem nicht ben Grad der Entwickelung erreicht, ber ihnen bei den natürlichen Berhältnissen des Landes, der Lage besselben an zwei Meeren und der langgestreckten Ruste deffelben gebührt. Nicht mehr als etwa drei Procent der Bevölkerung sind Seeleute von Beruf, und felbst von diesen sind viele genothigt, auf fremden Schiffen Dienste zu suchen. Stünden ber schleswig-holsteinischen Rheberei größere Rapitalien zu Gebote, so würde sie ohne Zweifel die ihr durch die Berhältnisse angewiesene Stellung einnehmen. Schon jett zeigt Apenrade, welchen Aufschwung in diesem Falle die Schifffahrt nehmen würde. Diese nordschles= wigsche Stadt hatte 1864 nur etwa fünfundeinhalb Tausend Einwohner, aber sehr bedeutende Schiffswerften und eine schwunghafte Rhederei mit einer Han= beleflotte, die vorzugeweise in den indischen und chinesischen Gewässern beschäf= tigt war. Der Ort besaß 41 über 10 Last haltende Schiffe mit einer Gesammttragfähigkeit von 5273 Last, die Last zu 5200 Pfund gerechnet, und daneben noch 35 kleinere Fahrzeuge mit zusammen 163 Last. Außerdem aber ließen die apenrader Rheder noch eine Anzahl Schiffe unter hamburger Flagge fahren, was jetzt, wo Hamburg und Schleswig-Holstein die Flagge des nord= deutschen Bundes führen, aufhören wird. Sehr bedeutend war schon in der Mitte ber fünfziger Jahre bie Schiffswerfte auf bem nicht fern von Apenrade gelegenen Calö, wo Agent Bruhn damals für London das größte Schiff auf ben Helgen hatte, welches jemals in baltischen Bafen für die Bandelsmarine gebaut wurde. Es hatte 2000 Tonnen Tragfähigkeit und vollendet einen Werth von 175,000 Thalern. Ein einziger apenrader Rheder endlich hatte im Jahre 1864 nicht weniger als 10 große Schiffe nach Indien und China ausgesandt.

Nur Blankenese und Altona weisen eine stärkere Rhederei auf als Apenrade: Blankenese 195 Schiffe mit 7899 und Altona 63 Schiffe mit 6383 Commerzlast. Flensburg dagegen, eine Stadt von circa 21,000 Einwohnern, hat nur 78 größere Schiffe mit 4556 und 29 kleinere mit 134 Last, wie denn tros der eifrigen Unterstützung, welche die dänische Regierung der Stadt aus politischen Gründen in den Jahren 1852 bis 1863 zu Theil werden ließ, der Handel und die Schifffahrt dort von Jahr zu Jahr abgenommen haben. In der Fahrt nach Westindien waren früher 20 bis 25, im letzten Decennium nur noch 2 bis 3 Schiffe beschäftigt. Im Jahre 1806 besaß Flensburg im Ganzen 270, im Jahre 1844 nur noch 124 Schiffe.

In Riel hat sich die Rhederei und der Schiffsbau neuerdings etwas geshoben. Es hat bei circa 19,000 Einwohnern 58 größere Schiffe von 2293 und 39 kleinere von 204 Last. Bon den übrigen Städten beanspruchen in Betreff der Zahl und Gesammttragfähigkeit nur noch Sonderburg, Rendsburg, Elmshorn und Heiligenhafen einige Bedeutung.

Zum Schluß noch die Beantwortung der Frage, wie der Anschluß Schleswig-Holfteins an den Zollverein volkswirthschaftlich auf dasselbe wirken wird, wo= bei wir den bisherigen Tarif zu Grunde legen. Mit Einführung des letteren und Eröffnung des freien Berkehrs mit den Zollvereinsländern wird allerdings bie in Schleswig - Holstein stattfindente Consumtion durch Anwendung höherer als ber bisherigen Zollfätze belastet. Dafür wird ihr aber auch eine doppelte Er= leichterung verschafft. Einmal nämlich sind andere Einfuhrartikel mit niedrigeren Böllen als den seither üblichen belegt, und sodann kommt ein guter Theil dieser Waaren aus den alten Zollvereinsländern und ist also von jeder Zollabgabe befreit. Es findet für ten Ropf der Bevölkerung eine ungefähre Mehrbelastung statt bei Zuder um 41/2, bei Raffee um 5, bei Tabat um 2, bei Sübfrüchten um 2, bei Wein um 11/2, bei Eisen um 33/4 Silbergroschen, was zusammen 183/4 Silbergroschen macht. Dagegen berechnet sich die Minderbelastung bei Holz ungefähr auf 514, bei Steinkohlen auf 21/4, bei Wollen-, Baumwollenund Leinenwaaren auf 6%, bei Glas, Porzellan, Leder u. s. w. auf 11/2, bei Rlei= bern, Quincailleriewaaren u. f. w. auf 11/2, bei Banf, Bopfen, Petroleum u. f. w. auf 3/4 und bei Metallwaaren, Obst, Lichten u. s. w. auf ekenfalls 3/4 Silber= groschen, was zusammen gleichfalls 183/, Silbergroschen giebt. Die Beträge, welche von den einzelnen Consumenten nach Eintritt in den Zollverein an Zöllen gezahlt werden, kommen also den früheren ungefähr gleich.

Sollte sich aber wirklich, wie befürchtet worden, eine Mehrausgabe gegen früher herausstellen, so könnte dieselbe 1 bis 2 Pfennige keinenfalls übersteigen, und ihr stünde die sehr erhebliche Ersparniß gegenüber, welche den Consumenten daraus erwachsen nuß, daß nach Eröffnung des freien Verkehrs mit dem Zoll- vereinsgebiete die Schutzollversteuerung wegfällt, die bisher auf einer Menge der in Schleswig-Holstein fabricirten Gegenstände ruhte.

Mit anderen Worten: Die Höhe der als Zölle zu zahlenden Abgaben bleibt sich im Ganzen ziemlich gleich. Die Abgabenlast concentrirt sich nur auf eine kleinere Anzahl von Gegenständen, die als feinere Genußmittel vorzüglich von den wohlhabenden Klassen in Menge verzehrt werden. Die Erleichterung trifft vorzugsweise die auch für die ärmere Klasse wichtigen Gegenstände des täglichen Lebensbedürfnisses. Ferner wird dem Gewerbsleiß eine große Ersleichterung dadurch zu Theil, daß die bei Weitem größere Hälfte der von ihm

verwandten, im Laube selbst nicht erzeugten Rohstoffe unter dem neuen Tarif entweder ganz zollfrei oder doch zu niedrigeren Zöllen als bisher ihm zuge= führt wird.

Kurz zusammengefaßt also ist bas Ergebniß bieser Betrachtung: bas Leben ist in Schleswig-Holstein bei Eintritt bes Landes in den Zollsverein im Begriff wohlfeiler zu werden.

Das ist aber nur die eine Seite bes Vortheils bei ber Sache. Der Einstritt Schleswig-Holsteins in den Zollverein hat für dasselbe die wohlthätige Folge, daß es sich einer großen handelspolitischen Genossenschaft angegliedert sieht, welche im Weltverkehr schon eine achtunggebietende Stellung einnimmt. Es tritt in eine Gemeinschaft ein, deren Gebiet ausgedehnt genug, um mit der nöthigen Mannichfaltigkeit der natürlichen Productivkräfte versehen zu sein, und die mit allen Erfordernissen zur gegenseitigen Uederstützung in volkswirthschaftslichen Dingen wohlausgestattet ist. Andrerseits befindet sich das neue Glied der Kette in der glücklichen Lage, dem Verein ausehnliche Kräfte zusühren zu können. Die eigenthümliche Ausbildung ihrer Landwirthschaft und der reiche Schatz ihrer maritimen Vorzüge lassen die Schleswig-Holsteiner die volkswirthschaftlichen Productivquellen des Zollvereins wesentlich und in wünschenswerthester Weise vermehren.

Den Schleswig Folsteinern ist der freie Verkehr mit einem Gebiete ersichlossen, auf dem sie sich mit dem größten Theile ihrer Bedürfnisse genügend versehen können, und derselbe weite Markt öffnet sich ihnen für den Verkauf ihrer eigenen Erzeugnisse. Ist jetzt die Aussuhr der Ackerdauprodukte und der Erzeugnisse der Viehzucht für Schleswig Folstein noch von besonderer Wichtigsteit, so ist auch in dieser Beziehung eine Ausdehnung des Absamarktes zu erswarten. Namentlich leistet die Viehzucht im Zollverein der Fleischconsumtion in demselben nicht Genüge, und so wird bei freiem Verkehr der Bedarf zum Theil aus Schleswig-Holstein gedeckt werden.

Bon ganz besonderem Bortheil aber wird die Erschließung eines weiteren Marktes für die Industrie der neuen Provinz Preußens sein. Die schon bessehenden Etablissements derselben werden dadurch außerordentlich gesördert werden, und neben ihnen werden neue sich erheben. Nur auf ausgedehntem Gestiet sindet gegenwärtig der Gewerbsleiß die rechte Gelegenheit sich zu entfalten. Täglich tritt die Nothwendigkeit territorialer Theilung der Arbeit deutlicher an's Licht. Jeder Theil muß nothwendig die Industriezweige vorzugsweise cultiviren, die ihm seine Natur und Lage vor Allem empschlen. Es nüssen ihm dann aber viele Absamärkte offen stehen, damit er seiner individualisierten Industrie großen Umfang geben kann.

Die Besorgniss vor der Concurrenz des Zollvereins ist ungerechtsertigt. Man hat auf die hohen Arbeitslöhne in Schleswig-Holstein, auf den Mangel an eigenen Kohlenlagern, auf die geringen Wasserkräfte desselben hingewiesen und darauf sogar Besürchtungen für das hier schon bestehende Gewerbewesen begründen wollen. Aehnliche Besorgnisse sind fast bei jedem Eintritt neuer

Glieber in den Zollverein laut geworden, aber der Erfolg hat immer gezeigt, daß sie unbegründet waren.

Wenn der Anschluß Schleswig-Holsteins an den Zollverein, so hörte man vor Kurzem noch sagen, die Preise vieler Gegenstände, besonders der Handwerkswaaren, erniedrigt, so werden die betreffenden Producenten schwer benachtheiligt werden. Sodann wird der Ackerbau durch die Steigerung einer Reihe
von Zöllen, namentlich durch die der auf Roheisen gelegten, in seinen Interessen start beschädigt werden. Endlich sollte auch der Schiffsbau und mit ihm
die Rhederei von diesen Eisenzöllen Schaden zu erwarten haben. Lauter Gespenster, welche die Beleuchtung nicht vertrugen.

Die Concurrenz der alten Gebiete des Zollvereins mit den Fabrikanten und Handwerkern der neuen legt allerdings manchen der letzteren die Nöthigung auf, mit größerer Umsicht und Regsamkeit als bisher ihre Geschäfte zu betreiben. Ferner wäre es möglich, daß einzelne Gewerbszweige, die bisher unter dem Schutze heher Zollsäte ihr Dasein fristeten, ihren Betrieb einstellen müßten. Aber der Staat ist nicht verpflichtet, die Trägen und Beschränkten bequem zu betten, und unnatürliche Industrie hat sicher keinen Auspruch darauf, ihre Existenz auf Kosten der Gesammtheit bis an das Ende der Tage fortgepflegt zu sehen; es ist eine Wohlthat, wenn sie einschlasen nuß, bevor zu viel Kapital in ihr angelegt ist und zu viele Menschen an sie die Bedingung ihrer Existenz gesknüpft erblicken.

Wird ferner, wie gezeigt, durch den Eintritt in den Zollverein das Leben in Schleswig-Holstein wohlseiler, so kommt dies auch den Industriellen zu Gute, und sie können ihre eigenen Erzeugnisse, da die Kosten derselben geringer gesworden sind, billiger liefern. Daß das Leben in Schleswig-Holstein bei gleichen Ansprüchen kostspieliger ist als in den deutschen Nachbarländern, rührt daher, daß das disher auf ein kleines Gebiet angewandte Schutzssstem die Preise vieler Bedürfnisse des Tages erhöht hat. Diese allgemeine Preisssteigerung hebt dann aber die Wirkung des Schutzes wieder auf, der dem einzelnen Producenten sürseine Erzeugnisse gewährt werden soll, und im Hinblid hierauf wünschten schon, als die Frage wegen des Eintritts Schleswig-Holsteins in den Zollverein vor vier Jahren zuerst erhoben wurde, alle tüchtigen Gewerbetreibenden diesen Einstritt ohne Furcht vor der Concurrenz, die nur den Schläsrigen und Unbehilfslichen drohte, und in der Hossung auf einen größeren Markt für die Früchte ihrer Arbeit.

Wenn im Gegensatz zu jener Furcht vor Schuplosigkeit Andere meinten, Schleswig-Holstein werde durch ben Anschluß an die deutsche Zollunion in ein Spstem größeren Schupes, als bisher, hineingestellt, so ist das schon durch das Obige wiederlegt. Der Unterschied zwischen Einst und Jetzt besteht im Wesentzlichen darin, daß der Zollverein für einige Finanzzölle höhere Sätze, für die meisten Schutzölle dagegen niedrigere hat, und daß die Wirtung dieser letzteren noch durch das große Productionsgebiet vermindert wird.

Damit sind im Allgemeinen die Besorgnisse widerlegt, welche man ben

ackerbautreibenden Rlassen einzuslößen suchte. Nur der Zoll auf Roheisen, durch welchen die Eisenpreise etwas gestiegen sind, enthält eine Belastung gegen früher für diese Rlassen. Dieser Zoll aber ist jetzt bereits reducirt und wird ohne Zweisel in nicht langer Zeit im Zollverein abgeschafft werden können, und übers dieß ist die Belastung des schleswigsholsteinischen Ackerdaus durch denselben keineswegs so bedeutend, wie man es dargestellt hat, zumal dieselbe durch die Bortheile, welche der Landwirthschaft allein schon aus der Aushebung der Zölle auf Holz und Steinkohlen erwachsen, überreichlich aufgewogen wird.

In ähnlicher Beise erletigen sich die Einwendungen, die man aus dem Interesse des Schiffsbaus gegen den Eintritt Schleswig-Holsteins in den Zollverein schöpfte. Der lettere gewährt dem Schiffsbauer bekanntlich eine Entschädigung sür die durch Anwendung seiner Zollsätze herbeigesührte Bertheuerung der Materialien, und diese Zollvergütung bezieht sich vorzugsweise auf das beim Schissbau verwendete Eisen. Reichte aber, wie man behaupten will, diese Bergütung nicht aus, um völlige Gleichstellung mit dem zollfreien Auslande herbeizussühren, so ist auch hier die Aushebung und Herabsetzung vieler anderen Zölle, vorzüglich die der in Schleswig-Holstein bisher auf Holz und Steinkohlen lastenben, in Rechnung zu bringen.

So bleibt nur Eins noch übrig. Der Zuderraffinerie, welche in Schleswig-Holftein bis in die letzten Jahre in sehr großem Umfang betrieben wurde, ist aus der durch die Steuer begünstigten Rübenzuderfabrikation der alten Zollvereinsgebiete eine schwere Concurrenz erwachsen. Wie andere Theile des Bereins, in welchen der letzgenannte Industriezweig nicht existirt, muß auch Schleswig-Holstein lebhaft wünschen, daß durch Gleichstellung der Besteuerung des Rübenzuders mit der des Colonialzuders der Raffinerie die Concurrenz erleichtert werde, und zwar nuß dieser Bunsch um so allgemeiner sein, als Hantel und Schiffsahrt durch Verbannung des jetzt noch den ganzen Verbrauch der Schleswig-Holsteiner bedenden Colonialzuders nicht unbedeutend benachtheiligt werden.

Sonst giebt es auf keinem Gebiete ber Bolkswirthschaft Bedenken stichs haltiger Art, welche den Eintritt Schleswig-Holsteins in den Zollverein von Seiten der Bevölkerung der Provinz nicht als ein willkommenes Ereignis bez grüßen lassen könnten. Die finanziellen Bedenken aber, die man 1864 in Kiel hezte, sind mit der Einverleibung des Landes in die preußische Monarchie ohne Weiteres weggefallen. Sie galten nur für das Schleswig-Holstein, welches die Augustenburger und ihr Anhang träumten.

Morit Busch.

Notizen.

Auf die Sammlung von Essay's über die baltischen Provinzen, welche Julius Edardt in diesem Sommer veröffentlichte, hat er jetzt eine zweite Serie folgen lassen: "Baltische und Ruffische Culturstudien aus zwei Jahrhunderten (Leipzig, Dunker und Humblot 1869)." Die eine Hälfte Dieses Buchs enthält Studien über liv = und kurlandische Verhältnisse und Personen; so erzählt uns ein Auffat bie Geschichte ber Stadt Dorpat, die seit Gründung der Universität der geistige Mittelpunkt der Ostseeprovinzen wurde; ein anderer schildert die Ein= und Auswanderung, welche in diesen Küsten= und Grenzge= bieten theils vom deutschen Westen ber, theils nach dem russischen Often bin stattfand, oder erinnert an die lebendigen literarischen Beziehungen, welche zur Beit ber Kant, Herber zc. zwischen uns und ben baltischen Deutschen gepflogen wurden, ein vierter wählt aus ben vielen militärischen Talenten, welche Livland und Kurland hervorgebracht haben, eines der größten aus, und zeichnet uns nach bisher unbenutzten Quellen die Helbengestalt bes Generals Loudon. Der gleiche Gebanke trägt diese neue Schrift und die frühere Bublication. ist mit außerordentlicher Thätigkeit und bedeutendem Talent bemüht, die idealen Bande zwischen seiner Heimath und dem deutschen Mutterland wieder fester zu knüpfen. — Auch die zweite Abtheilung seines Buchs dient diesem Zweck, indem sie uns zeigt, wie das russische Wesen, welches jest die deutsche Civilisation in ben Oftseeprovinzen zu vernichten brobt, in seinen Unterlagen beschaffen ift. Gi= ner dieser Auffätze, der früher in kurzerer Form in unsern Jahrbuchern publi= cirt wurde, schildert uns die heutige byzantinisch = russische Kirche. Es handelt sich babei nicht um die Dogmen und Bekenntnißunterschiede, sondern um das Leben, um die Bildungsstufe der Mönche und ber Popen und ihren Einfluß Eine andere Studie entwickelt das communistische russische Ge= auf das Volk. meindeprinzip, das die fanatische Nationalpartei als die Lösung der socialen Frage, als das Prinzip, welches die Welt erobern musse, auf ihre Fahne ge= schrieben hat. Es sind das Zustände und Ideen, die unserm westlichen Europa fast unbekannt waren, und beren Verdeutlichung auf Grundlage der russischen Quellen ein wirkliches Verdienst ist. Die Bilber, welche Edardt von den kirch= lichen, ländlichen, literarischen Verhältnissen Rußlands entwirft, sind die beste Vertheidigung seiner baltischen Heimath. Sie weden das Bewußtsein von dem ungeheuren Gegensatz, ber zwischen jener halbasiatischen Barbarei und biesem äußersten Vorposten bentscher Gesittung besteht. Wir empfinden biesen Gegensatz und die Aufgaben, die daraus einmal für Deutschland erwachsen können, mahr= lich so tief wie irgend ein Anderer. Aber im Unterschied von manchen Parteien sind wir gewöhnt, nur da zu reben, wo wir auch zum Sanbeln aufforbern Und das vermögen wir heute nicht. Die allgemeine politische Lage, die bedenkliche Richtung, welche Desterreich und Frankreich gegen uns einnehmen, zwingt uns, jede Differenz mit andern Mächten nach Kräften zu vermeiben.

787

Beim Abschluß unseres Heftes geht uns noch ein sehr interessantes Buch Es sind die Memoiren eines alten Beteranen, den viele unserer Leser noch gekannt und verehrt haben. Der Titel ist: Aus dem Leben des Ge= nerals H. v. Brandt. 1. Theil. Die Feldzüge in Spanien und Rußland (herausgegeben von seinem Sohn, dem Major v. Brandt. Berlin, Mittler 1868). Die Memoiren sind, wie manche neuere Beziehungen zeigen, erst in den letzten Lebensjahren des Generals redigirt, aber sie beruhen auf ben täglichen Stizzen, die der junge Offizier mährend der vierjährigen Kämpfe in Spanien und mahrend des russischen Feldzugs in sein Tagebuch zeichnete. Daber erscheint Alles als frisch und unmittelbar erlebt. Höchst auziehend ist z. B. die Schilberung von der Belagerung Saragossas, das Haus für Haus den Spaniern abgerun= gen werden mußte. Wir bekommen bas lebendigste Bild von der Eigenthum= lichkeit des spanischen Guerillakrieges, von Gesinnung und Bildungsstufe der Bewohner, von den Wirkungen dieser Volkskämpfe auf die Disciplin der na= poleonischen Truppen. Auch der Militär wird in dem Buch, insbesondere in taktischer Beziehung, viel Neues und Belehrendes finden. Das Werk gehört zu den besten Erscheinungen unserer neueren Memoirenliteratur.

Berr Baron Baugmann und bie Preugischen Jahrbücher.

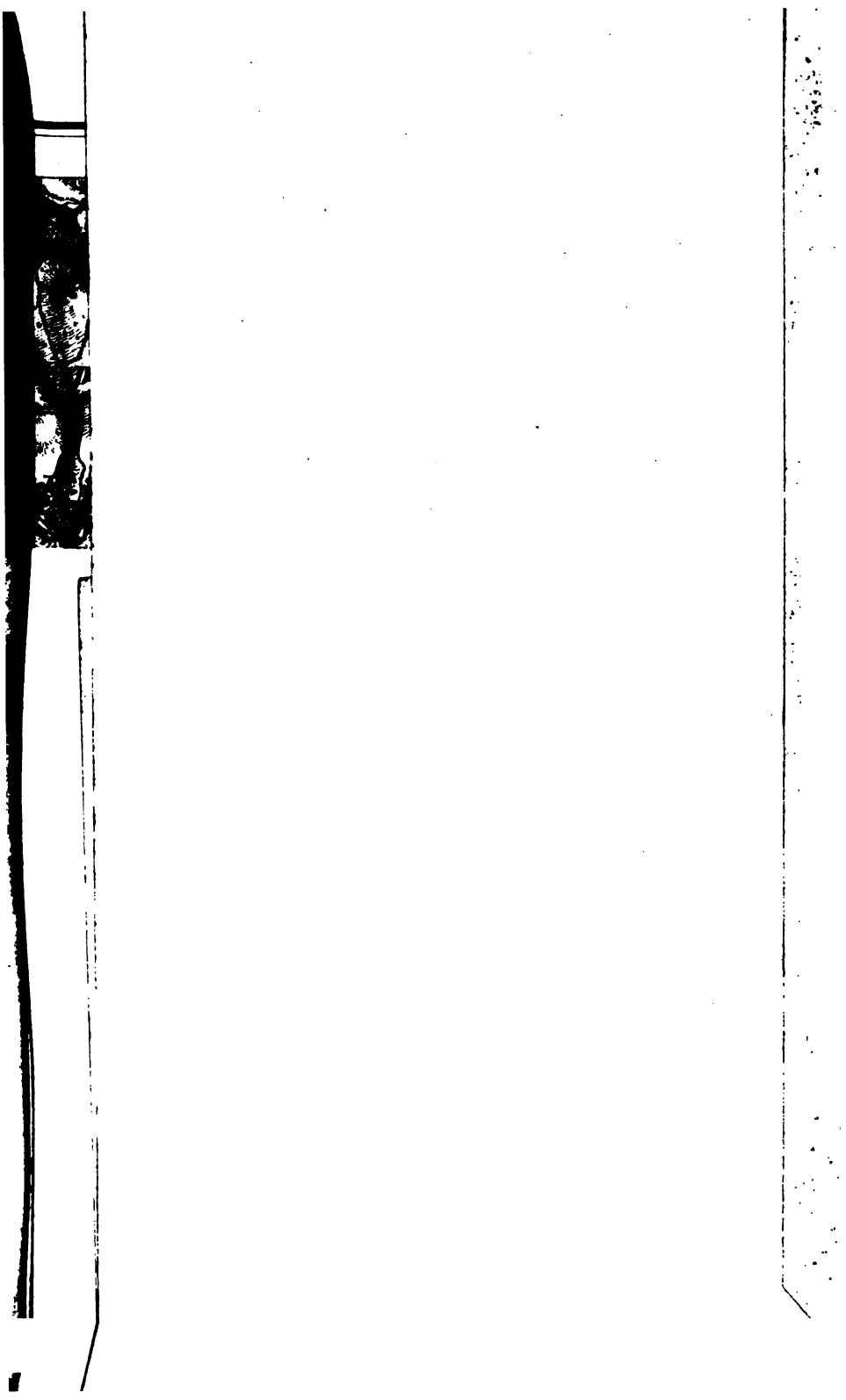
Unsere Leser entsinnen sich noch des Aufsatzes von E. Löning über die Berwaltung der Stadt Paris im Septemberhefte d. Bl. Darauf hin ist dem Bersasser aus dem Cadinet du Senateur Preset de la Seine eine Berichtisgung zugegangen mit der Aufsorderung, dieselbe spätestens in dem nächsten Hefte der Jahrbücher zu benutzen. Wir waren gespannt auf den Inhalt des Actenstückes, wir erwarteten, von competenter Seite eine Aufslärung über die Berwaltung der französischen Hauptstadt zu erhalten, vielleicht sogar eine Entbüllung über den Berbleib gewisser geheimnisvoller Millionen, deren Berwensdung dem Pariser Bürger noch immer dunkel ist. Aber zu unserem Leidwesen ergab sich, daß die Berichtigung gar nicht von der Stadt Paris handelt, sons dern von einem Gegenstande, welcher dem Herrn Seinepräsetten ungleich anziehender zu sein scheint, nämlich von Herrn Seinepräsetten ungleich anziehender zu sein scheint, nämlich von Herrn Hausmann selber.

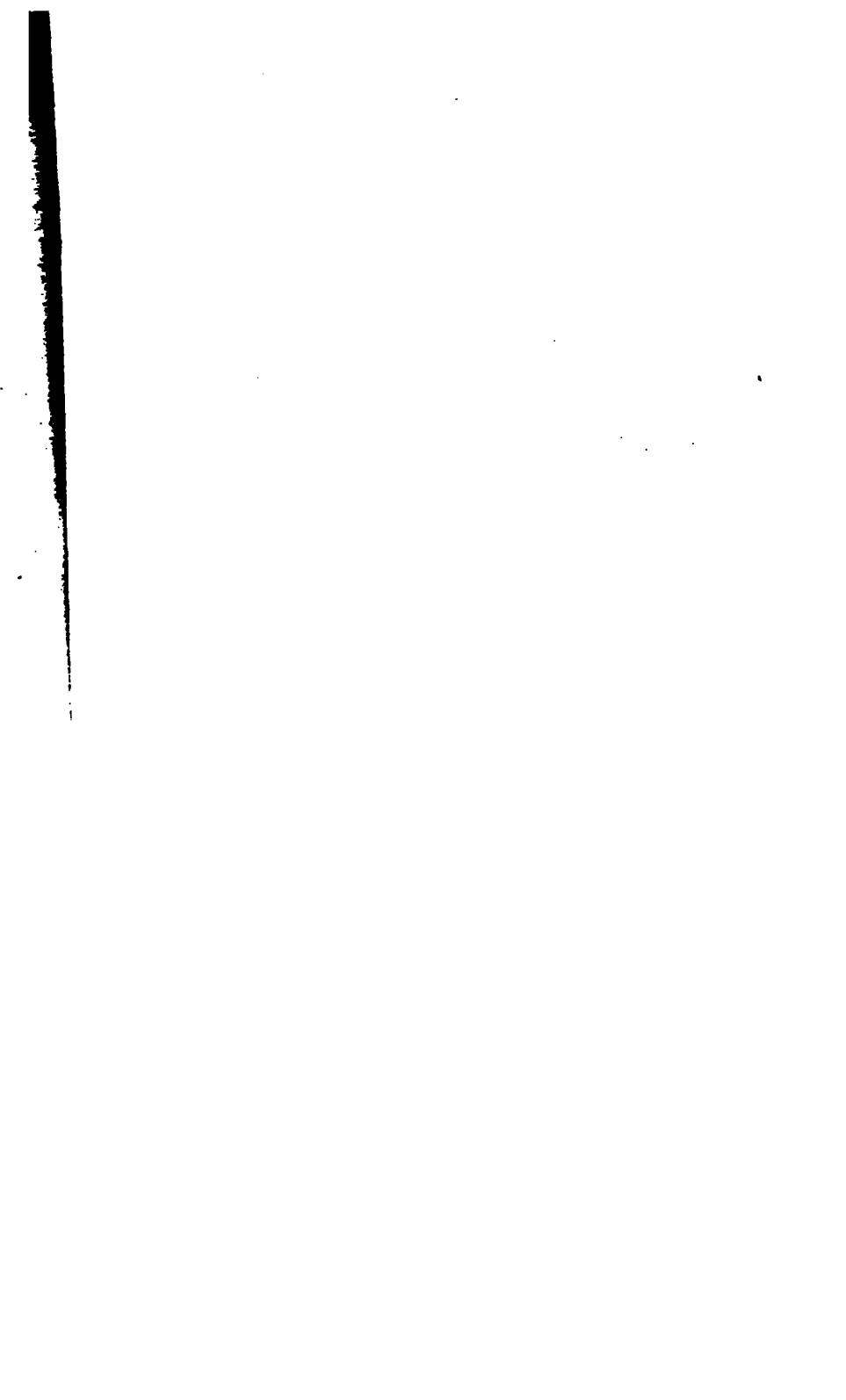
Herr Hausmann verwahrt sich lebhaft und nicht ohne einige Entrüstung gegen die ehrenrührige Nachrebe, daß er in seiner Jugend Musiker gewesen sei. Er hat allerdings, während er die Rechte studirte, auch Vorlesungen in dem Conservatorium gehört, mais comme simple amateur, par pure distraction. Es geschah damals, fährt der Brief fort, nur selten, daß des gens du monde, die durch ihren Stand von der Ausübung der Kunst sern gehalten wurden, sich mit der Theorie der Composition beschäftigen. — Wir wissen nicht recht, ob das Preßgesetz uns zur Aufnahme dieser Berichtigung verpslichtet. Der Raum verbietet uns auch alle die musikalischen Vorlesungen zu nensnen, die Herr Hausmann einst mit seiner Gegenwart beehrte. Im Bewußtsein seines Werthes hat er sie uns sämmtlich aufgezählt. Aber die innere

Wahrheit seiner Bersicherung leuchtet uns ein; wer die Neubauten von Pobetrachtet, dem muß sosort klar werden, daß ihr Urheber sich nur par podistraction mit dem Studium der schönen Künste besaßt hat. Wir nehn also die Behauptung, daß Herr Baron Haußmann jemals ein gemeiner D siker gewesen sei, förmlich und feierlich zurück und hoffen, er werde mit i einstimmen in den Ruf: glückliches Frankreich! glücklich die leitenden Män des zweiten Kaiserreichs, auf deren Vergangenheit kein schlimmerer Verdacht dieser haftet!

D. Red.

Berantwortlicher Rebacteur: W. Wehrenpfennig. Drud und Berlag von Georg Reimer in Berlin.





•			•	
		•		
				•
	,			
				•
			•	
			•	



3 9015 03505 6467

•

